





the library

**Garrett  
theological  
seminary**

WITHDRAWN

evanston, illinois

LIBRARY, USE ONLY



**Garrett Biblical Institute**

**Evanston, Illinois**







Das  
**Evangelische Magazin**

für die  
**Sonntagsschule und den Familienkreis.**

**Band XIII.—1881.**

**Religion—Sittlichkeit—Bildung.**

**Redigirt von E. A. Thomas.**

---

**Cleveland, Ohio.**

**Verlegt von Lauer und Gost,**

**214—220 Woodland Avenue.**





Garrett Biblical Institute

Evanston, Illinois



3x750t 6Y  
E92  
v.13  
1981  
9501

## Inhaltsverzeichnis.

Die mit einem \* bezeichneten Artikel sind illustriert.

### I. Gedichte.

	Seite.
Deinen Frieden sende nieder *	2
Weihnacht im Walde.....	28
Winterfreuden *	49
Winter.....	64
Seelenfrieden.....	73
Zum letzten Gang *	89
An den scheidenden Winter.....	99
Der Morgen.....	116
Der Schmerzensmann.....	149
Frühlingswalten *	151
Des Frühlings Ruf *	169
Grüßt den Mai.....	188
Der Frühling von 1881.....	197
Oben im Baum *	226
Zur Himmelfahrt.....	229
Waldheimath *	249
Das Dreigestirn.....	276
Hätten wir gedacht.....	305
Vorwärts !.....	314
Saat und Ernte.....	330
Sonntags im Feld *	352
Der Erntekranz.....	357
Zuruf.....	369
Herbst.....	372, 428
Nach dem Regen.....	394
Aufgang.....	420
Weihnachten.....	473
Der erste Schnee *	474

### II. Erzählungen.

"Siehe, ich verkünde euch große Freude!".....	2, 58,	89
Die Heldin von San Joaquin.....		8
In der dunklen Stube.....		17
Fröhliche Weihnachten!.....		20
Liebet eure Feinde, und segnet, die euch fluchen!".....		34
Liebe stärker als der Tod.....		36
Ein Licht angezündet vom Herrn...50, 96, 136, 170, 216,		249, 298, 336
Ernstes und Heiteres...55, 103, 150, 187, 227, 263, 312,		354, 392, 435
Der gesegnete Flintenschuß.....	63,	111
Die Kirche zum Becher kalten Wassers.....		104
Das Bild des Großvaters.....		131
Die Macht der Versuchung.....		152
Der Buschprediger.....		177
Der alte Kirchenvorsteher.....		182
Endlich doch erhört.....		224
Der stolze General.....		236
Eine sonderbare Rache.....		269
Günstig verirrt.....		275
Reich belohnt.....		392
Im Erntefeld *		329
Wohltun bringt Glück.....		343
"Dein Wille soll deinem Mann unterworfen sein" 2c.....		350
Aus schwerer Zeit.....		356
Jeffry Hayes, der mädere Schmied.....		376
Mutter, morgen gibst's was zu thun.....		379
Unter den Rothhäuten.....		384
Richard Conrad's Dankagungstag.....		416
Kein Unglück ohne Glück.....	424,	467
Die Wege der Vorsehung.....		454
Der letzte Wal *		462
Die gesegnete Plafate.....		470

### III. Biographisches.

	Seite.
Dr. Theodor Christlieb *	21
Die Familie Bach *	92
Joseph Norman Lockyer *	189
Präsident Garfield *	230, 265
Vom alten Heim.....	257
Johann Peter Hebel *	334
"Wer nur den lieben Gott läßt walten" *	417
Kablache.....	428
Zum Andenken an James M. Garfield *	447

### IV. Naturgeschichtliches.

Die Rose.....	10,	75
Kakteen *		53
Aus dem Leben des Gishären *	71,	106
Erzeugnisse des Nichtenwaldes *		100
Zwei seltene Blumen *		109
Die Drossel.....		129
Aus dem Leben der Insekten.....133, 174, 220, 253, 295,		331
Der Haselstrauch *		154
Der Strauß *		421
Blumen *		456

### V. Länder- und Völkerkunde.

Am Colorado *	24,	67
Die heidnische Mythologie in ihren religiösen Grundzügen betrachtet...33, 76, 108, 148, 190, 228, 277, 313,		355
Constantinopel *		56
Im hohen Norden *		62
Bruchstücke aus der Chronik der Hussenzeit.....		65
Die christliche Mission in Japan...69, 117, 193, 234, 315,		394
Aus Texas.....	72, 112, 156,	274
Biblische Städte.....	74, 114, 185,	272
Der Kölner Dom *		145
Die Kiesenbrücke zwischen New York und Brooklyn *		191
Aus der Schweiz *		195
Die Nadel der Cleopatra *		213
Aus Basel.....		232
Der Juniata *		258
Oberstien von Euzor *		262
Am Hudson.....	289, 347,	381
Aus dem Lipperland *		301
Fortschritte in Palästina.....		304
Chautauqua *		306
Ein Tag am Chautauqua See.....		340
Bilder aus den Alpen.....	373, 429,	449
Das Baseler Missionshaus *		378
Biblische Meere *		389
Merito *		413

### VI. Verschiedenes.

Knecht Ruprecht *	1
Die frohe Festzeit *	5
Der helle Morgenstern *	14
Weihnachtsfeier in Schweden und Norwegen *	19
Zum Jahreswechsel.....	23
Deutsche Christbäume in Spanien *	31
Er war im Zuchthaus.....	46
Zur deutschen Bildungsstatistik.....	86
Frühlingswalten.....	115
"Sabe ich es nun recht gemacht?".....	130
Die Gedanken.....	140
Was ein nachbarliches Herz thun kann.....	143
Kirchenthränen.....	157
Starkes Getränk war schuld.....	178



	Seite.
Der Mai *	179
Hufe mich an in der Noth.	196
Werdet wie die Kinder.	209, 260
Weise Sparsamkeit.	229
Näher, mein Gott, zu dir!	237
Die Entscheidung einer Königin.	256
Sommernacht-Idylle.	309
Die Uhr.	311
Die beiden Bettler.	317
Die thörichten Auswanderer.	333
Dämmerstündchen.	353
Ein wenig zu spät, ist ganz zu spät.	358
Deutsch oder Englisch.	369, 409, 475
Das Kapitel vom Grüßen.	372
In der Strömung.	396
Gedächtnissen.	409
Glockenlänge.	419
Kurze Haare sind bald gebürstet.	432
Danktagungsstag und Danktagung.	433
Jugendschule.	436
Zur Geschichte der Bibel.	453
Christliche Erziehung nach Leib und Geist.	459

### VII. Sonntagschul-Artikel.

Für Normalklassen *	38, 79, 118, 197, 238, 278, 318, 397, 438, 478
Die Wandtafel.	39
Erfolgreiche Sonntagschullehrer.	39
Ein Beispiel von Erzbischof Leighton.	39
Arbeit.	39
Des Sonntagschullehrers Arbeit, und wie sie gethan werden soll.	77, 118
Nur eine Sonntagschule.	78
Zum Nachdenken.	119
Für Eltern.	120
Möchten die Eltern zc.	120
Der Jordan*.	158
Wichtiger Gebrauch der Sonntagschul-Hilfsmittel.	159
Kleinkinderklasse.	198
Pflichten der Eltern der Sonntagschule gegenüber.	189
Erfolgreiche Lehrer, und wie sie zu behandeln.	199
Die Reserve-Armee der Kirche.	240
Erziehung.	240
Was ich von S. Schul-Conventionen weiß.	318
Ein wesentliches Stück in der Sonntagschule.	320
Des Sonntagschullehrers Ausrüstung.	359
Die kleinen Kinder, ihr Lehrer und Unterricht.	360
Wie man die Bibel lesen soll.	360
Befehrer zc.	360
Ueberblick des S. Schulwerks auf Pittsburg Distrikt, Erie Konferenz.	399
Die Sonntagschullektion — wie man dieselbe studirt.	438, 479
Der Sonntagschullehrer.	439, 480
Die rechte Qualifikation eines Sonntagschul-Arbeiters.	440

### VIII. Sonntagschul-Lektionen.

1. Zacharias und Elisabeth.	40
2. Mariä Lobgesang.	41

	Seite.
3. Zacharia Weisagung.	42
4. Die Geburt Jesu.	44
5. Simeon und das Kind Jesus.	45
6. Jesus als Knabe.	80
7. Die Predigt Johannis des Täuflers.	82
8. Die Predigt Jesu.	83
9. Jesus heilt die Kranken.	85
10. Das Zeugniß Jesu von Johannes.	120
11. Der Sünderfreund.	122
12. Uebersichtstabelle. — Erstes Viertel.	124
13. Mächtigkeitslection.	125
14. Die Nachfolge Jesu.	160
15. Der barmherzige Samariter.	162
16. Die Pharisäer bestraft.	163
17. Der reiche Narr.	165
18. Verloren und wiedergefunden.	200
19. Der verlorene Sohn.	201
20. Der reiche Mann und der arme Lazarus.	208
21. Gleichnisse über das Gebet.	204
22. Gleichniß von den Pfunden.	206
23. Die Kreuzigung.	241
24. Der Gang nach Emmaus.	242
25. Uebersichtstabelle. — Zweites Viertel.	244
26. Missionslection.	245
27. Israel in Egypten.	279
28. Der kommende Retter.	281
29. Moses Berufung.	282
30. Moses und Aaron.	284
31. Moses und die Zauberer.	285
32. Das Osterlamm.	321
33. Das rothe Meer.	322
34. Das Manna.	324
35. Die Gebote.	325
36. Die Gebote.	361
37. Abgötterei bestraft.	362
38. Uebersichtstabelle. — Drittes Viertel.	364
39. Die Bibel.	365
40. Freigebigkeit.	400
41. Die Stiftshütte.	402
42. Das Brandopfer.	403
43. Das Dankopfer.	405
44. Nadab und Abihu.	406
45. Das Versöhnungsfest.	440
46. Das Laubhüttenfest.	442
47. Das Halljahr.	443
48. Die eiserne Schlange.	445
49. Bileam.	481
50. Die letzten Tage Moses.	482
51. Uebersichtstabelle. — Viertes Viertel.	484
52. Christtagslection.	485
Sonntagschul-Lektionen für 1882.	486

### IX. Musik.

Nach der Heimath.	246
-------------------	-----

### X. Hinterstübchen.

Seite.	47, 87, 127, 167, 207, 246, 287, 327, 367, 407, 446, 487
--------	--













## Knecht Ruprecht.

Von C. A. Thomas.

(Zum Titelbild.)

„Am Fenster rauscht die schwarze Nacht.—  
Was poltert draußen am Gartenthor?  
Ihr Vuben und Mädchen lauschet sacht:  
Knecht Ruprecht ist's, er steht davor.  
Er schlappert mit den Füßen,  
Er klappert mit den Nüssen.  
Wer wird wohl mit ihm müssen?  
Aling! Aling! Jetzt reißt er an der Glock',  
Bumbum! Jetzt klopft er mit dem Stock.  
Herein! Da steht er wie ein Aß,  
Im Belz vom Kopfe bis zu Fuß.“



n die mit jedem Tage beständig zunehmende Weihnachtsfreudigkeit der Kinder fällt als einziger trüber Schatten der bevorstehende Besuch des Knechtes Ruprecht. Daran erinnern wir uns noch recht lebhaft. Eines Abends beim Essen versichert vielleicht der Hausknecht bestimmt erfahren zu haben, daß Ruprecht (auch Belz und Aß) nächster Tage im Dorfe umher gehen und nach den Kindern sehen werde, ob dieselben artig gewesen seien und auch beten könnten. Wie horchte da, bei solch' lebentlicher Nachricht,

daß kleine Volk auf, während der Vater einige Mal sehr ernsthaft dazu nickte, und die Mutter den Kopf etwas tiefer über den Teller beugte. Da war's denn für das kleine Volk ein wahres Glück, daß alle Jahre, kurz vor Weihnachten, die alte Tante Sophie kam, um der Mutter bei den Festvorbereitungen in etwa behülflich zu sein. Die konnte man nöthigen Falls zum Schutz gegen den gestrengen Knecht Ruprecht anrufen, oder sich doch von ihr erzählen lassen, ob er diesmal nicht vielleicht doch o h n e K u t h e und ohne den großen Sack käme, in welchen er die unartigen Kinder zu stecken pflegte. Verstand sie es doch gar meisterhaft über den langbärtigen Gesellen die beruhigendsten Nachrichten mitzutheilen; denn sie versicherte mit einem hinlänglichen Aufwand von Ernst, daß er gar nicht so böß sei, wenn man sein Gebet sagen könne, und dies Jahr nun gar sei er nicht so ungütig, wie sie aller Orten schon gehört habe; denn sagte sie:

„Wo nur die Kinder folgen gern,  
Da bringt er Nüsse und Mandelkern,  
Und Aepfel und Birne, und Hupel und Schnitz'  
Für'n Hansel und Heiner, für'n Franzel und Fritz.“

So rückte denn der Weihnachtstag immer näher und die Kleinen zählten die Nächte, welche sie bis zur Christbescherung noch zu schlafen hätten. Oft wollte es scheinen, als wäre der gefürchtete Kamerad, trotz seiner langen Stiefel, mit seiner riesenmäßigen Bürde im tiefen Schnee irgendwo stecken geblie-

ben und könne folglich keine Einfuhr im Hause halten. Allein, aufgehoben, ist noch nicht aufgehoben! Am Weihnachts heiligen Abend endlich, kurz nach dem Nachessen, pochte es derb an die Thür, und herein tritt—Ruprecht—in unserer Meinung—der leibhaftige Knecht Ruprecht. Wie das rasselte und rappelte! Carl hat schnell hinter dem Bettvorhang Posto gefaßt und will hier der Dinge abwarten, die da kommen sollen, während Heinrich flugs hinter die Mutter tritt, hat aber doch auf die an Alle brummig gerichtete Frage Ruprecht's: „Könnt ihr beten?“ mit einem ziemlich herzhaften „Ja!“ geantwortet. Und nun geht's ans Hersagen des Liedes: „Du lieber heiliger frommer Christ!“ u. So daß der gefürchtete Gast selber sagen mußte: „Gut, gut!“ Und:

„Nun rüttelt und schüttelt er seinen Sack:  
Da rumpelt und pumpt herunter ein Paß,  
Es purzeln und kugeln die Aepfel und Nüsse  
Den staunenden Kindern durch Finger und Füße,  
Und eh' dieselben noch kommen zu Wort,  
Der zottige Ruprecht ist lange schon fort.“

Das war dann eine Freude und ein Jubel sondergleichen!

Unser Ruprecht da scheint aber ein Holländer zu sein, denn man sagt, dort schlage er seinen Wohnplatz gewöhnlich in den Kaminen und Schornsteinen der Häuser auf. Und das können wir ihm nun auch einmal gar nicht verdenken, denn er könnte es sonst in dem ebenen wässerigen Lande vielleicht nicht aushalten. Am St. Nikolaus stellen die jugendlichen Holländer ihre Körbchen um den Ofen. Santa Claus spricht mit ihnen durch den Schornstein, fragt wie es mit der Folgsamkeit, dem Fleiße und dergleichen stehe. Läßt sich auch Lob- und Bittliedchen hersagen. Lobt, wo zu loben ist, aber er tabelt und schilt auch mit furchtbarer Stimme durch den Schornstein herab. Den nächsten Morgen geht's ans Suchen und Umherwühlen, und bald ertönen von allen Seiten aus der Schlafstube unter der Bettstelle her, hinter dem Schrank in der Küche, aus dieser und jener Ecke die jubelnden „Oh's!“ und „Ah's!“ und die vollgestopften Körbchen werden tüchtig durchgemischt. So wäre denn demnach im Ganzen der Alte dort gar kein so übler Cumpan. Soll er ja einst als Priester Rupert den in der heiligen Christnacht um die Kirche zu Kolbick, im Anhalt'schen, tanzenden Männern und Weibern über solches Treiben tüchtig zu Leibe gerückt sein. Und so lebt nun im Volksmunde der gewiß damals mit Recht Erzürnte als Knecht Ruprecht, welcher die Bösen am heiligen Christabend strafen muß, fort. Nun Böse hat's genug. Und Ruprecht scheint's studirt sich die Namen im Buche auch gehörig ein: aber wird er sie finden? Welch' festen Falt hat doch die Sage im Munde des Volkes!



## Deinen Frieden sende nieder!

(Von August Sturm.)



Deinen Frieden sende nieder,  
Wunderiel'ge heil'ge Nacht,  
Deinen Frieden sende wieder  
Der das Heil der Welt gebracht!  
Wenn die Weihnachtsglocken klingen,  
Goldnen prangt der Kerze Schein,  
Laß uns mit den Kindern singen,  
Mit den Frohen fröhlich sein!

Deiner Kindheit sel'gen Glauben  
Laß ihn dir, o Christenherz,  
Nimmermehr durch Zweifel rauben,  
Halt ihn fest in Leid und Schmerz!  
Frohes Weihnachtsläuten kündet  
Botschaft aus dem Heimathland,  
Und dein Weihnachtslicht entzündet  
Deines Gottes Vaterhand!

Der in Bethlehäm geboren,  
Der gehorsam bis zum Tod  
Sich am Kreuze dich erkoren  
Bannet alle Erdennoth!  
Seine Lieb' hält dich geborgen,  
Treulich folge seinem Lauf!  
Und dir geht an jenem Morgen  
Einst die Ostersonne auf!

Auf denn! Wie mit höchsten Spenden  
Gottes Liebe uns bedacht,  
Habt mit immer offenen Händen  
Heut der armen Brüder Acht!  
In der Liebe laßt uns leben,  
In der Liebe thätig sein,  
Er der Weinstock, wir die Aehren;  
Heilger Christ, dann sind wir dein!

## „Siehe, Ich verkünde euch große Freude!“

(Von Marc. Bohan.)



### I.

In den Straßen der Stadt D . . . herrschte das regste Leben. Weihnachten war vor der Thür, und die Befriedigung der verschiedenen Wünsche, welche von den Menschen dem Knecht Ruprecht unterbreitet waren, setzte die halbe Einwohnerschaft, welche sich den Luxus eines mit Gaben besetzten Festtisches gestatten konnte, in Bewegung. Der Winter, welcher sonst so oft, dem Christkindchen zu Ehren, noch mit der Entfaltung seiner ganzen Macht zögert, hatte in diesem Jahre schon seit Wochen seine harte Hand auf die Erde gelegt; auf den Feldern hatte schon tiefer Schnee gelegen, die Bäche und Flüsse starrten von Eis, und in den Wäldern dorrt der kalte Athem des Winters das Mark der Bäume.

Die beiden jungen Mädchen, welche am Tage vor dem Feste zu später Nachmittagstunde mit einander durch die Straßen gingen, sorglich in warme Pelze gehüllt, die Händchen von warmen Muffen geschützt, fanden das Wetter ganz nach

Wunsch, der eisige Wind konnte nicht an ihren Körper bringen, und wenn er rothe Backen schuf, so mußte das sicherlich unter den schwarzen Sammhütchen ihnen äußerst gut stehen. Die letzten Einkäufe waren gemacht, manch Geldstück war in die Hände eines Bedürftigen gewandert und hatte Geber und Empfänger Freude bereitet. Darüber waren die letzten Tagesstunden rasch dahin gegangen und in manchen der zahlreichen Verkaufsläden wurden schon Gasflammen angezündet, welche nun doppelt verführerisch die im Schaufenster ausgestellten Waaren beleuchteten.

„Louise, wir müssen nach Hause,“ sagte jetzt das kleinere der beiden Mädchen, eine zarte, anmuthige Blondine mit äußerst sympathischen Gesichtszügen und großen blauen, dunkelbewimperten Augen. „Gleich, gleich, Lore,“ antwortete ihre kräftigere Gefährtin, „wir gehen nur noch diese Straße hinunter, ich habe noch einen Auftrag von Papa an einen Pelzhändler dort auszurichten, dann bin ich bereit, obgleich jetzt bei den



erleuchteten Läden eigentlich erst die rechte Lust angeht. Nun ja, lege nur nicht so sanft überredend deine Hand auf meinen Arm, meinethwegen sollst du zu Hause keine Predigt wegen Verspätung erhalten."

So schritten die Mädchen rasch dahin. Die Straße, in welche sie jetzt bogen, war weniger belebt und auch dunkler, da die Verkaufsmagazine weniger zahlreich waren. Nur aus dem Laden eines Kunsthändlers, den seine zahlreiche Kundschaft auch in dieser entlegenen Straße zu finden wußte, strahlte ein helles Licht hinaus, und lockte die Vorübergehenden, stehen zu bleiben und die dort ausgestellten Kunstschätze zu bewundern. So wandten denn auch die beiden Mädchen ihre hübschen Gesichter gegen die erleuchtete Scheibe und musterten dort ausgestellte Photographien, Statuetten und Malereien aller Art. „Komm nur," mahnte endlich Lore ungeduldig. Im Weitererschreiten bemerkten die Mädchen einen jungen Mann, welcher gleich ihnen dort das Fenster gemustert und vielleicht nur jetzt den Damen Platz gemacht hatte.

Die Augen der beiden Mädchen ruhten mit mehr als vorübergehender Theilnahme auf der Erscheinung des jungen Mannes, und kaum waren diese einige Schritte weiter gegangen, als Lore zu ihrer Begleiterin sagte: „Sahst du den jungen Mann dort vorhin? Ach, wie sah er traurig aus!"

„Ja, Hunger und Frost schaute ihm deutlich genug aus den Augen," entgegnete diese trocken, „es ist viel Elend in der Stadt, Papa sagt, er könne bald selbst die Geduld verlieren, allen Bittstellern gegenüber, und der liebe Papa gibt doch so gerne."

„So gerne wie du, Luise," sagte Lore zärtlich, „aber glaubst du, daß es der Mangel war, der den jungen Mann so hoffnungslos traurig aussehen ließ?"

„Wie hübsch du dich ausdrückst, Herzenslore," lachte Luise, „ich komme mir wie ein prosaisches Ungeheuer vor, wenn ich hinzusehe, er sah aus, als wenn geheizte Zimmer und gute warme Mahlzeiten ihm in letzter Zeit unbekannte Dinge geblieben sein mögen. Der Hunger — — —"

„O Luise, der Hunger!"

„Ja, der allein schafft diese poetischen Schatten um die Augen, und das müde, verfeinerte Lächeln um den Mund."

„Er sah nur aus, als wenn er alle Hoffnung verloren hätte," sagte Lore nachdenklich.

„Nun ich will ihm mein letztes Fünfmarkstück schenken, wenn wir wieder vorbeikommen," sagte Luise, „es ist ohnehin Unfuss, von Weihnachtseinkäufen anders als mit ganz leerem Geldbeutel heimzukehren. Sei nur jetzt still, du hast nachher Zeit genug, dich über diese Behandlung a la mendiant deines Schüßlings zu verwundern, jetzt kommt mit mir zum Pelzmann, da ist der Laden."

Der Auftrag an den Pelzhändler war bald ausgerichtet, rasch schritten dann die Mädchen die Straße zurück, jetzt sahen sie schon wieder das helle Fenster des Kunsthändlers und den schön geformten Kopf des jungen Mannes gegen die Scheibe geneigt.

„Luise, ich bitte dich," flüsterte Lore und hielt den raschen Schritt ihrer Gefährtin etwas zurück, „bedenke, was du thun willst, er ist kein Bettler."

„Warte doch nur, Kind, warte," entgegnete Luise.

Jetzt war der Laden erreicht, der junge Mann wandte sich gegen die heranschreitenden Damen und diese konnten nun voll die Züge seines Gesichtes erkennen. Die Mädchen sahen, daß sie beide recht hatten; wohl erzählten die hageren Züge und die dunkeln Ringe unter den großen, haselnußbraunen Augen

von Noth und Entbehrung, allein der resignirte, schwermüthige Ausdruck des fast ideal schönen Gesichtes sprach von siegreicher Verachtung materieller Noth, wenn auch von Trauer und Hoffnungslosigkeit.

Noch während Lore vor dem Augenblick zitterte, in welchem Luise ihre Börse ziehen würde, fühlte sie, wie ihre Freundin sie gegen die Thür des Ladens drängte, und hörte, wie sie flüsterte: „Ich kann es doch nicht thun, laß uns einstweilen hier eintreten."

So traten die Mädchen in den Laden, und Luise forderte Photographien von einigen musikalischen Größen.

„Kennen Sie vielleicht den jungen Mann, Herr Feldner, welcher dort am Fenster auf der Straße steht?" fragte Luise den Kaufmann, während sie ihre Einkäufe machte.

„Ich weiß seinen Namen nicht, Fräulein Bachrodt," entgegnete dieser, „aber ich habe ihn vergessen, wenn er mir genannt wurde; der junge Mann hat sich an den Konkurrenzarbeiten für das Stipendium zur italienischen Kunstreise mit einer Arbeit betheiligt und kam heute wohl zum dritten Male her, um bei mir anzufragen, ob ich über die Entscheidung schon etwas wisse. Es ist sicher jetzt eine böse Zeit für einen jungen Künstler ohne Ruf, und besonders bei dieser alljährlichen Konkurrenz wird so viel frische Hoffnung zu Grabe getragen, der Brudersohn eines berühmten Mannes erwischt doch gewöhnlich das Benefizium. Ich danke, Fräulein, der Betrag ist richtig."

Die Mädchen verabschiedeten sich und verließen rasch den Laden. Dort stand noch der Gegenstand des eben geführten Gespräches. Mit neuer Theilnahme blickten Lore's blaue Augen zu ihm hin, sie begegneten denen des jungen Mannes, der mit ungekünstelter Bewunderung das Mädchen betrachtete. Lore erschraf, als ihre kühnere Gefährtin, nachdem sie einen raschen Blick die stille Straße entlang geworfen hatte, vor den jungen Mann trat und ihn ohne viel Verlegenheit ansprach. „Mein Herr," sprach sie mit fester Stimme, „falls Sie in dieser harten, verdienstlosen Zeit eine Beschäftigung suchen sollten, so erlauben Sie mir, Ihnen die Adresse meines Vaters zu geben."

„Mein Fräulein!" unterbrach sie der junge Mann.

„Wenn ich mich irrte, so verzeihen Sie," sprach Luise unerschrocken weiter, „mein Vater ist Besitzer einer großen Holzschnitzerei-Fabrik, er beschäftigt gern jeden fleißigen Menschen, er hat Güte für jeden Arbeitsuchenden, Fachkenntnisse sind kaum immer erforderlich, nur Intelligenz, wie sie aus ihren Augen spricht."

„Mein Fräulein, wie konnten Sie wissen? — — welche unerwartete Theilnahme — —"

Luise nickte dem Sprechenden freundlich zu. „Mein Vater ist gut; die Fabrik ist Waldenstraße Nr. 18, und zu jeder Zeit finden Sie dort Aufnahme." Sie wandte sich erröthend ab, das Ungewöhnliche dieses Gespräches verwirrte sie doch.

Lore hatte mit glühenden Wangen den raschen Worten Luise's gelauscht, ihre blauen Augen schimmerten feucht von ganzem Mitgefühl. Sie streckte halb zögernd die kleine Hand gegen den jungen Mann aus. „Mögen Sie bald erreichen, wonach Sie sich so heiß sehnen, mein Herr," sprach sie leise.

Der junge Mann ergriff ihre Hand und sah ihr halb traurig, halb begeistert ins Gesicht. „Gott segne Sie für diesen Wunsch," sprach er innig und neigte seinen lockigen Kopf vor den rasch sich von ihm abwenden den Mädchen.

Hochathmend schritten sie dahin, beide wortlos.

„Lore," rief Luise plötzlich halb entsetzt, „du weinst?"

„Daß mich nur,“ schluchzte diese, „es ist so thöricht von mir, aber ich kann nicht anders. Bitte, frage mich nichts.“

So konnte Luitje sich von dem erregten Mädchen nur mit einer stillen Umarmung am Haupte ihrer Eltern verabschieden.

Die nußbraunen Augen hatten den beiden Mädchen nachgeblickt, so lange noch ein Stück ihrer Gewandung ihnen sichtbar geblieben, dann wandte sich der junge Mann zum Gehen. Er schritt durch viele Straßen, fernab von den Hauptstraßen der Stadt schien seine Behausung zu liegen. „Waldenstraße 18,“ murmelte er vor sich hin, „soll das das Ende meiner Träume werden?“

Er stieg endlich in einem großen, kasernenähnlichen Hause viele dunkle Treppen in die Höhe, öffnete die knarrende Thür eines kleinen Zimmers und trat ein. Die Laterne auf der entgegengesetzten Seite der Straße warf ein unsicheres, flackerndes Licht an die Decke des niederen Zimmers, das in seiner dürftigen Einrichtung einen wenig einladenden Eindruck machte. Kein befreundetes Wesen bot dem Eintretenden einen Willkommensgruß, frostig wehte die Luft des ungeheizten Raumes ihm entgegen. Der junge Mann machte einige müde Schritte durch das Zimmer und trat an einen kleinen Speiseschrank, den er halb mechanisch öffnete und hineinschaute, als ob er nach etwa darin aufgehobenem Essen forschte; er schloß denselben und auf sein in dem fahlen Dämmerlicht blaß und unheimlich scheinendes Gesicht legte sich ein weiterer Zug matter Resignation. Er ging an das Fenster des Stübchens und lehnte seine Stirn gegen die mit Eisblumen befrorenen Scheiben, kein Laut kam über seine Lippen, ganz still blieb es in dem fahlen Gemach.

Unten von der Straße herauf klang der eintönige Gesang der Kinder, welche, Weihnachtslieder singend, bettelnd vor die Thüren der Häuser zogen; scharf und wie halb vor Frost bebend klangen die Stimmen der Knaben durch die klare Luft. Die kalten Hände des jungen Mannes rüttelten an dem eingefrorenen Fenster, welches endlich nachgab. Eißig strömte die Abendluft hinein, heller klang der Diskant der singenden Knaben, und nun, als die Glocke der nahen Kirche die siebente Stunde verkündet hatte, erscholl nach alter heiliger Weihnachtsitte von der Höhe des Thurmes herab der allen Christen so liebe Choral: „Vom Himmel hoch da komm' ich her.“ Das Lied der singenden Knaben verstummte, dann fielen jubelnde Stimmen von überall ein in die feierlichen Klänge, eine große, fröhliche Kinderchar sang mit, und noch lange, nachdem das Lied zu Ende gesungen war, verkündeten jubelnde Rufe der Kleinen sich untereinander, daß morgen in allen Häusern der Christbaum brennen würde.

Das Fenster oben wurde geschlossen, der Lauschebe trat in das Zimmer zurück, er schlug die Decken eines dort stehenden Bettes auf, entkleidete sich in Hast und legte seinen müden Kopf auf die Kissen nieder. Die großen Augen folgten den zitternden Ringen, welche die Gasflamme der Straßenlaterne an der Decke des Zimmers hervorrief, und die Gedanken des jungen Mannes kehrten zurück zur fernen Kinderzeit, sie leiteten ihn von neuem durch die Jahre seiner ersten Jugend bis zu dem heutigen Tage, dem letzten in einer langen Reihe durchhoffer, durchsorgter, hoffnungsloser Tage.

## II.

Georg Rosen war der Sohn eines Lehrers in einem kleinen Fischerdorfe am Dösestrande. Er hatte seinen Vater verloren, als er fünfzehn Jahre alt war. Es war der Wunsch seines Vaters, daß der Sohn denselben Stand erwählen sollte, in

welchem er selbst so viele Jahre sein bescheidenes Brod und seine volle Befriedigung gefunden hatte. Die Mutter hatte nur ungern sich aller Einwendungen gegen diesen Plan enthalten; sie hatte so oft ihren Mann beklagt, daß sein reicher Geist und sein umfassendes Interesse in die engen Grenzen einer Dorflehrestellung gebannt war, daß sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen mochte, daß auch ihr einziges Kind, ihr feuriger, krauslockiger, zärtlicher Junge, auf die, dem sonnenlosen Lebenswege nach und nach Kraft, Muth und Ehrgeiz verlieren sollte, um endlich zu einem müden, stillen Menschen zu werden, der in gleicher Weise, als der jetzt alte Vater, durchs Leben ging. Mit stolzer Freude begrüßte sie das Hervortreten eines entschiedenen Zeichentalents bei ihrem Sohne; mochte auch oft dazu der Vater den Kopf schütteln, die Augen der Mutter strahlten von Glück, so oft sie den Sohn so beschäftigt fand.

Georg genoß seinen Schulunterricht durch den Vater und den letzterem herzlich ergebenen Pfarrer des Ortes, er war vierzehn Jahre alt, und die Aussicht, dem lernbegierigen Knaben den Besuch des Gymnasiums nächster Stadt zu ermöglichen, wurde zuerst eingehender in dem kleinen Kreise besprochen, als sich die ersten Anfänge einer Krankheit zeigten, welche dem Leben des Vaters bald ein Ende setzen sollte. Durch den Tod des Vaters lösten alle hoffnungsvollen Träume von Mutter und Sohn sich in nichts auf. Frau Rosen blieb in dem Dorfe auf eine kleine Pension angewiesen und die Gemeinde verschaffte als letzten Beweis der Dankbarkeit gegen den Geschiedenen dem Sohne Aufnahme in einem der besten Lehrerseminare in einer entfernten Stadt. Hier hatte Georg mehrere Jahre gelebt, er hatte seine Vorgesetzten befriedigt, er hatte sein Examen gut bestanden und alle Erwartungen erfüllt; doch als er nun eine feste Stellung als Lehrer übernehmen sollte, brach aller still getragener Jammer der verflorenen Jahre hervor, er ertrug den Zwang seiner neuen Stellung einige Jahre, verließ aber dann sein Amt und kam mit wenig mühselig zusammengepartem Gelde in der Residenz an, wo er die Theilnahme des Direktors der dortigen Kunst und Malerschule für sein Talent zu gewinnen suchte. Die nächsten Jahre schwanden in harter Arbeit dahin; durch Privatstunden erwarb Georg Geld, welches nur zum kleinsten Theile zur Befriedigung seiner geringen Lebensbedürfnisse verwandt wurde; was er erübrigen konnte, brauchte er zum Bezahlen des Unterrichts, den er selbst nahm.

Der lang zurückgehaltene schöpferische Geist des jungen Mannes trieb reiche Blüthen, er gehörte bald zu den besten Zeichnern und Malern der Schule, ja auch als Bildhauer versuchte er sich mit Glück; seine sichere Hand, sein reiner Sinn im Wiedergeben veredelter menschlicher Formen, seine glückliche Wahl fesselnder Motive lenkten bald die Aufmerksamkeit auf den jungen Anfänger, und man fand es unverzeihlich, daß derselbe seine beste Zeit zum Ertheilen von Privatstunden an Kinder verbrauchte und sich dann in der rastlosen Ausnutzung der wenigen seiner Kunst gewidmeten Stunden doppelt zu Grunde richtete. Rosen hatte sich auf Zureden seiner Professoren und Studiengenossen entschlossen, sich an den diesjährigen Konkurrenzarbeiten zu betheiligen, und hatte zur Herbstzeit unter Herzklopfen eine Havellandschaft, sowie die kleine Statue eines zitherspielenden Hirten der Prüfungskommission eingeschildt. Dann kamen die Wochen des sehnächtigen Wartens. Georg hatte in den letzten Monaten über Gebühr gearbeitet, er wußte es ohne die Warnungen seiner Freunde, daß er am Ende seiner Kraft sei, jetzt rief die Pein des Wartens ihn vollends auf, er



musste seine Schüler entlassen und nur an seine Gesundheit denken. Man rieth ihm, die Stille des einsamen Wittwenstübchens seiner Mutter aufzusuchen, um dort seinen überreizten Nerven Ruhe zu sichern, und der des Widerstandes Müde sah sich wirklich bald in D . . . , der Stadt nahe seinem Heimathsdorfe. Hier machte er Halt, nein, er vermochte es nicht, seine alte Mutter mit hinein in sein Sorgen und Bangen zu ziehen. Sie wußte ja noch nichts von der Wandelung, welche das Leben ihres Sohnes in den letzten Jahren erfahren hatte, in ihren Augen war ihr Sohn ein seit Jahren angestellter, eifrig arbeitender Lehrer. Sie hatte zwar in den Zeiten, welche der Aenderung von Georgs Lebensstellung vorangingen, voller Theilnahme die Klagen ihres Lieblings angehört, allein der schwere Beclust hatte ihre Kraft gebeugt und ihre Zuversicht in des Sohnes Begabung geschwächt, sie hatte nichts wei-

ter für ihn, als tröstende Theilnahme und treue Fürbitte zum Herrn. In alle den letzten Jahren harter Arbeit hatte kein Schatten von des Sohnes Sorgen die resignierte Zufriedenheit der Mutter gestört, sie hatte lange keine Klage mehr gehört, nichts von ihres Jungen Sehnen und Hoffen, auch nichts von der Dual der letzten Monate.

Und jetzt sollte er zu ihr kommen, müde und fast von Sinnen vor peiniger Erwartung? Wie sollte er der Nichtsahnenden sagen, daß er schon lange eigenmächtig in sein Schicksalsrad eingegriffen hatte, und daß er, wenn jetzt sein Hoffen eitel sei, in das Joch der letzten Arbeitsjahre zurückkehren wolle, um sein Ziel zu erringen, oder im Kampfe sein Leben hinzugeben. Nein, so konnte er nicht zu ihr heimkehren.

(Fortsetzung folgt.)



## Die frohe Festzeit.

Vom Editor.

**M**einachtsfest! Welch' ein herrliches, herzerfreuendes Fest! Wie wird es mit der größten Sehnsucht, namentlich von der lebensfrohen Jugend herbei gewünscht! Tausende still im Herzen gehegte Wünsche soll es erfüllen. Und so hat man schon Tage und Stunden gezählt,

wenn es hereinbricht, und endlich können wir denn, geliebte Leser, wieder mit himmlisch süßer Freude einstimmen in das treffliche Dichtervort:

„Der Himmel ist jetzt nimmer weit,  
Es naht die sel'ge Gotteszeit



Der Freiheit und der Liebe.  
Wohlauf, du frohe Christenheit,  
Daß Jeder sich nach langem Streit  
In Friedenswerken übe.

Brich an, du schönes Morgenlicht!  
Das ist der alte Morgen nicht,  
Der täglich wiederkehret.  
Es ist ein Leuchten aus der Fern',  
Es ist ein Schimmer, ist ein Stern,  
Von dem ich längst gehöre."



Christi-Heil'gen Abend.

Ja, du bist wieder da, „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Kurz und oft recht trübe sind die Tage des lieben Christmonats. Der Winter hat sich bereits in seiner ganzen Macht entfaltet, auf den Feldern liegt tiefer Schnee, Bäche und Flüsse starren von Eis, und in den Wäldern dürrt der kalte Athem des Winters das Mark der Bäume. Nur Weniges ist es, das uns hinauslockt; aber um so angenehmer ist das liebeliche Heim, der traute Familienkreis. Da nun erscheint das Geburtsfest des großen Weltheiles gleich einer wunderlieblichen, reizenden Dase in der Wüste. Wie herrlich!

„Wer ist noch, welcher sorgt und sinnt?  
Hier in der Krippe liegt ein Kind  
Mit liebender Geberde!  
Wir grüßen dich, du Gottesheiß!  
Willkommen, Heiland aller Welt!  
Willkommen auf der Erde!“

Das erklärt uns denn auch das ungewöhnlich rege Leben der Christwoche in den Häusern, auf den Straßen, in den Kaufläden, auf den Märkten in der Stadt und auf dem Land, unter Armen und Reichen fast an allen Enden der Erde, selbst bis hinaus in die Heidenwelt. Gottlob! Es ist Grund genug für eine solche Festfreude, die ja allem Volk wiederfahren soll. Er ist erschienen der unüberwindliche Erreter, erschienen in Knechtsgehalt, im Fleisch als unser Bruder. Lange harreten die Völker, lange wartete man auf den Anbruch dieses neuen Welttages, lange hieß es fragend in der sehnsuchtsvollen Brust der alten Frommen: „Güter, ist die Nacht schier hin?“ Ja, sie ist dahin — auf i m e r dahin. Ein neuer herrlicher unendlich lichtvoller Tag ist der Menschheit

aufgegangen — der freudenreiche Christag. Licht, Leben, Freiheit, Glückseligkeit ist für einen jeden Menschen in Christo reichlich erworben. Finsterniß, Knechtschaft, mitammt der Herrschaft der alten Schlange sind durch das Kindlein in der Krippe in Bethlehems Stalle, besiegt — besiegt durch ihn, der da heiße: Wunderbar, Rath, Kraft, Heil, Ewig-Vater, Friede-Fürst. „Aber Brüder,“ sagt der selig vollendete Tholuck trefflich, „wie nahe ist uns doch Gott getreten, als Gott der Sohn in dem Werke der Erlösung! Ohne Christus bleibt der Sternenhimmel, wie das Menschenherz, eine verschlossene Bilderschrift. Siehest du nicht, wie die Menschen daran herum rathen? wie verschieben sie sie lösen? Wie kaum hier und da eine Silbe des großen Räthfels errathen wird? Der heilige Unbekannte, dessen Gesichtszüge du nicht erkennen konntest, als du aus den Sternen, aus den Blumen, aus den Menschenherzen sie zu entziffern suchtest, siehe, er ist dir entgegen gekommen, menschlich nahe; in Galiläa hat er seine Hütte aufgeschlagen; blicke in Jesu Herz, und du hast in Gottes Herzen gelesen, denn ‚wer mich siehet, Philippe, der siehet den Vater,‘ so ruft er. Heilige Liebe! als ich an dir vorüber ging, da du unter dem Schleier der Nacht lagest, da ahnte ich dich, und mein Herz schwoll von Sehnsucht; seitdem im Sohne Gottes ich dich angeschaut, der dem verlorenen Schafe nachgeht und den Mühseligen und Beladenen zu sich einladet, da habe ich dir ins Angesicht gesehen und kenne dich und beuge meine Knie vor dir und rufe: Ewige Liebe, gehe auch an mir nicht vorüber, an dem ärmsten deiner Kinder! Ja, Freunde, was der verborgene Gott ist, erst in Christo wird es uns offenbar; aber auch was das verhüllte Menschenherz ist, erst ihm gegenüber lernest du es erkennen. Indem ich ihn anschau, den Gottmenschen, da erwacht es in meinem Herzen, daß auch ich gött-



Christag Morgen.

lichen Geschlechts bin; aber auch gerade wenn ich ihn anschau, da brechen die Thränen aus, denn ach, das Gottesbild ist schmählich in mir entstellt, und es dient in mir, was da herrschen sollte! Seinem Gehorsam gegenüber lernte ich meinen Ungehorsam kennen, seiner Demuth gegenüber meinen Hochmuth, seinem Erbarmen und liebevollenden Herzen gegenüber mein kaltes und liebeleeres Herz. Und ich stand unendlich



betrübt und beschämt da, und meine Thränen flossen. Da sprach eine Stimme vom Thron der Herrlichkeit: Weine nicht, denn es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda.“

Und wer einmal diese Erfahrung gemacht und mit den Hirten und den Weisen aus dem Morgenlande das Knäblein geschaut und angebetet hat, der singet immer fröhlich der heiligen Engel Lobgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, ein Wohlgefallen den Menschenkindern!“ Der denn versteht auch die Wiederkehr des fröhlichsten aller Feste mit freudigen Dankesthränen zu würdigen. Die äußeren Festvorgänge sind bloß eine schwache Abbildung der inneren Glaubens- und Gefühls-herrlichkeit. Und so entsteht denn in der Christenheit:

„Ein stilles Flüstern, leises Fragen,  
Ein Gehen, Kommen,  
Schaffen, Tragen  
Wird in der ganzen  
Welt verspürt,  
Und Jeder wird davon  
berührt.“

Eine Hauptzierde des Festes ist bekanntlich immer der Christbaum. Ja, der darf durchaus nicht fehlen. Wie lange er im Gebrauch ist, wissen wir nicht. Wir können es uns kaum anders denken, als daß er immer im Brauch gewesen. Daß Luther mit Weib und Kind und Magister Philipp und Muhme Lene unter dem Christbaum geseßen, ist uns ganz selbstverständlich. Und daß in allen Ländern, wo Deutsche hingewandert sind auch gleich von Anfang an, wenn sonst noch Alles kahl in der bescheidenen Hütte, wenn harte

Arbeit und bittere Sorgen das tägliche Loos waren, trotzdem der immer grüne Tannenbaum am Weihnachtsabend nicht fehlen durfte, wer möchte sich darob wundern! Seine Herrschaft auf dem Gebiete der sinnigen Sitte hat der Deutsche für immer durch die Millionen und aber Millionen schimmernder Bäume bewiesen, die auf dem ganzen Erdenrund, ja selbst auf den Schiffen im Meere am Weihnachtsabend die Herzen von Jung und Alt ergötzt. Freilich Entartung bleibt dabei nicht aus. In unsern großen Städten, die durch ihre Schaustellungen so oft die Einfalt des Sinnes, die Bescheidenheit des Genusses, die Innerlichkeit der Freude zu Grunde richten, gibt es Weihnachtsausstellungen mit riesigen Christbäumen, wie sie

kaum Kaiser und Könige haben. Das sind die rechten Weihnachtsbäume nicht!

Und mit um so größerer Wehmuth sieht man da auf den Weihnachtsmärkten die kleinen Bäume der lieben Armen, die vielleicht gar nicht im Walde gewachsen, sondern in der Werkstatt gemacht sind! Doppelt erfreulich ist es dann wenn in Sonntagsschulen und bei allerlei andern Beiseerungen auch den ärmsten Kindern rechte Weihnachtsbäume vor die



Der Festkuchen.

Augen gestellt werden, und daß die Kinderaugensterne dabei leuchten, und die süßen Kinderstimmen fröhlich dazu singen. Uns dünkt jedoch der echte Weihnachtsbaum ist der, den die liebe Mutter schmückt, etwa mit Hülfe der ältesten Tochter des Hauses, und aber für die übrigen Hausgenossen ein Geheimniß bleibt, bis endlich der frohe Ruf, mit einem schelmischen Lächeln auf den Lippen der Mutter unter die Harrenden erschallt: Kommt 'mal herein! Ob er nun klein oder groß sei, ob nur mit Lichtern oder auch mit andern Herrlichkeiten geziert: mit goldenen Tannenzapfen und Nüssen, mit Äpfeln und Rosinen, mit Lilien und Rosen, Stern und Engel und vielleicht auf dem Gipfel das: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ auf seinem



Band sanft umherfliegt und vergleicht: das bleibt sich gleich. Und wenn es da auf einmal unter dem frohen Gewimmel, da allen das Herz im Leibe lacht noch einmal heißt: „Horch es klopft!“ und ein Mann mit einem langen weißen Bart und einem Bündel über den Schultern herein tritt und sagt:

„Mich sendet her der heil'ge Christ,  
Der heute euch geboren ist;  
Er theilet heut' in jedem Haus  
Umsonst der Liebe Gabe aus.“

Dem Heinrich schickt er hier dies Buch;  
Ist der dazu schon klug genug,  
So les' er es mit frommem Sinn;  
Auch schöne Bilder sind darin.

Für Vieschen diese Schäferei;  
Sieh' hier, der Hirt ist auch dabei;  
Ein Hirt ist auch der heil'ge Christ,  
Wohl dir, wenn du sein Schäflein bist.

Für Gottlieb aber sendet er  
Den allerschönsten Apfel her;  
Und wann er brav und artig war,  
Schickt' er ihn mehr wohl nächstes Jahr.“

Ja, dann muß die Festfreude eine vollkommene werden. So hat's der „Magaziner“, da er noch jung war, mehr als einmal erfahren und auch seitdem wieder mehr als einmal. Und er hofft, daß seinen Lesern eine ähnliche Festfreude nicht fremd ist und sicher ihnen doch dieses Mal wiederfahren wird. So walt's das liebe theure Jesustindlein! Immerhin wird's dabei

hauptsächlich auch darauf ankommen wie wir uns schicken: ob wir uns erstens einen tüchtigen Piennig für die Festfeier beigelegt haben — das kann ja einigemmaßen auch die ärmere Klasse — ob sonst keine zufällige Heimjuchung und abhüllt und vor allem ob wir Christum als Hauptfestgast im gläubigen Gebete auch ernstlich einladen. Fehlt's da nicht, so wirst du bestimmt unvergeßlich herrliche Feiertage haben — Feiertage, deren Nachhall weit über die Grenzen des scheidenden Jahres hinausreichen wird. Noch Eins. Wir wollen kein „Langes und Breites“ machen, guter Freund; aber das sei dir doch noch leise in dein Ohr geflüstert: Willst du eine besondere Freude haben, so vergiß der Armen nicht. Merke: „Geben ist seliger, denn Nehmen.“ Suche das Hüttlein deines armen Nachbarn auf. Vielleicht ist Glend dort zu Haus; und wie oft geschieht's, daß um diese Zeit bei Vielen schon der „Schmalhans“ Küchenmeister ist. Da kannst du ein willkommenes Christkindlein werden und dir den Dank des Himmels verdienen. Geben ist der Grundton der rechten, gottgefälligen Christtagfeier, da der Vater uns ja den Sohn schenkte. Gib denn und sei wohl auf und laß in deinem Hause das schöne Falk'sche Liedlein frisch erklingen, daß es in den Räumen der sel'gen Himmelswelt wiederhalle:

„O du fröhliche, o du selige,  
Gnadenbringende Weihnachtszeit.  
Welt ging verloren Christ ward geboren,  
Freue dich, freue dich, o Christenheit.“

So sei es!

## Die Heldin von San Joaquin.

Erzählt von D. Ewald.



Zwei Wochen fehlten noch bis Weihnachten, da war in dem sonst so stillen Farmhause am San Joaquin Flusse alles Leben und Bewegung. Herr und Frau Stern wollten ihre alljährliche Reise nach San Francisco antreten, um nach dem Korn zu sehen, sagte der Vater . . ., um Winterkleider zu kaufen . . ., sagte die Mutter. Aber alle Kinder wußten, daß die große Kiste, welche Papa und Mama von dieser Reise zurückbrachten, ein wie allemal mit Christgeschenken angefüllt war.

Damals, als Ada noch das einzige Kind war, wurde sie immer mit in die Stadt genommen; und selbst nachdem Johann und Käte eingetroffen waren, konnten sie nicht zu Hause gelassen werden. Jetzt aber waren ihrer sechs, und Frau Stern durfte nicht daran denken außer dem Baby noch eins davon mitzunehmen. Sie hatte sich alle Mühe gegeben eine Wartezeit für die Zeit ihrer Abwesenheit zu miethen; aber alle Diensthoten der Umgegend waren Chinesen, und ihnen traute sie nicht. „Nieber soll meine Ada die andern hüten“, sagte sie. „Sie ist ein kleiner Ausflug und wird ihre Sache schon gut machen.“

Ada zählte erst zwölf Jahre; doch sie war nicht umsonst älteste und sorgsamere und besonnener als andere Kinder ihres Alters. Sie war groß und kräftig und hatte runde, rosige Wangen und kluge, funkelnde Augen.

Frau Stern kochte Massenvorräthe, ehe sie ging, und that ihr bestes, um Ada möglichst viel Mühe zu sparen. Als aber der Morgen kam, da erbehte doch ihr Mutterherz; sie küßte das älteste Töchterchen wohl hundertmal und versprach ihr viele

schöne Sachen, wenn sie recht Acht haben werde. „Sei ihnen eine kleine Mutter, mein Liebling“, sprach sie. „Bedenke, die Mama verläßt sich auf dich. Sei vorsichtig mit dem Licht und dem Feuer und laß Wilhelm nicht hinaus, wenn es regnet.“ Ada versprach es und war im innersten überzeugt, daß sie alles mindestens ebenso gut besorgen könnte, wie die Mutter selbst, um so mehr, als alle Kinder, selbst Tom, der kleine Störenfried, feierlich gelobt hatten, ihr zu folgen.

Am Montagmorgen reisten die Eltern ab und spätestens Freitagabend wollten sie zurück sein. „Ich werde dann ein tüchtiges Feuer im Gange haben und ein gutes Abendbrot“, sprach Ada lachend. „Adieu!“

„Adieu! Adieu!“ riefen die Kinder, und unter einem förmlichen Regen von Abieus fuhr die Postkutsche davon.

Am ersten Tage ging alles vortrefflich. Die Kinder waren artig und zufrieden, die kleine Mutter besorgte ihre Mahlzeiten und packte sie ebenso sorgfältig in ihre Bettchen ein, wie wenn es die wirkliche Mutter gethan hätte.

Als sie am Dienstag erwachten, goß der Regen in Strömen herab, als wolle es nie mehr aufhören. Sie standen ziemlich spät auf und setzten sich in der großen Küche zum Frühstück, jedoch wurde erst nach christlicher Ordnung gebetet. Hierauf zog Johann des Vaters Regenrock an und ging hinaus, um Hühner, Pferd und Kuh zu füttern. Ada gedachte des Auftrags der Mutter, wusch das Geschirr, zog den kleinen Wilhelm an, räumte in der Küche auf, schlichtete eine Differenz zwischen Johann und Tom und that ihr möglichstes, um alles recht zu machen.



Wie sie spät aufgestanden waren, so gingen sie auch auf den Vorschlag der kleinen Mutter, die sich recht müde fühlte, früh zu Bett. Aba wachte während der Nacht mehrmals auf und unausgesezt hörte sie den Regen auf das alte Dach herunterströmen. Dann küschelte sie sich dichter an Käte und freute sich, daß das alte Dach noch so stark sei, dachte an die armen Menschen, die vielleicht in dem Regen draußen sein mußten.

Am Mittwoch und Donnerstag war's nicht anders, Tag und Nacht stets derselbe trübselige, unaufhaltsame Regen.

„Das ist die letzte Nacht,“ sagte die kleine Mutter, als sie wieder zu Bett gingen, zu Käte; und so auf das Plätschern des Regens lauschend, schlief sie mit dem Gedanken ein: „Das ist die letzte Nacht.“

In derselben sturmvolten Nacht waren in einem andern Farmhause, wohl eine Stunde von da, alle Bewohner wach, denn der Fluß war im Steigen und die Farmersleute, die schon einmal eine Ueberschwemmung erlebt hatten, wußten nur zu gut, wie viel Tod und Verheerung, der sonst so friedliche San Joaquin bringen konnte.

Bald sahen sie denn auch ein seltsames, schimmerndes Etwas im Garten, das nie zuvor dort gewesen war, und Vater und Mutter blickten einander an und stählten ihre Herzen zu festem Muth.

Näher und näher kroch es . . . die Thürstufen hinan, unter der Thür hindurch und über den Fußboden des ersten Stockwerks. Eines der Kinder schaute die Treppe hinunter und rief: „O Mama, unten schwimmen alle Stühle in der Stube herum.“ Ein anderes fragte: „Aber Mama, warum gehen wir denn nicht zu Bette?“

„Still, Kind, still!“ sagte die bleiche Frau und drückte den kleinen Trager dichter ans Herz. „Ist der Fluß ins Haus gekommen, und müssen wir nun alle ertrinken?“ fuhr das Kind fort.

„Nein, nein, mein Kind, das wird Gott nicht wollen,“ antwortete die Mutter und schauderte zusammen, denn indem sie sprach sah sie, daß das Wasser sich immer höher erhob.

Jetzt hielt der Vater eine Laterne über das Treppengeländer und prallte zurück. Dann thürmte er und die Mutter Möbel und Tische an den Fenstern auf einander, stiegen, die Kinder in den Armen, hinauf und blickten hinaus auf die Wasserwüste da draußen.

Endlich, endlich ließ der entsetzliche Regen nach; das war wenigstens ein Trost, aber das ganze Zimmer stand voll Wasser, welches noch immer höher stieg.

Dann nach einer langen Zeit, einer qualvoll langen Zeit für sie, denn die Fluth stand bereits mit den Fensterbrettern in gleicher Höhe, sahen sie Lichter und hörten Rufe in der Ferne, und dann kam ein Boot heran, und sie waren gerettet.

Das Boot brachte sie nach einem entfernten, höher gelegenen Gehöft. Hier trafen sie viele Männer, Frauen und Kinder, welche bereits durch dieselben braven Männer und ihr gutes Boot gerettet waren.

Unten aber, im „besten Zimmer,“ lagen zwei, eine Frau und ein kleines Kind, die sie nicht mehr hatten retten können. Sie waren in ihrem eigenen Garten treibend gefunden worden, starr und kalt.

„Wo geht's jetzt hin?“ fragte das Weib eines der Bootleute.

„Ruder zu Braun's und von da zu Sterns,“ versetzte der Mann, seinen Mantel zuhilfend.

„Würde früher zu Sterns gefahren sein, glaubte sie aber alle

in der Stadt; jetzt aber sagt mir Lester, daß nur das jüngste Kind mit ist. Ich fürchte wir kommen zu spät.“

Bei Brauns waren ihrer Vier, die zitternd der Rettung harrieten. Als aber der Mann hörte, daß Sterns Kinder abzuholen seien, da erbot er sich freiwillig bis zur nächsten Fahrt zurückzubleiben. „Wenn ich nur Marie und die Kinder in Sicherheit weiß,“ sagte er ruhig, „ich kann's schon noch eine Weile aushalten und will euren Kahn nicht unnütz beschweren.“

Und so brachen sie nach Sterns Farm auf, als eben die erste Dämmerung sich zeigte. „Ich wünsche wir wären vordem hingefahren,“ sprach der Bootsmann emsig rudern, „hätten wir nur geahnt, daß die Kinder allein dort sind.“ Weiter wurde kein Wort geredet, und das Boot glitt mit gleichmäßiger Schnelligkeit über die trüben Fluthen dahin.

Aba hatte kaum einige Stunden geschlummert, da erwachte sie und konnte nicht wieder einschlafen. Allerhand beängstigende Gedanken kamen ihr in den Kopf, und schließlich war ihr's, als höre sie ein sonderbares Geräusch von unten heraufdringen. Sie meinte, das Feuer müsse wohl noch nicht aus sein, und das machte sie so unruhig, daß sie am Ende aufstand, in ihre Pantoffeln schlüpfte und die Treppe hinunterging, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. „Ich muß das thun,“ dachte sie bei sich, „denn die Mutter verläßt sich auf mich.“ Kaum aber war sie halbwegs die Stufen hinab, da trat sie mit einem Fuß ins Wasser. Noch eine Stufe, und noch eine, und das Wasser ging ihr bis ans Knie. Und mit einer Angst im Herzen, wie sie nie zuvor empfunden, stieg sie eiligst die Treppe hinan.

Ob sie aber die Uebrigen weckte, dachte sie darüber nach, was zu thun sei. Sie begriff die Gefahr, in der sie schwebten, denn die Mutter hatte ihr von einer großen Ueberschwemmung erzählt, und sie war überzeugt, daß, wenn sie sich nur an einen sicheren Platz flüchten könnten, früher oder später Jemand kommen werde, der sie rette, und „vielleicht,“ dachte sie, „kommt das Wasser gar nicht bis ins obere Stockwerk.“ Dann aber fiel ihr ein, daß bei der Wassersnoth, von welcher die Mutter gesprochen, doch bis oben hinauf gedrungen war, und daß sich die Bewohner bis aufs Dach hatten flüchten müssen. „Aber das können wir ja nicht,“ sagte sie vor sich, „ohne daß Papa uns hinauf hilft.“

Nun weckte sie Johann und Tom und hieß sie, sich so schnell als möglich ankleiden.

„Aber was denn schon so frühe?“ brummte Tom schläfrig, „es ist ja noch ganz finster.“

„Steht auf, steht auf, das Haus steht voll Wasser,“ entgegnete sie, „wir müssen irgendwo hinaufkriechen, bis uns Jemand zu Hülfe kommt!“

Tom fing sofort an zu weinen. „Ich will zur Mama,“ schluchzte er, „Mama soll kommen!“ Der zehnjährige Johann benahm sich schon männlicher. „Werde schnell Käte und Willie drüben,“ sagte er zu Aba, „und du, Kleiner, sei jetzt still, denn jetzt heißt's den Kopf oben zu halten.“

Als alle angezogen waren, hatte die fortwährend steigende Fluth schon das obere Ende der Treppe erreicht und plätscherte bereits auf dem Vorplaze umher. „Ich weiß, wo wir hin können?“ sprach Aba, als die fünf Kinder, sich einander in die schreckensbleichen Gesichter blickend, beisammen standen. „Wir klettern auf den Balkon!“

Dieser Balkon war nur sehr klein und befand sich hoch oben am Gangfenster. Herr und Frau Stern hatten ihn zu nichts benutzen können, und doch wurde er ihnen in dieser fürchterlichen Nacht werthvoller, als all ihr übriges Hab und Gut.

Die Kinder wickelten die beiden jüngsten in wollene Decken, und erlangten nach unendlichen Mühen und Schwierigkeiten ihr gebrechliches Mhl. Dort kauerten sie sich zusammen, um sich gegenseitig zu erwärmen und Muth zu machen. Große dunkle Massen, wahrscheinlich Baumstämme und Hausstrümmen stießen in der Finsterniß gegen die morschen Stützen und erfüllten die Kinder mit entsetzlicher Angst, denn sie befürchteten, daß diese nachgeben könnten, und sie Alle in die schäumenden Fluthen unter ihnen stürzen möchten.

Endlich war der Morgen da und mit ihm auch das rettende Boot. Die kleine Räte wurde zuerst hineingehoben, darauf Willie und Tom. „Komm, Uda,“ sagte Willie; doch die kleine Mutter hielt sich zurück. „Nein,“ sagte sie, „ich bleibe bis zuletzt.“

Nachdem nun auch Willie eingestiegen war, schaute sich der Bootsmann ängstlich die Insassen des Fahrzeugs an und sagte: „Es sind unserer fünf schon zu viel; irgend Jemand muß hier bleiben, bis wir zurückkommen. „Madam,“ wandte er sich an Frau Braun, „meinen Sie nicht, daß wir die Kinder zuerst retten sollten?“

Frau Braun aber fing an zu weinen, und bat, sie nicht hier zu lassen, er möchte doch den ältesten Jungen zurück lassen. Da rief aber Uda: „Fahrt nur, ich bleibe hier, ich fürchte mich nicht. Halten sie nur Tom und Willie recht warm, Frau Braun; ich kann noch warten.“ Willie wollte nun durchaus bei der Schwester ausharren, aber Uda flehte ihn an, es doch nicht zu thun. „Die Mutter hat euch alle mir anvertraut,“ sagte sie, „und Du versprachst ihr, mir zu folgen. Sie kommen doch recht schnell zurück, Herr, nicht wahr?“

„Ganz gewiß, meine kleine Heldin,“ versetzte der Mann,

„und alle Leute sollen von mir erfahren, wie brav Du bist!“ Frau Braun verhüllte das Gesicht, denn sie wurde durch das kleine Mädchen beschämt, aber trotzdem räumte sie ihm ihren Platz nicht ein. Und nun stieß das Boot ab.

„Adieu!“ rief Uda, über das Geländer lehnenb. „Adieu, Adieu!“ Klang es matt von den Lippen der frierenden und geängstigten Kinder.

Wie lange die treue, kleine Mutter noch dort zitternd gewartet haben mag, das haben sie nie erfahren. Leider konnte das Boot erst gegen Mittag zurückkehren und ..... da war von dem Ballon nichts mehr zu sehen, ohne Zweifel war er von einem der Trümmer, die auf den Fluthen trieben, hinweggerissen.

Die kleine Mutter hatte in den Wellen ihren Tod gefunden, bis zuletzt der Worte gedenkend: „Die Mama verläßt sich auf dich.“ Sie hatte ihre Pflicht erfüllt, getreu bis in den Tod.

Die Fluth entwich in etlichen Tagen, jedoch das Stern'sche Heim war total zerstört. Aber trotz der großen Verheerungen blieb dennoch das liebe Weihnachtsfest nicht aus. Es wurde auch von der schwer heimgesuchten Familie in einem temporären Hause begangen. Freilich war die Weihnachtsfreude durch den Verlust, den der Familienkreis erlitten, bedeutend gedämpft; ein Stern desselben war ja hienieden verblüht, aber dennoch schien ein Trostesstrahl in die verwundeten Herzen, nemlich: er scheint in einem Firmament, wo wohl ein Wasser rauschen, aber keine Fluth ist — ein Rauschen des Lobgesanges zu Ehren des Königs, über dessen Geburt die Engel frohlockten, dem die Morgensterne einst zu jauchzten, und dessen Erscheinung auf unserer Erde auch wir jetzt wieder feiern.

## Die Rose.

(Von M. von Strank.)



Richtet Jemand an die hundertblättrige Rose die Frage: „wie lange sie schon auf Erden duftet?“ so haucht sie ihm als Antwort das Geheimniß von Jahrtausenden zu. Gleich einem rothen Faden geht sie durch die Kulturentwicklung südasiatischer Volksstämme, die sie ihrem Leben und Kultus verwebten. Mit ihnen wanderte sie nach allen Weltgegenden aus, über Steppen und blühende Fluren ziehend.

Von Asien her wandte sie sich den westlichen Küstländern des Mitteländischen Meeres zu, wo sie an den Gestaden Griechenlands neue Wurzeln schlug; über Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland erstreckte sie ihr reiches Blütenleben als ein leuchtendes Symbol menschlicher Sympathie, das die alte

Welt mit der Gegenwart verbindet; der ganze Orient ist wie in ein Rosenmärchen eingesponnen.

Die Griechen betrachteten die Rose als ein Geschenk der Götter, daher war sie vor allen anderen Blumen ihnen geweiht; rosenbekränzt traten die griechischen Jünglinge in den Rath der Alten, und einen Rosenkranz mit Myrthenzweigen durchwebt trug die griechische Braut unter ihrem purpurfarbenen Schleier. Mit Rosen umwand man die Thürpfosten des Hauses, in dem eine Braut war — und mit Rosenblättern war das bräutliche Lager bestreut.

Bei den Festen, die zu Athen im Anfang des Frühlings gefeiert wurden, erschienen junge, mit Rosen geschmückte Knaben und Mädchen. Rosenkränze sandten sich die Liebenden, oder legten sie Nachts auf die Schwelle des Zimmers der Geliebten



nieder. Rosenkränze schmückten auch bei fröhlichen Gelagen und Tänzen die Stirn der Gäste, Rosenkränze warf man dem heimkehrenden Sieger zu und der Triumphwagen des Feldherrn war mit Rosen umkränzt. Aber auch während der Trauer um Verstorbene trugen die Griechen Rosen um Brust und Stirn, als Symbol der kurzen Dauer des Lebens, das ebenso rasch dahin welkt, als die duftige Rosenblüthe.

Während die Rosen in Griechenland das den Göttern geweihte Symbol der Liebe und Schönheit, den Menschen aber der Ausdruck heiterer Lebenslust war, womit die Jugend sich umkränzte, wurde sie dem Römer ein Symbol strenger Sitte, ein Lohn nach ernstern Thaten, so lange das Volk im edlen

struktion besonders berühmt; Decke und Seitenwände drehen sich mittelst eines Maschinenwerks um die Tafel und stellten abwechselnd die vier Jahreszeiten dar, wobei statt des Regens oder Hagels ungeheure Massen von Rosenblättern auf die Gäste herabfielen. Ein Historiker behauptet, daß zu einer einzigen Abendmahlzeit der Tyrann für dreißigtausend Thaler Rosen kaufte. Auch, fügt derselbe Autor hinzu, bestand ein enormer Aufwand von Kosten darin, daß, wenn Kaiser Nero sich als Gast irgendwo ansagen ließ, der Wirth gehalten war, in seiner Behausung alle Fontänen mit Rosenwasser gefüllt springen zu lassen.

Doch Duft und Schönheit der Blüthe als Reiz der edleren



Christagsrose.

Mannesmuth die Reinheit und Einfachheit seiner republikanischen Tugenden bewahrte. Als aber die Sitten ausarteten, Schwelgerei und wilde Orgien das römische Leben beherrschten, da sank die Rose zum Symbol der Laster herab und wurde ein Luxus-Artikel, für den keine Summe zu hoch erschien.

Der Luxus, den man von da an mit der Rose trieb, ging mit den anderweitigen Ausschweifungen des römischen Lebens Hand in Hand. Einer der römischen Großen bediente sich einer Senfte bei seinen Reisen, in welcher er auf einer mit Rosenblättern gefüllten Matratze lag, Rosenkränze umgaben sein Haupt und seinen Hals, und ein mit Rosenblättern gefüllter Reizbeutel bildete sein Kopfstücken.

Der Speiseaal Nero's war wegen seiner künstlichen Kon-

Sinne genügten bald nicht mehr, die Rose mußte auch dem Gaumen als Genußmittel dienen. So spielte denn bald der Rosenpudding eine Rolle. Das Rezept hierzu war folgendes: Man nimmt gereinigte Rosenblätter, schneidet das Weiße am unteren Ende ab und zerstößt sie in einem Mörser, indem man eine pikante Sauce zugießt. Man preßt den Rosenbrei durch ein Sieb, nimmt vier Kälbergehirne, die gut gesäubert sind, streut ein Quentchen gestoßenen Pfeffer und Salz darauf und rührt den Rosensaft sowie acht Eier, anderthalb Gläser guten Wein und einige Löffel feinstes Del hinein. Alsdann bestreicht man eine Form reichlich mit Del, thut die Masse hinein, die man im Ofen baden läßt.

Man kannte außerdem: Rosentwein, Rosengelee, Rosenzu-

der und andere Confitüren, die noch heute im Orient genossen werden.

Die Rose galt den Römern aber auch als Symbol des Schweigens; als solches hing man bei Gastmählern eine künstliche oder natürliche Rose an die Zimmerdecke, mitten über die Tafel auf. Das galt bei ernstern Berathungen über das Wohl der Gemeinde oder des Landes wie bei heiteren Tischgesprächen. Der Anblick der Rose sollte daran erinnern, daß nichts ausgeplaudert werden dürfe. Von dieser Sitte schreibt sich angeblich die Redensart: Man spricht Etwas „unter der Rose“ her.

Bei dem ungeheuerlichen Verbrauch der Rosenblüthe wurden nicht nur zahllose Rosengärten und Plantagen von riesigem Umfange angelegt, sondern es kamen ganze Schiffsladungen von Rosen aus Alexandrien und Neucarthago nach Rom, auch existirten dort besondere Rosenhändler, die man *rosarii* nannte. Landmädchen trieben Kleinhandel mit Rosen, auch Kränzewinderinnen fanden den Verdienst in Rom, das seinen besonderen Blumenmarkt wie Athen hatte, wo fertige Kränze lagerten.

Von dem wüsten Treiben der Römer wandten sich die ersten Christen voll Abscheu ab; mit vielem Andern verwarfen sie auch den Rosenkultus; sie wollten ihn nicht mit den Heiden gemein haben und duldeten keine Rosen auf den Gräbern ihrer Lieben. Doch bald änderte sich diese Auffassung; vergegenwärtigte doch der Rosendorn recht eigentlich das Leiden Christi. Heilige erklärten die Rose geradezu für eine Blume des Paradieses; so kam sie nicht nur wieder zu Ehren, sondern erhielt durch das Christenthum eine neue Stellung. Man weihte der Jungfrau Maria die „geheimnißvolle Rose,“ wie man sie früher der Göttin der Liebe geweiht hatte; in späteren Jahrhunderten streute man sogar am Pfingstsonntag Rosen von der Höhe der St. Peterskirche zu Rom herab. Welche Bedeutung der Rosenkranz in der katholischen Kirche hat, dürfte Jedermann bekannt sein.

Gefeiert und geehrt, wie im alten Rom, trat die Rose in Frankreich auf. Der Franzose ist spezieller Blumenliebhaber; er hat das mit dem Südländer gemein und schmückt sich gern mit Blumen. Der Rose, der Königin derselben, gab er Herz und Hand. Wir sehen die Rose in Frankreich tief in das innerste Volksleben hinein ihre Wurzeln schlagen und im Laufe der Jahrhunderte noch mit vielem Nimbus umhoben.

So hoch war die Rose im dreizehnten Jahrhundert geehrt, daß es nicht Jedem gestattet war, Rosen zu pflanzen und aufzuziehen. Wer aber das Privilegium erhielt, war gehalten, dem Stadtrathe jährlich am Heiligen Dreikönigstage drei Rosenkränze und am Himmelfahrtstage einen Korb voll Rosen zu liefern, von welchen man damals das noch sehr kostbare Rosenwasser bereitete, das als Würze unter alle feinen Speisen gemischt wurde.

Schon Anfang des zwölften Jahrhunderts ward durch eine frühliche Gesellschaft von Dichtern ein Rosenfest gegründet, das aber die Zeitwellen begruben. In Bordeaux feierten die Einwohner ein höchst eigenthümliches Rosenfest: Dort errichtete man inmitten der Stadt ein Kastell, dessen Wälle von kostbaren Teppichen und Seiden Ballen gebildet wurden. Die vornehmsten Jungfrauen der Stadt vertheidigten die Feste, die von den edelsten Jünglingen angegriffen wurde.

Man bombardirte mit Äpfeln, Muscatnüssen und Mandeln. Das Belotonfeuer bestand aus Lilien, Narzissen, Veilchen, ganz besonders aber aus dem flammenden Geschloß der Rosen. Auch gab man Salven von wohlriechendem Wasser, namentlich von Rosenwasser, wozu man sich von beiden Seiten der Spritzen bediente.

Zu Tausenden umlagerten, von nah und fern herbeiströmend, die Zuschauer dieses Festungsspiel, und nicht selten eroberte sich der Jüngling hier seine Gattin.

Trotzdem die Rose in Frankreich eine sehr bedeutende Rolle spielte, hat es daselbst auch Menschen gegeben, denen die Rosen ein Abscheu waren; Marie von Medicis fürchtete sich förmlich



Gälderrose.



vor ihnen, wie vor einer Spinne, und mochte selbst eine gemalte Rose nicht sehen. Der Herzog von Guise fiel beim unerwarteten Anblick einer Rose in Ohnmacht. L'Esкарbot hatte eine solche Antipathie gegen die Rosen, daß er, als man ihn heimlich in sein Schlafzimmer Rosen hineingestellt hatte, von ihrem Dufte starb.

Auch in den alten deutschen Sagen spielt die Rose eine Hauptrolle: der Rosenkranz ist Herausforderung und Siegespreis zugleich, oder die Jungfrau reicht als Zeichen erhörter Liebe dem Ritter, der um sie gekämpft, die Rose. Auf den Weilen der Behme befand sich das Bildniß eines Ritters mit einem Rosenstrauß in der Hand, und so oft ein Mitglied dieses Bundes eine Rose erblickte, mußte es dieselbe küssen. So sah man am Ruprechtsbau des Heidelberger Schlosses einen Zirkel nach dem Fünfeck geöffnet, in einem Kranze von fünf Rosen stehend. Der Zirkel ist als Zeichen des Bundes anzusehen, die Rosen aber bezeichnen die Verschwiegenheit.

Daß die Rose sich in vielen alten Wappen und Wehrschildern als Sinnbild vorfindet, und man eine besondere Geschichte der Rosen-Wappen schreiben könnte, darf bei der Bedeutung, welche die Rose seit Urzeiten sich erworben hat, nicht Wunder nehmen. Auch

Martin Luther führte eine Rose im Siegel, mit der Umschrift:

„Ein Christenherz auf Rosen geht,  
Wenn's mitten unter'm Kreuze steht.“

Auch in der Medizin spielte in früheren Jahrhunderten die Rose eine Rolle; doch ist sie in neuerer Zeit aus derselben fast ganz verdrängt. Gegenwärtig haben wir in den Apotheken nur noch Rosenhonig, Rosenwasser und Rosenpomade, — aber hinsichtlich ihres Parfüms ist ihr gegenüber noch kein Nebenbuhler entstanden, so viel duftende Essenzen die neuere Chemie auch ins Leben gerufen hat. Rosenöl und Rosenwasser bringen heute noch große Summen in Umlauf, und bilden

einen nach allen Weltgegenden hin nicht unerheblichen Handelsartikel.

Das orientalische Rosenöl, das wirklich echte, das gar nicht bis zu uns kommt, wird mit einem Dukaten der Tropfen bezahlt, denn die Gewinnung der ätherischen Oele erfordert eine überaus behutsame Behandlung; zudem gehört die Rose zu den Blüthen, die den dürrtigiten Delgehalt besitzen, daher dasselbe mit Gold aufgewogen wird. Man behauptet, daß zwanzigtausend Rosen zu einem Rubingewicht (etwa das Gewicht eines halben Gold-Dollars) Del erforderlich sind, das sieben-



Mosrose.

zig Thaler kostet. Der Duft ist aber so intensiv, daß, wenn man eine Nadelspitze hineintaucht und ein Taschentuch damit berührt, dasselbe noch nach der Wäsche Monate lang den stärksten Rosenduft bewahrt.

Kaschmir soll das köstlichste Del von den Moschusrosen liefern, dann kommt das von Gazepur und von Tunis. Nach den Berichten des Vice-Consuls Dupuis hat die Rosenernte in der Türkei im Frühjahr 1873 einen Gewinn von 93,750 Unzen Rosenöl ergeben, zu einem Werthe von circa 480,000 Thalern. Da das Wetter feucht war, war die Destillation sehr ergiebig, doch ist das Produkt in Folge dessen nicht so intensiv als es 1872 war, wo trockenes Wetter bei der Ernte vorherrschte.

## Der helle Morgenstern.

Von Bischof J. J. Escher.

Kannst du den Morgenstern hervorbringen? Job 38, 32.  
Bis der Tag anbreche, und der Morgenstern aufstehe in euren Herzen. 2. Petri 1, 19.

Ich bin die Wurzel des Geschlechts Davids, ein heller Morgenstern. Offb. 22, 16.

Wie ich von meinem Vater empfangen habe; und will ihm geben den Morgenstern. Offb. 2, 28.

In jeder Mensch trägt die Ewigkeit in seinem Herzen, bewußt oder unbewußt, und ein jedes menschliche Herz sehnt sich nach ewiger Glückseligkeit. So hat es der Schöpfer geordnet, und hat aber auch als Vater allgenugsam geforgt für die Befriedigung aller natürlichen Bedürfnisse und reellen Wünsche seiner Geschöpfe und Kinder. Er will, daß Allen geholfen werde, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen.

„Die Quelle der Zufriedenheit“ und des Lebens, das ist Gott der Vater, „von welchem alle Dinge sind“; der Vermittler aller Gaben Gottes, das ist Jesus Christus, „durch welchen alle Dinge sind“; das Wort Gottes aber, nemlich die Lehre der heil. Schrift, ist das Hauptmittel, durch welches uns der heil. Geist die göttlichen Gnaden- und Heilsgüter nahe, uns selbst aber zu Gott bringt.

Das Wort Gottes ist ein Licht auf unserem Wege, und unseres Fußes Leuchte; es macht uns klug, zu meiden alle falschen Wege; unterweist uns zur Seligkeit. Infast desselben ist Jesus Christus. Schon in Moses, dann weiter in den Psalmen und den Propheten leuchtet er als „der helle Morgenstern“ im Evangelium aber scheint er als die Sonne des vollen Tages, die Sonne des ewigen Mittags.

Von uran hat der „helle Morgenstern“ den Menschen geleuchtet durch Rede und Schrift, zum Heil, zur Hoffnung und zum Leben; wie das schon Moses Schriften klar bezeugen.

Denn Gott, der da reich ist an Barmherzigkeit, konnte und wollte den so tief gefallen Menschen die Kenntniß ihres Erlösers und der Erlösung nicht vorenthalten. Sobald die Heilsbedürftigkeit eingetreten war, offenbarte er ihnen auch den Heiland und das Heil, ließ ihnen den Morgenstern eines neuen Tages aufgehen und sodann in weiteren Gottesoffenbarungen, in Weissagungen, Bildern und Verheißungen von Christus, und in unmittelbaren Gotteserscheinungen immer höher steigen und heller leuchten, bis man im Tageslicht des Evangeliums seine Herrlichkeit sah, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Die Alten verstanden auch die Weissagungen und Verheißungen von Christus, die ihnen erst mündlich gegeben, später von Moses schriftlich verzeichnet wurden, recht wohl, so auch die Vorbilder von Dem, der da kommen sollte. Bestand doch das Wesentlichste ihres Gottesdienstes in solchen Bildern. Durch den Glauben hat Abel Gott ein größeres Opfer gethan, denn Cain; durch welchen er Zeugniß überkommen hat, daß er gerecht sei, da Gott zeugte von seiner Gabe — seiner unaussprechlichen Gabe, die er nach seiner Liebe, mit welcher er die Welt liebte, gegeben hat zum ewigen Leben Denen, die da glauben. Abel glaubte an Christus, den Sohn Gottes, zur Gerechtigkeit und zum ewigen Leben. Apstg. 4, 12.; Röm. 3, 21–26.; Joh. 3, 36. Abraham ward froh, daß er seinen — Christi — Tag sehen sollte, und er sah ihn und freuete sich.

Von Moses heißt es: Er achtete die Schmach Christi für größern Reichthum, denn die Schätze Egyptens, und das sogar lange ehe er das Gesetz empfangen hatte. Aus diesen Citaten geht hervor, daß die Alten eine Offenbarung hatten, aus welcher sie Christus, den Heiland der Sünder, aufs klarste erkannten, und nach welcher sie an ihn glaubten zur Seligkeit; er war ihnen Kern und Stern schon der mündlichen, später auch der schriftlichen Offenbarung von ihm, wie sich diese von Moses an durch alle Propheten und die Psalmen hindurch zieht und als Beweis der Göttlichkeit aller dieser Schriften aus denselben hervorstrahlt.

Mosis Schrift berichtet und beschreibt allerdings den tiefen Fall des Menschen und kündigt den schrecklichen Lohn der Sünde an; aber sie verkündigt auch und bezeugt den Erlöser und die Erlösung von der Sünde, und von allem ihrem Verderben. Das Gesetz birgt in sich das Evangelium und hat in demselben seine göttliche Vollkommenheit.

Das Gesetz bezieht sich auf Christus, ist unser Zuchtmeister auf ihn und hat in ihm seine Erfüllung. Wir wollen hier einige der vornehmsten Stellen, die nur auf ihn bezogen werden können, in Erwähnung bringen: Zunächst das sogenannte „erste Evangelium“: „Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weib, und deinem Samen und ihrem Samen; derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.“ Jesus Christus ist der Weibes-Same, der des Teufels Macht, Werk und Herrschaft zernichtet. Weiter erwähnen wir 1. Mos. 5, 29.: „Der wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat.“ Die Rede ist zwar hier von Noa, aber Christus, den Noa vorbildet, ist gemeint. Er allein ist die Hoffnung und der Trost der Alten, die sich durch den Geist der Weissagung, der in ihnen war, selbst in den Namen ihrer Kinder sein Gedächtniß stifteten. Nur Christus nimmt den Fluch weg und bringt den Segen; er macht Alles neu. Noa auch erkannte den Retter, den ihm sein Name verkündigte, und durch den Glauben an ihn hat er Gott gepreht, und die Arche zubereitet zum Heil seines Hauses . . . und hat ererbet die Gerechtigkeit, die durch den Glauben kommt. Diese Gerechtigkeit des Glaubens hat er denn auch als treuer Zeuge Gottes und Botschafter an Christi Statt durch den Geist Christi, der in ihm wohnte, gepredigt den ungläubigen Menschen, die zu seiner Zeit, „als Gott erstmals harrete,“ die Gebuld Gottes mißbrauchten und seinen Rath verachteten; daher als ihre Leiber in der Sündfluth umkamen, ihre Seelen oder Geister in das Gefängniß der Ewigkeit, den Ort der Strafe für die Gottlosen, fuhren. Denen aber, die glaubten, verkündigte er „das Wort dieses Heils“ zum Trost und Segen; ihnen war seine Predigt eine Gotteskraft zur Seligkeit. Aber auch die hier folgende höchst merkwürdige Stelle ist eine Verkündigung von Christus und seinem Heil und Segen: Noa bauete dem Herrn einen Altar, und nahm von allerlei reinem Vieh, und von allerlei reinem Gebügel, und opferte Brandopfer auf dem Altar. Und der Herr roch den lieblichen Geruch, und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht

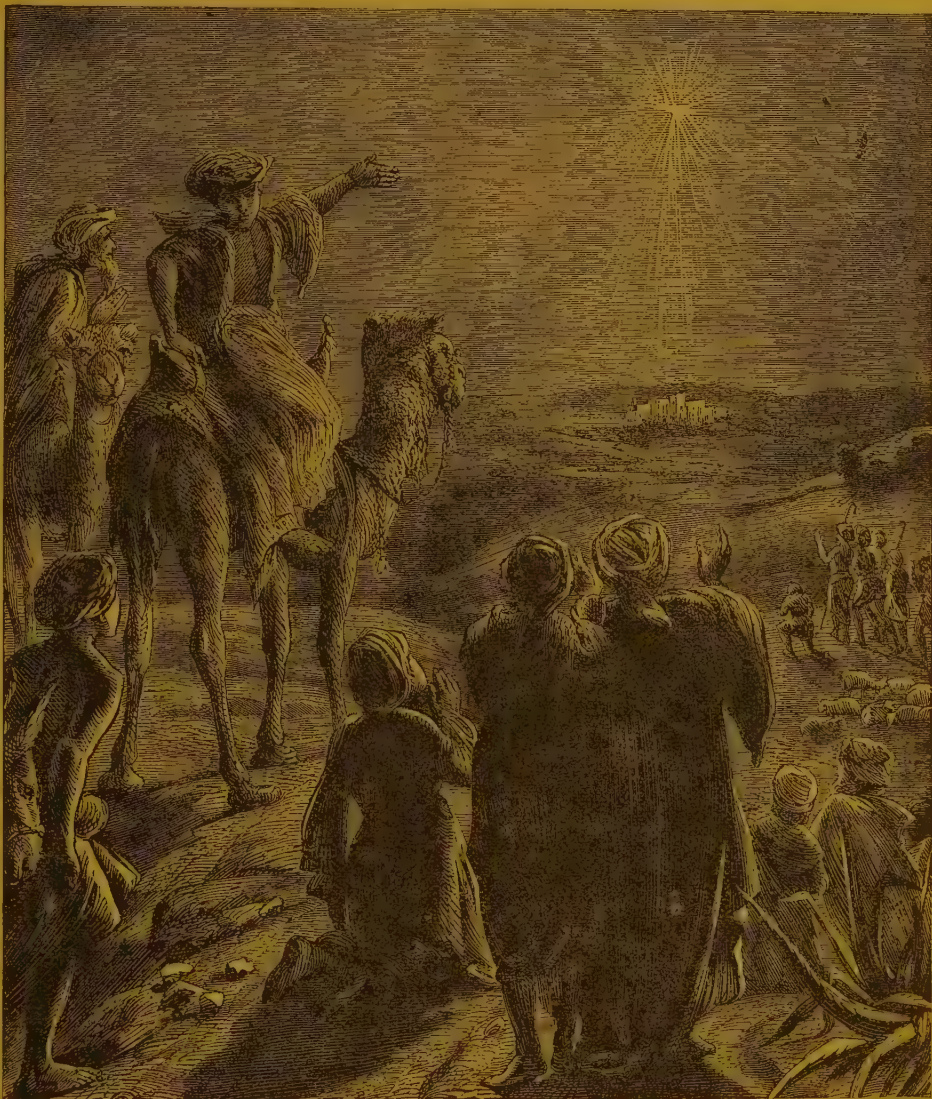


mehr schlagen Alles, was da lebet, wie ich gethan habe. So lange die Erde steht soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Zur Erläuterung dieses Wortes des Herzens Gottes sehen wir noch folgende Stellen der heil. Schrift her: Aber das alles von Gott, der uns mit ihm selber versöhnet hat durch Jesum Christum . . . Denn Gott war in Christo, und versöhnete die Welt mit ihm selber, und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu, und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung . . . Denn er hat

Den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. — Christus hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns . . . Auf daß der Segen Abrahams unter die Heiden käme in Christo Jesu.

Weiter erwähnen wir 1. Mos. 14, 18—20. Aber Melchisedek, der König von Salem, trug Brod und Wein hervor; und er war ein Priester Gottes des Höchsten. Und segnete ihn und sprach: Gesegnet seist du, Abraham, dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besiget; und gelobet sei Gott, der Höchste, der deine Feinde in deine Hand beschloffen hat. Und demselben gab Abraham den Zehnten von allerlei. Damit ist vorgestellt Jesus

Heller noch schimmert der göttliche Morgenstern in dem Segen des Vaters Jakob über Juda, seinem vierten Sohn, der aber das Recht der Erstgeburt, somit des Reichs und der Herrschaft überkommen hatte. Und noch klarer scheint er aus dem Lied Moses, des Knechts Gottes, 2. Mos. 15, hervor; so ebenfalls aus dem priesterlichen Segen, 4. Mos. 6, 23—27.; auch aus der Weissagung Bileams von dem Stern aus Jakob, 4. Mos. 24. 17—19., und aus der Verheißung des göttlichen Propheten, in 5. Mos. 18, 15. 18. 19. Aber noch viel glanzvoller



Christus, der Sohn Gottes, der König der Gerechtigkeit und des Friedens, Ebr. 7, 2.; der ewige Hohepriester, ib. 5, 6.; 6, 20.; 7, 17. 21.; der Seligmacher, B. 25.; und Abraham freuete sich und dankte Gott, daß er seinen Tag sah.

In dem Gesicht zu Bethel sah Jakob in dem offenen Himmel, der Leiter und dem freien Verkehr zwischen dem Himmel und der Erde die Versöhnung und Erlösung durch den Mittler zwischen Gott und den Menschen, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung, und der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und durch welchen wir haben Freudigkeit und Zugang in aller Zuversicht durch den Glauben an ihn.

strahlt er hervor aus seiner Selbsterklärung aus dem feurigen Busch und endlich aus der göttlich erhabenen Predigt des Vaters von seinem Sohne, in 2. Mos. 34, 6. 7.

Wir erwähnen nun auch noch etliche der vielen Bilder im Buch des Gesetzes, die von Christus, dem „hellen Morgenstern“, zeugen.

1. Die heiligen Personen: Adam; Noa; Melchisedek; Abraham; Moses; der Hohepriester etc.

2. Heilige Derter: Die Hütte des Stifts, mit ihrem Geräthe: der Ort außen vor dem Lager, da die Leichname der Opfertiere verbrannt wurden. (Ebr. 13, 11—13.)



3. Heilige Gegenstände und Handlungen: Die eherne Schlange; das Manna; der Fels, aus dem sie tranken; vorzüglich die Opfer in ihren verschiedenen Ordnungen.

Und so haben denn die Gläubigen des alten Bundes das Alles also verstanden, nemlich als von Christus zeugend, haben in Moses Schriften das herrliche Evangelium vom Heiland und Heil der Sünder, das Wort von der Gnade Gottes gefunden. David, der doch nur das Buch des Gesetzes als geschriebenes Wort Gottes hatte, tröstet sich in seiner Betrübniß über seine Sünden der „Zeugnisse“ und „Gebote“ des Herrn und rühmt ihre Kostlichkeit: Die Befehle des Herrn (im Gesetz) erfreuen das Herz. Sie sind köstlicher, denn Gold und viel feines Gold; sie sind süßer, denn Honig und Honigseim. . . . Dein Wort erquicket mich. Das Gesetz deines Mundes ist mir lieber, denn viel tausend Stück Gold und Silber. . . . Deine Gnade müsse mein Trost sein, wie du deinem Knecht zugesagt hast. . . . Meine Seele verlangt nach deinem Heil; ich hoffe auf dein Wort. . . . Wo dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem (Sünden-) Elend. . . . Wenn dein Wort offenbar wird, so erfreut es, und macht klug die Einfältigen. . . . Herr, deine Barmherzigkeit ist groß; erquick mich nach deinen Rechten. . . . Laß meine Seele leben, daß sie dich lobe, und deine Rechte mir helfen. . . . Ich bin wie ein verirrt und verloren Schaf, suche deinen Knecht; denn ich vergesse deiner Rechte nicht.

Nur in Christus ist Heil. David hat ihn und sein Heil im Gesetz gefunden. Und dem David können wir einen „Haufen Zeugen“ beifügen, welche alle durch den Glauben an Den, von welchem Moses im Gesetz geschrieben hat, Zeugniß übernommen haben, daß sie Gott gefallen. Unter ihnen ragt besonders auch Moses selbst hervor: Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharaon, und erwählte viel lieber mit dem Volk Gottes Unge-  
mache zu leiden, denn die zeitliche Ergöhung der Sünde zu haben, und achtete die Schmach Christi für größeren Reichtum, denn die Schätze Egyptens, denn er sah an die Belohnung.

Das Alles aber bezeuget auch der heil. Geist, da er im 40. Psalm von Christo spricht: Siehe, ich komme, im Buch (des Gesetzes) ist von mir geschrieben; deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne, und dein Gesetz habe ich in meinem Herzen. Paulus deutet diese Worte im Ebräerbrief ausdrücklich auf unseren Herrn Jesum.

Das stärkste Zeugniß für uns, daß das Gesetz, d. h. Moses Schrift, den Erlöser und die Erlösung in ihm verkündigt, ist im Neuen Testament enthalten. Dasselbe berichtet uns zunächst, wie die Juden diesen Gegenstand erkannten. Wir erwähnen nur Andreas, der seinem Bruder anmeldete, daß er den Messias gefunden habe; und dann Philipp, der seinem Freund Nathanael anzeigte: Wir haben Den gefunden, von welchem Moses im Gesetz, und die Propheten geschrieben haben, Jesus, Josephs Sohn, von Nazareth; und als Nathanael zu ihm kam und ihn kennen lernte, bezeichnete er ihn als den Sohn Gottes, den König Israels. So das große Volk in der Wüste, das von Jesu gespeist worden war, spricht von ihm: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll; sich damit auf die Weissagung im Gesetz Moses beziehend. Christus, unser Herr, selbst bezieht und beruft sich auf die Schriften Mosi. Zu den Juden spricht er: „Wenn ihr Mosi glaubet, so glaubet ihr auch mir; denn er hat von mir geschrieben. Suchet in der Schrift . . . sie

ist's, die von mir zeugt.“ Und zu seinen Jüngern sprach er: „Das sind die Reben, die ich zu euch sagte, da ich noch bei euch war; denn es muß Alles erfüllt werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Moses, in den Propheten und in den Psalmen. Da öffnete er ihnen das Verständniß, daß sie die Schrift verstanden, und sprach zu ihnen: Also ist es geschrieben, und also mußte Christus leiden“ 2c.

Wie oft und viel sich die Apostel und ihre Mitarbeiter in ihren Predigten und Schriften auf Moses und die Propheten beziehen, ist wohlbekannt. Petrus deutete die Weissagung in Moses von den „Propheten“ geradezu auf Jesus Christus. Stephanus faßt gleichsam Moses, die Psalmen und die Propheten zusammen in seiner unvergleichlichen Vertheidigungsrede und führt mit meisterhafter Logik Alles auf Jesus Christus, als den Kern und Stern des Ganzen, hin. Paulus führte seinen überwältigenden Beweis des Christenthums vor Agrippa aus „den Propheten und Moses“ vor, nemlich, „daß Christus leiden sollte, und der Erste sein aus der Auferstehung von den Todten.“ Zu Rom predigte er den Juden „von Jesu aus dem Gesetz Moses, und aus den Propheten, von früh Morgens an, bis an den Abend.“ Endlich: Die Ueberwinder auch verschmelzen in ihrem Lobgesang das Gesetz Moses und das Evangelium Jesu Christi: „Ich sahe als ein gläsernes Meer mit Feuer gemengt; und die den Sieg behalten hatten an dem Thier, und seinem Bilde, und seinem Malzeichen, und seines Namens Zahl, daß sie standen an dem gläsernen Meer, und hatten Gottes Harfen, und sangen das Lied Moses, des Knechtes Gottes und das Lied des Lammes, und sprachen: Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott; gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiligen“ 2c.

Was in Moses Schriften doch mehr nur summarisch von Christus geschrieben steht, das haben die Psalmenmacher und die Propheten durch Eingebung des heil. Geistes im einzelnen weiter ausgeführt und in hellleuchtenden Verkündigungen dargestellt, bis endlich in der Fülle der Zeit im Morgenroth des Tages Christi der helle Stern über Bethlechem stehen blieb und nunmehr die Sonne der Gerechtigkeit Heil bringend über allen Völkern aufging.

Ich breche hier ab und bitte Gott, meinen schwachen Versuch, den göttlich reichen Heilschatz der Schriften Moses ein wenig aufzudecken, um die Leser des Magazins zum Forschen in dem Gesetz Gottes desto mehr anzureizen, mit seines heiligen Geistes Mitwirkung zu begleiten und seinen Segen darauf ruhen zu lassen. Den Lesern allen aber wünsche ich zum Christ-  
geschenk „den Morgenstern.“ Offb. 2, 28.

—o—

In tiefer Winter- und Sündennacht  
Erschien ein heller Stern,  
Der wies mit seiner Pracht  
Zur Krippe unsers Herrn.

Und meint ihr, daß jezt erloschen sei  
Des Sternes Wunderlicht,  
In dessen Glanz die himmlische Treu  
Und Gnade sich spiegelnd bricht?

O nein, zur sel'gen Weihnachtszeit  
Da fällt sein gold'ner Schein  
In alle Häuser der Christenheit  
Mit vollem Glanz hinein.

Und findet er einen Baum geschmü  
Zu Ehren Christi, dem Herrn,  
Da haften seine Strahlen entzückt  
Auf allen Zweigen gern.



Und sieh, im himmlischen Lichterglanz  
Erglüht der Tannenbaum,  
Durchleuchtet mit seinem Strahlenkranz  
Des dunklen Stübchens Raum.

Und scheint bis tief in das Menschenherz  
So lieb und licht und lind.

Und zieht die Gedanken himmelwärts  
Zum süßen Jesuskind.

Da wird die düsterste Seele klar,  
Und warm der kühnste Sinn:  
So führt das Sternlein noch immerdar  
Zu unserm Heiland hin.

## In der dunklen Stube.

(Von Anna Gulich.)

**H**ast du nicht gefroren, Heinrich?" fragte Frau Meister, indem sie mit erstarrten Fingern die kleine Lampe anzuzünden begann, „es war kalt in der Kirche.“

Ihr Mann nahm ihr das beschneite Tuch ab und hielt es gegen das eben aufflackernde Licht, welches hell genug durch die dünnen Stellen schien.

„Ich hätte dir gern einen neuen Mantel geschenkt,“ sagte er, „aber du weißt.“

„Ich weiß,“ unterbrach seine Frau rasch, stellte die Lampe auf den Tisch und ließ sich dann müde auf dem kleinen Sopha, einem der wenigen Möbel in dem dürftig eingerichteten Stübchen nieder.

„Hast du schon an voriges Weihnachten gedacht?“ fragte sie traurig, als ihr Mann sich neben sie setzte. Dieser antwortete nicht, und nun ließ sie die Gedanken rückwärts wandern in die Zeit vor einem Jahr, die letzte sorgenfreie ihres Lebens. Damals war ihr Mann noch Postbeamter, der eine arbeitsreiche, aber auskömmliche Stelle einnahm, und die kleine Familie, welche außer den Eltern noch aus einem einzigen Sohn, Robert, bestand, lebte glücklich und zufrieden. Aber auf die guten Tage sollten nur zu bald böse folgen. Herr Meister fiel in eine schwere Krankheit, welche ihn lange, bange Wochen an das Bett fesselte, und als er aufstand, war seine Gesundheit so geschwächt, daß er nicht daran denken konnte, seinen anstrengenden Beruf wieder aufzunehmen. Nach einem halben Jahre, als er endlich wieder kräftig genug zu sein glaubte, war sein Posten längst vergeben und er ohne Anstellung, ohne Lebensunterhalt. Es hieß nun von den kleinen Ersparnissen leben und sich natürlich möglichst einschränken; Robert, welcher auf dem Gymnasium gute Fortschritte machte, mußte von dort fortgenommen und als Lehrling in einem großen Geschäft der Hauptstadt untergebracht werden. Die Trennung von ihrem Liebling war wohl der härteste Schlag, welcher die armen Eltern traf; noch über erschien ihnen das kleine neubezogene Stübchen, seit Roberts stets fröhliches Gesicht es nicht mehr erhelle. Umsonst sah Herr Meister nach einer neuen Stelle aus, umsonst versuchte seine Frau durch Nähen und Stricken die Familie zu erhalten; täglich schmolz der Rest der Ersparnisse mehr zusammen, und jetzt standen die Armen dicht vor dem gänzlichen Ruin. Es war ein trauriges Weihnachten, was sie feierten; die Mittel hatten nicht gereicht, um Roberts Reise von der Hauptstadt her zu bezahlen, und dies ließ sie den Gegenfah zu den früheren, schönen Festen um so mehr fühlen. Bittere Thränen drangen bei diesen Gedanken in Frau Meisters Augen.

„O Heinrich, es ist hart, sehr hart!“ schluchzte sie plötzlich laut auf.

Ihr Mann verstand wohl, was sie meinte, auch seine Seele

war schwer und bedrückt, aber er traute auf des Herrn Wort und hoffte auf seine Hilfe.

„Es scheint uns hart, weil wir Gottes Wege nicht erkennen!“ antwortete er ernst.

„Aber wie sollen wir sie erkennen, wenn es gar so dunkel ist?“ fragte seine Frau traurig.

„Es wird wieder hell werden, wenn wir geduldig ausharren.“

„Zimmer warten und ausharren,—ach, Herr, wie so lange?“ seufzte sie.

„Findest du es so schwer, wenn man ganz gewiß weiß, daß das Licht einst kommen wird?“ fragte er.

„Ach, aber es ist je länger je schwerer, dies zu glauben.“

„Schwer, es zu glauben, wenn der treueste Vater es versprochen hat, er, der seine Verheißungen noch nie unerfüllt gelassen? Nein, er betrügt uns nicht! Auf ihn laßt uns hoffen, und führte er uns selbst nur dunkle Pfade bis zur unvergänglichen Klarheit und Seligkeit.“

Frau Meister schwieg; nicht, weil sie überzeugt war, sondern weil sie ihren glaubenstarken Mann nicht betrüben wollte; — in ihrem Herzen aber rangen Zweifel, Sorgen und Bekümmerniß einen harten Kampf miteinander. — In diesem Augenblick klopfte es an die Thür, und auf das Herein sprang ein niedliches, etwa neunjähriges Mädchen in das Zimmer. Es war das Kind eines reichen Kaufmanns, Besitzers des Hauses, in welchem sich Meisters Stübchen befand; er selbst bewohnte die untere Etage und war seinen bedrängten Miethern mit großer Freundlichkeit entgegengekommen, ohne jedoch ihrem Stolz je zu nahe zu treten.

„Papa schickt mich,“ begann sein Töchterchen jetzt, „um Sie zu fragen, ob es Ihnen vielleicht Freude machte, an unserer Weihnachtsbescherung theilzunehmen.“

„Wie göttig! vielen Dank!“ erwiderte erfreut Herr Meister, dem es lieb war, seine Frau auf andere Gedanken zu bringen; auch diese erhob sich, angenehm durch den Vorschlag überrascht, und Beide folgten der kleinen Gertrud die Treppe herunter in Herrn Heims, ihres Vaters, Wohnung. Im Familienzimmer brannte eine Lampe, aber Niemand war dort zu sehen.

„Kommen Sie hierher,“ jubelte Gertrud, ganz aufgeregte vor Erwartung, „sehen Sie, dies ist die Vorstube zum Weihnachtsaal, hier müssen wir bleiben, bis die Thür aufgeht.“

Mit diesen Worten öffnete sie ein kleines, dunkles Gemach; das Licht aus dem Wohnzimmer fiel in diesem Augenblick hinein, und Meisters erkannte die vier Heim'schen Kinder, welche dicht aneinander gedrängt eifrig plaudernd auf dem Teppich saßen und sich selbst durch die Eintretenden nicht stören ließen. Diese zogen sich in ein Eckchen zurück, die Thür wurde wieder

geschlossen, und die kleine Versammlung war von tiefer Dunkelheit umhüllt. Eine Minute lang war Alles still.

„Es ist so dunkel!“ tönte plötzlich ein feines Stimmchen, das des kleinen kaum 3jährigen Hans, des Jüngsten der Kinder-schar.

„Es wird aber bald ganz hell!“ antwortete eines der Geschwister.

„Ich fürchte mich!“ begann Hänschen wieder.

„Sei doch ruhig!“ tröstete Martha, sein 6jähriges Schwesterchen.

„Ach, mach' doch hell!“ bat der Kleine weinerlich.

„Das kann ich nicht,“ antwortete Martha, „das kann nur der Vater, aber der kommt bald und macht die Thür auf.“

Hänschen schwieg einen Augenblick, dann fing er wieder an:

„Woher weißt du denn, daß es nachher hell wird?“

„Weil Vater es gesagt hat; der lügt doch nicht.“

„Nein, der lügt nicht,“ wiederholte der Kleine, durch diesen sonderbaren Gedanken belustigt, — „aber er könnte uns doch vergessen!“ fügte er bedenklich hinzu.

„Vergessen?“ lachte Martha, „uns, seine kleinen Kinder? Hat er dich denn schon 'mal vergessen?“

„Nein!“ gestand das Brüderchen.

„Nun, siehst du, — warte nur noch ein Weilchen, dann wird es um so schöner und heller.“

Wieder trat eine Pause ein, dann rief Hänschen plötzlich halbweinernd: „Aber wie lange soll ich denn noch warten? es bleibt ja so dunkel!“

„Still, still,“ ermahnte das Schwesterchen, „wenn du ungeduldig bist und weinst, wird Vater böse; und wenn wir Alle in die Weihnachtsstube gehen, mußt du allein bleiben. Komm', wir wollen 'mal singen, und wenn du artig gewesen bist, geht die Thür auf und dann —!“

Dies wirkte und: „Du lieber, heil'ger, frommer Christ!“ klang es fröhlich durch die Finsterniß.

Wie lieb war Frau Meister die Dunkelheit! Konnte doch Niemand die Thränen sehen, welche ihr bei den Worten der Kinder immer wieder in die Augen drangen. Wie erinnerte das kindliche Geplauder sie an das eben mit ihrem Mann gehabte Gespräch, ach, und wie schämte sie sich jetzt ihres Zweifels, ihres Unglaubens! Lächelte nicht jeder vernünftige Mensch über Hänschens Furcht, und sollte sie, Frau Meister, weniger wissen sein, als die kleine Martha?

„Ja; Herr, ich bin nur in der dunklen Stube,“ betete sie, „ich weiß, das Licht wird kommen, wenn ich eine kleine Weile geduldig ausharre! O vergib, daß ich deinem Wort, du treuer Vater, nicht traute! Hilf mir umkehren und werden wie die Kinder, hilf mir still ergeben warten, bis die Thür aufgeht und das Licht hereinbricht.“

„Guten Abend, Herr und Frau Meister!“ tönte plötzlich eine Stimme. Es war Herr Heim, welcher eben eingetreten, ohne daß Frau Meister es bemerkt hatte.

„Vater, Vater,“ jubelte Hänschen ihm entgegen, „machst du nun hell?“

„Ja, gleich!“ antwortete der Kaufmann, indem er das nun ganz beruhigte Kind auf den Arm nahm, dann wandte er sich wieder an seine Gäste.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht eher begrüßt habe, aber ich war so eifrig mit Lichteranzünden beschäftigt und wollte meinen Kleinen die Zeit des Wartens so viel wie möglich abkürzen.“ — Herr Meister wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblick sprang die Thür auf, — blendendes, strahlendes Licht brach auf Alle herein, jubelnd stürzten die Kinder in den Saal,

langsam folgten Meisters, die Augen auf den mächtigen, von Gold, Silber und Kerzen erglänzenden Christbaum in der Mitte des Raumes und den schönen Krippenaufbau darunter gerichtet und kaum die mit Geschenken bedeckte Tafel beachtend. Die Dienerschaft trat hinter ihnen ein, Frau Heim begann das Harmonium zu spielen, und Alle sangen:

Dies ist die Nacht, da mir erschienen  
Des großen Gottes Freundlichkeit;  
Das Kind, dem alle Engel dienen,  
Bringt Licht in unsre Dunkelheit;  
Und dieses Welt- und Himmelslicht  
Weicht hunderttausend Sonnen nicht.

Frau Meister sang still beseligt mit, ihr war, als stimmten Engel in den Chor ein, alles Grauen, alle Furcht vor der Zukunft war verschwunden, sie legte vertrauensvoll ihre Bürde vor der Krippe des Jesukindleins nieder. — Als der letzte Liedervers gesungen war, las Herr Heim das Weihnachtsevangelium vor, — dann war die kleine Feier beendet, und Jedem wurde sein Platz angewiesen.

„Für Sie habe ich auch eine Kleinigkeit!“ sagte Herr Heim freundlich und führte das Ehepaar an ein Tischchen, auf welchem ein schöner, warmer Damenwintermantel lag. Frau Meister war wie erstarrt vor freudigem Schreck, da plötzlich bewegte sich die lang herabhängende Decke des Tischchens und — ein junger Mensch sprang darunter hervor. Frau Meister traute ihren Augen nicht!

„Robert! Robert!“ rief sie dann und sank weinend in ihres Sohnes Arme. — Wie soll ich die Freude der kleinen, wieder vereinigten Familie beschreiben? Ich überlasse dem Leser, sie sich selbst auszumalen; — Worte können sie nicht ausdrücken!

Nachdem die erste Erregung vorüber, wandte sich Herr Meister an seinen Wohlthäter, den gütigen Urheber der so herrlich gelungenen Ueberraschung.

„Wie soll ich Ihnen meinen Dank aussprechen!“ sagte er tief bewegt, „Sie erlauben aber,“ setzte er etwas stockend und erröthend hinzu, „daß ich Ihnen die Auslagen, — die Reise meines Sohnes wiedererstatte.“

„Ja, sehen Sie,“ unterbrach der Kaufmann scherzend, „damit ich nicht zu schlecht wegkomme, wollte ich Sie selbst gern dazu in Stand setzen. Es ist nemlich in meinem Comptoir durch einen Todesfall plötzlich eine Stelle frei geworden, wären Sie wohl Willens, dieselbe zu übernehmen? — nun, Sie antworten ja nicht?“

Herr Meister war zu bewegt, um ein Wort hervorbringen zu können, schweigend drückte er seinem Wohlthäter, welcher seinen Blick verstand, die Hand und eilte dann zu seiner Frau, um dieser Gottes neue, große Gnade, seine unerwartete Zügung mitzutheilen. Seine Gattin neigte das Haupt.

„Herr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an mir gethan hast!“ war Alles, was sie antwortete. — Ja, es war ein glückliches Weihnachten, und eine bessere Zeit brach mit ihm für die kleine Familie an. Doch nicht immer blieb der Himmel wolkenlos und klar, noch manchen sauren Tritt hatte Frau Meister zu thun, noch manches Mal war es so finster um sie her, daß sie weder aus noch ein wußte. Wenn sie dann aber verzagen wollte, so brauchte ihr Mann nur zu sagen: „Marie, hast du vergessen, daß wir nur in der dunklen Stube sind?“ — so sentte sie beschämt die Augen, um sie aber getrost wieder aufzuheben zu den Bergen, von welchen die Hülfe kommt — und so harret, hofft und wartet sie weiter, bis einst die Himmelspforte aufgehen und der Glanz der ewigen Herrlichkeit sie umgeben wird.



## Weihnachtsfeier in Schweden und Norwegen.

Das Weihnachtsfest wird in den scandinavischen Reichen mit der größten Innigkeit begangen. Nicht nur in den vermögenden Häusern wird ein Freudenfeuer angezündet und ein Jubelruf gehört, auch in der niedrigsten Hütte regt sich ein frohes Leben, selbst in den Gefängnissen wird es hell. Auf dem Lande öffnet man Wandersleuten die Thür; so mögen sie eintreten, das helle Feuer brennt, die besten Plätze an demselben sind frei, der Tisch steht gedeckt; der Wanderer trete ein, wärme sich und esse, man wird ihn freundlich willkommen heißen. In vielen Gegenden Norwegens zählt der Reisende an diesem Tage selbst im Gasthose nichts für Speise und Trank, Bedienung und Nachtquartier. Es ist eine Zeit, wo man allgemein die Wahrheit des Schriftwortes eingesehen zu haben scheint: „Geben ist seliger als Nehmen!“ Aber nicht nur der Menschen, sondern auch der Thiere wird zu Weihnachten gedacht. Das Vieh im Stall und alle Hausthiere werden am Weihnachtstage reichlicher und leckerer als sonst gefüttert; ja, selbst die Vögel in der Luft gehen nicht leer aus, denn vor jeder Scheune und auf jedem Gehöfte erheben sich lange Stangen, an deren Spitze man ihnen durch große Büschel von ungedroschenen Aehren eine herrliche, lang entbehrtete Mahlzeit bietet, die sie schon vom frühesten Morgen mit Jubelsang begrüßen und den ganzen Tag über mit zwitscherndem Geschrei verzehren. Selbst der ärmste Tagelöhner, der kaum einen Strohalm übrig hat, bittet seinen Nachbar am Weihnachtstage, wo nichts abgeschlagen wird, um ein Bündelchen Aehren und läßt die Vögel vor seiner leeren Scheune jubeln und schwelgen.

Welch eine schöne Sitte! Für die armen norwegischen Vö-

gelein mit ihrem neumonatlichen Winter und den kurzen Tagen und dunkeln Nächten ist das fürwahr ein Werk der Barmherzigkeit. Auch sie sollten wenigstens einmal des Jahres ein Freudenfest mitfeiern. Und wäre diese Sitte nicht auch für uns hiezulande sehr nachahmungswürdig? Wir möchten Al-



Weihnachtsgarbe.

len, denen Gott, wenn auch nur wenige irdische Gaben verliehen hat, zuzurufen: Gedenket der Armen in ihrer Noth! Vergesst aber auch die Vögel nicht, denn:

Nothflehchen flattert Kältemild  
Von einem Zweig zum andern,  
Erstarrt ist in der Brust sein Lieb,  
Ermattet ist's vom Wandern.

Und pikt es an das Fenster an,  
So eilt im Brod zu bringen,  
Bricht dann der Frühling wieder an,  
So lohnt es euch mit Singen.



## Fröhliche Weidnachten!

Von W. S.

**F**röhliche Weidnachten!“ Der bezaubernde Festgruß tönte fröhlich von lächelnden Lippen; er zitterte voll eigenthümlicher Jugenderinnerung auf der Zunge der Altersschwachen, er wurde von lallenden Kinderlippen hoffnungsfreudig gewechselt, und fiel wie ein Reichenom auf das Ohr der Kummervollen, welche um begrabene Hoffnungen weinten. Geschäftige Kinderfüße liefen hin und her und jubelnd wurde der Ruhm des guten St. Niklas verkündigt. Niemand achtete der kalten Winterluft, der herabfallenden Schneeflocken; aller Herzen waren heute warm, denn die Weidnachtsfreude hielt ihren Einzug und schmückte mit glänzendem Lichterschein die Häuser und die Herzen.

Ein großes Haus strahlte erleuchtet. Wie hell der Flammenchein von hundert Weidnachtskerzen auf dem grünen, waldbesduftigen Tannenbaum auf die kostbaren Gemälde fiel, — auf Marmor, Damast, Gold und Silber. Kein Edelstein glänzte heller als die Augen der Kinder. Freude herrschte in dem großen, vornehmen Hause.

Katharina saß an ihrem niedrigen, engen Fenster. Sie sah Alles; wunderbare Gefühle durchkreuzten ihr Inneres. Sie erinnerte sich der Zeit, wo auch sie schöne Gemälde besaß, wo auch in ihrem Hause am heiligen Abend Jubel und Freude herrschte. Jetzt war nichts da, worauf man mit Vergnügen hinblicken konnte, ausgenommen das melancholisch liebliche Gesicht der Bewohnerin. Alles war öde und leer und blickte den Beobachter wie fragend verlassen an. Katharina dachte nicht an Glanz und Pracht. Borige Weidnachten war das Herz eines edlen Mannes ihr eigen. Jetzt nennt man sie eine Wittwe. Wittwe; wie kurz ist das Wort, um so viel Kummer und Sorge auszudrücken! Walter und sie waren ein glückliches Paar.

„Nur noch eine Seereise, liebes Rätchen, dann gebe ich den Seebienst auf; dann werde ich Landmann und bleibe bei dir daheim,“ sagte Walter, als Katharina an seinem Halse ein stummes Lebewohl weinte. Und seitdem — o wie mühselig schwanden die bleiernern Stunden der Zeit dem ausschauenden Auge und dem lauschenden Ohre der Liebe! Ihr Herz sehnte sich weit hinweg. Tag um Tag verging langsam. Endlich kam die niederschmetternde Nachricht: „Das Schiff ist gescheitert; alle Mannschaft ertrunken.“ Bei der kurzen Botenschaft starb das Licht der Hoffnung in ihrem Herzen, und die grüne Erde erschien ihr als ein großer Grabhügel. Der Mehlthau fiel früh auf eine so schöne Blume. Wo sollte sie sich hinwenden um Trost und Licht? Die Menschen wandten sich von ihr ab und sie wandte sich von den Menschen. Einsam und still ging sie ihre Pfade — saß sie in ihrer kleinen Kammer. Da fiel eines Tages ihr Blick auf das heilige Buch, welches ihr Gatte ihr am Tage ihrer Vermählung geschenkt hatte. Und mit diesem Blicke tauchten wunderbarlich traumliche Erinnerungen an Stunden der Vergangenheit in ihr auf. Gatte nicht aus diesem Buche ihre Mutter ihr vorgelesen, ihr Vater sie ermahnt, ihr Lehrer sie belehrt in heiteren Jugendtagen? Sie nahm das Buch herab von seinem Ruheplatz und las; zuerst ihren eigenen Namen, welchen die liebe Hand, die nun das weite kalte Grab des Meeres verschlungen, hineingeschrieben hatte. Dann las sie weiter und weiter. Von Stille

zu Stille, von Capitel zu Capitel des heiligen Evangeliums und wie ein süßer Trost zog Labung ein in ihr nach Ruhe dürstendes Herz. Eine freundliche, durchbohrte Hand winkte ihr nach Golgatha, sie eilte zum Kreuz und fand Ruhe bei dem der da sagt: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken . . . so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“

Ruhe. Ihr unstätes, stürmgepeitschtes, entmastetes Schifflein hatte einen stillen Hafen gefunden. Ruhe in dem Gekreuzigten, Frieden für ihr kammerschweres Herz. Nicht verlassen ist das enge Stübchen mehr; allein und doch nicht ganz allein, ist sie in ihrer Einsamkeit. Der stürmische Kummer hat einer liebenden Sehnsucht, einem stillen Heimweh Platz gemacht.

Und nun war also wieder Weidnachten. Die Dämmerung schwand, Gottes Sterne strahlten auf der Wittwe stille Sorge. Da saß sie thränenreich und betrachtete die fröhliche Gruppe ihr gegenüber. Das Leben war so licht für die Nachbarn und so dunkel für sie — und doch so licht in der Hoffnung. Ihre Thränen waren Zähren liebender Erinnerung an ihn, auf dessen Arm sie sich vor einem Jahre so vertrauensvoll stützte. Hätte sie doch sein sterbendes Haupt betten, hätte sie noch einmal seine liebe Stimme hören können. Aber der hoffnungslose Kampf mit den schwellenden Wogen, der Schrei um Hülfe, wo keine Hülfe kam — der starke Arm und das mutige Herz mußten untergehen. Arme Katharina! Es waren doch recht düstere Schatten der Vergangenheit. Sie war eine Christin, aber auch noch ein Mensch. Wer wehrt dem Rückblick in die dunkle Vergangenheit?

Gefegneter Schlaf! Berühre leicht die müden Augen. Sie lächelte im Traum, eine warme Röthe auf ihrer Wange trocknete ihre Thränen. Der Schlaf brachte ihr süße Träume, sie hörte die Tritte des fernern Gatten, sie meinte in Verklärung sein Antlitz zu schauen. War es ein Traum oder war es Wachen?

„Das ist das Haus, mein Herr. Großer Gott, daß Sie das Leben behielten! Wir hatten Sie alle als todt betrauert. Hier, Herr, wo die kleinen Fenster sind. Es ist kein Licht hier, finden Sie den Weg, Herr? Was wird Ihre Gattin sagen, wie wird die sich freuen.“

Es klopfte ans Fenster. Katharina erwachte aus dem süßen Traum. Sie zitterte nicht, sie war geläutert in Trübsal und beherzt im Glauben. Sie stand rasch auf und ging mit der kleinen Lampe zur Thüre. Der flackernde Schein fällt auf die kräftige Gestalt vor ihr. Was macht ihre Zunge stumm und ihre Wange blaß? Diese qualvolle Ungewißheit! Wenn der Fremde nur sprechen wollte! —

„Rätchen!“

Mit einem wilden Freudenschrei fiel sie ihm um den Hals. Der Todte lebt, der Verlorne ist wiedergefunden. Die Gatten feiern ein fröhliches Wiedersehen. An einer fernen Insel war Walter gerettet worden und nach langen, mühsamen Wanderungen endlich wieder heimgekehrt. Zu dem inneren Herzensfrieden gesellte sich jubelnde Lust. Rätchen, Träume verspotteten deine Wünsche nicht, du feierst „fröhliche Weidnachten.“



## Dr. Theodor Christlieb,

Doktor der Theologie und Philosophie, der ersten ord. Professor und Universitätsprediger in Bonn a. R.

Von C. Golder.

Den größten Theologen der Neuzeit ebenbürtig und durch die Gewalt seines Geistes und die Tiefe seines Gemüthes, das seine Weihe in einem kindlichen, gläubigen Gottvertrauen findet, den Meisten überlegen, leuchtet Dr. Christlieb als Stern erster Größe am deutschen Gelehrtenhimmel, ohne dabei seine Stammhalterschaft des alten Schwabengeistes zu verleugnen.

Seine stattliche, hohe, etwas untersehte Gestalt, mit ihren breiten Schultern und kernigen Muskeln, sein würdevoller Gang und seine leichte ungezwungene Haltung, sein männliches, bestimmtes Auftreten — würdevoll auf der Kanzel und imponierend im Katheder — alles erregt Ehrerbietung und Aufmerksamkeit. Seine große, weite Seele und sein starker prophetischer Geist sind ausgesprochen in den scharfmarkirten, vollen Gesichtszügen, in den leuchtenden, feurigen Aldraugen, die bald prüfend und durchbohrend, bald lodend und liebend, bisweilen auch mißtrauisch forschend, in ihren ruhigen, kraftvollen Augenhöhlen gleichsam Welten durchschauend und bemessen können. Sie sind zu lesen auf seiner geistreichen, fast faltlosen Stirne, die sich unter einem üppigen, dunkelblonden Haarwuchs theilweise verbirgt, wie der aufgegangene Vollmond hinter lichten Silberwolken. In dieser Stirne wohnt ein Gedächtniß! welch eine Idealität! welch eine Meditationskraft! alles ist gegenwärtig, wirkend, groß und trefflich, und ein eherner Sinn scheint das Ganze zu umwölken. Wie seine Nase kraftvoll und erhaben, so sind die scharfgezeichneten Umrisse des Mundes berecht, selbst wenn er schweigt. Der Beobachter fühlt wie Lavater beim Anblick Samans: „Es ist als sprächen Aepagiten-Urtheil, Weisheit, Licht und Dunkel, diese Mittellinien des Mundes! Noch habe ich keinen Menschen gesehen mit diesem schweigenden und sprechenden, weisen und sanften, treffenden, spottenden und — edlen Munde!“ Kurz: Augen, Stirne, Nase, Mund, alles verkündet den schöpferischen, kraftvollen Genius, in allem liegt harmonischer Ausdruck von anmuthvoller, unbiegsamer Vollkraft.

Zwar nicht selten umlagert seine Züge melancholische Dämmerung, die aber plötzlich wie vom Glanze der aufgehenden Sonne durchbrochen wird, sobald Jemand, der seine Gunst genießt, sich ihm nähert, oder sein Geist bei seinem Forschen glücklich überrascht wird. Die Töne seiner Stimme sind voll und lieblich, und füllen ohne Anstrengung die größte Kirche mit melodischem Wohlklang, tragen aber leider etwas von dem Gepräge des schablonenartigen, deutschen Kanzelstils. Die Kunst, seine Stimme im Katheder nach der Größe des Raumes und der Zahl der Zuhörer zu modelliren, ist ihm zur Natur geworden. Ein geübtes Ohr erkennt in seinem Dialekt augenblicklich den Württemberger, ein minder geübtes doch immerhin den Süddeutschen.

Unvergesslich bleiben mir die Spaziergänge, die mich an der Seite Dr. Christlieb's von Bonn a. R. aus, nach einem oder dem andern der herrlichen Aussichtspunkte führten, welche sich eine halbe Stunde hinter der freundlichen Wiesenstadt erheben. Ebensovienig vergesse ich die stille Rasenbank, die auf der Carlstraße im schattigen Buchenwald sich befindet. Unzählige Fragen bestürmten mein Herz, die ängstlich der Antwort har-

ten, und gewiß hat der Peripatetiker Aristoteles nie einen aufmerksameren, lernbegierigeren Schüler vor sich gehabt, der empfänglicher gewesen wäre für seinen akromatischen Unterricht, als ich empfänglich war für die dialogisirenden Erläuterungen Dr. Theo. Christlieb's. Ah, wie frisch und reich sprudelte der Quell, wie weit und voll wurde mein Herz, wie anregend und emporziehend war die Gedankenfülle, Schatten und Wolken wichen und neue, zuvor unbekannte Welten breiteten sich vor meinen inneren Blicken aus. Es waren Emausgänge, die mir einen praktischen Commentar an die Hand gaben für die Worte: „Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öffnete?“ Die heil. Schrift, die Kirche, die Welt, mein eigenes Herz, alles erschien mir in einem andern Lichte. Was Göthe von Platon schrieb, das könnte man auch von ihm sagen: „Er verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, auf einige Zeit auf ihr zu herbergen; er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht seines Ursprungs wieder theilhaftig zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewiges Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Förderung er in jedem Busen anzuregen strebt.“

Es ruht in ihm eine Welt des Gemüths, voll Geist und Unsterblichkeit und ob im Katheder oder auf der Kanzel, ob vor Gelehrtenconferenzen oder im trauten Privatgespräch, ein elektrischer Strom warmer Begeisterung durchzuckt uns alle Aern und wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt auf Herz und Gemüth. Alles ist ein treuer Ausdruck seines Innern, großartig und schlicht, daher die augenblickliche Wirkung. Seine Predigten sind einfach und tief, schriftgemäß und erbaulich, und es quellen aus ihnen Ströme des lebendigen Wassers. Was Hospprediger Dr. R. Kögel an Tholucks Grabe sagte, das kann auch von Prof. Christlieb gesagt werden:

„Welch ein Rufer ist er in der Wüste des Rationalismus, welcher ein Warner vor den Trugbildern des Pantheismus, welcher ein Werber um die Seelen für Christum, welcher ein Führer, insonderheit der Jugend! Wie er selbst gerungen, schwer und heiß, ehe das Angesicht voll Gnade und Wahrheit ihm aufging, ehe die Thorheit des Kreuzes ihn niederwarf, so hat er auch ein Herz behalten für jeden Ringenden und Kämpfenden.“ Christlieb's Vernunft liegt gefangen unter dem Gehorsam Christi, seine Weisheit ist die Thorheit des Kreuzes; Christus, der Gekreuzigte, ist das Thema seiner Predigten. Darin liegt dieses Meisters größtes Verdienst und höchster Ruhm.

Ist er als Gelehrter weniger fruchtbar, verbreitet er sich weniger auf den Gebieten des allgemeinen Wissens wie Erhard u. A., so hat er doch alle Erwerbungen, welche er auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiete erstrebte, festgehalten, gesichert und nutzbar gemacht, und er weiß die ihm zu Gebote stehenden geistigen Hilfsquellen bewunderungswürdig anzutwenden. Ob er sich auf dem Gebiet der Theologie oder der Philosophie ergeht, ob er in die Geschichte oder in die Naturwissenschaft hineingreift, ob er abstrakte oder concrete Begriffe malt, überall fühlt er sich zu Hause. Sein Gedächtniß ist außerordentlich. Wenige nur vermochten, wie er, an der evangelischen Allianz in New York mit so bestimmten raschen Griffen

in die Welt- und Kirchengeschichte hineinzugreifen und ihren Fuß sicherer auf irgend ein Faktum dieses unermesslichen Gebietes zu setzen. Man ersuchte ihn, seine umfangreiche Arbeit über: „Die beste Methode, das Christenthum zu verteidigen,“ zum zweiten Mal in einem andern Lokal vorzutragen, und es gelang der überzeugungsmächtigen Beredtheit dieses deutschen Apologeten, die sehr zahlreiche Zuhörerschaft von Abends 8 bis 10½ Uhr zu fesseln.

So riß der deutsche Dr. Christlieb seine Zuhörer in einer Weise mit sich fort, wie dies wohl nur selten einem Redner gelingt, der seine Gedanken in einer andern, als seiner Muttersprache, auszudrücken hat. Geistreich, schlagfertig, gewandt, wie der weltberühmte, in seinen besten Jahren stehende Gelehrte ist, griff er für seine kurze, aber meisterhafte Rede in die Vergangenheit, in die Gegenwart und Zukunft, holte sich aus allen Gebieten, aus der alten Kirchengeschichte, dem Geisteskampf der Jetztzeit und den himmlischen Gesilden sein Material, das er gedrängt, aber in eleganter und berebter Sprache zusammenstellte und dadurch seine Zuhörer förmlich elektrisirte. Unvergesslich bleibt der Augenblick, in welchem er Dr. Fisch aus Paris im Namen der deutschen Christen die Bruderhand reichte mit den Worten: „Es gibt Zeiten, in welchen man vergessen kann, daß man deutsch oder französisch ist. Unsere vollendeten Väter sind bereits schon eins vor dem Throne Gottes, warum sollten ihre Kinder entzweit sein?“ Das Haus erdrönte von einem donnernden Beifallsturm.

Keiner versteht es wie er, den schwankenden, angehenden Theologen durch die Wirren und Zerlegungen der Neuzeit sicherer hindurchzuführen, so daß er mit jedem Schritt festeren Boden unter den Füßen fühlt. Bei ihm ist das Verhältnis des Lehrers zum Schüler ein Verhältnis des Meisters zum Jünger, wie das bei Tobias Beel in Tübingen und August Tholuck in Halle der Fall war. Einmal wöchentlich hat er in seinem Hause einen offenen Abend anberaumt für alle Studierenden, die ihm persönlich näher treten wollen. Gewöhnlich leitet er den Abend ein durch eine Vorlesung (öfters über auswärtige Missionsthätigkeit); dann mag freie Besprechung, oder auch traute Unterhaltung folgen.

In seinem Umgang ist er herablassend und anziehend, und welch liebliche Gewalt erfährt das Herz schon beim ersten Zusammentreffen! Stundenlang möchte man ihm zuhören, man wird nicht müde, er zeigt sich stets neu, unerschöpflich und warm. Es ist, als ob er den Schlüssel zu jedem Herzen hätte.

Ich für meinen Theil sehe in Dr. Christlieb den Mann der Zukunft. Wie ein Leuchthurm steht er auf der deutschen Warte, das Licht der unverbrüchlichen Gottesoffenbarung vielen irrenden Schiffen weithin zusendend. Die Bauvalligkeit des Staatskirchengebäudes erkennt er in ihrem

ganzen Umfange, und mit aller Kraft, deren er fähig ist, versucht er den Bruch der staatsknechtischen Fesseln zu beschleunigen. Aber auch das vielgepriesene Freikirchentum mit seinen Licht- und Schattenseiten hat er während seines vieljährigen Aufenthaltes in England und seines Besuches in Amerika kennen gelernt, und es ist erstaunlich mit welcher überraschender Klarheit dieser deutsche Gelehrte auch die einzelnen und feinsten Züge der beklagenswerthen Nachtseite des Freikirchentums zu beleuchten vermag. Seinem kühnen Adlersauge entgeht kein Zug mit dem die Zukunft zu rechnen haben wird. Er wird deßhalb in der Stunde der Noth auch den sicheren Schritt zu thun wissen. Seine gründliche, deutsche Gelehrsamkeit ist von dem paulinischen Geiste christlicher Demuth und kindlicher Lenzenseinfalt durchdrungen, so daß Keiner, wie er, angethan zu sein scheint, nicht nur als prophetischer Wächter, sondern auch als muthiger Führer auf der deutschen Warte zu stehen. In der Rheingegend ist er die

Seele der „freien evangelischen Versammlungen,“ die seit Pearfall Smith's Anwesenheit in dessen Sinne weiter geführt werden. Reiche Geschäftleute und Fabrikanten haben ihm bedeutende Summen für die Gründung eines theologischen Seminars angeboten, dessen Fakultät aus streng gläubigen Professoren zusammengesetzt werden soll. Der Zweck dieser Prophetenschule wäre der: Frommen, begabten Jünglingen es möglich zu machen, Theologie zu studiren, ohne sich mit Lebensgefahr in den Strom rationalistischer Zweifel, der ohne Ausnahme alle deutschen Universitäten durchflöht, stürzen zu müssen.

Ferner, um Männer heranzubilden, die von der Liebe Christi durchdrungen den Seelen nachgehen, ohne in

der Gemeinde nur eine Pfunde zu suchen. — Vom kirchlichen Pfahlbürgergeiste und von staatskirchlicher Engherzigkeit ist er vollkommen frei, denn er ist ein vielgeistes Mann, der, wie Odysseus, „vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat.“

Von seinen Schriften zu reden, dürfte überflüssig sein. Seine berühmte Apologie des Christenthums: „Moderne Zweifel,“ ist weltbekannt. Ebenso bedürfen die zahlreich veröffentlichten Vorträge und Predigten keines näheren Hinweis. Seine berühmte Schrift über den Opiumhandel in China, welche schon früher in die englische und französische Sprache übertragen wurde, und vor etwa zwei Jahren im „Christl. Botschafter“ erschien, ist nun auch ins Chinesische übersetzt worden. Seine neueste Schrift ist die umfassende Missions-Weltschau, die in kurzer Zeit viele Auflagen erlebte und ebenfalls ins Englische, Französische, Schwedische und Holländische übersetzt wurde.

Ich bin stolz darauf, daß Dr. Christlieb's Wiege im „gemüthlichen Schwobalände“ stand. Aber wie könnte auch das anders sein! Die deutsche Christenheit verdankt diesem „win-





zigen Bünde" nicht den unbedeutendsten Theil seiner herrlichsten Kräfte. Welchen Klang haben nicht die Namen: Bengel, Nettinger, J. J. Moser, Hiller, Kieger, Hofader, Flattich, Michael Hahn, Philipp Matth. Hahn, Tobias Beck, Christ. Barth, Albert Knapp und viele andere, die alle schon als Priester und Könige Gottes das weiße Kleid von reiner und heller Seide im neuen Jerusalem tragen. Damit ist aber die Stammhalter-schaft des echten Schwabengeistes noch keineswegs nach dem Himmel verlegt. Diese apostolischen Kirchenväter der Neuzeit haben noch immer würdige Repräsentanten auf der Höhe dieser letzten Zeit stehen. Wie hell und rein klingt nicht der Name des deutschen Dichterfürsten Karl Gerok, oder der des seligen Prälaten von Kapff. Wer kennt nicht den großen Christologen Dr. J. A. Dörner und den Missionsinspector Dr. Gundert, von dem ein Zeitgenosse sagt, daß er ein Auge habe, „das in das innerste von Hindostan und Kamtschatka hineinschaut" und dabei „ein Kind und Held zugleich sei"? Wahrlich, gesegnet sei Württemberg, das eine geistliche Mutter geworden ist vielen Völkern. Ich sagte oben Dr. Christlieb's Wiege habe in Württemberg gestanden. Und doch rollt in seinen Adern türkisches Blut. Damit verhält es sich also. Als am 6. September 1688 Prinz Eugen von Savoyen Belgrad stürmte, fanden seine Soldaten nach Einnahme der befestigten Stadt ein 2—3jähriges Sarazenenkind in einem Backofen. Offenbar wollten es die bedrängten Eltern in der Angst dort bergen bis nach dem Sturme, verloren aber während der Flucht das Leben. Die Soldaten waren über diesen sonderbaren Fund erfreut und brachten das Kind unter lautem Jubel dem Markgrafen Ludwig von Baden. Dieser nahm es als Regimentskind zu Pferd mit in die Heimath zurück. In Baden übergab man es einer christlichen Familie zur Erziehung. Nach empfangenem Religionsunterricht wurde es getauft und

als Knabe von vierzehn Jahren confirmirt. Man gab ihm den Namen Christlieb und sonderte ihn aus für den geistlichen Beruf. Als Theologe zog er später nach Württemberg, und beinahe alle männlichen Glieder der Nachkommenschaft widmeten sich dem geistlichen Stande.

Dr. Christlieb's Vater war bis vor einigen Jahren Dekan in dem schönen, aber langweiligen Ludwigsburg, dem sogenannten „würtembergischen Potsdam." Bei der Erziehung seines Sohnes scheute er keine Opfer. In Maulbronn vorbereitet, sollte er seine theologischen Studien in Tübingen vollenden. So geschah's. Erst folgte er sodann einem Rufe als Lehrer nach Frankreich, später wirkte er als Pastor in einer deutschen Gemeinde in London, von da wurde er nach Friedrichshafen am Bodensee und Anno 1868 als Professor der Theologie nach Bonn berufen. Hier gibt er Vorlesungen über Homiletik, Katechetik, die Geschichte der Predigt, Liturgik, Exegese über die Pastoral-Briefe 2c. 2c.

In England vermählte er sich mit einer gottesfürchtigen, edlen Engländerin, einer seltenen Perle christlicher Tugend und Weiblichkeit. „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und er ist darum beliebt in den Thoren, wenn er sitzt bei den Ältesten des Landes. Ihre Söhne kommen und preisen sie selig; ihr Mann lobt sie." Spr. 31.

Kurz: Dr. Theo. Christlieb ist einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen, die die Gegenwart aufzuweisen hat. Dabei ist er neben der höchsten Begabung ein wahrhaft genialer Theologe und zugleich ein tief sinniger Philosoph. Und welchem deutschen Christen Amerikas thut es nicht wohl, daß sein Vaterland in dieser Zeit des Schwankens und der Auflösung solche Leuchttürme hat, welche die Strahlen der ewigen Gotteserkenntnis in die finstere Nacht des Unglaubens hinaus-senden?

## Bum Jahreswechsel.

Von E.



Es ist Silvesternacht. Allein bin ich und doch nicht ganz allein. Traute Stille herrscht rings um mich her. Im Kamin knistert das Feuer munter d'rauf los. Wie äußerst behaglich und schön! Im angrenzenden Kämmerlein schlafen die lieben Kleinen ihren sanften Ruheschlummer. Dieser Friebe lagert auf den leicht gerötheten Angesichtern. Ihre regelmäßigen Athemzüge schlagen sanft an mein Ohr, gleich fernhin verhallendem Harfenklang. In mir selbst empfinde ich hohen Frieden, den Frieden, welcher höher ist, denn alle menschliche Vernunft. Ich ruhe im Glauben an der Liebesbrust meines ewigen Mittlers Jesus Christus. Er ist mein, und ich bin sein. Unausprechliches Glück! Draußen stürmt es. In ziemlich dichten Flocken fällt der Schnee wie Wolle auf die schlummernde Muttererde. Lange crystallhelle Eiszapfen hängen an den Häusern, und die Kälte malt zusehends herrliche, unnachahmliche Prachteremplare von Eisblumen an die Fensterscheiben. Kahl starren die in Reihen gepflanzten Pappel- und Ahornbäume der Ch. Straße zum nebelgrauen Himmel empor. Sie sind gebeugt von der Wucht des Schnees, dessen blendend dichtes Weiß die Aeste einhüllt. Keiner der munteren Sänger, die unsere stille Waldstraße im

Sommer so zahlreich bewohnen, läßt sich mehr hören. Aller Gesang ist verstummt. Es ist Nacht, die letzte Nacht des scheidenden Jahres: Silvesternacht. Nur hier und da noch hör' ich die Fußtritte eines verspäteten Wanderers. Unter seinen Füßen knirscht der Schnee, ein Beweis, daß ein scharfer „Nord" am Ruder ist. Ich schaue ihm nach und gewahre, daß er seinen Ueberrock fröstelnd dichter um sich knüpft, und mit verdoppeltem Schritte dahineilt. Was hat ihn so verspätet? War er auf gutem Wege? Hat er liebe Angehörigen, die seiner warten? Denkt er, wie ich, auch an das scheidende Jahr? Das Alles sind Fragen, die mir wie ungewollt durch mein Gemüth fahren. Und dann denke ich an die vielen Millionen, welche das verflossene Jahr in der Sünde und Gottlosigkeit zugebracht haben, ohne Hoffnung auf Befehrung und eine rechte Benützung der Zeit, und ihrer vielen Vorrechte. Wie sind sie, die Armen, doch so verblendet! Allein Der im Himmel broden, der der Zeiten Lauf lenkt, und Gnad' den Menschen reichlich schenkt, hat große Geduld. Vor meinem Geiste steht das treffliche Bild vom alten und neuen Jahre, während leise die Worte des Dichters über meine Lippen fließen:

„Das alte Jahr, ein Greis mit Silberlocken,  
Den Grabestranz gewunden um die Stirn,  
Trägt, daß ja nicht der Zeiten Räder stocken,  
Das neue her, rein wie die Alpenfirn,  
Ein holder Knabe mit dem Frühlingskranz,  
Doch träumend noch im ersten Morgenglanze.

Es schlummert — Herz, was bringt dir sein Erwachen,  
Nur Maienluft und süßen Rosenduft?  
Wird nie ein Sturm umbrausen deinen Nachen?  
Droht unter Blumen nicht die Mordergruft?  
Zu wandelbar ist dieses Erdenleben,  
Drum magst du wohl in Furcht und Hoffnung beben.“

Ja, und wird der Herr zu den vielen nicht noch ein neues Jahr verleihen, und den unfruchtbaren Feigenbaum umgraben und bedüngen? — Was, wenn's im Dom der Ewigkeit ungeahnt bald Zwölfe schlägt — was mit der ungeretteten Seele? Hin wird sie wohl fahren in die ewige Nacht, die keinen frohen Neujahrsmorgen bringt. — Doch zurück. Rasend schnell sind mir die 365 Tage dahingeschwunden. Nicht bloß „Maienluft“ und süßen „Rosenduft“ bargen sie in ihrem geheimnißvollen Schooße (doch auch das), sondern manch' herbes Stürmlein, rauh und unlieb wie eine dunkle Novembernacht. Dicht und schwarz umwölkt war hie und da der Horizont, allein zur rechten Stunde ward es immer licht, und über meinem Haupte erglänzten wieder Tausende schöner Sternlein, mild und helle, gleich Engelsaugen. Wie unbeschreiblich heilsam sind uns solche Stunden und Tage. Ich weiß, du kennst dieselben ja auch schon lange, mein lieber Leser. An jenem großen Tage, das wissen wir, werden die dunkelsten sicherlich am allerhellsten scheinen. Aber warum gedenke ich beim Wechsel der Jahre der Verdensstage? Ja, warum! Ich sehe es wohl. Dank denn dir, o Vater, auch für deine unzählbaren Wohlthaten. Mit großem Erstaunen bläse ich über die lange Liste der verschiedenartigsten Liebesbeweise. Sind's wohl bloß 365 — soviel als Tage im Jahr? Das, und auch so viele als das Jahr Stunden und Minuten und Sekunden hat. Sei versichert, die Schätzung ist nicht zu groß, sie dürfte aber, wenn der Allmächtige einst zählen wird, zu gering ausfallen. Er gab Leben und Gesundheit, Nahrung und Kleidung, Frieden und Freiheit im Lande. Unbelästigt konnten wir unserm Berufe warten und dabei Gott dienen. Die religiösen Vorrechte sind uns ebensowohl ungeschmälert geblieben. Nie fehlte es an Trost, nie an festem Untergrund, wenn sturmumtost das

Schifflein schwankte. Und in wie vielen Gefahren hat der Engel des Herrn durch seine unsichtbare Hand uns geschützt! Beschauen wir dabei dann unsern unvollkommenen Wandel, die mancherlei Fehltritte, deren wir uns bei den besten Vorsätzen zu Schulden kommen ließen, und wie der liebe theure Heiland so williglich verzieh, so oft wir ihn nur ernstlich darum baten: so müssen wir alle auf die Ausgangspforte des alten Jahres die Worte setzen: „Durch Gottes Gnade bin ich, das ich bin.“ Zu denn! Und du neues Jahr, du munterer Knabe, der du im Schooße des mit Silberhaar umlockten Greises ruhest, will's Gott, erscheine! Mit Muth und Freude begrüßen wir dein baldiges Erscheinen. Sei es heiter oder trübe, Einer, gut und treu, der alte Bundesgott, der die Zügel der Weltherrschaft in seiner Hand hat, steht uns fest zur Seite, unwandelbar wie ein Fels im Meer. Er geht voran, dir und mir, er bricht die Bahn, ist Meister in dem Streite. Wer seinem Tritte folgt ist seines Ziels für immer gewiß. Schau' ich zurück ins alte Jahr, oder auch wenn ich vorwärts schaue ins neue, so finde ich kein passenderes Wort zum Schluß als dies:

„Herr, Gott! Wir loben dich,  
Wir preisen deinen Namen!  
Was Obem hat, stimmt' ein,  
Und rufe Amen, Amen!  
Wo ist ein Gott wie du,  
Von ew'ger Gnad' und Huld?  
Von unbegrenzter Macht,  
Doch voll Treu' und Geduld!

O Herr! Geh' weiter mit  
Auf unserm Pilgerpfad!  
O, kröne fort und fort  
Mit Segen und mit Gnad'  
Dein Volk, das du erwählst  
Zum Erb' und Eigenthum!  
Bereit' uns immer mehr  
Zu deines Namens Ruhm!

Bleib' unser Licht bei Nacht!  
In Noth sei unser Retter,  
Im Leiden unser Trost,  
Und Schutz in Sturm und Wetter!  
Führ' du uns Schritt für Schritt!  
Und endet unser Lauf,  
So nimm, Herr Jesu, uns  
In deine Arme auf!“

## Am Colorado.

Vor etwa hundert Jahren hatte ein spanischer Priester das nördliche Arizona und Colorado besucht, und in seinen Reisebeschreibungen theilte er mit, die Ufer des Colorado wären so hoch, „daß ein Felsen, der im Flusse lag, mit seinen Klippen nicht größer als eine Manneshand erschienen sei, während er in Wirklichkeit so groß war, wie die Kathedrale von Sevilla.“ Die armen Indianer, die jenes Land bewohnten, umspannen den merkwürdigen Strom mit ihren Sagen, und wagten es niemals, die furchtbaren Erdschlünde zu betreten, durch welche er fließt. Die Weißen gelangten, sagten sie, nur alle Jahrhunderte einmal an den Wüstenstrom, und ihre Erfahrungen seien hinreichend, um alle weiteren Versuche seiner Erforschung für immer zu bereiteln. Haarsträubende Geschichten durchliefen die Läger des Trappers und die Hütte des Mineurs. Alle Boote, die den Strom zu befahren gewagt,

wären mit furchtbarer Gewalt über Wasserfälle und durch Schlünde geführt, und endlich in Strudel gerissen worden, aus denen sie niemals wieder hervorkamen. Von den Vielen, die es bisher gewagt, den Strom auch nur überschreiten zu wollen, wäre keiner je wieder gesehen worden. Vergeblich hätten sie es versucht, die tausende-Fuß hohen Felsmauern zu erklimmen und wären elend verhungert etc.

All' dies war geeignet, die Neugierde der Forscher anzufachen. In den Jahren 1869 bis 1874 wurde deshalb von den Ver. Staaten eine Expedition unter Major Powell ausgesandt, um den bis dahin unbekannten mythischen Lauf des Colorado zu erforschen und ihnen gelang es nach den furchtbarsten Anstrengungen und unglaublichen Gefahren, den Strom von seinem Ursprung bis zu der californischen Grenze zu durchfahren. Ihrer Aufopferung verdankt Amerika die Kenntniß je-



nes großen Wüstengebietes, das sich von dem Uinta Gebirge an der Nord-Pazifichbahn, durch Colorado, Utah, Nevada und Arizona, bis zu dem Meerbusen von Californien erstreckt, und die seltsamsten, in der Welt einzig dastehenden Gebirgs- und Boden-Formationen aufweist.

Diese weiten, mehr als hunderttausend Quadratmeilen umfassenden Länderstrecken entbehren stellenweis vollständig des Gras- und Baumwuchses. Es sind röthlich gelbe, verwitterte Hochsteppen mit einigen Salzeen und Gebirgsketten, nicht, wie die Steppen des Platte und Arkansas mit fruchtbarem Erdreich bedeckt, sondern sie scheinen für immer dazu angethan Wüste zu bleiben.

Der große Strom, welcher dieses Gebiet durchfließt, bildet eines der merkwürdigsten Naturwunder der Welt. Er entsteht durch die Vereinigung des aus den Wind River Mountains in Wyoming kommenden Green River mit dem Grand River im südöstlichen Utah und ergießt sich in den Meerbusen von Californien.

Der Green River ist bedeutender als der Grand, und ist die obere Fortsetzung des Colorado-Flusses. Mit dem ersteren besitzt der Colorado eine Länge von 2000 Meilen, und, obgleich der bedeutendste amerikanische Strom des stillen Ozeans, ist er doch größtentheils unschiffbar und wird ohne Zweifel so bleiben. Vor allem schrumpft er in der heißen Jahreszeit bis auf ein kleines Bächlein zusammen, und selbst wenn genügend Wasser vorhanden wäre, so würden doch die tausend ungangbaren Barrieren, Cascaden, Stromengen und Schluchten jedem Schiffe sicheres Verderben bereiten. Die oberen zwei Dritttheile des Colorado Beckens erheben sich bis zu neuntausend Fuß über dem Meerespiegel. Dieses Becken ist gegen Nord, Ost und West von schneebedeckten Gebirgen eingeschlossen, die eine Höhe von 11,000—14,000 Fuß erreichen. Den ganzen Winter hindurch fällt auf diesem ganzen weiten Raum Schnee, alle Thäler und Schluchten füllend, alle Bergspitzen in einen weißen Mantel hüllend, der von Wind und Kälte aus den Wellen des Meeres gewoben und hierher getragen wurde. Fängt im Frühjahr die Sonne an, ihre heißen Strahlen hernieder zu senken, dann schmelzen diese Schneemassen und senden Millionen von kleinen Cascaden die Berg-Abhänge herab.

Je größer diese Wassermassen nun sind, und ein je größeres Gefälle sie haben, desto weniger können ihnen die Felsen Widerstand entgegensetzen. Sie sind dem nassen anstürmenden Elemente gegenüber wehrlos, und mögen sie auch noch so trotzig ihre Stirn entgegenstellen, mit der Zeit wird eine Breche in sie gewaschen. Und so hat denn auch der Colorado sich

auf eine Strecke von tausend Meilen solche Canons (Schluchten) durch die Felsen gegraben, Canons, die in ihrer furchtbaren Tiefe und Schrecklichkeit den Indianern Ursache für Götterfagen und Mythen, den Weißen zur Ehrfurcht und Bewunderung gegeben.

Und wie der Colorado selbst, so besitzt auch jeder seiner wasserreichen Nebenflüsse, der Virgin, Kanab, Paria, Escalante, Dirty Devil an der Westseite, und der White oder Rio Blanco, Green, Yampa, San Juan und Colorado Chiquito an der Ostseite seine tiefen, engen, vielfach gewundenen und

gekrümmten Canons. Jeder Nebenfluß dieser Flüsse stürzt ebenfalls durch einen selbstgegrabenen Canon; jedes Regentwässerchen, geboren und wiedergeboren durch den Regen, und nur während dieses Regens bestehend, schneidet sich seinen Canon! Die Ströme fließen in unzugänglichen Tiefen. In diesen engen Rinnen toben und jagen und tanzen die gefangenen Wassermassen über Catarakte und Fälle den tieferen Länderstrichen Californiens zu, und über ihnen, auf der Höhe der sie einschließenden Felsmauern, sind trockene Ebenen, mesas, ohne Baum und Strauch, den nackten festen Fels bloßlegend. An einigen Stellen, wo die Felsen aus Mergel bestehen, sind schon Flächen verwittert und zerfetzt, und man wadet in dem losen feuerrothen oder gelben Material, wie in einem Bett von Asche. An anderen Stellen, wo die Felsen aus weichem Sandstein bestehen, ist die Oberfläche so zerfetzt, daß sie mit Treibsand von der verschiedensten, meist hochrothen oder orangegelben Färbung bedeckt ist.

Der einzige Weg durch dieses Ländergebiet führt durch die Canons, und diesen Weg haben wohl bis jetzt gar Viele versucht und betreten, aber nur die Wenigsten gelangten wieder ans Tageslicht. Gewöhnlich gingen

sie schon in den ersten Meilen ihrer Reise elend zu Grunde. Es ist, als hausten böse Geister in den Schluchten und Kataomben des Colorado, die dem Sterblichen den Zutritt in ihr Gebiet, nicht gestatteten. Die kühnen Jäger stürzten entweder über die senkrechten Wände in die Schlünde hinab, und zerschellten am Grunde, oder ertranken in dem rothen, lehmigen Wasser, oder sie wurden von den Wirbeln hinab in die Tiefe gerissen, um vielleicht erst nach Wochen wieder als Leichnam ans Tageslicht zu kommen. Die Boote und Flöße, auf denen sie herabzufahren wagten, wurden an den Basaltfelsen zerschellt. Und selbst Jenen, welchen es gelang, sich der Wuth der Elemente zu entziehen, mangelte alle Nahrung, ja selbst das Wasser. Sie mußten sich von Pflanzen nähren, im Ange-



Marbelschlucht des Colorado.



sicht des tausend Fuß unter ihnen befindlichen Wassers Durst leiden. Darum ist es als ein Wunder anzusehen, daß es der Expedition unter Major Powell gelang, mit ihrem nackten Menschenleben und unter Verlust von all' ihrer Habe endlich den Lauf des Colorado zu erforschen. Ihre Mittheilungen,

Gedicht: „Wie kommen die Wasser herab bei Lobore,“ so benannt.

An einigen Stellen, weiter stromabwärts, wie am Fuße des Gray Canon, erheben sich ungeheure Felsstürme senkrecht aus dem Wasser, als wären sie von Menschenhand gebaut und glatt gemeißelt. — Es sind Felsen, von den Zeiten und Stürmen bearbeitet, bis nur eine dünne Felsnadel, eine himmelragende Felsenruine mehr übrig bleibt, wie die vom Fleisch entblößten Rippen eines Mammuththieres.

Und dieses wunderbare Canonland, halb tropisch im Klima, wie Palästina, ist gleichsam das Babylonien Amerikas. Wer würde glauben, daß diese Wüsten einst mit schönen Städten bedeckt, und von einem Volke belebt waren, das an Civilisation und Cultur ihre gegenwärtigen Bewohner übertraf? Zahlreiche Ruinen von Städten und Festungen, von Mauern und Wachtthürmen erheben sich heute noch im nordwestlichen Arizona und in den angrenzenden Theilen von Neu-Mexiko, Utah und Colorado, — den Touristen ein Wunder, den Archäologen ein Räthsel. Sie sind halb in dem Wüsten sand vergraben, wie die Sphinge Egyptens, oder an die senkrechten Mauern der unzugänglichsten Canons des Colorado und seiner Nebenflüsse: Rio San Juan, Rio de los Maucos, M<sup>c</sup>Elmo und Rio de Cheley, wie Schwalbennester angeklebt. Ruinen, deren Alter vor die Entdeckung Amerikas zurückreicht, und deren Architektur noch heute das Staunen der Menschheit hervorruft. Warum die früheren Bewohner dieser Bauten solche unzugängliche Plätze für ihre Heimath wählten, ist uns noch heute ein Räthsel. Sie waren ohne Zweifel Ackerbauer. Aber es gibt in diesen Feldwüsten kein Land, das sie hätten be-



Gray's Peak und Grand River, Colorado.

bereint mit denen des Lieutenant Zoes, bilden hauptsächlich die Literatur über jenes Wüstenland.

Im Oberlaufe des Colorado sind die Canons mehr zahlreich, aber bloß von geringer Tiefe, wenn man Felsmauern fünf Mal so hoch als der Thurm des Wiener Stefans-Doms überhaupt als nieder bezeichnen kann. Nur in dem schönen Canon von Lobore erheben sie sich zu etwa 3000 Fuß Höhe. Der einundzwanzig Meilen lange Canon wurde nach Southey's

bauen können. Im Westen von Oraibi, eine der Städte in der Provinz Tucuman, in Arizona, sieht man Ruinen von, mühsam längs der Canon-Klippen hingebauten, Terrassen, auf welchen ihre Gärten angelegt waren. Es ist möglich, daß die alten Bewohner dieser Gegenden sich ihre Ackerländer auf diese Weise bildeten. Aber warum sollten sie sich gerade solche Stellen ausgewählt haben? Das Land war sicher nicht so bevölkert, daß es die Ackerbauung dieser Wüsten nothwen-



big gemacht hätte. An andern Stellen sieht man auf Sandhügeln und hohen Felsen, mitten in der Wüste und meilenweit vom nächsten Flusse entfernt, ganze Städtenuinen. Was hat wohl jenes Volk veranlaßt, sich hier ein solches Wüstengrab zu bereiten?

**Zur Erklärung.**—Die *Marbelschlucht*. Das merkwürdige Bett des Coloradoflusses durch die ganze Länge der bekannten Hochebene von Colorado ist durchschnittlich von drei bis zu sechstausend Fuß tief. Die Ebene ist achthundert Meilen lang und von dreihundert bis vierhundert Meilen breit. Die *Marbelschlucht* beschreibt eine Länge von sechs und vierzig Meilen. Die riesenmäßigen Sandsteinwände, welche rechts und links von zwei bis zu fünftausend Fuß in die Höhe ragen, sind stellenweis förmlich polirt und dabei sehr vielfarbig: Weiß, grau, roth, hellroth und gelb. An einer gewissen Stelle der *Marbelschlucht* ist eine Art Flugebene, die einem polirten Marmorpflaster, mit allerlei Zeichnungen und Tausenden von phantastischen Mustern, gar nicht unähnlich sieht.

**Gray's Peak und Grand River.**—Bekanntlich sind in Colorado von den schönsten, natürlichen „Parks“ in der Welt. Der bei weitem schönste von allen ist der *Middle Park*. Von jeder Seite aus kann man bei heller Witterung den ihn umkreisenden Gürtel—die schneeige Gebirgskette—deutlich sehen. An diesen dann schließen sich wieder kleinere mit zahlreichen Tannen bewachsene Berge in aller erdenklichen Weise und Stellung an. In dem wundervollen runden Thaltessel, bekannt als „der Park“, welcher ein Area von vier-tausend Quadratmeilen umfaßt, sind die grasbedeckten Leiser Anhöhen, die fast irgendwo als Berge passiren würden. Inmitten dieser Hügel befinden sich Hunderte von Miniatur-Parks, von welchen fast jeder einzelne sein crystalleses Bächlein dem stillen Meere zu entsendet. Und durch die Mitte des obigen runden Thaltessels fließt der blinde, rasche Grandfluß, den die Leser auf dem zweiten Bilde sehen können. Sein Thal ist so romantisch und schön, als menschliche Augen nur eins erblicken können. Er hat ein Duzend Nebenflüsse von ziemlicher Größe. Und gleich eisbedeckten Wachtthürmen über diesen lieblichen Naturscenerien stehen solche mächtige Gletscher wie *Mount Lincoln*, *Long's Peak*, *Gray's Peak*, *James' Peak* und andere. Der Park hat eine Durchschnittshöhe von 7—8000 Fuß.

**Boulder Schlucht** (drittes Bild.)—Die Stadt *Boulder*, in *Boulder County*, *Colorado*, ist eine der sogenannten „*Wolkenstädte*“, da sie 5500 Fuß über der Meeresfläche liegt. Eine Fahrt von 2—3 Stunden von *Boulder* bringt den Reisenden an die *Boulder Schlucht*, welche für *Colorado* dasselbe ist, was das berühmte *Yosemite Thal* für *Californien* ist. Ein



**Boulder Schlucht.**

kundiger Schreiber sagt: Wir haben von Alpenscenerien und dem *Yosemite Thal* gelesen, wir haben den *Niagarafall*, das *Delaware Water Gap* (Schlucht) und den Durchgang des *Potomac* durch die *Blue Ridge* gesehen: allein wir erklären dieselben alle als gewöhnliche Scenerien im Vergleich mit *Boulder Schlucht*. Zehn Meilen von der Schlucht sind dann die *Boulder Fälle*, welche einen höchst reizenden Anblick gewähren.



## Weihnacht im Walde.

(Nach einer wahren Begebenheit bearbeitet von R. L.)



Stwärts liegen deutsche Gauen, deren Anmuth Wen'ge kennen,  
Die die Alten in den Büchern mit Rufatia benennen.  
Ihre Grenzen werden heute zwar so leicht nicht mehr gefunden,  
Dennoch ist ihr Name nimmer aus dem Volksmund entschwunden.

Zwischen Spree und zwischen Elbe dehnt das Land die weiten Felber,

Auf den sanften Hügelkämmen trägt es dunkle Föhrentwälder;  
In den breiten Thälern sieht man klare Wasser ruhig ziehen,  
Wo im Sommer an den Ufern tau'end Wiesenblumen blühen.

Bis des Herbstwinds kalter Odem all das bunte Leben endet,  
Bis der Himmel Au'n und Fluren eine weiße Decke sendet,  
Bis der Frost auf Seen und Flüssen seine Eisesbrücken spreitet,  
Und der Schlittschuhläufer fröhlich pfeilgeschwind darüber gleitet.

Wenn der Sängervögel Chöre mit dem Sommer südwärts ziehen,

Wenn Rufatias graue Wolken dicke Schneegestöber sprühen,  
Kommt die Schneegans hoch vom Norden mit den unwirthbaren Winden,

Um im Ried und Rohr der Teiche ein gedecktes Mahl zu finden.

Treu von ihren Warnungswachen gegen Feindeslist behütet,  
Freut sie sich der süßen Speise, die das Mark des Schilfes bietet,

Jede schläft im Daunennestchen ohne je d'raus aufzustehn —  
Lachen — plaudern — und erzählen's wie es in der Welt so schön!

Durchs Gebüsch vom Hügel lugen altersgraue Schloßruinen;  
In den Dörfern steigt trübselnd blauer Rauch aus den Kaminen,

Männer ziehet man mit Aegten aus dem Walde heimwärts schreiten,

Wo am warmen Herd die Mütter einfach schläft das Mahl bereiten.

Rauschend höret man am Bache sich ein hohes Mühlrad drehen,  
Laut mit hellem Horngeschmetter naht die Post sich von den Höhen,

Feierlich erklingt vom Thurme schon der Abendglocken Läuten  
In drei lang gedehnten Pulsen auf ein hohes Fest zu deuten!

Kurz war es vor der jüngsten Sturmeszeit,  
Die an Europas Thronen wild gerüttelt,  
In der das Volk in keck gewagtem Streit  
Den Frohndienst der Junker abgeschüttelt.

Der Landmann aß im Schweiße karges Brod,  
An Pflichten reich war er, nur arm an Rechten;  
Schon unfrei und bedrängt von Sorg' und Noth,  
Sucht' ihn der Adel täglich mehr zu knechten.

Doch in den Traum von Erdenfreiheit wand  
Sich lieblich die Idee von künft'gen Welten,

Wo Herr und Knecht und die vom Fürstenstand  
Nur nach dem Werth des reinen Herzens gelten.

Die Botschaft, die in Bethlehém einst klang  
Vom Heil der Welt aus Judas Stamm geboren,  
Die frohe Botschaft, die die Welt durchdrang,  
Scholl laut und rein auch dort in Aller Ohren.

Ein süßes Echo klang durch manches Herz  
Vom Gloria im hohen Engelsliede;  
O klinge fort durch Erdenleid und Schmerz,  
Und kühle leis in alle Seelen Friebe!

Das Weihnachtsfest war nah herbeigekommen,  
Der Tag, der ihm voranging, neigte sich,  
Die Schatten wuchsen und der Abend kam,  
Die Sonne senkte friedlich sich im Westen,  
Die schneebedeckten Felber übergolbend  
Und auf den dunklen Wäldern freundlich weisend,  
Wie wenn sie jeden grünelokronen Baum  
Mit ihrem reichsten vollsten Segensstrahl  
Zum Feierranz zum Christbaum weihen wolte.  
Ein Dörfchen lag im weiten Wiesenitale,  
Von dort her eilt ein Knabe und ein Mädchen  
Dem nahen Dörfchen munter plaudernd zu.  
Ein Weihnachtsbäumchen wollten sie sich holen,  
Sie hatten Niemand sonst, der's für sie that.  
Der Vater ist schon früh zur Stadt gefahren,  
Und Schwester Suschen muß den Haushalt führen,  
Die Mutter hat man unlängst erst begraben,  
Doch unser Pärchen ist getrosten Muths,  
Der kleine kaum sechs Jahre alte Mann  
Zieht oft sein blankes Taschenmesser vor,  
Mit dem er wie ein echter rechter Held  
Den lang erwünschten Christbaum fällen wolte.  
Das Schwesterchen rath liebend Vorsicht an,  
Daß er sich ja nicht in die Finger schneide,  
Das wäre doch auf Weihnacht gar zu schlimm.

So eilten sie auf wohlbekanntem Wege  
Mit munteren Schritten in den Wald hinein,  
Dort war ein nettes Bäumchen bald gefunden,  
Und mit vereinter Kraft der kleinen Leute  
In kurzer Zeit und leicht zum Fall gebracht.  
Schnell treten sie den Heimweg wieder an,  
Froh ob der leicht gemachten Beute,  
Da leucht und knack es in des Dörfchens Zweigen,  
Zwei Hunde springen mit Gebell heran  
Und hindern mit dem drohenden Gebiß  
Der armen Kleinen kaum versuchte Flucht,  
Bald nahen Tritte und den Hunden folgt  
Mit finst'rem Blick des Grafen Forstverwalter.

Ha! rief er höhnisch welch ein guter Fang;  
Ein Wild nach dem ich mich schon lange sehnte.  
Ha, ha! Ein Paar der malebeiten Diebe,  
Ein Paar der Frevler, die den Wald so schänden,



Daß keine Strafe schlimm genug für sie,  
Die unser lockeres Gesetz bestimmt.  
Wär ich der König und hätt' zu regieren,  
Dann wär es anders — aber vorwärts jetzt —  
Marsch fort! ich will euch zeigen wer ich bin,  
Ihr sollt nun nur bei Wasser und bei Brot,  
Und hinter Schloß und Riegel Weihnacht halten!

Das Mädchen weinte, doch der kleine Mann  
Sprach dreist: Herr Förster, wir sind keine Diebe,  
Aus unsrem Walde holten wir das Bäumchen,  
Mein Vater hat's schon lange ausgesucht,  
Und Vater kann mit seinen Bäumen machen  
Was ihm gefällt, so lautet das Gesetz,  
Wir haben recht —.

Was! rief der Forstmann wild,  
Prahlt die Canaille noch sie habe recht?  
Waldfrevler seid ihr, sag ich — und sonst nichts,  
Denn diese Tannenart ist importirt  
Und kann nur in des Grafen Forsten wachsen.

Erbarmungslos mit Stößen treibt er sie vor sich her,  
Er achtet nicht ihr Flehen, sein Zorn wächst um so mehr,  
Bis daß von grauem Fluchen in starren Schreck gesagt  
Kein einziges der Kinder ein Wort zu sprechen wagt.

Am Forsthaus angekommen nimmt er ein Schlüsselbund,  
Er öffnet eine Thür und spricht mit rohem Mund:  
Sinein, ihr frech Gefindel, bis daß ihr müde seid,  
Ich wette Christbaumstehlen, das wird euch heut noch leid.

Wie bodenloser Abgrund so gähnt der dunkle Raum,  
Als Wirklichkeit zu schrecklich, schwarz wie ein Grabestraum,  
Aus unschuldsvollen Augen wälzt sich ein Thränenstrom,  
Und Jammerlaute wimmern hinauf zum Himmelsdom!

Die treuen Hunde stimmen voll Wehgefühl mit ein,  
Der Wald selbst kann nicht schweigen und spricht im Echo drein,  
Der harte Mann steht bebend, so fühlte er noch nie —  
Dier weiche Kinderarme umflammern seine Kniee!

Schon war sein Herz am Schmelzen, dann schüttelt er sich wild,  
Bis ihn ein böser Engel mit neuem Grimm erfüllt;  
Er kämpft das Mitleid nieder, das schon die Brust durchfloß,  
Er stößt die Kinder von sich und wirft die Thür ins Schloß.

Er geht zum Walde spähen den Busen grollbeengt,  
Bis er zu später Stunde den Schritt zum Waldwirth lenkt,  
Dort traf er noch Genossen, wo er beim vollen Glas,  
Bei Kartenspiel und Scherzen schnell was geschēh'n vergaß.

Weinend kauern sich die Kinder  
Auf dem kalten Steinflur nieder,  
Zuckend schlagen ihre Herzen,  
Frost durchschüttelt ihre Glieder.

Keines Christbaums bunter Schimmer  
Hat sich heut für sie entzündet,  
Selbst vom Himmel flammt kein Lichtstrahl  
Der den Weg zu ihnen findet.

Eisigkalte Winde zischen  
Durch der Fackwand offene Spalten,  
Wie um in der öden Kammer  
Einen Todtentanz zu halten.

Grausig wie des Uhus Rufen,  
Nechzen knackende Gestelle  
Und dran hängen schaurig surrend  
Halbgebordrte Hochwildsessel.

Tappend schlagen Fuß an Fuß,  
Klappernb Horn und Horn zusammen,  
Durch die frosterstarrten Bälge  
Zuckt's wie neue Lebensflammen.

Zum Vergeltungskampf am Mörder  
Klingt's wie ein gespenstisch Werben,  
Um im nächsten Augenblicke  
Wild verröchelnd hinzusterven!

Ueberall liegt Staub und Mober,  
Rings die Spuren des Verwesens —  
Doch kein Zeichen der Entfaltung  
Und kein Sinnbild des Genesens.

Und was machen unsre Kleinen?  
Horch, sie beten leise, leise  
Ein Gebetchen das die Mutter —  
Mutter sorgsam sie gelehrt.  
Bielmals sagten sie es über,  
Bis in selbstgefund'ne Worte  
Sie des Herzens Sehnsucht kleiden.  
Leise unter Thränen murmelnd:  
„Liebes Mütterlein, im Himmel,  
Sieh, wir möchten beide gerne  
Auch bei dir im Himmel sein.  
O hier ist's so kalt und dunkel,  
Droben blühen schöne Blumen,  
Droben wird es niemals Winter,  
Hast es uns so oft gesagt.  
Liebes Mütterlein, wir möchten  
Auch bei dir im Himmel sein!“

Schluchzend schmiegt sich Eins ans And're,  
Klagt dem Andern seine Noth;  
Selbst der Kälte fast erlegen,  
Hüllt das Schwesterchen noch sorgend  
Mit dem leichten Ginghamschürzchen  
Ihren kleinern Bruder ein.  
Und dann schließen sie die Augen  
Vor Erstarrung lebensmüde,  
Flüstern nochmals von der Heimath,  
Dann umfängt sie Schlummerfriede.  
Träumend hören sie ein Tönen  
Wie von einem Engelsliede:  
Die Heimath, die Heimath winkt droben im Licht.

(Zubeltöne 157.)

Während unsre lieben Kleinen  
Wie im Traum den Tönen lauschen,  
Die in einem hellen Echo  
Auch zu uns herüber rauschen,  
Eilt der tiefbesorgte Vater  
In dem Dörfchen auf und nieder,  
Aengstlich sucht er die Verlorenen,  
Unbefriedigt kehrt er wieder.  
Gott — so rief er voll Verzweiflung,  
Gott — wo bleiben meine Kinder!  
Haben sie den Weg verfehlt?

Sind die sonst so flinken Füßchen  
Heute träge und ermüdet?  
Hat der Schlaf sie überfallen,  
Der den winterlichen Wand'rer  
Oft unwiderstehlich lockt;  
Oder strich aus Polens Wäldern,  
Wie schon oft, ein Wolf herüber,  
Der — doch schrecklicher Gedanke,  
Schrecklich ist's, ihn auszudenken —  
Vater über'n Wolkenhöhen,  
Unlängst rieft du meine Gattin,  
Rufst du nun auch meinen Kindern?

Wie ein Strom, der seinen Damm durchbrochen,  
So wälzt sich schnell durchs Dorf die Schreckenskunde,  
Und hülfsbereit steh'n mehr als dreißig Männer  
Bald um des armen Vaters Haus geschaart.  
Sie eilen fort mit Fackeln und Laternen,  
Und wohlversehen mit erprobten Hunden,  
Geübt, um des Verlorenen Spur zu suchen.

Und an des Juges Spitze, der Mannerschaar voran,  
Eilt, wie auf Windesflügeln, ein Mädchen zu dem Tann,  
Wie zu des Waldes Dunkel ein aufgeschuchtes Reh —  
Mit schwebend leichter Sohle berührt sie kaum den Schnee.

Durch keusche Anmuth herrschend, an Herzensgüte reich,  
An Sorgsamkeit im Haushalt der treu'sten Mutter gleich;  
Schon Jungfrau in den Sitten, im Herzen noch ein Kind,  
Der schönen Welt sich freuend, doch himmelwärts gesinnt.

Das ist der Kleinen Schwester, Susanna nennt man sie,  
Jetzt jagen trübe Bilder durch ihre Phantasie;  
Sie spricht kein Wort, sie fliehet in athemloser Hast,  
Den Geist von bangem Ahnen im Vorgefühl erfaßt.

Der Führerin sind keuchend die Männer nachgeeilt,  
Und haben auf Kommando im Forste sich vertheilt;  
Bald leuchten ihre Fackeln hell durch den dunklen Wald,  
Der von der Retter Aufen, wie grollend, wiederhallt.

Schnell war im Schnee der Kinder Spur gefunden,  
Und auch der Platz, wo sie ihr Bäumchen schnitten;  
Zum Forsthaus ließ ihr Weg sich leicht verfolgen,  
Doch dort war alles regungslos und dunkel.  
Ein Pfad im Schnee zum Waldwirth zeigte sich,  
Und diesen folgend, traf man bald den Förster.  
Kaum wissend was er thut, kaum seiner Sinne mächtig,  
So taumelt er im Rausch vor den Begleitern her;  
Die Männer steh'n voll Groll ums Forsthaus her im Kreise,  
Der Förster schließt Haus und Kammer polternd auf.  
Mit unverweiltem Schritt drängt ihm Susanna nach,  
Und findet die Geschwister, Arm in Arm,  
Sich fest umschlingend, aber starr und kalt  
Am Ort des Todes, Leichen unter Leichen.

Ein Schrei verräth der Menge was geschehen,  
Man reißt dem Förster das Gewehr vom Rücken,  
Das lange Waidmannsmesser von der Seite  
Und droht ihm, racheschnaubend, mit Vergeltung.

Unmensch! ruft der schmerzdurchbehte Vater,  
Darfst du so mir meine Kinder rauben!  
Mörderin gönnt man eine warme Zelle,

Meine Kinder mußten hier erstarren.  
Unmensch! Räuber! Fluch sei deinem Leben,  
Bist du werth, daß dich die Erde trägt —  
Und Gottes Sonne ferner dich bescheinet?  
Fluch —

O Vater! rief Susanna, bittend  
Bon den Leichen der Geschwister  
Den umflorten Blick erhebend —  
Vater, zähme deinen Jorn;  
Hast du nie das Wort vernommen:  
„Du sollst keinem Menschen fluchen,  
Und die Rache ist des Herrn?“  
Laßt den Aermsten, laßt ihn gehen,  
Denn sein Unglück kann doch nimmer  
Die Geschwister auferwecken. —

Freunde, denkt, was wollt ihr thun!  
Wollt ihr euch an ihm vergreifen,  
Euch vielleicht mit Blut besudeln?  
Ich will beten, daß ein Heiland  
Seiner gnädig sich erbarme.  
Engel freu'n sich, thut er Buße;  
Nächt ihr euch, so weinen sie!

Die Männer schau'n beschämt einander an,  
Kein einz'ger wag't's, ein Wörtchen zu erwidern,  
Man läßt den reuevollen Jäger los;  
Susanna flüstert ihm ins Ohr zu fliehen,  
Und kaum befreit, ist er im Wald verschwunden.  
Doch plötzlich hallt ein greller Schmerzensschrei;  
Ein Schlag, wie Blitz, hat seine Stirn getroffen,  
Und warmes Blut rinnt reichlich an ihr nieder.  
War es ein Ast, an dem er sich gestoßen?  
War es ein Uhu, der im nächt'gen Fluge  
Ihn mit den scharfen Fängen so gestreift?  
Wir wissen's nicht, er aber rief voll Grausen:  
O wehe mir, das war nicht Menschen Hand,  
Weß' mir: Der Fluch geht schrecklich in Erfüllung,  
Wie Rainszeichen brennt's mir auf der Stirn!  
Was zieht am Himmel hin? Das sind nur Wolken  
Vom Wind gejagt, sie schneiden mir Gesichter,  
Sie formen sich zu schrecklichen Gestalten;  
Die Sterne löschen aus, wie Irlichtsfeuer.  
Hu, hu, mir graut's, das ist die wilde Jagd!  
Wo soll ich hin flieh'n — ha, sie kommt! sie kommt!  
O Gott! O Gott — ich bin so ganz allein!

Bin so ganz allein — verhallt es klagend in den dunklen  
Lüften,  
Fern und ferner, schwach und schwächer, als wie Geistertön  
aus Grüften.  
Lautlos steh'n die ernstesten Männer, keiner wag't ein Wort zu  
sprechen,  
Wo sich der Verzweiflung Rufe hundertfach im Echo brechen.  
Schweigsam flücht man eine Bahre, um die Todten heim-  
zutragen,  
Dämmernd kündet sich im Osten schon des neuen Morgens  
tagen.  
Langsam zog der Zug von dannen in gemess'nen Trauer-  
schritten,  
Freunde harteten seiner, bangend, an des Dorfes ersten Hütten;  
Tausend frische Thränen rannen, aber aus den heil'gen Hallen,  
Wo des Herrn Ehre wohnet, hört man Weihnachtslieder schallen.



Klagelaut und Jubeltöne hört man seltsam sich vermischen,  
Doch die Dankeschöre schwillen, und die Orgel rauscht da-  
zwischen:

„Ehre sei Gott in der Höhe! Der Herr ist geboren.“

Es war am Fest der Kinder  
Zu Bethlehem erwürgt,  
Als man die früh Erblakten  
Im Schooß der Erde birgt.

Nah' bei der Mutter Hügel  
Grub man ein Doppelgrab,  
Und senkte die Geschwister  
Im Tod vereint hinab.

Guirlanden von Gezweige,  
Manch farbenreicher Kranz,  
Und blaue Schleifen flimmern  
Am Sarg, im Sonnenglanz.

Der Diener Gottes greifet  
Ins Wort des Herrn hinein,  
Und zeigt den Betrübten  
Zairus Töchterlein.

Es heben sich Gedanken  
Von frohem Aufersteh'n,  
Die Glocken hallen tröstlich:  
Es gibt ein Wiederseh'n.

Die Zeit legt milden Balsam  
Auf jedes wunde Herz,  
Den Wolken folgt die Sonne,  
Und Freude folgt dem Schmerz.

Ein Rosenbusch, ein hoher,  
Weht auf dem Doppelgrab;  
Und eine Trauerweide  
Neigt sich zu ihm hinab.

In Weihnachtsnächten klingt dort  
Ein wunderbares Lied  
Und füllt mit stillem Heimweh  
Das sehnsüchtige Gemüth.

Unnennbar süße Töne,  
Seraphisch heil'ger Klang,  
Der schüchtern nach Gestaltung  
In diesen Stenzen rang.



## Deutsche Christbäume in Spanien.

(Von Fritz Fliedner.)

Die Einführung unseres schönen deutschen Christfestes mit seinem Christbaum und Lichtern, mit seinen Gaben und Gesängen für Klein und Groß, ist in Madrid eine besondere Freude geworden, und auch von manchen Spaniern als eine wohlthätige, herzerquickende Neuerung willig aufgenommen worden.

Unsere Kinder in den Schulen würden sich den Christbaum um keinen Preis mehr nehmen lassen. Schon Wochen vorher, wenn ich durch die Schulen gehe, singen sie mir leise zu: "O

santisimo, felicisimo, grato tiempo de Navidad," denn so hat sich unser schönes Weihnachtslied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit," auch schon hier in den Kinderherzen eingebürgert. Oder sie fragen zaghaft: „Werden wir dieses Jahr auch wieder einen Christbaum haben?"

Natürlich wird ihnen erwidert, daß man nichts von dem verrathen dürfe, was das Christkind vorhabe.

In der That stellte uns der erfreuliche Fortschritt der evan-

geliſchen Bewegung in Madrid während der letzten Jahre ein Hinderniß entgegen. Es ist nemlich unmöglich geworden, die Kinder aller evangelischen Schulen dieser Stadt um einen einzigen Christbaum zu versammeln, weil ihre Zahl auf etwa tausend angewachsen ist. So mußten wir uns entschließen, jeder Schule ihren eigenen Christbaum und ihre besondere Bescherung zu geben. Natürlich vermehrt das die Arbeit außerordentlich. Aber es ist auch das Interesse dafür und die Zahl der Helfer in Madrid gewachsen. Versetzen uns doch die Weihnachtsklänge am meisten in unsere liebe deutsche Heimath zurück. So sind es denn auch hauptsächlich Deutsche, welche durch ihre Gaben eine solche Feier ermöglichen. Von dem Gesandten des deutschen Reiches und seiner Gemahlin bis hinab zu den geringsten Landsleuten pflegt fast jeder dem betretenden Pastor sein Theil für die Kinder zu geben. Die Kaufleute schenken kleine Gegenstände oder geben andere zu den billigsten Preisen her; in einer deutschen Familie werden die Nüsse vergoldet und der Schmuck des Baumes hergerichtet. Allen auch die englischen Helferinnen sind nicht müßig; und das ist gut, denn allein über dreihundert Puppen müssen angekleidet, die Bäume gepußt, mit bunten Ketten und Rehen geschmückt, mit Papierblumen und Lichtern geziert werden; die Teller mit den Gaben für die einzelnen Kinder erfordern auch Arbeit; allein so vielfältig kommt die Hülfe, daß alles zur rechten Zeit fertig wird, und jedes der Kinder reichlich bedacht werden kann, zum Beweise, wie reich doch das Christkind ist, und wie es die Kinder so lieb hat.

Doch kommt mit mir von einer Bescherung zur andern, dem Glanz des Christbaumes folgend, der jetzt schon mannigfach nach Spanien hineinstraßt. Immerhin müssen wir früh anfangen, wollen wir die verschiedenen Schulen, jede zu ihrer Zeit besorgen. So findet denn die erste Christbescherung schon am 22. Dezember statt in der Schule de las Penuelas, der jüngsten Schule Madrids. Sie liegt in einer armen Vorstadt, die Kinder sind erst seit wenig Jahren zum erstenmal in ihrem Leben an eine Schule gewöhnt worden; manche haben ein ärmliches, einzelne ein zerlumptes Aussehen. Natürlich mußten die Weihnachtslieder besonders eingeübt werden. Als ich eines Tages, in die Stadt zurückkehrend, einen dieser Vuben zum Begleiter hatte, dessen Anzug buchstäblich allein aus Fäden bestand, so daß man sich nur wundern mußte, wie das Zeug zusammenhielt, sagte er freudestrahelnd: „Am heiligen Abend komme ich auch und bringe mein Schwesterchen mit!“ „Gut, mein Junge,“ sagte ich mit einem bedenklichen Seitenblick auf seine Kleidung, „dann mußt Du aber deine allerbesten Lappen „anziehen.““ Halb verwundert schaute er auf und antwortete: „Ich habe gar keine anderen Kleider, aber rein gewaschen und gekämmt komme ich doch.“ Und so war's. Alle die siebenzig Knaben und sechzig Mädchen stellten sich frisch und sauber ein, daß es eine Lust war, sie anzusehen, und als nun des Christkindleins Schelle das Zeichen gab, und sie in Ordnung in den großen Schulsaal traten, begierig auf das nie gesehene Schauspiel, da leuchteten ihre Augen fast noch heller als der strahlende Lichterbaum, um den sie sich versammelten, und jauchzend klang das Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Dann folgte der erste Theil der Weihnachtsgeschichte Luk. 2, 1–14. abwechselnd von Knaben und Mädchen aufgesagt, und vor dem zweiten Theile Luk. 2, 15–20. ward nach Mendelssohns schöner Melodie das Lied über den Lobgesang der Engel gesungen, das schon an früheren Christfesten vorhanden, nun aber noch bedeutend verbessert war. Denn den Dichtern in Madrid sind inzwischen

auch die Schwingen gewachsen. Den Schluß bildete dann das alte lateinische Jubellied: „Adeste, fideles laeti triumphantes.“ Herbei, o ihr Gläubigen, fröhlich triumphierend, o kommet, o kommet nach Bethlehem! Sehet das Kindlein uns zum Heile geboren! O laßt uns anbeten, o laßt uns anbeten den König! Nur wer mit diesen bisher einzig im Schreien auf der Gasse geübten Kinderstimmen zur Einübung der Gesänge sich abgemüht, kann die Freude über die Allfamiliarität verstehen, mit welcher sie den Refrain des Liedes so hübsch fangen, erst leise, dann allmählig anschwellend und zum Schluß aus voller Brust.

Und weil die Kinder alle brav gesungen, wird ihnen nun auch der verdiente Lohn; sie werden zu den langen weißgedeckten Tafeln geführt, die sich an den Wänden des Saales hinziehen. Da erhält ein jeder seinen Teller mit Nüssen, Nüssen, Kastanien, mit Kuchen und Gebäck, mit Feigen, süßen Eicheln und Pinones, Fichtenkernen, die bei der spanischen Jugend sehr beliebt sind. Daneben gibt's Spielzeug die Menge, Trommeln und Pfeifen, Kreisel und Malkasten, Puppen und Bilder, auch nützliche Dinge, wie Bücher, Scheren und Taschenmesser, Tücher und Schals, Haarnetze und Stäuben. Das ist ein Leben und eine Freude! Das fröhliche Kindergetümmel, das Blasen der Trompeten, das Jauchzen über die Puppen, das stille Staunen und dann wieder das laute Ausbrechen des inneren Jubels der Kinderherzen, wir sehen es ja in der Heimath jährlich neu; allein unter diesen armen Kindern war es doppelt schön, da vielen von ihnen jetzt zum ersten Mal: in ihrem Leben das Christkind ein Fest gibt, wie es die heilige Jungfrau nimmer bereitet.

Wenn nun den Kindern Zeit genug gegönnt und der fröhliche Weihnachtslärm fast spanisch geworden — denn jedes Kind muß natürlich seine Pfeife oder Flöte, die schreiende Puppe oder den Kreisel gleich versuchen — da sammeln sich die Kinder wieder unter dem Christbaum unter dem Gesang des Paul Gerhardt'schen Liedes: „Fröhlich soll mein Herze springen, dieser Zeit, da vor Freud' Engel singen! Hört! Hört! wie mit vollen Choren alle Luft lauter ruft: Christus ist geboren!“ Freilich merkt wohl das deutsche Ohr, daß es nicht mehr ganz die kräftigen, herzigen Worte des deutschen Sängers sind; denn das Lied hat seinen Weg nach Britannien und dann erst von einer englischen Uebersetzung in spanische Zunge gefunden, allein dasselbe ist gleichfalls nach dem deutschen Urtext etwas verbessert worden. Und dieselbe herzliche Weihnachtsfreude, hier wie in Deutschland, läßt den Lobgesang fröhlich zum Himmel aufsteigen.

Ein Engländer, dessen Herz besonders warm für die Kinder schlägt, ein deutscher oder ein spanischer Freund, hält dann eine kurze Ansprache an die Kinder, um sie an Den zu erinnern, von dem alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe, von dem die beste Gabe, sein lieber Sohn zu uns gekommen. Und dann klingt von den besten der Schulkinder sacht und leise unser lieb Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht! Alles schläft, einsam wacht nur das heilige Elternpaar, das im Stalle zu Bethlehem war bei dem himmlischen Kind.“ Das ist nun schon ein Lieblingslied der spanischen Kinder geworden. Den Schluß der Feier bildet der Gesang: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi etc. ebenfalls nach der deutschen Weise unseres schönen Choralis gesungen. Tags darauf gibt's einen neuen Christbaum und eine zweite Bescherung in dem Mittelpunkt der Stadt, da sind die Kinder schon kesser eingeübt, und neue Melodien und Christlieder können gesungen werden. So z. B.: „Es ist ein Ros' entsprungen,“ oder „In



dulci júbilo, nun singet und seid froh!" Noch besser gefiel den Spaniern die kräftige Melodie des alten lateinischen Christliedes: "Quem pastores laudavere." Aber die Perle der Weihnachtslieder, die den spanischen Liebeshaß vermehrt haben, ist die Uebersetzung des Paul Gerhardt'schen Kinderliedes: „Ich steh' an deiner Krippe hier, o Jesu, du mein Leben."

Es ist aber schon nicht mehr in Madrid allein, daß den spanischen Kindern der evangelischen Schulen eine Weihnachtsfreude bereitet wird. Auch in Sevilla hört man dieselben Weihnachtslieder, und in Jerez, dem Mittelpunkt des alten berühmten Schlachtfeldes in Spaniens Süden gibt es freilich kein deutsches Weihnachtswetter, denn die Orangen glänzen aus dem dunkeln Laube der städtischen Alleen, aber dennoch gibt's einen Christbaum mit Lichtern. In Barcelona sodann haben die deutschen Frauen sich aufgemacht und nach heimischer Weise den Kindern den Christbaum geschmückt, dran mit den Kindern sich viele, viele der Gemeindeglieder erfreuen.

Die Zeit ist freilich viel zu kurz, um von einer Einbürgerung des deutschen Christfestes in Spanien zu reden; besonders da allem Fremdländischen, noch in Erinnerung an den Unabhängigkeitskrieg, in Spanien gewöhnlich mit Mißtrauen begegnet wird. Andererseits hat der Spanier selbst einen gemüthlichen Zug, der ihn den deutschen Familien- und Schulfesten bald Geschmack abgewinnen läßt. Besonders aber berühren ihn die Weihnachtslieder sehr wohlthuend als veredelte Villanciers oder Hirtenesänge, wie deren noch eine große Menge im Munde des Volkes fortleben, zum Theil selbst auf dem Theater, bei der jährlichen Aufführung der Geburt Christi gesungen werden. Jedenfalls hat die deutsche Weihnachtsfeier schon bei Tausenden spanischer Kinder Anklang gefunden, und in dem Maße als sie dieselben vor dem lärmenden Geräusch und Treiben der nationalen Christfeier bewahrt, wird sie mit Recht von den Verständigen, denen die sittliche Hebung des Volkes am Herzen liegt, freudig begrüßt.

## Die heidnische Mythologie in ihren religiösen Grundzügen betrachtet.

Von C. M. Pacht.

„Du Gott, hast uns zu dir geschaffen, und voller Unruhe bleibst unser Herr, bis es ruhet in dir.“—Augustinus Confess. I, 1.

Anknüpfend an dieses oft citirte, wahrheitsreiche Wort des großen Kirchenvaters geben wir dem Leser auch zugleich mit demselben den Schlüssel oder Ausgangspunkt zu der folgenden Darstellung.—Die heute so oft gehörten Stimmen einer gepriesenen Freiheit und eines glücklichen Ruhens auf den Dafen der „neueren“ Aufklärung sind wohl damit im grellsten Contrast, auch wird von dieser ganzen Richtung eine derartige Auffassung hier einschlägiger Fragen geradezu als „unwissenschaftlich“ verschrien. Daß aber dieses Gebahren es auch dazu macht, ist übrigens keineswegs der Fall. So lange eine Welt existirt, die „im Argen“ liegt, so lange Menschen in die Schranken dieses Daseins gebannt auf unserer Erde wallen, so lange werden Seufzer, Thränen, Klagen und Jammer gesehen und gehört werden; und sie alle legen davon Zeugniß ab, daß der *to a h r e* Frieden und die *to a h r e* Ruhe nicht in der Menschheit selbst, oder in der Sphäre des Sinnlichen überhaupt gefunden werden kann. Aufwärts muß der unsterbliche Geist, seiner Natur und Abstammung gemäß streben, um in den Besitz dieses gesuchten Guts zu gelangen! Und nur wenn er also in heißer Sehnsucht durch die Welt des sichtbar Geschaffenen sich hindurch zu ringen bemüht, wird ihm die belehrende Erwiderung aus der Höhe, die der Dichter also faßt:

„Möchtest du dich freuen,  
Außer Ihm, dem Treuen,  
Gibt es weder Lust noch Ruß!"

Wann wird die Wissenschaft, als die große Arbeit im Reiche des Geistes, dem Geiste selbst und dessen Bedürfnissen mehr Rechnung zu tragen suchen? Ihr großen Forscher und Meister des Jahrhundert's, vergeßt die Hauptfrage nicht! Wandelt immerhin alles, was ihr könnt, in die Gase eurer Laboratorien! Forscht, soviel ihr vermögt, mit euren Spährohren in den ungemessenen Weiten! Vertieft euch soviel ihr könnt in die Fragen von Sein und Nichtsein! Laßt den Schwung großer Ideen euch mit „Pegasuschnelle“ in die Zauberwelten

eines ungetrübten Ideals tragen! Laßt den Meißel eurer geschickten Hand selbst den plumpsten Marmorblock befeelen! Aber vergeßt dabei nicht den Schmerzensschrei der Völker und den in der eigenen Brust zu vernehmen, damit ihr euch nicht im Kleinen verirrt und wähnt, das Große zu haben.

Wann wollt ihr einsehen, daß alle Kunst der größten Genien nur bis zu jener düstern Höhlung, wo der Geist sich vom Staube trennt, Geltung hat? Wann wollt ihr begreifen lernen, daß alle Weisheit der Weisen den Frieden nicht geben kann, „der höher ist als alle menschliche Vernunft"? Warum geben eure Iliaden und Odysseen, eure Oden und Idyllen nicht der Seele das Ersehnte? Sagt euch nicht hierauf eine Stimme im eigenen Seelengrunde erwidern: „Unser Herz bleibt ruhelos, bis es ruhet in Gott"?—

Es zeugt in der That von großer Seichtigkeit der Einsicht oder Auffassung, wenn unsere Zeit über den wissenschaftlichen Fünklein das Heiligste vergißt und nach Schlagwörtern hascht, die diese blinde Ueberhebung rechtfertigen sollen. Bekannt ist, daß schon fast jeder Schulknabe heute vom „erleuchteten“, „aufgeklärten“ u. s. w. Zeitalter spricht, und wenn so, auch zugleich gesagt haben will, daß man über das Religionsbedürfniß, oder die Religionsfrage überhaupt, schon hinaus gewachsen sei. Eine bescheidene Zurechtweisung auch hierin, dürfte wohl am Platze sein. Es muß einleuchtend sein, daß der bloße Ausdruck schon: „aufgeklärter“, für weiter nichts, als für eine Journalisten- oder Volkshyperbel im rhetorischen Sinne Geltung beanspruchen kann. Den Gesetzen des Entwicklungsganges folgend, ist schon im wissenschaftlichen Sinne unser Zeitalter verhältnißmäßig nicht mehr als andere auch waren. Jene schlummernden Pioniere und Helden gewesener Generationen verdienen nicht deshalb so unbeachtet zu bleiben, weil sie vor mancher, heute offen stehenden Wahrheits- oder Entdeckungsfestung in den Laufgräben ihre Seele aushauchten, ohne in die Festung selbst, mit ihren damaligen Waffen zu gelangen. Das Wort des Welterlösers: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man auch viel fordern,"

findet auch hier seine Anwendung. Indem unser Zeitalter mit dem Erbe der Väter wuchern kann und größere Resultate erzielt, löst es dennoch auch nur, wie die vorigen, seine Aufgabe im Problem des Weltganges und muß schließlich, wenn es Alles gethan, was ihm zu thun möglich war, mit den Vätern das Bekenntniß ablegen, daß es ein unnützer Knecht gewesen, der nur gethan, „was er zu thun schuldig war.“ Aber wieder andererseits mit den Dogmatisten, Trömmelern und sogenannten Weltverbesserern das Streben und die Resultate der Forschungen, auf allen Gebieten des Wissens, so zu verkennen, daß man darin ein leeres „Nichts“ oder geradezu ein Werk der Finsterniß erblickt, ist ebenso unberechtigt als unehrlich. Die Welt schreitet voran! Sie ist näher dem gottgewollten Ziele, als sie je war, die Wissenschaften haben Höhen erstiegen, die unsere Vorfahren nicht einmal geahnt haben. — Somit fassen wir unser Urtheil in jenen Kant'schen Satz zusammen: daß unsere Zeit, wie jede andere, wohl nicht die „aufgeklärte“ im Realsinne, doch aber die sich „aufklärende“ sei. Und in diesem Aufklärungsprocesse bekunden sich schaffende Kräfte überall, so daß keine Vorzeit eine Parallele dazu bietet. Ein wahrer Helden-Thatenbrang besetzt die Menschheit. Jedes Feld und jeder Garten der Wissenschaft wird gepflügt und gepflegt, und selbst der kleinste Weinberg trägt nicht mehr Heerlinge, wie vormals, sondern reife und süße Früchte für den trockenen Gaumen jedes wissenschaftlichen Geistes. — Wahrheiten, die der Schutt ganzer Jahrtausende deckte, hat ein rastloser Fleiß dem Ockerlicht einer frohen Auferstehung entgegen geführt! Ganze Geschlechter und Völker einer fast vergessenen Vorzeit sind bescheiden in ihren Grabgewölben geweckt und, ihrem Wunsche gemäß, ihren Kindern des neunzehnten Jahrhunderts vorgeführt worden. — Wir hören sie eine Sprache sprechen, in der auch sie, wie wir, ihren Ideenaustausch hatten; wir sehen sie streben, kämpfen, handeln, dulden, trauern und frohlocken; — wir lesen ihre Traditionen und Dichtungen; wir gewahren sie opfern und beten in stiller Andacht des Herzens. Dieses Alles sind Vorrechte, die unsere Väter voriger Jahrhunderte, wenn überhaupt, doch nicht in demselben Maße genossen. Aufgabe und Zweck verbieten uns hier über das Gebiet der neueren Wissenschaften, sonderlich der Naturwissenschaften, in ihren großen Fort-

schritten überschauende Excurse zu machen; indem wir Jeden für sich selbst dazu einladen, suchen wir uns an unseren hieher gehörigen Fragen zu halten.

Wir fragen einfach, was alle diese Forschungen und Resultate sind ohne der tieferen Auffassung des geheimen Kraftzugs im Menschentum? Was das Jagen durch Weltmeere? Was das Spähen durch ferne Himmelsträume? Was das Aufwühlen des Erdbereichs? Was das Bearbeiten und Studiren längst vergessener Sprachen? Was das Hervorziehen und Durchforschen alter begrabener Religionen, wenn darin keine heilige Grundfrage ihrer Beantwortung näher rückt? Geht in diesem Allem schon die Aufgabe des Menschen auf? — Die eigene Seele erwiedert: nein! Des Menschen Wesen ist zu groß und seine Bestimmung zu heilig, als daß er in solchem Treiben schon ganz seiner Aufgabe genüge. Die alten Griechen haben ahnungsvoll schon in der bloßen Bezeichnung: „Mensch“, einen tieferen Sinn für sein Wesen niedergelegt; indem sie *άνθρωπος* von *άνω* *άνθρω* = der, welcher aufwärts schaut, ableiteten. Seine äußere Erscheinung schon trägt dieses „Aufwärtssehen“ als Unterscheidungs-Charakteristik allein unter allen sichtbar geschaffenen Wesen. So im höheren Sinne ist er es allein, dessen Blick und Streben, dessen Ahnen und Suchen sich, ob bewußt oder unbewußt, durch das sinnliche Getriebe hindurch zu ringen bestrebt, hindurch in höhere Gebiete! Und dieses allein, weil er Mensch ist.

Von diesem Gedanken getragen, frug schon im vorigen Jahrhundert Chateaubriand: „Warum macht es der Dämon nicht wie ich? Er kann sich auf den Nasen legen, den Kopf gegen den Himmel heben und durch sein Brüllen das unbekannte Wesen anrufen, das diese Unermessenheit erfüllt. — Aber nein; den Nasen vorziehend, den er niedertritt, befragt er nicht in der Höhe des Firmaments diese Sonnen, welche die große Gewißheit des Vorhandenseins Gottes sind. Die Thiere sind nicht beunruhigt durch diese Hoffnungen, welche das Herz des Menschen offenbart; sie gelangen auf der Stelle zu ihrem höchsten Glück. Ein wenig Kraut genügt dem Lamm, ein wenig Blut sättigt den Tiger. Das einzige Geschöpf, welches außerhalb sucht, und nicht in sich selbst sein Alles ist, ist der Mensch.“

(Fortsetzung folgt.)

## „Liebet eure Feinde, und segnet, die euch fluchen!“



Arme Leute genug gab's in R., einem Waldbörschen im rauhesten Theile des sächsischen Erzgebirges; die ärmsten aber waren Frau W. und ihr Sohn, der Buckelhannes. Es ist leicht zu rathen, warum der Knabe so hieß. Sein wohlklingender Name war Johannes, den man, nach der alten Sitte dort oben, in Hannes umgeformt, und weil der Hannes einen derben Höcker hatte, nannten sie ihn Buckelhannes. Das gab dem armen Knaben gar tiefes Weh, ehe er sich an den häßlichen Namen gewöhnen konnte. Als ihn die Mutter das erste Mal in die Schule gebracht hatte, hielt sich die wilde Laune der Dorfjugend nur so lange still, als die alte, ernste Frau zugegen war. Als sie aber sich entfernt hatte, da brach das Unwetter über Johannes herein. Von da an nahm er den Namen Buckelhannes aus der Schule mit fort, und er blieb ihm für alle Zeit, auch als er hoch in Ehren stand im ganzen Dorfe.

Am äußersten Ende des Dorfes, am Saum eines finstern

Tannenwaldes, lag die Hütte der Frau W. Sie hatte bessere Tage gekannt; ihr Mann war ehemals ein Begüterter eines beschaffenen Ortes gewesen. Da geschah es eines Tages, daß, eben als die Scheuer des reichsten Ernteseigns voll war, Feuer auskam und der ganze Hof bis auf den Grund abbrannte. Von da an zog die Noth ein bei der Familie, der Mann starb, weil er den Kummer nicht verwinden konnte, und die Wittwe zog arm und verlassen mit ihrem verkrüppelten Knaben nach R., wo sie der Unterstützung wohlhabender Verwandten sicher zu sein dachte. Wie das aber gar oft der Fall ist: die sahen sie nicht gern kommen, ließen es nur zu bitter merken, wie lästig sie ihnen sei, und so zog sich die Ärmste mehr und mehr von ihnen zurück. Mußte sie doch froh sein, daß sie das Hüttchen für das Letzte, was ihr von ihrer Habe geblieben, hatte kaufen können! Nichts blieb ihr übrig als die eigene Hülfe und Das, was noch Niemanden hat zu Grunde gehen lassen, der es recht hatte: das Vertrauen auf Gott. Das war von da an



ihr Stab, an dem sie ging, und auf ihn verwies sie auch den weinenden Knaben, als er ihr schluchzend die Schmach erzählte, die ihm die Genossen in der Schule angethan.

Ein maderer Knabe aber war der Johannes. Die Spottreden der Altersgenossen betrübten ihn zwar tief, aber nicht bitter wurde sein Herz, und wie die Mutter ihm lehrte, verzieh er ihnen in seinem Innern das Leid. Wenn er den Leidensweg zur Schule und von dort nach Haus zurückgelegt, dann ward ihm wieder wohl; dann schaffte er mit der fleißigen Mutter im Haus und in dem kleinen Feldstück, das daran stieß; dürres Reisholz aus dem Wald trug er ein, brachte der Ziege frische Waldbräuter mit, und wie es die Jahreszeit bot, der Mutter die schönsten Früchte, die er finden konnte; und gar schöne Beeren wuchsen im Walde, süß und duftig.

So kam die erste Weihnacht herauf. Ueberall im Dorfe ging's fröhlich zu. Nur in der Hütte der Frau W. war's kümmerlich im Aeußern, und hätten sie die wahre Freude nicht im Herzen getragen, sie würden die schöne Zeit trüb genug verbracht haben. Aber wie gesagt, bei ihnen zog der heilige Christ ins Innere ein, und das gab ihrer Seele jenen ruhigen und glücklichen Frieden, der nicht nöthig hat, zu beneiden, o nein, den gar Mancher beneidet, der ihn umsonst sucht. Und doch ist's nicht schwer ihn zu finden.

Nach Weihnachten kam der Frühling wieder. Da hätten nun wohl auch dem Johannes neue Freuden blühen sollen; aber die Buben im Dorfe ließen's nicht zu, und wie gern sich auch der arme Knabe den Spielen der Altersgenossen zugesellt hätte, sie trieben ihn immer wieder fort mit ihrem Spott und Hohn, und manche Thräne floß ihm über die Wangen, daß ihm, ihm allein die Jugend so ohne alle die Freuden verfließen mußte, deren sie doch so bedürftig ist. Am schlimmsten machte es ihm Heinrich, des Schulzen einziger Sohn. Freilich, von außen war er das gerade Gegenstück von Bodelhannes. Schlank und kräftig aufgeschossen, war er, wie sein Vater unter den Männern, unter den Buben der Erste; ihr Führer bei ihren Spielen, freilich von den Meisten mehr gefürchtet als geliebt; denn er liebte es zu raufen, und Widerspruch ertrug er nicht. Er war der größte Feind des Johannes; von ihm war auch das Schimpfwort zuerst ausgegangen, und mehr wie einmal hatte er dem Bodelhannes zum Schimpf auch noch den Schlag gegeben, wenn er sich länger im Dorfe aufhielt, als es dem Heinrich gefiel. Den hätte nun ein Anderer wohl tief und bitter gehaßt; Johannes aber kannte den Haß nicht und nicht die Rache. Weh, sehr weh that's ihm freilich, daß er durch nichts den feindlichen Schulzensohn besänftigen konnte, zu dem er sich bei alledem doch immer hingezogen fühlte.

So war der Frühling vergangen, und der Sommer kam. Für Alle brachte er seine Freuden, nur für den armen Johannes nicht. Das Bischen Feld, was sie bebauten, war bald abgeerntet; es reichte aber nirgends zu, und Johannes ging auf die Felder der anderen Bauern, um da Aehren zu lesen, die der breite Achen der Schnitter nicht mit erfaßt hatte. Der Aermste! Einst lasen Andere auf seines Vaters Feldern die goldenen Aehren; jetzt mußte er's auf fremden. Und doch, er that's so gern, kam doch Alles, was er that, der Mutter zu gut. Manche hatten nichts dawider; aber des Schulzen Heinrich lauerte ihm auf, und als er eines Tages auf einem Felde des Schulzen Aehren lesen wollte, da sprang Heinrich mit der Peitsche herbei und trieb ihn mit Schlägen fort. Das hätte wohl bei manchem Andern unvertilgbaren Haß erweckt. In der frommen Seele des Bodelhannes kam der aber nicht auf;

tief war wohl sein Schmerz, aber haßten — das konnte er doch nicht.

Der Sommer verging; der Herbst auch, und es kam der Winter, ein strenger, schneidender Winter, mit tiefem Schnee, der die Wege verschneite, und mit eisiger Kälte. Sorglich hatte Johannes die Ritzen in den schadhaften Fensterrahmen mit Moos verstopft, fleißig hatte er dürres Holz aus dem Wald eingetragen, und so durften sie wohl hoffen, daß sie leidlich genug durch den Winter kommen würden. Immer näher kam die Weihnacht. Morgen, am Tage vor dem schönen heiligen Abend, wollte sich Johannes trotz aller Kälte aufmachen, um ein Tannenbäumchen aus dem Walde hereinzuholen, das mit einigen Pfenniglichtern besetzt werden sollte. Denn ganz und gar finster und todt das schöne Fest zuzubringen, das wollte doch nicht gehen. Und ein recht schönes Bäumchen wollte er mitbringen. Kerzengerade mußte das Stämmchen sein, und in gleichmäßigen Abständen mußten die grünen Zweige hervorragen und oben eine runde, hübsche Krone bilden. Ach, wie freute sich Johannes auf den Abend. Zu geben hatten sie einander diesmal nichts, gar nichts. Aber doch wollten sie fröhlich sein. Und sie sollten's, sollten's noch viel mehr, als sie dachten; denn der Himmel hatte es so beschloffen, und so geschah's.

Der heilige Abend war nun da. Um Mittag herum fuhr des Schulzen Schlitten vor der Hütte der Frau W. vorbei; denn der Weg ging da vorüber durch den nahen Wald in das nächste Nachbardorf. Vorn auf saß des Schulzen Knecht, in dem Schlitten aber der Heinrich, und als er den Bodelhannes am Fensterchen stehen sah, zog er ihm im Vorbeifahren ein häßliches Gesicht; es war als ob er den Armen höhnen wolle, daß der nicht, wie er, so dahinsausen könne im eigenen Gefährt. Johannes sah ihm nach, bis er hinter dem Saume verschwunden war. Die Mutter rief ihn jetzt vom Fenster weg; die Brodsuppe war fertig, und kräftig duftete sie aus der reinlichen Schüssel auf dem blanken weißen Tisch. Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne was du uns bescheret hast! betete Johannes, ehe er sich mit der Mutter zu dem einfachen Mahl niederlegte. Und das Mahl war gesegnet.

Bald darauf machte sich nun Johannes auf in den Wald. Spät durfte er nicht fort, denn es wurde bald finster und dann war ja auch noch das Bäumchen zu putzen, das er sich eben erst holen wollte, damit es recht frisch sei. Mit seinem kleinen Beil bewehrt, schritt er rüstig vorwärts. Weg und Steg war ihm bekannt und bald begrub er sich unter den Schatten der hohen Föhren. Nicht so leicht gelang's ihm, ein Weihnachtsbäumchen zu finden, wie er sich's wünschte. Und ein anderes sollt's nicht sein, das hatte er sich nun einmal vorgenommen. So kam er immer tiefer und tiefer hinein, an Bahn war nicht zu denken und bald war' er umgekehrt, um auf dem Heimwege doch noch glücklich zu sein; aber noch ein Stück hin willst du, dachte er, und so ging's noch ein Weilchen fort, bis er auf einen langen Schneisengang kam, der quer vor ihm durch den Wald gehauen war. Das war seine Grenze. Indem er so dahastet und links und rechts hinabsieht, bemerkt er unweit von sich etwas Dunkles im weißen Schnee liegen. Ein Stein war's nicht; so ging er denn darauf zu, und wer malt sein Ersttaunen, als er sieht, daß da vor ihm des Schulzen Heinrich liegt, leblos und starr, und mit einer tüchtigen Schramme an der Stirn. Zwei Stunden, so viel kam ungefähr heraus, mußte der Heinrich wohl schon dagelegen haben, und das war fast wohl schon zu lange, ohne zu erfrieren. Bodelhannes aber hielt sich nicht lange mit Simuliren auf und lud sich — er

war ja gewohnt, schwere Bürden aus dem Wald hereinzutragen — den Heinrich auf den Rücken und eilte so rasch es gehen wollte, seiner Hütte zu. Fast athemlos und erköst kam er da an. Schon von weitem sah ihn die Mutter mit der seltsamen Last, sie kam ihm entgegen und bald lag der noch immer bewußtlose Heinrich auf der Bank am Ofen und Frau W. und Johannes rieben so lange an ihm herum, bis er die Augen aufschlug. Heinrich begann sich bald auf Alles. Er erzählte, daß die Pferde wild geworden seien, in den Schneiseingang eingebogen und er an der Stelle, wo Johannes ihn gefunden, aus dem Schlitten gesprungen sei, weil er gedacht, es könne noch schlimmer ausfallen. Bei dem Herauspringen habe er sich aber versehen, sei auf den Kopf gefallen und ohnmächtig geworden. Der Knecht habe davon nichts bemerkt, die Pferde seien weiter gerauscht, und so sei er liegen geblieben, bis man ihn gefunden und hierher gebracht. Wer das gewesen, das wisse er noch nicht. Als ihm nun Johannes sagte, daß er es gewesen, der ihn gefunden, der ihn hereingetragen und wieder erweckt habe, da stürzten plötzlich heiße wilde Thränen aus den Augen Heinrich's und mit Schluchzen fiel er dem Johannes um den Hals und nannte ihn seinen lieben Buckelhannes. O wie wohl that das dem Johannes! Endlich, endlich hatte er sich den Freund errungen, der ihn bis heute so bitter verfolgt!

Als sie noch so dastanden und Heinrich immer wieder seinen Retter umhastete, kamen vom Dorf her eilige Männer, voraus der Schulz und der Knecht, der den Heinrich gefahren. Man sah es ihnen an, daß die Angst sie trieb. Da eilten nun Heinrich und Johannes mit seiner Mutter hinaus und jubelnd begrüßte der heranjagende Vater den geretteten einzigen Sohn. Jetzt in der warmen Stube der armen Wittve vernahm nun der Vater die Erzählung noch einmal. Aufmerksam hörte er zu und währenddessen schon, je weiter und weiter die Erzählung schritt, faßte er seinen Entschluß. Als Heinrich fertig war und Johannes, der einfach und schmucklos, was er gethan, mitge-

theilt, nahm der Schulz die beiden Knaben an die Hand; und sagte: „Ihr Beide sollt nun Brüder sein und bleiben. Ich weiß wohl, Johannes, wie sie dich gekränkt, und daß Heinrich der schlimmste war. Aber das liegt nun hinter euch. Dem Heinrich seh' ich's an, daß du ihm fortan das Liebste mit bist auf Erden, und so soll er dich behalten für alle Zeit. Ist's Euch recht, Frau W., so zieht Ihr mit dem Johannes noch heute in mein Gut und bleibt bei mir. Nacht's kurz: wie ich's sag', so mein ich's auch. Schlagt ein!“

Nun, warum hätte sich die Frau W. weigern sollen? Das Anerbieten war ihr gemacht von Herzen, das sah sie, und verdient war's ja auch. Sie schlug ein und bald darauf zogen sie mit dem Schulz ins Dorf, Heinrich und der Buckelhannes Arm in Arm. Die Knechte hatten Befehl, die wenigen Sachen hereinzufahren.

Des Schulz Frau war einstweilen zu Haus in Todesangst gewesen; der Schreck hatte sie krank gemacht, sonst wäre sie nicht heimgelieben. Aber schon hatte sie die freudige Nachricht erfahren, und bald sah sie den Vater mit dem geliebten Sohn kommen. Ganz aus dem Herzen war ihr's gesprochen, was der Schulz beschloß, und mit dem freundlichsten Gott zum Gruß ward die arme Wittve empfangen, der fortan in dem Hause des Ueberflusses die Erinnerung an die Noth fremder und fremder werden sollte.

Johannes hatte zwar keinen Christbaum holen können; aber es brannte des Heinrich seiner um so schöner und der gehörte ihm so gut wie Jenem. Der Heinrich war sein Bruder geworden fürs Leben, und ich hätte es Keinem rathen mögen, dem Johannes zunahezutreten. Das geschah freilich ohnedem nicht mehr. Denn von nun an galt der arme Buckelhannes im ganzen Dorfe gar viel, und Niemanden gab es, der den frommen Knaben nicht lieb gewonnen hätte, der da so treu des Herrn Gebot erfüllte: Liebet eure Feinde, und segnet die euch fluchen!

## Liebe stärker als der Tod.

Von M. Gemüthlich.

**A**ls im Jahre 1716 den Gegnern des Präbendenten Jakob Stuart die Niederwerfung des sogenannten jakobitischen Aufstandes in England glücklich gelungen war, wurden dessen Anhänger aufs Grausamste verfolgt, geächtet, hingerichtet und ihre Güter confiscirt. Ihm selbst gelang bekanntlich die Flucht nach Frankreich. Viele seiner Kampfgenossen aber wurden in Preston und Manchester gefängt. Wenigen nur gelang es, gleich ihrem Anführer, glücklich über den Kanal hinüber nach Frankreich zu entfliehen. Unter diesen wenigen befand sich auch Lord Nithisdale, welcher den Gegenstand dieser kurzen historischen Skizze bildet.

Lord Nithisdale befand sich im Tower eingekerkert. Es war im März des Jahres 1716. Das Todesurtheil war über ihn schon gesprochen, der Tag seiner Hinrichtung schon bestimmt. An dem Tage vor seiner Hinrichtung wurde es seiner Gemahlin gestattet, ihren am Rande des Todes stehenden Gatten noch einmal zu besuchen. Auf zwei ihrer Kammerfrauen gestützt, schwankte die unglückliche Frau schluchzend nach dem Tower, ihr verweintes Antlitz mit einem Tuche verhüllend. Ein Bild des Jammers und der Verzweiflung schritt sie an der Wache vorbei, und selbst die rauen, härtigen Krieger, welche vor dem

Tower patrouillirten, wurden von dem Anblick tief ergriffen. Sobald sie im Korridor angekommen war, und man sie mit ihrem Gatten rücksichtsvoll allein ließ, sagte sie: „Ich komme nicht, um Dir ein thränenvolles, letztes Lebewohl zu sagen, mein theurer Gemahl, sondern um Dich zu retten. Du staunst natürlich über diese kühne Sprache einer Frau, aber wir haben jetzt keine Zeit zum Staunen, noch zu weitläufigen Erklärungen. Vertraue mir nur; die Liebe kann auch eine schwache Frau stark und thatkräftig machen. Ich bin, auf meine Kammerfrauen gestützt, herein gekommen und habe mit einem Tuche mein Gesicht verhüllt, so daß die Wachen dasselbe nicht sehen konnten. Du weißt, wir sind ungefähr von derselben Größe. Du mußt meine Kleider anziehen, dein Gesicht mit meinem Tuche verhüllen, den Gang und die Haltung einer verzweiflungsvollen Frau annehmen und so mit meinen Kammerfrauen hinausgehen, so wie ich herein gekommen bin. Geschwind, wir wollen unsere Kleider wechseln. Meine Kutsche wartet schon und wird Dich in aller Eile nach einem verborgenen Landungsplatz an der Themse bringen; dort stehen zwei treue, zuverlässige Bootleute mit einem Rahne zu Deiner Weiterbeförderung bereit, welche Dich auf ein Schiff bringen werden, das ein



geschickter Kapitän führt, welcher sich für die Sicherheit Deiner Flucht verbürgt hat. Der Wind ist in einer günstigen Richtung, und in wenigen Stunden kannst Du schon diesen Kerkermauern, den Banden Deiner Feinde und den Händen Deiner Verfolger entgangen sein. Auf, die Minuten sind kostbar, es winkt Dir die Freiheit, benütze unverzüglich die Gelegenheit!"

Der Lord stand da, wie aus einem plötzlichen Traum erwacht. „Und Du, meine Liebe?" fragte er, erschüttert von der treuen Liebe und dem Opfermuth seiner Gattin. „Was sollte aus Dir werden?"

„Ich bleibe ruhig hier und täusche die Kerkermeister so lange es mir möglich ist. Bis sie die Verwechslung entdecken, wirst Du längst aller Gefahr entgangen sein."

„Aber wenn sie die List entdecken, was wird dann aus Dir werden?" fragte Nithisdale in zärtlicher Besorgniß.

„Nun, was können sie einer Frau zu Leide thun? Die Gefahr wird für mich jedenfalls nicht groß sein. Sie werden gewiß der Gattin nichts Uebles zufügen, welche pflichtgetreu ihren Gattin zu retten sucht. Es wird doch ein menschliches Herz auch in der Brust unserer Feinde schlagen."

Lord Nithisdale machte noch allerlei Einwendungen und stellte ihr vor, daß er doch viel lieber sterben wolle, als in der Befürchtung leben zu müssen, es möge seiner opferwilligen Gattin etwas Schlimmes zugestoßen sein, und daß er im Falle seiner Flucht wegen ihrer Sicherheit gerechte Befürchtungen hege. Doch die muthige Frau wußte allen Einwendungen zu begegnen und bewog nach vielen Bitten und Thränen endlich ihren Gemahl, daß er ihren verwegenen Fluchtplan guthieß und befolgte. Rasch wurden deshalb die Anzüge gewechselt und der Lord, als Dame verkleidet, schwankte, sein Antlitz mit dem Tuche verhüllend, anscheinend weinend und schluchzend, zwischen den beiden Kammerjungfern durch die Schaar der Kerkermeister und Wachen hindurch. Mit innigem Bedauern sahen dieselben dem vermeintlichen unglücklichen Weibe nach. Niemand fiel es auch nur im Entferntesten ein, daß hier ein Betrug obwalten könne. Unbehelligt erreichte der Lord die bereitstehende Kutsche, und sobald er aus den Augen der Zuschauer war, jagte der Kutscher, was nur die Pferde laufen konnten, dem verabredeten Platz an der Themse zu. Dort stieg er schnell in den seiner harrenden Nachen und wurde rasch nach dem Schiffe gerudert, welches unverzüglich unter Segel ging und mit der Ebbe stromabwärts eilte. Nach einigen Stunden hatten sie bereits die Scheidelinie zwischen England und Frankreich überschritten und Lord Nithisdale befand sich in völliger Sicherheit.

Unterdessen saß Lady Nithisdale, angethan mit den Kleidern ihres Gemahls, im halbdunklen Kerker des Towers auf einem Holzhimmel, den Kopf auf die Hände, und die Arme auf den Tisch gestützt. Halb freudig, halb ängstlich war ihre eigenthümliche Stimmung — freudig, weil ihr kluger Plan soweit glücklich gelungen war; ängstlich, weil sie befürchtete, es möchte ihrem fliehenden Gatten doch am Ende irgend eine Widerwärtigkeit begegnet sein, welche ihn an der erfolgreichen Ausführung seiner Flucht hindern könnte. An ihr eigenes Schicksal dachte sie kaum. Sie betete inbrünstig zu dem lieben Gott, daß er das gewagte Unternehmen möge wohl gelingen lassen. Endlich hörte sie nahende Tritte auf dem Corridor.

Die Schlüssel rasselten in der Thüre, und diese drehte sich knarrend in ihren rostigen Angeln. Ein gewaltiges Zittern bemächtigte sich der armen Gefangenen, in der Befürchtung, man möge doch am Ende ihren Gatten angehalten haben und nun wieder zurück bringen. Doch sah sie bald, daß diese ihre Furcht ohne Grund war. Es war der Kerkermeister, welcher herein kam, um Speise und Trant zu bringen. Er sah die Leidensgestalt in der beschriebenen Stellung und störte sie nicht. Er glaubte, daß der zum Tode verurtheilte Gefangene seine letzten Stunden im Gebet zubringen wolle, und schlich sich deshalb still und ohne ein Wort zu sprechen, wieder hinaus. So kam die Nacht. Welche Gefühle während derselben durch die Seele der einsamen Gefangenen zogen, welche innige, heiße Gebete sich aus ihrer bebenden Seele losrangen, kann wohl eher nachgefühlt als geschildert werden.

Am andern Morgen kamen die Gerichtspersonen und Schergen, um den Lord zur Richtstätte abzuführen. Ganz in der Nähe, auf Towerhill, hatte man ein Schaffot aufgerichtet und Tausende Schaulustige hatten sich eingefunden, um das blutige Schauspiel mit anzusehen. Auch ein Geistlicher hatte sich eingestellt, um in Uebereinstimmung mit dem herkömmlichen Gebrauche, den Verurtheilten auf seinem letzten schweren Gange zu begleiten. Wie erstaunten die gestrengen Herren aber, als sie in dem betreffenden Kerker an der Stelle von Lord Nithisdale einer Lady ansichtig wurden, die mittlerweile den Anzug ihres Gemahls mit einem weiblichen Gewande, welches ihre Kammerfrauen vorsorglich im Gefängnisse zurückgelassen, vertauscht hatte.

„Der, welchen Sie hier suchen, ist Ihren Händen entgangen," sagte die Lady mit fester Stimme. „Mein Gemahl ist gerettet. Gott im Himmel sei Lob und Dank, daß ich dieses bewerkstelligen konnte. Sie werden ihm also das Haupt abzuschlagen nicht die Gelegenheit haben. Vielleicht landet er gerade in diesem Augenblicke schon an Frankreichs Küste. Mein Ziel ist erreicht — er ist gerettet. Sie können nun also gehen, meine Herren, und sich bei den grausamen Ministern erkundigen, was mit mir, meinem Weibe, geschehen soll. Bitte ihnen sagen zu wollen, daß ich ihren Zorn nicht im Geringsten fürchte und gerne bereit bin, für meinen Gemahl zu sterben."

Diese Begebenheit erregte in London und überhaupt in ganz England großes Aufsehen. Selbst die bittersten Gegner der jacobinischen Partei konnten nicht umhin, den heroischen Muth und opferfreudigen Sinn der jungen Lady aufs Wärmste anzuerkennen und ihr ihre warme Theilnahme zu zollen. Der Commandant des Towers erhielt Befehl die Gefangene unverzüglich in Freiheit zu setzen. Wieder hatte sich eine schaulustige Menge am Eingang des Towers eingefunden; aber nicht in der Erwartung einer blutigen Senfenscene, sondern die Lady Nithisdale bei ihrer Befreiung aus dem Kerker mit Jubel zu begrüßen. Sie reiste nach Calais, wo sie mit liebevollem Entzücken von ihrem Gatten empfangen wurde. Hier in Frankreich hatten sie das Vergnügen, noch lange glücklich beisammen zu leben. — Ja, Liebe ist stärker als der Tod; welche Liebe aber hat uns Jesus, unser himmlischer Freund, erzeigt, daß er uns durch seinen Tod aus unserem Sündenkerker erlöst und zu Gottes Kindern und Erben des ewigen Lebens erkaufte hat.



# Die Sonntagschule.

## Für Normalklassen.

### VI.

#### XI. Section im Studienkursus: Biblische Biographie.

Wir machen in den nachstehenden Zeilen auf einhundert und fünfzig bedeutende alttestamentliche Charaktere aufmerksam. Die Studenten mögen die respectiven Stellen selbst auffuchen und weiter darüber nachlesen.

1. Der erste Mensch, die erste Mutter, der erste Mörder, der erste Märtyrer.

2. Drei Nachkommen Cains: Jabel, Jubal und Tubal Cain.

3. Von Adam bis auf Noah: Seth, Enos, Cainan, Mahalaleel, Jared, Enoch, Methusalah, Lamech, Noah.

4. Noahs Söhne: Sem, Ham, Japheth.

5. Von Sem bis Abraham: Sem, Arphachsad, Salah, Eber, Peleg, Regu, Serug, Nahor, Tharah, Abram.

6. Die elf Stämme—Ureinwohner Canaans—von Canaan, dem vierten Sohne Hams abstammend: Zidonier, Hethiter, Jebusiter, Amoriter, Gergesiter, Hevithier, Arkitier, Siniter, Arvaditer, Zemariter und Hamathiter.

7. Die drei Weiber Abrahams: Sarah, Hagar, Keturah.

8. Die Söhne Abrahams: Izaak und Ysmael.

9. Die Söhne Isaaks: Jakob und Esau.

10. Jakobs vier Weiber: Leah, Rachel, Zilpah und Bilha.

11. Jakobs zwölf Söhne: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Gad, Naphtali, Affer, Issachar, Sebulon, Joseph, Benjamin.

12. Josephs Söhne: Ephraim und Manasse.

13. Amram und Jochebeds drei Kinder: Mirjam, Aaron und Mose.

14. Zwölf Namen in Verbindung mit den Wanderungen der Kinder Israel in der Wüste:

a) Mosis Schwiegervater: Jethro, und Mosis Weib: Zibora.

b) Drei rebellische Israeliten: Nadab, Abihu, Korah.

c) Zwei edle, loyale Israeliten: Caleb und Josua.

d) Vier widerwärtige Könige: Arad, Balak, Sihon, Og.

e) Ein Prophet aus Syrien: Bileam oder Balaam.

15. Die nach Josua in Israel regierenden fünfzehn Richter: Athniel, Ehud, Samgar, Deborah, Gideon, Abimelech, Thola, Jair, Zephthai, Echan, Elon, Abdon, Simson, Eli und Samuel.

16. Die drei großen Könige über Juda: Saul, David und Salomo.

17. Drei Weiber Davids: Michal, Abigail und Bathseba.

18. Drei Söhne Davids: Ammon, Absalom und Salomon.

19. Vier von den neunzehn Königen über Israel: Jerobeam I., Jerobeam II.; dieser regierte am längsten unter allen Königen über Israel, nemlich einundvierzig Jahre. Sallum; dieser regierte die kürzeste Zeit, nemlich bloß einen Monat. Hosea, der letzte der Könige Israels.

20. Vier von den zwanzig Königen, die über das Reich Juda regierten: Rehabeam, Manasse; dieser regierte am längsten unter allen Königen Judas, nemlich fünfundsünfzig Jahre. Joahas; dieser regierte die kürzeste Zeit, nemlich bloß drei Monate. Zedekia, der letzte der Könige über Juda.

21. Die zwei großen Propheten in Israel: Elias und Elisa.

22. Die vier großen Propheten: Jesaja, Jeremia, Hesekiel, Daniel.

23. Die zwölf kleinen Propheten: Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona, Micha, Nahum, Habakuk, Zephania, Haggai, Sacharja und Maleachi.

24. Zehn Namen in Verbindung mit den Gefangenschaften:

a) Drei Könige: Nebucadnezar, Belsazar und Cyrus oder Cores.

b) Drei Helden: Sadrach, Mesach und Abednego.

c) Drei Führer: Serubabel, Esra, Nehemia.

25. Folgende sieben Namen füge der Student in die Periode der Geschichte, wo sie hin gehören: Abiram, Achan, Abdonia, Ahab, Dathan, Jehu und Jesabel.

### Examen.

Es versteht sich von selbst, daß man diesen Gegenstand ganz leicht noch weiter ausdehnen kann. Die Hauptsache dieser Section ist, den Studenten mit den bedeutendsten biblischen Charakteren bekannt zu machen. Beim Examen, versteht sich, sollten nicht bloß die betreffenden Personen in ihrer geschichtlichen Reihenfolge aus dem Gedächtniß hergesagt werden, sondern man kann auch hier und da Näheres darüber erfragen. Daraus wird sich dann ergeben, in wie weit der Schüler biblische Biographie inne hat. Nächstens werden wir ein kurzes Capitel über biblische Geschichte folgen lassen.

### XII. Section: Ueber die Einteilung der Klassen.

1. Ohne Zweifel bedürfen wir in unseren Sonntagschulen noch mehr von dem echten, rechten Erziehungselement.

2. Unter Erziehungselement in der S. Schule verstehen wir hier vorzugsweise die Art und Weise der Organisation, Leitung und Instruction. Und dies zwar, wie dieselbe von den besten und erfahrensten Lehrern unserer Landeschulen, welchen eine gründliche Bildung ihrer Schüler am Herzen liegt, als gut befunden wurde.

3. Und welche Maßnahmen in den Bürgerschulen dürften auch für die Sonntagschule als vorthellhaft sich erweisen? Ohne Zweifel zunächst die Organisation, dann auch in vielen Punkten die Administration und die Art der Instruction (Lehrweise). Dann wiederum hinsichtlich der Examination und der Ausfertigung gründlicher Berichte. Weiter betreffs des Lehrplans, endlich auch darin, die Grade der Schüler festzustellen und zuletzt hinsichtlich des eigentlichen Schulgeistes.

4. Merke: diese Erziehungselemente müssen dem specifischen Zweck, dem großen Ziele und dem Geiste der Sonntagschule angepaßt und demgemäß modificirt werden.

5. In der Sonntagschule darf die Klassifikation der Schüler, z. B. mit Rücksicht auf ihr Alter oder auch ihrer Fähigkeiten, nicht allzu streng in Ausübung gebracht werden, noch auch so, daß dadurch die engen Bande (z. E. wenn ein Lehrer und seine Klasse sehr in Liebe verbunden sind) geschädigt werden.

6. Nachstehend geben wir unsere Gedanken, wie man eine Sonntagschule klassifiziren kann:

a) Die Kleinkinderklasse.—Diese Klasse wird hergestellt aus solchen Kindern, die noch nicht lesen können, gewöhnlich im Alter von fünf bis zu acht Jahren.



- b) Die Mittel- oder Elementar-Schüler. — Sage von acht bis zehn Jahren.
- c) Der Dritte- oder Junior-Grad. — Von zehn bis fünfzehn Jahren.
- d) Der Senior-Grad. — Dies schließt ältere Schüler in sich, und namentlich auch Solche, von welchen man hofft, daß Manche später als Lehrer in der Sonntagschule dienen werden. Aus dieser Klasse kann man auch, wenn beliebt, einen sogenannten Normal-Grad bilden.
- e) In vielen unserer Schulen besteht ebenfalls eine Klasse, welche aus Männern und Weibern, und selbst alten Großvätern und Großmüttern, zusammengesetzt ist, eine Einrichtung, die sich bis jetzt als sehr vortheilhaft erwiesen hat. In diese Klasse ladet man auch zufällige Besucher ein, damit dieselben nicht bloß angenehm unterhalten, sondern für die Schule möchten gewonnen werden.

### Fragen.

1. Was für Elemente der Erziehung sind namentlich in der S. Schule noch mehr nöthig? 2. Welche Maßnahmen in den Bürgerschulen dürften sich in der Sonntagschule als vortheilhaft erweisen? 3. Gebe an, wie eine Sonntagschule klassifizirt sein sollte.

### Die Wandtafel.

Als ein gutes Hülfsmittel in der Sonntagschule ist wohl auch die Wandtafel zu betrachten. Sie wird in unserer Zeit auch fast allgemein gebraucht, und nach der Erfahrung Aller, die dieselbe brauchen, als eine Sache geschätzt, ohne welche man kaum fertig werden könne. Die Wandtafel, welche von fähigen Personen gezeichnet wird, hat immer etwas Anziehendes für die Schüler. Selbst dem Lehrer ist sie während des Unterrichts eine gute Hülfquelle. Und wenn dann vor dem Schluß der Superintendent oder sonst eine schickliche Person noch einige Erklärung und nützliche Fragen bezüglich der Vection macht, welch' freudige, heitere und aufmerksame Gesichter kann man da sehen! Natürlich muß Alles in Kürze und frisch sein. Durch den Gebrauch der Wandtafel läßt sich die Vection so recht leicht in das Gemüth des Kindes einprägen, denn jene Illustrationen sind unvergeßlich. Man halte doch ja nicht immer zu zähe an dem Alten fest, sondern man probire auch unsere segensvolle Neuerungen in den Schulen einzuführen. Sehr zweckentsprechend ist auch die Wandtafel für die vierteljährliche Uebersicht. Wie leicht läßt sich dieselbe verwerthen. Besonders gut war der Korb mit Nüssen. Da gab's ein Geknack! Alles war „schlagfertig.“ Das war eine herrliche vierteljährliche Uebersicht. Viel segensreicher, als wenn man die Schüler mit allzuvielen Fragen abplagt, wie es in vielen Sonntagschulen geschieht. Der Herr segne das Sonntagschul-Werk! J. G r ä b e n.

### Erfolgreiche Sonntagschullehrer.

Es gehört sehr viel dazu, um ein erfolgreicher Sonntagschullehrer zu sein. Wir wollen auch nicht versuchen, alle Eigenschaften anzuführen, die ein solcher Lehrer besitzen sollte. Will ein S. S.-Lehrer erfolgreich sein, so muß er Lust und Liebe zum Werk haben; da darf kein Weg zu weit, kein Wetter zu schlecht sein, ja er freut sich auf den Sonntag, er freut sich seine Klasse, die ihm ans Herz gewachsen ist, bewillkommen zu können,

Kommt ein erfolgreicher Lehrer mit einem warmen Herzen und gefüllten Kopf zur Schule, hat er die Woche hindurch fleißig gearbeitet wie die Biene, versteht sich, so ist er nun bereit, den Honig, den er in Gottes Wort und anderen schönen Blumen gesammelt hat, seinen Schülern auszutheilen. Es ist dann eine wahre Lust zu zusehen: Augen, Ohren und Herzen sind offen und gespannt, und die fünf oder sechs Knaben oder Mädchen hängen, wie man zu sagen pflegt, am Munde des Lehrers.

Pünktlichkeit ist eine andere Eigenschaft eines erfolgreichen Lehrers; er ist immer zur bestimmten Zeit auf seinem Platz, seine Uhr geht nie zu spät, es kommt ihm auch nur selten etwas in den Weg, daß er gar nicht kommen kann. Weiter: Die praktische Erfahrung muß die Grundlage zu allem geistlichen Unterricht bilden, in andern Worten: Jeder Lehrer muß die Kraft des Blutes Jesu Christi selbst an seinem eigenen Herzen erfahren haben, und dann kann er mit gutem Erfolg seiner Klasse den richtigen Weg zeigen.

Ist nun das Geschick mit gläubigen und betenden Herzen gut geladen und alles in seiner Ordnung, und das Feuer des heiligen Geistes zündet, dann, und nur dann, wird das Ziel erreicht: Erfolg im Lehren. Hülfe uns Gott! C. D o l l e r.

### Ein Beispiel von Erzbischof Leighton.

In dem frühern Theile seines ministeriellen Lebens war der Erzbischof Prediger in der Presbyterianer-Kirche von Schottland. Sein Biograph sagt von ihm:

„Des Hrn. Leighton Zweck war, nicht Proselyten für eine Partei zu machen, sondern Seelen zu gewinnen für Jesum Christum. Dennoch waren das untadelhafte, heilige Wesen seiner Manier, seine professionelle Vortrefflichkeit und seine strenge Unanständigkeit nicht hinlänglich, um die Eiferer seiner Kirche zu befriedigen. Zu einer gewissen Zeit großer Aufregung über politische Angelegenheiten wurde er in einer Synode öffentlich getadelt, weil er nicht die Zeiten aufpredige. „Wer,“ fragte er, „predigt denn die Zeiten auf?“ Es wurde ihm geantwortet, daß all' die Brüder es thäten. „Dann,“ entgegnete er, „wenn ihr alle die Zeiten aufprediget, so solltet ihr doch gewiß e i n e m armen Bruder erlauben, Christum Jesum und die Ewigkeit aufzupredigen.““

So möchten wir in Hinblick auf unsere Arbeit an der Jugend, in der Sonntagschule sagen: Satan und die Welt arbeiten an dem zeitlichen und ewigen Verderben der Jugend: wie sollten wir Wenige nicht mit allem Fleiß an ihrem Heil, an ihrer Bildung und höchsten Beglückung Tag und Nacht thätig sein. Brüder, predigt in euren S. Schulen, in euern Classen Christum auf. Das nur lohnt.

Arbeit. — Niemand sollte daran denken, ein Faulenzger in der Kirche zu sein. Drohnen haben keinen Platz in einem Bienenstock; alle, die den Honig des Evangeliums genießen wollen, sind verpflichtet zu arbeiten. Gott hat noch nie einen Menschen zu seinem Dienst berufen, dem er nicht auch eine Aufgabe stellte, und seine Seligkeit hängt von deiner Treue in deinem dir angewiesenen Dienst ab. Im Zeitlichen sucht man den Platz, für welchen uns die Vorsehung bestimmt hat; und wir können uns darauf verlassen, der Herr wird uns nicht ungestraft lassen, wenn wir in der Kirche müßig stehen und uns nicht ernstlich umschauen nach einem Arbeitsfeld. Sei versichert, Gott hat Arbeit für dich in der Sonntagschule, und du wirst nur dann glücklich sein, wenn du sie thust.

## Sonntagschul-Lektionen.

Erstes Quartal.

## Zacharias und Elisabeth.

## 1. Lektion: Lukas 1, 5-17.—Sonntag den 2. Januar 1881.

5. Zu der Zeit Herodis, des Königs Judäa, war ein Priester von der Ordnung Abiä, mit Namen Zacharias, und sein Weib von den Töchtern Aarons, welche hieß Elisabeth.

6. Sie waren aber alle beide fromm vor Gott, und gingen in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelig.

7. Und sie hatten kein Kind, denn Elisabeth war unfruchtbar, und waren beide wohl betaget.

8. Und es begab sich, da er des Priesteramts pflegte vor Gott, zu der Zeit seiner Ordnung,

9. Nach Gewohnheit des Priesterthums, und an ihm war, daß er räuchern sollte; ging er in den Tempel des Herrn.

10. Und die ganze Menge des Volks war draußen, und betete unter der Stunde des Räucherns.

11. Es erschien ihm aber der Engel des Herrn, und stand zur rechten Hand am Räuchaltar.

12. Und als Zacharias ihn sah; erschrak er, und es kam ihn eine Furcht an.

13. Aber der Engel sprach zu ihm: Fürchte dich nicht, Zacharia, denn dein Gebet ist erhört, und dein Weib Elisabeth wird dir einen Sohn gebären, deß Namen sollst du Johannes heißen.

14. Und du wirst deß Freude und Wonne haben, und viele werden sich seiner Geburt freuen.

15. Denn er wird groß sein vor dem Herrn; Wein und stark Getränke wird er nicht trinken. Und er wird noch in Mutterleibe erfüllt werden mit dem heiligen Geist.

16. Und er wird der Kinder von Israel viele zu Gott, ihrem Herrn, bekehren.

17. Und er wird vor ihm hergehen im Geist und Kraft Eliä, zu bekehren die Herzen der Väter zu den Kindern, und die Ungläubigen zu der Klugheit der Gerechten, zurüchtem dem Herrn ein bereitet Volk.

**Haupttext:** Sie waren aber alle beide fromm vor Gott, und gingen in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelig.—Lukas 1, 6.

**Eingang.**—Die Geschichte des vorliegenden Abschnitts fällt in die Zwischenperiode des alten und neuen Bundes, und Derjenige, dessen Geburt hier angekündigt wird, bildet gleichsam das Bindeglied zwischen dem Alten und Neuen Testamente. Die Ankündigung geschah etwa zwei Jahre vor Christi Geburt. Der Wohnort Zacharia wird von verschiedenen Schriftstellern nach Hebron, von andern nach Juttah südlich von Hebron verlegt.

**Texterklärung.**—Vers 5-7. Zeit und Nebenumstände eines solchen den Anbruch des Reiches Gottes verkündigenden Ereignisses sind hier besonders wichtig. Es geschah zur Zeit Herodes des Großen, welcher König in Judäa war. Zacharias war Priester von der Ordnung Abiä, nemlich der achten von den 24 Klassen, in welche die Priester seit Davids Zeiten eingetheilt waren. Elisabeth war eine von den Töchtern oder Nachkommen Aarons, und mithin ebenfalls von priesterlichem Geschlecht, was bei den Juden sehr viel zu bedeuten hatte. Doch selbst auf dieses wird immer noch nicht das Hauptgewicht gelegt, sondern auf ihrer beider untadelhafter Wandel vor Gott, die sie als echte Priesterkinder an den Tag legten. Daß sie dabei glücklich waren, ist gewiß der Natur der Sache gemäß. Daß aber bei aller Glückseligkeit der Frommen, immer noch ein bitterer Tropfen im Becher bleibt, ersehen wir aus dem Exempel der beiden Eheleute. Sie hatten, obgleich schon in vorgerücktem Alter, immer noch kein Kind: Zacharias war, wie aus 4. Mose 8, 25. zu schließen, wohl noch nicht über 50 Jahre alt und die Elisabeth etwa von gleichem Alter; immerhin blieb nummehr die Aussicht auf einen Erbsen nach menschlichem Dafürhalten für immer trübe. Und daß sie diesen Mangel aufs Tiefste empfanden und es als Anliegen Gott vortrugen, erhellt aus Vers 13. wo von Gebetserhörung die Rede ist.—Vers 8-10. Die drei Verse führen uns nun nochmals in den alttestamentlichen Priesterdienst ein. Die Weihe des Tempeldienstes war an Zacharias; derselbe bestand im Räuchern, im Schlachten des Opfertieres, im Besprengen des Altars, im Reinigen der Geräthe, Zurechten der Lampen zc., welches alles natürlich unter die verschiedenen Priester vertheilt war. Der Dienst Zacharia geschah zum ersten Male in diesem Jahre in der Woche vom 17. bis 23. April. Sein Geschäft war das Verbrennen des Räuchwerks auf dem Räuchaltar im Heiligen, 2. Mose 30, 1-6., und geschah beim Morgengottesdienst. Dasselbe war vorbildlich auf die Fürbitte Christi und die Gebete der Heiligen. Während dieser Handlung stand die versammelte Menge im Vorhof in tiefer Andacht; ein herrliches Exempel und Muster öffentlicher Gottesverehrung. Möchte es doch auch heute mehr allgemein von christlichen

Versammlungen gesagt werden können: „Die Menge des Volkes betete unter der Stunde des Räucherns.“—Vers 11-17. Ein merkwürdiger Zwischenfall ereignete sich indeß, welcher eine bedeutende Verlängerung des Gottesdienstes zur Folge hatte, und obgleich sich die Versammelten Vers 21. darüber verwunderten, nichts von dem Vorgange wissend, so dachte doch, wie es scheint, Niemand daran, den Gottesdienst zu verlassen;—auch ein bemerkenswerther Zug, welcher für Viele zur Beherzigung und Nachahmung zu empfehlen wäre. Der Engel des Herrn, nach Vers 19., Gabriel erschien ihm. „Sehr absichtsvoll,“ sagt Heubner, „ist Gabriel gesandt, denn er hatte dem Propheten Daniel (Capitel 9, 24.) die Zeit des Messias angekündigt; seine Erscheinung war also ein Zeichen des Ablaufs der alten Periode.“ Engel haben überhaupt sehr häufig, und gewiß nicht ungern, den Menschen Botschaften des Heils übermittelt. Der Engel erschien dem Zacharias zur rechten Hand am Räuchaltar, also da, wo sich der goldene Leuchter befand. Nachdem er Zacharias wegen seiner Furcht über die himmlische Erscheinung beschwichtigt hat, kommt er ihm sogleich mit einer tröstlichen Verheißung entgegen, welche seine Furcht in Freude umzuwandeln geeignet war. Die Erhöhung des Gebets bestand in der Schenkung eines Sohnes, welcher den beiden Eltern nicht allein bei der Geburt und zarten Kindheit, sondern beständige Freude verursachen sollte; denn nicht allein wegen seines Berufs als Herold Christi, sondern auch wegen seiner völligen Uebergabe an Gott, als Geweihter, sollte „er groß sein vor dem Herrn.“ Als solcher mußte er auch bestimmt erfolgreich in seinem Wirken sein. Die Prophezeiung lautete: Er wird der Kinder von Israel viele zu Gott ihrem Herrn bekehren, das heißt, sie zu Christo dem Lamm Gottes hinführen. Im Geist und in der Kraft Eliä werde er als Vorläufer vor Christo hergehen, wie schon Mal. 3, 1.; 4, 5. geweissagt war. „Zu bekehren die Herzen der Väter, zu gläubigen Vorfahren dieses gegenwärtigen Geschlechts, zu den Kindern,“ daß sie dieselben wirklich für ihre Nachkommen ansehen können und die Ungläubigen zur Klugheit der Gerechten. Dieses sind zwei trefflich gewählte Gegenstände, woraus erhellt, daß die wahre Klugheit nur auf Seiten der Gerechten ist, die Ungläubigen hingegen Thor sind. Letztere sollen, d. h. viele derselben, dem Herrn zur Beute werden.

**Praktische Lehren.**—1. Welch ein großer Segen ist es, wann Eheleute eines Sinnes sind, Gott zu dienen.—2. Auch die frommsten Menschen müssen auf Erden Vieles entbehren, damit sie in der Geburt und im Glauben geübt werden.—3. Ein treuer Diener Gottes ist pünktlich in seinem Amt.—4.



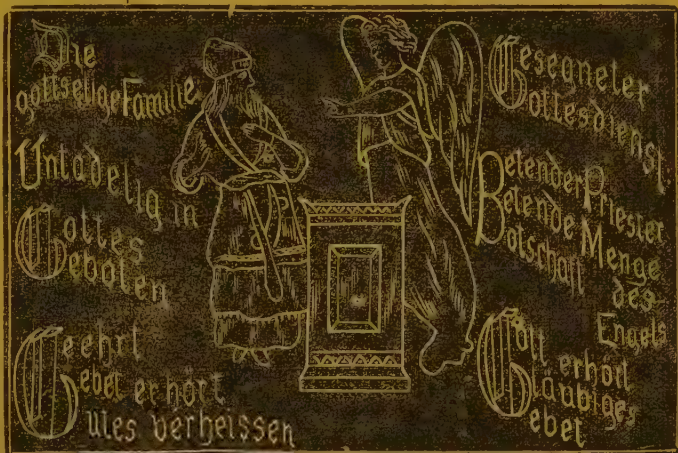
Wahre Gottesverehrer sind stets andächtig und betend im Hause Gottes.—5. Hilft Gott nicht zu jeder Frist, so hilft er doch wenn's nöthig ist.—6. Der Segen wahrer Frömmigkeit bei Eltern läßt sich meist auch an Kindern wahrnehmen.—7. Ein mit dem Geiste Christi erfüllter Knecht Gottes wird auch erfolgreich sein in seinem Wirken für Jesu.

**Kleinkinderklasse.**—Aus dem Exempel Zacharias und Elisabeth ergibt sich die Lehre für die Kleinen, welch ein Glück es ist, fromme Eltern zu haben; knüpfte hieran die Ermahnung zur Dankbarkeit gegen Gott, mache dieses noch klarer durch Beispiele vom Gegentheil: wie unglücklich sind Kinder gottloser Eltern: Flucher, Trunkenbolde u. s. w. Zunächst bildet Johannes selbst ein Beispiel junger Frömmigkeit; er machte seinen Eltern Freude. Aus der Erscheinung im Tempel zeige, wie die Frommen Gott und heilige Engel zu Begleitern haben und wie Gott ihr Gebete erhört.

**Illustrationen.**—Elterliche Frömmigkeit. Vor mehreren Jahren trat in einem Seminar eine Anzahl Studenten der Theologie zusammen und unter Anderem wurde auch der Vorschlag gemacht, zu untersuchen, wie viele von ihnen wohl fromme Mütter hätten. Sie waren sehr erstaunt und freudig überrascht, als es sich fand, daß von 120 Studenten mehr als 100 derselben von ihren Müttern zum Gebet angehalten und zu Jesu geführt worden waren.

2. Fromme Kinder, der Eltern Schmuck—Cornelia. Die Mutter der berühmten Römer Tiberius und Caius Gracchus (631 v. Chr.) hatte einmal Besuch von einer Freundin aus Campanien. Von dieser wurde sie gebeten, daß sie ihr doch ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten zeigen

möge. Cornelia erbot sich dieses zu thun, unterhielt aber ihre Freundin so lange mit andern Dingen, bis ihre Kinder aus der Schule kamen; dann sagte sie: „Diese Kinder da' find mein Schmuck, sonst habe ich keinen.“ So sind fromme Kinder der frommer Eltern Schmuck und Freude.



**Wandtafelserklärung.**—Diese Tafel soll unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die gottselige Familie und dann auf den feierlichen Gottesdienst hinlenken. Die beiden Punkte nehme man einfach so oder in ähnlicher Weise vor, wie die Tafel dieselben an die Hand gibt. Man kann dann leicht Gelegenheit finden, die Grundgedanken der Vection: Gottesfurcht, Gebets-erhöhung, Gottesdienst zc. den Schülern einzuprägen.

## Mariä Lobgesang.

### 2. Vection: Lukas 1, 46-55.—Sonntag den 9. Januar 1881.

46. Und Maria sprach: Meine Seele erhebet den Herrn,

47. Und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes.

48. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angeesehen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindesfinder.

49. Denn er hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig ist, und deß Name heilig ist.

50. Und seine Barmherzigkeit währet immer für und für, bei denen, die ihn fürchten.

**Haupttext:** Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes.—Luk. 1, 46. 47.

**Einleitende Bemerkungen.**—Zwischen der trostreichen Engelsbotschaft in der vorigen Vection und dem heutigen Lobgesang liegt ein trauriger Zwischenfall: Die Verstummung Zacharias als Folge seines Unglaubens, welcher ohne Zweifel größer war, als er mit Worten ausgedrückt wurde. Dieser Umstand bildet einen Zug der geheimnißvollen Vorsehung, an dergleichen die Menschen oft stutzen, die aber immer einen herrlichen Ausgang nimmt. Bald auf die Verkündigung der Geburt des Vorläufers, folgt auch die des Weltretters selbst. Derselbe Himmelsbote, der Zacharias erschien, darf sechs Monate später der Maria die Geburt Jesu ankündigen. Maria, die Erforene und Beglückte glaubt einfach, was ihre Vernunft nicht fassen kann und lobt den Herrn. Wohl hat auch sie, wie Zacharias, ihre Fragen über das „Wie;“ jedoch dieselben sind mehr die Sprache eines lernbegierigen Herzens, um Erleuchtung und Aufschluß.

**Texterklärung.**—Vers 46-50.—Maria befindet sich auf Besuch bei Elisabeth, wohin sie vermuthlich auf göttlichen Antrieb ein: Strecke Weges von über 20 deutschen Meilen von Nazareth nach Hebron gekommen war. Nach gegenseitiger Begrüßung und geistreicher Unterhaltung der beiden Weiber über

51. Er übet Gewalt mit seinem Arm, und zerstreut die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.

52. Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl, und erhebet die Niedrigen.

53. Die Hungrigen füllet er mit Gütern, und läßt die Reichen leer.

54. Er denket der Barmherzigkeit, und hilft seinem Diener Israel auf;

55. Wie er geredet hat unsern Vätern, Abraham und seinem Samen ewiglich.

die merkwürdigen Vorgänge, ergeht sich Maria in einen erhabenen Lobgesang. Vorerst spricht sie ihre dankbaren Gefühle gegen Gott aus. Schon in diesem ersten Vers ihres Lobgesanges gibt sie ihren starken Glauben kund; denn in dem von ihr zu gebärenden Sohn ihren Gott und Heiland zu erkennen, mußte wohl die Vernunft schweigen und Gott die Ehre geben. Das nächste Gefühl war das der eigenen Unwürdigkeit, gegenüber einer solchen gnädigen Heimlichung. Sie, die sich bisher in großer Niedrigkeit befand, ohne Zweifel wegen ihrer Armuth auch in großer Verachtung stand, fühlte noch nebenbei ihre eigene Nichtigkeit; sieht sich aber durch diese merkwürdige Heimlichung zu fürstlicher Ehre erhoben. „Von nun an werden mich selig preisen alle Kindesfinder.“ Von der göttlichen Verehrung Marias als Himmelkönigin nach papißtischer Art ist da keinerlei Anbeutung. Maria führt nun Vers 49. das Erlebte und noch in Ausstichtstiefende auf Gott, den Ursprung alles Guten zurück. Sie rühmt die drei sich darin fundgebenden Eigenschaften: 1. Die Allmacht, deren es bedurfte, um die geheimnißvolle Art der Menschwerdung zu bewerkstelligen. 2. Die Heiligkeit, denn schon der Engel hatte Vers 35. den verheißenen Sohn „das Heilige“ genannt.



3. Die göttliche Barmherzigkeit, welche sie vorerst aus eigener Erfahrung rühmt, sodann aber eine allgemeine Anwendung davon macht.

Bers 51-53.—Nun geht die begeisterte, oder besser, mit dem heiligen Geist erfüllte, Sängerin auch zu den wunderbaren Wegen der Vorsehung und der göttlichen Weltregierung über und zeigt, wie Gott durch seinen gewaltigen Arm die Mächtigen der Erde in ihrem Stolz so plötzlich stürzen, die Niedrigen aber erhöhen kann; solches haben auch Diejenigen, deren Geistesaugen geöffnet sind, immer am ersten beobachtet; siehe Jes. 51, 9.; Hiob 5, 11.; Dan. 4, 14. Maria sollte das Alles mit dem Kind Jesu durch die wunderbare Beschützung vor den Nachstellungen Herodes gar bald persönlich erfahren.—Ein anderer merkwürdiger Zug von Gottes geheimnißvollen Rathschlüssen ist, daß er die Hungerigen mit Gütern füllt und die Reichen leer läßt. Der poetische Ausdruck hat zunächst einen buchstäblichen Sinn, und Maria selbst war das kräftigste Beispiel von der Wahrheit desselben, indem Gott an Königs- und Fürstentöchtern vorbei geht und sich in ihr eine „niedrige Magd“ aussucht, um die Messiasmutter zu werden. Wunderbar! Dann aber ist der Hauptfuss der Worte der geistliche. Vergl. Matth. 5, 6.; Luc. 6, 25.; Dff. 3, 17.

Bers 54. 55.—Nun kommt die inspirirte Sängerin schließlich noch auf die Treue und Wahrhaftigkeit Gottes zu sprechen. Der triumphirende Glaube sieht in Allem die pünktliche Erfüllung der Verheißungen des ewigen Bundesgottes, indem nun im vollsten Sinne des Wortes in dem Samen Abrahams—in Christo—alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden sollen. 1. Mose 18, 18.

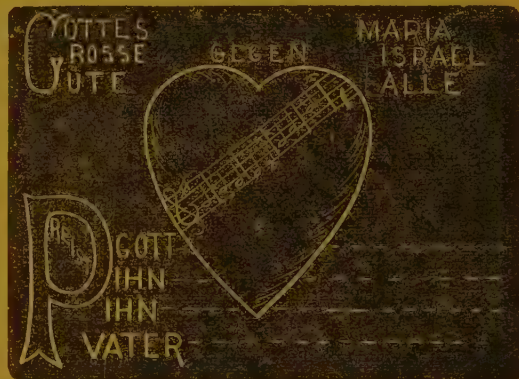
**Praktische Nutzenwendungen.**—1. Mögen Andere sich in irdischen Gütern erfreuen, die Freude in Gott ist die reinste, beste und bleibendste. —2. Dankbare Anerkennung der Güte Gottes ist jedes Gläubigen theure Pflicht. —3. Jemehr wir über Gottes Güte und Barmherzigkeit nachdenken, desto größer erscheint uns unsere Unwürdigkeit, und umgekehrt. —4. Große Dinge thut Gott täglich an uns, das größte Glück aber, das Gott an einem Menschen thut, ist, daß er ihn durch Christum zu einem Kind und Erben des Reiches Gottes macht. —5. Ein hoffärtiger Sinn ist ein Gräuel vor Gott. —6. Gott kann irdische Verhältnisse plötzlich ändern; deßhalb sollte kein Christ in Armuth verzagen, und Niemand in Wohlstand übermüthig werden. —7. Um Gottes Gnadengüter zu erlangen, ist ein Gefühl der eigenen Armuth und ein Verlangen nach Christo erforderlich. —8. Gottes Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß.

**Kindertafel.**—Schildere den glückseligen Zustand der Frommen, die sich Gottes ihres Heilandes freuen können. Neben dem Beispiel Mariä, ist auch das eines Zachariä, der Elisabeth, des Simeons u. s. w. zu erwähnen. Zeige, welche Dankbarkeit wir Gott schuldig sind für die vielen Wohlthaten, insonderheit geistlicher Segnungen. Besonders lehrt auch der Schluß der Lektion, wie Gott so getreulich seine Versprechungen

erfüllt, nicht wie viele Menschen, unter ihnen auch viele Kinder, die oft viel versprechen und wenig halten.

**Illustrationen.**—1. Lob Gottes; dasselbe ist gleichsam der Mithszins, den wir Gott schulden, und je größer das Besizthum, desto größer der schuldige Zins.—Bewies.—Eine Zeile von Gottes Lob ist besser als ein langes Gebet, und eine Stunde des Lobes besser, als ein tagelanges Fasten und Leidtragen.—3. Livingstone.

2. Trost für Heilsuchende zu Bers 53. Dr. Chatmus sagte einmal zu solchen: „Wenn ich jetzt als bevollmächtigter und schriftlich beglaubigter Agent direct aus der andern Welt zu dir käme, und dir eine schriftliche Einladung überbrächte, welche deinen Namen und deine Adresse enthielt, so würdest du doch keinen Augenblick an der Richtigkeit der Sache zweifeln. Wohlan, hier in dieser Bibel ist eine solche schriftlich beglaubigte Einladung an dich. Sie trägt zwar deinen Namen und deine Adresse nicht, aber sie lautet: „Wen da dürstet,“ und „Wer da will, der komme.“ Das schließt auch dich ein. Sie lautet ferner: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Was könnte gewisser und herrlicher sein!



**Wandtafelklärung.**—Hier ist zunächst ein Herz, in welchem der bekannte Lobspruch: Preis! Gott 2c. (Nr. 3, 50. Gesangbuch) zum Theil in Noten gesetzt ist. Das soll uns den Lobgesang der Maria und das Lob Gottes überhaupt illustriren. Maria lobte Gottes Güte ihr selbst und Israel gegenüber, dieselbe dehnt sich aber auch auf alle Menschen aus. Weiter unten befinden sich die Anfangszeilen des besagten Lobspruchs nebst leeren Linien. Der Zweck hiervon ist, daß der Superintendent Fragen an die Schüler stelle, z. B.: Preis! Gott—wofür? Ist die Antwort gut, so schreibe man dieselbe auf die leere Linien 2c. Zum Schluß lasse man den Bers von der ganzen Schule singen. Das wird gewiß interessant sein.

## Zachariä Weissagung.

3. Lektion: Lukas 1, 67-79.—Sonntag den 16. Januar 1881.

67. Und sein Vater Zacharias ward des heiligen Geistes voll, weisagete, und sprach:

68. Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht, und erlöst sein Volk.

69. Und hat uns ausgerichtet ein Horn des Heils, in dem Haupte seines Dieners Davids.

70. Als er vorzeiten geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten:

71. Daß er uns errettete von unsern Feinden, und von der Hand aller, die uns hassen;

72. Und die Barmherzigkeit ergelgte unsern Vätern, und gedächte an seinen heiligen Bund,

73. Und an den Eid, den er geschworen hat unserm Vater Abraham, uns zu geben;

74. Daß wir, erlöst aus der Hand unserer Feinde, ihm dienen ohne Furcht, unser Lebenlang,

75. In Freigkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist.

76. Und du Kindlein, wirst ein Prophet des Höchsten heißen; du wirst vor dem Herrn hergehen, daß du seinen Weg bereitest,

77. Und Erkenntniß des Heils gebest deinem Volk, die da ist in Vergebung ihrer Sünden;

78. Durch die herzliche Barmherzigkeit unsers Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe,

79. Auf daß er erscheine denen, die da sitzen, im Finsterniß und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.

**Haupttext:** Durch die herzliche Barmherzigkeit unsers Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe.—Luk. 1, 78.



**Vorerinnerung.** — „Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude,“ so hatte es auch Zacharias mit tausenden andern geprüften Erdenpilgern erfahren. Kaum war die trostreiche Stimme der Verheißung der endlichen Erhöhrung seiner Gebete verhallt, als die herrliche Aussicht wieder durch eine neue Prüfung verdunkelt wurde. Zacharias verlor als Strafe für seinen Unglauben den zeitweiligen Gebrauch seiner Sprachorgane bis auf den Tag der Beschneidung. Da schlug die Stunde der Erlösung. Es folgte Freude auf Freude, zuerst die Geburt des vielversprechenden Kindleins, sodann acht Tage später die Lösung der Zunge.

**Texterklärung.** — Vers 67–70. Als Zacharias wieder im völligen Besitz seines ehemaligen Sprachvermögens war und obenrein sich der Erhöhrung seiner Gebete erfreuen durfte, kommt er, vom heil. Geist erfüllt, zum Gottloben und dann zum Weisagen. Zacharias lobt Gott für den nummehrigen Anbruch der neuen Zeit. Er sieht im Glauben durch den heiligen Geist die Erfüllung des prophetischen Wortes, die Ankunft des Erlösers, als bereits geschehen; denn nun glaubt er den Worten des Engels (Vers 17) und erblickt in dem Kindlein den Vorläufer Christi. Er betrachtet es als eine gnädige Heimjuchung Gottes seines Volkes nach einer so langen offenbarungslösen Zeit von 400 Jahren seit dem Aufstreten des letzten Propheten (Maleachi). Er nennt diese Heimjuchung (Vers 69) figurlich das „Aufrichten eines Horns des Heils.“ Der bildliche Ausdruck: „Horn“ bedeutet gewöhnlich Macht und Stärke, und somit will er sagen, es ist ein starkes, unüberwindliches, siegreiches Heil. „In dem Hause seines Dieners David,“ aus welchem ja Christus seiner Menschheit nach entsprossen ist.

Vers 71. — Als eine besondere Frucht der neuen Zeit betrachtet er die Erlösung von Feinden, wobei er natürlich zuvörderst an die sie unterdrückenden Römer und anderer heidnischen Völker um sie her denkt. Ein tieferer Blick in die Heilsgeschichte läßt uns aber auch in und durch Christum eine Befreiung von unsern geistlichen Feinden erkennen.

Vers 72–75. — In dieser Heilsoffenbarung sieht Zacharias nun wieder vier bemerkenswerthe Punkte: 1. Einen Beweis von Gottes Barmherzigkeit, welche sich sogar schon „an den Vätern“ erzeugte, nemlich derjenigen Väter, welche, wie Simson Cap. 2, 25. gläubig auf den Trost Israels warteten; ihnen war die Verheißung eines Erlösers bereits eine Trostquelle in dunkler Zeit; denn Gottes Wort galt ihnen als sicheres Unterpfand des künftigen Erlösers. 2. Ein Beweis von Gottes Treue. Zacharias denkt weiter an die Erfüllung des mit den Erzvätern aufgerichteten Bundes. Er denkt dabei gewiß an Stellen wie 1. Mose 49, 10–12.; 12, 3.; 28, 14.; sowie auch an die immer bestimmteren Weissagungen der Propheten. Ja sogar als ein Eid wird dieser Bund, Vers 73. betrachtet, welchen Gott dem Abraham 1. Mose 22, 16–18. schwur. Vergl. auch Ebr. 6, 13. 3. Ein Grund der Erlösung von Feinden, wie schon in Vers 71. angedeutet und 4. Eine Veranlassung zur völligen Weihe und zum Dienste Gottes. Auf echt biblischen Grund hin erkennt Zacharias, daß die Heilsordnung Christi nicht allein eine völlige Uebergabe an Gott und einen lebenslänglichen Dienst Gottes bedingt, sondern auch, daß solches nur erst recht durch die Erlösungskraft Christi möglich ist. Dieser Dienst Gottes soll geschehen: 1. Ohne knechtische Furcht, siehe 1. Joh. 4, 18. 2. In Heiligkeit, weil der Weg des Heils ein heiliger Weg ist und kein Unreiner darauf wandeln wird. Jes. 35, 8. 3. In Gerechtigkeit; auf die Rechtfertigung durch den Glauben folgt auch eine Lebensgerechtigkeit. 4. Beständig; „unser Lebenlang,“ und auf solche Weise allein ist er Gott „gefällig.“

Vers 76–79. — Von Christo, welcher der große Centralpunkt des Ganzen bildet, kommt Zacharias nun auch auf Johannes selbst zu sprechen. Er erkennt in ihm richtig einen künftigen „Propheten des Höchsten,“ denn also wird er von Christus selbst bezeichnet, ja mehr denn ein Prophet, Matth. 11, 9. Er erkennt in ihm ferner nach Jes. 40, 3. einen Wegbereiter des Herrn. Nach Mal. 3, 1. und Matth. 11, 10. heißt er der „Engel,“ nach Mal. 4, 5. der Prophet Elia. Johannes sollte wie ein Herold vor dem Herrn hergehen, auf ihn als das der Welt Sünden tragende Lamm Gottes hinweisen, dem Volk den Begriff eines in der Sündenvergebung bestehenden Heils wieder beibringen, das heißt gewiß dem den Weg bereiten, der dieses Heil bringen sollte. Dieses ist auch der Sinn von Vers 77. In den folgenden Versen 78. und 79. kommt Za-

charias wieder auf Christum zu sprechen, als den „Aufgang aus der Höhe,“ die „Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal. 4, 2.), welche moralische Nacht und Finsterniß, in welcher die arme Menschheit schmachtete (ein Zustand, welcher füglich ein „Sitzen im Schatten des Todes“ genannt wird), verschleucht wird.

**Nutzenwendungen.** — 1. Gott beglückt nur Diejenigen mit seinem gnädigen Besuch, die sich von Herzen und gläubig nach ihm sehnen. — 2. Wer sich der Erlösung durch Christum erfreuen will, muß seine eigene Erlösungsbedürftigkeit und Christi Erlösungsfähigkeit gläubig anerkennen. — 3. In Christo ist ewiges Heil. — 4. Außer Christo ist der Mensch ein Geknechteter des Satans und der Sünde; Christus bietet ihm im Evangelium Befreiung von seinen Feinden an. — 5. Gott ist seinem Bunde stets treu geblieben, nur die Menschen werden oft „bunbbrüchig.“ Vers 70. 72. 73. — 6. Ein Befreiter von den Ketten des Satans wird gerne und willig ein ernster Diener Gottes. Vers 74. — 7. Der Dienst Gottes geschieht nicht aus Zwang oder knechtischer Furcht, sondern aus Liebe. — 8. Wo Christus mit seiner Gnadengegenwart einkehrt, da wird die Nacht der Sünden verschleucht, und der helle Tag bricht an. Vers 79. — 9. Der Weg des Lebens ist ein Weg des Friedens, der Ruhe und Glückseligkeit.

**Kleinkinderklasse.** — Zeige den Kleinen durch verschiedenerlei Bilder das große Glück, welches der Menschheit durch die Geburt Jesu zu Theil wurde. Die Menschen waren von Feinden umringt. Schildere diese traurige Lage durch das Bild eines von Feinden ringsum bedrängten und geängstigten Menschen. Außer Christo waren wir auch in Finsterniß. Wähle das Bild einer dunkeln, feuchten und unfreundlichen Zelle. Christus brachte Licht und Freiheit.



**Wandtafelklärung.** — Johannes ist hier als ein brennendes und scheinendes Licht (Morgenstern) dargestellt. Seine Mission, die Zacharias weissagend besingt, war, dem kommenden Erlöser den Weg eben zu machen. Er scheint denen, die im Schatten des Todes sitzen. Zwischen Christus und dem Volk im Thal der Todesschatten liegt der Berg der Sünde, der entfernt werden muß. Johannes that gute Vorarbeit, Christus vollendet. Das Verhältniß zwischen Christus und Johannes ist ähnlich dem des Morgensterns und der aufgehenden Sonne. Mit dem Amtsantritt Christi brach der volle Tag des Heils der Menschheit an, der bis jetzt noch scheint.

**Illustrationen.** — Dank für Erlösung von Feinden. Als man einst Theodosius die erfreuliche Nachricht von der Besiegung Johannes, seines Todfeindes, und dessen Anhänger überbrachte, begab er sich mit seinen Vertheidigern in den Tempel, um den Tag mit Danken und Gottloben zuzubringen, in demüthiger Anerkennung, daß Gott durch seinen allmächtigen Arm die Anschläge des Tyrannen vernichtet habe. — Heraklus pries ebenfalls Gott öffentlich für seine Befreiung aus der Hand Chesores, des Perserkönigs, und um seiner Dankbarkeit desto größeren Nachdruck zu geben, ließ er eine Münze prägen mit der Aufschrift: „Ehre sei Gott im Himmel; denn er hat die eisernen Thüren zerbrochen und hat das heilige Reich Heraklus aus der Hand des Feindes errettet. Wie viel mehr Ursache haben wir, Gott zu preisen für die Erlösung durch Christum.“



2. **Aufgang aus der Höhe.** Als einst ein bekehrter Grönländer auf einer Reise von seinen Landsleuten zum Tanz beim Sonnenfeste eingeladen wurde, um sich mit ihnen über die Rückkehr der Sonne zu freuen, gab er ihnen zur Antwort: „Ich habe eine andere Freude, weil eine andere Sonne,

Jesus, in meinem Herzen aufgegangen ist. Ich habe auch nicht Zeit dazu, weil ich zu meinen Lehren eile, die nun bald ein großes Fest haben darüber, daß der Schöpfer aller Dinge als ein armes Kind zur Welt geboren wurde, um uns zu erlösen.“ Vers 68. und 78.

## Die Geburt Jesu.

### 4. Lektion: Lukas 2, 8-20.—Sonntag den 23. Januar 1881.

8. Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Heerde.

9. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr.

10. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird;

11. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr, in der Stadt Davids.

12. Und das habt zum Zeichen, ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt, und in einer Krippe liegend.

13. Und alsobald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobeten Gott, und sprachen:

14. Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.

**Haupttext:** Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.—Luk. 2, 14.

**Einleitung.** — Die glorreiche Zeit des neuen Bundes, wonach die gläubigen Väter sich so herzlich sehten, ist angebrochen. „Der Aufgang aus der Höhe“ ist in vollem Glanz erschienen. Von diesem Himmel und Erde in Bewegung setzenden Weltereigniß an datirt sich nach gewöhnlicher Annahme die christliche Zeitrechnung. Da aber Christus unter Herodes dem Großen geboren ist, welcher im Jahr 750 nach Erbauung Roms starb, so ist nach der Ansicht der meisten der neueren Forscher die wirkliche Geburt Christi mindestens 4 Jahre vor Beginn der christlichen Zeitrechnung anzusetzen. Daher kommt es auch, daß chronologische Tabellen sehr oft variiren, indem die einen nach dieser, die andern nach jener Berechnung gestellt sind. Die Regenten jener Zeit waren folgende: Augustus, römischer Kaiser; Herodes, Vierfürst in Galiläa und König über Palästina; Cyrenius, Landpfleger in Syrien.

**Texterklärung.** — Vers 8. 9. Die Gegend, wohin uns die Lektion führt, ist die zu Bethlehem in Judäa. Nach menschlicher Ansicht ist der Befehl des Kaisers Augustus, alle Welt, d. h. die römischen Unterthanen zu schätzen, nach Namen, Geschlecht und Besteuerungsvermögen einzutragen, der Grund, nach welchem Maria nach Bethlehem kam. Jedoch tiefer blickt trug sich dieser Umstand unter Gottes Fügung so zu, daß Maria sich nach Bethlehem begab, Jesus daselbst geboren wurde, und sich also die Schrift (Mich. 5, 1.) erfüllte. In jener bedeutungsvollen Gegend befanden sich eben in jener Nacht Hirten auf dem Felde, vielleicht gerade da, wo ehemals David die Schafe seines Vaters gehütet hatte, etwa eine halbe Stund Weges südlich von Bethlehem, bei den Hürden oder beweglichen Schafställen, wie sie eben ein unverziehendes Hirtenvolk am zweckdienlichsten fand. Daß sie des Nachts die Heerden hüteten, war wahrscheinlich wegen der Gefahr derselben, von wilden Thieren besucht zu werden. Ein Engel erschien, um ihnen die merkwürdige Begebenheit von Christi Geburt mitzutheilen. Daß Gott diesen armen Hirten und nicht den Gelehrten auf Moses Stuhl diese Geschichte kund that, findet wohl seine ganze Übung in Matth. 11, 25. 26. und 1. Cor. 1, 26-29. Die Klarheit des Herrn umfloß diesen Gesandten aus der andern Welt, daß die Hirten von einem heiligen Schrecken erfüllt wurden, das war auch kein Wunder. Die Erscheinung geschah nicht allein plötzlich und unerwartet, sondern der Glanz war so überwältigend. Ganz dieselbe Wirkung hatten Engelererscheinungen bei andern, auch den frommsten Menschen.—Vers 10-12. Die Sprache des himmlischen Gesandten lautet: „Fürchtet euch nicht. Hier also offenbart sich schon der Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium. Dort Blitz und Donner, hier der Abglanz der Sonne

15. Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten unter einander: Laßt uns nun gehen gen Bethlehem, und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kund gethan hat.

16. Und sie kamen eilend, und fanden beide Mariam und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegend.

17. Da sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, welches zu ihnen von diesem Kinde gesagt war.

18. Und alle, vor die es kam, wunderten sich der Rede, die ihnen die Hirten gesagt hatten.

19. Maria aber behielt alle diese Worte, und bewegte sie in ihrem Herzen.

20. Und die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott, um alles, das sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.

der Gerechtigkeit; dort strenges Gebot und Strafandrohung, hier die lieblichste Verheißung und Einladung; dort Furcht, hier Freude, welche allem Volk, vorerst Israel, dann aber der ganzen Welt, insofern man daran glaubt und sich's zu eigen macht, widerfahren soll. Grund und Ursache zu dieser Freude ist hinlänglich vorhanden; denn euch, die ihr euch mit allen Frommen der Vorzeit darnach sehtet, ist heute der Heiland, Retter und Beglucker geboren, und dieser Heiland, obzwar als Mensch im Fleisch erschienen, ist „Christus“, der Gesalbte des Herrn, und seinem Wesen nach „der Herr“—in der Stadt Davids: zu Bethlehem, die Geburtsstadt Davids. Bethlehem, etwa 5 bis 6 Meilen südwestlich von Jerusalem, sonst ein kleines und unbedeutendes Städtchen, wurde schon als Geburtsort des Königs David denkwürdig, jedoch erst im besondern Sinne durch die Geburt Christi. Zum desto leichtern Auffinden des Kindleins, wird den Hirten ein Zeichen gegeben; das Kindlein, das doch der Sohn Gottes ist, soll zwar, wie alle andern neugeborenen Kindlein, in Windeln gewickelt, aber ungleich allen andern, in einer Krippe liegend, angetroffen werden. Wunderbare Auszeichnung! Während der verkündigende Himmelsbote mit des Herrn Klarheit umgeben ist, muß die Krippe als Ordenszeichen des Welterlösers dienen.

Vers 13. 14.—Engel verkünden die Ankunft Christi, und Engel besingen dieselbe. Gaben bei der Schöpfung der Welt den Herrn die Morgensterne miteinander gelobet und alle Kinder Gottes ihm gesaucht (Job 38, 7.), wie sollten sie schweigen bei dem größeren Ereigniß. Und ist es nicht merkwürdig, daß aller Engel Heere so sehr in dem Heilsplan Gottes für die Menschheit interessiert sein sollten, da sie doch selbst keinen Antheil daran haben, während die Menschen, für die doch das Ganze bestimmt ist, oft so kaltblütig dieses Heil behandeln? Auf eine herrliche Predigt, folgt ein lieblicher Gesang. Der Inhalt der ersten ist Trost und Freude; der des letzteren, die Ehre Gottes, und Friede und Wohlfahrt den Menschen. Friede soll dem Menschen werden, nach innen und außen; und den Menschen ein Wohlgefallen; in andern Worten, die Menschen sollen durch Christi Vermittelung wieder in einen Gott wohlgefälligen Zustand versetzt werden.

Vers 15-20.—Die Hirten haben sich den Wink des Engels gemerkt; es bedarf keines weiteren Befehls, um nach der bezeichneten Stelle zu eilen; die Thatfache ist ihnen ein hinlänglicher Beweggrund dazu. Auch geben sie nicht den geringsten Zweifel an der Wahrheit der Aussage kund. Sie wollen nicht erst sehen, ob es auch wahr sei, sondern die Geschichte sehen, die da geschehen ist. Und sie fanden alles genau nach der Angabe des Engels, wie überhaupt alle folgamen Schüler des



Herrn die Aussagen der Schrift Ja und Amen finden. Die nächste Folge ihres aufrichtigen Suchens nach dem Kindlein war, daß sie das Wort ausbreiteten und andern Christum in seiner Köstlichkeit anpriesen. Ihre Bemühung hatte die Wirkung, daß sich Viele verwunderten, von welchen aber dem Anschein nach, die Meisten vergeßliche Hörer und nicht Thäter des Wortes waren. Es ging da wohl auch wie hernach bei der Kreuzigung, wofolbst es von Einigen heißt: „Sie schlugen an ihre Brust und kehrten wieder um.“ Ein andächtiger Zuhörer aber war Maria, welche die Worte befiel und im Herzen bewegte.

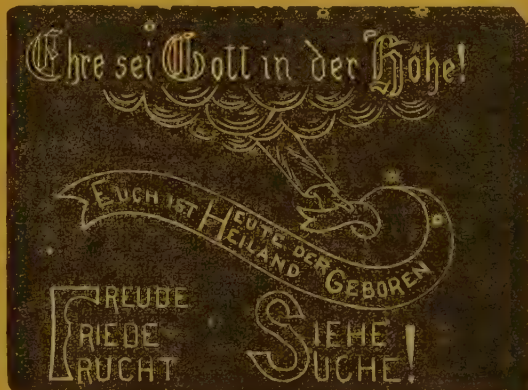
**Lehren.**—1. Haben Engel in dem Heilsplan Christi sich interessiert, warum sollten die Menschen, die es doch angeht, unberührt bleiben?—2. Vor Gott ist kein Ansehen der Person. Die empfänglichsten Herzen werden des Heils in Jesu gewürdigt.—3. Die Geburt Jesu brachte der Welt Freude, Friede und Gottes Wohlgefallen.—4. Ist es uns darum zu thun, den Herrn Jesum zu finden, so gibt uns der Herr auch allen nöthigen Aufschluß über das Wie und Wo?—5. Der wahre Glaube fragt nicht lange: Wie mag solches zugehen? sondern er geht eilend, den Wink der Vorsehung zu beobachten.—6. Ernstlich nach Heil Suchende finden Gott stets so gut wie sein Wort.—7. Wem es sich nicht lohnt, Andern von Jesu zu erzählen, hat ihn selbst noch nicht gefunden.

**Kleinkinderklasse.**—Die schlichte und einfache Erzählung der Geburt Jesu mit allen Hauptbegebenheiten, sammt dem großen Zweck derselben: Die Erlösung der Welt, ist hier die wesentlichste Sache für die Kleinen.

**Illustrationen.**—1. Ich verkündige euch große Freude. Als der gelehrte und zugleich fromme *M a t t h e s i u s*, der mehrjährige Tischgenosse Dr. Luthers, hörte, wie ein Mönch seine kranke Wirthin mit gleichgültigem, faulem Geschwätz trösten wollte, trat er hinzu und redete zu ihr von Christo und

seinem Erlösungswerk, das Gott zum Heil für uns vollbracht habe. Da sprach die Frau: „Ach, das gibt Trost und Freude. Das Borige wollte nicht ins Herz.“

2. Die allem Volk widerfahren wird. Ein begnadigter Matrose sagte einst: „Einem solchen Sünder Heil widerfahren zu lassen, das will ich dem Herrn immer vorbehalten — das soll er noch oft hören.“ Diesen Ausdruck, welchen unversöhnliche Menschen so oft gebrauchten, wandte der Matrose im besseren Sinne auf Christum an.



**Wandtafelklärung.**—Hier bringt ein Engel die freudige Kunde von der Geburt des Welterlösers. Darauf singen die himmlischen Heerschaaren den Lobgesang: „Ehre sei Gott“ 2c. Durch die Geburt des Weltheilandess nun ist uns Friede, Freude und die Frucht des Lebens geworden. Thue daher wie die Engel. Gehe hin, *s i e h e* und *s u c h e* deinen Heiland.

## Simeon und das Kind Jesus.

### 5. Lektion: Lukas 2, 25-35.—Sonntag den 30. Januar 1881.

**25.** Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem, mit Namen Simeon; und derselbige Mensch war fromm und gottesfürchtig, und wartete auf den Trost Israels, und der heilige Geist war in ihm;

**26.** Und ihm war eine Antwort geworden von dem heiligen Geist, er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen.

**27.** Und kam aus Anrezen des Geistes in den Tempel. Und da die Eltern das Kind Jesum in den Tempel brachten, daß sie für ihn thäten, wie man pflegt nach dem Gesez;

**28.** Da nahm Er ihn auf seine Arme, und lobete Gott, und sprach:

**29.** Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast;

**30.** Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen,

**31.** Welchen du bereitet hast vor allen Völkern,

**32.** Ein Licht zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volks Israel.

**33.** Und sein Vater und Mutter wunderten sich des, daß von ihm geredet ward.

**34.** Und Simeon segnete sie, und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Aufersehen vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird.

**35.** (Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen,) auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden.

### Haupttext: Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.—Lukas 2, 30.

**Einführung.**—Eine Woche liegt zwischen den Vorgängen dieser und der vorigen Lektion. Während dieser Zeit bildete ohne Zweifel das Christuskind den Mittelpunkt aller Gedanken und Gespräche in Bethlehem. Am achten Tage wurde das Kind in den Tempel gebracht, um genau nach dem jüdischen Gesez dasselbe dem Herrn darzubringen, 1. Mose 13, 2., für dasselbe zu opfern, 3. Mose 12, 8., und es beschneiden zu lassen, 1. Mose 17, 12. Christus, der des Gesezes Ende sein sollte, hat dessenungeachtet von seinem ersten Eintritt in die Welt bis zu seinem Hingeheiden dasselbe an sich erfüllen lassen und selbst genau beobachtet. Bei dieser Gesezeserfüllung treffen wir ihn heute.

**Texterklärung.**—Vers 25-27. Es wird uns hier voreerst ein Musterbild wahrer Frömmigkeit vorgestellt. Daß es in jener dunkeln Zeitperiode war, wo Finsterniß das Erdreich bedeckte und Dunkel die Völker wird vom heil. Geist als eine kostbare Seltenheit der Aufzeichnung werth geachtet. Verschiedene Merkmale, die uns in Simeon einen aufrichtigen Diener Gottes erkennen lassen, werden uns hier angeführt: 1. Er war

fromm und gottesfürchtig. Beides kann im Grunde als eines angesehen werden, und dennoch stellen die beiden Prädikate das Wesen der Religion von zwei verschiedenen Seiten dar. Der Ausdruck „fromm“ bezeichnet vielleicht mehr die positiven Eigenschaften; „gottesfürchtig“ vielleicht mehr das Motiv, woraus Ersteres hervorging. 2. Er wartete auf den Trost Israels. Und worin bestand dieser anders, als in dem bevorstehenden Messias. Wie noch heute, so damals, trifft man nur bei wahrhaft Frommen, das Warten auf den Trost Israels an. Alles Andere hatte für Simeon seinen Reiz verloren über dem Gegenstand seines gläubigen Wartens. 3. Er besaß den heiligen Geist und zwar in einem, besonders zur damaligen Zeit, ungewöhnlichen Maas. Vermöge dieser Gabe forschte er ohne Zweifel mit Aufschluß in den Weissagungen der Propheten. Siehe 1. Petri 1, 10. 11. Wie viel mehr ist es das Vorrecht der Frommen seit Simeons Zeit die Gabe des heil. Geistes zu besitzen. 4. Er war ein Mann des Gebets; dies ersehen wir aus Vers 26. wonach ihm eine Antwort geworden war von dem heil. Geist, er solle noch vor seinem Tode



den „Christi“ den Gesalbten des Herrn sehen. Vielleicht erfolgte diese direkte Antidort zur Zeit der Geburt Jesu, vielleicht schon früher. 5. Er war ein echter Kirchengänger; er kam aus Anrezen des Geistes in den Tempel. Dem Zusammenhang des Ganzen nach zu urtheilen, war Simeon schon sehr betagt und vielleicht längt nicht mehr vermögend, das Heiligtum beim gewöhnlichen Morgengebet zu besuchen; aber diesmal gab ihm des Geistes Trieb auch körperliche Kraft, sich nochmals dahin zu begeben.

Vers 27-30.—Derselbe heilige Geist, der Simeon Erkenntnis und Aufschluß verlieh in die heiligen Schriften, der ihm die Antwort auf seine Gebete erteilte, ihn zum Tempelbesuch anregte, ließ ihn nun auch in dem Kindlein den Heiland der Welt erblicken. Dieses zeigt uns denn in Simeon auch 6. Einen Mann des Glaubens; denn die Art der Erscheinung Christi war so ganz gegen die Vorstellung und Erwartung der Menschen, daß nur der lebendige Glaube das gottselige Geheimnis erfassen konnte. Er nimmt ihn auf die Arme und lobt Gott mit freudig bewegtem Herzen. Das Jüdische hat keine Reize mehr für ihn, er hatte keinen sehnlichen Wunsch, als den, mit seinen eigenen Augen Christum zu sehen, ehe er sterbe. Dieser Wunsch war nun erfüllt.

Vers 31-35.—Auf freudiges Gottloben fließt der Strom der Rede fort und geht in Weissagung über. Vermöge der Erleuchtung des heil. Geistes sah Simeon den ganzen Heilsplan in Christo vor ihm eröffnen. Der erste Theil der Weissagung ist noch in seinem Dankgebet enthalten. Er erkennt in Jesu einen für alle Völker zubereiteten Heiland (Vers 31); ein Licht der Heiden (Vers 32) und die Verherrlichung Israels; indem aus Zion der schöne Glanz Gottes anbrach. Vom Gebet geht die Weissagung auf Maria und Joseph über, welche sich darüber erstaunten, aus dem Munde eines ihnen ohne Zweifel völlig fremden Mannes das schon ohnehin vielfältige Zeugnis von Jesu noch um eins vermehrt zu hören. Nach der Beglückwünschung der Eltern, sagte er, besonders zu Maria: „Dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen Vieler in Israel.“ Das Bild ist hergeleitet von einem Felsen, an welchem man sowohl in der Dunkelheit sich stoßen und stürzen, aber auch nach einem Fall sich wieder daran festklammern und emporrichten kann. Simeon sieht schon im Geiste voraus, daß nicht alle an Christum glauben werden, sondern daß er Einigen ein Stein des Anstoßes und ein Fels der Verrücktheit (Röm. 9, 32. 33.), Andern aber ein köstlicher und bewährter Grundstein in Zion werde (Jes. 28, 16.). „Zu einem Zeichen (oder Wunder), dem widersprochen wird,“ indem an Christo Alles: seine Menschwerdung, seine Person, seine Lehre, sein Leben, Leiden und Sterben den fleischlichen Begriffen der Menschen zuwider lief, und er dadurch zur Felsenecke des Widerspruchs wurde. „Und es wird ein Schwert durch deine (der Maria) Seele bringen.“ Dies deutet hin auf das Leiden und Sterben Christi, das auch für Maria gewiß die herbste Stunde ihres Lebens war. „Auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden.“ Das sollte erst recht eine Entscheidungsgewalt mit Bezug auf das „Für“ und „Wider“ Christo“ werden, wobei Mancher, der sich bis dahin nicht entschieden hatte, es dann offenbaren mußte, und manchem Heuchler die Maske abgerissen wurde.

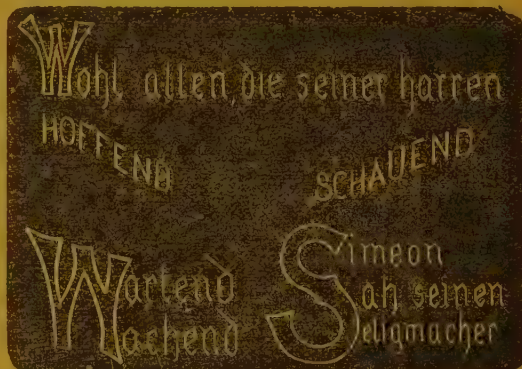
**Praktische Nutzenwendungen.**—1. In jedem Zeitalter, auch dem dunkelsten, hatte der Herr seine treuen Zeugen.—2. Wahre Gottesfurcht hat immer auch ein Leben in der Frömmigkeit zur Folge.—3. Wahrhaft fromme Seelen finden nirgends, einen besseren Trost, als in Jesu.—4. Es ist das Vorrecht der

Gläubigen, den heiligen Geist zu besitzen.—5. Nur das kann ein rechtes gottwohlgefalliges Gebet genannt werden, das von Gebetserhörnung zu sagen weiß.—6. Das rechte Kirchengenügen ist nur das, das aus Antrieb des heil. Geistes geschieht.—7. Nur durch die Erleuchtung von Oben lernen wir den Heilsplan verstehen.—8. Christus allein gibt wahre Sterbensfreudigkeit.

**Kinderklassen.**—Schilbere die Charakterzüge Simeons, der uns als Spiegelbild vorgehalten wird. Zeige wie man an dem Kindlein Jesu Freude und Vergnügen haben, und auf Antrieb des heiligen Geistes zur Kirche gehen sollte, und wie man den Herrn Jesum auch jetzt noch in der Kirche finden kann.

**Illustrationen.**—Im Frieden fahren—Joseph Addison, der berühmte Schriftsteller und Sprachkundige, der auf seinem Krankenlager viel körperliche Schmerzen litt, aber dabei eine bewunderungswürdige Geduld übte, sanfte, als er den Tod sich nahen fühlte, nach Lord Warwick, einem jungen, aber ausgelassenen Manne. Er kam und sagte: „Sie haben nach mir geschickt. Sie haben wohl noch Befehle zu erteilen; ich werde solche hochzuschätzen wissen.“ „Siehe,“ antwortete der Sterbende, „wie ein Christ im Frieden sterben kann!“ und entschlief so sanft.

**Gegensatz.**—In seiner letzten Krankheit beschwor jener ungläubige Voltaire den Arzt ihm das Leben nur noch sechs Monate zu verlängern, in welchem Falle er ihm die Hälfte seines großen Vermögens versprach und hinzusetzte: „Wo nicht, so fahre ich zum Teufel und Sie mit mir.“ Ebenso rief die berühmte Schriftstellerin Stäel Holstern auf ihrem letzten Krankenlager dem Arzte an: „Nehmen Sie mich und ich gebe Ihnen mein ganzes Vermögen; denn mir grauet vor dem Tode!“



**Wandtafelserklärung.**—Im Hinblick auf den alten Simeon kann man mit Recht mit dem Propheten anrufen: Wohl allen, die seiner (des Heilandes) harren. Lange hatte Simeon hoffend gewartet und ein wachames Auge auf alles, was um ihn vorging gehabt. Endlich kam die Zeit des Schauens. Der Geist trieb ihn in das Haus Gottes. Dort sah er seinen Erlöser. Viele Punkte können hier mit Erfolg hervorgehoben werden, z. B.: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden, ein gottgefälliger Gottesdienst ist: wenn uns der Geist treibt, im Tempel, im Hause Gottes findet man den Erlöser 2c.

## Er war im Zuchthaus.

Im Criminal-Gericht vom Columbia Distrikt kam vor einiger Zeit ein wichtiger Fall zur Verhandlung. Ein alter Neger war auf dem Zeugenstand. Der Distrikt-Anwalt fragte den Zeugen: „Wie heißen Sie?“ „John Williams, mein Herr.“ „Sind Sie der John Williams, welcher wegen Diebstahls nach dem Albany Zuchthaus gelangt wurde?“ „Nein, mein Herr, dieser John bin ich nicht.“ „Sind Sie der John Williams, der wegen eines frechen Angriffs in das Distrikt-Gefängnis gesteckt wurde?“ „Nein, mein Herr, nicht dieser John.“ „Sind Sie der John Williams, der wegen einer Brandstiftung schuldig befunden und nach dem Baltimore Zuchthaus befördert

wurde?“ „Nein, mein Herr.“ Durch fruchtloses Fragestellen ermüdet, richtete der Distrikt-Anwalt plötzlich eine entscheidende Frage an den Zeugen: „Waren Sie je im Zuchthaus?“ „Ja, mein Herr.“ „Wo?“ „In dem Baltimore Zuchthaus.“ „Wie lange waren Sie das erste Mal dort?“ „Ungefähr zwei Stunden, mein Herr.“ „Wie lange das zweite Mal?“ „Eine Stunde. Ich ging hin, die Zelle eines Advokaten, der seinen Klienten beraubt hatte, zu weiskeln.“

Der Anwalt setzte sich nun unter dem schallenden Gelächter der Anwesenden nieder.



## Hinterstübchen.



Die Zeit flieht hin, und immer näher  
Nähst dir die ernste Ewigkeit.  
Wird dir es wohlher oder weher  
Bei solchem raschen Flug der Zeit?  
Hast du nur Seufzer, Klagen, Thränen  
Um das, was rasch vorüber fliehet;  
Und kennst dein armes Herz kein Sehnen  
Nach dem, was drüben vor dir liegt?

**Neujahrsbetrachtung.** — „Ah!“ seufzte ein alter Lebensmüder Mann, „werde ich's denn auch noch erleben, daß ich sterbe?“

## Guter Rath.

Du liebst das Leben, sagst du mir —  
Wohlan, laß einen Rath dir geben:  
Verschwende nicht die gold'ne Zeit,  
Denn aus der Zeit besteht das Leben.

Du liebst das Leben, sagst du mir;  
Dann mußt du immer thätig bleiben;  
Vor Allem aber suche nicht,  
Die ed'le Zeit dir zu vertreiben!  
Ein Thor, der sich die Mühe gibt,  
Das zu vertreiben, was er liebt!

**Gute Weihnachtsen.** — Kaiser Otto, der Große, saß einmal während der heiligen Weihnacht im Dome zu Quedlinburg. Da trat ein Mann im Büßerhemde ein und schritt auf den mächtigen Herrscher zu. Es war sein Bruder Heinrich, der sich an ihm schon einige Male schwer vergangen hatte. „Zweimal habe ich dir vergeben,“ sprach der Kaiser, „aber nun hast du dein Leben verwirkt. In dreien Tagen soll dein Haupt fallen.“ Da trat der Abt mit dem Heiligen Evangelio vor und las: „Nicht sieben, sondern siebenzig Mal sieben Mal sollst du vergeben.“ Und das Herz Otto's ward überwältigt, und er fiel mit Thränen seinem Bruder um den Hals.

**Dienstfertig.** — Fräulein: „Ich fürchte mich fast, diesen hohen Berg zu besteigen. Ein Esel wäre hier sehr nothwendig.“ Herr (galant): „Stützen Sie sich auf mich, Fräulein.“

**Der bündigste Styl.** — Der Herzog von Buckingham, der Graf Rochester, Lord Dorset und andere vornehme und berühmte Leute waren mit dem Dichter Dryden zusammen in Gesellschaft. Man unterhielt sich über literarische Gegenstände und kam schließlich auf die Bündigkeit des Stils, d. h. die Kunst, einen Gedanken klar und faßlich in möglichster Kürze

schriftlich darzulegen. Man vereinigte sich zu einer Probe, da aber mit Dryden Keiner weiterfein wollte, so übertrug man diesem das Preisrichteramt. Jeder Teilnehmer sollte ein Blättchen Papier in bestimmter Frist beschreiben und die Schrift unter den Leuchter legen. Lord Dorset schrieb kaum zwei Minuten und legte dann ruhig sein Blatt unter den Leuchter. Die andern alle kauten an der Feder und zeigten sichtbar ihre Anstrengung. Als die Frist abgelaufen war, nahm Dryden die Blätter vor und las sie aufmerksam durch. „Ich muß bekennen,“ sagte er dann, „es sieben in allen diesenzetteln schöne Gedanken in möglichst kurzer Fassung. Den besten aber und in der bündigsten Fassung hat Lord Dorset niedergeschrieben, ich muß also diesem den Preis zuerkennen. Urtheilen Sie selbst, Mylords, ob ich nicht recht gerichtet habe, ob Lord Dorsets Gedanke nicht der beste, sein Styl nicht der bündigste ist.“ Und der Dichter las: „Ich verspreche, dem Vorzeiger sofort 500 Pfund auszuzahlen.“ Dorset. — Alles lachte und fand mit dem Dichter Stoff und Behandlung gleich vortrefflich.

„Ein weiser Mann,“ sagt ein Franzose, „ist wie eine Stecknadel: der Kopf verhindert, daß er zu weit geht.“

**Ein frommer Wunsch.** — Pastor Lämmermann hat den Raubmörder Lüders in längerer Rede auf den Tod vorbereitet und geleitet nun den zerknirschten Sünder zum Schaffot. Am Fuße desselben angekommen, reichte er ihm zum Abschiede die Hand und sagte im Tone freundlicher Ermutigung: „Nun leben Sie wohl, lieber Lüders!“

**Der wievielte?** — Commerzienrath (einen Brief schreibend, zu seinem Commis): „Den wievielten haben wir heut?“

Commis: „Den achtzehnten.“

Commerzienrath: „Dieses Monats?“

**Sehr wohlfeil.** — Herr Dummrian prahlt, er habe in seinen jungen Jahren ganz Europa durchwandert, ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche zu haben. — „Aber wie haben Sie das nur so fertig gebracht, Herr Dummrian?“ fragt ihn der malitiose Herr Rüffig. — „D, ich verließ mich eben stets auf meinen Witz und Verstand.“ — „Da sind Sie allerdings sehr wohlfeil gereist.“

**Die neue Krankheit.** — „Was ist denn das für eine Krankheit, Herr Doktor, die Lahn?“ — „Die Lahn? Gehen Sie mir, das ist keine Krankheit!“ — „Es muß doch eine Krankheit sein, Herr Doktor, denn mein Nachbar Maier hat heute einen Brief bekommen, worin ihm die Nachricht wird, daß sein Sohn zu Limburg an der Lahn gestorben sei.“

**Passende Erwiderung.** — „Mein Herr, wie kommen Sie dazu, jedesmal zu lachen, wenn ich an Ihnen vorübergehe?“ — „Warum gehen Sie jedesmal an mir vorüber, wenn ich lache?“

**Aus einem Schwurgerichtssaal.** — Diese Ueberschrift will nicht sagen, daß wir unsern Lesern möglichst genauen Bericht über irgend welche Mord- und Schredensgeschichte geben wollen, sondern sie will den Leser in den neu erbauten Schwurgerichtssaal in Meinungen führen, der sich vor allen uns sonst bekannnten Schwurgerichtssälen dadurch auszeichnet, daß er überall mit schönen und passenden Bibelsprüchen geziert ist. Ueber die einzelnen Sprüche theilten die Blätter folgendes mit. Beim Eintritt zur Tribüne und zum Zuschauer-Naume für die Zuhörer findet man links die Inschrift: „Demuth. Milde,“ und darüber links: „Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. 1. Cor. 13, 6,“ während rechts die Worte stehen: „Bleibe fromm und halte dich recht, denn Solchem wird es zuletzt wohl gehen. Ps. 37, 37.“ Beim Eintreten in den Raum für die Zeugen und Sachverständigen, wo zugleich links die Anklagebank und die Site für die Verteidiger, rechts die Geschworenentafeln sind, erblickt man links das Wort: „Warnherzigkeit“ und darüber den Sinnspruch: „Ein falscher Zeuge bleibt nicht ungestraft, und wer Lügen frech redet, wird nicht entinnen. Sprüchw. 19, 5.“ Rechts an der Seite der Geschworenen: „Was der Mensch säet, das wird er ernten. Galat. 6, 7.“

Neben dem Siege der Staatsanwaltschaft ist das Wort: „Gerechtigkeit,“ über dem Tische des Richtercollegiums: „Gerechtigkeit,“ an zwei Wänden des Rathungszimmers für die Richter: „Festigkeit,“ „Wahrheit,“ und im Rathungszimmer der Geschworenen: „Gottesfurcht“ zu lesen. Im Richterzimmer ist ferner der Spruch angebracht, Joh. 7, 24.: „Richtet nicht nach dem Ansehen, sondern richtet ein rechtes Gericht“ — und im Geschworenenzimmer der Spruch Sirach 4, 33.: „Verheiß die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott der Herr für dich streiten.“ Dem Eintritte gegenüber, also an der Rückseite des Richtercollegiums im Schwurgerichtssaale, liest man in erhabenen Buchstaben: „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Sprichw. 14, 34.“

**Der Schuft.** — Jacob Stern: Buchheim, nehmen Sie Papier, die Feder, die Tinte, und schreiben Sie mir 'mal an den Rosenheim, den Schuft, folgendermaßen (er dictirt): Ich habe an Sie geschrieben. Wer hat nicht geantwortet? Sie! — Ich habe Sie gemahnt. Wer hat sich nicht geriecht? Sie! — Wer ist also ä Schuft? — Haben Sie „Schuft“, Buchheim, haben Sie „Schuft“?

Buchheim: Jawohl, Herr Stern.

Jacob Stern: So, da geben Sie her, da will ich meinen Namen d'runter setzen!

**Eine Stylblüthe.** — Wenn im Osten sich der Himmel röthet, dann begibt sich der Nachwächter nach Hause, froh, sein mühseliges Tagewerk vollbracht zu haben.

**Mißverständniß.** — In einer sehr loyalen Familie Preußens ward oft das Lied gesungen: „Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands, Heil König dir! Fühl in des Thrones Glanz, die hohe Wonne ganz, Liebling des Volks zu sein! Heil König, dir.“ Als in derselben Familie jüngst eine „jute bebratene Jans“ auf den Tisch gestellt wurde, fragte ein kleines Mädchen: „Mama, ist das die Wonne ganz, von der wir neulich so schön gesungen haben?“

**Die Erbschaft.** — Jörg: „Du, Hannjust, wir wollen das Haus in zwei gleiche Theile theilen.“ Hannjust: „Gut. Nimm du die äußere Hälfte, ich nehm' die innere.“

**Ein Knabe,** der sich durch seine sonderbaren Einfälle auszeichnete, sagte zu seinem Vater, bei dem ein einäugiger Gast zu Tische saß: Der da drüben ist ein sonderbarer Mensch, er schließt halbi!

**Ein wohlthätiger Israelit.** — Vor ungefähr sechsundzwanzig Jahren starb ein wohlhabender Jude in New Orleans. Die Stadt trauerte über den Tod Juda Touro's. Durch seine heimlichen Wohlthaten hatte er Hunderte aufgemuntert, und unter Kaufmännern wurde er als „der Israelit ohne Falsh“ verehrt. Er war ein excentrischer Mann. Geld floß reichlich in seine Kasten, jedoch hatte er keine Liebe zu demselben, auch darum nicht, weil er durch dasselbe in den Stand gesetzt wäre, sich mit demselben Luxusartikel anzuschaffen. Er lebte sehr einfach und verrichtete mit der Hilfe eines Clerks große Geschäfte. Ein Vorhaben, welches seine einzige Leidenschaft war, besetzte ihn, nemlich Andern Gutes zu erweisen. Um dieses thun zu können, arbeitete er und verleugnete sich selbst. Während seines Lebens gab er Tausende von Dollars heimlich aus. Nach seinem Tode wurde die Hälfte seines Vermögens wohlthätigen und religiösen Anstalten hinterlassen, die andere

Hälfte erhielt ein Freund, der sein Leben bei der Schlacht von New Orleans rettete. Folgende Anekdote illustriert seine excentrische Wohlthätigkeit:

Eine arme Wittne mit etlichen Kindern hatte keinen Cent mehr. Sie hatte weder Essen noch anständige Kleidung. Ihr Mietzins war schon eine Zeit lang fällig, und der Gutsbesitzer drohte, sie auf die Straße zu setzen. In ihrer großen Noth gedachte sie des reichen Juden. Derselbe war bekanntlich ein wohlthätiger Mann, und vielleicht würde er sich ihrer erbarmen. Sie begab sich zu ihm und erzählte ihm ihre traurige Geschichte. Noch lange ehe sie dieselbe beendet, hatte Herr Touro eine Anweisung ausgefüllt. Ihr dieselbe überreichend, bat er sie, sie möchte das Geld sofort in Empfang nehmen. Die Frau eilte zur Bank und reichte die Anweisung ein, aber da der Zahlmeister sah, daß dieselbe ärmlich gekleidet war, weigerte er sich, das Geld auszubahlen. In der Meinung, daß Herr Touro beabsichtigte sie zu beleidigen, eilte sie zurück, überreichte ihm die Anweisung und sagte ihm, es sei eines reichen Mannes höchst unwürdig, eine arme Wittne zu verspotten.

„Meine liebe Madame,“ sagte der erstaunte Israelit, „für heute ist dies alles, was ich Ihnen geben kann. Ich weiß, die Summe ist gering, aber gegenwärtig kann ich nicht mehr entbehren.“

„Aber der Bankbeamter weigert sich, mir das Geld zu geben,“ erwiderte die Frau.

„O ja! Nun ist's mir klar. Er fordert Beweise Ihrer Identität. Hier,“ sich an den Clerk wendend, „geben Sie mit dieser Dame zu der Bank, und sagen Sie den Bankleuten, sie sollen die Anweisung lösen.“

Da die Anweisung auf die Bezahlung von \$1500 lautete, weigerte sich der Ausbehalter — und mit vollem Recht — das Geld einer Frau, die er nicht kannte, und die ärmlich ausah, zu geben.

T. C. W.

Rebus.



Charade.

Meine Erste ein Gewicht,  
Meine Zweite Flächenmaß;  
Und mein Ganzes als ein Kaiser  
Sitzt auf Deutschlands Throne saß.

Auflösung der Räthsel im Novemberheft.

**Rebus.** — Besser arm in Ehren als reich mit Schanden. — A. Schaub, F. Mahler, W. S. Althouffe, C. A. Ermeling, F. Gasser, A. Raste, J. G. Weder, Bertha Linden, D. Goller, E. H. Thomas, J. Hofig.

**1. Letternräthsel.** — Wase, Sase, Lase, Nase, Dase. Wase. — A. Schaub, F. Mahler, W. S. Althouffe, C. A. Ermeling, F. Gasser, F. W. Tellman, A. Raste, L. G. Vandenberg, A. Reinke, J. G. Weder, Bertha Linden, D. Goller, E. H. Thomas, A. Mühlener, F. Lüben, J. Hofig, E. Speicher, Rath. Zimmerman.

**2. Traube, Schraube.** — A. Schaub, F. Mahler, W. S. Althouffe, C. A. Ermeling, F. W. Tellman, A. Raste, L. G. Vandenberg, A. Reinke, J. G. Weder, Bertha Linden, D. Goller, E. H. Thomas, A. Mühlener, F. Lüben, J. Hofig, E. Speicher, E. Homuth, H. Gilert, Rath. Zimmerman.

Allen unseren Lesern ein glückseliges Neues Jahr!







Winterfrenden.





## Winterfreuden.

Von C. A. Paeth.



Bedet gleich die starre Erde  
Noch das Winterkleid,  
Liegen Gartenbeet und Anger  
Leblos und verschneit;

Wiegen Ulm' und Gartenlinde  
Nur ein kahl Geäst',  
Flattern ängstlich Spaz und Ammer  
Um ein ödes Nest;

Glängen statt bethauter Blüthen  
Hier nur Schnee und Eis,  
Und am Busche dort statt Rosen  
Ein bereiftes Reis;

Schallen keine Weidenpfeifen,  
Von der Wiese her,  
Sind auch Rasenbank und Laube  
Unbesucht und leer;

Ist des Sommers Lust und Freude  
Ein verlor'ner Schatz,  
Bietet doch auch selbst der Winter  
Freuden als Ersatz!

Freuden am erwärmten Herde,  
In der Lieben Kreis,  
Die im schönsten Wonnemonat  
Keiner kennt noch weiß.

Und wenn plötzlich uns des Nordens  
Kalter Hauch verläßt,  
Und die zarte Silberdecke  
Schmilzt der laue West.

Wenn die düstern Wolkenschleier  
Sich verziehen und mild,  
Wie sich spiegelnd, blickt die Sonne  
Auf das Schneegefild'.

Dann wird, wie am Frühlingsmorgen,  
Viel zu eng' das Haus;  
Und es geht zum lust'gen Spiele  
O, wie froh hinaus!

Siehst du dann die weißen Ballen?  
Aufgepaßt: Eins! Zwei!! . . . .  
Scheint, daß selbst der Schneemann lächelt:  
„Wär' gern auch dabei!“

Unterdessen rückt in Stille,  
Selbst der Frühling nah',  
Und eh' man es ahnt, sind wieder  
Andre Freuden da!

Schwanden von dir jene Freuden,  
Blieb nicht leer ihr Platz;  
Sei der Freude Werth! So find'st du  
Allezeit Ersatz!

# Ein Licht angezündet vom Herrn.

(Von A. Steen.)

## I.

**H**aft unmittelbar unter dem Schatten des Buckingham-Palastes lagen dicht zusammengebrängt armelige Hütten, zu denen der Besen der Verwüstung, der gewöhnlich als säubernder Pionier vorangeht, um den nachfolgenden Verbesserungen den Weg zu bereiten, noch nicht gedrun-gen war. Wenigstens im Jahre 1860 war er noch nicht an die trübe Stätte gedrungen, von der ich jetzt erzählen möchte. Männer und Frauen, welche das Wort „Häuslichkeit“ kaum dem Namen nach kannten, Knaben und Mädchen, welche in ihrem kurzen Leben mehr von Sünde und Elend gesehen hatten, als Manche in einer langen Lebenszeit, kleine Kinder, welche wenig von den Freuden des Lebens wußten, waren die Bewohner dieses Ortes. Schmutz und Lumpen, Trunkenheit und Zänkereien, überhaupt der Zustand einer ungeheiligten Armuth, waren die traurigen Merkmale desselben.

An einem schönen Septembernachmittag finden wir dort ein zwölfjähriges Mädchen, die als Wärterin einer zweijährigen Stiefschwester mit derselben auf einer Thürschwelle sitzt. Die Kleine theilte nicht das gewöhnliche Aussehen der Kinder in solchen Stadttheilen; sie hatte kein solch' ausgehungertes Gesicht, wodurch die meisten armen kleinen Kinder in dieser Region sich auszeichnen, sondern Baby Nell, (so wurde sie von der jugendlichen Wärterin genannt) sah ganz frisch und wohlgenährt aus; es war ihr anzusehen, daß sie keinen Mangel litt; ja, der lebhafteste, kluge Ausdruck der großen braunen Augen der Kleinen war ganz auffallend, — Baby Nell war fast zu weit voran für ihr Alter.

Jenny, die kleine Wärterin, welche ihren kleinen Liebling fast ausschließlich unter ihrer Obhut hatte, pflegte die Kleine mit unermüdlicher, hingebender Liebe. Während andere Mädchen ihres Alters ausgeschickt wurden, um etwas zu verdienen, hatte Jenny's Vater es zum unumstößlichen Gesetz gemacht, daß sie die kleine Schwester warten solle, bis diese sich selbst helfen könne, und ob auch Baby Nell's eigene Mutter brummte, daß ein zwölfjähriges Mädchen immer um sie herumlungere und mit einem Kinde, das ganz gut allein fertig werden könne, die Zeit verändele, blieb es doch einfach dabei. Jenny war und blieb die Wärterin, und verwaltete das ihr anvertraute Amt mit großer Freude und gärtlichster Liebe. War doch der kleine Liebling für sie wie lieblicher Sonnenschein in ihrem düstern Leben! Der Vater, wenn auch nicht wie die Mutter, dem Trunke ergeben, sondern ein ehrbarer, fleißiger Mann, zeigte seiner ältesten Tochter wenig Liebe. Das harte, schwere Leben, das er jahrelang geführt, hatte seinen Charakter verbittert und ihn wortkarg gemacht. Der Verlust seiner ersten Frau, der Mutter Jenny's, war ein schwerer Schlag für ihn gewesen; er hatte in ihr eine so gute Frau verloren. Auch einige Kinder hatte er zu Grabe tragen müssen, und, was fast das Schwerste sein mochte, bald nach seiner zweiten Heirath hatte der arme Mann entdeckt, daß er einen Fehlgriß gethan, daß diese Frau eine selbstgültige, gleichgültige Person und dem Trunk ergeben sei. Den ganzen Tag war er draußen, Wind und Wetter, Regen, Sonnenhitze und Frost preisgegeben. Auf seinem Rutscherbock — denn Ernst war ein Droschkenträger —

wurde er oft bis auf die Haut durchnäßt, vor Kälte so erstarrt, daß die Zügel seinen Händen fast entfielen, und dann wartete seiner nach vollbrachtem Tagewerk kein gemüthliches Heim, kein glückliches Familienleben, sondern leider fand er seine Frau oft in trunkenem Zustande und seinen Haushalt in Schmutz und Unordnung verkommen. Das Anschaffen neuer Sachen half Nichts, denn Alles und Jedes wurde von der unnützen Frau zum Tröbder gebracht und zum Brantwein trinken benutzt.

Durch solche trübe Lebenserfahrungen war Ernst in ein düsternes, schweigsames Wesen verfallen, und wenn man ihm auch zu Ehren nachsagen mußte, daß er ohne Murren und Zanken sein trauriges Loos trug, so fehlte es ihm doch auch an aller Energie, sich herauszureißen. Still und stumpf ging er seines Weges, nur mit der Aussicht, daß eines Tages der Tod ihm die Zügel aus der Hand nehmen werde, und daß das stille Grab ihn Ruhe finden lassen möge. Manchmal in der strengen Kälte schien es ihm, als ob der Lebenskampf bald zu Ende sein müsse, und wenn auch dabei dann und wann ein Gedanke an das Jenseits in ihm auftauchte, fühlte der arme Mann gar wohl, daß ihm trotz aller Armseligkeit seines Lebens dennoch die Todesgedanken nicht lieb waren.

Seine verstorbene Frau war zwar nur ein armes unwissendes Weib gewesen, aber durchdrungen von dem Geist und Sinn Christi eine wirkliche Jüngerin des Herrn, und mit welch' fetiger Gewißheit hatte sie auf ihrem Sterbebette von ihrem Hingang zu dem Herrn Jesu, gesprochen! Dunkle Erinnerungen waren ihm wohl auch noch geblieben von seiner Kindheit, wo seine fromme Mutter ihn beten gelehrt und ihn mit in das Haus Gottes genommen, aber weiter war es auch nicht mit ihm gekommen.

Wenn seine verstorbene Frau ihn ermahnt hatte, auch dem Herrn zu dienen, meinte er für einen Mann, der Tag für Tag mit schwerer Arbeit um's tägliche Brod schaffen müsse, passe ihre Religion nicht; ihre Worte und ihr Vorlesen waren, trotz seiner herzlichen Liebe zu ihr, ins eine Ohr hinein-, zum andern wieder hinausgegangen. Ihren dringenden Bitten, doch die Sonntagsarbeit aufzugeben, hatte er kein Gehör geschenkt, und doch hatte er dem Christenthum, das seine Frau so zufrieden und glücklich im Leben, so freudig im Tode gemacht, seine Achtung nicht versagen können, hatte sich gefreut, eine so liebe Christin seine Frau nennen zu dürfen. Ach, wie stand's mit ihm um Zufriedenheit und Glück, um die Aussicht auf ein Hinscheiden in Frieden! Wie manchmal blickte er des Abends trostlos hinauf in den finstern Nachthimmel; denn war's nicht in seinem Herzen eben so finstere Nacht? Und doch, wenn der arme Mann seinen Gedanken den Lauf ließ und manchmal so trübe und trostlos gestimmt war, erwachte in ihm ein Verlangen, ein Sehnen nach dem lebendigen Gott. Durch die Nacht seines Lebens und Herzens ertönte der Seufzer: „Güter, ist die Nacht schier hin? Güter, ist die Nacht schier hin?“ Aber, wo sollte er Den finden, nach dem seine Seele verlangte? Er wußte es selbst nicht, und weder seine jetzige Frau noch Jenny wußten etwas von Gott.

Jenny war eben so unwissend, wie ihr Vater, und sie dachte und fragte auch nicht weiter. Man hätte sie eben so gut für ein



Heidenthümern halten können. Der Name „Gott“ war ihr zwar kein fremder, aber nur als ein Hauptwort in dem Wörterbuch eines Gluckers war der heilige Name ihr in so schrecklicher Weise bekannt und geläufig geworden. Schon als dreijähriges Kind hatte sie die Mutter verloren—welch ein Verlust! Wie würde die fromme Mutter sie gelehrt haben, ihre Hände zum Gebet zu falten, wie würde sie versucht haben, den Namen Jesu, des Kinderfreundes, ihr lieb und theuer zu machen und denselben in kindlicher Liebe und heiliger Ehrfurcht auszusprechen, statt wie jetzt, ihn zu mißbrauchen! Auch ihrem Aeußern nach unterschied sich Jenny durchaus nicht von den verwahrlosten Mädchen ihres Alters; zerlumpt und schmutzig, mit wild herumhängendem Haar, ging sie umher. Man hätte sie nicht schön nennen können, auch wenn sie rein und ordentlich gewesen wäre, aber dem genauen Beobachter konnte ein gewisses Etwas in ihrem Gesicht und Blick nicht entgehen, welches deutlich verrieth, daß in dem Kinde etwas Besonderes stecke, daß sie fähig sein würde, Großes zu thun und zu dulden, und festen Schrittes, furchtlos, den Weg zu betreten und zu gehen, den sie als den rechten kennen gelernt.

Doch wir kehren jetzt zurück zu Jenny, wo wir sie beim Beginn unserer Geschichte gefunden haben, nemlich dorthin, wo sie mit ihrem kleinen Liebling auf der Thürschwelle sitzt. Soeben hatte sie die kleine, heute schon zum zweiten Male, gewaschen, und ihr eine reine Schürze vorgebunden. Sonderbar! Während es ihr zu viel Mühe machte, sich selbst zu waschen und zu kämmen, war es ihre Lust und ihr Stolz, das Schwesterchen rein und sauber zu halten. Sie wusch und flichte die Kleider und Schürzen derselben, ja, nähte ihr zuweilen eine neue Schürze, und wenn auch die kleine Wärterin ihren ganz besonderen Schnitt hatte, gerade nicht nach der neuesten Mode, und wenn auch eine gewöhnliche Nätherin beim Anblick solcher Arbeit ohne Zweifel gehörig ihre Rachmuskeln in Bewegung gesetzt hätte, so freute sich doch die kleine Wärterin, wenn sie ein solches Meisterstück ihrer Nähkunst abgelegt hatte und dem Liebling die neue Schürze vorbinden konnte, die noch oben drein von ihrem eigenen ersparten Gelde gekauft war. Tag für Tag nemlich, wenn sie dem Vater seinen Kaffee nach dem Halteplatz brachte, nahm sie im Vorbeigehen auch für einen andern Droschkentritscher aus seinem Hause den Kaffee mit und erhielt dafür täglich einen Penny. Diesen kleinen Verdienst durfte sie nach des Vaters Bestimmung für sich behalten.

Es war an einem Septembernachmittag, fast Zeit zum Kaffee, als die Stiefmutter, die heute einen halben Tag zum Reinmachen ausgelesen war, zurückkam, ziemlich nüchtern, und bald den Kaffee fertig hatte. „Nun, Jenny,“ rief sie endlich, „bring Nell's her und geh fort mit dem Kaffee. Sage dem Vater, daß er dir einen Schilling für Kohlen mitgebe, die letzten sind aus dem Herd, und wenn er fort sein sollte, so warte bis er zurückkommt.“

Zögernd brachte Jenny ihren Liebling. „Ich möchte sie gern mitnehmen, sie sieht so niedlich aus, und ich könnte ganz gut die beiden Kaffeetöpfe und sie tragen,“ meinte sie.

„Dummes Zeug! Unsinn! Mach, daß du fortkommst! Wirklich, es wäre am besten, man bände dir das Kind um den Hals!“ war die kurze Antwort.

„Ja, das möchte ich,“ lachte Jenny, ungeachtet des barschen Tones der Mutter. „Ich hoffe, das Feuer wird nicht ganz ausgehen, ehe wir Kohlen haben. Ich will nachher Baby Nell's Kleidchen und Rock waschen. Komm her, du kleiner Herzbub, und gib mir zum Abschied einen Kuß. Ich komme so bald wieder wie ich nur kann,“ mit diesen Worten lief Jen-

ny fort. Ach, das arme Mädchen ahnte nicht, daß sie soeben den letzten Kuß, das letzte Wort von ihrem Liebling erhalten!

Am Halteplatz mit ihren Kaffeetöpfen angekommen, hörte Jenny von Fink, dem andern Droschkentritscher, daß ihr Vater auf einer langen Fahrt nach der Regentstraße, (einer wunderschönen Straße in der Weltstadt London) begriffen sei, und da sie nicht ohne den Schilling für Kohlen heimkehren durfte, war sie nothwendig zum Warten gezwungen. Da sie jetzt Baby Nell wohlversorgt glaubte, war ihr das Warten eben nicht unangenehm, es war vielmehr eine Freude, bei diesem schönen Wetter draußen zu stehen und die zahllosen prächtigen Wagen in den Hyde Park aus- und einfahren zu sehen und die schön gekleideten Spaziergänger zu bewundern. Daneben war Fink ein gar lustiger, drolliger Mann, der sie durch sein Erzählen beständig ins Lachen brachte.

Als aber der Vater gar zu lange ausblieb, ging dem Mädchen doch endlich die Geduld aus. Sie gedachte ihres ihr anvertrauten Liebblings, ging ruhelos auf und ab, und sagte: „Wenn doch der Vater käme, sein Kaffee wird so kalt wie das Wasser im Fluß!“ und fügte dann beim Anblick eines zerlumpten Buben barsch hinzu: „Mach, daß du fort kommst, John! Du weißt, ich habe noch ein Hühnchen mit dir zu rupfen, weil du neulich Baby Nell so erschreckt hast! Es ist dein Glück, daß du sie nicht getroffen hast!“

„Nun höre wenigstens erst, was für Nachricht ich dir zu bringen habe: deine Puppe, dein Liebling, ist fast tödtlich verbrannt und nach dem Krankenhaus gebracht,“ antwortete der rohe Bube kalt.

„Du junger Sünder, ich sage dir noch einmal, packe dich!“ „Eine seiner gewöhnlichen Lügen, Herr Fink, es ist nicht das erste Mal, daß der Spitzbube mir solchen Schrecken mit seinen Lügen über Baby Nell eingejagt hat!“

„Aber es ist keine Lüge, du wirst schon selbst sehen,“ sagte der kleine schmutzige Bursche, und lief davon.

Obgleich Jenny den Worten nicht den geringsten Glauben schenkte, schauerte sie doch bei dem Gedanken an die Möglichkeit der Wahrheit derselben. Auf keinen Fall konnte sie hier länger stehen; sie mußte nach Hause eilen, um nachzusehen, und wenn sie der Mutter Alles auseinandergelegt, könnte sie ja wieder zurückkehren, um den Schilling zu holen und Baby Nell mitzunehmen. Sie gab also Fink den Kaffee für den Vater und eilte nach Hause. Als sie am Krankenhaus vorbeiging, konnte sie nicht umhin, auf einer Stufe vor der Thür desselben stehen zu bleiben, und unwillkürlich zu lauschen auf Töne und Worte, die vielleicht die Aussage des Knaben bestätigten, aber im nächsten Augenblick schon schalt sie sich selbst, daß sie einer so boshaften Geschichte so viel Beachtung würdige.

Es fehlt gewöhnlich nicht an Unglücksboten, auch jetzt nicht, und ehe Jenny ihre Wohnung erreicht hatte, begegnete ihr eine Kinderchar, aus deren Munde die schrecklichen Worte des Knaben, welche sie bis dahin nur als bloße Erfindung angesehen, wiederhallten: „Dein Baby ist tödtlich verbrannt!“

Einer Wandsäule ähnlich, todtensatt und unbeweglich, stand Jenny einen Augenblick, wie vom Blitzstrahl getroffen da; sie versuchte zu sprechen, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, bis sie endlich nach einem krampfhaften Versuch die Worte herausstieß: „Nein das ist nicht wahr! Der John hat euch das vorgelogen, ihr jungen Spitzbuben! Packt euch allzusammen, oder“ — — — und sie schlug nach Rechts und Links wie ein in Wuth gebrachtes Thier, so daß das kleine Volk erschreckt davon lief, und die Lumpen ihnen um die schmutzigen Beine

flatterten. Jenny aber eilte ihnen nach, ihrer Hütte zu, als sie aber die Thür aufmachte, wankten ihre Schritte. Bis dahin hatte sie noch gehofft, Baby Nell würde ihr, wie gewöhnlich, entgegentreppeln — statt dessen war es drinnen todenstill, und das arme Mädchen mußte die Thürklinke ergreifen, um nicht ohnmächtig niederzusenken. Am Herd lag etwas Wäsche, kleine Lappen Kattun und ein Stück eines so bekannten kleinen Unterrocks. Jenny taumelte hin, als sie sich aber niederbückte, um die Sachen aufzuheben, fiel sie bewußtlos auf die Lieberbleihel, die statt ihres Lieblings ihr zurückgelassen waren.

Endlich drang dem ohnmächtigen armen Mädchen wie aus weiter Ferne, aus Nebel und Dunkelheit, eine Stimme ins Ohr. „Wird sie nie aus dieser Ohnmacht wieder erwachen? Komm, komm, Jenny, steh auf, mein Mädchen! Sollte dein Vater seine beiden Kinder auf einmal verlieren?“ so sprach eine tiefe Stimme, und diese Stimme, begleitet von einem starken Rütteln der Ohnmächtigen, halsen den Nebel vertreiben. Jenny öffnete langsam die Augen und sah das öde Zimmer erleuchtet im Puhurschein der untergehenden Sonne.

Zu einer Nachbarin, die mit einem Waschbecken neben der Ohnmächtigen stand und fleißig das Gesicht derselben benetzt hatte, schaute Jenny mit tiefem Schmerz empor, unfähig, die Fragen über ihre Lippen zu bringen, die ihr Herz bewegten.

„Nun, Jenny, gräme dich nicht zu sehr, sei ein gutes Mädchen! Es ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht ändern, es ist schade,“ sagte die Frau, auf ihre Weise tröstend.

„O,“ rief Jenny endlich aus, mit beiden Händen sich an das Kleid der Frau klammernd, „es ist wirklich wahr?“

„Es ist wahr, und Baby Nell ist sehr schlimm, aber sie lebt noch, und wer weiß, vielleicht kommt sie noch durch.“

„O ja, sie wird durchkommen!“ rief Jenny in heftiger Aufregung, und der Hoffnungsstrahl erschütterte sie so, daß Thränen ihren Augen entstürzten, und unter Thränen und Schluchzen die Eisrinde ihres Herzens zu zerschmelzen schien. Sogar die Frau, obgleich roh und hart, war tief bewegt beim Anblick des überwältigenden Schmerzes des armen Mädchens; ja, sie streichelte freundlich das verworrene, struppige Haar der Weinenden und sagte theilnehmend: „Du hast immer so viel von der Kleinen gehalten, Jenny!“

„O,“ schluchzte diese, „ich kann ohne sie nicht leben. Ich sterbe, wenn sie nicht wieder besser wird!“

„Das wirst du nicht,“ erwiderte die Nachbarin, „und wenn statt einem Baby auch ihrer sechs vor deinen Augen verbrannten, das würde dir den Tod nicht bringen. Es ist nicht so leicht, ins Gras zu beißen, nur weiß Andere es thun.“

„O, bitte,“ fuhr Jenny, der diese Versicherung keinen Trost gewährte, fort, „sagt mir doch, wie es zugegangen!“

„Nun, als du fortgegangen warst mit dem Kaffee deines Vaters, ging deine Mutter um die Ecke, um sich Brantwein zu holen, und überließ Baby Nell sich selbst. Später hörte ich ein fürchterliches Geschrei, welches gar nicht aufhören wollte. Ich dachte nicht anders, als daß deine Mutter das Kind so unbarbarisch schlug, ließ hinüber, und — Welch ein Anblick, da steht das arme kleine Wesen wie ein feuriger Ofen! Ich trat mutig herzu und erstickte, so gut es ging, die Flammen in meinem wollenen Rock, zog der Kleinen die brennenden Fesseln ab, wickelte sie in mein Kleid und lief wie toll mit ihr zum Krankenhause. Als ich mit dem Kinde fort war, ist deine Mutter zurück gekommen — die abschauliche Person!“

Jenny's einzige Antwort war ein leises Nicken.

„Laß den Muth nicht sinken, mein Mädchen, laß dein Herz nicht brechen wegen eines kleinen Kindes, obgleich Nell ein

niedliches kleines Ding war, das muß ich sagen. Aber sollte sie sterben, so denke nur, daß es ein guter Tausch für sie ist, eine Welt, wie diese, zu verlassen, und ich kenne eine Anzahl kleiner Kinder, denen es zu gönnen wäre, wenn der Tod sie hinnehme.“ Mit diesen Worten ging die Nachbarin mit großem Selbstgefühl und innerer Selbstzufriedenheit über die Rolle, welche sie in diesem Trauerspiel eingenommen, fort.

Noch einige Minuten saß Jenny da in stummem Schmerze, dann erhob sie sich plötzlich, um nach dem Krankenhause zu eilen. Aber kaum war sie einige Schritte gegangen, als es ihr plötzlich einfiel, wie sie aussah, und daß der Portier ein so unordentlich aussehendes Mädchen kaum eines Blickes oder Wortes würdigen, viel weniger ihr den Eintritt erlauben werde. Sie ging deshalb zurück, wusch Gesicht und Hände und ordnete das Haar, so gut sie konnte. Das war aber auch Alles; ein reines Kleid hätte sie nicht anziehen können, weil sie an Kleidung weiter nichts besaß, als was sie um und an hatte. Daß es so armelig mit ihrer Kleidung bestellt war, war freilich weder des Vaters Schuld, noch die des Kindes selbst.

Ernst verdiente gut und verbrauchte wenig, hätte also seine kleine Familie hinlänglich, ja reichlich, versorgen können, und er hatte auch manchmal Jenny nette, warme Sachen mitgebracht, aber bei der ersten Gelegenheit hatte die Stiefmutter Alles weggenommen, um Brantwein dafür zu kaufen, und da Jenny wiederholt gesehen, daß sie ihre Sachen nicht vor der Mutter schützen könne, und die heftigen Auftritte zwischen Vater und Mutter fürchtete, hatte sie eines Tages den Vater gebeten, ihr nichts Neues wieder zu kaufen, ein Anzug sei genug; wenn ihr Zeug schmutzig sei, wolle sie ein Stück nach dem andern waschen. Das Mädchen war also nicht zu tadeln wegen ihrer armseligen Kleidung.

Nachdem sie sich also gewaschen und gekämmt und ordentlich gemacht hatte, begab sie sich wieder auf den Weg, dem Krankenhause zu; welche Aufnahme ihrer dort warte, daran wagte sie nicht zu denken. Endlich stand sie auf der Schwelle der Eingangsthür, und alle Scheu mit Gewalt niederkämpfend, klingelte sie laut. Der Portier erschien, und mit zitternder Stimme, so gar verschieden von ihrem gewöhnlichen faden Wesen, fing sie an: „Entschuldigen Sie, mein Herr, heute Nachmittag ist hier ein kleines Kind hergebracht, welches schlimme Brandwunden hat. O, bitte, darf ich sie nicht eben sehen, nur für eine Minute, bitte, bitte!“

„Du sie sehen? Sie wird jetzt unter Doktors Händen sein, und sogar die eigene Mutter würde jetzt nicht zu ihr gelassen werden, viel weniger dann du. Es gibt bestimmte Besuchstage, und du kannst deine Mutter bitten, dich mitzunehmen, wenn sie kommt. Wer bist du?“ war die Antwort.

„Bitte, mein Herr, ich bin Jenny Ernst, und es ist unsere Baby Nell, welche hierhergebracht wurde, und bitte, mein Herr, ich bin ihre Schwester.“

„Schon gut. Jetzt geh nach Hause, und du kannst wegen der Kleinen ganz ruhig sein. Sie wird aufs Beste gepflegt, und du kannst deine Mutter bitten, daß sie dich morgen mitbringt,“ hieß es.

Unverrückt hatte Jenny den ängstlich bittenden Blick auf den Portier gerichtet; ihre ganze Seele lag in diesem flehenden Blick, aber der Mann merkte es nicht. Er war so gewohnt an traurige, ängstliche Gesichter, daß er selten an die Herzensangst dachte, welche sie darstellten; deshalb bewegten ihn Jenny's flehenden Züge nicht im mindesten. Er mochte sie vielmehr für ein lästiges, zudringliches Kind halten, als sie abermals sich aufs Bitten legte, und antwortete kurz: „Jetzt geh, Mäd-



den, geh, lungere nicht länger herum, sondern thue, wie ich dir gesagt habe."

Damit wandte er sich ab, aber nicht so Jenny. Wie hätte sie das können, da Baby Nell vielleicht nur wenige Schritte von ihr lag, vielleicht nach ihr weinend, denn sie war dem kleinen Schwesterchen ja mehr, als die eigene Mutter.—

Nachdem sie einige Minuten bewegungslos gestanden, wo der Portier sie verlassen, Alles um sich vergehend, nur nicht ihre große Traurigkeit, wurde sie aufgeschreckt durch eine rauhe Stimme, die sie anredete: „Nun, was hast du da verloren? Komm und geh deines Weges!“ Mädchen wie Jenny fanden

keine Gnade vor den Augen der Polizeidiener, da sie leider nur zu bekannt waren wegen ihrer Geschicklichkeit und Schlaueit zum Ausführen böser Streiche. Obgleich Jenny in dieser Hinsicht unschuldig war, so sagte ihr doch ein inneres Gefühl, daß sie zu der verdächtigen Klasse gehöre. Ein Polizeidiener war ihr immer eine unheimliche Persönlichkeit gewesen, der sie am liebsten weit aus dem Wege gegangen; kein Wunder daher, daß sie bei der unerwarteten Begrüßung heftig zu zittern anfang. Im Nu huschte sie, wie eine ertappte Verbrecherin, die Stufen hinunter und eilte mit fliegenden Schritten, wie ein jagtes Wild, dem Halteplatze zu. (Fortf. folgt.)

## R a k t e e n .

Von J. Jauch.

Da stehen sie gleichsam als gewaltige Riesen ihres höchst originellen und merkwürdigen Geschlechts der Raktuspflanzen, und schauen ernst und düster auf die wilde Landgegend umher.

Rakteen sind eine Pflanzengattung, die hauptsächlich Amerika angehört. Nur einige Arten derselben kommen auch in Indien und im Kaplande vor. Namentlich ist Mexiko der Centralpunkt ihrer Verbreitung. Als einzigartige Pflanze allen übrigen Zierpflanzen gegenüber, hat sich der Raktus schon seit mehreren Jahren auch hier im Norden als Topfgewächs einheimisch gemacht. Aber ein Greisenhaupt, wie sie dastehen, fast gleich den ausgegrabenen Ruinenfäulen von Pompeji, ja um die zu sehen, muß man ihren eigentlichen Standort in ihrem Heimathlande auffuchen. Man sieht auch schon, daß es sich hier um tüchtige Größen handelt. Der Greisenraktus (*Cereus senilis*) gehört einer besonderen Gattung der Rakteen, nemlich den Fackelbäulen an. Im Ganzen gibt es vierbis fünfhundert Arten dieser merkwürdigen Pflanzengattung. Viele dieser erwähnten Gattung erheben sich zu einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß, meist astlos, zuweilen aber auch auf die seltsamste Weise verzweigt, so daß sie mit riesigen Candelabern die größte Ähnlichkeit haben. Bei vielen Arten ist der Stamm nur dünn, und kann sich deshalb nicht steif und gerade in die Höhe richten, sondern windet sich schlangenähnlich auf der Erde fort oder klettert an Bäumen empor.

Die meisten der Magazinleser werden auch gewiß unter allen Raktusarten keine weitere Nützbarkeit als eben ihre Einzigartigkeit als Zierpflanze, und die Blütenpracht derselben an ihnen suchen. Und dennoch, wie fremd es auch klingen mag, liefern einige wirklich brauchbares Holz. In den Chleüwüsten liefern besonders die säulenartigen Rakteen nicht allein das einzige Brennmaterial, sondern auch das Bauholz zu

Thüren und dergleichen; letzteres umsomehr, da dasselbe fast unverweslich ist. Die Pitahaya in Südostcalifornien

erreicht eine Höhe von sechzig und einen Umfang von sechs Fuß. Der Mexikaner nennt diese Art wegen ihrer säulenartigen Gestalt auch Orgelpfeifen. Die erwähnten Riesen liefern eine Frucht, die den Indianern eine Lieblings Speise ist, welche auch einen Shrup daraus zu gewinnen verstehen.

Eine merkwürdige Art der Fackelbäulen ist die Königin der Nacht, wie sie von den Gärtnern genannt wird. Sie ist, was die Blüthe betrifft, wohl die schönste der hier kultivirten Rakteen. Das sonstige Aussehen der Pflanze ist unschön; dürr und trocken sehen die Stengel aus, überall sind sie mit Knoten und Höckern besetzt, und winden sich wie großes, giftiges Gewürm zwischen den



Greisenraktus (*Cereus senilis*).

andern Raktusformen hindurch. Aber wie reichlich entschädigt uns die Blüthe für die Unschönheit der übrigen Theile der Pflanze. Die Blume ist wohl einen Fuß lang und sechs bis sieben Zoll im Durchmesser. Die Kelchspitzen sind orangengelb, die Blumenblätter blendend weiß. Ein angenehmer Vanilladuft geht von der Blume aus. In stiller Nacht entfaltet sie sich, und strahlt einer Sonne gleich, während sich in den Staubfäden ein wunderbares Spiel und Bewegen regt, als wollten sie zu einem höhern, thierischen Leben hinanstreben. Leider aber dauert diese Pracht nur bis ungefähr neun oder zehn Uhr Vormittags; da sinkt die Blume zusammen, um sich nie wieder zu öffnen. Welch ein treffliches Bild von der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens.

Eine andere Gattung wird von den Botanikern die Mammalaria genannt. Diese zeichnet sich durch ihre kugelige Gestalt aus und ist ringsum mit Wargen und Stacheln bedeckt. Ihre Schönheit wird ihnen erst durch eine Menge der herrlichsten purpurrothen Blüten verliehen, welche sich zu



ihrer Zeit überall auf der unförmlichen, graugrünen Masse entfallen.

Eine andere Gattung, die Melonenkakteen, hat ihren Namen von ihrer Melonenform; sie sind auch kugelförmig, aber statt Warzen haben sie hervorstehende Ranten und Furchen. Sie sind viel größer als die Mammilarien, ja einige bilden Kugeln, welche den Vorübergehenden bis an die Hüften reichen. Rings um sie stehen gewöhnlich eine ganze Menge kleiner, ihnen ähnlicher Kugeln, ihre junge Nachkommenschaft, so daß sie wie alte Gluckhennen in der Mitte ihrer Kucklein erscheinen. Auch nicht unähnlich sind sie mit solchem Nachwuchs den Seeanemonen, jenen lebendigen Seeblumen, wenn dieselben ihre Zungen zu ihrer Mundöffnung oben hervortreten lassen. Die Blüthen sind sehr klein und stehen nicht über die

auch in Spanien. Man pflanzt nemlich eine große Menge Opuntiakakteen und setzt auf jede einige Thierchen. Diese saugen sich bald fest und verlassen ihren Platz nicht wieder. Ihre Vermehrung ist eine sehr große, und in kurzer Zeit ist die ganze Pflanze mit diesen Thierchen besetzt. Die ausgewachsenen werden dann behutsam mit einer Feder von der Pflanze abgekehrt, gesammelt, durch Hitze getödtet und getrocknet. Bei Lebzeiten sondern diese Schildläuse einen weißen Puder ab, welcher die Pflanzen überzieht, so daß sie ganz das Aussehen haben, als seien sie mit Mehlthau befallen. Man rechnet, daß zu einem Pfunde Karminfarbe siebenzig Tausend dieser Thierchen erforderlich sind, und früher wurden jährlich gegen achthundertundachtzig Tausend Pfund allein in Europa eingeführt. Wer von den Lesern Lust hat, mag es ausrechnen, wie viel



ganze Kugel verbreitet, sondern auf einem dornigen und behaarten Cylinder, welcher sich über die Kugel erhebt. Wieder eine andere Gattung ist der Igelkaktus, mit den zweitgenannten verwandt. Bei einigen Arten aber geht die Gestalt des Stammes aus der Kugelform in die Säulenform über, indem er sich etwas verlängert. Die Blüthen erscheinen auf dem oberen Theil des Stammes.

Von besonderer Wichtigkeit ist aber die Gattung *Opuntia* oder Feigenbistel. Der Stamm derselben besteht aus zusammengebrückten, kuchenförmigen Gliedern. Eine Gattung derselben führt den Namen *Cochinillen-Feigenbisteln*. Auf ihr wächst eine Art Schildlaus, die *Cochinille*. Von diesen Thieren kommt die für die Maler so nöthige und kostbare Farbe, welche man Karmin nennt, her. Wegen der Kostbarkeit dieser karminrothen Farbe wird besagte Feigenbistel sammt der *Cochinille* gezüchtet, besonders in Mexiko und

Thierchen das sind. Der Karmin ist in sehr großer Menge in einem solchen Thierchen vorhanden. Eine *Cochinille* in einem Weinglas voll Wasser aufgelöst, färbt den ganzen Inhalt tiefroth.

Schließlich sei nur noch der Gattung *Schlängenkaktus*, welcher sich in seinen verschiedenen Arten schmarokend auf Bäumen emporstreichend, wie ein Strich mit andern verschlingt, erwähnt. Merkwürdig ist bei der sämtlichen Familie, daß trotzdem sie die dürrsten Gegenden bewohnt, wo keine andere Pflanze gedeihen könnte, einen Vorrath von Saft in sich aufnehmen, daß sie oft dem verschmachtenden Reisenden zu einer Quelle in der Wüste werden.

Eine tropische Landschaft mit Kaktuspflanzen bietet einen etwas düstern Anblick. Das Bewegliche der Zweige anderer Pflanzen, das lebhaft Grün derselben geht da gänzlich ab, und wird durch die herrliche Blumenpracht der Kakteen diese Lebendigkeit anderer Gewächse kaum ersetzt.



## Ernstes und Heiteres.

## Aus dem Leben eines alten evangelischen Weispredigers.

## VI.

Nun will ich auch noch etliche heitere Stücke erzählen, die sich auf den im vorigen Capitel erwähnten Bezirken zugegetragen haben. Einmal habe ich Einen curirt vom „krummen Prügel“ schmeißen. Der hat nemlich in seinem Gebet als „geprügelt.“ Dumm war er nicht, aber ein heilloser Schelm. Ich hörte öfters Klagen über ihn, daß er in seinen Gebeten auf Andere anspiele, z. B.: „Herr, du weißt ja, die mein Brod essen, die treten mich mit Füßen.“ Ich dachte: Wart Schelm! wenn ich dich 'mal so beten höre, will ich dir's zeigen. — Nichtig, eines Sonntags Nachmittags, bei einer verlängerten Versammlung betete er und machte gerade dieselben Ausdrücke, wie oben erwähnt. Also, denke ich, diesmal kriegt du's. Nach dem Beschluß des Gottesdienstes ging ich mit ihm heim. Auf dem Weg nach seiner Wohnung nahm ich Halt an seinem Arm und sagte: „Bruder, erkläre mir doch einmal, was das meint: „Der dein Brod isst, der tritt dich mit mit Füßen.“ — „Nun,“ entgegnete er, „das ist doch mein Brod, was du predigst, nicht wahr?“ — „Allerdings ist es auch dein Brod.“ — „Nun, das essen doch die Andern auch, und doch treten sie mich die ganze Zeit mit Füßen, indem sie über mich losziehen und schelten.“ — „So, und das mußt du auf solche Weise in deinem Gebet vorbringen?“ — „Darf man nicht mehr beten, wie man will? Wenn ich das nicht mehr darf, dann gebe ich es ganz auf!“ — „Bruder, dir will ich etwas sagen, wenn du nur beten willst, um „krumme Prügel“ zu werfen, dann gibst du's besser auf.“ — „Du wirfst mich so bald nicht mehr beten hören.“ — „Gut, wenn du nicht recht beten kannst, dann verlange ich dich gar nicht zu hören.“ — Mittlerweile hatten wir seine Wohnung erreicht. Ich ließ mirs an seinem Tische schmecken. Er aber setzte sich gar nicht hin, da er ganz aufgeregt war. Als die Zeit kam, in den Abendgottesdienst zu gehen, frug ich ihn, ob er mit wolle. „Du wirfst mich so bald nicht mehr in der Kirche sehen,“ war seine Antwort. — „Du besser gehst,“ sagte ich, „und fängst einmal an recht zu beten; bitte Gott um Gnade und Vergebung.“ Nichts, er schweigt und geht nicht mit. Als ich den Abendgottesdienst eröffnete hatte — wer kommt da auf einmal in die Kirche herein? Mein guter Prügel-Bruder. Er setzt sich auf die vorderste Bank neben der Kanzel. Hast deine Meinung bald geändert, das ist recht, dachte ich. Aenderung ist der Weg zum Leben. Und (was du nicht sagst) nach der Predigt ist er der Allererste, der betet, und zwar so, wie er in seinem Leben zuvor scheint's noch nie gebetet hatte; bußfertig und mit Thränen hielt er an um Gnade und Barmherzigkeit und könnt's auch denken, das war das Letzte vom Prügel werfen, und er gab dann obendrein noch vierzig Dollars Missionsgeld. — Ja, Gott und die Prediger (und die Ebitoren. — Ebr.) haben's eben mit allerlei Leuten, zuweilen mit recht wunderlichen, zu thun.

Will da gleich noch einen Streich, und zwar einen Teufelsreich, erzählen. Eben war ich daran, Abschied zu nehmen an den verschiedenen Bestellungen, denn meine Zeit war aus. Und so hatte ich da eines Abends an einer gewissen Kirche auf dem Lande auch meine letzte Predigt gehalten; und wie das so geht, standen die Leute nach dem Schluß des Gottesdienstes noch ein wenig um mich her, hatten noch Dies und

Das zu sagen, während Eins nach dem Andern mir die Abschiedshand reichte. Da war denn auch ein guter alter Bruder, der stand ein wenig hinter den Andern zurück und wartete auch auf eine Gelegenheit, mir die Hand zu geben. Es ging indessen ein Bischen lang, bis er beikommen konnte; endlich kommt er, macht's kurz, reicht mir die Hand, drückt mir einen Dollar hinein, wünscht mir Gottes Segen und geht. Natürlich war ich erfreut über die Liebe und Freundschaft, hatte mich schon bedankt und auch ihm Gottes Segen gewünscht und dachte, es sei Alles recht. Aber nicht so. Das Beste (?) kommt noch. Am andern Morgen in aller Früh erscheint mein alter Bruder in meinem Quartier; läuft's nicht, so gilt's nicht. Er fragt schon draußen den Hausherrn, ob ich noch da sei, denn er mußte, daß ich früh abreisen wollte. Ich dachte, als ich ihn so eifrig reden hörte: Nun, was hat es da wohl gegeben, muß etwas vorgefallen sein. Er kommt herein geeilt, wischt sich den Schweiß von der Stirn und fängt an: „Aber Bruder! Dir muß ich einmal erzählen, wie mir's gegangen ist. Die ganze Nacht habe ich nicht schlafen können. Guck, der Teufel hat mir gestern Abend 'mal einen Streich gespielt. Will dir's nur grad sagen. Ich hab' fünf Dollars in der Hand gehabt, die wollte ich dir geben, aber da ich so lange keine Gelegenheit bekam mit dir zu sprechen, so kam mir's gerade vor, als nähmest du mich nicht so viel in Acht, wie die Andern, die um dich standen. So hat mir dann der Teufel gesagt: Jetzt gibst ihm auch die fünf Dollars nicht, du gibst ihm bloß ein e n. Und so that ich. Sieh'! und das hat mich die ganze Nacht verfolgt, gleich einem Gespenst, daß ich kein Auge voll schlafen konnte. Und so habe ich mir vorgenommen diesen Morgen in aller Frühe zu dir zu kommen, die Sache zu sagen und dir die fünf Dollars zu bringen — da, nimm sie jetzt.“ — „Bruder,“ entgegnete ich, „du bist mir ja nichts schuldig, ich habe auch nichts von dir erwartet, nicht einmal einen Dollar, viel weniger fünf.“ — „Das macht jetzt alles nichts aus, ich habe dir's aber geben wollen.“ — „Dann mußt du aber den einen Dollar wieder zurücknehmen, sonst hätte ich ja jetzt's e h s.“ — „Nichts! nichts! den sollst du jetzt auch behalten, einfach weil mir der Teufel den „Streich“ gespielt hat, so will ich ihm nun auch einen spielen und ihn wissen lassen, daß er dies Mal an den Unrechten kam und nicht klug genug für mich war.“ — „Ja nun, wenn das so ist.“ Solche „Teufelsstreich“ läßt man sich schon gefallen. (Sollten's meinen. — Ebr.) Meinetwegen mag er mir dergleichen noch mehr spielen. Er hat sich aber unterdessen davor gehütet.

Nicht weit von dort wohnte eine Familie, die hat der „Alte“ besser meistern können. Es waren zwei alte Deutchen, Mann und Frau. Sie waren reich in der Welt, hatten viele Güter, aber keine Kinder. Beide waren ganz abgeschafft, krumm und gebückt, aber sie gönnten sich selbst nichts Gutes — nicht einmal ein gutes Stück Brod. Da habe ich denn die Mutter in Gegenwart ihres Alten auch einmal angesprochen, doch etwas für einen guten Zweck zu geben. Aber, o Jammer! wie erschrak ich. Mir war's, als wollte ihr der Odem ausbleiben, so schnappte und seufzte sie. Und welch' ein Klage lied bekam ich da zu hören. Melodie: „Ich bin geplagt bis an den Tod.“ Mit nassen Augen sagte sie: „Ja, Bruder, du magst mir's

glauben oder nicht, aber ich kann dir sagen, ich habe mein Lebenlang noch keine gute Stunde gehabt —.“ Habe es ihr geglaubt. Sie hat auch keine mehr bekommen. Gott dienen wollten sie auch, aber das war ein Gott dienen. Gerade als wenn ein Frosch fliegen wollte. Und weil sie von ihrem vielen Gut nichts übrig hatten für Gottes Werk, so hat ihnen der Teufel schier alles geholt. Die geizige Alte hat, nachdem der Alte todt war, noch für längere Zeit ein elendes, kümmerliches Leben geführt.

Noch eine wohlhabende Familie wohnte hier, die einmal etliche Tage Versammlung in ihrem Hause hatte. Das wurde

aber der kargen Frau zu viel, sie äußerte sich unzufrieden, und der Mann sagte den Predigern, sie möchten die Versammlung zum Schluß bringen. Gut, später kommt eine Krankheit unter ihr Vieh; vierzehn Stück, eins ums andere verendeten. Da bekam die Frau Angst und sagte zu ihrem Mann: „Du, mach doch, daß die Prediger wieder ins Haus kommen.“ Eins habe ich bemerkt: Freigebige Leute sind fast immer freundlich und guten Muths und haben wenig zu klagen; feizige dagegen, sehen gewöhnlich finster aus und haben immer zu klagen. Fröhliche Geber hat Gott lieb.



## Constantinopel.

(Von Dr. G.)

**I**rgends auf der ganzen Welt mögen zwei Erdtheile alle ihre Verkehrs-Interessen auf zwei so wunderbar reich ausgestatteten Halbinseln gegen einander drängen und anhäufen, als dort am grünumlaubten Bosphorus, wo die schönste Stadt der Welt, Constantinopel, sich im blauen Meere spiegelt und jenseits auf bithynischem Boden sich Skutari's Kuppeln in kurzer Entfernung erheben, einen Gruf des nachbarlichen Asias herüberwinkend. Wo bleiben deine Umrisse und wo deine Farben, Maler, so rief ich, als ich das erste Mal, wie berauscht von allem Glanze in den Bosphorus einfuhr! Weder Suez zwischen seinen Wüsten, noch Panama mit seinen Berggülden werden auch je mit deiner Lage, mit deiner Wichtigkeit eifern können, du strahlendes By-

zanz! Wie Großbritannien am westlichen Ende Europas, frei für alle Schifffahrt, alle Zufuhr, von selbst sich als Handelsstift documentirt, so hat die ganze, meist uncivilisirte Osthälfte Europas keine andere Pforte, keinen anderen natürlichen Handelsweg, als den über Constantinopel. Das hat die russische Eroberungspolitik von je gefühlt, daher ihr Streben nach dem Besitz Stambuls, das zugleich der Schlüssel Vorderasiens ist, und das eben deshalb von allen andern größeren Nationen eifersüchtig gehütet wird, wie Kohinoor im Turbau des alten indischen Nabobs.

Constantinopel als Stadtanlage ist uralt; einst Byzanz und jetzt Stambul benannt, barg es immer in seinen Mauern Hunderttausende. Nach mäßiger Berechnung liegt der Schutt



durchschnittlich unter der Bodenbede etwa 2 Fuß hoch, und steht die heutige Stadt auf der Asche von 14 Mill. Menschen, die im Laufe von 2000 Jahren hier wandelten, dachten, strebten und starben. Wie viele tausend Pläne, groß und gewaltig, über zwei Erdtheile hinweggreifend, wurden schon in diesem Erdenwinkel gehegt, von wo aus zwei große Religionsbekenntnisse ihre Wurzeln trieben. Hier häufte sich von Alters her Waare auf Waare; Hunderte von Schiffen ankern hier im Hafen, dem berühmten „goldenen Horn,“ der einer der besten der Welt ist, tief, geräumig, einladend und geschützt, Markt und Hafen zugleich, sowie Festung und Speicher aller Reichthümer weit und breit. Die Stadt ist Schlüssel und Mündungsstadt des Pontus; Vorderasien, die Don'schen Ebenen, die Krim, aller Tausch zwischen Mittel- und schwarzem Meer, er führt über Constantinopel.

Wenn man vom Busen von Ismid daher gerubert wird, verengt sich das Land auf beiden Seiten. Links in der Entfernung von Stunden liegen die Ruinen der alten Mauer, welche einst die Halbinsel abschloß und verteidigte, auf der Constantinopel liegt. Unser Schiff, von türkischen Ruderern bewegt, schoß leicht und schneidig dahin; wie im Traume zogen die schönsten Landschaften an uns vorüber. Von den oft sehr ansehnlichen Bergen an beiden Ufern ziehen sich herrliche Laubgehölze und dort wieder dunkle Eppreßbüsche herab, durchduftet vom süßen Balsam zahlloser Betunien und Rosen, Lilien und Jasmine. Darüber aber schlägt die Mohrenlerche ihre Triller und Nachts singt die Nachtigall ihre süßesten Weisen. Hier laufen im Westen die letzten Rüge des Balkan bei den hochfelsigen Rhaneen aus und von hier bis Tophana, der Hafenspitze von Constantinopel, mißt die Länge des gewaltigen Bosporusstromes 12 Meilen, die Durchschnittsbreite etwa 4 Meilen, die Tiefe 15—20 Faden. Noch immer verteidigen vier Paar Schlösser auf beiden Seiten des Bosporus den Seezugang und mehrere Batterien unterstützen sie, aber die Neuzeit hat der Pforte glaublich gemacht, daß Nichts leichter ist, als sie durch eine Landung zu umgehen. Humili Ratwat und Humili Hassaf auf europäischer Seite und Anadoli Ratwat und Anadoli Hassaf sind wenig mehr als Schreckgespenster.

Constantinopel selbst gleicht keiner anderen Hauptstadt Europas; der Fremde sieht einen großen, durch gewaltige Mauern und neu aufgeworfene Gräben abgeschiedenen Raum, der von Palästen, vereinigten Flecken und Dörfern vollgebaut ist. Von den griechischen Palästen Diokleon und Hebbomon nur wenige Spuren; dort das Thor des Schlosses der sieben Thürme. Hier ist die glänzende, märchenhafte Sophien- und dort die elegante Selim-Moschee mit ihrem einen hohen Minarett; über 500 Thürme krönen die 14—20 Fuß hohen Mauern, welche das Serail, die Osmanie und Suleimanie, aber auch die Vorstädte Pera, Ejub und Galata, ja selbst neuerdings die Werften umschließen. Welch' ein Blick auf dies amphitheatralische Gewirr der Gebäude, auf die weißen und rothen Häu-

ser, auf Berge, Masten und das blaue Meer, und über Allem die laurne Kuppel eines südlichen Himmels, der den Mai zu einem wahren Wonnemond macht, aber auch noch zum December das Jahr mit Blumen schließen läßt. Man kommt, wenn man in die Stadt eintritt, ohne Unterlaß von einer Straße auf den Markt und von dem Markte auf einen der offenen schattigen Kirchhöfe, die hier zugleich als Garten und Promenade dienen; darum sagte Chateaubriand, es ist, als wäre hier die einzige Bestimmung des Menschen zu kaufen, zu verkaufen und zu sterben.

Dazu das Gewirr, die Ausrufer, das Donnern der Geschütze, die ein fürstliches Schiff salutiren, das Feilschen, die Enge der holperigen Straßen, die Mannigfaltigkeit der bunten Trachten und ihre Begrenzung, die sogar dem Rajah die rothen Schuhe und dem geduldeten Juden blaue Stiefel vorschreibt, sowie letztere auch ein blaues Tuch um die rothe Mütze tragen. Dazu Lastthiere, Scherbetverkäufer und Eselsführer, die inmitten der Straße hinter einander auftreten, daß man an manchen



Sophien-Moschee.

Stellen kaum ausweichen kann, um so mehr, als viele Handwerker vor ihren Hausthüren, zum Theil sogar auf Tischen sitzen und arbeiten.

Gleichwohl, ist es recht fühlbar, welche Wunden der letzte Krieg geschlagen. Jammer und Elend sind mehr zu sehen, als früher, wo es an Bettlern ohne dies nicht mangelte. Aber das Reich der Osmanli hat den Todeskeim in sich; es fehlt Frische, Kraft, Vertrauen, Verkehr, Geld, Production und geistiger Schwung. Das Fatum vollzieht sich langsam, und die Furcht, die westliche Cultur wollte ihr Erbtheil wiedernehmen, verbreitet sich je mehr und mehr. Auch die Würde im politischen Verkehre ist den Türken abhanden gekommen; die Behörden verhehlen sich ihre Noth nicht länger. Bei Beamten und Bürgern nistet sich das Elend ein, denn der Krieg frist zuletzt allemal die, die ihn ernährten. Officiere, die keinen Lohn erhalten und Nichts zuzusehen haben, treten aus dem Heere, um als Schreiber oder Lastträger in den Straßen Galatas sich ihr Brod zu verdienen. Es ist im letzten Jahre vorgekommen, daß die Stadtverwaltung von Constantinopel ihre Verbind-

lichkeiten gegen die Gasgesellschaft nicht erfüllen konnte und einige Nächte die so nöthige öffentliche Beleuchtung fehlte.

Ferner ist überall bekannt, mit welcher Pietät der Muhamedaner die Taube achtet, die einst dem fliehenden Muhamed zur Retterin wurde. Man hegt, man fütterte die Tauben; man würde sich schämen, auch nur eine aus Muthwillen oder Hunger zu tödten. In der Moschee Bajasid nisten die Tauben in ganzen Schaaren, und sie dort zu füttern, galt als eine Art gottesdienstliche Handlung. Jetzt geschieht das Unerhörte, daß die Türken diese Tauben wegfangen und mit Pfeilen schießen, um sich ein Stück Fleisch zu verschaffen. Diese Art „Taubenschießen“, das der Hunger dicirt, ist gerade so etwas Nieerlebetes und Unerhörtes für den Orient, als wenn wir hier plötzlich alle nützlichen und treuen Zug- und Hausthiere wegschlachten und aufessen wollten. Dazu kommt noch, daß man von der Regierung keinerlei Hülfe erwartet und erwarten darf. In stumpfem Brüten treibt man im Strudel der Tagesereignisse weiter. In manchen der Straßen begriffen wir Europäer schon manchmal den Muth nicht, mit dem eine zahlreiche Bevölkerung die kleinen hölzernen Hütten und Buben bewohnt, die jeder Feuerfunke versengen, jeder starke Windstoß umwerfen kann. Ortsfeuerpolizei und Baupolizei thun fast nichts. Da kam es vor, daß in Beitos, dicht bei Constantinopel, die dortige Caserne einstürzte. In der Nähe des Hafens brannten neulich eine Reihe Häuser nieder. Da sollte man nun wohl denken, das mahne zur Vorsicht. Weitgefehlt. Allah hat es so vorgesehen, und sein Wille geht voll aus — damit tröstet sich der Osmanli, und seine dumpfe Faulheit schmückt sich solcherweise gar noch mit einer frommen Folie.

Eins aber bleibt in alle dem wie früher, das ist die eifersüchtige Wachsamkeit der Muhamedaner, wenn ein Christ,

einer der verachteten „Giaurs,“ in der Nähe einer Moschee auftritt, die Jener nie mit seinem Fuße entweichen soll. Aus eben dem Grunde entzieht man selbst ernstest und bescheidenen, auch gut empfohlenen ausländischen Gelehrten, wie Tischendorf, den Einblick in die Bibliotheken der Schlösser und Moscheen; in denen noch mancher literarische Schatz zu heben sein soll. Namentlich der Vorfall mit jenem Türken, der einen Theil der Bibel ins Türkische übersetzt hatte, dafür ins Gefängniß kam, aber zuletzt auf die gebieterische Sprache des eng-

lischen Gesandten hin wieder befreit wurde, hat in türkischen Regierungskreisen viel böses Blut gemacht. Alle auf den Werften, im Arsenal und auf den Schiffen beschäftigten Engländer werden, wo man sie nur einigermassen, wie auf Dampfschiffen und in den Gießereien entbehren kann, entlassen. Als der Sultan aber seinen gelehrten türkischen Bibelübersetzer — er hieß Achmed Tewfik — ins Gefängniß werfen ließ, da wurde des Sultans Name gefeiert, ja er wurde ganz populär. „Es lebe Abdul Hamid, der Schirm des Glaubens!“ — hieß es, denn er rächt den niedergedretenen, bloßgestellten Islam.



Eingang in den Bosporus.

Geld aber in die Staatskassen schaffen, Geld in den Beutel zaubern, das kann er nicht, und Bölle und Abgaben reichen nicht, um die Bedürfnisse des Hofes, der Großen und der Weiber, des Heeres und der Flotte zu befriedigen, ja es fehlt an Kohlen, um die kalten Räume des Stadthauses zu durchheizen. So lange aber dieser schlimmste aller Regenten, das Deficit, in solcher Weise regiert, so lange ist an eine Genesung des Staates nicht zu denken. Dies ist in kurzen Strichen ein Bild des heutigen Constantinopels, wie es sich mir bei meinem Besuche darstellte; Constantinopel ist am schönsten in einiger Entfernung, näher gekommen erblickt man eine kränkelnde, alternde Schöne.

„Siehe, Ich verkünde euch große Freude!“

(Von Marc. Boyan.)



### III.

Georg hatte gleich am ersten Tage seiner Ankunft in D. . . den Professor Schwarzhoff aufgesucht, um sich bei ihm nach dem Ausfall des Urtheils der Prüfungskommission zu erkundigen, allein man hatte dort noch weniger als in der Residenz den Namen des Glücklichen zu nennen gewußt, dem das große Reisestipendium zufallen sollte. Und doch war er getrübt von dem Gange heimgekehrt, man hatte ihm dort nicht alle Hoffnung benommen, nicht seine Träume spöttisch belacht.

So war Rosen in das Hotel zurückgekehrt, in welchem er die Verwirklichung seiner Hoffnungen abwarten wollte. Die Tage vergingen in aufreibendem Warten, die prüfenden Richter schienen derart unschlüssig zu sein, daß sie vor ihrem Ge-

wissen sich veranlaßt sehen mochten, den Tag der Entscheidung noch immer hinauszuschieben. Die kleine Barschaft Rosens schwand erschreckend schnell dahin, schon glaubte er abreisen zu müssen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, da schlug ihm ein Fachgenosse, den er in diesen Tagen kennen gelernt hatte, vor, seine durch nothwendige Abreise frei werdende Schlafkammer inzwischen zu benutzen, und Georg nahm das Anerbieten gern an. Er lächelte, als der Scheidende ihm davon sprach, daß er den kleinen Holzvorrath erschöpft und nicht einmal für eine hungrige Maus Nahrung in Schrank und Fach finden würde; dem an Entbehrungen aller Art Gewöhnten wollte es sehr leicht dünken, einige Tage in ungeheiztem Raume mit etwas Brot zuzubringen, genährt und durchglüht allein von seinen hoffnungsvollen Träumen. Aber die Tage verrannen, und es



wurde immer schwerer, unter diesen Entbehrungen den Muth zu behalten, und an diesem Tage, von welchem wir jetzt berichteten, war das letzte Stück Brod verzehrt und selbst die Gewißheit, daß sicherlich der nächste Tag die Entscheidung bringen müsse, vermochte kaum mehr, den Geist in dem entkräfteten Körper anzufrischen.

Rosen täuschte sich nicht, als er von dem Besuche bei dem Professor Schwarzhoff die Ueberzeugung mitnahm, dort mehr als gewohnheitsmäßige höfliche Aufmerksamkeit erhalten zu haben. Der alte Herr hatte mit besonderem Interesse den jungen Mann nach seinem bisherigen Leben gefragt, er wußte sich wohl zu erinnern, daß er schon Gutes über dies neue Talent gehört hatte, und er sah keinen Grund, die vielleicht etwas kühnen Hoffnungen Rosens durch enttäuschende Bedenken herabzusetzen, ihm hatte das hagere Gesicht mit den sehnsüchtig blickenden Augen das alte Herz selbst bewegt. Er hatte Georg freundlich zugesprochen, sich nicht länger in D. . . aufzuhalten, sondern bei seinen Angehörigen die Ruhe zu suchen, der er so sehr bedürftig schien; er hatte dem jungen Manne versprochen, ihm sogleich nach Eintreffen einer guten Nachricht, die ja jede Stunde kommen müsse, eine Notiz zukommen zu lassen, hatte sich dazu die Adresse des kleinen Gasthauses, in welchem Rosen lebte, angeben lassen, und dann hatte die Erinnerung an den jungen Künstler den alten Professor tagelang nicht verlassen wollen. Obgleich es sonst dem geistig Vielbeschäftigten nicht eigen war, dergleichen Verußseindrücke in den Kreis seiner Familie mitzunehmen, so hatte er in diesem Falle eine Ausnahme gemacht, und sein Töchterchen hatte in den letzten Tagen viel mit ihm darüber gesprochen, ob der junge Künstler wirklich sein Ziel erreichen würde. Ihre Gedanken zogen oft hin in das Gaststübchen, wo sie den jungen Mann aufsuchten, den blassen, schlanken Künstler mit den traurigen, braunen Augen, von dem ihr sonst so wortfarger Vater so unerklärlich oft sprach. Als sie an jenem Abend von der Begegnung Georgs am Schaufenster des Kunsthändlers heimkehrte, noch erfüllt von den ihr selbst unverständlichen Regungen, welche das verhärmte, ehle Gesicht des jungen Mannes in ihr wachgerufen, da ließ sie unbewußt die eben gesehenen Züge dem Bilde, das sie sich schon von dem jungen Künstler gemacht hatte, der ihres alten Vaters Interesse so lebhaft erweckt hatte.

Wie zu dem jungen Manne in seiner frosterfüllten Kammer, scholl auch zu den Fenstern ihres Stübchens der Gesang der Weisenknaben und das Glockengeläute hinein, und ein heiteres Gefühl von dankbarer Weihnachtsfreude stieg in ihr auf. „Wie viel tausend Herzen und Hände beschäftigen sich wieder, um Jubel unter den Menschen zu verbreiten, und jeder fühlt gewiß, welche höhere Quelle der wahren Freude Gott in diesem segneten Feste der ganzen Welt erschlossen hat. Und seine gnädige Hand wird segnend viele der Wünsche erfüllen, welche die Menschen in heimlichem Gebet vor ihm darlegen, vor ihm, dem gütigen Vater unseres Geschickes.“ Die kleinen Hände falteten sich im Gebet: „Gott, tröste und segne alle, die auf deine Güte hoffen“, sprach sie leise vor sich hin.

Dann stieg sie in das Zimmer der Eltern hinunter und half der Mutter die letzte Hand an manche Liebesgabe legen, die morgen beim Licht der Weihnachtskerzen an die verschiedenen Empfänger ausgetheilt werden sollte. Dann kam der Professor zu den arbeitenden Frauen. Lore's Augen bemerkten bald den kleinen Zug der Misstimmung auf der Stirn des Vaters. Rasig schlich sie zu ihm hin, und als sie sah, daß er nur zum Schein in das vor ihm liegende Buch vertieft war, legte sie leise die kleine Hand auf seine Schulter. „Vater, du

siehst niedergeschlagen aus“, flüsterte sie, „du fühlst dich doch wohl?“

Der Vater sah der Sprechenden in das schöne, frische Gesichtchen. „Ganz wohl, mein Mädchen“, sagte er „nur etwas enttäuscht, und nicht einmal meinethwegen.“

„Die Entscheidung der Prüfungskommission ist da?“ rief Lore rasch.

Der Vater strich ihr die blonden Haare von der Stirn.

„Ja, Kind“, sagte er langsam, „und unser Unbekannter hat seinen Traum ausgeträumt. Ein schmerzliches Erwachen für den armen Jungen“, setzte er theilnehmend hinzu.

„Wann ist der Entscheid gekommen, Vater?“

Der Professor griff in seine Tasche. „So eben“, sagte er, und zog einen Zettel hervor, „mein alter Freund Hoffmann hat mir ein Telegramm geschickt, ich hat ihn darum.“

Das Mädchen drückte die Hand des Vaters, und ihr Auge überflog die wenigen Worte der Botschaft; sie las: „Heute Mag Wallburg, Genremaler, den Preis.“ Sie gab den Zettel in des Vaters Hand zurück, der ihn mechanisch zusammenfaltete und wegsteckte. „Ich kenne den Wallburg, er ist ein tüchtiger junger Mann, er hat sicher den Preis redlich verdient aber —“, der Professor lächelte halb, — „ich werde die Erinnerung an jenes Jungen Augen so bald nicht los werden.“

Lore warf einen halben Blick nach der Thür, durch welche ihre Mutter eben das Zimmer verlassen hatte. „Vater“, sagte sie hastig, mit leiser Stimme, „sicher, ich habe ihn heute gesehen.“ Und rasch berichtete sie von der Begegnung, welche sie am Nachmittag in Luise's Begleitung gehabt, und der Vater hörte lächelnd zu und nickte zustimmend, als Lore das Aeußere des jungen Mannes beschrieb.

„Ja, Kind, du wirst wohl recht haben“, sagte er dann, „also soweit ist es schon mit ihm gekommen, daß er von Luise's geliebtem Auge als ein Nothleidender erkannt worden ist, ein gutes Mädchen, wirklich! Aber ich glaube nicht, daß er Gebrauch von der ihm gegebenen Adresse machen wird, er wird, sobald er die Entscheidung erfahren hat, nach der Residenz zurückkehren und sich in Jahresfrist körperlich und geistig zu Grunde gerichtet haben, dergleichen ehrgeizige Naturen verzehren sich selbst in rastlosem Mühen und Streben. Es thut mir doch leid um ihn.“

„Willst du ihm nicht diese Nachricht zukommen lassen, Vater?“

„Liebes Kind, er wird sie zeitig genug erfahren, aber morgen Vormittag, wenn er die Nachricht schon an allen Orten zu hören bekommen hat, dann will ich ihn aufsuchen, ich kann ihm doch vielleicht etwas nützen; der Junge hat es mir ordentlich angethan mit seinem schönen Gesicht. Heute aber wollen wir ihm seine Nachtruhe nicht verkümmern, es wird ohnehin nun für den Armen in der nächsten Zeit nicht viel sorglosen Schlaf geben. Ja, ja, das Leben ist oft recht schwer. Komm, Lore, da ruft die Mutter uns zu Tische.“

Keine Nachtruhe war dem jungen Rosen auf seinem Lager gekommen. In seinem Bette standen unzählige Gesichte, welche zu ihm sprachen von der Zukunft, wie sie sein könnte, und wie sie vielleicht werden müsse, und die durch Entbehrung und Erwartung erregten Nerven belebten die Phantasiegestalten mit scharfgezeichneten Zügen. Er sah sich bald in Rom mit Mappe und Stift als ein Wonnetrunkenen die Wunder der ewigen Stadt in sich aufnehmend, und er wußte, daß die Wirklichkeit noch seine kühnsten Träume übertreffen würde, er sah sich auch in dem niedrigen Stübchen seiner alten Mutter,

er hörte das Klappern der nie ruhenden Stricknadeln und das leise Knistern der gestärkten weißen Haube, welche ein so mildestes, ergebenes, schönes altes Gesicht umrahnte; er vernahm das Brausen und Toben des Meeres, das ja bis fast an die ersten Häuser des Heimathdorfes seine Wellen rollen ließ, und das Knarren der harzigen Kieferstämme, welche sich im eisigen Winde bogen, diese beiden rauhen Stimmen, welche seit seiner frühesten Kindheit ihm stets so vertraut gewesen. Und in alle wechselnde Bilder hinein trat immer von neuem die Erscheinung des Mädchens, deren Segenswunsch sein Herz heute so warm berührt, deren liebes Gesicht ihn heute so theilnehmend angeschaut hatte. Und wieder sah er sich als glücklichen, strebenden Künstler in seinem Atelier und unter dem Meißel in seinen Händen entstand eine Gestalt in edlen Linien, in langen, wallenden Gewändern, die hinführenden Hände, das sanfte Gesicht, mit den in wenig Stunden ihm so vertraut gewordenen Zügen zu dem Unglücklichen gekehrt, der zu ihr in Noth hinauflickte. „Charitas!“ flüsterte er. „Ein Meisterwerk will ich schaffen, wenn mich nur der Herr von meinen Sorgen entlastet.“

Zögernd wich endlich die lange Winternacht dem ersten fahlen Schimmer des Tages. Georg erhob sich von seinem Bett, in dem er fast die ganze Nacht schlaflos zugebracht hatte, dicke Eisblumen lagen auf den Fensterscheiben, die Luft war eifig kalt und feucht. Hastig kleidete er sich an, unmutig stampfte sein Fuß den Boden, als er an einem schwindelähnlichen Gefühl von Schwäche merkte, wie sehr sein Körper nach Nahrung verlangte. Langsam stieg er dann die dunkeln Treppen des Hauses hernieder, mit jedem Schritte wurde er sich mehr bewußt, daß er sich jetzt der Entscheidung seines Schicksals näherte. Er trat einen Augenblick in das Zimmer des Hauswirths, um dort mitzutheilen, daß er wohl gar nicht mehr, aber nur für eine letzte Stunde in die von ihm benutzte Stube zurückkehren würde, und ging dann den von ihm in letzter Zeit so oft betretenen Weg zu dem Kunsthändler.

Er traf den Besitzer des Ladens schon in Thätigkeit. „Die Nachricht, nach welcher Sie in letzter Zeit so oft gefragt haben,“ antwortete dieser auf die stumme Frage der braunen Augen, „ist heute mit dem Frühesten mir zugegangen. Der Glückliche heißt Max Wallburg, man hat wohl schon zuweilen von seinen Leistungen gehört, ich hoffe, es ist der Freund, dessen Anerkennung Sie zu wünschen schienen.“

Georg Rosen lehnte sich einen Augenblick mit weißen, zitternden Lippen an die Thür. „Ja, ich kenne ihn wohl,“ sprach er endlich mühsam, „die Nachricht ist also wirklich da.“

„Sie ist ja spät genug gekommen, die Herren schienen sich ja diesmal gar nicht entscheiden zu können. Mir ist die Wahl schon recht, unsern ich hat doch den meisten Vortheil, wenn die Genremalerei bevorzugt wird, da gibt es Liebhaber genug, welche sich, an Stelle des kostspieligen Originals, mit dem Kaufe einer Photographie davon gern zufrieden geben.“

„Zawohl,“ sagte Georg bitter; „und der Maler kann mit seinem Original dabei verhungern. Guten Morgen, mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Sie in letzter Zeit so oft belästigt habe.“ Er zog den Hut und schritt die neblige Straße hinunter.

Georg war die lange Straße bereits hinuntergegangen, ehe er aus dem Chaos seiner Gedanken auch nur eine klare Empfindung herausfinden konnte. Und endlich, als das wilde Gemäuer des Bluts, welches fast den Schlag seines Herzens hinderte, und das dumpfe Brausen in Kopf und Ohren gewichen war, endlich fühlte er klar und deutlich genug, daß sein

schöner Traum ausgeträumt sei, und daß er hier in der großen Stadt ohne Freund, ohne Geld, erschöpft durch Entbehrungen aller Art, krank und fieberhaft sei, und daß er jetzt seinen Wunsch weiter habe, als seinen müden Kopf in der alten Mutter Schoß zu bergen, um unter ihren tröstenden Liebkosungen einzuschlafen ohne je zu erwachen.

Er hielt seinen Schritt an. Dort durch jene Straße mußte er gehen, wollte er das Thor erreichen, von wo aus der Weg nach seinem Heimathdorse führte, er würde drei, vier Stunden zu gehen haben, dann wäre er dort, dann wäre er bereit, dort zu sterben. „Wie ein Feigling, der im Kampf die Waffen fortwirft,“ sprach er endlich heiser, „nein, Mutter, ich will noch mehr Wunden im Kampf auffuchen gehen, ehe ich an eine Todesruhe denken will.“

Durch viele Straßen, über die große Brücke hin, vorüber an zahllosen Magazinen, wo sich Männer, Weiber und Knaben drängten, um Beschäftigung und Arbeit zu suchen, die der harte Winter so spärlich den Darbenden zuwandte, vorbei an den eisbedeckten Wasserläufen der Stadt, mit den dort eingefrorenen Fahrzeugen klang auf dem hartgefrorenen Boden der jetzt feste Schritt des jungen Mannes, in dichten Wolken entströmte der heiße Athem seinen Rippen, und die braunen Augen glühten, wie unter großen Entschlüssen.

Da lagen vor ihm die hohen Effen der Fabrik, welcher er aufstrebte. „Walzenstraße 18,“ sprach er leise, als er nach flüchtiger Umschau durch die Thür in das Comptoir trat.

Beim Eintreten in das große, etwas dunkle Gemach, in welchem mehrere junge Leute an Schreibpulten saßen, kamen ihm zwei Arbeiter entgegen. Bläß und niebergegeschlagen, drängten sie sich an ihm vorüber. Verdroffen blickte der alte Buchhalter von seinem Pulte auf, an welchem er, nach Abfertigung der Arbeiter, seine Beschäftigung wieder aufgenommen hatte. „Unverschämtes Volk,“ brummte er, dann bemerkte er den eingetretenen Fremden. „Was steht zu Diensten, mein Herr?“ fragte er in nicht besonders ermutigendem Ton.

Georg rang einen Augenblick danach, einen hörbaren Laut hervor zu bringen. „Man hat mir gesagt,“ begann er endlich, „daß der Herr dieser Fabrik in dieser verdienstlosen Zeit hochherzig genug denke, um ohne ihre Schuld arbeitslos gewordene Männer; welche ihre Pflicht zu thun im Stande sind, auch dann zu beschäftigen, wenn selbst augenblicklich kein Bedarf an Arbeitern sei. Ich bin hierher gekommen, in der Hoffnung, auch für mich eine Beschäftigung zu finden, ich scheue keine Arbeit.“

Der Buchhalter betrachtete erstaunt den Sprechenden, die schlanke Gestalt in den gut sitzenden Kleidern schien ihm mit dem Gedanken an einen Handarbeiter unvereinbar. „Sie täuschen sich, mein Herr,“ sprach er, „unsere Arbeiter müssen robuste, hart schaffende Kerle sein, Sie würden bald die Lust verlieren, ihre Arbeit zu theilen, selbst wenn wir in der Lage wären, dergleichen Arbeiter noch beschäftigen zu können.“

„Ich bin zu jeder Arbeit bereit,“ entgegnete Rosen, „ich bin ein geübter Zeichner, ich könnte jede Art von Entwürfen zu Schnitzereien — —“

Der Buchhalter unterbrach den Sprechenden. „Sehen Sie,“ sprach er, indem er seine Hand auf eine vor ihm liegende Mappe legte, „das alles sind Entwürfe von geübter Hand, Vorlagen zu künstlerischen Arbeiten, allein die Fabrik arbeitet leider schon lange ohne Bestellungen von Werth, nur aus Menschlichkeit gegen die vielen, auf sie angewiesenen Arbeiter.“

Rosen fühlte seinen letzten Muth schwinden. „Vielleicht denn als Comptoirist hier, als Copist, ich schreibe gut; man



hatte mir soviel Muth zu meiner Bitte hier gemacht."

Der Buchhalter suchte die Achseln. „Die meisten der hier im Comptoir beschäftigten jungen Leute haben nicht mehr für die Hälfte ihrer Zeit zu thun," sprach er hart, „man hätte es sich sparen können, Sie uns hierher zu senden, den ganzen Tag hört der Zug dieser Art Bittsteller nicht auf. Sie sind heute bereits der Fünfte, welcher uns anspricht."

Georg verbeugte sich und wandte sich dem Ausgang zu. Wieder, wie schon heute am frühen Morgen, überfiel ihn ein Gefühl halber Ohnmacht, sein Blick verdunkelte sich, er verfehlte fast die schon geöffnete Thür und taumelte gegen den Thürpfosten. Er hörte das Lachen der jungen Leute und einer derselben sagte laut: „Der Mensch ist ja total betrunken." Dann umfing von neuem die kalte Winterluft den halb Ohnmächtigen und führte seiner Brust frischen Athem zu. Und wieder durchschritt er die Straßen, ohne sich klarer Empfindung bewußt zu sein. Da drang der helle Gesang von Kinderstimmen an sein Ohr, er hörte ein Weihnachtslied, ihm bekannt und vertraut von Kindheit an. Er schaute um sich, wo kamen die Klänge her? War es nicht Orgelklang, der die hellen Stimmen begleitete? Er sah jetzt, daß er hart an einer geöffneten Kirchenthür stand und trat nach kurzem Besinnen ein.

Die Kirche war fast ganz leer, nur am Altar stand eine Kinderchar und sang, während ein weißhaariger Geistlicher vor ihnen stehend zuhörte, und seitwärts einige älteren Frauen auf den Kirchenbänken saßen. Georg trat dem Altar näher, angezogen von den wohlbekannten Worten der singenden Kinder. Der uniformsähnliche Schnitt der groben Tuchanzüge der Knaben, sowie die schlichte, gleichmäßige Tracht der Mädchen belehrte ihn bald, daß er die Zöglinge eines Waisenhauses vor sich habe. Wie gläubig, wie getrost schauten die klaren Augen der singenden Kinder zu dem freundlichen Gesicht des Geistlichen auf!

Der Gesang schwieg und der Geistliche begann zu den aufhorchenden Kindern zu sprechen. Er sprach zu ihnen von dem Heil der Welt, das in der gesegneten Weihnacht zu den Menschen gekommen, von der göttlichen Liebe, welche vom Himmel zu den Menschen herabgestiegen, und welche auch in dieser schönen Zeit die Herzen erfüllte, er sprach von der Liebe, welche für andere sorgt zur Ehre des Heilands, welcher die höchste Liebe uns zur Nachahmung gezeigt, und dadurch in allen christlichen Herzen den Gottesfunken der Liebe und Barmherzigkeit erweckt hat. „Siehe, ich verkünde Euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist," so hatten die göttlichen Boten in jener heiligen Nacht gesprochen, so tönet auch nach Jahrhunderten der Jubelruf in allen Herzen wider, deutlich genug für jeden, der sein Ohr nicht in Weltlust dem Ruse verschließt. Er sprach von der Liebe, welche diese verlassenenen Kinder erzieht und ernährt, von der Gnade Gottes, welche in aller Noth hilft, und jeden tröstet. „Siehe, ich verkünde Euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist," immer von neuem tönten die herrlichen Worte von den Lippen des Geistlichen.

Und an Georgs Seele zogen die Weihnachtstage seiner Kindheit vorüber. Er sah sich als Knabe, kleiner, als der Kleinste unter diesen Waisenkindern, am Knie der Mutter stehend, der gleichen göttlichen Botschaft lauschend, er erinnerte

sich des festen Glaubens seines braven Vaters, des Glaubens, der auch ihn bisher durchs Leben begleitet und in mancher schweren Stunde aufrecht erhalten hatte. Wo war denn jetzt sein Glaube, seine Zuversicht geblieben?

„Siehe, ich verkünde Euch große Freude!" Eine heiße Sehnsucht nach dem Glauben seiner Kinderjahre stieg in ihm auf, er sank nieder auf seine Kniee, und barg sein Gesicht in den Händen, um im Gebet sein schmerzbeladenes Herz vor dem ewig gültigen Gott auszuschütten. „Gib mir Geduld, diese Enttäuschung ohne Bitterkeit zu tragen, laß sie mich als Strafe für die Täuschung hinnehmen, welche ich an der Theilnahme der besten der Mütter beging. Ich will hin zu ihr und ihr das Fehlschlagen aller meiner Hoffnungen klagen, und dann mit ihrem Segen ausgerüstet aufs neue in den Kampf mit dem Leben ziehen, demüthig wohl, aber nicht muthlos."

Die Kinder hatten die Kirche mit den sie begleitenden Frauen verlassen, der Geistliche hatte seinen Heimweg angetreten, Stunde nach Stunde verrann, noch immer lag Rosen halb knieend an einen der Pfeiler gestützt, und in seinem Hirn lösten sich die Bilder, welche er herausbeschwor, in rascher Folge ab. Eine außergewöhnliche Empfindung von Kälte ließ ihn endlich schauernd zur Gegenwart zurückkehren. „Ich will heim zur Mutter," sprach er, indem er sich mühsam erhob, „sie wird Ruhe für mich haben und Brod auch; o wie hungert mich! Ich muß abgeben, um mit meiner Kraft zu reichen, bis ich zu Hause bin."

Er schritt über die hallenden Steinplatten dem Ausgange zu, durch welchen bereits die ersten Besucher der Nachmittagsbesuche eintraten. Eine alte Frau rief ihm nach, daß er etwas verloren habe, und als er sich erstaunt umblickte, sah er am Boden eine derbe Schnitte Brod liegen, welche wohl der Tasche eines der Waisenhauszöglinge entfallen sein mochte. Georg bückte sich und hob es auf, er wandte seinen Blick zu dem Altar zurück, als wenn er für diese Liebesgabe dankte, setzte sich dann in einer Ecke der Kirche an einen halb verborgenen Platz und verzehrte das Himmelsbrod, wie er es nannte, mit Behagen.

Als er dann vor der Stadt auf dem Wege seiner Heimath aufschritt, hatte er Mühe, den Muth der letzten Stunden aufrecht zu erhalten. Draußen auf der breiten, nur zum Theil noch mit einzelnen Häusern besetzten Landstraße legte sich die neblige Winterluft doppelt beengend auf seine Brust, und er mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um gleichmäßig weiter zu schreiten. Aber das geschäftige Treiben der ihm hier begegnenden Menschen, welches hier wie in der engeren Stadt von Vorbereitungen zu Weihnachtsjubel sprach, die vielen Packete der Leute, welche leichtfüßiger als er der Heimath zustrebten, die bunt verzierten Tannenreiser, das schlichte Kinderspielzeug in den Tragkörben der aus der Stadt heimkehrenden Marktleute, der Duft von Kuchen in den Dorfsstraßen, welche er durchschritt, die sogar den armen, frierenden Vögelein gebotenen Aehrenbündel, das alles sprach zu ihm in gleicher Weise, wie vordem die Stimme des Geistlichen: „Siehe, ich verkünde Euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist." „Geduld, mein Herz," sprach Georg leise, „auch dir ist eine Freude zugesagt, noch heute soll meiner Mutter Hand diesen Kopf berühren." (Schluß folgt.)



## Im hohen Norden.

In den kalten, stürmischen Tagen des Februar dürfte es erbaulich sein im trauten Kreise der lieben Angehörigen beim behaglichen, knisternden Feuer einmal zu lesen, wie man im hohen Nordwesten Amerikas reist. Der englische Bischof von Saskatschewan mag uns hier dienen. Er sagt:

„Ich reise am liebsten in meinem leichten Schlitten von Eichenholz, an den Seiten mit Pergament eingefast; dem spanne ich vier Hunde vor. Für meine übrigen Bedürfnisse nehme ich einen oder zwei Schlitten mit, je nach der Länge der Reise; die werden von je drei oder vier Hunden gezogen. Mein Begleiter ist immer ein geschickter Treiber, der neben her läuft, denn auf dem Schlitten selbst ist kein Platz übrig: der nimmt sich der Hunde an. Die sind von einer an hartes Leben gewohnte Race und gehören zu den größten Wohlthaten in diesem Schneeland. Denket euch, wir füttern sie nur einmal des Tages, und das geschieht Abends, wenn ihre Arbeit zu Ende ist, je vier Fische (gefrorene), oder zwei Pfund Pemmitan (festgebundenes Fleisch), und sie sind sehr zufrieden damit.“

Um Sonnenuntergang macht man Halt. Dann wählt man einen geeigneten Lagerplatz, am liebsten im Wald, wenn Bäume in der Nähe zu haben sind, die uns gegen den eisigen Wind schützen können. Die Männer schaufeln von einer Stelle, die 14 Fuß im Gevierte hält, den Schnee weg, wobei ihnen ihre dünnbretterigen Schneeschuhe als Schaufeln dienen. Als bald wird der Boden mit Rohricht oder noch lieber mit Tannenzweigen belegt, alles so trocken als man's bekommen kann. Zugleich häuft man Brennholz auf, so viel sich sammeln läßt.

Da flammt bald ein Feuer von 12 Fuß langen Scheitern auf; wir kochen dabei und sieben Thee, füttern die Hunde und genießen unser Abendbrod. Und schon legt der eine und Jener sich auf die Büffelsröcke, die über den Tannenzweigen ums Feuer hingestreckt werden; doch erst wird noch gemeinschaftlich gesungen und gebetet, auf Englisch oder Indianisch, ehe man die müden Glieder streckt; und nun ruht man unterm Sternendach, das zwischen den dunkeln Tannen mit merkwürdigem Glanze durchstrahlt. Wer wacht? Wir lassen Gott wachen, wälzen alle Sorgen auf ihn, und glauben, in unserer Müdigkeit auf den zählen zu dürfen, der — gelobt sei sein Name, — nie müde wird.

Aber, ob alle schlafen können, ist freilich noch eine Frage. Denn wenn auch unsere Hunde für gewöhnlich sehr ruhig sind, (haben sie doch eine starke Anstrengung auszuschlafen) und ganz pomadig in ihrem Schneelager beisammen liegen, zu Zeiten können sie einen wach erhalten. Einmal waren Abends Indianer mit vielen Hunden zu uns gekommen und hatten sich in der Nähe gelagert. Was es nun war, war schwer zu sagen, aber die dreißig bis vierzig Hundeseelen waren einmal in eine Aufregung gerathen, die sich nicht beschwichtigen ließ. Sie hatten einander gar zu viel mitzutheilen, und wenn einem was entfallen war, so rief es ein anderer nach, und dem seine Geschichte wurde von einem dritten korrigirt; weitere Nachsätze folgten, und dann fingen sie im Chor zu singen oder zu heulen an, und das stundenlang. Es war ein wirklich wunderbares Ereigniß,

jeder Hund strengte sich aus allen Kräften an, seine Stimme recht kräftig aufzuspielen. Da war's ein für allemal unmöglich zu schlafen, wenn man auch sonst das beste Gewissen hatte.

Kalt ist es manchmal auch, sehr kalt, so dreißig und mehr Grad unter Null; aber mit Büffelsellen und hinreichender Nahrung reicht's immer zum Schlafen. Schwerer wird das Schlit-



Untenwegs.

tenfahren, wenn ein starker Wind bläst, oder einen umstürmt, daß man nur ein Paar Schritte weit sieht. Anfangs meinte ich, auf den Seen werde sich's so viel lustiger fahren lassen, als auf dem unebenen Lande; ich hatte mich aber verrechnet.

Gerade die Eisfläche der Seen ist manchmal so uneben, weil der Wind Schneemassen und Eislöcher ganz wunderbar zu vertheilen weiß, daß ich mit meinem Schlitten herumgeworfen wurde, wie im stürmischen Meer, und nicht selten passirte uns ein Umsturz. Auf kleineren Seen am Ufer fährt es sich freilich prächtig, doch den Wind zu vermeiden, ziehe ich den hohen Tannentwald allen andern Wegen vor.

Eine Seltenheit ist's, einem andern Schlitten zu begegnen. Von Straßen kann ja keine Rede sein, man fährt einfach der Richtung nach, und hält sich an kein früheres Geleise, wenn man's auch vor sich sehe. Der gewöhnliche Schritt ist so, daß man etwa neun Wegestunden in vier Tagestunden zurücklegt, auf ebenen Boden; es gibt aber so schwierige Strecken, daß man auch drei Stunden dran rücken muß, eine Wegestunde zu machen. Für das Alles lässest du den Treiber sorgen und siehst dich wenig um in dem schneeweißen Einerlei. Doch was



ist das? Die Hunde fangen zu jagen an: sie haben was gerochen. Aufgepaßt! heißt's jetzt, sich festhalten! Und nimm die Eisklumpen in Acht! Und nun erscheint der lebendige Punkt in der Ferne, in Dampf gehüllt, wie wenn's Staub wäre, und die beiderseitigen Hunde fliegen gegen einander, „Uf! Uf! Uf! Uf!“ schreit mein Treiber, und ebenso ruft der andere: „Uf! Uf!“ d. h. ausgewichen. Wie sie bell'en, springen, knurren, heulen, — ehe man sie glücklich an einander vorbei gebracht hat. „Au!“ ruft's auf beiden Seiten, und die Schlitten werden gesperrt. Die Hunde ruhen, und die Treiber grüßen sich und tauschen die letzte Nachricht aus. „Hei!“ ruft dann der Eine wie der Andere, und die Hunde fahren auf; die Sperre wird aufgezo-gen und in einem Nu fliegt man auseinander. Wenn aber der Missionar sich recht gesammelt hatte, so ist's ihm vielleicht gelungen, bei der kurzen Begrüßung Worte fallen



Heber Nacht.

zu lassen, die in dem Heiden nachtönen und fortwirken, daß er nach Wochen selbst kommt zu längerer Besprechung, und Freunde mitbringt oder nachzieht, denn die Seelen sind in jenen Streden rar und verlieren sich gleichsam in den ungeheuren Entfernungen; um so mehr muß man den Einzelnen nachgehen, und wo man eine findet, die kurzgemessene Zeit auskaufen, damit doch die frohe Botschaft weiter laufe, und ihr Werk ausrichte bis an die Enden der Erde.“

Und welcher berufene Diener Gottes fühlt sich nicht dennoch aufs höchste ermutigt und tausendfach belohnt, wenn die in Nacht und Todes-schatten sitzenden Seelen für das herrliche Reich Gottes gewonnen werden. Welchen Fleiß sollte man aber umso-mehr da anwenden, wo man durch eine einzige Reise Hunderte erreichen und die Heilsbotschaft proclamiren kann! Doch, werden auch nur Wenige gerettet, so kehrt der Missionar dennoch mit Freuden in sein Heim zurück.

## Der gelegnete Flintenschuß.

Eine schwäbische Dorfgeschichte. — Von C. A. Ellwanger.

Der dreißigjährige Krieg hatte bekanntlich manche Lücke gemacht und große Verheerung angerichtet. Die schlimmen Folgen machten sich auch im Schwabenland sehr fühlbar; denn so mancher junge, starke Mann kam nicht mehr heim. Zu aller Noth wüthete nach dem Kriege (1633) noch eine furchtbare Pest, der schwarze Tod genannt. Viele, wo sie sich auch befanden, fielen plötzlich nieder und wurden sogleich nach dem Tode kohlschwarz.

Oberschwaben wurde besonders schwer heimgesucht. Die Oberamtsstadt Waiblingen, wo Barbarossa einst gehaust, war bis auf ein Drittheil ausgestorben. Die Stadtkirche, welche in der Mitte stand, steht nun am Ende der Ostseite, die Gebäude sind zerfallen, nach und nach hinweggeräumt und der Boden zu Ackerfeldern umgestaltet worden.

Das ganze Remsthal war sehr öde und leer. Zwei Stunden von Waiblingen, auf der Südseite von Gerabstetten, über der Rems drüben, war ein ansehnlicher Ort, Föhrbach, welcher in Folge der Pest bis auf einen Mann ausstarb, und das war der Viehhirt, der Tag und Nacht bei seiner Heerde blieb. Ein kleines Schützen-Häuschen steht noch da und bezeichnet den einst mit so viel Leben und Umtrieb gelegneten Ort.

Das prächtige Remsthal mit den üppigen Wiesen, gutem Ackerfeld und einer Weinberglette von fünfzehn Meilen Länge,

lag selbstverständlich nun ziemlich brach. Waiblingen machte deshalb daselbst wieder den Anfang im Weinbau, dann folgte Schwaigheim, Korb, Steinreinach, Klein-Heppach und viele andere Ortschaften.

Aber wie ganz anders war es geworden! Die Felder und Weinberge trauerten, denn der fleißige Eigenthümer kam nicht mehr zu pflügen, zu hacken, zu säen, zu pflanzen und zu ernten, der schwarze Tod hatte ihn überreißt. Trauer und Noth war überall, auf den Feldern, in den Häusern, in Stadt und Land, und das viele, viele Jahre. Als nun wieder Friede und Ruhe war, wanderten von Zeit zu Zeit Viele ein und siedelten in besagten Gegenden sich nach Belieben an.

Eines schönen Tages im Mai, da die Sonne schon einen langen Schatten warf, und die munteren Lerchen sich bereits zum letzten Aufzug anschickten, kamen drei breitschulterige, rüstige junge Männer über schwäbisch Gmünd und Schorndorf auf der schönen Landstraße nach Groß-Heppach zumarschirt. Sie kamen von Ungarn. Es waren drei Brüder: Michael, Jakob und Matthias Ellwanger. Als sie so langsamen Schrittes und Trittes dahinzogen, sangen die Lerchen den müden Wanderern noch ein lustiges Abendlied; und weil es die Schwaben so ziemlich verstehen, was diese Vögel singen, so hat mir mein seliger Vater gesagt, sie hätten also gesungen:

„Mei Muater kocht mer Rübala, Rübala; so viel, so viel, mei Muater kocht mer Rübala, viel, viel, lira lira ri la, lira rum.“ Als die müden Pilger Groß-Heppach erreichten, wurden sie einig, daselbst zu übernachten; sie kehreten daher im goldenen Löwen ein, wo es ihnen bald auf den süßen Lerchengesang und das gute Abendbrot gar anders wurde: die Müdigkeit verging, und ein heimathliches Wohlgefühl durchzog sie. Sie kamen zu dem Entschluß, sich in Groß-Heppach niederzulassen. Jakob ist Metzger geblieben, Michael und Matthias sind Weingärtner geworden.

So wurde denn im Remsthal auf's neue wieder gearbeitet, gesäet, geerntet und gehandelt, und die Menschen mehrten sich schnell.

Während der Weinlese im October des Jahres 1792 geschah es in dem Dorf Groß-Heppach, daß etliche leichtsinnige Jünglinge sich verabredeten, einen Schuß zu thun (wie das damals in der Weinlese gebräuchlich war), der weithin unter Lesern und Leserinnen große Aufmerksamkeit erregen sollte. Sie wählten dazu eine hochgelegene Stelle des mit Reben bepflanzten Berges oberhalb der sogenannten Ziegenberger Hütte, in deren Nähe Johann Georg Ellwanger einen Weinberg besaß. Ein Freund und Altersgenosse kaufte, wiewohl mit unruhigem Herzen, das Pulver, und nun wurde die Kugelbüchse, so stark als möglich, geladen.

Nachdem Johann Georg durch einen Pfiff herbeigerufen und Alles fertig war, stellte sich Emanuel oben auf die Hütte und feuerte ab. Mit einem fürchterlichen Knall entlud sich die Waffe, der Schuß zersprengte den Lauf und riß dem Thäter die Finger seiner linken Hand hinweg. Ihm zur Seite lag sein Kamerad, Johann Georg, dem ein Stück von dem Lauf in den Schenkel geflogen war. Schnell wand Emanuel sein Sacktuch um die schrecklich zerfleischte Hand und sprang mit Heulen und Jammern über die Aecker dem Dorfe zu, indem er laut schrie:

„Vater, laß mich Gnade finden!  
Denke nicht der Jugend Sünden:  
Denn sie sind mir herzlich leid,  
Denke der Barmherzigkeit.“

Wo er im Vorbeirennen einen Menschen traf, dem rief er zu: „Ach Gott, meine Hand ist hin!“ Er eilte selbst dem Chirurgen zu, ließ sich das Nöthigste verbinden und wurde dann ohnmächtig in sein elterliches Haus gebracht.

Der furchtbare Knall hatte wirklich allgemeines Aufsehen erregt. Man ahnte ein Unglück, und fand den andern Verwundeten, Johann Georg, der nun auch nach Hause geschleppt wurde. Beim Ausschneiden des Eisens erklärte der Arzt, daß es um sein Leben sehr gefährlich stehe. Dies hörte seine Mutter natürlich mit Entsetzen, sank auf den Boden neben dem Bette, da ihr Sohn lag, und betete, Gott möchte ihn nur noch so lange leben lassen, bis er ihn für den Himmel brauchen könnte, damit sie doch dem Teufel kein Kind aufgezogen hätte.

Ein starkes Wundfieber brachte den Verwundeten dem Tode nahe.

Als man Emanuels Hand untersuchte, fand sich's, daß der Daumen nur noch an den Flechten hing und der Mittelfinger rückwärts auf der äußern Oberfläche lag. Die übrigen Finger fehlten ganz.

Anfangs ergriff ihn eine Hölleangst, die er später nie vergessen konnte; aber allmählig öffnete sich sein und seines Freundes Herz den Wirkungen der Gnade; sie bekannten sich gegenseitig ihre Sünden in Briefen, die sie vom Bette aus einander schrieben.

Der eifrige und liebevolle Vikar Ruof, der damals mit großem Segen in Groß-Heppach wirkte, besuchte sie täglich und wies sie fleißig zu dem großen Sünderfreund Jesu.

Johann Georg suchte in der Schrift. Da fand er gelegentlich für seinen Freund folgende Worte: „Zu derselbigen Zeit wird man die Missethat Israels suchen, und es wird keine da sein.“ Für sich selbst suchte er eine ähnliche Stelle: „So kehret nun wieder, ihr abtrünnigen Kinder, so will ich euch heilen von eurem Ungehorsam.“

Mit solchen Wahrheiten beschäftigten sich die Leidenden auf ihren Lagern, auf denen sie noch geraume Zeit zwischen Leben und Tod schwebten.

Endlich konnte Emanuel zuerst wieder ausgehen, nachdem er fast ein halbes Jahr gelegen hatte.

Nach ihrer Genesung besuchten beide Jünglinge einmal den alten frommen Pfarrer Thill, der sich damals mit seinem Vikar der Erweckten in der Umgegend lieblich annahm. Als sie den Rückweg wieder antreten wollten, sagten diese Gottesmänner: „Wir wollen uns zuerst hinknien und miteinander beten.“ Sie riefen gläubig zum Herrn. Die beiden Jünglinge fanden Gnade, und ihr Herz floß über von Loben und Danken. Von nun an waren sie Brüder in dem Herrn, und das Feuer der Liebe zu Jesu erlosch nie mehr. Es sei hier gesagt, daß von dieser Zeit Emanuel eine besondere Anhänglichkeit an jene Hütte behielt, über welcher der Schuß geschehen war. Er konnte nicht wohl vorüber gehen, ohne einzutreten und sein Herz vor dem Herrn auszusüßten. Er kaufte selbst seinem Sohne in der nächsten Nähe derselben später einen Weinberg, und empfahl ihm das stille Dertlein zum Gebete, was derselbe auch oft befolgte, und so wurde die denkwürdige Hütte ein Betaltar.

Emanuel konnte gar trefflich auf der Zither spielen. Freilich hatte er nicht mehr fünf Finger, die feinen Saiten zu rühren, aber nach und nach hatte er den Mittelfinger so zurückgewöhnt, daß er gar flink über das Instrument griff und so stimmten die beiden Brüder zu den lieblichen Tönen manches Loblied miteinander an, z.B.: „Victoria! das Lämmlein siegt,“ und: „Dort droben im Himmel, dort haben wir's gut,“ oder auch: „Zum Leben führt ein schmaler Weg“ und viele andere, und so wurde manches heilsuchende Herz durch ihre Lieder erbaut und erfreut. (Schluß folgt.)

## W i n t e r .

Der Natur geheime Pulse stoßen,  
Traumumfängen liegt die weite Welt,  
Nun, o Winter, schüttle deine Flocken,  
Deine Blumen können uns nicht locken,  
Wenn dein kalter Schein den Pfad erhellt.

Darum harren wir im Stüblein drinnen,  
Von der Heimath Zauberkreis umschwebt,  
Bess'rer Tage. 'S wird die Zeit verrinnen,  
Wenn nur im Gemüthe noch, tiefinnen,  
Uns ein Strahl vom ew'gen Frühling lebt.



## Bruchstücke aus der Chronik der Hussenzzeit.

Von H. Gulich.

## VI. (Schluß.)

**T**raufige Still ward im ganzen Kirchhaus, als die letzte Red verhallte war und Sigismund von dem Stuhlherrn also befraget ward: „Großmächtiger Kaiser! welch Bedenk traget ihr unter Euren Brufschuß für oder gegen Hussens Lehr? Haltet ihr ihn für einen Keger, der den Tod verdienet? Wollet ihr Gnad für Recht ergehen lassen oder nicht? Worauf der Befragete zitterig antwortete: „Ich glaube in allweg, daß Hussen ein Keger und den Feuertod, so er nicht widerrufen sollt, wohl verdienet hat und ich, kraft meines Regimentseides, ihn von der Straf des Feuers nicht dispensiren kann und nächstbei seine Anhänger in meinen Landen zu männlicher Müg zu ziehen gedenk.“ Als er dieses gesprochen, stand er auf und wollt fürder gehen, dieneil der Schweiß ihm großtropsig auf der Stirn stand. Es trat aber der römische Legat Michael de Causis zu Sigismund und bat ihn um eine kleine Weil Geduld, bis das Urthel gestylet und geschrieben sei zu Auskräftigung seines glorreichen kaiserlichen Namens. Mittlerweilen erhob sich Hussen, deme das Urthel greiflich zu Leib und Gemüth gegangen war, wieder muthig vor dem Kaiser und rief laut: „Großmächtiger Kaiser Sigismund! wie möget Ihr Eurer Kron und teutscher Würd zu Schanden meinen, mir von Euch besiegelt zugehandeten Freileitbrief selbst zu nichte machen und auf Euer gesalbte Haupt den Frevel des Treubruchs laden? Nicht um mein Leben leidet mir's, sondern um den Verlust all Eurer Reputation und wahrhafter Majestät, die Ihr zur Grub traget mit lebendigem Leibe, sofern Ihr mein Erbleben begehret aus ängstlichem Kleinmuth, gottlofigen Nichtern über mich zu Gefallen!“ Gegen diesen Zuruf schilbete Sigismund:

„Ich hab Dir, Keger, sicher Geleit hieher zugeschrieben, und solches ist Dir worden. Auf Rückleit hab ich weder Zusag thun, noch bin ich um selbigs angegangen worden; wo ist nun deines Beschweres Grund gegen mich? Deine Obern haben Dich in Mehrung verdammet.“

Hierauf sank Hussens Muth sichtlich zusammen. Grav Ohm aber trostreichte und tröstete ihn wieder mit frommen Worten. Und als de Causis dem Kaiser das Document des Bluturtheils zur Unterschrift vorlegte, rief der Grav dem Kaiser zu:

„Cäsar, laßt dieses Thun ferne von Euch sein, ihr schändet Euch und Eures Volkes Namen, und verunglimpfet ein zallos Heer christlicher Herzen! Laßt ab, laßt ab, ich bitt Euch schön im Namen der heiligen Dreifaltigkeit! Cäsar, Cäsar! laßt ab von Euren blutigen Zügen!“

Des Kaisers Ohren aber waren und wurden vollends verstopfet durch die um ihn drängenden Karbinale, Bischöfe und Priester, die ihm den Saum seines Kleides küßten und seinen Namen hochpriesen, als er den Kiel erfassete und seinen Namen schrieb. Als der Kaiser sich vom Bluturthel erhoben hatte, nahm der Schreibmönch Caspici das Document zu Handen, hob selbiges hoch auf und las lauttonig:

„Auf Begehr des großmächtigen Kaisers Sigismund und mit heiliger Begnadung des Papstes Johannes, seines Zeichens der Zwölfte, ward zu Eöfniz in der Stadt am Schweizersee ein Congil von Kirchenvätern berufen, um die Neulehren eines

böhmischen Priesters, benamet Johannes Hussinecz, zu prüfen, die aber allsammtlich als Spruchregister des Teufels und als Erzkereie befunden sind. Derothalben dem böhmischen Priester von den Vätern des Convents sein Irren kirchmüßlich vorgehalten, sein Lehrwerk ihm abscheulich dargethan und hierauf mehrmalen er zum Widerruf seiner Kereie aufgemuthet, insonderlich Hussinecz ein Jahrbedenk geben worden, ob er fehrete; und da er nichtwillig zum Widerruf gebracht werden konnt, so ist benamter Priester von der Mehrung der Väter als verstockter, störriger Erzkereie befunden worden, wessendß er als heilloser Lästler der hochwürbigen sieben Heilsakramente der römisch-katholischen Kirch erfunden und als edelich Schewsal zum Tod am Brandpfosten verurthelt worden, so er nicht noch widerriefe, und dieses Urthel ist von 45 Vätern gegeben, vom Kardinallegaten, kraft seiner Machttheit zu Recht erkannt und vom Kaiser Sigismundo handschriftlich bestätigt und gewillfahret im funften Jahr seines glorreichen Regiments und im vierzehnhundertzehnfunften des Christtheils. Amen. Eöfniz den 5ten des Heumonats.“

Nach Verles ward ein wild Geschrei über Gewaltthat auf der einen und über Gotthschuld auf der andern Seit, bei denen die Hussens Feind waren.

Als Niemanden mehr im Kirchhause war, vermissete man auch Hussen, zum Jammer seiner Widersacher, die alsbald ein Sturmgeschrei um ihn erhoben, zu den Thoren eilten um ihn zu sehen und Fahrglocken läuteten. Als sie aber nach seiner Zug kamen, da lag er auf seinen Knien und betete inbrünstig um Standhaftigkeit und Muth. Und sie verschloßen ihm sein Pfortlein nicht, sondern bewunderten seiner Seel Edeltheil.

Am Morgen des 6. Juli war Hussen früh auf und sang tröstendlich etwelche Psalmen. Hierauf begehrete er ein klein wenig Wein und etwas süß Brod und als ihm solches behandelt wurde, bat er um Alleinigein, dann fiel er auf seine Kniee und betete laut-laut und mit Schluchzerei zu Gott, dankete ihm insündigst für die Zeit seines Lebens, für Leids und Guts von Kindesbeinen an, bis anhero. Sodann schüttete er reuiglich vor Gott seine Sünden und Missethaten aus, flehete um Segen für seine Freunde und um Verzeihung für seine Feinde, segnete das Brod, das er begehret hatte, und aß davon unter Versagung der Worte der Nachtmahlsstiftung; selbengleichen that er auch mit dem Weine bevor er davon kostete. Als dieses schehen war, betete er abermalen mit vieler Brünstigkeit, dann lief er auf und ab in seiner Vergung, bis seine Freunde Abschied nehmend zu ihm kamen, zu welchen er sagte: „Just am heutigen Tag, vor vierzig und zwei Jahrläufen, hat der Barmherzliche aus Mutterleib mich gezogen und mich bewahret bis annoch, darum sei er fürs Geben und Nehmen meines Odems gelobet in Ewigkeit.“ Jegund leuteten die Glocken zum Kirchhaus, wohin Hussen abgeholt ward.

Nun traten der Erzbischof von London und der von Reims hinan zu Hussen und gaben ihm einen leeren Kelch mit dem Geheis in die rechte Hand, daraus zu trinken für alle nach Priesterbrauch bei der Communion. Da sprach der Angeheisene:

„Dies Kelschein obgleich sonder Wein,  
Soll doch für allem Volk  
Gefüllt mit Süßne sein!  
Und mangelt mir das Brod,  
Durch Widersacher Spott,  
So schenkt doch Manna mir  
Herr Jesu Christ, mein Gott!“

Unterdessent schrie der Engländer: „O du verfluchter Jude, der du den Rath des Friedens verlässest, und mit den Juden rathschlagest. Siehe, wir nehmen dir diesen Kelsch, damit du beraubt seiest aller Kirchgnad und Barmherzigkeit! Verflucht sei der Tag deiner Ordination, verflucht die Stund, da man dir die Platte schor und dich mit heiligem Del salbete. Verborre, wie der abgehauene Baum der fruchtlos blieb trotz Warth und Pflügung. Verdammet sei die Stätt, wo du gestanden und gewuchert hast und dein Astwerk verbrenne wie hier, so dort in des Teufels ewigem Feuerofen, du nichtsnutziger Dornbusch!“

„Ach, ach, schleppet mein elend Gerüste zum Tode, daß Ihr euch nicht länger fortan mehr versündigt an einem unschuldigen Ueberantworteten!“ rief der Geschnähete. „Lasset meiner Seel Gnad und Ungnad, wenn Ihr sie aus ihrer armseligen Hütt gejaget, dem über, der in allwegen recht richtet und nicht wie Ihr, unglücklich Verblendete! Mein Vertrauen stehet auf den allmächtigen Gott, und auf meinen Herrn Jesum Christum, der mich erlöset und berufen hat, sein Evangelium zu verkündigen bis zu meinem Lebtode, und von dem ich tröstliches Hoffen trage, daß er sich meiner erbarme, mich in Gnaden annehme und mir den Kelsch des ewigen Heils reichen und ihn nicht mehr von mir nehmen werde. Auch glaub ich ungezweifelt und feste, daß er mir heute noch den Kelsch reichen wird, aus welchem ich trinke Wonn und selige Trill in Ewigkeit. Sein holdseliger Nam sei gepriesen von allen — — —“

Lobig Geschrei machte des edeln Märtyrers Weiterred stummend. Sie rissen ihm sein Priestergewand vom Leibe und setzten es zu ungatigen Fähnlein, die sie an sich knüpfeten, zum Zeichen ihres Triumphs über Hussen.

Draußen vor der Thür setzte ihm der Bischof von Costniz eine papierne Kappe, woran drei abscheuliche Teufel gemalt, mit den Worten auf: „Seynd liefern wir dich dem weltlichen Gericht, und deine Seel befehlen wir dem Teufel und seinen saubern Engeln!“ auf welch greuliche Verstoßworte Hussen die Hände faltete und betete:

„O Herr Jesu Christe, in deine Hände empfehl ich meinen Geist, den du erlöset hast mit deinem Blut. Rechne, Vater im Himmel, meinen Feinden die Sünden, so sie gegen mich üben, nicht an, und laß mein Aug sie selig bei dir sehen, wenn ihre Seel nach schmerzlosem Sterbstündlein deinem Thron ausleugt. O heiliger Geist, erleuchte die betrogenen Herzen, daß die Wahrheit des heiligen Evangeliums ihre Augen öffne und sein Lob allerorten verkündigt werden mög für und für. Amen.“

Der Holzstoß ward indessen sauberlich gezieret mit bunten Pöppeln, Fähnlein, Sternschürzen und dergleichen Firzangen, weil viel Frauwold glaubeten, daß ein gut Werk ihrer Händ gethan sei, wenn ein Flecklein ihrer Leiblimmen oder ihrer Gewänder mit dem Verurtheilten vom Feuer verzehret werd, zur Sühn ihren Sünden oder dervelchen so im Fegfeuer sitzen. „Gieb mir einen Trunk Wasser,“ rief Hussen seinen Wächter an, „daß ich meine dürr Zung nek und nicht zu Tod schmach, eh Euch die Freud meines Brattodes geschenkt wird, weß Unheil mir leidlich wär um der Zugezogenen und Schaugierigen willen, und um die theuren Mühgelder, die meinerwillen hier verpauget werden.“ Mitleidig reichete der Soldknecht dem Bittenden

seinen vollen Weinrug dar, aus dem aber der Durstige keinen Ehrentruck thät, sondern pures Wasser heischete, das ihm alsbald gereicht wurde. Solch gleichmüthig und fromm Gemüth, das Hussen bewies, lagerte sich mildlich auch auf des Wächters weich Herztheil, er stund auf, trat vor seinen Fürsprechswaibel und dankete seiner Dienstung mit den Worten ab:

„Wohl hab ich manch blutig Straußwerk durchgeschofen in meinen Tagen und manchen müthigen Mann verenden sehen zu N a f e l s im Glarnerland, zu Büren, Niedau, Unterseen und in den Marken der Appenzeller, aber solchen Geldenmuth und Angstlosigkeit vor dem gewißlichen Tod hat mein alt Aug noch niemalen erschauet, derothalben wähn ich, daß dieser Böheimer ein Gerechter ist, dem des Leids in Unrecht geschieht, und einer solchen Oberherrschaft bin ich nicht gewillt zu dienen, die den Geschwächten verfolgt und Pfaffen in Taglegen schilbet. Nehmt zu Handen mein Partsanseien und mein Seitenwehrlein, denn heut noch möcht ich ausziehen aus Costnizens Bann, eh der Rauch walle, der Hussen ersticken und die Feuer lodern, die sein Gebein verzehren sollen.“

So war es Nachmittags fünf Uhr worden, als der Zug mit Hussen dem Seelthörlein zuwallte, in dessen Näh der Brandstoß gebeuget und wohlstaffiret zu schauen war. Drei Blechbläser ritten auf Kohnpferden voran, deren laut Trompetenschmetter fern Volk herbei und aus dem stillsten Kämmerlein ans Fensterleingefims lockete. Wenige Gassaten sind zu Costniz, durch welche nicht der Zug prunkte, denn es dauerte wohl an zwei Stunden der Lauf. Viele weineten, viele spotteten, viele beteten für Hussen. Er selbst sang in zierlichen deutschen Versweisen mit gar erhobener Stimme:

Herr, auf dich will ich vertrauen, hör mein Flehn, schenk mir dein Ohr,  
Laß mich deine Hülfe schauen, zieh mein Herz zu dir empor!  
Sei mein starker Hort und Fels, deines Namens eingedenk,  
Hilf hinweg den Nothstein wägen, daß ich nicht darunter sink!  
Reye wurden mir gestellet, Lodungslamen drein gestreut;  
Aber du hast mir erhellet, der Veruchung Dunkelheit!  
Drum befehl in deine Hände ich, o Herr! dir meinen Geist;  
Sende, mir Erlösten, sende Tröstung wie dein Wort verheißt!  
Sieh, ich bin von Feind umgeben, aller Orten lauert Tod:  
Schmach umwallt mein krankes Leben, wie ein Mantel voller Noth!

Viele schelten mich und scheuen wie ein gräßlich Schesal mich,  
Doch, wie Daniel bei Leuen, trau auf deine Hülfe ich!  
Lasse nicht zu Schanden werden deinen Knecht vor Spöterwuth,  
Vor der Bosheit Schmachgeben, vor des Feuers Höllengluth!  
Ob ich gleich in meinem Jagen mich vor dir verstoßen sah,  
Hast du doch mich wohl getragen, warst du doch mir lieblich nah!  
Sorge, sei drum unversaget, sinkt auch deine Hütt zu Staub,  
Ueberm Grabesdunel taget Licht, das keiner Nacht zum Raub!

Unter solcherlei Christmilder Gebetübung kam Hussen zum Brandpfahl, den er sonder Schauer erschauete und freudiglich die Beuge erstieg, nachdem ihm zuvor zwei Hentershuben sein Kleid vom Leibe gerissen und dafür ein haren Pechhemd umworfen hatten. Eben zu dieser Weil ritt Churfürst Ludwig von der Pfalz heran und mahnete, ja bat gar inständiglich Hussen um Widerruf, damit er nicht brate und verbrenne. Er aber antwortete: „Heute bratet ihr eine magere Gans, aber über hundert Jahren werdet ihr einen Schwan hören singen, den sollt ihr ungebraten lassen und weder Nek noch Rasch wird ihn euch selber fahen.“ Mitleidig und hoher Verwunderung voll, kehrte hierauf der Fürste um. Dann nahmen die Hentershuben naßgemachte Stricke, banden dem Brandopfer Füße und Arme an den Pechpfahl rücklings und stopfeten blirinnig Werg ihm zwischen die Schenkel und den Pfahl und überschütteten ihn dermaßen mit Del, daß es



ihm am Barthhaar unter dem Kinn zusammenröpfelte, worauf er vernehmlich flöhete: „Herr Zebaoth! nimm diese Sünd von ihnen!“ Darnach ward das Reizwerk entzündet an sechs und mehr Orten, weil es aber zu wüthig umstoppet war, so wolte es lang nicht brennen, auch wehete ein stark Lüftlein, wodurch der Gebundene wohl eine halbe Stund todtänglichlich harren mußte, bis ihn der Rauch umwallte. Ein alt Männlein, fast achtzig Jahr läuft zählend, trug ein Büschel Reizig zum Brandhaufen und machte es flammend, warf es dem armen Hussen mit den Worten vor die Füße: „Daß du endelicher zur Hölle fahrest, sei ich dieß Büschli dir zu, du Erzlezerkeiß!“ worauf er ausrief: „O heilige Einfalt!“ Dider, wüßt-

stüftiger Rauch qualmete auf und hüllte den Unglücklichen in schwarze Wolken, aus welchen man ihn dreimalen rufen hörte: „Jesu Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein!“ Hernach wurde er stille, der Rauch dückte sich wieder, und er ward aller Augen sichtbar, aber er hatte das Haupt tief geneiget und war augfällg verendet, eh ein Flämmlein ihn ledete. Nach zwei Stunden war sein Körper verzehret, worauf die Asch zusammengeschaufelt, in ein Stierfell geschüttet und sodann unter Jubelei in den Rhein geworfen ward.

Im klaren Lichte zeigt diese tragische Geschichte die Bosheit und Grausamkeit der Römlinge, aber auch die Leutseligkeit und Standhaftigkeit Derer, die an das Evangelium glauben.

## Am Colorado.

### II.

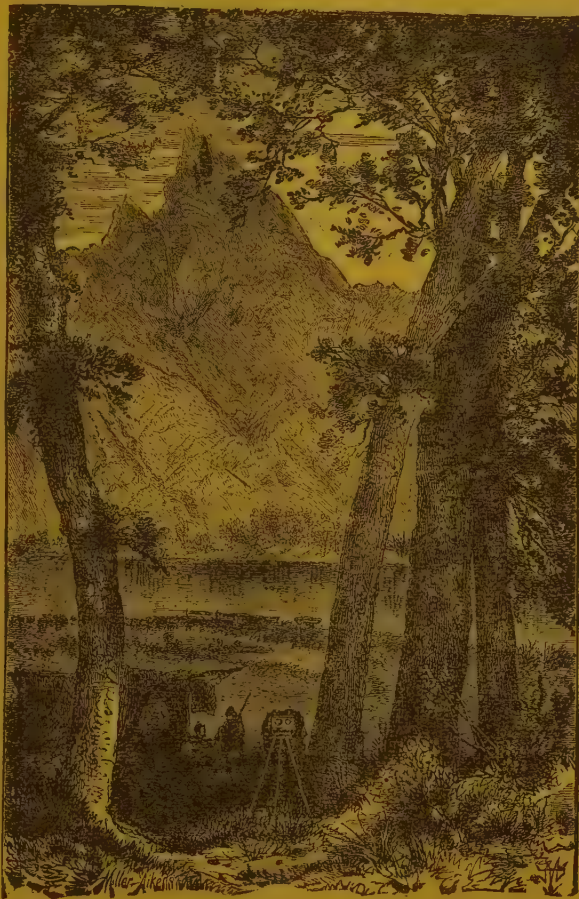
Der Wahrscheinlichkeit nach gehörte das in unserem vorigen Artikel erwähnte Volk der Azteken zu den Feueranbetern, welche ihre Todten verbrannten und den Glauben hegten, daß die Seelen ihrer Verstorbenen mit den sprühenden Funken aufwärts stiegen und in dem Schooß der flammenden Sonne ihren Himmel fanden.

Jene Vermuthung wird bestätigt durch die sogenannten Etusas, in welchen ihre religiöse Gebräuche gefeiert wurden. Diese sind kreisförmig, haben eine Vertiefung in der Mitte des Bodens und zeigen häufig noch Spuren von Altarfeuern. Manchmal sind sie von einer dreifachen Ringmauer umgeben, welche durch strahlenförmige, vom Mittelpunkt ausgehende, die Sonnenstrahlen versinnbildlichende Mauern in einzelne Räume abgetheilt werden, und als Schatzkammer dienen.

In dem McElmo Canon befindet sich eine interessante Ruine, bekannt unter dem Namen Battle-Rock. Ein herabgestürzter ungeheurer erratischer Block ruht auf der Mauer eines stattlichen Vertheidigungswerkes, und beide, Block und Mauer, sind malerisch von wilden Reben umrankt. Auf der unterhalb Battle-Rock gelegenen Felsenterrasse sieht man die Trümmer eines runden Gebäudes, das noch die Enden der Tragbalken von dem Fußboden des zweiten Stockwerks aufweist. Noch weiter unten lehnen sich zerfallene Thürme und mit Wachhol-

der besetzte Mauerreste an die Bergwand, während hoch oben, alles überragend, eine Gruppe dunkler Fichten sich wie eine schwarze Flagge am Himmel abzeichnet. Die ganze Umgebung dieses Platzes ist mit Pfeilspitzen aus Feuerstein übersät, welche in den Felspalten stecken oder sich in den Boden eingeholet haben. Es ist annehmen, daß die Pfeile von einer der Azteken feindlichen Horde herrühren, welche in grauer Vorzeit in das Land einfiel und die reichen Städte des Südens mit Krieg überzog. Nicht weit von Battle-Rock, und ihm an wilder, romantischer Schönheit gleichkommend, liegt Hovenweep-Castle, das Schloß des einsamen Thales. In derselben Gegend, auf den Uferterrassen des Hovenweep, des Dolores und anderer Ströme entdeckte man düstere Todtenstädte, deren Denksteine aus dem nackten Sand der Wüste emporragen. Nach Aussage der gelehrten Entdecker findet man auf diesen Bestattungsplätzen keine Spur von Gräbern, sondern nur Holzbohlen- und Aschenreste, die sich mit dem Sand vermischt haben.

Es läßt sich von selbst denken, daß die Erforschung solcher Länderstriche mit den größten Schwierigkeiten, Entbehrungen und Lebensgefahren verbunden ist. Führen wir schließlich noch Einiges aus dem Bericht des Majors W. Powell an, der wie erwähnt, im Jahre 1869—1874 eine Expedition zur Erforschung des Grand Canon und des ganzen Colorado auf Anregung der Regierung der Ver. Staaten ausrüstete. Mit vier in Chicago erbauten Rähnen, mit allerlei

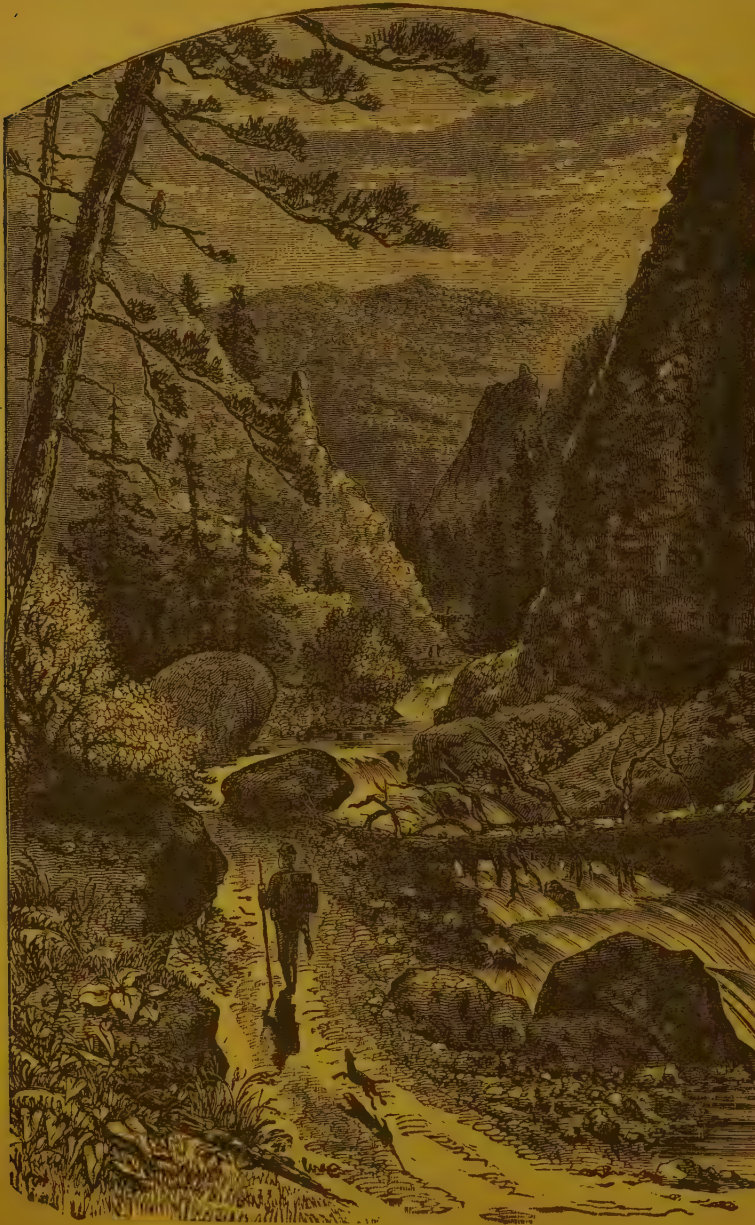


FLAMING GORGE.



Proviand, nebst Kleidern, Decken und Schießbedarf ausgerüstet, und dazu mit den nöthigen wissenschaftlichen Instrumenten versehen, kam die Expedition mit der Union Pacific-Bahn in Green River City an. Sofort wurden die prächtigen Kähne in den schönen Greenfluß hinabgelassen. Dieser vereinigt sich auf der Hochebene von Colorado mit dem Grandfluß und bilden beide von da aus den Colorado.

sie entfernte Bergspitzen, dann waren die Krümmungen wieder so scharf, daß sie nichts als Himmel und Felsen sehen konnten. An vielen Stellen war die Entfernung der gegenüber stehenden Felsenwände kaum zwanzig Fuß. Zuweilen wurde das Thal etwas weiter, und nicht selten wieder mit einigen Pappelbäumen bewachsen. Solche Plätze wurden gewöhnlich zum Nachtquartier ausgesucht.



In dem BOULDER CANON.

Kaum hatte die Expedition die Ketten ihrer Boote gelöst, als schon die Strömung sie ergriff und mit rasender Geschwindigkeit stromabwärts trieb. Bald aber schossen die Rachen auf große Felsstücke zu, und im Ablenken barsten die Ruder. Dann kamen sie in einen Wirbel und die Rachen drehten sich mit unwiderstehlicher Gewalt um. Von Zeit zu Zeit erblickten

turmwunder überhaupt auf den Beschauer ausüben, führen wir die Worte eines deutschen Reisenden an, der vor einigen Jahren von Milwaukee aus den Staat Colorado, Utah, Arizona etc. durchreist hat. Unter Anderm sagt er:

„Doch nicht lange pflogen wir der Ruhe; das Verlangen, einen Blick in die Tiefe des Grand Canon zu werfen, trieb uns

So ging ein Tag um den andern dahin, bis die Reisenden endlich in den „Flaming Gorge“ (siehe Bild) (der Name rührt von dem feuerrothen Felsen her), einfuhren. Einige herum vagabundirende Indianer warnten sie, hinein zu fahren; aber sie zogen eine schlimme Katastrophe einem schimpflichen Aufgeben ihres Planes vor. In dieser engen Schlucht reichte das Wasser von Felsenwand zu Felsenwand, und mit ungeheurer Schnelle trieben die Rachen weiter. Oft drohten sie an hervorragenden Felsen zu zersplittern, und dennoch kamen sie glücklich durch. Der Fluß wurde wieder etwas weiter, aber die Felsenmauern auf beiden Seiten wurden immer höher, so daß die kühnen Forscher nur selten die Sonne zu sehen bekamen. An vielen Plätzen hingen die Felsen oben über den Strom. Da hörten sie in der Ferne ein dumpfes Brausen; behutlich fuhren sie voran, bis sie zu dem Wasserfall kamen. Rückwärts ging es nicht mehr, also vorwärts. Die Rachen wurden ausgeladen und an Stricken über den Fall hinabgelassen; die Gerätschaften aber wurden auf Umwegen hinunter getragen.

Unten angelangt, schiffte sich Major Powell mit seinen Begleitern wieder ein und fuhren weiter. Diefers hatten sie an einem Tage mehrere solcher mit Lebensgefahr verbundenen Experimente durchzumachen. War das Lager wieder aufgeschlagen, die Feuer angezündet und das einfache Mahl genossen, so wurden die nächsten Felsen bestiegen, um einen Ueberblick über die Gegend zu erhaschen und zu sehen, wie weit man vorangekommen sei. — Um den Lesern einen Begriff zu geben, welchen überwältigenden Eindruck diese unvergleichlichen Na-



balb wieder auf und an den Rand der nur wenige hundert Schritt von unserem Lager entfernten Schlucht. Von der ungeheuerlichen Schauerlichkeit dieses Anblicks eine Beschreibung zu geben, sind Worte zu schwach. Von Bewunderung, Entsetzen und Grauen zugleich erfasst, verstummt der Mund. Es ist, als habe die Erde sich aufgethan, um ihre Eingeweide bloßzulegen, als blide man in das offene Grab der Natur. Wie ein Silberfaden blinkend, windet sich schäumend, brausend, ächzend und donnernd der Strom zwischen den Himmelshohen sentrechteten Felswänden hindurch.

Uns den Blick ins Canon in noch schauerlicherer Erhabenheit zu zeigen, zog Nachmittags ein Gewitter herauf, und während es auf der nördlichen Seite der Schlucht, wo wir standen, regnete, lag die uns so nahe gegenüberliegende südliche Seite im hellen Sonnenschein. Einen solchen Blick einmal gethan und in solcher Beleuchtung bei Blitz, Donner und strömenden Regen, bleibt unvergeßlich fürs ganze Leben; er übertrifft an Ungeheuerlichkeit einerseits und Erhabenheit anderseits jedes Phantasiegebilde."

## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenblicke auf Diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren.

Von A. Salmhuber.

### Die Religion des Volks.

Die Berührung mit der Civilisation bringt immer noch neue Sekten hervor, welche es besser machen wollen, als die alten, ohne der Staatsreligion völlig zu entsagen; und dem Volk im Allgemeinen wie auch manchen flachen Sittenlehrern wird es gar nicht schwer, alle die Götzen im Grunde als ganz dieselben Persönlichkeiten vorzufinden, nur daß der Buddhist Buddha nenne, was der Schintoist einen Gott nennt. Ich habe eine japanische Sittenlehre gelesen, in welcher der Schriftsteller wiederholt behauptet, der Buddhismus sei dasselbe, was der Schintoismus und der Confucianismus ist, nur werde dieselbe Sache mit andern Namen genannt. Das Volk sieht die Sache praktisch auch so an, daher es den Leuten gar nicht schwer fällt, bei ganz geringen Anlässen ihre Religion zu wechseln.

Ich könnte hier eine ganze Anzahl Geschichten, welche ich in Religionsbüchern Japans gelesen habe, als Beleg anführen, wie ein Vater z. B. wegen eines Wortes seines kleinen Kindes, ein Mann wegen eines Einfalls seiner Frau, oder ein nach Wahrheit Suchender wegen eines sinnlosen Gedächts eines Priesters seine Religion wechselte; aber die Sache kommt mir doch gar zu läppisch und des Menschen unwürdig vor, als daß ich sie christlichen Lesern sollte vor Augen bringen. Was Wunder, wenn da Leute gleich beim ersten Wort vom Herrn Jesu vorgeben, an ihn zu glauben! Sie halten ihn einfach als einen neuen Gott, den sie ja wohl zu ihren 8 Millionen übrigen hin noch anbeten könnten. Nicht das A n n e h m e n des Glaubens an Jesu ist die Schwierigkeit der Mission, sondern das A b t h u n aller Götzen durch die Annahme des dreieinigen Gottes, das ist der Stein des Anstoßes. Wir haben dem Heiden nicht zu sagen, daß ihm zu dem hin, das er hat, noch etwas fehle — daß ihm noch etwas fehlt, das weiß er selbst; was nothwendig ist, das ist, ihm zu sagen, daß er auf ganz verkehrtem Wege ist, und daß alles was er hat, nichts werth sei. Die Mission muß ein ganz Neues schaffen; es ist so zu sagen nichts da als ein Religionsbedürfnis, welchem auch in Japan eine Art Monotheismus ganz deutlich vor-schwebt. Daran muß nun die christliche Predigt anknüpfen und in aller Geduld und bestimmt demselben die richtige Bahn anweisen. Daß ein Begriff von Monotheismus und gewissermaßen ein Verlangen dafür da ist, das beweist das Entstehen einer neuen buddhistischen Sekte, welche alle Buddhas abschafft außer einem einzigen.

Was im Alterthum die Religionen hauptsächlich unterschied, das war ihre Stellung zu dem Jenseits; dieses ist gewiß auch der Fall mit den japanischen Religionen, weshalb es sehr merkwürdig ist, was ein Japaner selbst, der Ex-Minister Mori, über die drei hauptsächlichsten Religionsbegriffe der Schulen in Japan sagt: „Die B u d d h i s t e n, sagt er, glauben an ein z u k ü n f t i g e s Leben, das sich zu diesem Leben verhält, wie eine Wirkung zur Ursache; die C o n f u c i a n e r an ein g e g e n w ä r t i g e s Leben, geleitet durch menschliche Vernunft; die S c h i n t o i s t e n an ein v e r g a n g e n e s Leben, sofern sie in steter Furcht vor den Todten und in der Verehrung ihres Andenkens hingen."

Ich will nun versuchen, eine möglichst klare Schilderung der drei Hauptreligionen Japans zu geben. Das ist aber keine kleine Aufgabe, ja es ist zweifelhaft, ob eine klare Schilderung hier überhaupt erreicht werden kann. Ich habe persönlich eine Anzahl japanischer Religionsbücher gelesen, konnte aber aus dem Chaos von religiösen, politischen und theatralischen Phrasen absolut kein bestimmtes System herausfinden. Es ist ganz merkwürdig, in welchem Rickard die Gedanken des Japanesen laufen und nach allen Seiten abscweiften; allem Anschein nach bringt er selbst seine Gedanken schließlich nicht mehr zusammen; wie vielweniger wir, die wir eine logische Denkweise von Jugend auf gewöhnt sind. Daher ist es auch nicht zu verwundern, wenn wir nicht recht verstanden werden und es vielen Japanesen unmöglich scheint, unsere Predigten zu verstehen. Dieselbe Erfahrung, welche ich mache, machen auch Solche, welche schon viel weiter im Erforschen der Religionsysteme dieses Landes vorgebrungen sind, als ich, denn ihre Schriften zeugen allenthalben von Unsicherheit und Verwirrung. Die Thatsache ist: Wo kein klares System da ist, kann man auch keines beschreiben; man schwebt mit dem Gegenstand, den man beschreiben will, in der Luft. Von diesem Standpunkt aus unternehme ich es, zunächst von dem Schintoismus zu reden.

Der S c h i n t o i s m u s ist unzweifelhaft die älteste Religion Japans. „In der Mythologie der Japaner ist ‚Dai Nippon‘ das Weltall, von anderen Ländern oder Erdtheilen ist keine Rede. Die Gottheiten sind daher nichts als ins Ungeheuerliche vergrößerte japanische Helden, Eroberer und Regenten, zum Theil Persönlichkeiten, die der Geschichte und nicht nur der Sage angehören. Ja, ihre ganze Schöpfungsgeschichte und Götterlehre läuft darauf hinaus, daß der Mitado, als

Abkömmling und Vertreter der Götter anzusehen und zu verehren ist, welche Himmel und Erde, d. h. eben Japan geschaffen haben. Er heißt Tenno, d. i. Herr oder König des Himmels, und es gibt keine höhere Pflicht, als ihm zu gehorchen. Das ist eigentlich der Kern der alten japanischen Religion, die von den Eingebornen selbst als *Kami no mitschi*, d. h. Weg oder Lehre der Götter, und von den Chinesen mit dem Namen *Schinto* bezeichnet wird, was dasselbe bedeutet, und woraus man im Abendland „Schintoismus“ gemacht hat. Die Hauptgrundsätze dieser Religion, wie sie noch im Jahr 1872 durch das japanische Ministerium für geistliche Angelegenheiten formulirt und im ganzen Lande proclamirt wurden, lauten also: 1. Du sollst die Götter ehren und dein Vaterland lieben. 2. Du sollst die himmlischen Grundsätze und die menschlichen Pflichten recht verstehen. 3. Du sollst den Mikado als deinen Herrn verehren und seiner Regierung unterthan sein.“

Wenig sagt ein anderer Schriftsteller: „Die eigentliche Urreligion von Japan, der Schintoismus, von dem wir übrigens bis auf den heutigen Tag noch sehr wenig wissen, und welcher durch die Einführung des Buddhismus nicht nur an äußerer Macht, sondern auch an innerem Werth bedeutende Einbuße erlitten zu haben scheint, ist nichts als ein buntes Durcheinander von allerlei abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen. Wahrscheinlich liegt ihm ein einfacher Naturecultus zu Grunde, an dessen Stelle aber im Laufe der Zeit immer ausschließlicher die Verehrung der Ahnen, der Kaiser und der sogenannten Kamis oder Götter getreten ist, so daß es manchen Beobachtern schon vorgekommen ist, wie wenn diese ganze Religion im Grunde nichts als ein auf weltlichen Klugheitsregeln aufgebautes System einer staatsvergötternden Sittlichkeit wäre. Aber so dürfte es doch erst durch den Einfluß des aus China eingeführten Konfucianismus geworden sein.“

Hiermit stimmt überein, was ein „japanischer Student“ sagt, wenn er in einem Schreiben an die „Times“ sich darauf einläßt, seine Landesreligion zu charakterisiren. In gefälligerem Styl läßt er sich also vernehmen: „Unsere Volksreligion unterscheidet sich von jeder Form des Christenthums durch den einen wesentlichen Zug: Daß ihre Lehren die Grundlage der Unterthanenpflicht bilden, welche jeder Japaner seinem Souverän schuldet. Wir glauben, daß der Mikado von göttlicher Abkunft ist, und vermöge dieser seiner Abstammung als Tenno, Himmelssohn, spricht er unsern Gehorsam und unsere Ergebenheit an. (Die japanische Götterlehre läßt den ersten Mikado einen Sohn der Göttin Ama-terasu-kami oder Lichtgöttin sein. A. S.) Unsere Tempel und unsere gottesdienstlichen Einrichtungen ruhen auf dieser Grundlage und sind der Ausdruck dieses Glaubens; Alle also, welche von demselben offen abweichen, sprechen eben damit die Erschlaffung oder gar Aufhebung ihrer Unterthanenpflicht gegen Regierung und Gesetz aus. Daher schreibt es sich, daß das Bekenntniß einer auswärtigen Religion seit langer Zeit für ein todeswürdiges Verbrechen gegolten hat, und unsere Geschichte lehrt uns, daß wir guten Grund hatten, dasselbe in diesem Lichte anzusehen.“ Hier haben wir ein offenes Geständniß von einem Japanesen selbst, was der Schintoismus in seinem inneren Wesen eigentlich ist — ein politisches System, welches durch einen Anflug von Religion geweiht und durch die geheime Macht derselben befestigt werden soll. Spricht dieser

„Student“ auch nicht direct vom Schintoismus, so meint er doch nur ihn, wenn er von „Volksreligion“ redet.

Im Folgenden führe ich dem Leser eine Beschreibung des Schintoismus vor, welche aus der Feder eines Mannes geflossen ist, der gerne kühn und scharf zeichnet. Er sagt z. B., die Wallfahrten bringen dem Japanesen Sündenvergebung, während ich bezweifle, ob ein Schintoist überhaupt etwas von Sündenvergebung weiß, geschweige darnach verlangt. Ich habe noch nie in einer japanisch-heidnischen Schrift das Wort „Sündenvergebung“ angetroffen, und bin der Meinung, daß erst das Christenthum diesen Begriff in die japanische Sprache eingeführt hat. Der Buddhismus hat allerdings manche Worte aus dem Sanskrit herübergenommen und verwendet sie nun in japanisch-chinesischen Lauten zur Bezeichnung religiöser Dinge; sie sind aber dem Nicht-Priester vollständig unverständlich. Der Schintoismus kennt aber auch diese Bezeichnungen nicht. Nachdem ich mir diese Bemerkung erlaubt habe, citire ich wörtlich, wie folgt: „Der ursprüngliche, obwohl nun mit vielen fremden (namentlich chinesischen) Elementen vermischte Glaube des Reichs ist die Schinto-Religion. Sie ist ein dunkles Gewebe von märchenhaften Sagen, deren phantastische Ausbildung eine Welt von acht Millionen Göttern ausgeboren hat und ohne allen Einfluß auf die Hebung der öffentlichen Sittlichkeit geblieben ist. Zwei höchste Geister, ein männlicher und ein weiblicher, von Sonne und Mond entsprossen, Stifter der japanischen Dynastien, werden im Symbol der höchsten Reinheit — im Spiegel — angebetet, aber nicht als in Tempeln wohnend gedacht. Der geistliche Kaiser ist Abkömmling derselben und wird somit als irdische Gottheit verehrt. Auf zweiter Stufe stehen die Geister der verstorbenen Helden und Heldinnen (Kami), welche der geistliche Kaiser zu Göttern erklärt hat. Nur sie werden in Tempeln verehrt. Die Seelen tugendhafter Menschen lösen sich nach dem Tode in das allgemeine Weltleben auf, die der lasterhaften wandern in Thierkörper, namentlich in den als eine Verkörperung des Bösen verabscheuten Fuchs. Neuere Beobachtung der Gesetze der Natur und der Obrigkeit sind die wichtigsten religiösen Vorschriften. Dazu kommt Enthaltung von Blut, von Fleischspeisen und von Weiden. Auch Beobachtung der Feste, Wallfahrten nach heiligen Orten und Kasteiung des Leibes gehört zum religiösen Leben. An den Festen und Tempeltagen badet man sich und geht in reinem Kleide zum Tempel, wäscht sich im Vorhof die Hände, geht mit niedergeschlagenen Augen auf die Vorhalle des Tempels, betet, wirft ein Almosen in den Opferkasten, schlägt an eine dort aufgehängte Glocke, geht nach Hause und vergnügt sich den Nachmittag. Die Wallfahrten, zu denen jeder Japanese verbunden ist, bringen Sündenvergebung, Seligkeit nach dem Tod und mancherlei zeitliche Wohlfahrt. Während die Oberpriester, sowie die unter ihnen stehenden Priester zweiten Rangs unverheirathet sind, sind die eigentlichen Tempeldiener nicht Priester, sondern weltliche, verheirathete Personen. Beim Dienste tragen sie weite weiße oder gelbe Chorröcke über den gewöhnlichen Kleidern. Sie besorgen den Tempeldienst, die Hochzeiten und Begräbnisse und werden für letzteres vom Volke bezahlt. Dies ist im Allgemeinen der Schinto-Dienst, der die eigentliche Volksreligion ist, wozu auch der Kaiser als Oberhaupt sich bekennt.“

(Fortsetzung folgt.)



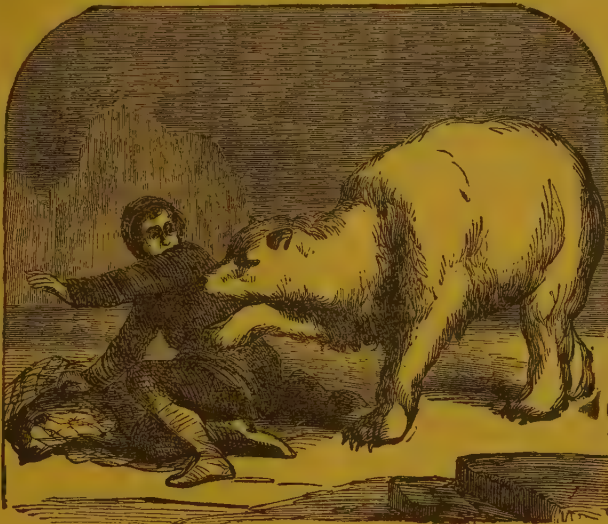
## Aus dem Leben des Eisbären.

Die Bewegungen des Eisbären sind im ganzen plump, aber ausdauernd im höchsten Grade. Dies zeigt sich zumal beim Schwimmen, in welchem der Eisbär seine Meisterschaft an den Tag legt. Die Geschwindigkeit, mit welcher er sich Stunden lang gleichmäßig und ohne Beschwerde im Wasser bewegt, wird auf drei englische Meilen in der Stunde geschätzt. Die große Menge seines Fettes kommt ihm vortreflich zu Statten, da es das eigen Gewicht seines Leibes so ziemlich dem des Wassers gleich stellt. Man sah ihn schon vierzig Meilen weit von jedem Lande entfernt im freien Wasser schwimmen, und wird deshalb vermuthet, daß er Stunde oder Straßen von mehreren hundert Meilen ohne Gefahr zu übersetzen vermag. Ebenso ausgezeichnet, wie er sich auf der Oberfläche des Wassers bewegt, versteht er zu tauchen. Man hat beobachtet, daß er Lachse aus der See geholt hat, und daß nach diesem seine Tauchfähigkeit allerdings im höchsten Grade zu bewundern ist. Daß er oft lange Zeit nur auf Fischnahrung angewiesen ist, unterliegt gar keinem Zweifel, und hieraus geht also hervor, daß er mit mindestens derselben Schnelligkeit schwimmt, wie der behende, gewandte Fischotter. Auch auf dem Lande ist er keineswegs so unbeholfen, ungeschickt und plump, als es den Anschein hat. Sein gewöhnlicher Gang ist zwar langsam und bedächtig, allein wenn er von Gefahr gebrängt oder von Hunger angetrieben wird, läuft er sprunghaft sehr rasch und kommt jedem andern Säugethiere, welches sich auf dem Eis bewegt, und somit auch dem Menschen, leicht zuvor. Dabei sind seine Sinne ausnehmend scharf, besonders das Gesicht und der Geruch.

Die Nahrung des Eisbären besteht aus fast allen Thieren, welche das Meer oder die armen Küsten seiner Heimath bieten. Seine furchtbare Stärke, welche die aller übrigen bärenartige Raubthiere noch erheblich übertrifft und die erwähnte Gewandtheit im Wasser, machen es ihm ziemlich leicht sich zu versorgen. Ohne Mühe bricht er mit seinen Krallen große Löcher durch das dicke Eis, um an Stellen, welche ihm sonst unzugänglich waren, in die Tiefe gelangen zu können; ohne Beschwerde trägt er ein großes und schweres Meerthier unter Umständen Meilen weit mit sich fort. Seehunde verschiedener Art bilden sein bevorzugtes Jagdwild, und er ist schlau und geschickt genug, diese klugen und behenden Thiere zu erlegen. Wenn er eine Robbe von fern erblickt, senkt er sich still und geräuschlos ins Meer, schwimmt gegen den Wind ihr zu, nähert sich ihr mit der größten Stille und taucht plötzlich von unten nach dem Thiere auf, welches nun regelmäßig seine Beute wird.

Abweichend von anderen Bären schlägt er nicht mit den

Pranken, sondern tödtet durch Bisse, spielt mit der Beute wie die Katze mit der Maus und frißt erst, wenn sie sich nicht mehr regt. Was frißt er ebenso gern wie frisches Fleisch, soll auch nicht einmal den Leichnam eines andern Eisbären verschmähen. In den Meeren, welche von Robbenschlägern und Wallfischfängern besucht werden, bilden die todtten Seehunde und Wale ein vorzügliches Nahrungsmittel für ihn. Dabei hat man die Beobachtung gemacht, daß diejenigen Bären, welche viel Wallfischfleisch fressen, das gelblichste Fell haben, jedenfalls in Folge des reichlichen Thrans, den sie mit dem Fleische verzehren müssen. Einem Menschen geht er, so lange er nicht gereizt oder von wüthendem Hunger gepeinigt wird, in der Regel aus dem Wege, doch ist auf diese vermeintliche Furcht des Thieres vor dem Herrn der Erde nicht viel zu geben. „Ich habe“, versichert der Polarfahrer Brown, „viele Grönländer kennen gelernt, denen er, während sie auf Seehunde lauerten, plötzlich seine raue Pranke auf die Schulter legte. Die Leute retteten sich dadurch, daß sie sich todt stellten und dem Eisbären, während er zunächst noch sein erträumtes Opfer betrachtete, einen tödtlichen Schuß beibrachten.“ Gereizt und zum Kampfe aufgefordert, hält er jeder Zeit Stand und kehrt sich gegen den Feind, ist dann auch unbedingt der furchtbarste aller Thiere, welches in jenen hohen Breiten dem Menschen entgegen treten kann. Nur seine tödtliche Verwundung kann den Verwunden retten, welcher ihn den Fehdehandschuh hinzuworfen wagt. Schüsse,



welche nicht das Herz oder den Kopf treffen, reizen nur die Haut des Niesen und vermehren somit die Gefahr. Eine Lanze weiß er geschickt mit seinen Zähnen zu fassen, und beißt er entweder entzwei oder reißt sie dem Gegner aus der Hand. Man erzählt sich viele Unglücksfälle, welche durch ihn herbeigeführt worden sind, und gar mancher Wallfischfänger hat die Tollkühnheit, einen Eisbären bekämpfen zu wollen, mit seinem Leben bezahlen müssen.

Ein trauriger Vorfall ereignete sich mit einem Matrosen eines Schiffes, welches in der Davis Straße vom Eise eingeschlossen war. Wahrscheinlich durch den Geruch der Lebensmittel angelockt, kam ein dreister Bär endlich bis dicht an das Schiff heran. Die Leute waren gerade mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, und selbst die Deckwache nahm daran Theil. Da bemerkte ein verwagener Bursche zufällig den Bären, bewaffnete sich rasch mit einer Stange und sprang in der Absicht auf das Eis hinaus, die Ehre davon zu tragen, einen so übermüthigen Gast zu demüthigen. Aber der Bär achtete wenig auf die elende Waffe, packte, weil er durch Hunger gereizt, seinen Gegner sofort mit den furchtbaren Zähnen im Rücken und trug

ihn mit solcher Schnelligkeit davon, daß Raubthier und Matrose schon weit entfernt waren, als die Gefährten von seinem Geschrei herbeigezogen, ihm zu Hülfe eilen wollten.

Ein anderes Beispiel eines unklugen Angriffs gegen einen Bären theilt der Capitän Monroe mit, dessen Schiff im grönländischen Meere vor Anker lag. Einer von der Mannschaft des Schiffes, welcher aus der Rummflasche wohl gerade besondern Muth sich geholt hatte, machte sich anheischig, einem in der Nähe des Schiffes erschienenen Bären nachzusehen. Bloss mit einer Wallfischlanze bewaffnet, ging er zu seiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beschwerlicher Weg von ungefähr einer halben Stunde über lockern Schnee und scharfen Eisblöcken brachte ihn in unmittelbare Nähe seines Feindes, welcher zu seinem Erstaunen, ihn unerwartet anblickte und zum Kampf herauszufordern schien. Sein Muth hatte unterdessen sehr abgenommen, theils weil der Geist des Rums unterwegs verdunstet war, theils weil der Bär nicht nur keine Furcht verrieth, sondern selbst eine drohende Miene annahm. Unser Matrose hielt daher an und schwang seine Lanze ein Paar Mal hin und her, so daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder sich vertheidigen wollte.

Der Bär stand auch still. Vergebens suchte der Abenteurer sich ein Herz zu fassen, um den Angriff zu beginnen, sein Gegner war zu furchtbar und sein Ansehen zu schrecklich; vergebens fing er an ihn durch Schreien und mit der Lanze zu bedrohen; der Feind verstand das entweder nicht oder verachtete solche leere Drohung und blieb hartnäckig auf seinem Platze. Schon fingen die Kniee des armen Schluders an zu wanken, und die Lanze zitterte in seiner Hand, aber die Furcht von seinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Ein-

fluß auf ihn, er wagte nicht zurückzugehen. Der Eisbär hingegen begann mit der verwegensten Dreistigkeit vorzugehen. Seine Annäherung und sein ungeschlächtes Wesen löschten den letzten noch glimmenden Funken von Muth bei dem Matrosen aus; er wandte sich um und floh. Der Bär holte den Flüchtling bald ein. Dieser warf die Lanze, sein einziges Vertheidigungsmittel, weil sie ihn im Laufen beschwerte, von sich und lief weiter. Glücklicher Weise zog die Waffe die Aufmerksamkeit des Bären auf sich; er stuzte, betastete sie mit seinen Pfoten, biß hinein und setzte erst hierauf seine Verfolgung fort. Schon war er dem leuchtenden Ausreißer auf den Fersen, als dieser in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, wie die Lanze sie gehabt hatte, einen Handschuh fallen ließ. Die List



gefangen, und während der Bär wieder stehen blieb, um diesen zu untersuchen, gewann der Flüchtling einen guten Vorsprung. Der Bär setzte ihm nun mit der drohendsten Beharrlichkeit nach, obgleich er noch einmal durch den andern Handschuh und zuletzt durch den Hut aufgehalten wurde, würde ihn auch ohne Zweifel zu seinem Schlachtopfer gemacht haben, wenn nicht die andern Matrosen, als sie sahen, daß die Sache eine so ernste Wendung genommen

hatte, zu seiner Rettung herbeigeeilt wären. Die Reihe der kleinen Mannschaft öffnete dem Freunde einen Durchgang und schloß sich dann wieder, um den verwegenen Feind zu empfangen. Dieser fand es jedoch unter so veränderten Umständen nicht für gut, den Angriff zu unternehmen, stand still, schien einen Augenblick zu überlegen, was zu thun wäre, und trat dann einen ehrenvollen Rückzug an. D.

(Schluß folgt.)

## Aus Texas.

Von Daniel Kreh.

Lieber Magazinmann! — Grüß dich Gott. Du wirst Dich noch erinnern, daß bei deiner Abreise von der Stadt S. zu deinem neuen, schönen Beruf, ein Bruder Dir die etwas ironisch lautende Ermahnung: „Mach' das Magazin nicht zu fromm,“ mit auf den Weg gab, welches gewiß auch seine Bedeutung hat. Unsere Zeitschriften sollten bestimmt alle recht fromm sein und blei-

ben. Und ich denke, daß war auch der Sinn jener Bemerkung. Für diejenigen deiner Leser, die nie in Texas waren, wird, was ich schreibe, in etwa neu sein.

Seit ich hier bin, denke ich oft an die in der Weltgeschichte erwähnten orientalischen Nomadenstämme, die mit ihren Viehherden vor Jahrtausenden in den fruchtbaren Thälern und auf den wüsten Steppen des Morgenlandes umher zogen.



Auch an den Reichthum Abrahams und Isaaks, besonders an Jakob, als er mit seinen Heerden auf der Heimreise von Mesopotamien war, die ganze Nacht im Gebet mit Gott rang und sodann mit göttlicher Kraft ausgerüstet, seinem zornigen und Mordgedanken hegenden Bruder Esau begegnen konnte, nicht um sich mit fleischlichen Waffen mit ihm zu schlagen, sondern um ihm mit der Alles überwindenden Waffe, mit der Liebe, die stärker ist, als der Tod, zu begegnen, wie es bei allen ertörenden, leiblichen und geistlichen Brüdern stets geschehen sollte.—Das Land in Texas an sich selbst bietet, namentlich zur Viehzucht, manche Vortheile. Für einmal, weil noch so große Strecken uncultivirt daliegen. Und eben weil bisher die Viehzucht Hauptsache bildete, liegt noch so vieles Land unbebaut. Allmählig aber wird dem Ackerbau auch mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Landeigentümer haben oft viele hundert Acker in einer Umzäunung, von den deutschen „Paster“ (pasture) genannt.

Wer unbekannt ist und an einen solchen Zaun kommt, der stellt sich vor, nicht weit ab müsse das Haus des Grundeigenthümers sein, wo er eine Herberge finden kann, aber gewöhnlich findet er sich getäuscht; denn oft kann man den ganzen Tag lang einem solchen Zaun entlang reisen, ohne ein Wohnhaus zu finden. Theilweise ist das Land des Bebauens fähig, theilweise aber sehr bergig und felsig, mit etwas lockerem Boden oben drauf. Alles gibt gutes Weideland, wenn der liebe Gott Regen genug schenkt.

Ein anderer Vortheil ist der, daß der Winter, im Vergleich zum Norden nur leicht ist, weshalb das Vieh wenig extra Fütterung und Stallung braucht, wenigstens oft nicht viel bekommt. Es hat sich aber schon bestätigt, daß Solche, die ihr Vieh im Winter pflegen, dabei viel profitieren; denn in Folge manchmal eintretender großer Trockenheit im Sommer, da dann das Gras rar wird, und den hier im Winter sich einfstellenden sogenannten kalten „Norder“, welche das südliche dünne Blut in den Adern von Menschen und Thieren erstarren machen, geht viel Vieh zu Grund. So geht dann der „Knoschenfammer“ mit seinem Wagen hinaus und sammelt die Ueberreste und verkauft sie. Wasser ist in manchen Gegenden reichlich vorhanden, während man in andern meilenweit reisen kann, ohne eine Quelle oder ein fließendes Bächlein zu finden. Wo dies der Fall ist, wird dem Mangel abgeholfen durch Ausgraben von großen Tiefen, welche sich während der Regenzeit anfüllen und die man „Wasserslöcher“ (Teiche) nennt. Zu diesen strömt dann das Vieh meilenweit herbei, um seinen Durst zu stillen. Die Viehzüchter beuten ihre Vortheile möglichst aus, indem sie große Heerden halten. Es ist eine gewöhnliche Sache, Männer zu treffen, von denen jeder fünf- bis zwanzig bis fünfzig Pferde und Esel, vierzig und noch mehr Kühe, hunderte Stück von jüngerem Vieh und dabei noch viele Schafe besitzt. Fast Alle haben aber in kleinem Maßstab begonnen und mit der Zeit haben sich ihre Heerden vermehrt. Nicht weit von der Stadt San Antonio soll eine sheep range sein, die aus viertausend Schafen besteht, alle Eigenthum eines Mannes. Wie im Orient, muß ein Hirte die Heerde hüten, damit ihr keinen Schaden zugefügt und sie nicht in der Wüste verloren geht. Auf meinen Reisen hatte ich Gelegenheit eine

solche große Schafheerde mit ihrem Hirten zu beobachten. Des Morgens führt er sie aus zur Weide und des Abends wieder zurück in den „Schafstall“ — ein gut eingezäunter Hof. Sie folgen dem Hirten, denn sie kennen seine Stimme. Einem Miethling aber folgen sie nicht, denn sie kennen seine Stimme nicht. Auch bemerkte ich, daß etliche Schafe und Lämmer lahm waren und nur mühsam sich den übrigen nachschleppen konnten. Da dachte ich: „Solche Lahme gibt's auch in der Heerde Jesu?“ Durch ihre eigene Schuld sind sie lahm geworden, haben etwa eine anklebende Sünde, als Weltliebe, Hochmuth, aufbrausendes, zorniges Gemüth, Trägheit im Dienste Gottes und dergleichen mehr, wovon sie von ihrem Hirten nicht geheilt sind, weil sie sich nicht wollen heilen lassen. Nur mit Mühe schleppen sie sich den Andern Gesunden nach, müssen oft auch von Letzteren getragen werden, damit sie sich nicht verlieren und ganz zu Grunde gehen. Sollte aber der Wolf, der höllische Wolf, in eine solche Heerde kommen, solche „Lahme“ würden ihm am seltensten enttrinnen, besonders wenn sie von der Heerde weg und hinten nach hinten, wo sie der Hirte nicht schützen kann. „Armes, lahmes Schäflein! Laß dich doch von deinem Schaden durch die Alles vermögende Kunst deines treuen Hirten heilen! Er thut es ja gerne und umsonst. Ich hatte hier Gelegenheit Joh. 10. besser als je zuvor verstehen zu lernen.

Die Vieharten in Texas sind im Durchschnitt eigenthümlich. Schon im Norden sah ich von den berühmten „Texas steers“, welche man bei hunderten dorthin schickt und verkauft. An Größe kommen sie denen des Nordens ziemlich gleich, auch in der Farbe mit etwas Ausnahme, indem ein großer Theil gelblich aussieht. Was sie besonders kennzeichnet, sind die ungeheuer langen, weit auseinander stehenden, zuerst ein wenig vorwärts, dann rückwärts gebogenen spitzen Hörner, welche ihnen ein wildes Aussehen geben, so daß, wenn man denselben auf offener Prämie begegnet, oder wenn sie schaarenweis durchs Gebüsch daher gestürmt kommen, man vor deren Anblick beinahe erschrickt und meint, es könnten von den wilden „Mustangs“ — Walddochsen — sein. Es kommen auch Fälle vor, wo Texasvieh sich verläuft und mit der Zeit verwildert, so daß es wirklich kaum gebändigt werden kann, wenn es auch eingefangen wird. Früher soll es ganze Heerden solchen wilden Viehs in Texas gegeben haben, welche, wenn sie Menschen ansichtig wurden, sich wie der Blitz zerstreuten. Pferde sind auch anderer Art, als im Norden. Im Durchschnitt sind sie viel kleiner und haben nicht dieselbe Kraft und Ausdauer, doch können sie, wie es bei allem Texas Vieh der Fall ist, das Klima am besten ertragen, welches bei den vom Norden importirten nicht so ist, es sei denn, man pflegt sie zuerst sorgfältig und läßt sie sich nach und nach mit den hiesigen leicht vermischen. Maulesel und die sogenannten „Steiniesel“ sind zahlreich hier. Erstere haben den größten Theil der schweren Arbeit zu thun, indem sie fast nicht „todt zu machen“ sind.

Will nun für dies Mal abbrechen. Wenn es der Editor erlaubt, so will ich nächstens etwas über den Werth des Viehes, die sonderbare Weise, wie ein jeder Farmer das seine kennt unter den vielen Tausenden, wie er es auf der weiten Prairie zusammen bringt u. noch weiter sagen. (Nur zu! — E d r.)

## Seelenfrieden.

Laß, o Welt, o Laß mich sein,  
Zieh mich nicht in deine Kreise,  
Laß mich fern von dir allein  
Leben still nach meiner Weise!

Locke nicht mit Liebesgaben,  
Denn sie reizen mich nicht mehr;  
Luft und Leid hab ich begraben  
Tief in einem stillen Meer.

Laß dies Herz alleine haben,  
Was ihm einzig lieb und werth,  
Was, o Welt, statt deiner Gaben  
Ihm ein gütiger Gott beschert.

## Biblische Städte.

Von H. Cordes.

**D**amaskus ist von allen jetzt noch bestehenden Städten, welche mit der Geschichte der hl. Schrift in Verbindung kommen, die älteste. Babylon und Ninive sind aus der Geschichte verschwunden, Tyrus und Sidon sind zu einsamen Dörtern geworden. Jerusalem gleicht einem Trümmerhaufen; aber Damaskus ist noch heute eine regsame, volkreiche Stadt. Schon Abraham, wie wir annehmen dürfen, wanderte durch ihre Gassen; denn wie uns 1. Mose 14, 15. berichtet wird war dieselbe zu seiner Zeit bereits eine Stadt. Nach Josephus ist sie von Uz dem Sohne Arams gegründet worden, und hat also dem Wechsel und den Erschütterungen der Zeit 4000 Jahre widerstanden.

Damaskus ist die Hauptstadt von Syrien. Sie liegt 2100 Fuß über dem Meeresspiegel in einer prächtigen Ebene am Fuße des Antilibanon, ungefähr 200 Meilen in nordöstlicher Richtung von Jerusalem. Wegen der schönen Lage und herrlichen Ansicht wird sie von den Morgenländern „Das Paradies auf Erden“ genannt.

Sogar der Kaiser Julian bezeichnete dieselbe als das Auge des ganzen Orients. Die Stadt und ihre Umgebung wird von den klaren, rauschenden Strömen Amanana und Pharphar reichlich bewässert und fruchtbar gemacht. Aus dem Amanana wird das Wasser durch Kanäle in die Stadt geleitet und daselbst auf verschiedene Weise gebraucht. Dem Kenner nach betrachtet, konnte also der ausfägige Naeman mit Recht sagen, als ihm Elisa ansagte, er solle sich sieben Mal im Jordan waschen: „Sind nicht die Wasser Amanana und Pharphar zu Damaskus besser, denn alle Wasser in Israel?“ Nähert man sich der Stadt vom Westen aus, so windet sich der Weg durch die kah-

len, unfruchtbaren Einöden des Antilibanon. Bei Ueberschreitung der letzten Bergeshöhe aber breitet sich plötzlich die ganze Ebene Ghutah mit der Stadt in ihrer Herrlichkeit vor den Augen des Reisenden aus. Einen angenehmeren Wechsel

kann es für einen Wanderer wohl kaum geben, als er sich ihm hier darbietet. Aus einer unbelebten, ja peinlichen Einsamkeit tritt er auf einmal in eine Welt voll regen Lebens, wo ihn plätschernde Bächlein, schattige Wälder und singende Vögel umgeben. Dr. Baumann schreibt hierüber: „Auf einem Vorsprung des Gebirges hatten wir unsere letzte und beste Ansicht von Damaskus. Häuser, Tempel und Thürme erschienen fast weiß wie Schnee. In der reinen sonnigen Morgenluft leuchteten seine rohen Lehm-Mauern und schlichten Wohnungen in einem makellosen Glanze.

Umgeben von blühenden Gärten, von wogenden Getreidefluren und Bäumen, deren grüne Wipfel mit den weißen Minaretten um die Wette aufwärts streben, bietet die Stadt einen

Anblick dar, den man nicht leicht vergessen wird.“

Aller Wahrscheinlichkeit nach war es auf einer von diesen Bergeshöhen, wo der große Heidenapostel Paulus erweckt wurde. Als er dieses Weges zog und mit Mordgedanken umging wurde aus dem schneubenden Saulus ein geduldiger Paulus. Die Geschichte erzählt, als er na-

he zur Stadt kam und die Sonne in ihrem vollen Mittagsglanze schien, umleuchtete ihn ein den Sonnenglanz weit überstrahlendes Licht vom Himmel und eine Stimme sprach: „Saul, Saul! Warum verfolgst du mich?“ Der Heiland offenbarte sich ihm hier in seiner Gnade, und Paulus wurde ein eifriger Knecht Christi. Die Geschichte erzählt, daß Mo-



Damaskus.



Sichem.



hamed von hier aus sich Damaskus beschaute, und nachdem er es einmal gesehen, es nicht wieder anzuschauen wagte, sondern sich mit den Worten hinwegwandre: „Der Mensch kann nur ein Paradies haben, und das meinige ist droben.“ Die eigentliche Stadt hat einen Umfang von ungefähr 6 Meilen. Sie ist von einem großen Park und einer Mauer mit sechs Thoren umgeben. Diesem äußeren Glanze entspricht jedoch das Innere Ansehen bei weitem nicht. Die Straßen der Stadt sind eng und krumm, voll Staub, Schmutz und hungriger Hunde. Die schönste, breiteste und längste Straße ist die in der Psfig. 9, 11. erwähnte „richtige,“ in welcher man noch das Haus zeigt, worin der Apostel Paulus eingekerkert war. Die Häuser gleichen von Außen eher einem zusammen geworfenen Haufen von Lehm, Steine und Holz, sind jedoch im Innern prachtvoll geschmückt. Die Zahl ihrer Einwohner beläuft sich von 120—150,000, welche meistens der mohamedanischen Religion angehören. In Verbindung mit den Drusen machten die Mohamedaner im Jahre 1860 Damaskus zum Schauplatz einer furchtbaren Christenverfolgung. Die christliche Kirche setzt jedoch auch hier das Missionswerk fort. Möge es gelingen die Einwohner dieser uralten Stadt unter den Einfluß des Christenthums zu bringen!

**S i c h e m.**—Wenn wir von Jerusalem die Straße verfolgen, welche gerade nördlich nach Nazareth führt, so gelangen wir auf halbem Wege nach Zurücklegung von etwa 45 Meilen in die schöne aus der hl. Geschichte so wohl bekannte Stadt Sichem. Ihre Lage in dem engen 1500 Fuß breitem Thale Nabulus, welches sich von südosten nach nordwesten zwischen den Bergen Ebal und Garizim hinzieht ist höchst romantisch. Der Ebal liegt nördlich und erhebt hier majestätisch sein Haupt etwa 800 Fuß über dieselbe. Unter den breiten Schultern dieses Berges scheint die Stadt vor den Stürmen geborgen zu sein. Der von den Juden und Samaritanern so heilig gehaltene Berg Garizim ragt mit seinen steilen und rauhen Felswänden auf ihrer Südseite empor; so daß die Stadt von beiden Seiten wie eingemauert dasteht. Reisende erzählen, daß in der Stille des Abends die Worte eines Redners von diesen Bergen das Thal mit einem seltsamen Echo erfüllen. Es muß daher eine erhabene Scene gewesen sein, wie zwischen diesen beiden Bergen das ganze Volk Israel versammelt war und auf den ihm verkündigten Segen und Fluch lauschte. Droben auf den Bergen standen die Leviten und erhoben einmütig ihre Stimmen mit aller Kraft und verkündigten das Gesetz. Während das Echo sich vom Berge durch das Thal wälzte, wurde die göttliche Proclamation von dem Volke mit einem donnern-

den „Amen“ erwidert. Wahrlich eine Versammlung sondergleichen!—Eine halbe Stunde südöstlich von der Stadt breitet sich die schöne, fruchtbare Ebene von Mukna mit ihren reizenden Feldern aus. Dieselbe wird von allen Reisenden mit Bewunderung angestaunt. In und kurz nach der Regenzeit gleicht die ganze Ebene einem wogenden Meere von Grün. Hier trifft man die schönsten Gärten voll von duftenden Blumen und Gemüsen. Ueberall sprudeln die belebenden köstlichen Wasserquellen krystallenhell aus dem Boden und fließen in rauschenden Gießbächen beides dem mittelländischen und todtten Meere zu. Auch Feigen, Mandeln, Aprikosen, Orangen und Granatäpfel sind in Fülle vorhanden, so daß Sichem wie behauptet wird, an Fruchtbarkeit und Schönheit mit den sogenannten paradiesischen Gegenden des Nilstromes zu wetteifern vermag. Bewegt man sich von der Stadt in nördlicher Richtung so gelangt man nach Zurücklegung von sechs Meilen zu den Ruinen der alten Stadt Samaria. Auf dem Wege dorthin wechseln murmelnde Bäche, schattige Fruchthaine, blühende Felder und rauhe Hügel mit einander ab.

Aber nicht nur wegen seiner Lage, Schönheit und Fruchtbarkeit ist Sichem ein so bedeutungsvoller Ort, sondern er wird dem Bibelleser besonders wichtig wegen der vielen biblischen Thatfachen, die sich daran knüpfen. In Sichem war es, wo der Herr zuerst dem Abraham erschien, nachdem derselbe das verheißene Land betrat; dort legte er Fürbitte ein für die gottlosen Städte Sodom und Gomorra; dort bergrub Jakob alle fremden Götter, Ohrenspangen und unreinen Kleider seines Hauses; dort ruhen auch die Gebeine des frommen und keuschen Josephs. Zur Zeit Josuas wurde Sichem zur priesterlichen Freistadt erhoben. Nach Gideons Tod wurde hier der Brudermörder Abimelech zum Könige gesalbt, welcher aber kurze Zeit darnach die ganze Stadt zerstörte und deren Einwohner umbrachte. Unter dem Könige Rehabeam fand hier die Theilung des Reiches Israels in zwei Theile statt. Jerobeam erwählte hierauf Sichem für eine kurze Zeit als Residenzstadt. Nach dem babylonischen Exil war es der Hauptsitz der Samaritaner, welche noch heutiges Tages eine kleine Gemeinde dort besitzen. Vor allem Anderen aber wird uns die Stadt wichtig aus der Geschichte unseres Erlösers. Nahe bei derselben befand sich nemlich der Jakobsbrunnen, wo unser Heiland der Samaritanerinnen den lautern Strom des lebendigen Wassers zeigte, und auch Viele damit trankte. Der gegenwärtige Name der Stadt ist „Nablus“ oder „Nabulus,“ ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf von 6—8000; ihre Straßen sind eng; ihre Häuser hoch und gut gebaut.

## Die Rose.

(Von M. von Strank.)

### II.

Nachdem wir der Bedeutung der Rose durch Länder und Verhältnisse gefolgt sind, werfen wir einen Blick auf ihre botanische Stellung.

Ueber ihre Heimath ist viel gestritten worden; man bezeichnete Asien als das alleinige Vaterland, indeß haben spätere Forschungen es außer allen Zweifel dargethan, daß die edelste aller Blumen fast über die ganze Erde verbreitet ist und jedes Land nur seine ursprünglichen Arten hat. Weiße Rosen

umblühen sogar die Eis Küsten Grönlands's; Sibirien hat seine Rosenart; die Zimmtrose wächst auf Island, Lappland und an den Ufern des Polarmeeres, wo der Sommer sie aus dem Schnee hervorlockt und ihre Blütenkelche öffnet.

So sehen wir die Rose in allen Welttheilen, sei es auf hoher Alpe vom Schnee geküßt, wie auf den nordamerikanischen Gebirgen, und an den glühenden Küsten des Mittelmeeres den Menschen Freude bringen. Nur einen Welttheil hat sie stiefmütterlich von ihrer Liebe ausgeschlossen: Australien und der

Aequatorialgürtel hat keine Rosen im natürlichen Zustande aufzuweisen.

Amerika ist bei der Rosenvertheilung nicht leer ausgegangen; denn schon als Columbus dasselbe entdeckte, fand er die Rose als heimathliche Blüthe. Die Incas schmückten ihre Gärten damit und in Peru erschienen: „Die Söhne der Sonne“ bei großen öffentlichen Ceremonien mit einer Krone von Rosen. Die Peruaner nannten den Rosenstrauch den: „Strauch der Sonne.“ In Acapulco, (Mexiko), werden die todtten Kinder in Rosen gebettet in der Stadt umhergefahren, weil sie Engel geworden, und in St. Jago de Chili soll es Sitte sein, daß die Hausfrau dem zum erstenmal ihr Haus betretenden Fremden eine Rose als Willkommen reicht.

Als der älteste der bekannten Rosenstöcke in Deutschland wird stets der am Hildesheimer Dom genannt. An der östlichen Wand zieht sich sein in der Krypta unter der Chor-Nische wurzelnder Stamm, fast einen Fuß stark hin, während ein halbes Duzend Zweige sich in einer Höhe von etwa fünfzehn Fuß an der grauen Mauer ausbreiten und hunderte von Blüthen tragen. Der Bischof Hejilo ließ diesen Strauch, dessen Alter auf circa tausend Jahre angegeben wird, mit seiner jetzigen Ueberdachung versehen.

Als ein Beispiel seltener Höhe sei auch ein Rosenstock genannt, den nach Zelter's Bericht, ein Hofgärtner in Sanssouci am Siebel seiner Wohnung gezogen hatte. Er war gegen dreißig rheinische Fuß hoch, und man stieg mehr als fünfzig Stufen, um aus dem Siebelfenster die herrliche Krone mit blühenden Rosen zu bewundern.

Der größte Rosenstock, den man in Frankreich kennt, ist die weiße Bankrose im Marinegarten zu Toulon, die 1813 von Bonpland in einem Blumentopf mitgebracht ward. Die Rose erkrankte unterwegs, genas aber in die Erde gepflanzt, und

erholte sich schnell. Sie stammt aus China, ihre Rosen sind nur klein, aber blätterreich. Der Stock ist nun über sechzig Jahre alt, seine reichen Aeste, unter denen der stärkste achtzehn Zoll im Umfange mißt, bedecken bereits eine Mauer von fünf- und siebenzig Fuß Breite und achtzehn Fuß Höhe; an der Wurzel hat der Stamm zwei Fuß acht Zoll im Umfange. Es gibt im Frühjahr Zeiten, wo der Stock fünfzigtausend Blüthen auf einmal trägt, und das reizvollste Rosenwunder genannt werden kann.

Ein Rosenstock in Caserta bei Neapel umhüllt eine abgestorbene Pappel von sechzig Fuß Höhe, einzelne Zweige ranken bis zur Spitze, und ein Baronet Nicholls besitzt zu Goodbrent in Reading eine gelbe Bankrose die 1854 ihre fünfzehntausend Blüthenstämmchen zu gleicher Zeit leuchten ließ.

Die Rosensammlung des Luxemburg-Gartens zu Paris war der Stammort von über zweitausend Rosenorten; dreißig- bis vierzigtausend Wildlinge wurden dort kultivirt und in Umlauf gebracht. Noch jetzt bewundert man einen alten Rosenbaum von fünf Fuß Höhe mit schirmförmiger Krone.

Wir können unseren Artikel nicht schließen, ohne der „Rose des Bremer Rathsfellers“ zu erwähnen. Im vorigen Jahrhundert war der Keller noch Berathungszimmer des Senats, am Plafond desselben ist eine riesige Rose gemalt, mit der lateinischen Umschrift, die zu deutsch lautet:

Was Magen, Leib und Herz, Saft, Kraft und Geist kann  
Betrübte trösten mag, Halbtodt kann beleben. — [geben,  
Theilt die Rose mit, sie hat von hundert Jahren  
Den Preis, ein edles Del mit Sorgfalt zu bewahren.“

Früher gab man nur an schwer Kranke, oder bei ganz besonderen Gelegenheiten von diesem „Rosenwein.“ Wenige Tropfen im Zimmer verbreiten einen entzückenden Duft, und vertritt, wo es noth thut, eine Art von Wunder-Medizin.

## Die heidnische Mythologie in ihren religiösen Grundzügen betrachtet.

Von C. A. Paeth.

### II.

**D**ieses Alles und Eine, das außerhalb dem Menschen zu suchen ist und gefunden werden kann, ist Er, „der die Himmel zusammenfaltet, wie ein Kleid, der die Meere mißt mit der Faust und die Hügel wiegt mit der Wage“; der den Sonnen ihre Bahnen anwies und den Welten ihre Geleise. — Er ist es, der den Menschen nicht nur geschaffen, sondern ihn zu sich geschaffen und ihm Ewigkeit in die Brust gelegt hat. Deshalb bleibt Er, als unser Schöpfer, der große Pol der Ewigkeiten, den die Magnetnadel unserer Sehnsucht so lange ruhelos sucht und in Nengstlichkeit so lange zittert, bis sie ihn gefunden und in ihm zufrieden ruht.

Ohne diese Magnetnadel ist die ganze Völkergeschichte ein todttes Skelet und das Leben des Einzelnen, wie thatenvoll und resultatreich es auch sein mag, doch nur ein ballastbeschwertes Schiff auf empörtem Meer, ohne Jahrtaus und ohne Landungsziel! — Wann wollen unsere heutigen Darwin's jünger dahin kommen, nicht mehr, wie der Maulwurf, im Staub zu wühlen, oder wie ein Nußknacker, Steine zu klopfen, ohne den heiligen Sehnsuchtsreigen auch in der Natur zu vernehmen? Wann wollen sie endlich daran denken, die zitternden Wehmuthsstimmen auch der Natur abzulauschen? Jener große

Gamaliel's Schüler war wahrlich zu einer weit tieferen Anschauung vorgegangen, wenn er sagt: „Denn wir wissen, daß alle Creatur sehnet sich mit uns, und ängstet sich noch immerdar.“ (Röm. 8, 22.) Wie der Dichter zum bloßen Reimer herabsinkt, wenn seine eigene Seele nicht in seiner Dichtung gleichsam aufgeht, und der Componist nur ein mechanisches Gestell fertigt, wenn sein ganzes Wesen nicht in leisen Harmonien miltönt, so muß auch der Naturforscher, ohne ein stilles Hingezogensein zur Natur und Mitempfinden mit derselben, nothwendig zu einem bloßen einseitigen Beobachter werden, welcher der Natur höchstensfalls nur noch wie ein empfindungsloser Polizist gegenüber steht. — Dasselbe läßt sich auf den Historiker, Philosophen und Religionsforscher anwenden. Wer nun hier diesen Anforderungen huldigt und also von richtigen Prämissen ausgeht, der wird ohne Weiteres den Hauch der Wehmuth und Ruhelosigkeit in der ganzen Geschichte finden, und der Ausspruch jenes Orientalen: „Meine Seele dürstet nach Gott!“ wird ihm ein Schlagwort werden, das er auch ohnehin auf das Personleben ausdehnend anwenden kann.

Es zeugt von einer krankhaften Geistesrichtung, wenn man im Forschen des Materiellen oder Treiben des commerciellen Lebens dahin kommt, die Hauptfrage des Geistes oder den



Hülferuf der unselbischen Seele zu ignoriren! Eine Frage bleibt die Grundfrage—die nach Gott;—eine Wahrheit, die heiligste und universellste—die der Religion. Soweit die Geistigkeit über das Leibliche oder Stoffliche hinausragt, soweit ist die Religion über jede bloß weltliche Wissenschaft erhaben! Wenn nun neuerdings die andern wissenschaftlichen Forschungen sich einer so allgemeinen und großen Theilnahme erfreuen, sollte dann die vergleichende oder allgemeine Religionsforschung nicht zu gleichen Ansprüchen der Förderung berechtigt sein? Besonders da die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Alterthumsforschung soviel zur Erleichterung dieser wissenschaftlichen Aufgabe beitragen. Die Antwort erhebt sich von selbst.—

Wir wollen hier nicht das bekannte Paradoxon Goethes über die Sprache: „Wer nur eine versteht, versteht keine,“ auch auf die Religion anwenden, oder über dieselbe aufstellen, wie es neuerdings geschehen ist. Denn wir halten dafür, daß die Religion an sich, als solche, nur eine ist. Aber die verschiedenen Auffassungen und Lehren, die Abirrungen und Auswüchse, die dennoch manchmal Wahrheiten bergen, die jeder forschende Geist wohl zu beachten hat, diese gehören in den Kreis einer vergleichenden Betrachtung oder Untersuchung. Von dieser Auffassung aus, dürfte auch manches sogenannte Christenthum sich nicht geradezu „hoch bäumen“ wenn es mit in die Reihe mythologischer Untersuchung gestellt würde, vielleicht möchten dadurch ja einige seiner Helden oder Halbgötter an Ansehen gewinnen (?). Jedoch da wir anderswo hierauf schon in einigen Andeutungen des Lesers Aufmerksamkeit gelenkt haben, sei es hier unterlassen, und wir beschränken uns daher nur auf die „heidnische“ Götter- und Religionslehre. Es ist bekannt, daß man hier nun von vorne herein sich vor einem wahren „Urwald“ von Mythen und wunderbaren Dichtungen befindet, die vielleicht bei dem ersten Anblick den modernen Geschmack anwiebern oder abstoßen, aber wer sich nur von dem wahren Forschergeist leiten läßt, und

sich also herablassen kann, die Wahrheit auch aus Trümmern und Ruinen hervorzufuchen, wer überhaupt die leidende und Gott suchende Menschheit der Vorzeit nicht als allen religiösen Ernstes baar ansieht, der wird gerne an der Hand des uns zu Gebote stehenden Materials, jene Völker der grauen Vorzeit durchwandern, um das Heiligste, das ihr Herz bewegte und auch ihnen das Leben mit Hoffnungen und Tröstungen durchwob, — ihre Religion, kennen zu lernen.

Die vielen Lehrbücher über klassische Mythologie bieten wohl gute Quellen und Beiträge, um uns dieses möglich zu machen, jedoch dürfte eine Allgemein-Überschau vom christlichen Standpunkt, wie wir es beabsichtigen, zu geben, manchem in religiösen Fragen Interessirten noch immer willkommen sein. Denn es ist bekannt, daß diese Lehrbücher größtentheils die Mythen nur paradeartig, nach einander aufzählen, ohne den religiösen Gehalt oder Standpunkt derselben auch nur einigermaßen zu würdigen; und doch ist nach unsrer Auffassung es gerade dieses das wir im Grundzuge der Mythologie, beides in der Bildung wie auch Entwicklung der Mythen, als den Hauptfactor ansehen. Gehen wir jedoch ohne Weiteres zur nähern Darstellung über.

A. Wesen und Entstehung der Mythologie. Die buchstäbliche Bedeutung des aus dem Griechischen entlehnten Wortes „Mythologie“ ist eigentlich „Sagenlehre“ oder „Sagengeschichte,“ und wir begreifen darunter gewöhnlich den Gesamtcomplex der religiösen oder geistigen Vorstellungen und Lehren der Altvölker, die sie hatten vom Ueberirdischen; ihre Ideen vom Göttlichen, Geistigen und Wunderbaren. Kurz ihre Vorstellungen vom Göttlichen oder Ewigen überhaupt. Es sind diese geistigen Anschauungen und Vorstellungen als ein Ganzes, zugleich auch der Edder der gesammten Religionsselemente jener Völker, und es geziemt uns ihren Kindern daher aus mehr als einer Ursache, mit dem was ihnen heilig galt, und das Lebenscentrum ihrer ganzen Weltanschauung bildete, bekannt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Sonntagschule.

### Des Sonntagschullehrers Arbeit und wie sie gethan werden soll.

„Kommt her, Kinder, höret mir zu; ich will euch die Furcht des Herrn lehren.“—Ps. 34, 12.

I. Die Arbeit. — „Ohne Mühe hat man nichts,“ sagt ein altes Sprichwort, und dies bewahrheitet sich in allen Stufen des menschlichen Lebens, sowie auch in den verschiedenen kirchlichen Anstalten, die Sonntagschule nicht ausgenommen. Es hat die S. S. Sache die Periode erlebt, in welcher man glaubt und aus Erfahrung weiß, daß nur ein guter, treuer Arbeiter ein erfolgreicher Lehrer sein kann. Also wer eine Klasse übernimmt, der soll zuerst überlegen, daß er sich für eine wichtige Arbeit verantwortlich macht. Die Kirche erwartet solches von ihm; die Schüler, welche seiner Pflege befohlen sind, erwarten es; deren Eltern erwarten es, und der große Kinderfreund im Himmel, welcher zu seinem Petrus gesagt hat: „Weide meine Lämmer,“ wird ihn für die Lösung seiner Aufgabe zur Rechenhaftigkeit ziehen. Es war eine Zeit in der Geschichte unserer Kirche, wo an vielen Orten der Zweck der Sonntagschule war, die Kinder Lesen zu lehren, und nachdem sie ein gewisses Alter erreicht hatten und im Testament gut

lesen konnten, so war der Cursus absolvirt, und man entließ sie öfter noch mit einem passenden Schein, welcher anzeigte, daß sie gehorsame Schüler waren und dergleichen. Dies war wohl auch eine Arbeit für den Lehrer, aber sie war nicht von so großer Wichtigkeit. Es ist zu beklagen, daß man heute noch an vielen Orten, während der Schulstunde, eine Zeitlang der Sprache widmen muß. Es sollte nicht so sein. Eltern sollten, wenn möglich, ihren Kindern in den öffentlichen Schulen den nöthigen Sprachunterricht sichern. Wo dieses nicht geschehen kann, sollte man doch nur so viel Zeit dafür verwenden, daß man das noch viel Bedeutungsvollere nicht in den Hintergrund drängen muß. Es sieht auch zu befürchten, daß manche Lehrer sich zufrieden geben, wenn sie die vorgeschriebene Lektion nach bestem Vermögen, nach den Auslegungen der neuesten Bibelausleger, erklären und wo thöulich auch Anwendungen machen zum Besten ihrer Klassen. Wenn in diesem auch kein Fatale fehlt, so ist das Nützliche doch noch nicht getroffen. Wie ein Frediger seine Aufgabe noch nicht gelöst hat, wenn er seine Bestellungen regelmäßig bezieht und seinen sonstigen Amtspflichten nachkommt, so hat auch der Sonntagschullehrer seinem Zweck noch nicht entsprochen, wenn er Unterricht erteilt hat. Seine Aufgabe ist seine Schüler zum Sün-

berfreund und Kinderfreund Jesu zu führen, und Solche, die schon Frieden in dessen Wunden gefunden haben, voran zu leiten und ihnen die frische, grüne Weide des Evangeliums zu zeigen, sie auch an den Gnadenbrunnen, der im Himmel entspringt, zu führen. In dem Banner eines jeden Lehrers sollten die Worte stehen: „Meine Klasse für Jesus.“ — Daß er, um solches thun zu können, bei Jesu gewesen sein muß, ist selbstverständlich. Die Jugend kann nicht leicht getrieben werden, man muß sie führen. Wenn ein Blinder den andern leitet, fallen sie beide in die Grube. O, daß wir überall gründlich belehrte Sonntagsschullehrer hätten! Um nun diesen hohen Zweck zu erreichen, ist viel Weisheit und Gnade nöthig. Wie wir zu einer großen Arbeit im Natürlichen Kraft nöthig haben, so sind himmlische Kräfte nöthig, um Seelen zu retten. Der Unterricht muß klar sein, auf daß der Schüler eine Einsicht in den Heilsplan bekommt. Manchen unserer Schüler geht der häusliche Unterricht ganz oder doch theilweise ab. Viele Eltern unterweisen ihre Kinder in allen sonstigen Dingen, bloß nicht in dem einen Nöthigen, vielleicht weil sie selbst das gute Theil noch nicht erwählt haben. Wie viel fällt da auf den Lehrer, wenn sonst Niemand für die Seelen der lieben Kinder sorgt. Da ist's nothwendig, daß er die Grundlehren der heiligen Schrift seinen Zöglingen ans Herz legt. Der Glaube, welcher Christum ergreift, kann nur aus dem Worte Gottes kommen. Die Erkenntniß geht der Belehrung voran. Die Verdorbenheit des menschlichen Herzens muß dem jugendlichen Gemüthe eingeprägt werden. Sie müssen wissen, daß auch sie aus sündlichem Samen gezeugt sind, und daß ihr Herz böse ist.

Ich weiß wohl, daß man von einer gewissen Seite her behauptet, es sei schädlich den Kindern zu sagen, daß sie Sünder seien, man solle ihnen von Jesu Liebe sagen. Ich fürchte, bei Solchen hat die Sündenerkenntniß und mithin die in der Bibel geforderte Buße nur wenig oder keine Bedeutung. Und die sogenannten Belehrungen, welche unter solchem Unterricht stattfinden, sind gewöhnlich nicht stichhaltig. Man kann einen verständigen Menschen nicht bewegen zum Arzt zu gehen, wenn er von keiner Krankheit weiß. Und so verlangt der Mensch auch keinen Erlöser, ehe er die Erlösungsbedürftigkeit in seinem Herzen empfindet. Die Sünden der Jugend sind zwar noch nicht so tief in die Herzen eingewurzelt, aber sie sind hinlänglich unsere Kinder, die zu Verstand in Jahren gekommen sind, aus dem Reich der Gnaden hienieden und auch aus dem Himmel, auszuschließen. Und dies sollen und müssen unsere Schüler wissen. Wenn wir als Lehrer es ihnen nicht deutlich, nachdrücklich und oft sagen, so versäumen wir an ihnen eine unserer heiligsten Pflichten. Aber nicht nur zeigen wir ihnen den gräulichen Kerker der Sünde, sondern wir haben auch die Botschaft an sie, daß Einer gekommen ist, der sie besonders liebt und sagt: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes.“ Diesen Theil des Unterrichts wird gewiß kein Lehrer vergessen, denn er ist so erhaben und schön. Unsere Sonntagsschul-Poeten besingen denselben in den herzerhebendsten Liedern. In den Ansprachen, welche an die Liebe Jugend gemacht werden, ist dieses das Hauptthema; und warum sollte es denn auch nicht also sein? Gibt es noch etwas Besseres auf Erden, als Jesu Heil im Herzen zu erfahren? Die köstlichsten Perlen der Welt sind ein Geringses im Vergleich mit dieser Perle. Daß in Jesu Heil für Alle ist, sei und bleibe unser Lieblingsstigma! Jesu Lämmer zu weiden auf den grünen Auen des Evangeliums darf nicht versäumt werden. Es fallen Kinder, die sich

in früher Jugend belehren, öfter zurück, weil sie von den Eltern und Sonntagsschullehrern keine Aufmunterung — keine Weile — finden. Man hat schon gerathen, belehrte Kinder in Klassen zu sammeln zu thun und ihnen auf diese Weise besondern Unterricht zu geben, wie es ihre Verhältnisse erfordern. Dies jedoch scheint mir nicht weislich zu sein. Hat doch der Prediger auch unter seiner Stimme Bekehrte und Unbekehrte, und sucht beiden Klassen Rechnung zu tragen. So kann auch der Sonntagsschullehrer. Nur muß er zusehen, daß Jedes seinen bescheidenen Theil erhält. Die Bibel hat ja in ihrem reichhaltigen Schatz für jeden Stand etwas. Daß diese Arbeit nun eine äußerst schwierige ist, brauche ich dem treuen Lehrer nicht zu sagen, seine Erfahrung, welche ja die beste Lehrmeisterin ist, hat es ihm schon längst gesagt. Und er fragt oft: „Wer ist hierzu tüchtig?“ Die Schwierigkeit entsteht für einmal aus der Natur der Jugend selbst. Das Gemüth ist leichtfertig. Es nimmt viel Anstrengung um bleibende und im Moment wirkende Eindrücke zu machen. Dann ist wieder die große Verschiedenheit in dem Einfluß der heimatlichen Kreise, in welchen sie sich bewegen. Bei Manchen wird der Same, welcher in der Schule gestreut wurde, weggenommen, ehe er aufgehen kann. Es ist daher gut, wenn der Lehrer mit den häuslichen Verhältnissen seiner Pflegebefohlenen bekannt ist. Auch die Natur der Arbeit selbst bringt Schwierigkeit. Es ist ein großes Werk, einen Sünder vom Verderben zu retten und ihn für den Himmel, einen so reinen Ort, zu bilden. Obwohl aber diese Arbeit schwierig ist, so ist sie doch herrlich und erhaben. Die Engel mögen einen Sonntagsschullehrer beneiden. Seelen zu Jesu zu führen, ist ein Werk, welches wir in seiner Tragweite für die Zukunft gar nicht ergünden können, und besonders junge Seelen, welche erst am Entfalten sind und noch viele Jahre der Nützlichkeit vor sich haben. Man setzt da Einflüsse in Bewegung, welche nur am großen Tag der Abrechnung ihr Ende finden. Es ist dies daher eine Arbeit, die wohl bezahlt; schon hier während wir im Begriff stehen Unterricht zu ertheilen. Der Aeltermann genießt die Früchte am ersten. Aber erst drüben kommt der Lohn aus der Hand des Herrn, dem wir hier in unserer kleinen anspruchslosen Sphäre dienen.

„O wie muß das Glück erfreuen,  
Der Retter einer Seel' zu sein!“

E. L. H.

### Nur eine Sonntagsschule.

Unsere Kirchenordnung drückt sich auf Seite 34 bezüglich der Sonntagsschulen in unseren Gemeinden folgendermaßen aus: „Es soll in einer jeden unserer Gemeinden eine Sonntagsschule bestehen, welche sich, wenn möglich, an jedem Sonntag des Jahres zu einer schließlichen Zeit zum biblischen Unterricht versammeln und unter der Obergangsleitung des Predigers stehen soll.“

Es erhellet nun aus diesem klar und deutlich, wie besorgt unsere Kirche um unsere Jugend ist. Die besten Vorkehrungen dazu sind getroffen. In den meisten unserer Gemeinden besteht wohl eine Sonntagsschule in manchen sogar zwei: Eine deutsche und eine englische. Dieses ist auch kein Verstoß gegen unsere Ordnung, sondern es zeigt vielmehr von der Entschlossenheit die Jugend nicht in andere Hände zu geben. Soweit recht. Ehe lang werden wir auch in vielen Gemeinden ähnliche Schritte thun müssen. Wir haben ein Beamten- und Lehrpersonal, das bereit ist zu jedem Opfer, das gefordert wird, um die Jugend für Jesum und die Kirche zu gewinnen. Der



Zweck der Sonntagschule in einer jeden unserer Gemeinden ist nicht nur, daß die Jugend in der heiligen Schrift unterrichtet werde, sondern auch, um sie dadurch andern Einflüssen fern zu halten. Es ist häufig der Fall, daß Kinder unserer Leute, nicht nur eine oder zwei, sondern sogar drei Sonntagschulen an einem Tage besuchen. Das Verderbliche dieser Praxis liegt auf der Hand. Unter dem jetzigen Unterrichtssystem, wo man fast überall die gleiche Lektion hat, ist das ganz verkehrt. Durch dieses Herumlaufen in so vielen Sonntagschulen werden in der Regel keine loyale Christen erzogen. Kirchenglieder, die heute hier und morgen dort sind nützen nirgends etwas. Nehrlich verhält es sich mit den Sonntagschülern, die so viele Sonntagschulen besuchen. Sie bringen den Sonntag mit Herumlaufen zu, haben somit keine Zeit über das Gelernte nachzudenken und wissen folglich in der Regel sehr wenig von der Lektion.

Nicht nur hat es diese schlimmen Folgen, sondern oftmals noch weit schlimmere. Die Eltern senden ihre Kinder, sage am Sonntag Vormittag in ihre eigene Schule. Besser wäre es freilich, wenn sie selbst auch mit kämen. Nach dem Schluß der Sonntagschule gehen sie, anstatt in die Kirche, von derselben weg; sie haben nicht Zeit dem Predigt-Gottesdienst beizuwohnen, denn um 12 Uhr fängt bereits eine andere Sonntagschule in einer englischen Kirche an, und da sollen sie beizuwohnen. Ist sie ja doch englisch, und nun bleibt sich's oft ganz gleich, ob sie den Unitariern, Universalisten oder irgend einer andern Benennung angehöre, so lange sie nur e n g l i s c h ist. Dieses ist ein Punkt, der es wohl verdient von allen Eltern erzwungen zu werden. Wenn die Kinder eins versäumen müßten, die Sonntagschule oder die Predigt, dann sollte es die Sonntagschule sein. Hierinnen wird es häufig verkehrt, indem die Eltern die Sonntagschule als den einzigen nöthigen Gottesdienst für ihre Kinder betrachten. Kommen die Kinder nicht als Kinder in unsere Kirche, dann wird man sie schwerlich als Jünglinge und Jungfrauen dort treffen. Lernen sie nicht als Kinder unsere Gottesdienste, unser Volk, unsere Prediger und unsere kirchliche Einrichtungen schätzen und lieben, so lernen sie es als Männer und Weiber nur selten. Hier findet das oft angeführte Sprichwort am ehesten Anwendung: „Was Häschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“ (oder doch nur selten). Sollte man sich da noch wundern, wenn die Kinder eine große Vorliebe zu den fashionablen Kirchen und Gottesdiensten haben vor den einfachen Gotteshäusern und Gottesdiensten der Deutschen? Sind sie doch da aus dem Bereiche der Eltern und haben somit größere Freiheit, von der sie auch in der Regel Gebrauch machen! Zudem bietet das englische Volk ihnen Manches, das wir Deutsche ihnen gar nicht bieten können. Ja und ist das nun Alles? So geschwind jene Schule beendet ist, wird eine andere ihren Anfang nehmen, welcher sie ebensowohl beizuwohnen können, als sonst etwas thun. Viele gehen bloß sogar wegen der Geschenke, die sie da erhalten. So vergeht nun der ganze liebe Sonntag in der Sonntagschule. Aber halt! Ist es auch wahr? Ja, die Kinder sagen wenigstens so! Wie viele Eltern fragen wohl nach, ob sich's so verhält? Selbst wenn sie dort waren, wer weiß, wo sie nach der Sonntagschule herumtreiben? Ist es nicht oft der Fall, daß die jungen „Herren“ und „Damen“ mit einander spazieren gehen? Wie viele dadurch in böse Gesellschaft gerathen und auf Abwege gekommen sind, wird der Tag der Ewigkeit offenbaren. Wo bleibt bei solchem Treiben die Ehrfurcht vor dem Tage des Herrn? Der Sonntag wird ein „Laufstag,“ und Gott wird dadurch nicht geehrt, und zudem

die Jugend häufig der Kirche entfremdet. Wer trägt am Ende die Schuld?

„Ja,“ sagen manche Eltern, „sie müssen doch auch Englisch lernen.“ Soviel Englisch als sie in der Sonntagschule lernen, lernen sie immerhin, ohne dieselbe.

„Ja, aber sie lieben die englischen Sonntagschulen besser als die deutschen!“ Und wo kommt das her? Wären sie nie hingekommen, so wüßten sie gar nicht, daß ein Unterschied zwischen denselben sei. Aber wie ist dem Uebel abzuhelfen? Schickt eure Kinder (oder bringt sie) in e u r e Sonntagschule. Lehrt sie von Kleinem auf: Dieses ist u n s e r e Sonntagschule. Seht dazu, daß sie die Lektion gut lernen. Dann nehmt sie mit in eure Kirche, unter eure Aufsicht. Prägt's ihnen wohl ein: Kinder, dieses ist e u r e Kirche. Seht dazu, daß sie regelmäßig da sind und nirgends sonst hinlaufen. „Wie bringt man dann die Sonntagnachmittage mit ihnen zu?“ Man kann sie doch nicht einsperren. Ist Gebetsstunde oder Jugendverein in eurer eigenen Kirche, bringt sie mit, daß sie sich darinnen interessieren. Wenn nicht, dann unterhalte man sie daheim. Verspricht mit ihnen die gehörte Predigt, oder die kommende Sonntagschul-Lektion, oder aber lest einen Abschnitt aus der heiligen Schrift abwechselnd mit ihnen vor, stellt Fragen und laßt sie solche stellen. Singt schöne Lieder. Gebt ihnen gute Bücher und besonders auch die Jugendblätter unserer Kirche, das Ev. Magazin und den Kinderfreund. Am Abend geht man wieder mit ihnen in die Kirche. Sonntage auf diese Weise zugebracht, wird unbeschreiblichen Nutzen stiften für euch, für eure Kinder und für unsere Kirche. Dadurch lernen die Kinder den Tag des Herrn schätzen, sie bleiben von böser Gesellschaft fern, gewinnen eine Vorliebe zu ihrer eigenen Kirche und werden in den meisten Fällen für dieselbe erhalten bleiben.

A. B.

### Für Normalklassen.

#### XI. Lektion im Studienkursus: Biblische Geschichte.

##### I. Die zwölf Perioden der Biblischen Geschichte:

1. Von der Erschaffung der Welt (4004 v. Christo) bis zur Sündfluth (2348 v. Chr.)=1656 Jahre.
2. Von der Sündfluth (2348 v. Chr.) bis zur Berufung Abrams (1921 v. Chr.)=427 Jahre.
3. Von Abrams Berufung (1921 v. Chr.) bis zum Einzug in Egypten (1706 v. Chr.)=215 Jahre.
4. Vom Einzug in Egypten (1706 v. Chr.) bis zum Auszug der Kinder Israels aus Egypten (1491 v. Chr.)=215 Jahre.
5. Von der Zeit des Auszugs (1491 v. Chr.) bis sie über den Jordan gingen (1451 v. Chr.)=40 Jahre.
6. Von diesem Uebergang (1451 v. Chr.) bis zur Entstehung der Monarchie (1095 v. Chr.)=356 Jahre.
7. Von der Monarchie (1095 v. Chr.) bis zur Theilung des Reichs (975 v. Chr.)=120 Jahre.
8. Von der Reichstheilung (975 v. Chr.) bis zur Einnahme Jerusalems (587 v. Chr.)=388 Jahre.
9. Von der Einnahme Jerusalems (587 v. Chr.) bis zum Abschluß der alttestamentlichen Geschichte (397 v. Chr.)=190 Jahre.
10. Von dem Abschluß alttestamentlicher Geschichte (397 v. Chr.) bis zum Anfang der Geschichte des neuen Bundes (6 v. Chr.)=391 Jahre.
11. Von dem Beginn der neutestamentlichen Periode (6 v. Chr.) bis zur Himmelfahrt Christi (30 nach Chr.)=36 Jahre.
12. Von der Himmelfahrt Christi (30 nach Chr.) bis zum

Schluß des Apostolischen Zeitalters (101 nach Chr.)=71 Jahre.

Es sollte hier bemerkt werden, daß die chronologischen Angaben, je nachdem man einen Autor vor sich hat, in etwa differiren, allein niemals soviel, daß dadurch die Wahrheit der heiligen Geschichte beeinträchtigt würde.

### Fragen.

1. Nenne die zwölf Perioden. 2. Während die folgenden Data genannt werden, gebe das Ereigniß oder einen Hauptcharakter, der damit verbunden war, an: 2348; 1491; 4004; 1095; 1451; 101 A. D.; 975 u. Während folgende Name genannt werden, gebe die Periode an, in welcher die betreffende Personen lebten: Stephanus, Lot u.

II. Einige Fragen über biblische Geschichte von Adam bis zur Geburt Christi.

1. Wer war der erste Mensch? Die erste Mutter? Der erste Mörder? Der erste Märtyrer?
2. Von welchem Sohne Adams stammt Christus ab?
3. Wie hieß Seth's Sohn? Enos' Sohn? Der Sohn Cainan's? Der Sohn Mahalaleel's? Der Sohn Jared's?
4. Wer war der erste Mensch, der nicht starb, und was sagt Paulus von ihm?
5. Wer war der älteste Mensch? Wie hieß sein Vater? Sein Sohn? Sein Enkel?
6. Welches wichtige Ereigniß geschah zur Zeit Noah?
7. Wie lange dauerte die Sündfluth?
8. Von was war die Arche gebaut? Von welchem Umfang war dieselbe?
9. Von wem wurde die Erde nach der Sündfluth bevölkert?
10. Wer war der von Noah abstammende große Jäger? Wessen Enkel war er?
11. Was geschah mit dem Thurm zu Babel?
12. Wer war der Gründer Nineve's? Wessen Sohn war er?
13. Von welchem Sohne Noah's stammt Abram ab?
14. Wie lange nach Erschaffung der Welt wurde Abram ge-

boren? Wie lange nach der Sündfluth? Und wie lange vor Christi Geburt?

15. Wer wurde in Egypten auf wunderbare Weise gerettet, daß er sein Volk von den Egyptern errette und ausführe?

16. Wer regierte Israel nachdem Josua starb?

17. Wie viele Richter waren in Israel und wie hießen sie?

18. Wie lange regierten dieselben über das Volk Gottes? Wie lang regierte Jeder einzeln?

19. Welche drei große Könige folgten ihnen?

20. In welche zwei Königreiche wurde Salomo's Königreich nach seinem Tode getheilt?

Betreffend das Reich Israel: Welche Stämme gehörten zu demselben? Wer war der erste König? Wie viele Könige regierten über dasselbe? Wie lange bestand es? Unter welchem König wurde das Volk in die Gefangenschaft geführt und von wem? Kamen sie wieder zurück nach Canaan?

Betreffend das Reich Juda: Welche Stämme umfaßte dieses Reich? Der erste König? Wie viele derselben? Dauer des Reichs? Von wem wurde das Volk gefangen weggeführt? Wann kamen sie zurück?

21. Welche vier eble Charaktere erscheinen in der Geschichte der Juden während der Gefangenschaft?

22. Unter welchem König durften die Juden nach Palästina zurückkehren?

23. Unter wessen Aufsicht wurde Jerusalem und der Tempel wieder aufgebaut?

24. Wie lange vor Christo nahmen die Römer von Palästina Besitz?

25. Wer war römischer Kaiser zur Zeit der Geburt Christi? Wer war König in Judäa?

**U n m e r k u n g.**—Aehnliche Fragen können auch ganz leicht an eine Normalklasse über das Neue Testament gemacht und von derselben beantwortet werden. Hat man in dieser Weise einmal den Grund gelegt, so kann man in einer weiteren Lektion auch schwerere Fragen stellen—je nach dem die Klasse bereits vorangeschritten sein mag. Vielleicht finden wir später Zeit und Raum noch Umfassenderes zu geben.

## Sonntagsschul-Lektionen.

### Erstes Quartal.

## Jesus als Knabe.

### 6. Lektion: Lukas 2, 40-52.—Sonntag den 6. Februar 1881.

40. Aber das Kind wuchs, und ward stark im Geiste, voller Weisheit; und Gottes Gnade war bei ihm.

41. Und seine Eltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest.

42. Und da er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinaus gen Jerusalem, nach Gewohnheit des Festes.

43. Und da die Tage vollendet waren, und sie wieder zu Hause gingen, blieb das Kind Jesus zu Jerusalem, und seine Eltern wußten es nicht.

44. Sie meineten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise, und suchten ihn unter den Gefreundten und Bekannten.

45. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wiederum gen Jerusalem, und suchten ihn.

46. Und es begab sich nach dreien Tagen, fanden sie ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörete, und sie fragte.

47. Und alle, die ihm zuhöreten, verwunderten sich seines Verstandes, und seiner Antwort.

48. Und da sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, Warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.

49. Und er sprach zu ihnen: Was ist's, daß ihr mich gesucht habt? Wißt ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?

50. Und sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete.

51. Und er ging mit ihnen hinab, und kam gen Nazareth, und war ihnen unterthan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen.

52. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.



Haupttext: Aber das Kind wuchs, und ward stark im Geist, voller Weisheit; und Gottes Gnade war bei ihm.—  
Lukas 2, 40.

**Einleitung.** — Ein Zeitraum von mehr als 17 Jahren liegt zwischen der Verurtheilung Jesu im Tempel und seinem kühnen Schritt dorthin als König. Aus dieser Kindheitsjahre Jesu sind uns in unserer Schrift wenig bekannt, obwohl die Angaben, namentlich die römischen von jüdischen Quellen, welche Jesu während seiner Jugendzeit zu erweisen helfen. Was uns noch zu Theile kam, daß uns kein weiterer Bericht darüber vorliegt, als das im Tempel Geschehene? Einfach war seine Handlungen und mehr ein Söhnen David's als König von Israel. Jedem gut und das sehr Zusammengehörige in Vers 40 ganz hinreichendes Licht über die Handlung des Herrn.

**Zerzerklärung.** — Vers 40. Wir erlösen hieraus sowohl die gemeine Schenkung und das Juch des Heiligtums Jeru, als auch die Vollkommenheit des Göttemenschen. Nach der gemeinen Auffassung mußte er sich von der absoluten Gerechtigkeit und Unveränderlichkeit eines innlichen Kindes zum Wanne erheben. Versuche etc. 2. 14. 17. um in jedem Stand und in jeder Altersstufe Baarnerschaft über und ein innerer Heiligkeit vor Gott werden zu können. Der vollkommene Mensch Jesus wird uns darschuld in seiner gefunden, Verleihen und seinem Vermögen. Jeder Verleihen des Göttemenschen nach Verleihenheit zu sein von denen jüdisch. Wie konnte es anders sein? Denn von Sünde, als der Grundursache aller Krankheiten, mußte er persönlich nicht.

Vers 41—45. — Hier wird uns die Heile des kranken Jenu nach Jerusalem erzählt. Es war des Jenu erster Besuch zum Hause Herodes, um an derselben gemauerten Stätte auf den Namen Simons zu lauschen. Jerusalem lag von Nazareth etwa 60 Meilen in südlicher Richtung. Die Heile dahin zu fordern, bedurfte schon ein bedeutendes Maß von Selbstverleugnung. Maria und Jesus aber ließen sich eine solche Strafe wegen nicht verdriessen. Erst und erst im Hause Herodes verblieben ihnen der Weg. Insbesondere war es das ausserordentlich freundliche Gespräch, das sie nach Jerusalem lockte: „Nach Besprechung des Jenu“, oder eigentlich nach aberschließender Bitte nahmen sie den vorübergehenden Knaben mit sich. Dies geschah mit Knaben dieses Alters, um sie im Geleg zu unterrichten und an die Abkürzung des Besprechens zu gewöhnen. Der Knabe blieb, weil dank und Verlangen zum Hause Herodes, ging gern mit. Die monotonen Tage der Besprechenszeit vom 14—21. Nisan. Auch schanden schnell dahin. Die Händreise nach Nazareth musste wieder angetreten werden. Joseph und Maria blieben nach Hause. Ohne daß sie es merkten, ohne Jesus wußte. Wie konnte dieses Willigkeits wohl stattfinden, ohne daß sich die Eltern einer gewissen Verantwortlichkeit in Schulden kommen ließen? Ganz leicht, indem sie ihn, mit es unter ähnlichen Umständen sehr oft geschah, unter einer andern Strafe desselben Willigkeits nahmen. Erst nach einer Tagereise wurden sie ihres Jenthums gewahr, welcher Jenthum ihnen nicht allein fünf Tage Jentverlust, sondern unläuglichen Kummer und angestricheltes Sorgen verursachte. Jesus bewachte wohl sein Juraufbleiben durchaus nicht als Knappheit, denn nach Vers 51. war er den Eltern überlassen. In eine Nebenballe, wolle die Hinder nicht werden und die Hinder die verdrückten Jelen, sag es ihm ein. Als ungeschickter Knabe wollte er nicht allein ein Sohn des Geleges werden, sondern auch in Wahrheit ein Jener sein.

Vers 44-50). — Eine edle und erhabene Reichthümung war es, wobei die Eltern ihren Vorgesetzten einen weiten antrafen. Was denke ich Jesus zu den Jüden lebender Habbim und dann die Neberrückung der Eltern, ihn da zu finden. Und sojournend für, daß Jesus in seiner Demuth sich nicht zum Lehrer aufwarf, sondern als lernender Schüler Fragen an die Schriftgelehrten stellt und Gegenfragen meistlich beantwortet (Vers 47). Indem ihnen damals bei den Habbim die lateinische Lehrmethode als die modernste betrachtet wurde, so hatten sowohl Lehrer als Schüler Gelegenheit ihre Kenntnisse kund zu thun. Der für sein Alter außerordentliche Verstand Jesu bewies schon aus seinen gemüthlich nicht vorwiegigen, sondern lindernden Fragen heraus; und gewis dann auch nicht weniger aus den Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen, als daß sich alle Anwesenden hochlich ermunten über solche Weisheit. Während er nun bei den Schriftgelehrten wegen seines Verstandes um Gegenstand der Bewunderung wür-

**Praktische Anwendungen.**—1. Schon in der Kindheit hat Jesus durch seine Sündlosigkeit unsere sündhafte Natur gelehrt. —2. Als vollkommener Mensch hat Jesus sich auch eines geündeten Wachstums erfreuen dürfen. —3. Lust und Liebe zum Gerededienst kennzeichnen jeden wahrhaft frommen Menschen. —4. Das wirksamste Mittel, die Kinder zur Kirche zu bringen ist, wenn man sagt: „Komm mit!“ statt: „Gehe fort.“ —5. Dem es im Hause bald zu lange werden will, zeigt wenig Lust und Freude am Guten. —6. Bei tugendhaften Kindern haben Eltern nicht selten Ursache, über deren Augenblickseligkeit zu sein. —7. Wer Jesus verloren hat, kann ihn, wenn er ihn wirklich sucht, im Hause Gottes wieder finden. —8. An Jesu haben wir alle ein schönes Beispiel der Demuth. —9. Auch finden wir an ihm ein Vorbild der Demuth, indem er, trotz seiner Weisheit nicht Lehrer, sondern Schüler sein wollte. —10. An Christo haben Kinder auch einen trefflichen Spiegel des Gehorsams gegen Eltern und Vorgesetzte.

**Kleinkinderklasse.** — Diese Section ist ganz vortreflich geeignet für Kinder. Man halte ihnen den holdseligen Knaben Jesus als Spiegel vor. Er wuchs an Gnade, Weisheit zc. Wende dieses als Beispiel zur Nachahmung an. Er war von Jugend an fromm, daher war Gottes Gnade bei ihm. Er liebte um Haupte Gottes zu leben, dort zu verweilen und beschäftigte sich gern mit Gottes Wort. Er antwortete gern auf Fragen. Alles dieses kann der Lehrer als Beispiel zur Nachahmung anwenden. Vor allem gibt uns die Section die Lehre: „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend.“

**Illustrationen.** — Lust und Freude am Gottesdienste. Ein kleines Mädchen sprach in Gegenwart eines Holzmannes über Verwunderung aus über dessen Leichtsinn, und daß er nicht zur Kirche gehe, während doch daseibst so viel geistliche Nahrung und Erbauung zu finden sei. Auf die herrliche Frage des Ungläubigen, was sie denn daseibst erlange, antwortete sie: „Mein Heiland ist es, der mich dort speist, und sein Wort ist die köstliche Nahrung, welche ich dort genieße.“ Der junge Herr war erstaunt über des Kindes Antwort und entschloß sich künftig die Kirche auch fleißiger zu besuchen.

Kindlicher Gehoriam.—General Saveloff erinnerte sich eines Abends beim ungewöhnlich langen Ausbleiben seines



Sohnes plötzlich, daß er ein Verständniß mit demselben getroffen hatte, ihn an einer gewissen Stelle zu treffen. Er sprang auf die Füße und sagte: „*Si*, der arme Bursche steht drunten auf der Londoner Brücke und gar bei dieser grimmigen Kälte. Im Drang der Geschäfte vergaß ich mein Versprechen, ihn dort abzuholen.“ Der General eilte fort und fand, wie er vermuthet hatte, seinen Sohn an genannter Stelle auf ihn wartend.

**Wandtafelserklärung.** — Auf den ersten Blick sieht man hier auf der Tafel eine Straße abgebildet. Daß dieselbe mit einem großen *N* beginnt und mit einem *J* endigt, sagt uns so gleich: Von *Nazareth* nach *Jerusalem*. Man lasse aber die Schule das selbst entziffern. Die Straße ist die des Gehorsams; sie führt durch zwei Thore: Treue gegen die Eltern, Treue gegen Gott. Und daß Jesus in diesem Punkte ein rechter Jugendspiegel ist, liegt auf der Hand. Diesen Gehorsamsspiegel hatte man der Jugend vor und mahne zur Nachfolge auf dem Wege der wahren Weisheit.



## Die Predigt Johannis des Täufers.

7. Section: Lukas 3, 7-18. — Sonntag den 13. Februar 1881.

7. Da sprach er zu dem Volk, das hinaus ging, daß es sich von ihm taufen ließe: Ihr Otterungezüchte, wer hat denn euch gegeben, daß ihr dem zukünftigen Zorn entinnen werdet?

8. Sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße; und nehmet euch nicht vor zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken.

9. Es ist schon die Art den Bäumen an die Wurzel gelegt; welcher Baum nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und in das Feuer geworfen.

10. Und das Volk fragte ihn, und sprach: Was sollen wir denn thun?

11. Er antwortete, und sprach zu ihnen: Wer zweien Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat thue auch also.

12. Es kamen auch die Zöllner, daß sie sich taufen ließen, und sprachen zu ihm: Meister, was sollen denn wir thun?

13. Er sprach zu ihnen: Fordert nicht mehr, denn gesetzt ist.

14. Da fragten ihn auch die Kriegersleute, und sprachen: Was sollen denn wir thun? Und er sprach zu ihnen: Thut Niemand Gewalt noch Unrecht, und laßt euch begnügen an eurem Solde.

15. Als aber das Volk im Wahn war, und dachten alle in ihren Herzen von Johanne, ob er vielleicht Christus wäre;

16. Antwortete Johannes, und sprach zu allen: Ich taufe euch mit Wasser; es kommt aber ein Stärkerer nach mir, dem ich nicht genugsam bin, daß ich die Riemen seiner Schuhe auflöse. Der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen;

17. In desselbigen Hand ist die Wurfhaufel, und er wird seine Tenne fegen, und wird den Weizen in seine Scheure sammeln, und die Spreu wird er mit ewigem Feuer verbrennen.

18. Und viel anderes mehr vermahnete und verkündigte er dem Volk.

**Haupttext:** Sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße. — Lukas 3, 8.

**Vorbemerkung.** — Die öffentliche Wirksamkeit des Welterlösers sollte beginnen. Die lange Pause von seiner Jugendzeit bis zu seinem Amtsantritt wird unterbrochen. Der Vorläufer Christi fängt an, als Herold, das Auftreten des Messias anzukündigen und das Volk durch Ermahnung zur Buße darauf vorzubereiten. Zeit: Im Jahre Christi 30, im 15. Regierungsjahr des Kaisers Tiberias. Der Ort der Wirksamkeit Johannis des Täufers war die ganze Umgegend zu beiden Seiten des Jordans und namentlich in der Einöde am untern Jordan; diese lag zwischen dem Delberg östlich von Jerusalem und dem Jordanthal.

**Texterklärung.** — Vers 7-9. Johannis Auftreten ist ein echt reformatorisches. Als Wegbereiter galt es nicht allein den tiefen Schutt allerlei Laster, sondern auch der Selbstgerechtigkeit wegzuräumen. Daher beginnt er vorerst mit einer Strafpredigt. Den Pharisäern und Sadducäern, welche beide bekanntlich sich ihrer Herkunft als Juden und ihrer vermeintlichen Frömmigkeit rühmten und Andere in tiefstem Seelengrund verachteten, galt das erste Strafwort. Diese sah er, wie es scheint, zuerst auf sich zukommen. Sie, mit noch vielen Andern, glaubten die Pflicht der Buße durch das äußere Zeichen derselben, die Taufe, umgehen zu dürfen. „Er sieht sie“, wie Dächsel bemerkt, „unter dem Bild einer fortlaufenden, lebendig aus dem Leib ihrer Mutter hervortretenden Schlangebrut;“ was wir eigentlich unter dem Ausdruck: „Otterungezüchte“ zu verstehen haben. Den falschen Grund ihrer Einbildung, als Nachkommen Abrahams, auch Kinder Gottes zu sein, ohne Rücksicht auf ihr persönliches Verhalten, sucht er ihnen unter den Füßen wegzureißen, damit sie ein solideres Fundament suchen sollten und ermahnt sie deshalb zur rechtschaffenen Buße. Der Wahn, daß sie als Kinder Abrahams auch Kinder der Verheißung seien, macht er ihnen dadurch zu nicht.

te, indem er ihnen sagt, daß wenn sie sich als Kinder der Verheißung unwürdig zeigten, so vermöge Gott selbst aus den Steinen, die da herumlagen, „Kinder zu erwecken“, indem er sich der Heiden annimmt.

Wie Johannes nun Vers 8 unter dem Bild eines fruchttragenden Baumes den bußfertigen Sünder darzustellen angefangen hat, so führt er dasselbe Bild fort und stellt den Unbußfertigen als einen gänzlich unfruchtbaren Baum dar, welchem die Art bereits an die Wurzel gelegt ist. Der Sünder läuft Gefahr von der Gerechtigkeit Gottes erfaßt und in das ewige Verderben gestürzt zu werden.

Vers 10-14. — Die ernste Strafpredigt Johannis hatte ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlt. Es entstand ein Nachfragen unter den verschiedenen Ständen: Was sollen wir thun? Zuerst das Volk, eigentlich der bessergerinnende Theil desselben, der, welcher wirklich um sein Seelenheil bekümmert war. Diesen ermahnt er zur Mildthätigkeit: „Wer zweien Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat.“ Matth. 5, 16. Die Zöllner, welche sich zunächst zur Taufe meldeten und fragten, was sie thun sollten, ermahnt er zur Ehrlichkeit: „Fordert nicht mehr, als gesetzt ist.“ Sie waren Zolleinnehmer, welche von den römischen Generalbäckern die Erhebung der Zölle gepachtet hatten. Ihr Geschäft bot ihnen manche Gelegenheit zur Uebervorteilung der Leute. Sie standen auch allgemein und insbesondere bei den Pharisäern in dem nicht selten begründeten Verdacht der Unehrlichkeit, daher die ihrem Stand nicht unangemessene Mahnung. Vers 13. Sodann kamen die Soldaten an die Reihe. — Manche denken sich unter diesen die Polizeidiener. — Diese mahnt er zur Menschenfreundlichkeit, zur Gerechtigkeit und Genügsamkeit. „Thut Niemand Gewalt noch Unrecht, und laßt euch begnügen an eurem Solde.“ Bemerkenswerth ist, daß der Bußprediger Niemand



auffordert, den Stand zu verlassen, worin er sich befand, sondern daß er sich in demselben der Treue befeleige. Auch können wir kaum annehmen, daß er erwähnte Pflichten als Vorbereitung zur Buße angerathen habe, sondern er nennt sie rechtschaffene Früchte der Buße, welche letzteren wir bei den Fragen als bereits vorhanden betrachten müssen.

**Vers 15-18.** — Eine fernere Wirkung der Predigt Johannis war, daß das Volk anfang, ihn für den verheißenen Messias zu halten. Seit vierhundert Jahren war kein Prophet mehr in Israel aufgetreten. Nun ertönt plötzlich die Stimme eines Predigers in der Wüste, so gewaltig und eindringlich, daß der Gedanke an den Messias, der noch nicht erloschen war, sehr nahe lag. Der Wahn wurde indessen auch laut, denn Johannes hörte davon. Das Volk mußte, je eher, desto besser, davon befreit werden. Er erklärte sich nun für Den, welcher er war, nur Wegbühner dem viel Größeren, dessen er nicht würdig sei, die Schuhriemen aufzulösen. Zum eigentlichen Contrast führt er die Art der Taufe der beiden an. Er selbst — Johannes — taufe mit Wasser zur Buße; dieses sei nur das sichtbare Zeichen der innerlichen Abwaschung von Sünden und auf dieselbe hinweisend. Christus werde mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen. Diese Geistestaufe, die Wiedergeburt, ist erst recht die Versiegelung der Kindschaft. „Mit Feuer.“ Hierunter wollen Manche, die mit der Nachfolge Jesu verbundenen Prüfungen und Anfechtungen verstanden haben. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß hierunter das Reinigen und alles Sündliche ausleitende Feuer der göttlichen Gnade im Herzen verstanden ist. Besser bemerkt hierüber: „Das Wasser kann an einem Metall wohl den äußeren Schmutz abwaschen, so daß man unterscheiden kann, ob es Eisen, Kupfer oder Silber ist, aber das Metall von Schlacken und innerlichem Unrath reinigen, dazu ist des Feuers schmelzende Kraft nothwendig. Die Taufe Johannis und die Taufe Christi waren beide des heil. Geistes Werk, aber in der ersten wirkte derselbe in der Kraft des Wassers, säuberte die Herzen und machte sie ihnen selber kenntlich und heilsgewärtig; in der zweiten wirkt er in der Kraft des Feuers, indem er die Herzen durch und durch reinigt und erneuert in der Zueignung der heilsamen Gnade Gottes. In der Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfest erwies sich diese Taufe Christi in der sichtbaren Gestalt des Feuers.“

Nebst diesem Geistesfeuer redet der Täufer nun schließlich noch von einem unauslöschlichen Feuer, das die Unbußfertigen verzehren wird. In der Hand dessen, der in der Gnadenzeit Alle, die es annehmen, mit dem heiligen Geist und mit Feuer tauft, ist auch die Wurfgeschauel, eigentlich Wanne, womit durch Schütteln, Spreu und Staub vom Weizen gesäubert wird. „Und er wird seine Tenne (Dreischboden) fegen,“ überhaupt eine gründliche Sichtung am Tage des Gerichts vornehmen. Wer sich hier von der Sünde nicht reinigen lassen will, wird endlich als Spreu vom Weizen getrennt, und mit Feuer verbrannt, der Weizen aber, die Kinder Gottes, in die Scheunen, in die himmlische Heimath, gesammelt werden.

**Praktische Winke.** — Prediger des Evangeliums sollen auch strafen und drohen, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit. — 2. Die Benützung der Sacramente allein ist noch lange nicht ausreichend zu unserer Seligkeit; die Buße zu Gott und der Glaube an Christum ist die Hauptbedingung. — 3. Die echte Buße hat ihre sichtbaren Kennzeichen, ihre rechtschaffenen Früchte. — 4. Fromme Vorfahren können uns die Seligkeit nicht sichern, denn die Religion Jesu ist eine persönliche Sache. 5. Aufschub der Buße ist mit größter Gefahr der Seele verbunden. — 6. Der beharrlich Unbußfertige wird endlich in sei-

nen Sünden abgehauen. — 7. In jedem Stande können wir, wenn wir wollen, Gott dienen. Vers 10-12. — 8. Die Geistes-taufe, die Erneuerung des Herzens, verleiht der Wassertaufe erst die rechte Weiße.

**Kleinkinderklasse.** — In der Predigt Johannis ist für die Kleinen erstens die Nothwendigkeit einer gründlichen Buße von Wichtigkeit, und dann aber auch besonders, daß man ihnen diese Fundamentallehre so faßlich, als möglich, zu machen sucht. Benütze das Bild eines unfruchtbaren Baumes, den man beabsichtigt abzuhaue, mit Anwendung auf Diejenigen, welche nicht Buße thun, und zuletzt von Gott verstoßen werden. Zeige, wie der Herr Jesus mit dem heil. Geist taufte, d. h. durch seinen heil. Geist ihre Herzen erneuert.

**Illustrationen.** — Rechtschaffene Buße. Buße ohne Umkehr ist gleich dem beständigen Pumpen des Wassers aus dem Schiff, ohne den Leck zu verstopfen. — Manche Leute handeln in ihrer Buße, wie viele Schiffsleute; zur Zeit eines Sturmes werfen sie ihr Gepäck über Bord und wünschen daselbe bei günstigem Winde wieder zurück. — Echte Buße ist nie zu spät, aber späte Buße ist selten auch eine echte Buße.

**Gefahr des Aufschubs.** — Vers 9. Eine christliche Mutter warnte eines Abends ihre vergnügungssüchtige Tochter vor der Gefahr ihrer Seele, während sich dieselbe für einen Ball anleidete. „Noch Zeit genug, um über Religion nachzudenken,“ erwiderte sie barsch. Zwei Wochen später erkrankte sie plötzlich und starb in wenigen Stunden mit dem entsetzlichen Ausruf: „O, daß doch jetzt alle jungen Leute hier wären, daß ich sie warnen könnte, doch nicht so thöricht zu handeln, wie ich gethan habe. Ich gebe jetzt hin, um den Lohn meiner Ausaat zu ernten und bei Teufeln zu wohnen.“



**Wandtafelserklärung.** — Johannis praktische Bußpredigt ist auf der Tafel zunächst dadurch veranschaulicht, daß man hier den Baum, dem die Art an die Wurzel gelegt ist, nebst der Wurfgeschauel, gewahren kann. Dann sind auch die beiden Taufen, die in der Predigt erwähnt werden, die Wasser- und die Feuertaufe, illustriert. Erstere durch den Taufbecken, letztere durch die Taube als Sinnbild des heil. Geistes. Drittens sind auch die Hauptpunkte der Predigt: Gerechtigkeit, v. 8; Gültigkeit, v. 11; Genügsamkeit und Gelindigkeit v. 14, angegeben, die man dann leicht mit der Schule wiederholen kann. Man vergesse nicht, daß diese Hauptpredigtspunkte zugleich auch die rechtschaffenen Früchte der Buße sind.

## Die Predigt Jesu.

8. Lektion: Lukas 4, 14-21. — Sonntag den 20. Februar 1881.

14. Und Jesus kam wieder in des Geistes Kraft in Galiläa, und das Gerücht erscholl von ihm durch alle umliegenden Dörfer.

15. Und Er lehrte in ihren Schulen, und ward von Jedermann gepriesen.

16. Und er kam gen Nazareth, da er erzogen war, und ging

in die Schule nach seiner Gewohnheit am Sabbatthage, und stand auf, und wollte lesen.

17. Da ward ihm das Buch des Propheten Jesajas gereicht. Und da er das Buch herum warf, fand er den Ort, da geschrieben steht:

18. Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben er mich ge-



salbet hat, und gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßene Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zer schlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen.

19. Und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn.

**Haupttext:** Der Geist des Herrn ist bei mir, deshalben er mich gesalbet hat, und gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen.—Lukas 4, 18.

**Einführung.** — Der Welterlöser hatte bereits sein Lehramt angetreten und zwischen der Zeit, da wir ihn als Knabe in Nazareth zurückließen, bis zu dem heutigen Auftritt, merkwürdige Erfahrungen, als vorbereitend darauf hin gemacht: Die Taufe am Jordan, die unmittelbar folgende vierzigstägige Fastenzeit und Versuchung vom Teufel in der Wüste u. s. w. Seine Rückkehr von Bethabara, an dem westlichen Ufer des Jordans entlang bis nach Nazareth zurück, war, wie seine Reise von Nazareth nach Jerusalem als zwölfjähriger Knabe, wieder eine mühsame Strecke von etwa 60 bis 65 Meilen.

Vers 14–16. — Wir finden den Herrn Jesus hier in seiner Vaterstadt oder Heimath und zwar in der Synagoge, in welcher er „nach seiner Gewohnheit oder gemäß seiner Erziehung“ gewohnt war. Er befand sich nach banger Nächte und unaussprechlich harten Kämpfen endlich wieder in „den umliegenden Orten“ Galiläa, wohin er in des heil. Geistes Kraft, der nicht nur, wie etwa bei andern Frommen, in ihm wohnete, sondern eines Wesens mit ihm war, gekommen. Unter dieses Geistes Führung und durch dessen Kraft war Jesus „in die Wüste geführt“ worden, „auf daß er von dem Teufel versucht würde.“ Matth. 4, 1. Und derselbe Geist hatte bei seiner (Christi) Taufe über ihm geschwebt, und eine Stimme war gehört worden: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Schon hier erblicken wir die Wesensgleichheit und Einheit in der Dreieinigkeit Gottes. Vergl. 1. Joh. 4, 6. 7. In des Geistes Kraft lehrt er und thut Wunder, und beweist endlich in seiner Vaterstadt, Vers 16–18, aus den Propheten, daß er zu diesem erhabenen Zweck gesandt sei. Muß aber gerade hier zuletzt aufs Empfindlichste erfahren, welch ein wechselhaftes Ding es ist um die täuschende Volksgunst, welche heute Den von sich stößt, welchen sie gestern noch angebetet hat (vergleiche Vers 15. und 22. mit Vers 28. 29.), und ebenfalls die Wahrheit, daß ein Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterlande gilt. Matth. 13, 57.

Vers 16. 17. — Jesus benutzte insonderheit die heiligen Sabbathstunden mit Lehren in der Schule und gibt uns dadurch ein herrliches Exempel einer wahren Sabbathbeschäftigung. Die hier und in Vers 15. genannten Schulen waren die Synagogen. Das Wort Synagoge bedeutet: Der Ort des Zusammenkommens, von den Juden auch Bethaus genannt. Es waren solche Versammlungsorte zur Vorlesung des Gesetzes, ohne Opferdienst in allen Städten des heiligen Landes, in Jerusalem nach Talmud sogar 460–480 derselben, worunter die Tempelsynagoge die vornehmste war. Nach dem in der Synagoge bestehenden Gebrauche wollte er nach vollendeter Gebetsstunde aus den Propheten vorlesen, da wurde ihm von dem Synagogenbediener das aus einer Pergamentrolle bestehende Buch des Propheten Jesaias gereicht. Da fand er beim Abrollen des Pergaments, nicht von ungefähr, sondern durch göttliche Fügung, die sich von Anfang bis Ende auf ihn selbst bezügliche Stelle Jes. 61, 1. Und wenn bis dahin bei irgend Jemand Unklarheit oder Zweifel in Bezug auf genannte Stelle obgewaltet haben mochte, war wohl darunter verstanden sei, so hat Christus diesen Zweifel gehoben.

Vers 18. 19. — Die göttliche Gesandtschaft Christi, als der wahre von Ewigkeit her bestimmte Messias, wird hier zuerst erwähnt. Als Solcher war er auch göttlich legitimirt, gesalbt, daher auch der griechische Name Christus. Wie die Propheten und Könige Israels durch Salben mit Del, welches auf das Haupt gegossen wurde, zu ihrem Amt geweiht und vorbereitet wurden, so Christus mit dem heil. Geist zum dreifachen Amt als König, Priester und Prophet. Sodann folgt sein gegenwärtiges und weltbekundendes Geschäft. Den Armen, sowohl Geistlichen als Laien (Matth. 5, 3.), als auch die leiblichen Unbemittelten, welche so oft in gesellschaftlichen und bürgerlichen Kreisen hinten an stehen müssen, soll nichtsdestoweniger das Evangelium, die frohe Botschaft von Christo, verkündigt werden. Die durch Sünde und ihre peinigen Folgen zerstoßenen und zer schlagenen Herzen; die durch dieselbe Ursache

20. Und als er das Buch zuthat, gab er es dem Diener, und setzte sich. Und aller Augen, die in der Schule waren, sahen auf ihn.

21. Und er fing an zu sagen zu ihnen: Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren.

Gemetzelten, die durch die Herrschaft und Gewalt der Sünde gleichsam zu Gefangenen gemacht sind; die Blinden, die weder Gottes Liebe, seine Wege, noch ihre eigene Verderbtheit und Gefahr mehr sehen, ja sogar sich gesund wähnen, während sie sterbestränkt sind, auch den Arzt nicht erkennen, der allein ihnen helfen kann: Allen soll in Christo Heil widerfahren, so bald sie ihre traurige Lage erkennen und bei Christo Hilfe suchen. Ein angenehmes Jahr des Herrn, woron jenes Erlösungsjahr der Israeliten (3. Mose 25, 8.) ein Vorbild war, soll der Menschheit gleichwie mit lieblichem Posaumentönen durch göttliche Predigt angekündigt werden. In diesen herrlichen Worten ist der ganze Inbegriff des Evangeliums enthalten. Sie schildern einerseits die traurige Lage, in welcher uns der Herr alle findet von Natur, und andererseits die große Heilssfülle, wodurch der Bedauernswürdige aus seinem Elend empor gerichtet werden kann.

Vers 20. 21. — Der bedeutungsvolle Text war mit Kraft und Nachdruck gelesen und das Buch zurückgegeben. Alle waren voller Spannung, welche Anwendung er nun wohl auf des Propheten Weissagung machen würde. Statt gerade zu sagen, dieser Gesalbte bin ich, weist er, wie auch später, Cap. 7, 21. 22., auf seine Wunderwerke hin, die lauter als Worte es verkündigten, er sei der Christ des Herrn. Auf ihn zielen die Weissagungen des Alten Bundes hin und in ihm finden sie sämmtlich ihre Erfüllung.

**Praktische Winke.** — 1. Selig, wer auf seinem Lebenswege sagen kann: „Der Geist des Herrn ist bei mir!“ — 2. Wie Christus, so ist ein jeder wahrer Diener Christi, von Gott gesalbt. — 3. Soll ein Prediger des Evangeliums in seinem Beruf erfolgreich sein, so muß er die Salbung haben, die allerlei lehret. — 4. Vor Gott ist kein Ansehen der Person, Arme und Reiche haben Zutritt zu den Heilsgütern in Jesu. — 5. Die Sünde hat den Menschen nach Leib und Seele verwundet und zer schlagen; wer dieses fühlt und zu Christo kommt, findet Heilung. — 6. Die Sünde ist eine Gefangenschaft, aus welcher der Mensch nicht von selbst enttrinnen kann. — 7. Die geistliche Blindheit ist die allergrößte und gefährlichste. — 8. Der Zustand eines gefallen Menschen ist ein in jeder Hinsicht hilfloser und bedauernswürdiger. Doch ist Gottlob! die Krankheit nicht größer als der Arzt.

**Kleinkinderklasse.** — Jesus Christus, der Weltheiland, ist der Mittelpunkt der Lektion. Es bietet sich dem Lehrer eine treffliche Gelegenheit, die verschiedenen Punkte von Vers 18. und 19. zu erklären und das Elend des Sünders durch Beispiele zu illustriren. Die Zer schlagenen könnte er füglich mit einem Solchen vergleichen, der unter die Mörder gefallen ist, die ihn halbtodt liegen gelassen haben. Die Gefangenen mit Solchen, welche hinter eisernem Gitter in finsterner Zelle schmachten. Auch die leibliche Blindheit, dieser traurige Zustand, wird mit der noch traurigeren geistlichen Blindheit verglichen. Alle diese Zustände können den kleinen Lesern lebhaft geschildert und sodann Jesus, als der große Arzt und Helfer, in aller Noth dargestellt werden.

**Illustrationen.** — Blindheit. Vers 18. St. Augustinus erzählt von einem Heiden, der ihm einmal seine Götzen gezeigt habe, mit der Bemerkung: „Hier ist mein Gott, wo ist der Deinige?“ Dann nach der Sonne deutend, sagte er wiederholt: „Siehe, auch das ist mein Gott, wo ist der Deinige?“ So auf ähnliche Weise auf verschiedene Gegenstände deutend, wiederholte er herausfordernd: „Dies ist mein Gott, wo ist der Deinige?“ St. Augustinus erwidert ihm, er könne ihm seinen Gott nicht zeigen; nicht darum, weil er keinen habe, sondern weil er — der Heide — keine Augen habe, um ihn zu sehen.“ Jesus der Allgenugsame. — Wer schon zur Zeit der Ebbe am Meeresufer gestanden hat, wird wohl auch die Vertiefungen wahrgenommen haben, welche sich hier und da befinden. Wenn aber die Fluth daherbraust, so werden dieselben alle angefüllt und keine derselben ist mehr zu sehen. So sind



auch in unsern Herzen Bedürfnisse, Mängel und Gebrechen, aber Jesus kann dieselben alle stillen. In ihm ist eine Gnadenluth, welche alle unsere Mängel erfassen und die Gebrechen heilen kann.

**Wandtafelerklärung.** — In dieser Section tritt Christus als Prediger vor uns hin. In seinen Händen hält er eine Pergamentrolle, welche er nach dem Texte „herum warf.“ Die Bücher damaliger Zeit waren der Abbildung sehr ähnlich. Man lasse nun die Schüler beantworten, welches des Predigers Textbuch, der Text, die Predigt und wer die Zuhörer waren. Während der Inhalt der Predigt verhandelt wird, gibt es Gelegenheit, treffliche Anwendungen zu machen. Wie gut, daß auch uns das angenehme Jahr des Heils in Christo erschienen ist!



## Jesus heilt die Kranken.

### 9. Section: Lukas 5, 12-26. — Sonntag den 27. Februar 1881.

**12.** Und es begab sich, da er in einer Stadt war, siehe, da war ein Mann voll Aussatzes. Da der Jesus sahe, fiel er auf sein Angesicht, und bat ihn, und sprach: Herr, willst du, so kannst du mich reinigen.

**13.** Und er streckte die Hand aus, und rührte ihn an, und sprach: Ich will es thun, sei gereinigt. Und alsobald ging der Aussatz von ihm.

**14.** Und er gebot ihm, daß er es Niemand sagen sollte; sondern gehe hin, und zeige dich dem Priester, und opfere für deine Reinigung, wie Moses geboten hat, ihnen zum Zeugniß.

**15.** Es kam aber die Sage von ihm je weiter aus; und kam viel Volks zusammen, daß sie ihn hörten, und durch ihn gesund würden von ihren Krankheiten.

**16.** Er aber entwich in die Wüste, und betete.

**17.** Und es begab sich auf einen Tag, daß er lehrte, und saßen da die Pharisäer und Schriftgelehrten, die da gekommen waren aus allen Märkten in Galiläa und Judäa, und von Jerusalem. Und die Kraft des Herrn ging von ihm, und half Jedermann.

**18.** Und siehe, etliche Männer brachten einen Menschen auf einem Bette, der war gichtbrüchig; und sie suchten, wie sie ihn hinein brächten, und vor ihm legten.

**19.** Und da sie vor dem Volk nicht fanden, an welchem Ort

**Haupttext:** Und die Kraft des Herrn ging

**Einleitung.** — Die Wunderwerke Christi zu Nazareth hatten eine günstige Wirkung auf das Volk hervorgebracht; denn Jedermann pries ihn, Cap. 4, 15. Ehe er aber die merkwürdige Predigt in der Schule vollendet hatte, umzog sich der Himmel der Volksmeinung mit finsternem Gewölk und entlud sich zuletzt dermaßen über ihn, daß er zur Stadt hinaus gestoßen wurde, und sogar in Gefahr stand, von einem Berg herab gestürzt zu werden. Er begab sich nach Capernaum, um dort seine Wirksamkeit fortzusetzen. Capernaum war die Hauptstadt Galiläas, am westlichen Ufer des galiläischen Meeres, und lag etwa 20 Meilen von Nazareth, in nordöstlicher Richtung. Dort, umweit der Stadt, verhalf er Simon und den übrigen Gefährten zu einem wunderbaren Fischzug, und berief Simon zum Apostelamt. Hieran schließt sich der Bericht von einem zweifachen Wunderwerk Christi: an dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen.

**Texterklärung.** — Vers 12-15. Wir begegnen hier einer sehr traurigen und furchtbaren Erscheinung, einem Bild des Jammers, das uns wie nur irgend etwas die Größe des menschlichen Elends darstellt. Ein Mensch, der am Aussatz leidet, sucht Hilfe bei Christo. Der Aussatz ist eine auf bestimmte Weltgegenden beschränkte, aber dort weitverbreitete Hautkrankheit. Namentlich tritt sie im Morgenland und auch in Griechenland sehr stark auf. Sie machte sich durch Knollenbildung auf der rufsfarbig werdenen Oberhaut kenntlich, greift nicht allein die Haut an, sondern dringt bis auf die Knochen und Gelenke, und vertrocknet die Säfte. Sie ist erb-

lich und daher hatte man besondere Zufluchtsörter, die sogenannten Leprosenhäuser, für die Unglücklichen, welche man von aller Gesellschaft ausschließen mußte. Sie ist unheilbar, wenigstens bis heute ist kein sicheres Heilmittel dagegen bekannt. Im mosaischen Gesetz stand die Beurtheilung derselben nicht den Ärzten, sondern den Priestern zu, welche den Aussatz besichtigten und den Kranken für rein oder unrein erklären mußten. 3. Mose 13, 4. In allen diesen Charakterzügen ist der Aussatz immer als ein treffendes Bild der Sünde bezeichnet worden. Jesus begegnete diesem Aussätzigen, als er eben in einer gewissen, von Lukas nicht genannten Stadt seine Wirksamkeit als Erlöser beginnen wollte. Der Kranke war voll Aussatzes. Vermuthlich trat die Krankheit bei dem Einen mehr, bei dem Andern minder heftig auf. In diesem Fall gab sich der Patient besonders als solcher zu erkennen durch seine bleiche Gesichtsfarbe, wie dies der Fall ist, wenn die Krankheit einen hohen Grad erreicht hat. Er hatte von Jesu als Wunderthäter gehört, und daß er nun sogar in der Gegend weile. Die Noth war drückend. Kaum hatte sein Forscherblick ihn aus der Menge herausgefunden, so fiel er vor demselben auf sein Angesicht, und suchte um Rettung. Der Aussätzige bekundete einen starken Glauben, denn er traut dem Herrn die Vermögenheit zu, indem er ja auch schon Andern geholfen habe; dennoch war dieser Glaube nicht frei von ängstlicher Besorgniß, indem er die Willigkeit Jesu noch einigermaßen in Zweifel zog. Doch der Herr über sah dieses, und heilte den Kranken ohne Weiteres von seinem Aussatz. Zum

**20.** Und da er ihren Glauben sahe, sprach er zu ihm: Mensch, deine Sünden sind dir vergeben.

**21.** Und die Schriftgelehrten und Pharisäer fingen an zu denken, und sprachen: Wer ist der, daß er Gotteslästerung redet? Wer kann Sünde vergeben, denn allein Gott?

**22.** Da aber Jesus ihre Gedanken merkte, antwortete er, und sprach zu ihnen: Was denket ihr in euren Herzen?

**23.** Welches ist leichter zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben? Oder zu sagen: Stehe auf und wandle?

**24.** Auf daß ihr aber wißt, daß des Menschen Sohn Macht hat auf Erden Sünde zu vergeben, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Ich sage dir, stehe auf, und hebe dein Bettlein auf, und gehe heim.

**25.** Und alsobald stand er auf vor ihren Augen, und hob das Bettlein auf, darauf er gelegen war, und ging heim, und pries Gott.

**26.** Und sie entsetzten sich alle, und priesen Gott, und wurden voll Furcht, und sprachen: Wir haben heute seltsame Dinge gesehen.

**Haupttext:** von ihm, und half Jedermann. — Lukas 5, 17.

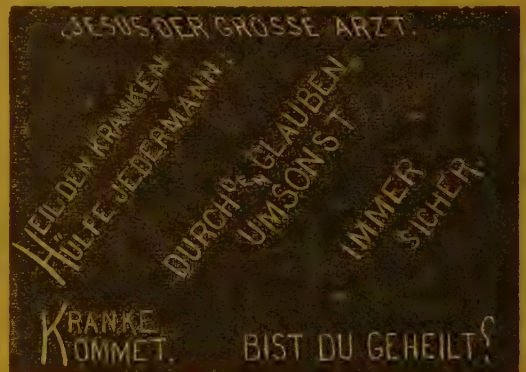
Glauben mußte der Genesene auch noch Gehorsam üben. Um Niemand Mergerniß zu geben, befahl Jesus dem jüdischen Gesetze gemäß demselben, sich dem Priester zu zeigen. Damit wurde dem Geheilten nun auch wieder zur Aufnahme in die bürgerliche und gottesdienstliche Gemeinschaft verholfen. Hierin war der Genesene gehorsam, daß er aber nach Vers 14. zu der Geschichte schweigen sollte, indem Jesus jede unnöthige Aufregung vermeiden haben wollte, wie hätte er, der ein solches Wunder der Allmacht an sich selbst erfahren, das fertig bringen können? Nach Mark. 1, 45. macht er die Geschichte selbst bekannt, und „redete viel davon.“—Vers 16. 17. Nach diesem Wunderwerke zog der Herr sich in die stille Verborgenheit zurück, um zu beten, wie besonders Lukas vor den übrigen Evangelisten solcher Gebetsumgänge Jesu mit seinem himmlischen Vater mehrerer gedenkt, z. B. Cap. 6, 12; 9, 18. 29. und 11, 1. Im Gebetsumgang suchte der Herr immer wieder neue Stärkung zur Ausführung des großen Erlösungsplans. Aber auch sogleich fing seine erbarrende Liebe wieder an, zum Heil der Menschen zu wirken.—Vers 17. „Auf einen Tag,“ nachdem er eben aus dem Gebiet der Gadarener zurückgekehrt war. Vergl. Cap. 8, 26-40. Da begab sich's, daß die Paräsaier und Schriftgelehrten, welche erstere sich immer auf ihre Frömmigkeit, die letzteren auf ihre Weisheit viel zu gut thaten, und nie aus Verlangen nach Unterricht oder Hülfe, sondern um etwas Neues zu sehen, und namentlich den Herrn Jesum, wo möglich in seinen Reden zu fangen, sich um ihn scharten, während er lehrte unter der Menge. Sie waren aus allen Flecken Galiläas und aus Jerusalem gekommen. Durch die von Christo ausströmende Gotteskraft wurde Jedermann, der Hülfe von Nöthen hatte, und solche bei Jesu gläubig suchten, auch geholfen.—Vers 18-26. Aus der Menge von Gnadennummern hebt der Evangelist nun wieder einen besonders merkwürdigen Fall hervor: Der Kranke war ein Sichtbrüchiger. Die Scene ist eine höchst rührende. Die Sicht, oder Paralysis, eine die Nerven fast auflösende und Glieder erstarrende Krankheit, hatte den Menschen dermaßen gelähmt, daß er nicht selbst zu Jesu gehen konnte, sondern von Vieren getragen werden mußte. Matth. 15, 30. Die ihn Tragenben mußten entweder Blutsverwandte oder sonst theilnehmende Freunde gewesen sein, indem, aus Vers 20. zu schließen, des Kranken Wohl und Wehe ihnen sehr nahe ging. Für sie gab es Mühe und Anstrengung zu ertragen und Hindernisse zu überwinden. Der Volksandrang um das Haus her verwehrete ihnen den Eingang in das Haus, in welchem Jesus sich befand. Was gab es nun für bessere Abhülfe, als durch das flache orientalische Dach des angrenzenden Nachbarhauses auf jenes hinüber zu kommen zu suchen, um dann durch eine erst zu machende Oeffnung den Kranken auf einem Tragbette an Seilen vor Jesu hinunter zu lassen? Jesus sah ihren Glauben, ohne Zweifel aller oder doch der Mehrzahl der Träger, sammt dem des Sichtbrüchigen. Und wo Jesus Glauben findet, da nimmt es ihn nicht lange zu helfen. Aber wie hilft er hier? Er versichert den Patienten, daß seine Sünden vergeben seien. War das, was er von Nöthen hatte und suchte? Höchst wahrscheinlich. Indem die betreffende Krankheit nicht selten bittere Folgen von Völlerei oder einer sonst üppigen Lebensweise war, so ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Sichtbrüchige die Sünde als die Grundursache der Krankheit so schmerzlich als letztere selbst empfand, und Vergebung sowohl als Heilung suchte. Den Paräsaier war der Ausspruch Jesu fremd und anstößig, und sie erklärten es als Gotteslästerung. Jesus beweist nun durch die gänzliche Heilung des Kranken, daß er nicht Gott lästere, sondern aus Gottes Macht, ja als Gott selbst hier aufgetreten sei. Die Heilung war gründlich und mußte von allen, als ein Wunder der Allmacht anerkannt werden, worüber sie sich entsetzten.

**Lehrgebanten.**—1. Wie der Aussatz, so hat die Sünde den Menschen nicht allein gänzlich verderbt, sondern auch entseilt. 2. Sünde ist die Hauptursache aller leiblichen Gebrechen. 3. Noth macht erfindertisch, und lehrt zu Gott um Hülfe schreien. 4. Der wahre Glaube traut dem Herrn nicht allein die Vermögenheit, sondern auch die Willigkeit zu. 5. Aber auch ein schwacher Glaube ist dem Herrn angenehm, und er kommt demselben mit Erbarmen entgegen. 6. Es ist die theure Pflicht der Gläubigen, auf den Armen des Gebets die Sünder Jesu entgegen zu tragen, und auch sie sollen für die zu Rettenden Glauben üben. 7. Wo wahrer Ernst und Glaube ist, da scheint kein Hinderniß zu groß, um zu Jesu zu gelangen. 8. Es nimmt den Herrn nicht lange zu helfen, wo man seine Hülfe gläubig sucht.

**Kleinkinderlasse.**—Mache die Kleinen auf die verschiedenenlei Formen des menschlichen Glends und allerlei Krankheiten aufmerksam. Zeige, daß alle körperlichen Gebrechen unausbleibliche Folgen der Sünde sind. Zeige, wohin der Mensch fliehen soll in allerlei leiblicher Noth. Die Sünde ist aber das größte Uebel, und wir sollten durch Christum suchen davon erlöst zu werden. Mache darauf aufmerksam, daß wir glauben und zu Jesu kommen müssen.

**Illustrationen.**—Des Menschen verderbter Zustand. Wie der Aussatz den ganzen Menschen durchdrungen hat, so auch die Sünde. Diese hat den ganzen inneren Menschen verderbt. Als Nicephorus Bpocas eine hohe Mauer um seinen Palast her gebaut hatte, um seiner persönlichen Sicherheit willen, da vernahm er in einer Nacht eine Stimme, die ihm laut rief: „O Kaiser, wenn du dir eine Mauer bis an die Wolken bauest und lässest die Sünde darin herrschen, so wird doch Alles in Trümmer fallen.“

Im Glauben zu Jesu. Einem Ertrinkenden wurde ein Seil zugeworfen; er ergriff dasselbe und wurde gerettet. Er hatte das Seil in der Todesangst so trampschaft fest gefaßt, daß es Stunden lang dauerte, ehe er nachher seinen Halt fahren ließ. So macht es Derjenige, welcher seine Sündennoth recht fühlt, und sich an Gottesverheißungen haltend, zu Jesu um Rettung flieht.



**Wandtafelklärung.**—Da diese Tafel keine eigentliche Illustration enthält, was des Wechsels halber schon gut sein dürfte, so bleibt verhältnißmäßig wenig zu erklären übrig. Christus ist der große Arzt der Kranken, sei die Krankheit eine leibliche oder geistige und geistliche. Nachdem man die Aufmerksamkeit der Schüler auf Jesum hingelenkt hat, nehme man all die Punkte durch: Er heilt Jedermann, durch den Glauben umsonst, immer zc. Man lade Alle ein, zu ihm zu kommen.

**Zur deutschen Bildungsstatistik.**—In dem Schulvisitationsberichte des Weimariſchen Generalſuperintendenten Joh. Kromayer vom 21. September 1827 finden wir in betreff der thüringischen Landſchulen damaliger Zeit eine Notiz, die gleichzeitig ein ſchätzbares ſtatistiſches Material für den Zuſtand der Volksbildung in Deutschland zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges liefert. Die betreffende Stelle lautet wörtlich: „Man hat ſo in der Schulviſitation in denen beyden ämtern Reinhardtſbrunn und Görzenthal befunden, daß unter 1700 Kindern, welche ältere halber alle zur Schule tüchtig, derer aber

1000 ſind, welche niemals in eine ſchule kommen ſind, auch noch nicht in die ſchule kamen und nimmer lerneten leſen, recht beten, etwas von Gott u. ſ. w. recht verſtehen, wenn es wie bisher beim alten methode bleiben ſollte. So bezeugens auch die Exempel der erwachſenen Leute, der Hauſväter und Hauſmütter, der knechte und megde, da allezeit wohl in dieſem Lande ein 10,000 menſchen ſolcher erwachſenen Leute ſein, und unter denen nicht der dritte Theil gefunden werden kann, die leſen können und demnach auch ſonſt vom Gebet und ihrem Chriſtentum nicht viel verſtehen.“



## Hinterstübchen.

**Die Bibel.**—Kein Buch der Welt hat wohl je so viel leidenschaftliche Angriffe erfahren, als die Bibel. Spott und Hohn ist über sie ausgegossen, tiefe Gelehrsamkeit wie oberflächliche Kritik ist zu ihrer Bekämpfung angeboten worden. Unzählige Mal hat man sie bereits todtgesagt oder sie in den Staub der Bibliotheken verwiesen—und doch hat sie einen Gegner nach dem andern überlebt und erobert sich in immer umfassenderer Weise den Erdboden. Was besagt doch schon die eine Thatfache, daß dieses wunderbare Buch in 308, Schreibendrehundertundacht Sprachen und Mundarten—darunter mehr als siebzig, von denen vorher kein Buchstabe existierte—übersetzt worden ist, während es zu Anfang unseres Jahrhunderts höchstens fünfzig Bibelübersetzungen gab! Nehmen wir dazu die andere Thatfache, daß die Verbreitung heiliger Schriften in der ganzen Welt durch die verschiedenen Bibelgesellschaften seit Beginn dieses Jahrhunderts sich auf 150 Millionen, die des vorletzten Jahres auf fünf Millionen Exemplare (gegen eine halbe Million im Jahr 1830) beläuft. Dazu rechne man schließlich, daß die heiligen Schriften keineswegs verschont werden, sondern daß—trotz der billigen Preise—eine ganz erhebliche Einnahme daraus erzielt wird. So hatte im Jahre 1879 die britische Bibelgesellschaft allein (im In- und Ausland) eine Gesamtannehmerinnahme von nahezu eine halbe Million Dollars aufzuweisen.

**Folgende Blumenlese** komischer Anzeigen entnehmen wir der Sammlung eines Liebhabers: „Ich fordere den Tagelöhner Seitz auf, seinen Aufenthaltsort anzuzeigen, um mit ihm wegen der Theilung seiner verstorbenen Mutter zu verhandeln!“ — „Ein Bierkeller ist wegen Alterschwäche zu vermieten.“ — „Fünf Thaler Belohnung Demjenigen, der mir den Verbleib meines am 24. d. M. abhanden gekommenen Hundes so anzeigt, daß ich denselben gerichtlich belangen kann.“ — „Vom 1. Juni ab wohne ich mir gegenüber und bitte auch da um gütigen Zuspruch.“ — „Ein englischer Hühnerhund ist wegen Eintritts zum Militär zu verkaufen.“

**Schiller** traf einst einen seiner Freunde schlafend vor seinem Schreibpult sitzen, mit dem Anfertigen eines Gedichtes beschäftigt, welches mit folgenden Worten anhub:

Die Sonne sendet ihrer Strahlen Spitzen,  
Bis auf des Meeres tiefstem Grund.

Leise nahm Schiller ihm die Feder aus der Hand und setzte darunter:

Die Fische fangen an zu schweizen,  
O Sonne! treib es nicht zu bunt.—

**Die Distel** ist bekanntlich das Nationalembem Schottlands. Wie sie zu dieser Ehre gelangte wird von einem englischen Blatte, wie folgt, erzählt: Während der Invasion Schottlands durch die Dänen wollten letztere die schottische Armee überrumpeln. Da es nicht für ehrlich und kriegerisch erachtet wurde, einen Feind in der Dunkelheit anzugreifen, wurde beschlossen, in der Frühe barfuß zu marschiren, damit dertritt der Krieger nicht gehört werde. Schweigend nahen sich die Dänen dem schottischen Lager, in wenigen Minuten würde die Ueberrumpfung gelungen sein. Plötzlich ertönte ein lauter Schreckensschrei durch die Luft, der Dänen wie Schotten aufschreckte. Letztere sprangen von ihrem Lager auf, griffen zu den Waffen, stürzten auf den Feind und besiegten ihn nach einem großen Gemel. Der Schrei, der sie gerettet hatte, rührte von einem dänischen Soldaten her, der mit seinen bloßen Füßen auf eine Distel getreten.

„Des han i nit denkt.“—Robert Scheufele, ein robuster Landwehrmann aus der Gegend von Donzdorf, wurde in der heißen und ruhmvollen Schwabenschlacht bei Willers vor Paris 1871 in der Wade leicht verwundet. Da es ihm im Lazareth zu langweilig wurde, theilte man ihn dem Sanitäts-corps zu, wobei ihm seine Körperkraft sehr zu Statuten kam, indem er stets einen Verbundenen allein trug. Einen ätzend daliegenden Preußen fragte er, ehe er ihn auf seine breite Schultern packte: „Wo heßt dir's?“—„Eine Kugel im Fuß!“ war die Antwort. Scheufele eilte mit ihm dem sicher gelege-

nen Verbandsplaze zu. Unterwegs sauste eine Granate an ihm vorüber. Sich ein wenig bückend, setzte er seinen Lauf fort.—Als er beim Verbandsplaze ankam, ruft ihm der Arzt zu: „Aber ums Himmelswillen, Sie bringen ja einen Mann ohne Kopf!“—Scheufele legte seine Bürde ab, betrachtete sie und sagte: „Des han i aber nit denkt, daß dea Preuß a so löget; sait mer der Kerl no selber, er sei nur in Quack g'schoffa!“

**Versicherung.**—Kaufmann: „Was sind Sie für ein Landsmann?“

Hausnecht: „Berliner Kind, mit Spree Wasser jetoost!“

Kaufmann: „Dann thut es mir leid. Berliner nehme ich keinen mehr; mein Lektter war auch ein Berliner, der ist mir gestorben und ich mußte die Beerdigungskosten bestreiten.“

Hausnecht: „O wenn' weiter nicht is, denn können Sie mir ruhig nehmen; ich bin schon an achtzehn Plätze gewesen und bin noch nirjens gestorben!“

**Wirklich wahr.**

Hab' einen Bauer'smann gefannt,  
Der liebte gar nicht seinen Stand,  
Deucht' ihm zu wenig Ehr';  
Nun that er, was er nicht verstand,  
Dies raubt' ihm Wieß' und Ackerland,  
Nun war er gar nichts mehr.

**Nur immer praktisch.**—Ein Jude zu einem andern, der zu Pferde sitzt: „Jigü, Du hast ja nur einen Sporn.“  
„Wohu brauch' ich hwei?! Wenn ich mein Pferd sporn an anor Seit', muß die andere auch mitlaufen!“

**Wenn man sich verspricht.**—Der Cäcilienkalender erzählt folgende hübsche Anekdote: Bei einem Festeßen zu Ehren des Componisten Schäfer, welcher wurde die vielen Kantaten, die er geschrieben hatte, den Namen Kantaten-Schäfer erhielt, brachte einer der Gäste einen Toast aus, der mit den Worten schließen sollte: „Hoch lebe unser geliebter Kantaten-Schäfer!“ Allein es kam anders; im Eifer versprach der Redner sich und rief begeistert: „Hoch lebe unser geliebter Schandthaten-Käfer!“ Donnernder Beifall war der Lohn.

**Aus dem Munde der Unmündigen.**—„Warum weinst Du, Mama?“ spricht Johannes.

Seufzend antwortete sie: „Ach, liebes Kind, wir müssen morgen aus unserm Hause ins Elend ziehen.“

„Was ist denn das Elend?“

„Wohin wir ziehen, das ist ein großes, häßliches Haus mit schmuzigen, zerfallenen Fensterscheiben, lauter arme Leute wohnen drin.“

„Aber wohnt der liebe Gott nicht auch in dem Hause?“ Die Mutter schließt das Kind mit Küßen in ihre Arme und ist getrübet.

**Ein Schwabenstreich.**—In einem württembergischen Städtchen machte neulich ein Ausrufser folgendes bekannt: „Die Rekruten, welche zum nächsten Zuge müssen, sind am Rathhause angengelt.“

**Schwaben und Schweigen.**

Willst von dem Schwäger billig kommen los,

So gönn' ihm bloß

Das letzte große Wort:

Vor'm Schweiger—läuft er fort!

**Die Kaze im Sprichwort.**—Die Kaze hat mit ihrem Thun und Treiben, und nach ihrer Stellung im Hause, der Sprache vielen Stoff geliefert und häusliche Nebensarten und Sprichwörter in Menge erzeugt. Trotz ihrer Heimlichkeit scheut sie das Wasser, daher der Ausdruck, „sich wie die Kaze waschen.“ Sie schmeichelt sich an, wie kein anderes Thier, daher man zu einem Kinde, das zu schmeicheln weiß, sagt: „Du bist ein rechtes Schmeichelläzchen.“ Die Kaze ist aber falsch dabei, daher die Nebensarten: „falsch wie die Kaze; fagenfreundlich; keine Kaze so glatt, sie hat scharfe Nägel.“ Besonders häufig ist die Nebensart: „Böse Kazen, die vornen lecken, hinten

kraken." Oft hört man sagen: „Diese Leute leben zusammen wie Hund und Kaze." — Weitere sprichwörtliche Ausdrücke sind: „Der Kazen Spiel ist der Mäuse Tod." — „Art läßt nicht von Art, die Kaze läßt das Mäusen nicht." — Wenn die Kazen mausen, hängen sie keine Schellen an." — „Die Kaze fällt auf die alten Füße, d. h. es bleibt wieder einmal beim Alten, alle Gewalt kann's nicht ändern." — Die Kaze hat ein jähes Leben, nach dem Sprichwort fogar neun Leben, daher: „er hat ein Leben wie eine Kaze." — „Am etwas herumgehen, wie die Kaze um den heißen Brei." — In der Schweiz sagt man Einem, der aus Geiz sich beim Handel anführen läßt: „Der kauft der Kaze den Schmeer (Speck) ab." — Sodann sagt man: „Die Kaze im Sack kaufen," d. h. unbesehen etwas erhandeln, annehmen, sich aufbinden lassen. Ferner: „Die Kaze ist gern da, wo man sie streichelt," d. h. man hört gern sich loben. — „Davon gehen wie die Kaze vom Taubenschlage," nach vollbrachten Schaben sich still fortzuschleichen. — „Bei Nacht sind alle Kazen grau," die Nacht verwischt die Unterschiede, deckt Schäden und Blößen zu. — „Wenn die Kaze nicht zu Hause ist, springen die Mäuse über Stühle und Bänke." — „Wer wilde Kazen fangen will, muß eiserne Handschuhe haben."

**Das größte Wunder.** — Bei einer christlichen Hochzeit, die neulich in Munzenheim bei Colmar, im Elsaß, gehalten wurde, sprachen die Gäste von den Wundern Jesu. Unter den Gästen war ein entschiedener frommer Mann, mit Namen Sutter, der vor seiner Belchrung ein schlimmer Trunkenbold war. Auf die Frage, was er von den Wundern Jesu halte, sagte er: „Das größte Wunder, das ich kenne, besteht darin, daß der Sutter kein Lump mehr ist."

**Nicht aus der Art geschlagen.** — Ein von Mutter „Natur" reichlich mit Humor begabter Vater sah eines schönen Tages, in Gesellschaft seiner Gattin, in stillem Glück versunken, den in Uebermuth übergehenden Balgereien seiner hoffnungsvollen Sprößlinge zu. Mit sichtlichem Behagen machte er die Bemerkung: „Es wird bald fürmisch Wetter geben!" Die Mutter, welche einen fragenden Blick auf den Meteorologen warf, erhielt im Hinblick auf die munteren Jungen, die Antwort: „Die Esel naden sich!" Unpöblich stand Erdbie, der Erstgeborne, vor dem gemüthlichen Hausheern, und constatirte mit zwingender Logik: „Und Du bist mein Vater!" — Ja, Jeder findet eben seinen Meister.

Th. G. St.

**Irresinnigen predigen.** — Ein Prediger, der Irresinnigen predigt, sollte sich immer auf irgend ein unverhofftes Ereigniß gefaßt machen. In Zschonibon, Zll., war ein gewisser Gottesmann, der zur Zeit gerade kein Arbeitsfeld zu bebienen hatte. Derselbe erfuhr nun, daß in der städtischen Irrenanstalt das Wort Gottes nicht verkündigt werde und bemühte sich deshalb um eine Gelegenheit dort predigen zu können. Da er endlich zum ersten Mal den Irren am Wort diente, gewahrte er zu seiner großen Freude die gespannte Aufmerksamkeit einer seiner Zuhörer. Er ging zu etlichen seiner Freunde und sagte denselben, er habe in der Irrenanstalt ein vielversprechendes Arbeitsfeld, welches man schon zu lange vernachlässigt habe, gefunden. Am nächsten Sonntag bemerkte er wiederum die gierige Aufmerksamkeit seines hoffnungsvollen Zuhörers, und den darauffolgenden Sonntag legte er abermals denselben Ernst an den Tag.

In seiner letzten Predigt erzählte der gutmeinende Mann von den Hindu-Weibern, die ihre Kinder in den Fluß Ganges werfen. Nach seinem Vortrag hatte er nun Gelegenheit sich persönlich mit seinem fleißigen Zuhörer zu unterhalten. Der Patient ergriff des Predigers Hand und sagte: „Während Sie jene Geschichte erzählten, konnte ich nicht umhin zu denken, wie schade es sei, daß Ihre Mutter Sie nicht in den Fluß warf, da Sie noch ein Kind waren."

L. C. M.

**Wie man vor Alters Kirchenschläfer behandelte.** — Als Columba das Evangelium von Irland nach Schottland brachte, landete er zuerst auf der Insel „Jona." Dieses war im Jahr des Herrn 565. Er bezog mit seinen Gefährten einen großen Bau, den ehemals heibnische Priester inne hatten, und richtete denselben zu einer Art Lehr- und Missionsanstalt ein. Die Grundregel des Hauses war: Das Wort Gottes. Dasselbe wurde an den langen Winterabenden vorgelesen. Dabei

wurde nun Sorge getragen, daß keinen der Anwesenden der Schlaf überfiel. Der Vorleser stand auf einem erhöhten Platze, während die Zuhörer längs den Wänden auf Bänken saßen. Im ganzen Saal war nur ein Licht und das mußte natürlich der Vorlesende haben. Einer der Brüder pflegte aber eine Laterne zu nehmen und von Einem zum Anderen zu gehen, und nachzusehen, ob nicht etwa Einer eingeschlafen sei. Schief er, dann hielt er ihm das Licht so vor, daß der Schein seine Augen traf, worauf er dann erwachte, und zur Strafe nun die Laterne selbst nehmen und Rundschau machen mußte. Wie war ein solches Mittel jetzt?

### Der vergessene Name.

Ein Bauer fuhr einst eine Ladung Holz nach Leipzig hin, kaum kommt er in die Stadt, Den Namen des, der es bestellte, Auch unterwegs er schon vergessen hat — Da hält er just in einer Straße an, [Mann? Brummt sinnend vor sich hin: Wie hieß doch gleich der Besieht die Häuser, ob es dran zu lesen wäre, Denkt wieder nach. Da kommt von ungefähr Ein pfiffiger Student die Straße daher, Der sieht den Bauer stehn und fragt:

„De, Alter, seht Euch was, so sagt Es mir, vielleicht weiß ich Euch Rath!" „Das wäre herrlich," rief der Bauer, „in der That! Ach sagt mir doch, wie heißt doch gleich der Mann, Der dieses Holz bestellt, damit ich zu ihm kann." [aus, „Das weiß ich freilich nicht," rief lachend der Student jetzt „Doch halt, mein Freund, 3 Treppen hoch in diesem Haus, Da wohnt ein Mann, der alles weiß und für ein Stüchgen Hilft er gleich jedem gern, wenn ihm was fehlt." [Geld Und somit schied der witz'ge Studiosus ihn Zu dem Professor Gellert hin.

Der Bauer, ganz vergnügt für solchen guten Rath, Geht eilend hin, wie der Student es ihm beschrieben hat. Steht bald vor Gellert's Thür, klopf an, es ruft herein. Mit dreifsen Schritten tritt der Bauer ein, Zieht aus der Tasche ein Jünggrotschenstück, Legt es vor Gellert hin und spricht mit frohem Blick: „Seid doch so gut und sagt mir, da Ihr alles wißt, Was ich vergessen hab, für wen das Holz auf meinem Wagen ist."

Erstaunt besieht den Bauer Gellert sich Und spricht: „Das ist wahrhaftig wunderbar." „Ja, Wunderlich, ja, ja, so ist's, so heißt er in der That!"

Auft jetzt der Bauer freundlich aus, ich dank für guten Behüt Jhn Gott, ich werd, Jhn rekommandiren, [Rath. Wenn just jemanden einmal sollte so was passiren."

Oft hat ein Vorwitz schon ans Licht gebracht, Worüber mancher lange nachgedacht.

### Charade.

Meine Ersten kommen mit der Nacht;  
Meine Zweite mündet in den Rhein,  
Schweizer Hauptstrom soll sie sein.  
Meine Dritte stößt oft mit Nacht,  
Und mein Ganzes ragt steil in die Höh'  
In den Berner Alpen und trägt ew'gen Schnee.

### Letternräthsel.

Ureinwohner nennt es euch  
Von gar macht'gem Inselreich,  
Wenn mit t es zeigt sich euch,  
Und wenn r es haben soll  
Für das t, dann hat's Tirol.

### Auflösung der Räthsel im Decemberheft.

1. **Palndrom.** — Brod-Bord. — 2. Rinden, L. G. Randenberger, A. Schaub, J. Gente, S. Raichinger, F. Rüben, B. W. Beder, Rath, Zimmermann, Chas. Mert, A. Reinte, F. D. Feist, H. Elert.
2. **Zahlenräthsel.** — S-e-l-l-e-r-i-e. — 2. Rinden, L. G. Randenberger, A. Schaub, J. Gente, S. Raichinger, F. Rüben, B. W. Beder, Rath, Zimmermann, D. D. Speicher, F. B. Zellman, Chas. Mert, A. Reinte, F. D. Feist.
3. **Logogryph.** — T-h-e-i-s-e-i-s. — 2. Rinden, L. G. Randenberger, J. Gente, S. Raichinger, F. Rüben, B. W. Beder, Rath, Zimmermann, D. D. Speicher, Chas. Mert, F. D. Feist.







Zum letzten Gang.



## Zum letzten Gang.

Von W. Huber, jr.



Wenn ich im Winter neige  
Mein Haupt zur ewigen Ruhe hin,  
Streut mir statt Mooslieb, Rossmarin  
Vor meine Bahr, den Weg entlang  
Schneerosen, Tagesszweige:  
Zum letzten Gang!

Wenn ich im Winter werde  
Gesenkt ins Grab,—ach, wie so weich  
Umarmt der weiße Schnee es gleich!

Nicht schauerlich ist der Gedanke,  
Es trauert selbst die Erde:  
Zum letzten Gang!

Im Lenz und Sommer ist's zu schön;  
Im Herbst lacht fröhlich noch die Welt,  
Und schwer, ja schwer das Scheiden fällt!  
Wenn müd das Herz und sahl die Wang'—  
Im Lebenswinter möcht' ich gehn:  
Den letzten Gang!

### „Siehe, Ich verkünde euch große Freude!“

(Von Marc. Boyan.)

#### IV.

Georg schritt nun weiter durch den Wald, vorbei an endlosen Reihen von Kiefernabäumen, in deren fahlgrünen Zweigen der Wind rüttelte, immer seltener wurde die Erscheinung eines gleich ihm Wandernden, nur Krähen flogen mit schwerem Flügelschlag über den niedern Wald und ihre heiseren Stimmen verhallten in der Weite. Der junge Mann blieb hochathmend stehen, es erschien ihm fast unmöglich, hier auf der breiten Landstraße dem Winde entgegenzugehen, er wollte lieber versuchen, auf Nebenwegen im Schutz des Waldes dahinzuschreiten, die Gegend war ihm ja von seiner Kindheit her zu vertraut, um den rechten Weg zu verfehlen.

Der starre Frost der Nacht schien durch den Nebel des Tages aufgelöst, durch die Luft fingen an einzelne schwere Schneeflocken niederzutaumeln, und die abgefallenen Kiefernadeln, welche den Waldboden bedeckten, waren bald unter einer weißen Decke verborgen. Der Wind hatte jetzt auch nachgelassen, ganz still hielt jeder blätterlose Strauch, jeder Baum, um das zarte Festkleid sich anlegen zu lassen, mit dem die Natur sich zum Geburtsfest des Erlösers schmücken wollte. Der müde Fuß des Wanderers aber glitt auf der weichen Schneedecke aus, immer mühevoller wurde dem Erschöpften das Weiter-schreiten. Aus Georgs Brust quoll der heiße Athem der hart arbeitenden Lungen und stand wie eine Nebelwolke vor seinem Gesicht, seltsame Gestalten annehmend und den zu Tode Erschöpften fast beängstigend. Der junge Mann hielt seine Schritte an und lehnte sich an einen Baum.

Aus weiter Ferne scholl das Läuten einer Glocke zu ihm herüber, doch es war nicht der Klang der Heimathsglocken; die müden Augen wanderten hierhin und dorthin, der Wald schien

kein Ende nehmen zu wollen; er hatte sich mehr, als er beabsichtigt hatte, von der großen Landstraße entfernt, er beschloß zu ihr zurückzukehren, in der Hoffnung, jetzt, nachdem der Wind nachgelassen hatte, dort auf festerem Boden rascher dahinschreiten zu können. Die breite Straße war ganz menschenleer, nur weit vor ihm, wo der Weg sich etwas senkte, bemerkte er ein Gefährt, es mußte doch an ihm vorüber gekommen sein, er hatte es nur, im Walde gehend, nicht bemerkt. In der tiefen Stille, welche ihn umgab, hörte er nun doch eine ferne, wohlbekannte Stimme an sein Ohr schlagen, ein eintöniges Rauschen, ein seltsames Schwellen und Tönen, und er kannte sie wohl diese Stimme, es war der erste Gruß, den ihm das Meer zusandte, das Meer, an dem er als Kind gespielt, dessen nie müden Wellen der Knabe die ersten Wünsche vertraut, welche ihn zu dem Ziel hinwiesen, das zu erreichen er gestrebt und das seiner danach greifenden Hand jetzt entzogen war.

Das ferne Rauschen ließ ihn erschauern, klang es nicht wie klagender Zuspruch eines mit ihm Trauernden? „Bald werde ich zu Hause sein,“ flüsterte er, „o Mutter, todtmüde, matt zum Sterben, losgesagt von allem Hoffen kommt dein Sohn zu dir zurück.“

Näher tönte das Brausen und Schäumen der Wellen, lichter wurde der Wald, nun war der Saum des Waldes erreicht, vor Georgs Augen dehnten sich die schneebedeckten, stetig abwärts führenden Dünen aus, und dahinter lagen grau, glanzlos und nur schwach bewegt die kurzathmenden Wellen des endlosen Meeres.

Der junge Mann sah sich mit halb verschlafenen Augen um. „Ich bin fehl gegangen, sprach er endlich, „das ist ja nicht mein Heimathsdorf, das ist ja Neuhaß, ich bin noch eine

Stunde weit von Hause und ich bin so müde.“ Er setzte sich auf einen an der Waldecke liegenden großen Stein, der Kopf sank schwer gegen seine Brust, die laute Stimme der See schien wie in weiter Ferne zu verfliegen. Wieder ertönte das Glöckchen vom Thurm des nahen Dorfes, und das helle Lachen einer Kinderstimme scholl zu dem jungen Mann herüber. „Ich darf nicht schlafen hier in der Kälte,“ murmelte er mit nur noch halb klarem Bewußtsein. Wirre Gedanken, halbe Traumbilder zogen an seinem Geist vorüber, der Glockenklang und der Gesang der Wogen führten seine Erinnerung in die Kirche zurück, in welcher er heute die singenden Kinder gehört hatte. „Siehe, ich verkünde Euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist,“ hörte er die Stimme des Geistlichen sagen, er sah sich knieend am Altar liegen, und neben ihm stand ein lichter Gottesbote, ein Engel mit mildem, barmherzigem Gesicht, mit den blauen, thränenstimmernden Augen jenes Mädchens, das ihn getröstet. Und der Engel nahm seine Hand und führte ihn fort in ein sonneglänzendes Land, wo dunkles Grün sich um Marmorsäulen schlang, und er wußte, daß es Italien sei. Und als er wonnestrunknen sich umblicken wollte, sah er doch nur in das hoheitsvolle Gesicht seiner Begleiterin und fiel vor ihr nieder und legte seinen müden Kopf in ihre kleinen Hände. „Charitas!“ flüsterte er innig.

Georgs Kopf sank tiefer auf die Brust nieder, die schlaffen Glieder versagten ihren Dienst, er glitt langsam von dem Stein hinunter, und der weiche Schnee nahm ihn in seine Arme.—

Als in den Vormittagsstunden desselben Tages der Professor, von einem Ausgange heimkehrend, in das Zimmer trat, in welchem er Frau und Tochter in letzter Geschäftigkeit am Weihnachtsbaum vermutete, fand er daselbst alles leer. Zwar stand schon der grüne Baum an seinem Platz auf der festlich gedeckten Tafel, allein seine weit über das glänzende Tafeltuch gestreckten Zweige waren noch ungeschmückt. Der alte Herr blickte suchend umher, er hörte seine Frau im Nebenzimmer sprechen, öffnete die Thür und trat hinein.

Da saß sein Vorchon in vollster Straßentoilette auf einem Stuhl und hatte den Kopf an die Brust der vor ihr stehenden Mutter gelegt, welche die weinende Tochter halb bestürzt, halb tröstend umfaßt hielt.

„Was geht hier vor?“ fragte erschrocken der Vater.

„Ja, was hat nur das Mädchen?“ sprach die Mutter rathlos, „ich kann nicht recht klug aus ihrem Bericht werden. Sie sagt, du wüßtest von der ganzen Geschichte, was ist das mit dem jungen, kranken Maler?“

Lore richtete das thränenfeuchte Gesicht auf, und sah den Vater traurig an. „O Vater,“ sagte sie zögernd, „er ist heute ganz früh draußen in der Fabrik von Luise's Vater gewesen, und hat dort um Arbeit gebeten, gewiß um ganz gemeine Arbeit. Und weil gestern Herr Bachrodt etwas verstimmt gewesen ist, hat Luise nicht gleich mit ihm davon sprechen mögen, daß der junge Mann sich doch nicht etwa vergeblich um Arbeit melden sollte, wenn die Noth ihn dazu triebe, und hatte es heute zum Morgentasse verschoben. Und Herr Bachrodt war auch so freundlich und hat Luise'n jeden Beistand versprochen, und nun, als er später draußen in sein Comptoir kommt, da hört er, daß der Arme schon dagewesen ist, und der Buchhalter ihn kurz abgewiesen hat. Und der alte Portier dort sagt, er wäre wie ein halb Todter wieder fortgeschlichen.“

„Nun, Mädchen,“ rief der Professor lustig, „höre nur auf mit deinen Klagen, o Kind bedenke, wir sollen heute auf der

ganzen Welt Weihnachtส์jubiläum haben, und auch für unsern armen Jungen ist ein reiches Festgeschenk vom Himmel gefallen. Höre nur, die gestrige Nachricht von der Preisvertheilung ist wohl wahr, aber sie war nicht vollständig. Die Commission dort hat sich nicht entscheiden können zwischen diesem Wallburg und einem jungen Bildhauer, und da hat sie denn noch in der letzten Stunde beschlossen, dies Jahr ausnahmsweise zwei Reisestipendien auszuwerfen, und der zweite Glückliche ist der Schöpfer eines kleinen zitherspielenden Hirtenknaben und heißt Georg Rosen, und ich gehe jetzt zu ihm, denn der erste Ueberbringer einer guten Nachricht sein zu dürfen, ist doch eine köstliche Sache.“

„Vater, nimm mich mit,“ bat Lore.

„Vorchon, wo denkst du hin?“ mahnte die Mutter.

„Ich will auf der Straße auf den Vater warten, aber bitte, laß mich mitgehen.“

Der Vater blickte nachdenklich in das erglühende Gesicht seines Kindes, dessen freudestrahlende Augen seltsam mit den letzten Thränen auf den Wangen kontrastirten. „Wenn du sie hier entbehren kannst, Mutter,“ sagte er endlich.

Das Mädchen sprang auf, fiel der lächelnden Mutter um den Hals, schüttelte ihren Anzug zurecht und faßte schweigend des Vaters Hand. So gingen beide nach dem kleinen Hotel, in welchem Rosen angegeben hatte zu wohnen, sie hörten, daß er seit mehreren Tagen fort sei, allein sie erfuhren die Adresse des Hauses, in welchem der junge Mann später gewohnt hatte. Was man dort den beiden sagte, wissen wir, der Gesuchte war am Morgen fortgegangen auf Nimmerwiederkehr.

„Was thun wir nun, Lore?“ sagte der Professor, als sie sich wieder auf der Straße sahen, „es thut mir wahrhaft recht leid; ich fürchte auch, der Mensch wird sich diese Enttäuschung sehr zu Herzen nehmen.“

„Ich weiß, wo seine Mutter wohnt,“ sagte Lore leise.

„Ja, ich habe es ja auch gewußt,“ rief der Vater, „wo war es doch nur?“

„Du sagtest mir gestern, die Mutter wohne in Seewald, sie sei die Wittve eines früheren Lehrers.“

„Richtig, richtig,“ sagte der Professor, „nun so will ich einen Boten dinsten, der die Nachricht hinbringen kann. Die Frau wird natürlich die Adresse des Sohnes wissen. Schade, schade, ich würde wirklich viel darum gegeben haben, die hübschen, braunen Augen bei meiner Nachricht erglänzen zu sehen.“

„Und wie spät wird ihn die Nachricht erreichen! Es dauert lange, bis sich ein zuverlässiger Bote findet, und der Weg ist für einen Fußgänger weit.“

„Ja, es wäre ein echtes Christgeschenk auch für mich gewesen, den Jungen so beglückt zu sehen; der arme Schelm wird natürlich die erste Nachricht von seiner Niederlage gleich heute am Morgen gehört haben.“

„Dazu den abschlägigen Bescheid in der Fabrik,“ setzte Lore hinzu.

„So ist er sicherlich gegangen, um bei seiner alten Mutter sein Leid zu überwinden,“ schloß der Professor. Er stand still und sah der Tochter schweigend ins Gesicht, zog seine Uhr und blickte nach dem Himmel auf, an welchem dicke Schneewolken aufgezogen und sich gleichmäßig verbreitet hatten. „Was würde aber nur die Mutter sagen?“ sprach er endlich zögernd.

Lore griff nach der Hand des Vaters und drückte einen innigen Kuß auf den derben Winterhandschuh, ein heller Blick des Einverständnisses brach aus ihren schönen Augen. „Wir kommen sicher zur Zeit zurück, und die Mutter wird nicht schelten,“ rief sie freudig.



„Und hier wohnt auch gerade ein Fuhrmann," sagte der Vater.

Eine Viertelstunde später rollte der Wagen mit dem Professor und Lore auf der Chaussee rasch dem Dorfe am Meeresstrande zu. Der Wagen hielt vor dem kleinen Hause, in welchem, wie man den fragenden Reisenden gesagt hatte, die Wittwe Rosen wohnte. Das freundliche Gesicht in der weißen Haube, nach welchem der Sohn so sehr Verlangen getragen, erschien in der geöffneten Thür des Hauses, um nach dem Besuche des seltenen Besuches zu fragen.

„Werthe Frau," begann der Professor, welcher allein den Wagen verließ und der Frau ins Haus folgte, „ich hoffe, hier Ihren Sohn zu finden, um ihm eine gute Nachricht zu bringen."

Die alte Frau lächelte. „Mein Sohn ist noch nicht hier, allein mein Herz sagt mir, daß ich ihn heute erwarten darf, und Ihre Frage nach ihm, mein Herr, bestärkt mich in meiner Hoffnung, ihn heute bei mir zu sehen. Er hat seit langen Wochen mir nicht geschrieben, dann ist es immer so seine Art gewesen, mich unversehens durch seine Ankunft zu überraschen. Sehen Sie, ich habe ihn heute ganz sicher erwartet; zur Abendzeit, wenn heute einmal wieder ihm zu Ehren ein Christbaum hier brennen wird, dann werde ich meinen lieben Jungen bei mir haben."

Der Professor blickte sich bewegt in dem engen Wittwenstübchen um, er sah einen kleinen Christbaum auf dem Tische und indem er auf denselben zuschritt, legte er den Brief, der ihm heute früh die gute Nachricht gebracht hatte, unter die grünen Zweige. „Geben Sie diesen Brief Ihrem Sohne sogleich," sagte er, „er wird große Freude daran haben, und sagen Sie ihm, er soll nicht von hier fortgehen, ohne mich aufgesucht zu haben, er kennt meine Adresse, der Brief dort ist eigentlich an mich gerichtet."

„Wenn Sie meinem Sohne eine neue, gute Anstellung verschafft haben," sprach die Frau und faßte dankbar die Hände des Professors, „und sind wohl selbst eigens dazu hierher gekommen, um ihm diese Nachricht zu verkünden, so nehmen Sie den Dank einer beglückten Mutter. Glauben Sie, Sie erweisen diese Güte keinem untüchtigen Menschen, mein Sohn ist gut und brav."

„Ich glaube es gern, gute Frau; die Anstellung hier, von welcher Sie sprechen, entspricht vielleicht nicht völlig Ihren Erwartungen, wenn Sie auch Ihrem Sohne wie der schönste Lohn für jahrelanges, mühevolleres Streben und Sehnen erscheinen wird. Ueberlassen Sie ihm die Freude, Sie mit dem Inhalt dieses Schreibens bekannt zu machen."

Die alte Frau begleitete mit warmen Dankesworten den fremden Herrn zum Wagen zurück. Als sie des jungen Mädchens darin ansichtig wurde, über dessen Gesicht sich ein Ausdruck von Enttäuschung legte, als der Vater von der Abwesenheit des jungen Rosen sprach, bat sie Vater und Tochter, doch bei ihr noch etwas zu verweilen, wenn vielleicht ein langer Rückweg ihnen noch bevorstände. Allein Lore bat den Vater, sogleich heimzukehren, und dem Vater war es schon recht, zu sehen, daß sein Kind nicht durch längeres Verweilen hier dem jungen Manne zu begegnen suchte, waren ihm doch während der schweigenden Fahrt hierher allerlei sonderbare Gedanken durch den Kopf gezogen, wenn er das unruhige Umherschauen der leuchtenden Augen seines Kindes bemerkte.

Auch bei der Heimfahrt blieb die Unterhaltung einsilbig. „Die Mutter," sprach der Professor, „wußte wirklich nichts von den Plänen des Sohnes, er sagte es mir schon neulich, er hat auf sein muthiges Herz allein die Qual der letzten Vergan-

genheit genommen, um so größer wird heute die Freude sein, besonders nach der eben erlebten Enttäuschung."

„Vater," sagte Lore nachdenklich, „er wird heute nicht zu seiner Mutter kommen, er kann den weiten Weg nicht zurücklegen, er war schon gestern matt und elend genug."

„Er sah aus, wie ein tüchtiger Junge, mein liebes Kind, er wird seine Kraft zu berechnen wissen."

Lore antwortete nichts, sie saß still auf ihrem Sitz, die kleinen Hände ineinander gelegt, mit den glänzenden Augen den Weg und seine Umgebung durchsuchend. Das Geräusch des Dorfes, das Rollen des nahen Meeres, an dessen Strande sie dann entlang fuhren, verhallte ungehört vor ihren Ohren; sie sah nur den immer stärker fallenden Schneeflocken zu, und in ihrem Geiste erblickte sie ein blaßes, hoffnungsloses, edles Gesicht und eine schlanke, ermattete Gestalt, welche am Wege mochte niedergefunken und von dem kalten Schnee bedeckt sein. An der Ecke des Waldes scheute das eine der Pferde und drängte zurück, der Kutscher stieg ab und ging an den Rand des Weges. „Herr Professor," rief er zurück, „hier liegt ein Erfrorener, wollen Sie einmal zusehen, ob noch Leben darin ist?"

Der Professor stieg langsam ab, in raschem Sprunge eilte Lore ihm voraus, sie beugte sich über die liegende Gestalt und schaute in das weiße Gesicht. „Vater," rief sie zurück, „wir haben ihn hier gefunden."

Mit großer Mühe gelang es, den regungslosen, wenn auch noch nicht erstarrten Körper, in dem das Klopfen des Herzens noch Leben verrieth, in den Wagen zu heben, welcher nun an der See entlang der Heimath Rosens zufuhr. Wieder hielt der Wagen vor dem kleinen Wittwenhause, in fliegenden Worten berichtete Lore von der Begegnung mit dem Ohnmächtigen.

Bald ruhte Georg in den Armen der Mutter, und als dann nach Minuten banger Erwartung die braunen Augen sich öffneten und ein Strahl von klarem Bewußtsein über das Gesicht des jungen Mannes zog, sah er lange in das liebe, vertraute, alte Gesicht. „Verzeihe mir, liebe Mutter, verzeihe mir," sprach er leise, „ich komme zu deiner Armuth wie der verlorene Sohn, selbst arm und ohne Hoffnung."

Die welke Hand der Mutter streichelte ihn zärtlich. „Dein Kommen macht mich immer reich, und heute komme ich zu dir mit voller Hand. Ich habe gute Nachrichten für dich. Hier dieser Herr — —"

Georg wandte den müden Blick. War er denn noch immer im Traume? Neben ihm, ihm ganz nahe, schauten die blauen Augen, an die er unablässig hatte denken müssen, traurig und doch zärtlich zu ihm hin. „Charitas," flüsterte er leise und streckte zögernd die Hand gegen das glänzende Traumbild aus.

Eine starke Hand ergriff seine zitternden Finger. „Da sind wir ja wieder auf Erden angelangt, mein Freund," rief der alte Professor, „ich bin auf der Jagd nach Ihnen, seht nicht viel, so hätte ich Sie nimmermehr gefunden. Sie sind zu eilig gewesen, die schlechtesten Nachrichten haben die schnellsten Füße, die guten lassen sich Zeit. Bis ans Meer also mußte ich Ihnen nachlaufen, um Ihnen zu sagen, daß Ihr musikalischer Hirte Ihnen einen dreijährigen Aufenthalt in Rom eingetragen hat. Ich gratulire, junger Mann, Sie sind nun auf dem Wege, ein berühmter Mann zu werden." Und auf die Hände der Männer legte sich ein kleines, bebendes Händchen, und Lore sagte mit bewegter Stimme, während ihre Augen feucht schimmerten: „Das ist Ihr Christgeschenk geworden."

Georg sah wie zweifelnd in das frohe Mädchengesicht, er zog die kleine Hand an seine Lippen und küßte sie mit inniger Ver-

ehrung, dann wandte er sich zu seiner Mutter zurück, und indem er sein Gesicht an ihrer Brust verbarg, rief er jubelnd: „O Mutter, liebe Mutter, auch mir hat Gott große Freude widerfahren lassen.“

Die Thränen der Greisin fielen auf den dunkeln Kopf ihres Lieblings. „Komm, Lorchchen,“ sprach leise der Professor, „komm, wir sind jetzt hier zu viel.“

Die Thür schloß sich hinter ihnen, und die Mutter blieb mit ihrem Sohne allein.

\* \* \*

Drei Jahre waren vergangen. In das Haus des Professors Schwarzhoff war zuweilen eine sorgsam verwahrte Kiste gekommen, aus welcher Lores Hände reizende kleine Kunstwerke herauspakteten, Arbeiten, welche ihres Vaters Liebling aus Ita-

lien an diesen schickte. Auch heute, am Vormittag des heiligen Weihnachtsabends, erschien eine große Kiste mit italienischer Signatur. Unter dem Beistand sämtlicher Kräfte des Hauses entstieg derselben eine Gestalt von herrlicher Schöne, der Engel der Mildthätigkeit. „Charitas,“ der Name, stand darauf verzeichnet und das Antlitz des himmlischen Boten trug dem Hause wohlbekannte Züge. Und als Lore mit wonnigen Thränen, ihr eigenes Gesicht anschauend, erröthend, wortlos da stand, da schlang die Mutter den Arm um den Hals der Tochter und flüsterte ihr zu: „Der Vater hat heute einen Brief von Rosen erhalten, er kommt zurück, ja, Lore, er wird schon heute Abend hier bei uns sein. Ach, Kind, wir wissen es ja längst, wie es im Herzen von Euch beiden steht.“

## Die Familie Bach.

Von Dr. C. W. Super.

In der Geschichte der deutschen, und somit der protestantischen, Kirchenmusik nimmt der Name Bach die erste Stelle ein; nicht nur weil wir keinen anderen so zahlreich belegt finden, sondern auch weil der hervorragendste Vertreter dieses Namens sie auf eine Höhe gebracht hat, die weder vor, noch nach ihm erreicht worden ist. Es läßt sich behaupten, daß kein anderer Musiker sich je so sehr in den wahren Geist des Protestantismus vertieft hat, wie Johann Sebastian Bach, und keiner vermochte diesen Geist aufzufassen und in der Kirchenmusik zum Ausdruck zu bringen wie er. Die Geschichte dieser merkwürdigen Familie zeigt uns auch in wie hohem Grade das Talent, namentlich das musikalische, eine Sache der Vererbung und der Fortpflanzung sein kann; aber sie zeigt auch, was sich sehr oft wiederholt, daß die geistigen Anlagen sich zwar durch mehrere Generationen fortpflanzen und auch bis zu einem gewissen Grade steigern lassen, aber daß dies gewöhnlich auf Kosten der physisch-körperlichen Kraft geschieht. Wir wissen von sehr vielen, besonders begabten Familien, die gänzlich ausgestorben sind. Die Familiennamen der Helden in der deutschen Literatur und Musik des vorigen Jahrhunderts findet man nicht mehr unter unseren Zeitgenossen, eine Thatsache, die besonders auffallend ist, angesichts des einst so zahlreich vertretenen Namens Bach. Der Stammvater der deutschen Bache war ein Ungar, Namens Veit Bach, der im 16. Jahrhundert, seines Glaubens wegen, seine Vaterstadt Preßburg verließ und sich in einem Dorfe bei Gotha ansiedelte; dies war etwa 150 Jahre vor der Geburt des großen Bach. Veit Bach war zugleich Müller und Bäcker und von ihm wird erzählt, daß er neben seiner Mulde auch seine Zither vortrefflich zu handhaben verstand. Bei ihm war die Musik aber nur Liebhaberei; in der folgenden Generation machte fast seine ganze Nachkommenschaft sie zum Lebensberuf, und im 17. Jahrhundert waren in halb Thüringen und den angrenzenden Ländern die Stellen der Cantoren, Stadt- und Rathsmusici mit lauter Bachen besetzt. Zu Ende des 18. Jahrhunderts finden wir in der Geschichte der Musik zweiundzwanzig Bache, die sich als Tonsetzer oder Orgelspieler ausgezeichnet hatten. Nicht nur war das musikalische Talent ein Erbgut dieser Familie, sondern auch der eifrige Protestantismus, und man sollte fast meinen, der Vorname Johann, denn wir lesen von einem Johann Christoph, Johann Ernst, Johann Mi-

chael — der große Bach hieß Johann Sebastian — und noch vielen anderen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wohnte zu Eisenach ein Johann Ambrosius Bach, Hof- und Stadtmusiker daselbst. Dieser Ambrosius hatte einen Zwillingbruder, der ihm in allem so gleich war, daß ihre vertrautesten Freunde die Brüder nur mit Mühe unterscheiden konnten; sie hatten dieselbe Vorliebe zur Musik, waren immer beide zur gleichen Zeit gesund und krank und starben auch nicht weit von einander. Bei seinem Tode hinterläßt Johann Ambrosius einen zehn Jahre alten Sohn, welcher nachher so berühmt wurde, daß sein Name den aller seiner Verwandten solchermaßen verdunkelte, daß wenn von dem Musiker Bach gesprochen wird, kein anderer als er gemeint ist. Wie es so der herkömmliche Brauch in der Familie war, hatte der Vater früh angefangen den Knaben in der Musik zu unterrichten. Ueber seine Fortschritte belehrt uns folgende Anekdote: Ein älterer Sohn, der Organist zu Ohrdruff am Fuße des Thüringerwaldes war, nahm den kleinen Bruder zu sich und setzte den Unterricht fort; aber der Junge machte solche reißende Fortschritte, daß dem Herrn Bruder, seinem Lehrmeister, darob angst und bange ward, und er seine Methode mehr darauf einrichtete, den Knaben zurückzuhalten als vorwärts zu bringen. Man erzählt hiefür Folgendes als Beleg: „Johann Christoph besaß ein geschriebenes Notenheft, das von den damals berühmtesten Meistern, eine Anzahl Klavier- und Orgelstücke enthielt. Gar zu gern hätte der kleine Sebastian diese Stücke kennen und spielen gelernt, aber der gestrenge Bruder ließ ihn schlechterdings nicht daran. Nun merkt sich der Junge, daß das Heft in einem Schranke liegt, der mit einer Gitterthür verschlossen ist. Er schleicht sich Nachts aus dem Bette und an diesen Schrank, zieht mit seinen Fingern das Heft durch die Stäbe des Gitters und ist überglücklich, den Schatz einmal in der Hand zu haben. Allein ein Licht darf er nicht anzünden, und so setzt er sich im Mondschein hin und schreibt sich mit Hülfe dieser himmlischen Laterne das Heft ab, wozu er aber sechs Monate unter fortwährender Besorgniß der Entdeckung und mit der immer neuen Mühe braucht, das Heft wieder an seinen alten Ort zu praktizieren. Raum aber ist er mit der Arbeit fertig, so entbedt der Hausherr den Frevler und confiscirt erbarmungslos das theure Heft; und was schlimmer ist, der Knabe hat seine Augen so verdorben, daß sich von daher eine



Augenschwäche datirt, die in späteren Jahren seine Blindheit und mittelbar seinen Tod herbeigeführt hat."

Als seine Blindheit fast eine völlige geworden war, beschloß er, sich einer Augenoperation zu unterziehen; diese bestand er auch zwei Mal. Allein in jenen Zeiten wurden dergleichen Operationen mit wenig Geschicklichkeit ausgeführt und Bach, wie es nur zu oft zu gehen pflegte, verlor auch darob sein Gesicht gänzlich. Zehn Tage vor seinem Tode bekam er es zwar wieder, aber die angewandten Medicamenten ergriffen seinen Körper so, daß es rasch mit ihm zu Ende ging.

Nachdem der Knabe vier Jahre hindurch den Unterricht seines älteren Brubers genossen hatte, starb dieser auch, und zum zweiten Mal stand Ersterer verwaist und verlassen in der Welt. Mit einem Kameraden faßte er den Entschluß umherzuwandern, um als Sängerknabe in einem jener Schulköre zu suchen, die damals mit lateinischen Schulen verbunden waren. Mit einer solchen Stelle waren auch Beneficien gewöhnlich verbunden, wofür die Schüler bei allen Gottesdiensten und nebenbei auf der Straße zu singen hatten. Diese Sitte besteht vieler Orten heute noch in Deutschland, und man wird oft an einem Donnerstag Morgen mit einem Chorale aus dem Schlafe geweckt.

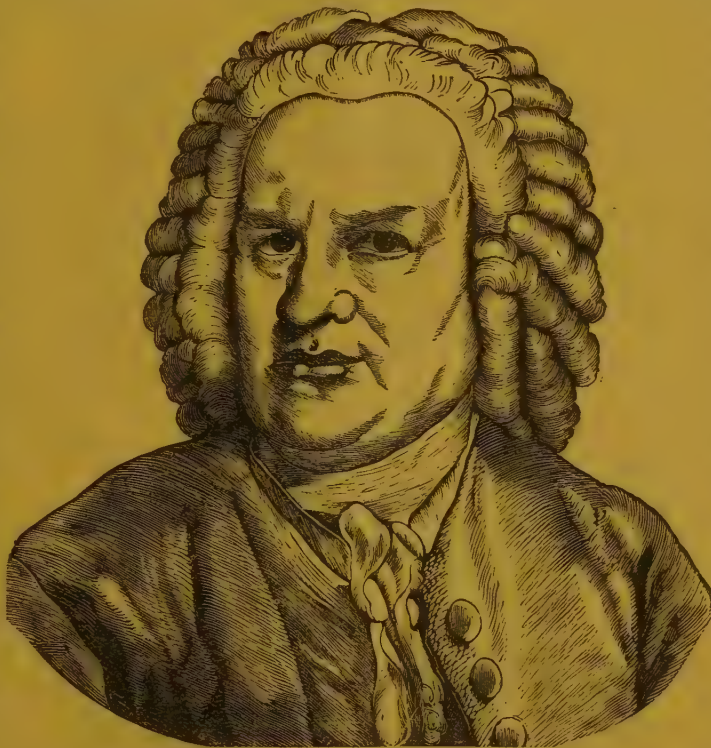
Bekanntlich diente Luther als Knabe in einem solchen Chor. Dem jungen Bach gelang es endlich seinen Wunsch in Lüneburg, im Hannoverschen, zu erreichen. So bescheiden auch diese Stelle war, so zufriedener scheint unser Jüngling gewesen zu sein, in dem er, ungeachtet seiner dürftigen äußeren Verhältnisse, doch viel für seine Kunst zu lernen Gelegenheit hatte. Allein mit der Veränderung seiner Stimme verlor er sie und mußte anderwärts sich zu ernähren suchen. Zuerst ging er nach Weimar und diente eine Zeit lang als Violinist in der Kapelle des Herzogs, aber noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf nach Arnstadt als Organist, war ja die Orgel und nicht die Geige seine eigentliche Sache. Nach Art jener Zeiten hatte er ein äußerst strenges Examen bestehen müssen zur Erlangung einer Stelle, welche mit der herrlichen Summe von 25 Gulden Jahresgehalt dotirt war, doch begann sein Ruhm sich bald weiter zu verbreiten, und einige Jahre später kam er nach Weimar als Concertmeister. Inzwischen hatte er sich mit einer seiner vielen Frauen verheirathet, die aber nur bis 1720 lebte.

Sein Ruhm gründete sich, wie oben angedeutet, vornehmlich auf sein Clavier- und Orgelspiel. „Seine Clavierkunst aber imponirte seinen Zeitgenossen um so mehr als etwas

Neues, Beispiellofes, weil er in der That in der Geschichte des Clavierspiels eine neue Epoche herbeiführte, und zwar durch ein Mittel, das uns (ähnlich der Geschichte vom Ei des Columbus) höchst einfach erscheint, auf das aber gleichwohl erst Bach die Clavierspieler gebracht haben soll. Es ist nemlich constatirt, denn Clavierschulen aus jener Zeit bezeugen es schwarz auf weiß, daß man es für unerlaubt hielt beim Clavierspiel den Daumen zu gebrauchen, und daß auch von den vier übrigen Fingern eigentlich nur die zwei mittleren als hoffähig betrachtet wurden. Seit dem Gebrauche seines Daumens und demgemäß dem natürlichen, organmäßigen Gebrauche seiner ganzen Hand, hat Bach jene Fertigkeit erlangt, die in allen Tonarten über alles, was überhaupt das Instrument leisten kann, Herr wird; wozu aber bei ihm die eminente, schöpferische Begabung kam, Kraft welcher er alle Formen der

musikalischen Kunst mit Leichtigkeit handhabte und auf der Stelle, vor dem Clavier oder der Orgel sitzend, ein meisterhaft angelegtes und durchgeführtes Kunstwerk ins Leben zu rufen vermochte."

Ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Frau, bewarb er sich um eine Stelle als Organist in Hamburg; aber leider hatten die Thaler, welche ein Mitbewerber in die Wagschale legte mehr gewicht als die Fertigkeit Bachs, und er mußte leer abziehen. Dafür aber erhielten die Kirchherren am Sonntage nach der Wahl eine derbe Straßpredigt von ihrem wackeren Pastor Neumeister, Dichter



Johann Sebastian Bach.

des bekannten Liedes: „Jesus nimmt die Sünder an.“ Zwei Jahre später kam er dann nach Leipzig als Musiklehrer und Musikdirektor an die Thomasschule, wo er den ganzen Rest seines Lebens, siebenundzwanzig Jahre, zubrachte. Hier wurden seine unsterblichen Werke geschaffen und zum ersten Mal aufgeführt. In Anbetracht der großen Schwierigkeit vieler seiner Stücke ist es in neuerer Zeit mehrmals behauptet worden, sie ließen sich gar nicht singen. Mendelssohn schreibt einmal aus Rom, Bunfen habe den Sängern der päpstlichen Kapelle einen Clavierauszug von Bachs Passionsmusik gezeigt, „und die haben vor Zeugen ausgesagt, daß dergleichen von menschlichen Stimmen nicht auszuführen sei.“

Da man weiß, daß diese Musik unter Bachs Leitung gesungen wurde, muß man annehmen, er habe über ein ziemlich tüchtiges Personal zu verfügen gehabt, obwohl er sich nicht wenig „geplagt“ haben mag. Aber hier war er, wie man sagt, in seinem Element, und was kann man nicht zu Stande bringen, wenn es Einem recht angelegen ist. Wo die Zahl der



Thomasschüler nicht ausreichte, wird er sich wohl mit Studenten von der Universität ausgeholfen haben. Die Thomaner haben seit lange her und fast bis auf den heutigen Tag einen guten Ruf in der Musik bewahrt, größtentheils wird er aber den Bemühungen Bachs zu verdanken sein. Vor erst vierzig Jahre schrieb Mendelssohn von ihnen: „Die Thomaner sind Prachtjungen, die so pünktlich eintreten und loslegen, daß ich ihnen einen Orden versprochen habe.“

Aber ein anderer unglücklicher Umstand bereitete dem friedlichen Musiker viel mehr Unannehmlichkeiten. Es war im Jahre 1734 als ein Mann als Rektor an die Thomasschule berufen wurde, der gar keinen Sinn hatte für Musik, und von dem es gesagt worden

ist, daß ihm „eine lateinische Phrase unendlich mehr Werth war, als die schönste Fuge.“ Er ahnte nicht welche geistige Größe neben ihm stand in der Person seines Cantors und sah in allen seinen herrlichen Schöpfungen nichts als dummes Gezeige. Hier brachte Bach seine Tage, wenn nicht in Frieden, doch in Zufriedenheit zu, und scheint weder für das Publikum, noch für seinen eigenen Ruhm gearbeitet zu haben. Mit Liebe zu seiner Kunst war er dergestalt beseelt, daß es für ihn nichts Höheres gab, und durch völlige Hingabe hat er treulich seinen Ruf vor Gott und Menschen erfüllt. Einige Mal machte er einen kleinen Spaziergang nach Dresden und auf wiederholtes Bitten „des alten Frey“ auch einen nach Potsdam. Noch in seinen jüngeren Jahren hatte er auf einer dieser Reisen das Glück einen Triumph zu feiern, der heute noch dem Leser eine wohlthunende Ent-

pfindung bereitet. Man war am Dresdener Hof im Begriff einem Franzosen, Namens Marchand, eine dauernde Stellung als Musiker zu geben, da lud unter Hand der Konzertmeister, geärgert über des Franzosen Windbeutelei und Arroganz, den Bach nach Dresden ein. Der König, jener lächerliche August der Starke, gab zu, daß eines Abends nach Marchand auch Bach spiele, vermuthlich um dem Franzosen einen weiteren Triumph zu bereiten. In Abredung mit dem Konzertmeister übte Bach am ersten Abend seine Kunst in ganz beschneider Weise aus und ersparte sein Bestes auf ein ander Mal. So erlaubte ihm nun der König, dem Franzosen eine freundschaftliche Herausforderung zu einem musikalischen Zweikampfe zu

zuschicken, der auch am folgenden Abend in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes stattfinden sollte. Marchand nahm die Herausforderung an. Der Abend kommt, Bach steht schon am Clavier, König und Hof sind anwesend, — wer aber nicht erscheint, ist der Franzose. Man schickt nach ihm, da kommt die Antwort, Monsieur sei schon früh am Tage mit Extrapost abgefahren. Also schon an dem, was er am vorigen Abend gehört, hatte er genug und übergenug gehabt, immerhin eine Ehre für ihn, daß er seinen Meister gleich heraus hörte. Bach gab nun das Hofkonzert allein; als Zeichen seiner Bewunderung sandte ihm der König 100 Louisd'or — nach damaligem Geldwerth mehr als tausend Dollars — nur

Schade, daß der Hofbeamte, der dieses Geld überbringen sollte, der Meinung war, er könne sich den Gang ersparen; Bach erhielt keinen Heller davon, und gab es so einen verdräulichen Anhang an ein sonst so schönes Geschichtchen. Bach hatte viele Schüler, unter andern seine eigene Kinder, deren er aus zwei Ehen ein und zwanzig, neun Töchter und zwölf Söhne, hatte. Letztere, nur zwei ausgenommen, folgten alle ihres Vaters und Großvaters Beruf, und waren auch alle talentvolle Musiker. Der älteste und begabteste gerieth auf schlimme Wege und mußte zuletzt als herumziehender Spieler sein Brod verdienen. Er starb in tiefstem Elend im Jahre 1784. Ein besserer Mann, wenn auch weniger talentvoll als Musiker, war ein anderer Sohn Carl Philipp Emmanuel. Dieser war nicht zum Musiker von Profession bestimmt, doch zeigten sich die angestammte Neigung und ererbte Talent an ihm so



Denkmal Joh. Sebastian Bach's an der Thomaskirche zu Leipzig.

mächtig, daß er sich in diesem Fach noch als Student in Frankfurt an der Oder großen Ruhm erwarb, und dadurch die Aufmerksamkeits Friedrichs des Großen auf sich zog, der ihn 1740 zu sich rief. Er blieb beim König bis 1767, ging dann nach Hamburg, wo er im Genuß allgemeiner Verehrung Anno 1788 starb.

Durch Vermittelung dieses Sohnes ließ der König mehrere dringende Bitten zum Besuch nach Potsdam an den großen Vater gelangen. Dieser gab endlich nach und machte sich auf den Weg. Friedrich hatte eines Abends, wie gewöhnlich, seine Musiker bei sich und war eben im Begriff, ein Flöten-Concert zu beginnen, als eine Ordonanz eintrat und ihm die Liste der



den Tag über angekommenen Fremden überreichte. Der König überblickte den Zettel mit der Flöte in der Hand; als er aber am Ende der Namensreihe las: Cantor Bach aus Leipzig, rief er den Musikern zu: „Messieurs, der alte Bach ist gekommen!“ Er war in solcher Spannung diesen zu sehen, daß er dem Gaste sagen ließ, er brauche nicht seine Kleider zu wechseln, sondern solle, wie er gehe und stehe, unverzüglich ins Schloß kommen. Der König legte die Flöte weg und wartete mit Ungebuld, bis Bach gemeldet und eingeführt wurde. Dieser wollte sich wegen seines nicht hoffähigen Aufzugs entschuldigen, seine Majestät aber ließ ihn nicht zum Worte kommen, er mußte spielen, und zwar auf allen den Silbermannischen Clavieren, die in den verschiedenen Gemächern des Schloffes standen; die ganze Capelle machte hinter den Beiden her den Unrug mit. Als der König Bachs Spiele sah und hörte, geriet er in sonderbare Bewegung. Er liebte zwar die italienische Musik mehr als die deutsche, aber er war musikalisch genug, um in Bachs ihm so fremder, unverständlicher Mystik, das künstlerisch Große, das Geniale herauszuhören. Bach ließ sich von ihm Themen geben, die er sogleich mit allen Künsten des Contrepunktes ausführte; eines dieser Themen soll aus den Buchstaben seines eigenen Namens, B A C H, bestanden haben.

Einen andern Sohn, Johann Christoph Friedrich, pflegte man den Bückeburger Bach, einen vierten den Londoner Bach zu nennen. Dieser war nur fünfzehn Jahre alt, als sein Vater starb, kam zwölf Jahre später, also Anno 1762, nach der englischen Hauptstadt, wo er die übrigen zwanzig Jahre seines Lebens zubrachte. Er war auf freundlichem Fuße mit dem Hofe; und seine Musik zeichnet sich aus durch die Geschicklichkeit, mit der sie alle technische Schwierigkeiten vermeidet. Wegen seines Paschens nach Popularität soll sein Bruder Emmanuel ihn getadelt haben, daß er die edle Kunst seines Vaters entwürdige. Zu diesem gegründeten Vorwurfe antwortete der Angeklagte, der Emmanuel lebe, um zu componiren, er aber componire, um zu leben. Er starb einen vorzeitigen Tod, tief in Schulden, weshalb die englische Königin, in Anbetracht ihres Gemahls früherem Verhältniß zum Hofe, der Wittve eine kleine Annuität gewährte.

Wie bereits angedeutet, starb Johann Sebastian Bach Anno 1750 in seinem sechsundsechzigsten Lebensjahr. Am 18. Juli dieses Jahres traf ihn ein Schlagfluß, und zehn Tage später war er eine Leiche. Seine letzte Arbeit, gedichtet vermutlich unter der Vorahnung seines baldigen Hingangs, war eine Orgelfiguration über den Choral: „Wenn wir in höchsten Nothen sein,“ die er seinem Schwiegersohn in die Feder dictirte.

Bachs jetzt allgemein anerkannte geistige Größe steht in schroffem Contrast zu dem ärmlichen Ausgang seiner irdischen Laufbahn. Weil die Familie nicht zahlen konnte, fand sich kein Geistlicher, der Willens war, ihm eine Grabrede zu halten. In der Schule, wo er so lange segensreich gewirkt hatte, scheint Niemand daran gedacht zu haben, ihm eine Gedächtnisfeier zu veranstalten, wofür vermutlich der ihm feindliche Rector die

Hauptschuld zu tragen hat. In seiner Jahresrede achtete dieser Rector es nicht der Mühe werth, auch nur mit einer Sylbe von Bachs Hingang Erwähnung zu thun. In den Leipziger Zeitungen aus jenen Tagen ist keine Zeile darüber zu lesen. Seine irdischen Reste fanden im St. Johannis-Kirchhof zu Leipzig ihren letzten Ruheplatz, aber genau wo, ist nicht mehr zu ermitteln. Auf diesem Kirchhof wurde ihm 1841, hauptsächlich durch Mendelssohns Bemühungen, ein Denkmal errichtet.

Jeber, der nur das geringste Interesse für Kunst und Wissenschaft empfindet, muß sich entriistet fühlen über die Art und Weise wie diese Geistesheroen behandelt wurden. Mozart wurde in einer großen Grube mit vielen anderen Leichen verscharrt; Beethoven wurde zwar mit einer glänzenden Todesfeier bedacht, hatte aber dafür in seiner Lebenszeit desto bitterere Entbehrungen zu leiden. Schiller und Lessing hatten fast ihr ganzes Leben hindurch mit dürftigen Verhältnissen zu kämpfen; und noch vollends der große Bach wurde zu Grabe getragen und verscharrt, wie ein Verbrecher, man weiß nicht einmal genau wo. Aber trotzdem hat das Vorbild dieser und vieler ihres Gleichen, Manches belehrende für uns. Treu ihrem inneren Beruf, wie die alten Propheten, arbeiteten und kämpften sie, ungeachtet der vielen Entbehrungen, die es kostete, beharrlich für das Wahre und Schöne. Es sollte uns zum Trost dienen, daß man ihre Verdienste, wenn auch zu spät für sie, dennoch anerkannte und jetzt noch anerkennt. Diese Anerkennung gewährt ihnen wohl keine Freude mehr, aber sie zeigt uns wenigstens, daß Diejenigen, welche etwas Rechtshaffenes erzielt, nicht umsonst gearbeitet haben. Wer sich einer langen Zukunft sicher ist, kann getrost den Beifall der Gegenwart entbehren.

Ueber Bachs Musik müssen wir uns kurz fassen. Wie bereits gesagt, ist er der eigentliche biblische Tonsetzer. Seine höchste Kunst entfaltet er in seinen Choralen, und in dieser Art kommt ihm Niemand gleich; sie machen ihn also zum ausgeprägtesten Vertreter des deutschen Protestantismus auf dem Gebiete der geistlichen Musik. Er soll fünf Passionen componirt haben, von denen aber bis jetzt nur zwei im Druck erschienen sind. In der Matthäuspassion wird die Erzählung von einer Tenorstimme in der Form eines Recitativs geführt; die Reden Jesus, die Rollen des Petrus, des Priesters und des Pilatus, werden einer Bassstimme angewiesen; ein Chor vertritt die Juden. Eine zweite Gruppe bilden die ideale „christliche Gemeinde“ und die „Tochter Zions,“ welche die Handlung mit sittlichen und moralischen Betrachtungen begleiten. Sie und da nimmt noch eine dritte Gruppe, eine protestantische Versammlung, Theil, welche zu verschiedenen Situationen gehörige Choräle singt. In diesem herrlichen Dratorium ließe sich Vieles als wunderschön bezeichnen, allein hier ist nicht der Ort; doch einen Choral: „Wir setzten uns mit Thränen nieder,“ darf wegen seiner unvergleichlichen Schönheit nicht unerwähnt bleiben. In Deutschland ist Bachs Musik sehr beliebt; dagegen sind in Amerika bis jetzt nur wenige Bruchstücke zur Aufführung gekommen, doch soll dessen Matthäuspassion an dem nächsten Musikfest in Cincinnati gegeben werden.



## Ein Licht angezündet vom Herrn.

(Von A. Steen.)



## II.

ein einziger Wagen war am Halteplatz, als Jenny dort ankam; sie wanderte deshalb auf und ab, bis endlich der Vater erschien. Sehnsüchtig schaute sie nach dem Krankenhause, über welchem die silbernen Sterne im Abenddunkel leuchteten; nicht lange währte es, da ging auch der Mond auf und erhöhte mit seinem milden Glanze die Herrlichkeit des Abends. O, wie hatte Jenny sonst, ihren Liebling auf dem Arm, an solchen Abenden freudig gebuhelt! Piccadilly (eine große Straße der Weltstadt) zur Abendzeit mit ihren grazios gebogenen langen Reihen Straßenlaternen und den vielen Lichtern hatte immer einen besonderen Reiz für sie gehabt; wenn aber diese künstliche, irdische Herrlichkeit auch noch vermehrt und überstrahlt wurde durch den hellen Mondschein und die funkelnden Sterne, wenn droben Mond und Sterne leuchteten und unten durch die Bäume des grünen Parks die zahllosen Gaslaternen blinkten, dann hatte sie sich nicht satt sehen können an all' der Herrlichkeit, dann hatte das arme Mädchen stundenlang draußen sein können, hatte über allen Lichterglanz ihr düsteres, ödes Heim vergessen und mit dem Schwesterchen vor lauter Lust gejubelt. Ach, wie so ganz anders war es heute! Wie lieblich auch die Sterne am Abendhimmel blinkten — heute hatte Jenny kein Auge dafür; die herrlichte Landschaft, ja ein Paradies, wäre ihr eine wüste Einöde gewesen!

Nach und nach wanderte sie wieder zurück nach dem Krankenhause, und stand sehnsüchtig auf den Stufen, die zu der Eingangstür führten. Dann und wann ging zwar ein Student ein und aus, aber Niemand beachtete das arme Mädchen.

Da kam denn auch wieder ein junger Mann heraus, der nicht so eilig die Stufen herunterging wie die Uebrigen, sondern oben pfeifend stehen blieb. Unwillkürlich entrannte der traurigen Jenny dort unten in der Ecke ein lautes Stöhnen, als sie das lustige Pfeifen des jungen Mannes hörte.

„Nun, was fehlt dir, Kleine? Bist du krank?“ fragte er.

Jenny erhob sich schnell bei dieser freundlichen Ausrufe. „O, entschuldigen Sie, mein Herr, haben Sie mein Baby Nell da drinnen gesehen? Sie wurde diesen Abend hergebracht, schlimm verbrannt.“

„Ja, ich habe sie mit verbunden. Ein kleines Mädchen von ungefähr zwei Jahren, nicht wahr?“

„O ja, das ist sie,“ rief Jenny. „Und geht's ihr besser, mein Herr? Könnte ich sie vielleicht mit nach Hause nehmen? Wir wollen sie gut verpflegen, bis sie wieder ganz wohl ist.“

„Du irrst dich, Kleine. Wer so schlimm ist, daß er ins Krankenhaus gebracht werden muß, kommt in ein, zwei Stunden nicht wieder heraus. Nein, nein; aber deine kleine Schwester ist so wohl, wie nur erwartet werden konnte; sie war sehr schlimm, wie du weißt.“

Jenny's Muth, für einen Augenblick erwacht, sank wieder. „O, mein Herr,“ bat sie, als der junge Arzt fortgehen wollte, „bitte, bitte gehen Sie nicht,“ und ohne fast zu wissen, was sie that, ergriff sie seinen Rock, um ihn zurückzuhalten.

„Was hast du denn?“ fragte er freundlich, denn, obgleich anscheinend so gleichgültig über Baby Nell's Zustand, hatte er doch ein mitleidiges Herz.

„O, mein Herr, ich habe den Mann dort gebeten, nur für einen Augenblick mich Baby Nell sehen zu lassen, er hat mich aber abgewiesen. Können Sie nicht machen, daß ich sie nur einen Augenblick sehe? Wenn Sie es nicht wünschen, will ich kein Wort zu ihr sagen, sie nicht einmal anrühren. Ach, als ich aus war, um dem Vater seinen Kaffee zu bringen, ist's gekommen; ich verließ sie plaudernd und lachend, und habe sie seitdem nicht wieder gesehen. Ich habe sie immer erwartet, sie ist meine einzige Freude. O, bitte, bitte, lassen Sie mich sie sehen!“

Der flehende Blick, die traurige Lage des Mädchens und ihre eindringlichen Bitten rührten den jungen Arzt tief. Nach einigem Ueberlegen antwortete er: „Ich glaube kaum, daß es geht, aber warte einen Augenblick,“ und mit diesen Worten eilte er die steinernen Stufen hinauf und war bald im Hause verschwunden.

„Einen Augenblick!“ Der armen Jenny kam es wie eine Stunde vor, als der junge Arzt mit einem großen Herrn mittleren Alters, der ein Zutrauen erweckendes Gesicht hatte, zurückkam.

„Also du denkst, du wirst besser schlafen können, wenn du deine kleine Schwester gesehen hast?“ fragte der Herr freundlich. „Nun, so komm denn,“ und erwartungsvoll folgte Jenny dieser Aufforderung. Dem jezt sie verlassenden jungen Arzt hätte sie gern ihren innigen Dank ausgesprochen, aber es war ihr, als ob ihr die Zunge am Gaumen klebte, und nur ein Knicks im Vorbeigehen war ihr einziges Zeichen des Dankes.

Der zweite Herr befragte sie jezt über sie selbst und ihre Eltern und das Schwesterchen, und forberte sie dann auf, ihm zu folgen. Der große Hausschlur sammt den unzähligen Stufen der hohen steinernen Treppe machten in ihrer Einbildung dem aufgeregten Mädchen das Haus so schrecklich, wie sie sich nur ein Gefängniß hätte denken können. Sie erreichten oben ein großes schwach erleuchtetes Krankenzimmer, und nachdem der Führer leise mit einer Pflegerin gesprochen, führte diese Jenny an ein kleines Bett.

„Sie ist jezt ganz ruhig, das arme kleine Ding,“ sagte die Pflegerin theilnehmend, „und ich hoffe, sie wird noch manche Stunde Ruhe haben.“

„Wahrscheinlich haben die Aerzte ihr etwas zur Beruhigung gegeben,“ erwiderte der Herr. „Hier ist ein Mädchen, welches so gern ihr armes Schwesterchen sehen möchte.“

„Komm an diese Seite,“ sagte die Pflegerin, und Jenny folgte ruhig. Die Kleine lag mit dem Gesicht nach dieser Seite. Ach, das liebe, süße Gesichtchen! Wie verschieden von dem strahlenden Blicke, der noch vor einigen Stunden aus demselben geleuchtet!

Es war, wie der ganze kleine Körper, in Watte gehüllt, auch fast ganz damit bedeckt. Die züngelnden Flammen hatten mit ihrer glühenden Zunge auch das Gesicht der armen Kleinen nicht verschont. Was Jenny von dem lieben Antlitze ihres Lieblings sehen konnte, war todtblaß; statt ihren strahlenden Blicken zu begegnen, blickte sie in die halbgeöffneten, glanzlosen Augen derselben.

Bei diesem herzerzitternden Anblicke konnte die treue Schwester sich nicht halten, — sie brach in lautes Schluchzen



aus; die Pflegerin aber faßte sie beim Arm und sagte ziemlich bestimmt; „Du mußt fortgehen, Kind, ich darf nicht die geringste Unruhe hier erlauben.“

„O lassen Sie mich, bitte, ich will keinen Laut mehr von mir geben; o, bitte, lassen Sie mich sie nur noch einen Augenblick ansehen!“ bat Jenny flehentlich. Sie wischte jetzt die Thränen ab, preßte die Lippen fest zusammen und stellte sich wieder ans Bett. Was Alles in dem Herzen des armen Kindes vorging, war nur Gott bekannt; die unaussprechliche zärtliche, fast mütterliche Liebe, die Angst vor einer gänzlichen Trennung, das Gefühl, daß sie die, woran ihre ganze Seele hing, nicht einmal berühren, nicht einen einzigen Kuß auf die blassen Lippen derselben drücken dürfe, — dann die Reue, die scharfe Selbstanklage, daß sie nur für einen Augenblick das geliebte Schwesterchen solcher Gefahr preisgegeben habe, — Alles durchwühlte wie mit schneidenden Messern das bejammerenswerthe Mädchen, und doch hielt sie sich äußerlich so ruhig, daß die neben ihr Stehenden nicht die geringste Ahnung hatten von dem Sturm, der in ihrem Innern tobte.

Endlich sagte der Herr: „Jetzt komm, Jenny; du siehst, dein Schwesterchen ist gut aufgehoben; hoffentlich schläft sie gut, und du darfst sie morgen wiedersehen.“

„Entschuldig Sie, mein Herr, sie steht ganz aus wie eine Leiche,“ antwortete das Kind mit zitternder Stimme.

„Aber sie ist nicht todt, mein Kind,“ entgegnete der Herr, „und wir wollen hoffen, daß sie wieder besser wird.“

„Wir wollen es hoffen,“ fügte die Pflegerin hinzu; „freilich find die Wunden sehr schlimm.“

Jenny wandte sich jetzt an die Sprechende, mit der ängstlichen Frage: „Glauben Sie, Madame, daß sie sterben wird?“

„Wir wollen das beste hoffen,“ war die ausweichende Antwort.

„O, Madame, wenn sie stürbe!“ fing Jenny wieder an, und der nur mit aller Macht zurückgehaltene Schmerz forderte jetzt doppelt sein Recht; ein heißer Thränenstrom entführte ihren Augen.

„Wenn sie stirbt,“ so ertönte jetzt eine liebliche Kinderstimme in der Nähe, „wird sie heingehen zu Jesu, um bei ihm glücklich zu sein.“

Jenny sah sich um nach der Seite, woher diese Stimme gekommen war. Ein schwächlich aussehendes kleines Mädchen, ungefähr gleichen Alters mit ihr, das aufmerksam die das Bett ihrer kleinen Nachbarin umringenden Personen beobachtete, hatte die für Jenny so sonderbaren Worte gesprochen.

Jenny starrte die Sprecherin einen Augenblick an, da aber die Worte derselben ihr unverständlich waren, erwiderte sie nur: „Baby Nell wird glücklich sein, wenn sie wieder zu mir nach Hause kommen darf. Ich habe immer versucht, ihr Freude zu machen.“

Jetzt hörte das Gespräch auf; Jenny wurde zur Rückkehr getrieben, damit die Kranken in keinerlei Weise in ihrer Ruhe gestört werden möchten. Das arme Mädchen wanderte halb wieder in den mond hellen Straßen. Sie ging auf und ab, zuweilen nach ihrem Vater aussehend, fühlte sich aber zuletzt so völlig abgepaant und müde, daß sie kaum ihre Wohnung erreichen konnte, und als sie sich endlich mühsam hingeschleppt hatte, kroch sie in eine Ecke der Stube und war bald eingeschlafen, um für einige Stunden ihren Jammer zu vergessen, und im Traume als Wärterin ihres Lieblinges mit demselben in alter Weise fröhlich zu sein.

Der folgende Tag war ein schrecklicher in der Lebensgeschichte unserer kleinen Jenny. Der erste Morgengruß war

ein furchtbarer Wortwechsel zwischen dem Vater und der Stiefmutter. Auf seinem Heimwege am gestrigen Abend hatte Ernst die ganze traurige Geschichte über sein liebes kleines Kind gehört, hatte aber gleich nichts sagen können.

Da erblickte er ja beim Mondlicht in der einen Ecke sein unglückliches Weib, in ihrem betrunkenen, hilflosen Zustande auf dem Fußboden ausgestreckt, in der andern seine arme Jenny, den Kopf an die Wand gelehnt, und als er das Licht angezündet hatte, und nun in das blasse, abgehärmte Gesicht seines Kindes schaute, konnte er's nicht übers Herz bringen, sie zu stören. Da er auch wohl einsah, daß mit seiner Frau in ihrem jetzigen Zustande doch Nichts anzufangen sei, legte er sich still auf sein elendes Lager, und ob auch kein Schlaf in die Augen des betrübten Mannes kommen wollte, so verhielt er sich doch die Nacht über ruhig.

Aber kaum graute der Morgen, da brach auch der Wortwechsel in hellen Flammen aus. Das böse Weib, obgleich an Allem schuld, wies die heftigen Vorwürfe ihres Mannes mit ebenso heftigen Widerworten ab, und Jenny, das arme Kind, obgleich sie das Gefühl hatte, als ob die Stiefmutter gar nicht hart genug beschuldigt werden könnte, stand zwischen Beiden, beruhigte die Streitenden, und suchte den Frieden wieder herzustellen.

Als der Sturm endlich ausgetobt hatte, ging Ernst fort, blaß, abgehärmt. Nicht ohne tiefes Mitgefühl hätte man den unglücklichen Mann ansehen können. Ehe er sich an seine tägliche Arbeit begab, ging er nach dem Krankenhause, wo er mit der Trauernachricht empfangen wurde, daß sein Kind im Sterben liege. Er kam eben zur rechten Zeit, um noch einen Kuß auf die Stirn der Sterbenden drücken zu können, ehe sie ihren letzten Athem aushauchte. „Ach, mein armes Lamm,“ stieß er schluchzend heraus, „du bist nicht die Erste, von der ich Abschied nehmen mußte, und, wie meine gute Frau sagte, sie sind am besten dran, wenn sie jung gehen müssen.“ Aber ach, auf eine so schreckliche Weise ist die Kleine umgekommen! Gestern um diese Zeit noch so munter wie ein Vogel! Ach, meine arme Jenny! Was wird sie sagen! Ja, ich habe sie viel mehr zu beklagen, als die Kleine, die jetzt zur Ruhe ist!“

Bald darauf erschien auch die Mutter mit Jenny im Krankenhause, in der Hoffnung, die Kleine besser zu finden.

Als der freundliche Herr von gestern Abend, der Vorsteher der Anstalt, den ängstlich forschenden Blicken des Kindes begegnete, konnte er's nicht übers Herz bringen, ihr die betrübende Nachricht sogleich mitzutheilen. Aber Jenny las alsbald die Gedanken des Zögernden. Hastig trat sie auf ihn zu und fragte: „Ist sie todt, mein Herr?“ und als er immer noch nicht recht mit der Sprache heraus wollte, wußte die Fragende genug, — es wurde ihr schwindlig und dunkel vor den Augen, und ohnmächtig sank sie zu seinen Füßen. Kein Wunder, denn in ihrem tiefen Schmerze hatte noch obendrein seit dem gestrigen Mittag das arme Kind weder Speise noch Trank angerührt.

Es war ein trauriges Erwachen. Alle Kraft hatte Jenny verlassen, nur mit Mühe konnte sie ihre Hütte wieder erreichen und lag hier mehrere Tage in einem halb bewusstlosen Zustande, dem Tode nahe, und es sah ganz aus, als ob der arme Ernst seiner beiden Kinder beraubt, einsam und verlassen zurückbleiben sollte.

Und Baby Nell wurde begraben, sie war dahin, und ihre treue Wärterin war zurückgelassen, um den Schmerz ihres Verlustes bis auf den Grund zu kosten. Als sie nach langer Zeit anfang, aus ihrem träumerischen Zustande zu erwachen,

wagte sie es, den Vater mit Fragen über ihren Liebling anzu-  
reden; dieser aber versuchte, sie zu beruhigen: „Jenny, mein  
liebes Mädchen, frage nicht so; es würde weder dir gut thun,  
noch ihr, dem kleinen Lamm. Du mußt glauben, was deine  
Mutter sagte, als wir früher ein kleines zu Grabe tragen  
mußten. Sie sagte: „Das Kind ist wohl daran, wo es jetzt  
ist—obgleich es schwer ist, eins hinzugeben, Gott weiß es.“  
Mehr als einmal habe ich deine Mutter so sagen hören,  
Jenny.“

Diese Worte brachten wohl Jenny's Mund zum Schweigen,  
aber nicht ihre Gedanken, — die geschäftigen, schmerzlichen,  
fragenden Gedanken. „Gott weiß es,“ wiederholte sie  
innerlich. „Weiß er es? Wer ist er — dieser Gott?“  
dessen Name sie so oft hatte mißbrauchen hören und selbst  
mißbrauchte. Dann fielen ihr wieder die Worte ein, welche  
das kleine Mädchen im Krankenhause gesagt hatte, daß Baby  
Nell heimgehen würde zu Jesu, um bei ihm glücklich zu sein.  
„Wo war Baby Nell jetzt?“ — wie gerne hätte sie das gewiß  
gewußt! „Wo war Jesus? Wer mochte er sein? Und wie  
hatte er Baby Nell zu sich nehmen und sie glücklich machen  
können?“

Solche Gedanken und Fragen drängten sich der Genesenden  
mit aller Macht auf, und eines Tages, als sie zum ersten Mal  
wieder dem Vater den Kaffee hinbringen sollte, bestürmten  
diese Fragen das Kind so sehr, daß sie kaum die Kaffezeit ab-  
warten konnte, um den Vater nach Jesus fragen zu können.  
Sie mußte Antwort haben über ihn, und der Vater könne  
ihr jedenfalls Auskunft geben, dachte sie. War doch der Vater  
immer unterwegs, bekannt in allen Straßen Londons, wußte  
er doch Mancherlei von der Königin und der königlichen Fa-  
milie, und von anderen hohen, angesehenen Herren. Sicherlich  
müsse der Eine, der Baby Nell hatte glücklich machen können,  
nachdem er sie von ihr getrennt, — dieser Eine müsse irgend  
ein sehr großer, hoher Herr sein; wahrscheinlich habe der Vater  
von ihm gehört, oder gar ihn gesehen.

Mit solchen Gedanken trat sie endlich ihren Weg an. Frau  
Fink, bei der sie, wie gewöhnlich, vorsprach, trieb sie zur Eile,  
weil der Kaffee schon länger gestanden, aber Jenny konnte  
noch nicht schnell, sondern hatte kaum Kraft, sich langsam mit  
den beiden Kaffeetöpfen nach dem Halteplatz zu schleppen.

„Ich will so schnell machen wie ich kann,“ antwortete sie der  
Frau Fink; „aber ich bin so müde, ich möchte mich jeden  
Augenblick ausruhen.“

„Du siehst freilich noch angegriffen aus, Kind,“ erwiderte  
die Frau, „aber du mußt dich nicht damit herlassen, du  
kommst sonst so leicht in die Gewohnheit, langsam und träge  
zu sein.“

Jenny wußte hierauf Nichts zu antworten, und ging fort,  
froh, als sie endlich den Halteplatz erreicht hatte, daß auch die  
beiden Männer dort waren und ihren Kaffee gleich trinken  
konnten. Als der Vater den seinigen verzehrt hatte, fragte er  
sie freundlich: „Fühlst du dich heute ein wenig besser, mein  
Mädchen? Du bist ja so still wie eine Maus.“

„Ich denke, ich werde besser, Vater,“ antwortete sie. „Aber  
ich war still, weil ich über etwas dachte.“

„Sage mir, was ist das denn?“ entgegnete er.

„Ich wollte dich fragen, wer Jesus ist.“

„Jesus?“ wiederholte er erschrocken. „Hier, sieh mich an,  
Jenny, du wußtest doch nicht auch wegfiegen?“

„Wegfiegen? wohin Vater?“

„Nun, zu Baby Nell und den Uebrigen. Es gefällt mir

nicht, wenn Mädchen beines Alters, die vergnügt und lebhaft  
sein sollten, mit so ernstlichen Fragen kommen.“

„Höre, Vater,“ erwiderte Jenny ruhig, „ich will dir Alles  
sagen. Im Krankenhause war neulich ein kleines Mädchen,  
das hat mir erzählt, Baby Nell würde zu Jesu gehen, und bei  
ihm glücklich sein; das ist es, und nun möchte ich so gern wis-  
sen, wer er ist, und wo er wohnt.“

„Nun, Kind, welche Frage! Ich weiß weiter Nichts von  
ihm, als daß er auch Heiland genannt wird, und daß er  
im Himmel wohnt.“

„Wo ist der Himmel, Vater?“

„Jedentwo droben, wirklich, ich weiß es selbst nicht recht.“  
Jenny schaute sehnsüchtig empor, aber wie sie auch ihre  
Augen anstrengen mochte, erblickte sie in der eingetretenen  
Dämmerung wohl hier und da einen Stern, aber Alles war  
wie gewöhnlich, nichts Besonderes wollte ihr spärendes Auge  
entdecken. „O, Vater,“ rief sie endlich schluchzend, „droben  
sehe ich Nichts als die Sterne, die immer da sind; nirgends  
sehe ich ein Haus, und wenn er dort oben wohnte, müßte er  
ja auch eine Wohnung dort haben. Wo ist sein Haus? Ach,  
wenn ich's doch wüßte!“

„Was ist das?“ fragte Fink, der die letzten Worte des Kin-  
des gehört hatte.

„Das Kind ist schwach und eigenthümlich,“ sagte Ernst;  
„sie hat sich sonderbare Dinge in den Kopf gesetzt, ich denke, es  
kommt von allem Grämen.“

„Was möchtest du so gerne wissen?“ fragte Fink freundlich.

„Es ist über Jesus,“ antwortete Jenny eifrig; „könnt  
Ihr mir nicht sagen, wo er ist, und wo er wohnt?“

„Höre, ich will dir etwas sagen: gehe geradezu zu meiner  
Frau, sie wird dir genau Bescheid sagen. Sie weiß Alles  
haarklein; sie ist eine der religiösesten Frauen, die es gibt,  
und hat fast die ganze Bibel im Kopf. Wirklich, nach all den  
Reden, die sie mir hält, hätte ich schon lange ein Heiliger sein  
sollen. Aber ich kümmere mich nicht um ihre Religion,“ und,  
sich zu Ernst wendend, fügte er leise hinzu: „Es ist das unge-  
müthlichste Ding in der Welt.“

„Wie?“ erwiderte Ernst. „Meine erste Frau hatte Reli-  
gion, aber wahrlich, mir kam sie nie ungemüthlich vor.“

„Dann muß ihre Religion verschieden von der meiner Frau  
gewesen sein,“ nahm Fink wieder das Wort, und wollte noch  
weiter reden, als er durch einen Herrn gestört wurde, mit dem  
er eine Fahrt zu machen hatte.

„Nun geh nach Hause,“ sagte der Vater, „und geh gleich zu  
Bett. Wenn du stärker geworden bist, kannst du weiter nach-  
fragen.“ Auf des Kindes Bitte erlaubte er ihr aber doch, auf  
dem Heimwege bei Frau Fink vorzusprechen.

Langsam trat Jenny ihren Rückweg an. Fink's Haus zeich-  
nete sich durch Ordnung und Sauberkeit vor allen andern in  
der Nachbarschaft aus. Sie hatten keine Kinder, ein Segen,  
wofür man, Frau Fink's Meinung nach, dankbar sein müsse.  
„Kinderlärm und Schmutz ist etwas, was ich nicht im Hause  
ausstehen kann, daher hat die gütige Vorsehung mich damit  
verschont,“ meinte sie.

Ihre Reinlichkeit war so bekannt und berühmt, daß die  
Nachbarn meinten, man könne wohl von dem Fußboden essen,  
durchs ganze Haus sei es wie „geleckt.“

Eine überflüssige Stube war gewöhnlich an einen einzelnen  
respektablen jungen Mann vermietet. Der jetzige Bewohner  
hatte alle Eigenschaften, die Frau Fink wünschte: er war ein  
feiner, neunzehnjähriger Jüngling, pünktlich und ordentlich,  
machte ihr wenig Mühe, bezahlte regelmäßig auf den Tag die



Miethe, — ja, er war auch religiös durch und durch. Aber gerade in diesem Punkte verstand die so sehr religiöse Frau ihren Hausgenossen nicht — „seine Religion sei so himmelweit verschieden von der ihrigen, er nähme es viel zu leicht damit“ — solche und ähnliche Bemerkungen äußerte sie manchmal gegen ihren Mann.

Der junge Mann hieß Albert Hubson. Erst vor Kurzem hatte er das elterliche Haus an der Südküste verlassen, um eine Stelle in einer Buchhandlung in der Piccadillystraße anzutreten, in welcher er täglich von Morgens acht bis Abends sieben Uhr beschäftigt war, und ob er auch jetzt nur über wenige Geldmittel zu verfügen hatte, so waren doch seine Ausichten gut. Er war noch nicht zurückgekehrt, als Jenny leise an Frau Fink's Thür klopfte und bescheiden sagte: „Bitte, Madame, darf ich einen Augenblick hereinkommen? Ich möchte gern etwas ganz Besonderes mit Ihnen sprechen.“

Frau Fink sah sie von oben bis unten mit scharfem, forschendem Blicke an, als ob sie ausmessen wolle, wie weit ihr Heiligtum durch den Eintritt des Kindes verunreinigt werden möchte, und antwortete kurz: „Ich denke, du kannst mir draußen eben so gut sagen, was du mir zu sagen hast, als im Hause.“

„Dann, bitte, Madame, darf ich mich unten auf die Treppe setzen? Ich bin so müde, kann nicht mehr stehen. Entschuldigen Sie, Herr Fink sagte, ich möchte bei Ihnen vorsprechen.“

„Schon gut, wenn du eine Bestellung von ihm hast, so magst du hereintreten. Aber,“ fügte sie hinzu, als sie eine Matte vor Jenny legte, „das Ganze ist, du hältst dich nicht rein und ordentlich genug, um in respektabler Leute Häuser zu treten; ordentliche Leute werden dich nie weiter kommen lassen, als bis an die Thür.“

Augenblicklich fiel Jenny der Herr im Krankenhaus ein, der sie doch ohne Weiteres in sein schönes Zimmer geführt, aber sie sagte Nichts davon, sondern antwortete nur, auf ihr altes Kleid blickend: „Ja, ich weiß, ich passe nicht für so schöne Häuser, aber ich habe mich heute so rein gewaschen wie ich konnte.“

„Das sehe ich, du siehst heute nicht ganz so schlimm aus wie

gewöhnlich. Aber mach schnell, Kind; was ist es, das du mir zu sagen hast? Bist du müde, so lehne dich an die Wand. Aber nun still; es ist heute Abend Bibelstunde, und ich gehe sogleich dorthin.“

Diese Aufnahme stieß das Kind so ab, daß sie nur mit Mühe die Worte herausbrachte: „Bitte, Madame, ich bin gekommen, Sie zu fragen, wer Jesus ist.“

Frau Fink war einen Augenblick stumm vor Erstaunen, und als sie sich etwas von ihrem Staunen erholt hatte, sagte sie: „Nein, wer hätte das gedacht! Das übersteigt alle meine Begriffe! Ich habe wohl gehört, daß es mitten in einem christlichen Lande Heiden gibt, aber bis jetzt, so viel ich weiß, sah ich nie einen von Angesicht zu Angesicht. Jenny, Kind, ich zittere, wenn ich dich ansehe. Du bist ein s c h r e c k l i c h e s Kind!“

Jenny war zu bestürzt, um sprechen zu können. Witternd schaute sie Frau Fink an, in der Hoffnung, ein anderes Wort von ihr zu hören, welches ein Licht auf die so eben geäußerte Frage werfen möchte.

„Du bist in einem natürlichen Zustande der Verdamniß,“ fuhr Frau Fink fort, „und wenn du so fortgehst, gehst du auf ewig verloren.“

„Aber ich will anders werden, Madame, und möchte nicht länger so unwissend bleiben. Herr Fink sagte, Sie wüßten Alles über Jesus, und ich habe gehört, daß Baby Nell zu ihm gegangen ist, und ist glücklich dort, und ich dachte, Sie würden mir vielleicht sagen, wo er wohnt und wer er ist.“

„Ja, ich denke, das verwahrloste Baby ist zu ihm gegangen, und sie ist wohl daran. Nun denn: Jesus ist der Sohn Gottes, der Herr der Herrlichkeit, der Friedefürst, und er wohnt im Himmel, in dem neuen Jerusalem oben, welches unser Aller Mutter ist.“

Fink hatte recht, wenn er sagte, daß seine Frau Jenny viel mehr sagen würde, als sie wissen wollte. Das Kind sah eben so bestürzt aus, wie vorher, und da sie sich gar zu schwach fühlte, noch länger stehend eine Unterhaltung zu führen, wäre sie wohl lieber ohne weitere Aufklärung fortgegangen, wenn nicht in diesem Augenblick an die Thür geklopft worden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

## An den scheidenden Winter.

Von C. A. Paeth.

**D**u konntest unsre Blumen tödten  
Und Wiesen färben gelb und fahl,  
Den sangerfüllten Hain veröden,  
Und Lauben machen leer und fahl.

Du konnt'st in einen Fels verwandeln  
Das schön behalmte, loch're Land  
Und obendrein, o grauam Handelnd!  
Es hüllen in ein Grabgewand.

Du konnt'st den Strom dort überbrücken  
Und heimen seine Fluth mit Macht  
Und hier als künstler Scheiden schmücken  
Mit Blumen in der stillen Nacht.

Du konntest uns nach Lust bestürmen  
Durch deiner Winde schneidend Spiel,  
Am Haus und Garten Schanzen thürmen  
Und sonst noch thun — was dir gefiel.

Doch jetzt, in Ruhm und Selbeneren,  
Genießst du nicht der Thaten Frucht, —  
Läßt all' dein Felsenwert zerfließen,  
Und nimmst als Feigling schnelle Flucht! —

Jetzt ist Gelegenheit vorhanden,  
Daß du als Held dich zeigen kannst!  
Du fliehst! — Sieh' nur, in deinen Landen  
Nimmt dir dein Feind, was du gewannst! —

Halt ein! Hast du nicht Lust zu streiten,  
So bade dich im Sonnenlicht!  
Treibt dich die Sonn' in ferne Weiten? —  
Doch er ist fort — und hört es nicht! —

So handelt Mancher ungebunden,  
Nur nach Willkür und Scheut sich nicht;  
Doch, wenn sich ihm sein Mann gefunden,  
Zeigt er einmal nicht sein Gesicht! —

## Erzeugnisse des Fichtenwaldes.

Von F. M.

**T**erpentin, Harz und Pech werden in verschiedenen Industriezweigen, sowie für viele häusliche Zwecke benutzt. Die langblättrige Fichte (*Pinus australis*), welche in den Südstaaten wächst, liefert vorzugsweise jene Stoffe. Genannter Baum ist an der nordöstlichen Grenze von Nord-Carolina, an der atlantischen Küste von Florida, sodann durch jenen Staat bis zum Golf und von dort bis nach Louisiana — mithin auf einem etwa hundert Meilen breiten Landstrich — zu finden. Der Boden dieses Landstrichs ist sandig und hat eine Unterlage von gelber Thonerde. Die ganze Region ist von tiefen Flüssen und ungeheuren Sümpfen durchschnitten.

Die Fabrikation oben genannter Artikel wurde zuerst in letztgenannter Staat liefert zur Zeit den größten Theil des Produkts. Zunächst handelt es sich nun darum, den rohen Terpentin zu gewinnen. Dies ist der natürliche Saft des Fichtenbaumes und wird zuweilen weisser Terpentin oder Harzterpentin genannt. Um den Baum seines Saftes zu berauben, wird eine halbmondförmige Büchse (Kasten) und zwar der Erde möglichst nahe in den Baum hineingeschnitten. (Bild 1, 2, 3 und 4 zeigt die Gestalt dieser Büchse.) Dieses Schneiden beginnt in der Regel etwa am 1.

December und dauert bis März; bei einem späten Frühjahr zuweilen auch wohl ein paar Wochen länger. Ein geübter Arbeiter kann 100—150 Büchsen per Tag schneiden. Nachdem diese Büchsen in den Baum hineingeschnitten worden sind, werden sie „geect“, d. h. eckig oder winkelig gemacht. Dies geschieht dadurch, daß man an jedem Ende ein dreieckiges Stück

herausnimmt. Mit diesem hat die regelmäßige Saison ihren Anfang genommen und die Büchsen werden nun in „Abtheilungen“ classificirt. Eine solche Abtheilung umfaßt gewöhnlich 10,000 Büchsen. Sehr geübten Arbeitern kann man indessen auch schon 18,000 anvertrauen. Die Büchsen werden einmal

„geect“, müssen aber ungefähr 6 Mal von Frühjahr bis November „gehadt“ werden. Das Abzapfen des Baumsaftes (siehe Bild 2) geschieht ebenfalls abtheilungsweise, indem so und so viele Fässer eine Tagesarbeit bilden. Mittels eines löffelförmigen Instruments, dessen geschickte Handhabung große Übung erfordert, wird das Abzapfen bewerkstelligt. Zwei „Abzapfer“ haben in der Regel einen „Hader“

Nach dem Markte.

New-Bern, Nord-Carolina, begonnen. bei sich. Die Aufgabe dieses Lehren

tausende rinnenförmige Einschnitte an jeder Seite der Büchse anzubringen. Solche Einschnitte sind



Beim Abzapfen.

zum Markte sich ansehen kann. Beide Artikel werden auch häufig zwischen mächtigen Stücken Bauholz nach einem Seehafen „geflößt.“

Die der Fichte im ersten Jahr abgezapfte Flüssigkeit wird „frischer Stoff“ genannt. Den im zweiten Jahr gewonnenen Saft nennt man „gelben Stoff.“ Den im dritten Jahr



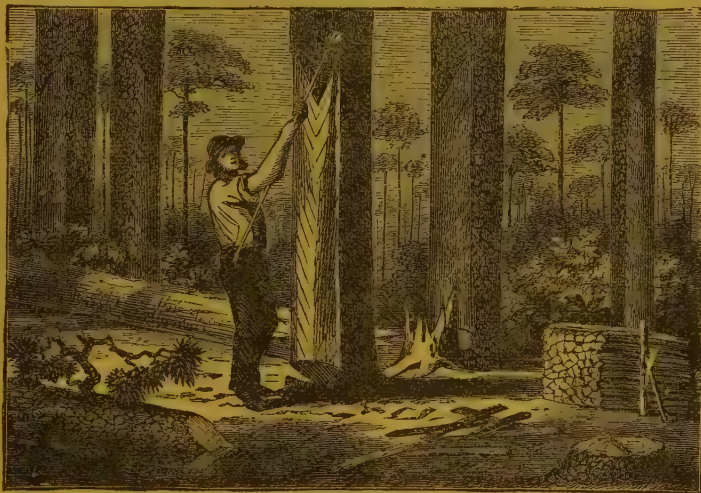
erzielten Saft bezeichnet man mit dem Ausdruck: „Kräher.“ Letztgenannte Bezeichnung wird den Saftabzapfungen des vierten und der folgenden Jahre beigelegt. Der „frische Stoff“ ist, wenn sorgfältig gesammelt, ein Honig ähnlicher Schleim von weißlichem Aussehen. Man versteht unter dem Ausdruck: „Kräher,“ jene Flüssigkeit, welche sich auf der Oberfläche des Baums sammelt, wenn seinem Inneren bereits aller Saft entzogen wurde. „Kräher“ ist eine weiße, käseähnliche Masse. Die Letztere gewonnen wird, zeigt Figur 3 und 4. Uebrigens kann bei einiger Sorgfalt immerhin noch ein sehr helles Harz aus dem „Kräher“ fabricirt werden.

Die weitere Bearbeitung des Fichten-saftes wird in röhrenförmigen kupfernen Brennkolben, meistens „Blasen“ genannt, bewerkstelligt. Diese Kolben enthalten von 10, 20, 30 bis zu 60 Faß. Sie sind mit gemauerten Seitenwänden versehen und so eingerichtet, daß das Feuer eine überall gleichmäßige Gewalt zu entwickeln vermag. Die Spitze hat ein großes Loch für den „Hut,“ welcher mit der sogenannten „Schlange“ in Verbindung steht. Auch ist in der Spitze eine kleine Oeffnung angebracht, durch welche der Aufseher den Wärmegrad prüft und das erforderliche Wasser hineinkläßt. Das destillierte Harz wird an einer Seite durch Seihetücher in Rührbottiche geleitet, von welchen es in die Rührfässer fließt.

Der aus einem solchem Geschäft zu erzielende Gewinn hängt gänzlich von der Energie, mit welcher es betrieben und von der Deconomie, mit der es geleitet wird, ab. Eine Abtheilung von 10,000 Büschen Baumsaft ergibt in der Regel zweihundert und fünfzig Fässer „frischer, oder gelber Stoff“ per Jahr. Die ihres Saftes vollständig beraubten Bäume werden zu Brennholz verarbeitet, welches seinen Weg sogar bis nach New York findet. Läßt man jedoch derartige Bäume noch eine Zeit lang stehen, so findet eine merkwürdige Veränderung des Holzes statt. Die Poren desselben füllen sich mit einer pechartigen Materie. Das

Holz nimmt bedeutend an Gewicht zu und brennt, wenn angezündet, beinahe so geschwind wie Schießpulver. In diesem Zustande wird es häufig „Leuchtholz“ genannt, weil es zum Feueranzünden dient und von ärmeren Personen als ein Ersatzmittel für Kerzen oder anderes Beleuchtungs-Material benutzt wird.

Setzt man genanntes Holz einem gedämpften und langsamen Verbrennungsproceß aus, so wird jene Flüssigkeit erzielt, welche im Handel und Wandel unter dem Namen „Theer“ bekannt ist. Das Holz wird zunächst in Scheite gespalten, welche 3—4 Fuß lang sind und etwa 3 Zoll im Durchmesser



Beim Einschnelden.

haben. Behufs Erzielung eines Theerosens wird hierauf eine Vertiefung in der Erde gemacht, welche etwa wie eine Untertasse geformt ist. In der Mitte bringt man ein Loch an. Mit letzterem steht eine hölzerne Röhre in Verbindung, deren Mündung sich außerhalb des Randes der erwähnten Vertiefung befindet. Holzscheite werden dann in strahlenförmiger Richtung nach jenem mittleren Lo-



Beim „Terape“ Sammeln.

che zu aufgestapelt, und zwar in einer solchen Weise, daß jedes äußere Stück ein wenig überhängt. Dadurch gewinnt der ganze Haufen das Aussehen eines Kegels mit abgeschmittener Spitze. Jetzt werden Holzstöcke und grüne Zweige um diesen Kegel aufgehäuft und der auf solchem Wege zu Stande gekommene Theerosen an der Spitze sowohl wie an den Seiten mit nasser Erde bedeckt. Hierauf wird der Ofen oben an der Spitze in Brand gesetzt. Die Theerflüssigkeit tropft nun allmählig in das oben erwähnte mittlere Loch, von wo es vermittelst der Röhren in größere Behälter geleitet wird. Je nach seiner Größe liefert ein solcher Ofen 50, 100 oder auch mehr Fässer Theer. Beim Destillations-Proceß wird außer dem Theer auch noch Pech gewonnen. Letzterer Artikel ist weiter nichts als vermittelst Auskochen seiner sämtlichen flüssigen Bestandtheile beraubter Theer. Mit der Fabrication dieses Stoffs befaßten sich größtentheils nur arme Weiße und Far-

ben. Behufs Erzielung eines Theerosens wird hierauf eine Vertiefung in der Erde gemacht, welche etwa wie eine Untertasse geformt ist. In der Mitte bringt man ein Loch an. Mit letzterem steht eine hölzerne Röhre in Verbindung, deren Mündung sich außerhalb des Randes der erwähnten Vertiefung befindet. Holzscheite werden dann in strahlenförmiger Richtung nach jenem mittleren Lo-

che zu aufgestapelt, und zwar in einer solchen Weise, daß jedes äußere Stück ein wenig überhängt. Dadurch gewinnt der ganze Haufen das Aussehen eines Kegels mit abgeschmittener Spitze. Jetzt werden Holzstöcke und grüne Zweige um diesen Kegel aufgehäuft und der auf solchem Wege zu Stande gekommene Theerosen an der Spitze sowohl wie an den Seiten mit nasser Erde bedeckt. Hierauf wird der Ofen oben an der Spitze in Brand gesetzt. Die Theerflüssigkeit tropft nun allmählig in das oben erwähnte mittlere Loch, von wo es vermittelst der Röhren in größere Behälter geleitet wird. Je nach seiner



bige, die es meistens als ein Art Nebengeschäft in schlechten Zeiten betreiben. Das anzünden eines Theerofens ist in der Regel mit allerlei spaßhaften und schnurrigen Streichen seitens der Arbeiter verbunden. Wenigstens war dies in früheren Zeiten der Fall. Ein in Brand gesetzter großer Theerofen sieht bei Nacht schauerlich schön aus. Die ihm entweichenden Rauchsäulen werden dann und wann durch das Züngeln einer

werden schnell gelb und lösen sich ab. Weiße Farben jedoch, welche man mit Terpentin vermischt, werden immer weißer und erweisen sich als elastisch und festigend. Dies kommt daher, weil Terpentin die Eigenschaft besitzt, Sauerstoff in sich aufzunehmen und dieselben in Oxyd zu verwandeln. Zu Gläsdereinreibungen benutzt, erweist sich Terpentin zuweilen als sehr heilsam. Bei öfteren Wiederholungen dürfte die Wirkung

indessen mit mehr Schaden als Nutzen begleitet sein.—Vom Standpunkt der Chemie aus betrachtet ist Terpentin ein sogenanntes Hydrocarbon, d. h. mit Wasser verbundener Kohlenstoff. Es erweist sich als ein mächtiges Auflösungsmittel von Gummielastikum. Auch behauptet man, daß, wenn es eine längere Zeit der frischen Luft ausgesetzt sei, es die natürlichen Farben der Pflanzen zu bleichen vermöge.

Fichtenharz wird jetzt zur Fabrikation vieler Gegenstände benutzt. Aus dem sogenannten „bleichen Fensterglas“-Artikel werden feine Toilettenseifen zubereitet, während die dunkleren Sorten zur Anfertigung der gröberen Seifenstangen dienen. Genanntes Harz wird ferner beim Waschen von Kleidern, sowie beim Reparieren von zinnernen Kesseln gebraucht. Es liefert das Gaslicht für hunderte von kleineren Städten, hilft tausend von großen Placaten an



Brennkolben und Behälter.

plötzlich auflobernden Flamme erhellt. Das wilde Geschrei der Männer, welche sich bemühen, die Flammen mit Erde zu ersticken, erhöht die Romantik der Scene um ein Bedeutendes.

Holzwaaren, zu deren Anfertigung man sich ihres Saftes beraubter Bäume bedient, haben zwar ein schönes weißes Aussehen, sind aber durchaus nicht haltbar und mithin auch nicht empfehlenswerth. Feuer und Würmer zerstören nicht selten ungeheure Fichtenwaldungen, wodurch der Werth von Millionen und aber Millionen von Dollars zu Grunde geht. Die dünnen, gespensterhaft aussehenden, blätterlosen Denkmäler dieser Waldverwüstungen sind längst den Eisenbahnen der südlichen atlantischen Küste leider in reicher Fülle anzutreffen.

Terpentinöl wird beim Anstreichen, sowie bei der Fabrikation von Firnissen, Decktuch 2c. und endlich auch als Arznei benutzt. Ein Ersatzmittel dieser merkwürdigen Flüssigkeit ist eben wegen ihrer besonderen Eigenschaften bis jetzt noch nicht entdeckt worden. Während des Krieges benutzte man an Stelle des Terpentins häufig Benzin. Mit der Wiederauslebung der südlichen Industrie gab man dies jedoch wieder auf. Die Entdeckung des Petroleums hat den Gebrauch von Terpentin in etwa beeinträchtigt. Mit Benzin gemischte weiße Farben

den Straßenecken, Bäumen 2c. ankleben und leistet auch beim Zurechtmachen und Glätten von Tuchen werthvolle Dienste. Ebenfalls wird es bei der Fabrikation von Lampenruß verwendet und behufs Gewinnung seines Oels und des als Bodensatz sich sammelnden Pechs in großem Maßstabe destillirt. Im Jahre 1860 waren nicht weniger als \$550,000 Kapital



Theerofen.

einzig und allein in letzterem Industriezweig angelegt. Heute dürfte die Summe vielleicht eine zehnfach höhere Ziffer erreicht haben.





## Erstes und Weiteres.

## Aus dem Leben eines alten evangelischen Reisepredigers.

## VII.

**D**as vorige Mal ging's von der Stadt aufs Land, jetzt geht's vom Land wieder in die Stadt und zwar in die Hauptstadt vom Staat Z. Als wir in dem großen Bahnhof ankamen war es Nacht, die Lohnkutscher machten ihren gewöhnlichen Heiden-Spectakel, und es schien als wollten sie uns arretiren. Ich sagte ihnen jedoch, sie sollten uns mit Frieden lassen, wir hätten Freunde hier. Das hörte ein Mann, der gekommen war uns abzuholen, und der rief aus dem Getümmel und Gedränge heraus: „Hier ist Einer von euren Freunden!“ Das war gut. Wenn wir einmal hinüber kommen in die sel'ge Ewigkeit, und wir haben Freunde dort, so sind sie wahrscheinlich auch bereit uns zu empfangen. Wir trafen hier eine kleine Gemeinde von vier- undzwanzig Gliedern. Der Kirchenbesuch war sehr schwach, doch die paar Leute hielten zusammen wie Pech. Ich bekam aber tüchtige Anfechtungen, weil so gar wenig Aussicht war etwas auszurichten. Taschendiebe haben mir auch gleich nahezu fünfzig Thaler gestohlen; das war für einen armen Prediger auch noch gerade kein Plaisir. Von meinem Posten konnte mich der Versucher doch nicht bringen und auch nicht aus dem Schaukelstuhl; denn wir hatten keinen, aber auf die Kniee ging's um so öfter. Weihnachten war schon verfloßen, und noch keine einzige Seele hatte sich zu Gott bekehrt. Es war an einem Sonntag Abend. Die Noth ward größer und größer. So ging ich hinauf unter das Dach, warf mich vor Gott auf meine Kniee nieder, klagte ihm meinen Jammer: Lieber Gott, laß mich doch hier nicht umsonst arbeiten, gib mir wenigstens eine Seele als Siegel meiner Arbeit. Ich ging in die Kirche, nahm folgende Worte zum Text: „Nun Herr, weß soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich.“ Und siehe! der Herr schenkte mir nicht nur eine Seele, sondern eine ganze Anzahl. Bald folgten noch verschiedene Andere. Gott sei Lob und Dank dafür! Jener Text ist mir seither unvergänglich geblieben, aber auch jene Erstlingsgarbe. Eine jener Seelen wurde später eines der ersten und wohlhabendsten Familienhäupter in der Gemeinde.

„Euch geschehe nach eurem Glauben.“ Matth. 9, 29. O, daß wir doch das allezeit und besonders in jeder Noth, zuversichtlich, kindlich und ohne allen Zweifel glauben könnten! Wie viel ruhiger, freudiger, geduldiger und glücklicher würden wir sein! In der Noth stellt sich's gewöhnlich heraus, ob unser Glaube rechter Art ist. Man sagt: „Noth lehrt beten;“ aber das ist auch nicht immer der Fall. Oft lehrt nicht einmal die Todesnoth die Leute beten. Ich habe einmal später in dieser Stadt einen alten gottlosen Mann besucht, der am Sterben war. Da war keine Rede vom Gebet. Die Leute sagten mir, er habe geflucht und schlechte Lieder gesungen bis an sein Ende.

Wenn indessen eine Noth die Leute beten lehrt, so ist es die Todesnoth. Davon ein Beispiel. Eines Tags kommt gegen Abend ein ganz fremder Mann mit einem kleinen Wagen an meine Wohnung und bittet mich, etliche Meilen mit ihm hinaus zu gehen aufs Land, sein alter Schwiegervater sei am Sterben, und er wüßte einen Prediger. Ich gehe also mit. Untermwegs sagt mir mein Begleiter: „Aber, Herr Pfarrer!

reden Sie ihm nur recht ins Gewissen, er war ein böser alter Mann, er hat durchaus nicht recht gehandelt gegen seine Kinder.“ 2c. Draußen angekommen werde ich eine Treppe hinauf gewiesen und finde da den Kranken in einem Stübchen allein. Ich wende mich zu ihm, frage wie's geht, wie er fühlt und will eben suchen an sein Gewissen zu kommen. Aber da war nicht lange Zeit zum Fragen. Mit der größten Seelenangst und als wie am Abgrund rief mir der Sterbende entgegen: „Herr Pfarrer, beten Sie!“ Nun ja, ich kniete mich an seinem Bette nieder, er selbst wendet sich um und sucht auch noch auf die Kniee zu kommen. Ich betete so gut ich konnte; allein mir war's als betete ich an eine Mauer hin. Welch ein Jammer selbst nicht beten zu können, wenn's ans Sterben geht, und warten zu müssen bis ein Prediger kommt! Meistens werden aber dergleichen Nothgebete eben nur aus Noth verrichtet, und ist daher nicht viel darauf zu achten. Ist die Noth gehoben, dann ist's auch gewöhnlich mit dem Gebet vorbei. Am Besten ist's daher seines Seelenheils versichert zu sein und dem Herrn zu leben allezeit. Doch wir eilen weiter.

Aus dem Herzen Indianas geht's nun wieder hinaus und hinauf an die nördliche Grenze des Staats in eine andere Stadt. Da wohnen wir denn diesmal sogar in der Kirche, oder eigentlich unter derselben, nemlich im Basement. Die Kirchenthüre ist unsere einzige Aus- und Eingangsthüre. Das war aber auch kein Plaisir. Freilich, wir hatten da ein Vorrecht, nemlich, daß wir mit jener alten Hanna nimmer vom Tempel kamen. Meine Gehälftin bekam dort ein heftiges Fieber und wurde zum Tode krank. Drei Monate lag sie darnieder und schwebte zwischen Leben und Tod. Unser guter Arzt war sechsundneunzig Mal bei ihr. Sie kam zwar endlich wieder zurecht, aber ihre kräftige Gesundheit war von da an für immer fort. Endlich wurde ich auch noch krank, die Magd bekommt das Heimweh und läuft davon. Ob wir da wohl noch gesungen haben: „Wer will mit uns nach Zion gehn?“ Nur Geduld. Man kann auch eine Strecke auf dem Wege nach Zion gehen, ohne zu singen. Man singt Psalmen, wenn man gutes Muths ist, und wenn man leidet, so betet man—Jakobi am Fünften. Es war jetzt Winter. In der Natur und in der Familie. Aber endlich kam der Frühling wieder. Auch in unserer Familie fingen die Rosen wieder zu blühen an; selbst die kleine Emma blühte herrlich. Endlich kamen wir wieder Alle lebendig unter der Kirche hervor, und wir waren am Ende nach allem noch recht froh und dankbar, es hätte ja noch schlimmer sein können. Bei andern ist's oft noch schlimmer, und damit sucht man sich im Leben nicht selten zu trösten.

Vier Meilen von der Stadt wohnte eine liebe Familie, mit der wir sehr vertraut waren. Selten kamen sie in die Stadt herein, ohne daß sie bei uns einkehrten. Da war denn die Mutter dieser Familie eines Tages auch wieder bei uns. Ich war nicht zu Hause, aber meine Gattin erzählte mir nachher, es sei so sonderbar gewesen, sie hätte fast gar nicht fortkommen können. Endlich ging sie dann so langsam und bedenklich hinweg. Meine Frau schaute ihr nach. Es war das letzte Mal. Etliche Tage darnach wurde ich geholt, um ihre Leichenpredigt zu halten. Mit Thränen

fragte sie ihr Gatte an ihrem Sterbebett: „Aber Mutter! Mutter! was soll ich mit den Kleinen anfangen, wenn du uns verlässest?“ — „Empfehle sie Jesu an,“ war Alles, was sie ihm noch sagen konnte und sie entschlief. Zum Leichentext nahm ich auch wieder die Worte: „Nun, Herr, weß soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich.“ Da war's also schlimmer, wie bei uns; denn:

Die Kinder umstehen der Mutter Grab,  
Sie weinen untörslich zusammen;  
Es hat sie getroffen der härteste Schlag,  
Du kenneßt sie alle mit Namen,

O Gott! hab' Erbarmen! verlasse sie nicht!  
Jetzt ist es dunkel—o sei du doch ihr Licht!—

Geh' Vater! geh' heim und weine allein,  
Dort, wo sie gestorben, im Bettämmerlein—  
Dort schaue mit Thränen zum Himmel empor,  
Und trage dein Elend dem lieben Gott vor,  
Der tröftet dein armes, zerschlagenes Herz;  
Der heilet die Wunden und lindert den Schmerz.

Der Herr trocknet endlich die Thränen dir ab,  
Du hast noch ein Plätzchen neben der Mutter Grab,  
Sie wartet auf dich mit der himmlischen Kron', [Lohn.  
Nach Leiden und Tod wird dir auch das ewige Leben zum

## Die Kirche zum Becher kalten Wassers.

Nach spanischen Urkunden von N. M.

Es war ein schöner Abend, die Sonne hatte sich geneigt und die Vögel suchten sich ihre Ruhestätten für die Nacht. Auch die Menschen, welche die Hitze des Tages getragen hatten, blickten dankend zum Geber der Ruhe auf; denn die Sonne brennt in Spanien heiß, und der Arbeiter sehnt sich nach seiner Ruhestätte. Unter den müden Heimkehrenden war auch der Pfarrer von San Pietro, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Sevilla. Zu Hause fand er, wie erwartet, die alte Margarita, die ihm schon viele Jahre seine Hauswirthschaft treulich besorgte.

„Wer mit Spanien bekannt ist, der ist an Armuth gewöhnt,“ sagt ein Sprichwort; aber bei dem armen Priester schien selbst die Armuth größer als gewöhnlich zu sein; zwar hat die alte Margarita die Armuth zu verdecken gesucht durch allerlei billige Bilder und dergleichen, aber es war nur zu klar, daß hier die Armuthseligkeit leidhaftig wohnte. Die Haushälterin hatte für ihren Herrn ein kleines spanisches Gericht, „Olla potrida“, zubereitet; aber in Wahrheit waren es nur die Ueberbleibsel des Mittagessens mit einer neuen Sauce und einem besonderen Namen, der vielleicht mit dem amerikanischen „hash“ stammesverwandt ist. Als das Essen aufgetragen war, sagte der Priester: „Wir wollen Gott danken für dieses fürstliche Nachtmahl, Margarita; die Olla potrida macht mir den Mund wässern.“ Da auf einmal öffnete sich die Thüre und ein Fremder trat ein. Margarita sah zuerst den Fremden, dann ihren Hauswirth an, denn sie wußte, daß nun auch das Bischofs Nachteffen noch eine Theilung erleben würde, und ihr Gesicht zeigte deutliche Spuren der Unzufriedenheit.

Der Fremde blickte schüchtern auf den Tisch und sprach dann mit zitternder Stimme: „Was genug ist für Zwei, ist auch genug für Drei; und Ihr sähet gewiß nicht gerne einen Christen Hungers sterben. Seit zwei Tagen habe ich nichts gegessen.“

„Ein Christ! Er sieht eher einem Räuber ähnlich!“ murrte Margarita, laut genug, daß er es hören konnte, und verließ das Zimmer.

Der Fremde stand noch an der Thüre. Er war ein großer, starker Mann, halb in Lumpen gekleidet und mit Schmutz bedeckt; seine durchbohrend schwarzen Augen und sein Karabiner gaben ihm freilich kein einladendes, aber doch interessantes Aussehen. „Soll ich gehen?“ sagte er.

„Wer unter mein Dach kommt, den lasse ich nicht vertreiben; er ist hier willkommen. Legt Eure Waffe weg. Laßt uns Gott danken und zu Tische gehen,“ sagte der Priester Gottes mit emphatischer Geberde.

„Meine Waffe lege ich nicht aus der Hand, denn: „Zwei Freunde sind Eins,“ sagt ein Sprichwort. Wenn Ihr mir auch gestattet in Eurem Hause zu bleiben, so sind doch Andere, die sich freuen würden, mich hinauszuschleppen. Auf Eure Gesundheit, edler Wirth, wir wollen essen.“

Der Priester war ungewöhnlich hungrig, aber der Hunger des Fremden nöthigte ihn bald aufzuhören. Denn nicht nur verschlang er die ganze Olla potrida, sondern er verzehrte auch noch einen Laib Brod bis auf die letzte Krume. Während er aß, blickte er immer ängstlich um sich; und erschraf bei jedem Geräusch.

Als er Alles aufgezehrt hatte, sagte er zu seinem Wirth: „Jetzt habe ich nur noch um Eins zu bitten. Ich bin verwundet und seit acht Tagen ist meine Wunde nicht gepflegt worden. Gebt mir ein paar alte Lumpen und Ihr sollt nicht länger belästigt sein.“

„Es eilt nicht, daß Ihr fortgeht,“ antwortete der Pfarrer, dessen Gast trotz seiner Mangelhaftigkeit, doch sehr unterhaltend geplaudert hatte, „ich verstehe etwas von Chirurgie und will Eure Wunde verbinden.“ Er brachte aus einem Wandschranks das Nöthige, und that, wie er gesagt hatte. Der Fremde hatte viel Blut verloren, eine Kugel war ihm durch den Schenkel gegangen; daß er überhaupt acht Tage gehen und noch Hunger leiden konnte, zeigte von fast übermenschlicher Stärke.

„Ihr könnt nicht weiter gehen, Ihr müßt diese Nacht hier bleiben. Ruhe wird Euch stärken und die Entzündung Eurer Wunde mildern,“ sagte der gute Hauswirth.

„Ich muß heute gehen und zwar unverzüglich,“ unterbrach ihn der Fremde. — „Einige warten auf mich,“ fügte er feindselig bei, „und Andere folgen mir. — Seid Ihr fertig? So, es ist gut. Seht, ich kann gehen, als wenn ich keine Wunde hätte. Gebt mir etwas Brod; macht Euch für Eure Gastfreundschaft mit diesem Goldstücke bezahlt—Adieu.“

„Ich bin kein Gastwirth und lasse meine Gastfreundschaft nicht mit Gold bezahlen,“ sagte der Priester, das Gold unwillig von sich schiebend.

„Wie Ihr wollt, verzeiht; ich bin in Eile, und nun lebt wohl, mein freundlicher Wirth.“

Mit diesen Worten nahm er das Brod, welches Margarita auf ihres Herrn Befehl, aber ungern, hergab, und bald verschwand die schlanke Gestalt im dichten Blätterwerk des nahen Waldes, der die Hütte umgab. Noch ehe eine Stunde verflossen war, hörte man Flintenschüsse, und der Unbekannte erschien, tobtelblau und aus tiefer Wunde blutend wieder an der



Schwelle. „Nehmt das,“ sagte er, indem er dem Pfarrer einige Goldstücke reichte, „es ist für meine Kinder—am Fluß—im Thal.“

Gensd'armen umringten das Haus, ehe man sich's versah, und sicherten sich rasch des unglücklichen Mannes, der keinen Widerstand leisten konnte. Der Pfarrer bat, man möge ihm gestatten, die Wunde zu verbinden, was ihm auch gewährt wurde. Nun wollten sie ihn so fortzuschleppen; der Priester aber bat inständig, man möge einen Wagen herbeischaffen, denn der schwer Verwundete würde in ihrer Hand sterben, wenn er gehen müsse. „Was thut's? Wenn er lebt, ist es doch nur, um sein Todesurtheil zu hören; denn es ist der verurtheilte Bandit Jose!“

Jose dankte seinem Wohlthäter mit einem Blicke. Dann bat er um einen Trunk Wassers, und als der Geistliche ihm diesen reichte, sagte er mit flüsternder Stimme: „Denkt daran!“ Die Antwort war ein einfacher Blick des Verständnisses. Als sie weggegangen waren, machte sich der Priester, trotz aller Warnungen Margarita's, auf den Weg nach dem Thale, und bald fand er neben der Leiche einer Frau, die sehr wahrscheinlich von einer Kugel der Gensd'armen getödtet worden war, ein kleines Kind und einen Knaben von ungefähr vier Jahren, welcher vergebens seine Mutter aufzuwecken suchte. Denkt euch, Margarita's Erstaunen, als der Priester mit zwei Kindern in den Armen zurückkam.

„Alle Heiligen mögen uns schützen! Was habt Ihr gethan, Sennor? Wir haben kaum genug zum Leben und Ihr bringt zwei Kinder. Ich werde von Thüre zu Thüre für diese Sittlosigkeit betteln müssen. Um aller Gnade willen, wer sind diese Kinder? Am Ende gehören sie gar diesem Banditen, Zigeuner, Mörder! Sie sind gewiß noch nicht einmal getauft.“ Jetzt fing das Kind zu weinen an. „Ich bitte Euch, Sennor Eligio, wie wollt Ihr das Kind nähren? Ihr wißt wohl, daß Ihr keine Amme bezahlen könnt? Ach, wir müssen's mit dem Böffel versuchen, und das wird gute Nächte geben! Es kann nicht über sechs Monate alt sein. Das arme Geschöpf,“ fügte sie hinzu, als ihr der Herr das Kind auf den Arm legte. „Glücklicherweise habe ich noch etwas Milch im Hause;“ und ihren Merger ganz vergessend, stellte sie sogleich Milch ans Feuer und setzte sich daneben, um das von dem Nachthau schier erfrorene Kind zu wärmen. Ihr Herr beobachtete sie stillschweigend, und da er sie endlich die kleinen Wangen küssen sah, wandte er sich lächelnd weg.

Als nun das Kleine in sanften Schlaf gewieget war, und Margarita aus dem Mantel ihres Herrn und einigen von ihren Kleidern ein Bett für den älteren Knaben bereitet hatte, erzählte ihr der gute Mann, wie die Kinder seiner Fürsorge anvertraut worden, und daß er, wenn auch nicht in Worten, das Versprechen gegeben, sie zu beschützen.

„Das ist Alles christlich, schön und gut,“ sagte Margarita. „Nur möchte ich wissen, wie wir Alle leben sollen?“ Der Priester langte seine Bibel vom Brett, öffnete sie und las laut: „Wer dieser Geringsten Einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket, in eines Jüngers Namen; wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.“

„Amen!“ sagte Margarita.

Nun, lieber Leser, müssen wir Zeit übergehen; der Raum gestattet uns nicht zu erzählen, wie es im ärmlichen Pfarrhause herging; nur sei es hier gesagt: Dieser Priester war einer von Jenen, wie sie der liebe Gott gerne alle hätte.

Zwölf Jahre sind verflossen, seit er mit den Kindern ins Haus trat; er war nun schon über siebenzig Jahre alt, und

wir finden ihn im Sonnenschein vor seiner Thür sitzend. Neben ihm lag ein Knabe von etwa zwölf Jahren aus der Bibel vor, und schaute bisweilen nach einem jungen, hübschen Mann hinüber, der im nahen Garten beschäftigt war. Die alte Margarita, die unterdessen blind geworden war, lauschte den Worten des Knaben. Plötzlich hörte man das Geräusch von Rädern, und der Knabe rief: „Ach, welch ein hübscher Wagen!“ Ein schöner Wagen kam rasch näher und hielt vor der Thüre. Ein reichgekleideter Diener stieg ab, und bat um einen Becher Wassers für seinen Herrn.

„Carlos,“ sagte der Geistliche zu dem jüngeren Knaben, „gehe, bring dem Herrn Wasser und gieß' etwas Wein hinein, wenn es ihm angenehm sein sollte. Geh' rasch!“ In diesem Augenblicke öffnete sich die Wagenthür, und ein Herr von etwa fünfzig Jahren erschien.

„Sind das Eure Neffen?“ fragte er den Priester.

„Sie sind mehr als das, Sennor; es sind die Kinder, die mir Gott geschenkt hat — meine Adoptivkinder.“

„Wie das?“

„Ich will es Euch sagen, Sennor; denn ich bin alt und weiß nur wenig von der Welt, deßhalb möchte ich einen Rath hören; ich weiß nicht, was ich mit diesen zwei Kindern thun soll.“ Er erzählte die Geschichte, die wir soeben vernommen haben. „Und nun,“ schloß er, „was rathet Ihr mir zu thun, Sennor?“

„Ihr müßt Euch an einen Edlen des Hofes wenden, der Euch eine Pension von viertausend Dukaten bezahlt.“

„Ich hat Euch um Rath, Sennor, nicht um Spott.“

„Und dann muß diese Kirche neu gebaut werden. Wir werden sie ‚die Kirche zum Becher kalten Wassers‘ nennen. Hier ist schon der Plan. Seht, das wird die Wohnung des Pfarrers; und hier, durch den Zaun getrennt —“

„Was soll das? Was wollt Ihr damit? Wahrhaftig, ich erinnere mich Eurer Stimme und Eures Gesichtes —“

„Ich bin Don Jose della Ribeira; vor zwölf Jahren war ich der Bandit Jose. Ich entsprang damals aus dem Gefängniß: Gott lenkt Herzen wie Wasserbäche, die Revolution ändert viel — ich bin ein reicher Mann — o meine Kinder —“

Er schloß sie in seine Arme. Und nachdem er sie hundert Mal mit Thränen, Lächeln und abgebrochenen Ausrufen umarmt, und Alle endlich ihre Fassung wieder gewonnen, nahm er die Hand des Geistlichen und sagte: „Nun, Vater, wollt Ihr nicht ‚die Kirche zum Becher kalten Wassers‘ annehmen?“

Der alte Mann wandte sich tiefgerührt zu Margarita und sagte: „Wer dieser Geringsten Einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket, in eines Jüngers Namen; wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.“

„Amen!“ antwortete die blinde alte Frau mit tiefer Rührung und bewegter Stimme.

Kurze Zeit später waren Don Jose della Ribeira und seine beiden Söhne Zeugen der Einweihung der Kirche von San-Pietro-del-Bafo-di-Agna-Fria, eine der hübschesten Kirche in der Nähe von Sevilla.

Und nun, geneigter Leser, schließen wir die Erzählung. Wir könnten dir wohl noch nähere Auskunft geben über den Hauptcharakter derselben, aber es würde nur Raum aufnehmen, ohne die Geschichte anziehender zu machen. Hast du gelernt, Gottes Hand zu erkennen? Hast du gelernt, was es heißt: „Gutes thun und nicht müde werden“? Merkst du, daß der Herr im Ernst ist, wenn er sagt: „Was ihr dem Geringsten thut, das habt ihr mir gethan“? Dann gehe hin und befolge deines Herrn Wort.



## Aus dem Leben des Eisbären.

(Schluß.)

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die meisten Eisbären keinen Winterschlaf halten. Ein geringerer oder größerer Kältegrad ist ihnen gleichgültig, es handelt sich für sie im Winter blos darum, ob das Wasser dort, wo sie sich befinden, offen bleibt oder nicht. Einige Beobachter

gleiten sie ihre Alte auf ihre Züge. Sie werden von ihr auf das sorgfältigste und zärtlichste gepflegt, genährt und geschützt. Die Mutter theilt auch dann noch, wenn sie schon halb oder fast ganz erwachsen sind, alle Gefahren mit ihnen und wird dem Menschen, so lange sie Junge bei sich hat doppelt furchtbar. Schon in der ersten Zeit der Jugend lehrt sie ihnen das Ge-



sagen, daß die alten Männchen und jüngere Weibchen niemals Winterschlaf halten, sondern beständig umherstreifen. So viel ist gewiß, daß die Eskimos den ganzen Winter hindurch auf Eisbären jagen. Allerdings leben die Thiere während des Winters nur in der See, meistens auf dem Treibeis, wo sie stets hinlängliche Löcher finden, um jeder Zeit in die Tiefe hinabtauchen und Robben und Fische nachstellen zu können.

Nach der Aussage der nördlichen Völkerschaften sind die jungen Eisbären, gleich nach ihrer Geburt, nicht einmal so groß als Kaninchen. Dieselben erreichen aber bald die Größe kleiner Fudel. Weit eher als die Kinder des Landbären be-

werbe betreiben, nemlich Schwämmen und Fischen nachzustellen. Die kleinen niedlichen Gesellen begreifen das eine wie das andere bald, machen sich die Sache aber so bequem als möglich und ruhen zuweilen auch noch dann, wenn sie ziemlich groß geworden sind, bei Ermattung behaglich auf dem Rücken ihrer Mutter aus.

„Eine Bärin,“ erzählt S—, „welche zwei Junge bei sich hatte, wurde von einigen bewaffneten Matrosen auf einem Eisfeld verfolgt. Anfangs schien sie die Jungen dadurch zu größerer Eile anzureizen, daß sie voran lief und sich immer umsah, und auch durch eigenthümliche Geberden und einen



besonderen ängstlichen Ton der Stimme die Gefahr ihnen mitzutheilen suchte; als sie aber sah, daß ihre Verfolger ihr zu nah kamen, mühte sie sich jene vorwärts zu treiben, zu schieben und zu stoßen und entkam auch wirklich glücklich mit ihnen."

Eine andere Bärin, welche von „Kanes“ Leuten und ihren Hunden aufgefunden wurde, schob ihr Junges immer etwas weiter, indem sie es mit dem Kopf zwischen Hals und Brust klemmte oder von oben mit den Zähnen packte und fortschleppte. Abwechselnd hiemit trieb sie die sie verfolgende Hunde zurück. Als sie endlich doch erlegt worden war trat das Junge auf ihre Leiche und kämpfte gegen die Hunde, bis es, durch einen Schuß in den Kopf getroffen, von seinem Standpunkt herabsiel und nach kurzem Todeskampf verendete.

Als das Schiff „C—" im Eise stecken blieb, zeigten sich einstmals drei Eisbären ganz in seiner Nähe, jedenfalls angelockt durch den Geruch des Walrusfleisches, welches die Matrosen gerade auf dem Eise ausbrateten. Es war eine Bärin mit ihren zwei Jungen, welche ihr an Größe fast gleich kamen. Sie stürzten sich auf das Feuer zu, zogen ein tüchtiges Stück Fleisch heraus und verschlangen es. Die Schiffsmannschaft warf ihnen nun Stücke Fleisch hin; die Mutter nahm dieselben und trug sie ihren Jungen zu, sich selbst kaum bedankend. Als sie eben das letzte Fleischstück weg holte, schoßen die Matrosen beide Jungen nieder und verwundeten gleichzeitig auch die Mutter, jedoch nicht tödtlich. Sie konnte sich kaum noch fortbewegen, kroch aber dennoch sogleich nach ihren Jungen hin, legte ihnen neue und wieder neue Fleischstücke vor, und als sie sah, daß sie nicht zulangten, streckte sie erst ihre Tage nach dem einen, dann nach dem andern aus, suchte sie empor zu richten und erhob, als sie bemerkte, daß alle ihre Mühe vergeblich war, ein klägliches Geheul. Hierauf ging sie eine Strecke fort, sah sich nach ihren Kindern um und heulte noch lauter als früher. Da ihr nun die Jungen noch nicht folgten, kehrte sie um, beschnupperte und betrachtete sie wieder und heulte von neuem. So ging und kam sie mehrere Male und wandte alle mütterliche Zärtlichkeit auf, um die Jhrigen an sich zu locken. Endlich bemerkte sie, daß ihre Jungen todt und kalt waren; da wandte sie ihren Kopf nach dem Schiffe und brummte voll Wuth und Verzweiflung. Die Matrosen antworteten mit Flintenschüssen. Sie sank zu ihren Jungen nieder und starb, indem sie ihre Wunden leckte.

Die Jagd der Eisbären wird mit Leidenschaft betrieben. Die Jäger bauen sich besondere Hohlhütten, in denen sie den Bären auslauern oder bedienen sich folgender List: Sie biegen ein vier Zoll breites und zwei Fuß langes Stück Fischbein kreisförmig zusammen, umwickeln es mit Seehundsfett und lassen dieses gefrieren, necken ihn durch einen Pfeilschuß, werfen ihm Fettklumpen hin und flüchten. Der Bär beriecht den Ball, findet, daß er verzehrt werden kann, verschluckt ihn und holt sich damit den Tod; denn in dem warmen Magen thaut das Fett auf, das Fischbein schnell auseinander und zerreißt ihm die Eingeweide. Daß derartige Ballen von Eisbären wirklich gefressen werden, unterliegt kaum einem Zweifel. Kane erzählt, daß die Thiere in seinen Vorrathshäusern alles Denkbare fraßen, außer dem dort befindlichen Fleisch und Brod auch Kaffee, Segel und die amerikanische Flagge, daß sie überhaupt nur die ganz eisernen Fässer nicht berührten.

Gestellte Fallen weiß der Eisbär mit Klugheit und Geschick zu vermeiden. Der Capitän eines Wallfischfängers, welcher sich gern einen Bären verschaffen wollte, ohne die Haut desselben zu verlegen, machte den Versuch ihn in einer Schlinge zu fangen, welche er mit Schnee bedeckte und mittelst eines Stückes Wallfisch Speck geködert hatte. Ein Bär wurde durch den Geruch des angebratenen Speckes bald herangezogen, sah die Lockspeise, ging hinzu und faßte sie mit dem Maule, bemerkte aber, daß sein Fuß in die ihm gelegte Schlinge gerathen war. Deshalb warf er das Fleisch wieder ruhig hin, streifte mit dem andern Fuß bedächtig die Schlinge ab und ging langsam mit seiner Beute davon. Sobald er das erste Stückchen in Ruhe verzehrt hatte, kam er wieder. Man hatte inzwischen die Schlinge durch ein anderes Stück Wallfischfett geködert; der Bär aber war vorsichtig geworden, schob den bedenklichen Strick bedächtig bei Seite und schleppte den Körper zum zweiten Male fort. Jetzt legte man die Schlinge tiefer und die Lockspeise in eine Höhlung ganz innerhalb der Schlinge. Der Bär ging wieder hin, berodh erst den Platz rings umher, kratzte den Schnee mit seinen Tazen weg, schob den Strick zum dritten Male auf die Seite und bemächtigte sich nochmals der dargebotenen Mahheit, ohne sich in Verlegenheit zu setzen.

Auch junge Eisbären zeigen ähnliche Ueberlegung und versuchen es auf alle mögliche Weise sich aus den Banden zu befreien, mit denen der Mensch sie umstrickt. Im Juni 1812 kam eine Bärin mit zwei Jungen in die Nähe eines Wallfischfängerschiffes und wurde erlegt. Die Jungen machten keinen Versuch zu entfliehen und konnten ohne besondere Mühe lebendig gefangen werden. Sie fühlten sich anfangs offenbar sehr unglücklich, schienen aber nach und nach doch mit ihrem Schicksal sich auszuföhnen und wurden bald einigermaßen zahm. Deshalb konnte man ihnen zuweilen gestatten auf dem Berdeck umher zu gehen. Wenige Tage nach ihrer Gefangennahme fesselte man den einen mit einem Stricke, den man ihm um den Hals gelegt hatte, und warf ihn dann über Bord, um ihm ein Bad im Meere zu gönnen. Das Thier schwamm augenblicklich nach einer nahen Eischolle, kletterte an ihr hinauf und wollte entfliehen. Da bemerkte es, daß es von dem Stricke zurückgehalten wurde und versuchte sofort sich von der lästigen Bande zu befreien. Nahe am Rande des Eises fand sich eine lange aber nur schmale und kaum drei Fuß tiefe Spalte. Zu ihr ging der Bär, und indem er über die Deffnung hinausschritt, fiel ein Theil des Strickes in die Spalte hinein. Darauf stellte er sich quer hinüber, hing sich an seinen Hinterfüßen, welche er zu beiden Seiten auf den Rand der Spalte legte, auf, senkte seinen Kopf und den größten Theil des Körpers in die Schlucht und suchte dann mit beiden Vorderpfoten den Strick über den Kopf zu ziehen. Er bemerkte, daß es ihm auf diese Weise nicht gelänge frei zu werden und sann deshalb auf ein anderes Mittel. Plötzlich begann er mit größter Festigkeit zu laufen, jedenfalls in der Absicht, das Seil zu durchreißen. Dies versuchte er zu wiederholten Malen, indem er jedesmal einige Schritte zurückging und einen neuen Anlauf nahm. Leider glückte ihm auch dieser Befreiungsversuch nicht, und darauf legte er sich verdrrießlich brummend aufs Eis nieder.

D.

# Die heidnische Mythologie in ihren religiösen Grundzügen betrachtet.

Von C. A. Paeth.

## III.

Das christliche Bewußtsein ist leicht geneigt, den ganzen Complex dieser Wissenschaft, als veraltete „heidnische“ Fabeln, ohne weiteres zur Seite zu schieben, nicht bedenkend, daß es dadurch das ganze Geistesringen strebsamer Vorfahren verkennt und damit zugleich auch dem „Kindesalter“ der Menschheit grobentheils, obgleich unbewußt, seine hohe Bedeutung abspricht. Wenn wir sagen: „dem Kindesalter“, so wollen wir dadurch allerdings nicht angedeutet haben, als erkühnten wir uns durch unsere Verfahrungsweise einen Weg gefunden zu haben, auf welchem man so ohnehin oder geradezu bis zu den ersten geistigen Vorstellungen des Menschengeschlechts vordringen könne, sondern im Gegentheil betonen wir nach der Analogie der Anfänge und Entwicklung des eigenen Seins, daß für uns dieselben von wissenschaftlicher Seite für immer im Heiligthum des Unzugänglichen verborgen bleiben.

Wie eine Mythologie entstanden, scheint sachgemäß die erste Frage zu sein, die unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Die Ansichten der Philosophen, Geistesforscher und Historiker haben bis heute an dieser Frage eine vielseitige Divergenz gezeigt, die wir hier jedoch keiner eingehenden Kritik unterziehen wollen, sondern einfach versuchen, für uns einen Standpunkt zu begründen, von welchem nach unserm Dastirhalten, wir hoffen die Frage beantworten zu können, wie eine unbefangene Forschung es vorurtheilsfrei zu thun hat. Dieser Standpunkt ist der christlich philosophische.

Es dürfte angemessen sein, hier auf psychologischem Wege einiger Fundamentalsätze über Idee, Begriff und Vorstellung überhaupt Erwähnung zu thun, indem wir hier in unserer Wissenschaft es so zu sagen schon mit den Begriffen und Vorstellungen „einer höheren Region“ des Geistes zu thun haben, jedoch wir sind genöthigt, uns, soviel als thunlich, an unseren Hauptfragen hieher gehörend, zu halten. Vielleicht finden wir Gelegenheit, in einer eigenen Abhandlung später dem Leser darüber einige Sätze zu unterbreiten.

Wir sagen, es ist geradezu unmöglich, die geistigen Vorstellungen der Menschheit nach ihrer Entstehung auch nur annähernd zu erklären, ja es ist absurd, sie erklären zu wollen, ohne eine richtige Kenntniß von dem Menschengesiste selbst zu haben, oder Bezug auf ihn zu nehmen als den eigentlichen Faktor, dem als solchen hierin doch das Vermögen inhärrt, die Vorstellungen hervorzurufen, sich selbst einem Object gegenüber zu fassen und Ideen und Anschauungen relationsweise und durch Combinationen auf einander zu beziehen. Schon hier, wenn von diesen Gedanken geleitet, drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß der heutige Vulgar-Materialismus nur noch zum alten, rothigen Abfall einer antiquisirten Weltanschauung gehört. Er muß nothwendig durch seine hohl klingenden Offenbarungen des modernen „Stoff- Evangeliums“ bei Beantwortungsversuchen hieher gehörender Fragen zu nur noch größerer Verwirrung führen oder in ein inhaltsleeres Nichts hinauslaufen. Wir haben es zuvörderst nicht mit Materie, sondern mit geistigen Vorstellungen zu thun; diese setzen aber, wie bereits angedeutet, einen

bewußten Geist voraus, von welchem die Actionen des Vorstellens vollzogen werden. Was dem Materialismus der Geist ist, und daß er ihn nur als einen „höchst entwickelten Stoff“ unter der Schädeldecke des nach seinen Hypothesen entwickelten Affenentels sucht, ist zur Genüge bekannt. Es ist nur Ueberflüssiges wiederholt, wollte man durchgängig die Inconsequenzen dieser Schule in dieser Frage nachweisen. Wer ein Denkgesetz sucht, um ihre Hypothese unter dasselbe zu bringen, muß heute noch warten der Dinge, die kommen sollen.

Ein Anrathen, sich unverzüglich in die Schule der Logik zu begeben, dürfte noch jezt dem Materialismus heilsam sein. Nach einem einfachen Fundamentalsatz der Denkkategorien wird er sich leicht überzeugen, daß „Stoff“ zu „Stoff“ nicht „Geist“ ergibt! Aber vollends in ein Labyrinth werden wir gebracht, wenn dieser Stoff nach der Annahme solcher Gelehrten nicht nur zum Selbstbewußtsein sich vergeistigt, sondern wenn sogar Ideen, die nur der Sphäre des Ueberfinnlichen angehören, als: Gott, Ewigkeit, Fortbauer des Ichs u. s. w. mit diesem entwickelten Stoff vom Morgenroth seiner Bewußtheit, so eng verbunden sich vorfinden, daß sie von demselben untrennbar sind. Und doch soll derselbe Stoff hinwiederum das Urtheil dahin abgeben, daß diese Ideen nur leere Phantasmen und Illusionen sind, denen durchaus keine objektive Geltung und Wahrheit zuzustehen sei, vielmehr sei es eine anerkannte richtige Folgerung, daß der bewußte Stoff wiederum im großen Kampfe „um das Dasein“ zu seiner Urform, d. i. zum Formlosen und Unbewußten zurücksinke. Von diesem Standpunkt freilich ist die Mythologie, wie jede andere Wissenschaft, ein täuschenbes Schattenspiel und bloße Chimäre. Wenn die Taschenspielerie dieser Schule nicht geradezu eine Beleidigung der Vernunft wäre, möchte man versucht fühlen, sie einer nähern Beleuchtung zu würdigen. Das natürliche Sein bloß materieller Organismen behauptet seine Existenz fort, wenn es auch verschiedene Formwechsel und Bildungsänderungen, dem betreffenden Naturgesetz folgend, zu durchlaufen hat. So behauptet der kleinste Atom, wie der große Sonnenball, das zarte Blatt, wie der Granitfels, wenn er auch in Auflösungen untergeht, dennoch sein Sein im großen Haushalt des Universums. Der bewußte Geist macht gleichfalls keine ungereimte Ausnahme von diesem Gesetz, und ob er tausend Stadien im Wechsel seiner Daseinsweise zu durchlaufen hätte, würde er am Ende der letzten dennoch seine Ichheit und sein Sein behaupten! Was immerhin auch die Resultate der Naturwissenschaften sein mögen, wie schön auch die Geologen durch neue Fossilien ihre Nachweisungen stützen, so werden sie doch nie dahin gelangen, um mit ein paar verfeinerten Skeletten oder Fischrippen die christliche Weltanschauung umzustößen. Sie werden sich auch noch heute mit dem Dichter trösten müssen:

„Seinen Schatten überspringen,  
Will dem Rühnsten nicht gelingen.“

Was aber Wahres aus dem Gesamtergebnisse der Naturforschung sich ergibt, bestätigt in unserer Frage nur, was das christliche Bewußtsein im Lichte der Offenbarung schon Jahrtausende als die eine Wahrheit erkennt, und heute darf man mit Lessing sagen: „Daß dieses Wahre nicht neu sei.“



Gehen wir in der Frage des Menschengesistes und seiner Vorstellungen zuvörderst von dem Denkgesetz der Causalität aus.

Die körperliche Welt des Realen, das große Getriebe der Kräfte, die harmonische Gesetzmäßigkeit der Dinge, in deren Zusammenhang wir selbst mit verwoben sind, das Alles, Alles zeigt uns hin auf die lichten Pfade, die zu dem großen, gehe-

men Centrum das Alls führen! Alles weist uns hin zu einer Quelle des Seins und Lebens, ohne welche kein vernünftiger Gedanke möglich, und ein Universum schöner Harmonie und fluthender Kräfte eine widerspruchsvolle oder sinnlose Idee wäre!

(Fortsetzung folgt.)

## Zwei seltene Blumen.

Von C. A. Th.

### 1. Edelweiß.

„Edelweiß!“  
Kauft Edelweiß!“  
hört man auf seinen Alpenreisen schon am Bahnhof zu Rosenheim in Bayern rufen, und dann so weiter an allen Hauptstationen der nach dem Süden zu führenden Bahnen. Frauen und Kinder halten bei diesem Rufe schönengewundene Sträuße aus dieser und anderen Alpenblumen an langen Stäben zum Waggonfenster herein, oder suchen dem aussteigenden Fahrgaste von dem reichlich mit Körben aufgespeicher-ten Vorrathe Andenken für zehn oder zwanzig Kreuzer aufzubringen. Sogar blühende Stöckchen mit Wurzeln in Töpfen werden feil geboten. So sagt Julius Zähler in einer Reisebeschreibung. Das ist nun freilich eine bequeme Art, in den Be-



Edelweiß.

sitz dieser fast überall begehrten und mit Freuden begrüßten Blume zu kommen. Allein so leicht wird es dem, welcher sie selbst pflücken will, in der Regel nicht. Da gibt es manch tausend Fuß zu ersteigen, manchen Bach zu durchwaten oder zu überspringen, manchen Fels zu erklimmen, ehe das heißbegehrte Pflänzchen winkt als wackeren Steigens Preis. Das Edelweiß, sonst von den Gelehrten *Gnaphalium leontopodium* genannt, ist eine Blume, die nur in der reinen Gebirgsluft,

am allerliebsten in den Alpen gedeiht. Stengel, Kelch, Blätter, kurz die ganze Pflanze ist weichbehaart und von silbergrauem Filze überzogen. Sie wird sechs bis acht Zoll hoch, die Blätter sind länglich, weich und abwechselnd am Stengel angewachsen. Den flachen Blüthenknopf umgeben sitzartig die weißfilzigen Deckblätter. An der Spitze der Hülsen stehen Schuppen, welche aussehen, als seien sie verbrannt. Die Pflanze läßt sich leicht trocknen und wird in diesem Zustand zu lange Jahre hindurch dauernden Bouquets oder durch Aufkleben zu allerlei Bilderschmuck verwendet. Während das Edelweiß in den Alpen leider durch die Hohheit seiner Räuber immer mehr verschwindet, in dem die habgierige

Menge nicht genug an der Blume hat, sondern ganze Pflanzen sammt dem Wurzelstock herausreißt, versucht man es jetzt in der sächsischen Schweiz auf den Felsen anzubauen. Herr Cöl, ein Kunstgärtner bei Dresden, hat sich dem königl. Sächsischen Finanzministerium und den Forstbehörden gegenüber erbötet, in der malerischen, jährlich von vielen tausend Fremden besuchten „Sächsischen Schweiz“ nach und nach 2000 Pflanzen auszusäen und anzupflanzen, um die Pflanze in jenen herrli-



den Bergen heimlich zu machen. Und das ist zur Freude der Umwohner geschehen, zum großen Theil auf Plätzen, wo Unberufene nicht hin können. Was von diesen Mutterpflanzstätten an Samen verwehrt wird und dann als Pflanze aufgeht, das mögen die Wanderer gestrost pflücken.

In manchen Privatgärten war das Blümlein schon längst ein willkommener Gast, welcher allerdings mit jedem Jahre seine schöne weiße Farbe mehr verliert und in ein mattes Grün verwandelt.

Das Edelweiß braucht einen aus Felsbröckeln entstandenen, also sand-, lehm-, kalkhaltigen Boden, und ist eine sogenannte dreijährige Pflanze.

Im ersten Jahre sät man sie aus; wenn die Keimlinge gekommen sind, verstopft man sie, d. h. verpflanzt sie in geschützter Lage im freien Lande zollweit von einander entfernt. Zwei Jahre bleiben sie so stehen, gejätet und gelockert; im dritten Jahre erfreuen sie dann den treuen Pfleger mit den Blüten.

Es gibt in der That noch viele andere schöne Bergblumen. In den mittlen Alpen beobachtet man in der unteren Schneeregion immer noch 230 bis 250 Pflanzen mit deutlichen Blüten. Oben am thauenden Schneefeldrande blühen noch Gletscheraretien (selbst bei 12 Grad Celsius Kälte), blaue Soldanellen, Hungerblümchen und duftende Aurikel, sowie herrlichrothes Hauslaub, das wir am St. Gotthard in wahren Mengen fanden. Von den Firninseln der norrischen und rhätischen Alpen bis auf 10,000 Fuß von oben herab gerechnet, findet man zwei Steinbrecharten, ein Hungerblümchen, eine Grasart, das weißblüthige Gletscherhortraut, die Gletscherranunkel, die Alpenwucherblume, die rothbeklumten Nasen des stengellosen Leimtrautes, das fast so aussieht in seinen Polstern, wie kleine Weihnachtsgärtchen, und die dunkelblaue Gentiane. Nun aber wächst die Zahl mit jedem 500 Fuß herab überraschend schnell und sehr bald tritt auch das Edelweiß hinzu. An vielen Orten, wie in Scholastica am Achensee, beim Pfarrer zu Fend, pflanzt man es der Fremden wegen unten an den Wegen an.

## 2. Schneepflanze (Snow plant).

Eine eben so schöne als sonderbare Blume ist die Schneepflanze in den bekannten Sierras. Sie steht allein, und ist die einzige ihrer Spezies; es ist bis jetzt noch keine verwandte Gattung bekannt geworden. Ihre Heimath ist in den Gebirgen.

Es wird behauptet, daß sie niemals niedriger als etwa viertausend Fuß über dem Meerespiegel gefunden wird. Hier trinkt sie das kühle Wasser des schmelzenden Schnees. Zum ersten Mal wurde die Blume von einem Naturforscher eines schönen Morgens in der Gegend von Calaveras Grove und weit „Big Trees“ entdeckt. Hastig stieg er aus seinem Gefährt, das sich langsam den steilen Bergweg emporwand und nahm dieses Kleinod, diese seltene, einzige Blume in Beschlag. Es lag noch bedeutend Schnee in ihrer Umgebung. Sie war buchstäblich eiskalt, sobald sie warm wurde verwandelte sich das reizende Roth erst in eine dunklere Färbung und zuletzt in ein angenehmes Purpur. Die Schneepflanze (*Sarcobates sanguinea*) ist eigentlich eine Art Schmaroger, und wächst auf Baumwurzeln, gewöhnlich auf denen der Tanne. Sie bringt etwa drei bis fünf Zoll unter die Oberfläche der Erde. Die ganze Pflanze ist sehr saftig. Stamm, Blatt und Blume sind, wie oben bemerkt, lieblich dunkelroth, während die Wurzeln ganz hellroth sind. Die gewöhnliche Höhe der Pflanze variiert von zehn zu fünfzehn Zoll; auch gibt es welche, die bedeutend höher werden: Man hat versucht die „Snow Plant“ in gut erhaltenem Zustand nach den größeren Kunstgärten (als wie Vicks in Rochester) zu transportieren in Schnee und Eis; allein sie wird immer welk. So wurde denn ein Künstler an Ort und Stelle gesandt, um diese seltene Erscheinung in der Blumenwelt in einem zierlichen Holzschnitt darzustellen. Mit diesem ersten läßt sich unser Bild (siehe dasselbe) vortheilhaft vergleichen. Seit einigen Jahren hat ein Herr aus San Francisco Pflanzen aus dem Samen gezogen; allein die Blume gedeiht scheint's nur in ihrer Heimath.



Schneepflanze.



## Der gesegnete Flintenschuß.

Eine schwäbische Dorfgeschichte.—Von E. A. Ellwanger.

(Schluß.)

Im Jahre 1805 verehelichte sich Johann Georg mit einer erweckten Person, während Emanuel noch länger im ledigen Stande blieb.

Durch die Nachlässigkeit des betrunkenen Chirurgen hatte er vollends den Daumen verloren. Nur der Mittelfinger blieb ihm, und dieser war mehr rückwärts als vorwärts gekehrt. Wenn er nun seine verstümmelte Hand ansah, so seufzte er zuweilen: „Ach! was für ein elender Mensch bist du doch jetzt—kannst kaum mehr arbeiten.“ Indessen versuchte er doch, der Arbeit manchen Vortheil abzugewinnen. Dies hielt ungemein schwer, da auch der ganze linke Arm um die Hälfte dünner geworden war, als der rechte.

Als jedoch sechs Jahre verstrichen waren, so hatte er alle schwierigen Handgriffe, die bei der Arbeit eines Weingärtners oft vorkommen, vollständig wieder erlernt.

Darnach wagte er es, einer Person, die nicht viel Vermögen besaß, und eben von einem siebenjährigen Dienste bei Spezial Hartmann von Blaubrunnen nach Hause kam, um ihre Hand zu fragen. Ihre Freunde sagten, sie sei fast einen Mann mit nur einer Hand nehmen zu wollen. Allein, sie entschloß sich dennoch, und die Zukunft lehrte, daß die Besorgnisse der Freunde sehr thöricht waren.

Wir kommen nun auf den ferneren Lebensgang des Johann Georg zu sprechen. Dieser legte es seit seiner Befreiung ernstlich darauf an, dem Herrn mit aller Treue zu dienen und ihm andere Seelen zuzuführen. Durch die eindringlichen Predigten und Kinderlehren des Vikars Ruoff wurden damals Viele erweckt. Johann Georg sammelte sich ein Häuflein von erweckten Jünglingen, mit denen er in seinem Hause regelmäßig Erbauungsversammlungen hielt. Man schätzte an ihm besonders die Gabe des Gebets. Wenn er bei einer häuslichen Arbeit saß, so hatte er nicht selten rechts und links ein Buch neben sich, las und arbeitete. Trug er ja einmal aus der Auction eines benachbarten Pfarrers einen ganzen Saß voll Bücher nach Hause. Noch jetzt kann man manches gute Wort der Lehre und Ermahnung in seinem Geburtsort von ihm hören. J. B. Wenn ein Gefäß voll ist, so kann man nichts mehr hinein thun und wenn es vom Allerbesten wäre. So ist es, pflegte er zu sagen, mit unseren Herzen. Wenn sie mit der Weltlust angefüllt sind, so findet die Liebe Jesu keinen Raum mehr, so köstlich sie ist.

Für irdischen Gewinn hatte Johann Georg keinen Sinn. Ob er etwas mehr oder weniger sammelte, das war ihm gleichgültig, er erinnerte an das Verslein von Tersteegen:

„Wer will, der trag sich todt;  
Wir leben abgeschieden,  
Mit Wenigem zufrieden,  
Wir brauchen's nur zur Noth.“

Bei der Erziehung von zwölf Kindern, deren mehrere früh starben, fehlte es nicht an Gelegenheiten, seinen lebendigen Glauben auch durch Geduld zu beweisen. Er lebte bis an sein Ende im Worte und Werke des Herrn und vollendete seinen Lauf schon am 8. August 1815. Er suchte seinen Theil am Unsichtbaren und Himmlischen, dessen er sich nun auch ewig freut.

Sein Freund Emanuel lebte 24 Jahre länger, als er. An allerlei Proben des Glaubens fehlte es diesem auch keineswegs, zumal bei der Ernährung und Erziehung von dreizehn Kindern. Fast noch schwerere Sorgen bereiteten ihm seine zeitlichen Verhältnisse. So viel er arbeitete, und so sparsam er lebte, gerieth er doch zusehends in Schulden. Und da er während der Fehljahre von 1812—1822 wenig Erlös aus seinen Weinbergen hatte, kam er so weit zurück, daß er das Neueste befürchtete und den Heiland bat, er möchte ihn lieber sterben als verderben lassen. Hunderte von Gulden küßte er auch durch Bürgschaft ein.

Indessen gerieth von seinen Mitbürgern einer nach dem andern in die gefürchtete Klemme, und so oft es an einen kam, so war es ihm bange, er würde der Nächste in der Reihe sein. Das war eine Zeit der Angst und mannigfacher Entbehrung. Endlich kam der gesegnete Herbst von 1822, wo er durch eine besondere Fügung Gottes an einem Tag von seinen Sorgen erlöst wurde. Von da an hatte er wieder frischen Muth. Wenn er des Abends heim kam, so war es seine Lust in dem großen Sessel hinter dem Ofen auf seiner lieben Zither ein Loblied nach dem andern anzustimmen. Er kam oft vor Freuden gleichsam außer sich. An dem Abend jenes denkwürdigen Tages hat er dies treffliche Lied angestimmt:

Der Mensch gedenket oft,  
Wie kann doch unverhofft,  
Das Glück so günstig sein,  
Ja, Vielen insgemein,  
Da man oft leben muß  
In Kummer und Verdruß.  
Darum, o Mensch, gedenke doch:  
Der alte Gott lebt noch.

Leg deine Sorgen hin,  
Schlag selbe aus dem Sinn,  
Denn Gott allein ist Herr;  
Drum Sorge nimmermehr,  
Betracht' den frommen Job,  
Den Patriarch Jakob,  
Betracht den Joseph doch,  
Der alte Gott lebt noch.“

Emanuel erfuhr auch manche Lebens-Bewahrungen und erkannte darin jedesmal die Hand der gütigen Vorsehung. Einmal stürzte er bei seiner Arbeit einen jähen Bergabhang hinab, so daß er auf einer Sänfte, wie todt, heimgetragen wurde, und dennoch erholte er sich wieder. Mittlerweile stand er seinem Vater durch seinen treuen Dienst, beides daheim und in der Fremde, kräftig zur Seite, so daß er ihm in seinen zeitlichen Affairen eine kräftige Stütze ward.

Als Emanuel schon sechzig Jahre alt war, schnitt er eines Tages Weiden an einem stark angelaufenen Fluß und stürzte unversehens ins Wasser hinab. Da fiel ihm ein, daß er in seiner Jugend schwimmen konnte. So alt er war, ruberte er sich doch wieder heraus und kam mit einer Erfrischung davon. Ein andermal brach er, in Folge eines heftigen Schläges an sein Kinn, den unteren Kiefer, so daß er lange Zeit nur mit Mühe essen konnte, dennoch wurde er wieder hergestellt. Ueber diesen und ähnlichen Bewahrungen konnte er dem lieben Gott nicht genug danken. Er freute sich aber desto mehr auf die Ruhezzeit. So schwach sein Körper durch die vielfachen Leiden

geworden war, so thätig und munter war er im Geiste, und wenn er eine gute Predigt oder ein schönes Lied hörte, war er gleichsam wieder jung. Sein letztes Leiden war ein äußerst beschwerliches. Oft wunderten sich auswärtige Brüder, die ihn besuchten, über den festen, getrosteten Glauben, mit dem der Kranke selbst die Gesunden tröstete und stärkte. In einer schweren Anfechtungszeit, da ihn der Glaube verlassen wollte, wurde er durch einen Traum, in welchem er die Stadt Gottes mit den goldenen Gassen herabfahren sah, aufs Neue gestärkt. Am Tage vor seinem Tode sang er noch mit heller Stimme:

„Wann mir die Zung am Gaumen kleebe,  
Daß ich als krank nicht sprechen kann,  
So stimm dein Geist, der mich belebe,  
Mein Gott, mir dies im Herzen an:  
Dir sei die Kraft und Herrlichkeit,  
So geh ich singend aus der Zeit.“

Er verschied den 26. Januar 1839 sanft und fröhlich im Herrn. Es sind über 88 Jahre verflossen seit jenem merkwürdigen Flintenschuß, aber die Geschichte ist in Groß-Heppach noch immer in gutem Gedächtnisse, und die gesegneten Wirkungen dauern noch heute fort, denn der dritte Sohn hat seines Vaters Stelle eingenommen und bis kürzlich die oben erwähnten Versammlungen geleitet.

Und nun, geliebter Leser! Wie deutlich lehrt uns doch diese einfache Dorfgeschichte, die ich dir, als alter Pilger, kindlich und in der Furcht Gottes erzählt habe, wie der Allmächtige durch seine gütige Hand in das Leben und bunte Gewirr der

menschlichen Schicksale wunderbar eingreift und die oft anscheinend geringfügigsten Ereignisse umdenkt und uns zum besten, ja zur ewigen Seligkeit dienen läßt.

Ja mehr: Wer weiß es, ob die beiden damals schiefhalsigen Jünglinge je auf den Weg des Lebens getreten wären, falls dieser komische Zwischenfall sich nicht ereignet hätte? Schaut der Erzähler zurück, so muß er im Hinblick auf die allseitige gesegneten Wirkungen mit thränendem Auge und bebenden Lippen voll Bewunderung ausrufen: Ja, gesegneter Flintenschuß! Schaut er aber über die Grenzen der Zeit, so hat es der fröhliche Sänger getroffen:

„Und ein Genuß von Freuden  
Sind noch dem Geist bereit;  
Gott wird ihn selbst einkleiden  
In Licht, in Herrlichkeit.“

Wird dieses Haus zerbrochen;  
Ein Bau, von Gott erbaut,  
(Wir wissen's,) ist versprochen  
Dem Geist, der höher schaut.

D sel'ges Ueberkleiden,  
Wonach der Geist sich sehnt!  
Gott schafft aus Leiden Freuden,  
Wenns Aug' hier ausgethrant.

Und in der Mutter Erde,  
In die der Leib versenkt,  
Wird ihm durchs Wort: Es werde!  
Ein neuer Leib geschenkt.“

## Aus Texas.

Von Daniel Kreh.



### II.

Ein voriger Artikel schloß mit dem Versprechen, den werthen Lesern des Magazins zu erzählen, wie die Vieheigentümer in Texas ihre Herden Andern gegenüber unterscheiden können, wie sie dieselben zusammenbringen etc. In Canada hat der Farmer für sein Vieh eingezäunte Weidefelder, wo er dasselbe allezeit finden und heineinander behalten kann. Hier aber läuft der größte Theil bei Tausenden im bunten Durcheinander auf den weiten, wilden Prairies. Wäre keine Einrichtung getroffen, wodurch Jeder sein Eigenthum von Fremdem unterscheiden kann, so wüßte Keiner, was und wie viel er hat. Diese Einrichtung ist das sogenannte „Brennen.“ Man läßt etwa ein zwei Fuß langes Eisen schmieden, welches an einem Ende einen handle, ähnlich wie der eines gewöhnlichen „Bohrers“, hat. Am andern Ende ist ein Zeichen, gewöhnlich aus einem Buchstaben des Alphabets, oft aber auch aus einer andern eigenthümlichen Figur bestehend, angeschmiedet. Dieses wird glühend heiß gemacht und an einen Körpertheil des zu brennenden Thieres gedrückt, welches dann selbstverständlich ein unausstügbares, unveränderliches und, weil der Buchstabe oder die Figur am Eisen wenigstens so groß ist als die eines Mannes Hand, auch von weitem sichtbares Zeichen zurück läßt—eine Procebur, welche, da ich sie nie zuvor gesehen hatte, mir nicht allein auffallend neu, sondern auch aufs Höchste unarmherzig und thierquälerisch vorkam, und mich an das Bibelwort: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes,“ schmerzlich erinnerte. Man sagt, die Thiere machen sich Wenig daraus, und die Wunde sei mei-

stens in kurzer Zeit wieder geheilt, es sei denn, die Würmer, welche im Süden leicht in die geringste Wunde der Thiere gerathen, sich tief ins Fleisch einspreizen und große Qual verursachen, kommen an die gebrannte Stelle. In letzterem Fall muß man gleich mit carbolic acid oder anderen starken Medicamenten zu Hülfe kommen, widrigenfalls die armen Opfer jämmerlich zugerichtet werden und oft auch verenden.

Jeder Farmer hat seinen eigenen „Brand,“ und dieser ist in einem von jeder County-Registiroffice ausschließlich für diesen Zweck gehaltenen Buch gesetzlich eingetragen. Dieser „Brand“ darf in demselben County von keinem Zweiten gebraucht werden, und kein Brand ist gültig, er sei denn registirt; mithin kann Jemand ein Thier nur dann sein Eigenthum nennen, wenn er es mit seinem „Brand“ versehen und denselben auf genannte Weise hat registriren lassen. Das „Brennen“ muß möglichst frühe, sobald das Vieh nur laufen kann, geschehen. Wer es aufschiebt ist in Gefahr, das Seine zu verlieren; theils dadurch, daß es sich so weit verläuft, daß es schwer zu finden ist und, wenn es gefunden würde, dem Eigenthümer meistens so aus den Augen gewachsen ist, daß er es nicht mehr erkennen kann; theils auch wegen der Viehdiebe, die immer auf der Lauer sind, wo sie Etwas ergaßen können. Letztere benennt man hierlandes „die Mavericks.“ Sie lassen sich einen eigenen „Brand“ registriren, wozu Jeder das Recht hat, und mit diesem streifen sie heimlich unter den Viehheerden umher, und sobald sie ein Ungebranntes erspähen, drücken sie demselben ihr Siegel auf. Ist dieses mal geschehen, so kann ihnen dasselbe nicht mehr genommen werden.



Auf diese Weise ist schon Mancher Besitzer großer Heerden geworden, ohne je Eins gekauft oder die Ersten gezogen zu haben. Wer es aber weiß und all sein Vieh in guter Zeit „brennt“, der ist vor diesem Unglück gesichert. Will ich dann z. B. ein Pferd kaufen, so muß ich beim Abschluß des Kauf-Contraktes mir eine Bill of Sale geben lassen, welche bescheinigt, daß ich jetzt der rechtmäßige Besitzer bin, und der Erste keinen Rechtsanspruch mehr darauf hat. Sollte mir das Gekaufte gestohlen werden oder verloren gehen, so kann ich es, wenn ich es finden sollte, irgendwo mit Beschlag belegen. Früher, als Texas noch sehr wild war, war der Viehbiebstahl eine rechte Plage, besonders in den nur sehr wenig bewohnten Counties und an der mexikanischen Grenze. Die Mexikaner machten ein gar einträgliches Geschäft daraus, daß sie an unbewachten Stellen des Rio Grande entlang herüber kamen, ganze Heerden an flachen Stellen desselben hinüber trieben und verkauften. Auch die Indianer versahen sich auf diese Weise mit Proviant. Jetzt ist ihnen aber durch die strengeren Gesetze und die Wachsamkeit der Soldaten ihr Spiel verborben, oder doch sehr erschwert. Der Viehbiebstahl scheint in diesem Lande vor Jahren eine wahre Sucht gewesen zu sein, die jetzt noch nicht ganz ausgestorben ist. Letzten Sommer hatten etliche berühmte Pferdebesitzer in einem Hause von üblem Rufe nicht weit von unserer Wohnung in dieser Stadt Quartier genommen. Um etwa elf Uhr des Nachts wurden wir durch das Knallen mehrerer Revolverschüsse aus dem Schlafe geschreckt. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß der Deputy-Sheriff mit noch etlichen Polizisten das Versteck der „Kerle“ entdeckten, und in jener Nacht, als Alles stille geworden war, das Haus umringten und hinein drangen. Die Diebe stellten sich zur Wehre und der Sheriff wurde von drei Kugeln durchbohrt, blutend hinweg getragen. Er ist jedoch mit dem Leben davon gekommen. Die Kaufbolde entkamen in der Dunkelheit bis auf einen; sie wurden aber später alle eingefangen und büßen jetzt für ihr Verbrechen. Mehrere Jahre Zuchthausstrafe ist gewöhnlich der Lohn für Diebstahl und sonstige derartige Verbrechen. Für Mörder und noch eine andere Klasse großer Sünder bleibt meistens nichts Anderes übrig, als den Galgen zu besteigen. Böse Menschen scheinen auch immer mehr einzusehen zu lernen, daß man eben auch in Texas nicht thun darf, was man will und dabei ungestraft bleibt; denn gegen frühere Zeit kommen solche Fälle nicht mehr so zahlreich vor. Offenlich wird es auch immer noch besser werden in dieser Richtung. Um aber wieder auf meinen Gegenstand zurück zu kommen, will ich nur noch sagen, daß seit meinem Hiersein die Worte Pauli: „Durch die, so in Gleisnerer Lügenredner sind, und Brandmaale in ihrem Gewissen haben“ (1. Tim. 4, 3.), mir oft recht lebendig in den Sinn kommen, wenn ich an den vielen Thieren die gebrannten Zeichen sehe. Wie viele Menschen gibt es heute noch überall, denen die Sünde ihr Siegel ins Gewissen und Herz gedrückt hat. Obwohl Menschengenossen weder in das eine noch in das andere blicken können, so kann man es ihnen doch im Angesicht und an ihren Werken ansehen, daß sie von Denen sind, die Brandmaale in ihren Gewissen tragen.

Nur Die, welche reine Herzen und reine Gewissen haben, werden Gott schauen dürfen; folglich kann man es nicht mit diesen „Brandmaalen“ in sich. Wie kann man sie aber los werden? Gibt es ein Mittel, welches sich erfolgreich erweisen könnte? Ich weiß eins, aber auch nur eins. Es ist das Blut Jesu Christi, welches rein macht von aller Sünde. 1. Joh. 1, 7. Bitte den Herrn Jesum, daß er dich jetzt rein waschen möge!

Die Weisen, wie die Viehzüchter ihre Heerden auffinden und

zusammen bringen, wenn sie schlachten oder verkaufen wollen, ist oft mit großer Mühe verbunden. Jeder ist aber für diese Arbeit gut vorgesehen und weiß sich zu helfen. Bekanntlich sind die Texaner und Mexikaner wunderbar geschickt im Reiten zu Pferd. Da ich später einen besonderen Artikel über dieses zu schreiben gedenke, so will ich jetzt nicht weiter davon reden. Will Jemand sein Vieh auffuchen, so thut er dicke Leberne für diesen Zweck gemachte Hosen und große Stiefel an, schwingt sich auf das beste Reitpferd, welches er besitzt, und jagt im vollen Gang über Berg und Thal, oft durch dicke, stachelige Dorngebüsche (deren es hier so viele gibt) bis er sein Vieh gefunden, dann treibt er es so vor sich her, wo er's hin haben will. Gewöhnlich gehen Zwei oder Mehrere zusammen, wodurch die Aufgabe bedeutend erleichtert wird. Wer einen wildaussehenden Menschen sehen will, der darf nur hier her kommen und einen regelmäßigen texanischen Viehtreiber betrachten. Man bekommt beinahe Bange vor ihnen. Manche kommen Monate lang nicht nach Haus. Sonntag und Werktag sind sie draußen, weil, wie sie sagen, ihre Heerden ihnen wieder auseinander laufen, wenn sie denselben nicht beständig auf der Spur sind. Daß es da oft Wettreiten gibt, kann man sich denken, besonders wenn sie es mit den wilden Pferden, die durch langes Getrenntsein von menschlicher Gesellschaft schon geworden sind, oder mit einem vollblut Texasstier zu thun haben. Letztere sollen sich sogar in der Noth mit ihren gewaltigen Hörnern zur Gegenwehr setzen, in welchem Fall den Verfolgern nichts Anderes übrig bleibt, als dem wüthenden Thier durch eine Kugel den Garaus zu machen. Von den ganz wilden „Texasponies“, welche Niemand eignet, und von denen ich im Norden so viel erzählen hörte, habe ich noch keine gesehen. In den ganz unbewohnten Gegenden gibt es aber solche; auch wildes Kindevieh, Wildschweine, sogar reißende Thiere, als Tiger, Panther, Wildkaten, Bären u. Cines Samstags kehrte ich in einem „Settlement“ bei einem Deutschen ein, der eine Viertelsneise und einen Tanzsaal hat, wo ich den nächsten Tag predigen wollte, weil ich sonst keine Gelegenheit bekommen konnte. Am Sonntag regnete es aber, und die Leute kamen nicht. Nur einige dieser Viehtreiber waren anwesend, was mir Gelegenheit gab, mit ihrer Arbeit bekannt zu werden, aber auch ein ernstes Wort über ihr Seelenheil mit ihnen zu reden und ihnen gute Tractate zu reichen. Der Hausherr ist noch ein junger Mann, will aber nichts von Religion wissen, sondern ist ungläubig. Ich knüpfte ein christliches Gespräch mit ihm an, und da er sich viel auf seine Weisheit einzubilden schien und gar gewaltig über die Bibel und das Christenthum spottete, riß mir endlich die Geduld, und der Eifer für mein liebes Bibelbuch trieb mich soweit, daß ich ihm in aller Gelassenheit, aber mit Ernst seine Thorheit zeigte, bis er so in die Enge kam, daß er plötzlich verstummte und davon lief. Als ich Abschied nahm, drückte er mir gerührt die Hand und schien in seiner Ansicht über das Heilige etwas verändert worden zu sein. Solche Erfahrungen machte ich zu wiederholten Malen. O, welch eine Waffe ist doch das liebe Gotteswort! Die Weltweisen vermögen nichts gegen dasselbe auszurichten. Und das Beste ist: Die Wahrheit vertheidigt sich selbst, weil sie die Wahrheit ist. „Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit.“ 2. Cor. 18, 8. Für dies Mal genug. Habe nur Bruchstücke mittheilen können. Denke, diejenigen Leser des Magazins, die nie in diesem Lande waren, würden dieselben mit Interesse lesen. Doy gracias el Senor, por todos cosas!

## Biblische Städte.

Von H. Cordes.

## Hebron und das Grab Machpelah.

Eine der größten und bedeutungsvollsten Städte, welche wir auf dem Gebirge Juda's antreffen, ist das uns aus der heiligen Schrift so wohl bekannte Hebron. Wir finden diese Stadt ungefähr 18 bis 20 Meilen in südlicher Richtung von Jerusalem. Sie liegt auf der höchsten Höhe des Gebirges Juda's, in dem gut bewässerten und fruchtbaren Thale Escol. Nach Dr. Schaff ist dieselbe 3029 Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben. Hebron hat eine prächtige Umgebung. Besonders im Frühling verleihen die wogenden, dunkelgrünen Getreidefluren und Olivenhaine, die vielen Wein-

Gläubigen auf. Nahe dieser Stadt, auf der westlichen Seite, befand sich der Hain Mamre mit seinen Terebinthen, wo Abraham seine Hütten aufschlug, wo er dem Herrn einen Altar baute und opferte. Dort war es, wo er in der Kühle des Abends vom Herrn besucht wurde, welcher ihn aus seiner Hütte rief, ihn zum sternbesäeten, in unbeschreiblicher Schönheit strahlenden Himmel anschauen hieß, und zu ihm sprach: „Zähle die Sterne, kannst du sie zählen? Also soll dein Same sein.“ Eine mächtige Eiche, von nahe 30 Fuß Umfang, wird hier als die Eiche Abrahams bezeichnet. Schon vor mehreren hundert Jahren existirte dieselbe. Ob sie aber aus der Zeit



Hebron.

gärten und Feigenbäume, nebst den nackten grauen Felsen demselben ein herrliches, unvergeßliches Aussehen. Hebron führt uns gleichwie Damascus und Sichem ins graue Alterthum zurück. Nach 4. Mose 13, 23. wurde es sieben Jahre vor Joan in Egypten erbaut, welches zur Zeit Mose die Residenzstadt der Pharaonen war. Es ist somit eine der ältesten Städte der Welt und eine Nebenbuhlerin Damascus. Die Einwohner nennen dasselbe mit Recht die Stadt der Patriarchen. Denn hier wohnten dieselben am längsten und am liebsten; hier ruhen auch in süßem Frieden bis zum lichten Morgen der Auferstehung ihre und ihrer Weiber Gebeine. Die heilige Geschichte sagt, als Jakob sein Ende heran nahen fühlte, gebot er seinen Söhnen ihn zu begraben in der Höhle des Alters Machpelah, welcher in Hebron liegt. Denn: „Dasselbst haben sie Abraham begraben, und Sara, sein Weib. Dasselbst haben sie auch Isaac begraben, und Rebekka, sein Weib. Dasselbst habe ich auch Lea begraben.“ 1. Mose 49, 31.

Wenn wir an Hebron gedenken, so tauchen sogleich aus unserer Erinnerung die lieblichen Geschichten des Vaters der

der Patriarchen stammt, ist eine andere Frage. In Hebron, nicht in Sichem, wie wir im letzten Artikel bemerkten, war es auch, wo Abraham die Engel bewirthete und Fürbitte einlegte für die gottlosen Städte Sodom und Gomorra. Hier empfing auch Jakob nach langer Trauer die fröhliche Kunde, daß sein Sohn Joseph noch lebe, und von hier brach er auf nach Egypten; hier fanden auch die zwölf Rundschafter die Rebe mit der Traube, welche dieselben zu Zweien auf einem Steden trugen. Die Reisenden erzählen, daß die Beeren der Trauben hier so groß werden, wie Wallnüsse, und daß eine einzige Traube zehn bis zwölf Pfund wiegt. Nach dem Tode des Königs Saul wurde sie von David für sieben und ein halbes Jahr als königliche Residenz gewählt. Sicherlich hat dieser göttliche Sänger hier mehrere seiner Psalmen gedichtet, die noch heute in den Herzen vieler Tausenden wiederhallen.

Im siebenten Jahrhundert gerieth Hebron unter die Herrschaft der Mohamedaner. Wie es vorher in Israel zu den geheiligten Freistädten gehörte, so wurde es auch von den Mohamedanern zu den heiligen Städten des Islams gezählt.



Leider verlor dasselbe alles christliche Gepräge, wie wir solches bei keiner andern Stadt Palästinas finden. Hebron ist noch heute eine volkreiche Stadt mit 10,000 Einwohnern; aber es befindet sich keine christliche Familie darunter. Die Arbeit der Bevölkerung besteht im Feldbau, im Verfertigen des gefärbten Glases, der Ringe, Lampen und Korallenschnüren. Die Häuser der Stadt sind alle aus Stein; sie sind hoch und gut gebaut. Der gegenwärtige Name Hebrons ist El-Khalil, das heißt: Freund Gottes.

Der Hauptgegenstand unseres Interesses in Hebron aber ist die Höhle Machpelah, der Begräbnißplatz der Patriarchenfamilie.—Im Anfang des viernten Jahrhunderts ließ Helene, die Mutter Constantins, über der Stelle, wo die Erzbäter begraben liegen eine prachtvolle Kirche erbauen. Dieselbe wurde aber unter der Herrschaft der Moslemen in eine Moschee umgewandelt. Die Grüste der Patriarchen sind mit Seidenstoffen und golddurchwirkten Zeugen behangen, welche der Großherr selbst von Zeit zu Zeit erneuern läßt. Die Grabeshöhle wird von den Moslemen mit unerbittlicher Strenge bewacht. Sie ist von einer 200 Fuß langen, 150 Fuß weiten und 60 Fuß hohen alten Mauer eingeschlossen.

In einem Zeitraum von 600 Jahren wurde nur dem englischen Thronerben und dem Kronprinzen von Preußen diese alte Umfassungsmauer erschlossen. Aus der Beschreibung des Prinzen von Wales lernen wir, daß die Patriarchen und ihre Weiber separate Gräber hatten, und daß hier wirklich eine Doppelhöhle noch vorhanden ist, wie es die heilige Schrift berichtet. Er erzählt, daß die Gruft zu Abrahams und Jakobs Grab ihm gezeigt wurde; aber Isaaks und ihrer Weiber Gruft blieben geschlossen. Als die Thür zu Abrahams Gruft aufgeworfen wurde, seufzte ihr mohamedanischer Begleiter laut: „Der Prinz von irgend einer andern Nation hätte erst über meinen todtten Körper steigen müssen, ehe er Einlaß erhalten hätte. Aber dem ältesten Sohn der Königin

Victoria können wir auch dieses Vorrecht nicht verweigern.“ Hierauf schrie er dann laut: „O Abraham, Freund Gottes, vergib diese Entehrung!“ Der heiligste und interessanteste Platz dieser Moschee, nemlich die finstere, unterirdische Höhle, worin die Ueberbleibsel der Patriarchen sich befinden, blieb jedoch auch für den Prinzen von Wales geschlossen. Er konnte diese Höhle nur durch ein kleines Loch im Fußboden schauen. Es ist fraglich, ob die Moslemen selbst hier hinein gehen. Es ist nicht unmöglich, da Jakob, und wahrscheinlich auch die übrige Familie, einbalsamirt wurde, daß noch ein Ueberrest ihrer Leichen hier ruht und Manches an ihrer Gestalt und ihren Zügen sich erhalten hat.

Warum der liebe Gott die Behütung dieses Grabes den Heiden gleichsam übertragen hat, wissen wir nicht. Aller Wahr-



Machpelah.

scheinlichkeit nach aber wären die todtten Ueberreste dieser Gottesmänner zum Götzendienste mißbraucht worden. Wir wollen hoffen, daß der Tag bald anbricht, wo auch die stille Ruhestätte der Patriarchen den christlichen Reisenden erschlossen wird.

## Frühlingswalten.

Vom Editor.

Bekanntlich ist heuer der strenge Monarch der kalten Zone früh ins Land gezogen. Ehe die Menschen, zumal die lieben Armen, sich's noch recht versahen und für sein Kommen bereitet waren, blies er schon aus vollen Bächen solch schneidende Winde durch Wald und Flur, daß man sich auf einmal in die Eisregionen des hohen Nordens versetzt glaubte. Er wußte, daß seine Zeit gekommen sei, und ob willkommen oder nicht, bestieg er, eingehüllt in das unvergleichliche Prachtgewand seiner Winterherrlichkeit, seinen frostschimmernden Thron. Erhabenheit, mit bitterem Ernste gepaart, strahlte aus seinen ältlichen Zügen. Ein selbstgefälliges Lächeln umspielte seine beiden Mundwinkel. Seiner hohen Gefandtschaft sich bewußt, schwang er stolz das eisige Scepter,

welches in den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne herrlich erglänzte. „Es sei Winter!“ rief er mit Löwenstimme und stampfte dabei mit seinem Fuß auf die Erde, die Wohnung der Menschenkinder. Schnell ward es Winter, denn der kalte, seinem Munde entströmende Odem ward zusehends zu eitel Schnee und Frost. Bis jetzt ist der sonst oft auch milde Herrscher unerbittlich geblieben. Selbst die mannigfache Noth der Armen und das Schreien der Kindlein nach Brod konnte sein Herz nicht erweichen. Wie ein unersättlicher Riese hat er eben Vorrath nach Vorrath aufgezehrt. Zwar ist ihm hie und da ein sanftes Lächeln über sein wetterhartes Antlitz geflossen, allein es war wie das Hervorleuchten der Sonne aus den fahlen Herbstwolken, während etwaige Mitleidssthränen in seinem

Augen sich zu Eis gestalteten. Noch scheint sein Thron nicht wanken zu wollen, aber bald, bald wird das Zifferblatt der Zeit auch seine Stunde uns zeigen. Merke: Oben heißt's: „Frühlingswalten;“ denn leise schlagen die ersehnten Wonnestöne der erwachenden Natur bereits an unser lauschendes Ohr. Kennst du, lieber Leser, die lindern, lauen Tage, wie sie dann und wann ins Land kommen, wenn der Winter zu Ende geht und der holde Frühling zu kommen sich anschickt? Da geht, ein geheimnißvolles, geschäftiges Ahnen und Treiben, Rauschen und Regen durch die Schöpfung hindurch, der Schnee schmilzt, die Knospen an den Bäumen schwellen und schwellen, zarte Blümchen erscheinen da und dort als freundliche Boten des wunderholden königlichen Knaben Frühling. Alles hofft und harret, und an jedem Morgen, wenn man hinausschaut, wartet man darauf, ob er nicht heute Nacht gekommen sei und nun lachend hereinrücke in die Häuser. Und siehe, in einer Nacht rauscht ein warmer Regen hernieder, und am Morgen drauf da grüßt aus grünen Blättern und weißen Blüthen und bunten Blumen hervor: Er ist da! Der Frühling ist da!

Wie noch heute, wirkte die Ankunft des Frühlings erweckend und aufschließend auf die Gemüther der Menschen schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Unsere heidnischen Vorfahren zogen hinaus ins Freie und feierten das Auserstehungsfest der Natur, den Sieg der Wärme und des Lichts über den Winter. Mit allerlei frohen Spielen wurde jenes Fest begangen. Was auf Erden ist auch, besonders für die gottliebende Seele, wohl erhebender, als wenn nach langem Harren die schlummernde Erde verjüngt und wie neu geboren im vollen Walten ihrer Urkraft vor unsere Blicke hintritt. Ueberall grünt und blüht und duftet es, überall ertönt der Vöglein munteres Lied. Unergleichlicher Hochgenuß für das poetische Gemüth! Wie von geheimnißvollen Zauberkräften übernommen, entwallen den Lippen die schönen Worte des geistvollen Sängers:

Fließ sanft, unruhiges Flüschen! Still, ächzend Zephyr im Laube,  
Schwächt nicht ihr buhlerisches Flüstern; schlägt laut, Bewohner der Wipfel,  
Schlägt, lehrt mich euren Gesang! — Sie schlagen; symphonische Töne  
Durchfließen von Eichen und Dorn des weiten Schattensaals Kammern;  
Die ganze Gegend wird Schall. Der Fink, der röthliche Hänfling,  
Pfeift hell aus Wipfeln der Buchen. — Die bunten Stieglitze hüpfen  
So fröhlich auf Strauch und Gebüsch, beschauen die blühende Distel,  
Ihr Lied hüpfet fröhlich, wie sie. — Der Reißig klagt der Schönen  
Sein Leiden aus Zellen von Laub. — Vom Ulmbaum flötet die Amsel  
In hohlen Tönen den Paß. — Nur die geflügelte Stimme,

Die kleine Nachtigall, weicht aus Ruhmsucht in einsame Gründe, Durch dicke Wipfel umwölbt, der Wehmuth ewige Wohnung.

Und im menschlichen Leben, ihr Alle wißt es, waltet auch einmal ein solch reizender Frühling. Es sind die wonnevollen Tage unserer Jugend. Voll von dem Zauber der süßesten Hoffnungen geht man sorgenfrei seinen Weg. Der jugendliche Blick erfasset Alles von der lichten, leichten Seite. Die in der schwärmerischen Phantasie ausgemalte Zukunft birgt den betrügerischen Reiz eines abenteuerlichen Romans. In dem lebensfrischen Geiste wallen Kräfte, die sich zur Herrschaft empor zu ringen suchen — Lenzkräfte, entweder späterer Nützlichkeit, oder aber die dem eigenen Verderben sich weihen, je nachdem sie auf Gott hin oder von ihm abgelenkt werden. Noch ist der tiefe Ernst, der sich später in der Lebenscarriere abwickelnden bunten Geschehnisse vor den Augen verborgen. Erst später kommen diese, wie die Stürme über die Pflanzenwelt. Langsam (so scheint's) entrollt der Lebensfrühling die Fiste seiner Tage, und dennoch eilt er pfeilschnell dahin. Die hinterlassenen Eindrücke sind wie in Marmor gehauen, während die Impressionen im späteren Leben oft einer Schrift in Sand gleichen. Was der fruchtbare Herbst aus seinem Schooße rütteln soll — merke — das muß, so lange der Lenz noch waltet, gesäet werden. Von Natur ist das Menschenherz kalt und eisig. Der starre Winter des geistlichen Todes sitzt leider daselbst auf dem Thron. Einmal, geliebter Leser, muß mithin das kräftige Walten des geistigen Frühlings verspürt werden, einmal muß die Sonne der Gerechtigkeit mit ihren milden Strahlen die schaurige Debe durchleuchten und durchwärmen, einmal muß der sanfte Südwind durch deinen Herzengarten wehen und der fernhin rauschende Flügel Schlag der Turteltaube des Geistes Gottes sich hören lassen, und der Feigenbaum Knoten gewinnen. Hohelied 2, 12. Dann kannst du sicher darauf rechnen, daß dein Winter dahin ist und der junge Herzensfrühling sein Erscheinen gemacht hat. O frohe, wonnevolle Zeit das! Und wie die innere Pflanzenwelt zu grünen und zu blühen anhebt und die freudigen Lobgesänge zum Höchsten emporwallen! Das Alte ist vergangen und siehe! es ist Alles neu geworden. Wald und Flur erglänzen in neuer Gottespracht. — Doch nun zum Schluß. Noch ein herrliches Frühlingswalten wird es geben, nemlich dann, wenn die lange bange Winter- und Todesnacht einst dahin ist. Noch jetzt zwar halten starke Bande dasselbe umschlossen, allein der Lebenskeim der Auserstehung wird endlich siegreich durchbrechen, und aus der Grabesnacht und Dunkel wird Gott einen neuen Lebenshauch hervorwehen lassen — den Hauch des ewigen Frühlings auf den Gefilden des bessern Jenseits. Harre denn, du treuer Pilger. Sei wacker, schaue um dich und ehe du es meinst, wird das begeisterte Engelswort dir entgegen tönen: „Der Frühling ist da! Der Frühling ist da!“ Und fort wird er walten und kein schaurig kalter Winter wird mehr sein. — Wie gut das!

## Der Morgen.

Sieh', der Himmel strahlet  
Hell und roth wie Gluth!  
Der so schön ihn malet,  
Gott, o Gott ist gut!

Wie im gold'nen Schimmer  
Das Gebirge ruht!  
Schweigend spricht es immer:  
Gott, o Gott ist gut!

Schau' der Felsenquelle  
Purpurbelle Fluth!  
Ruht nicht jede Welle:  
Gott, o Gott ist gut!

Aus goldgrünen Blättern  
Piept des Hänflings Brut,  
Tönt des Alten Schmettern:  
Gott, o Gott ist gut!

Und der Sirtentnabe,  
Frisch wie Milch und Blut,  
Singt, gelehnt am Stabe:  
Gott, o Gott ist gut!

Auf, mein Herz, und schlage  
Fröhlich und voll Muth!  
Jeder Pulsschlag sage:  
Gott, o Gott ist gut!



## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenbilde auf Diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren.

Von A. Halmhuber.

### Die Religion des Volks.

In einem gewissen amerikanischen Missionar erscheint „der Schintoismus, je länger er sich damit beschäftigt, desto weniger als eine Religion, — wenn nemlich Religion mehr bedeutet als Ceremonien, Sittenregeln für den äußern Menschen oder auch ein System der Staatsverwaltung. Seine Verehrer finden darin einen reinen Theismus, der hohe Sittlichkeit empfehle und manche Bestandtheile enthalte, welche zur Wiedergeburt Japans wesentlich beitragen dürften. Dem Missionar dagegen erscheint die dem Schintoismus zu Grunde liegende Weltanschauung, je tiefer er in sie eindringt, einfach ein verständiger Atheismus für die Gebildeten, ohne Glauben, ohne eine Offenbarung oder irgend welche Hoffnung; dem gemeinen Volk aber bietet dieses System in seinen niedrigeren Formen nur blinden Gehorsam gegen alle von der Regierung und ihren Priestern ausgehenden Befehle, ohne irgend ein warmes, lebendiges, verständiges Wort oder Zeichen. Dazu scheint noch zweifelhaft, ob diese Lehre als ein bestimmtes System vor der Einführung des Buddhismus nur auch wirklich bestand; jedenfalls hat sie dem letzteren ihre Weiterentwicklung zu danken.“

„Der Schintoismus, wie er nun besteht, erkennt in schwankenden Ausdrücken die Existenz eines höchsten Wesens, des Schöpfers an, von welchem einige Millionen Untergötter ihr Dasein erhalten, Götter, welche dem Herd, der Küche, der Ehe, Geburt, allen Lebensverhältnissen, sowie den Bergen und Thälern, ja allen Gegenständen der äußern Natur vorstehen. Ihre Namen sind größtentheils Benennungen sichtbarer Dinge, als Sonne, Erde, Luft, Feuer u. s. f. Während die Fortdauer der vergotteten Wesen gesichert ist, wird die Unsterblichkeit der übrigen Menschen weder geleugnet, noch gelehrt. Diese Hof-Religion ist es nun, welche in den unterrichteten Klassen am meisten kursorst; die Beimischung der Sprüche des Kongsutse hat aber die Mehrzahl ihrer Anhänger so gleichgültig, ja sceptisch gegen jede wärmere Gotteslehre gemacht, daß es zum guten Ton gehört, über alles Höhere sich in kühlster Weise vernehmen zu lassen, etwa mit der einen Ausnahme, daß die göttliche Abkunft des Mikado als patriotischer Glaubenssatz begeisterte Lobpreiser und stumme Anerkennung findet.“

Schließlich noch ein kurzes Zeugniß von einem Japanesen, welcher seinen Landsleuten das Wesen ihrer verschiedenen Glaubensansichten vorhält, und das zwar in der nicht sehr verdeckten Absicht, ihnen die Schönheit und Wahrheit des Christenthums nahe zu bringen. „Was nun unsern Schintoismus betrifft,“ sagt er, „so weiß ich wirklich nicht, wie oder durch welche Bücher derselbe eigentlich gelehrt wird. Abgesehen vom Zeitraum der Götterherrschaft (den er verherrlicht) und vom Buch der Gebete, ist mir nichts in die Hände oder zu Gesicht gekommen. Wird aber damit etwas gelehrt? Ich meine, es sei anerkannt, daß der Schintoismus allein gelassen nicht stehen kann.“

Der Schintoismus kennt keine Sittenlehre, ja streng genommen nicht einmal eine Glaubenslehre. Nicht viel besser ist es mit seinem Kultus und seiner Verfassung bestellt. Die Priester sind Regierungsbeamte im vollsten Sinne des Wortes, und diese Thatsache gibt dem Schintoismus seinen Halt. Ohne dieselbe wäre er als Religion so wenig werth, als die Märchen von Tausendundeine-Nacht. In japanischen Büchern habe ich bis jetzt vergeblich nach dem Wesen der eigentlichen Landesreligion geforscht, während ich allenthalben reichliche Citate aus den buddhistischen heiligen Schriften und aus den Schriften des Confucius finde. Hören kann man vom Schintoismus auch nicht viel, denn früher kannte er die Predigt gar nicht, und was in dieser Beziehung neuerdings auf kaiserlichen Befehl geschieht, wird schwerlich mehr Licht über ein an sich schattenhaftes Wesen verbreiten. Das, was man davon sieht, ist sehr einfach. Die Schintotempel oder Mija sind sehr einfache hölzerne Gebäude mit stark hervorpringendem Dache. Die bedeutendsten derselben sind in Ise, wo ein Spiegel aufbewahrt wird, der vom Himmel stammen und durch die Lichtgöttin Amaterasu auf ihren Großsohn Ninigi und dann auf dessen Urenkel Oshimmu Tenno, den ersten Kaiser von Japan, gekommen sein soll. Eigentliche Götzenbilder kennt der Schintoismus nicht. Die einzigen Symbole sind der Spiegel und weiße Papierstreifen, wodurch die Reinheit der Götter abgebildet wird. Der Spiegel, meist in runder Form, bildet das eigentliche Heiligthum im Tempel und wird zuweilen verschlossen, zuweilen dem Volke sichtbar aufbewahrt. Vor ihm werden die täglichen Opfer aufgestellt, welche in Reis, Reiskuchen und allerlei Gemüsen bestehen; blutige Opfer gibt es keine. Die weißen Papierstreifen hängen allenthalben am Tempel und an den Zweigen der benachbarten Bäume umher; auch werden sie als eine Art Amulette über der Hausthüre aufgehängt und bei Leichenbegängnissen an Stangen getragen. Die Anbetenden gehen vor dem Tempel auf und ab und murmeln allerlei Gebete, wie es scheint, mehr aus dem Herzen als nach gegebenen Formeln. Dem Schintoismus entstammt auch das Torii (Vogelsitz), welches ursprünglich ein einfaches Gerüste war, die heiligen Vögel zu speisen. Jetzt ist es ein schönes Gerüste, eine Art Pforte des Tempelraums und charakterisirt jede japanische Landschaft, wie dem Leser wohl bekannt sein wird.

Hiermit glaube ich das Wesentlichste über den Schintoismus gesagt zu haben. Kann nun Jemand noch behaupten, die christliche Kirche hätte die Mission in Japan nicht nötig? Finden wir denn im Schintoismus nicht genau die Götter Griechenlands und Roms wieder, die herkulischen Halbgötter nicht ausgenommen? Kann eine Religion, die auch nicht einmal eine Sittenlehre kennt, ein Volk glücklich machen, kann sie ihm zur Erreichung seines höchsten Lebenszweckes verhelfen, der doch gewiß höher ist als kriechende Vergötterung eines Kaisers? Japan gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber auch Gott, was Gottes ist! Es soll auch ein Reich werden Gottes und seines Christus!

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XII. Section im Studienkursus: Biblische Geographie.

1. Die älteste Theilung der Erdoberfläche finden wir in 1. Mose 1, 10.

2. Die am frühesten bewohnten Orte und Länder der Erde sind: Eden, 1. Mose 2, 8.; Hevila (ein Goldland), 1. Mose 2, 11.; 25, 18.; Noth, 1. Mose 4, 16.; Mohrenland (Aethiopien), 1. Mose 2, 13.; Assyrien, 1. Mose 2, 14. — Eden soll unweit dem Ararat, oder weiter südlich, nahe dem persischen Golf, gelegen haben. Wahrscheinlich wird der eigentliche Ort nie gefunden werden. Die Länder Hevila und Noth sind ebenfalls unbekannt. Assyrien mit seiner Hauptstadt Ninive lag jenseits des Flusses Tigris ober Euphrat; Mohrenland lag vermuthlich auf beiden Seiten des rothen Meeres, in Arabien und Egypten.

3. Der älteste Fluß ist der Fluß des Gartens Eden (1. Mose 2, 10—14.), mit seinen vier Hauptwassern: Pison, Gihon, Euphrat und Phrath. — Einige halten dafür, daß die zwei letz benannten mit dem Doppelfluß Tigris und Euphrat, die Länder Mesopotamien und Babylonien durchschneidend, identisch seien. Der Euphrat entspringt in den Gebirgen Armeniens, nahe dem schwarzen und kaspischen Meere und mündet in den persischen Golf. Pison und Gihon sollen die jetzigen Flüsse: Galyk und Araxes sein.

4. Der älteste Berg, den der mosaische Bericht erwähnt, ist Ararat, 1. Mose 8, 4. In 2. Kön. 19, 37. wird das Wort Ararat auch erwähnt, aber als ein Land und wird nicht als Berg bezeichnet. Es ist dort das Hochland Armeniens gemeint, 3000 bis 4000 Fuß über der Meeresfläche gelegen. Die zwei höchsten Gipfel dieser Gebirge sind der Ararat, etwa 13,420 bis 17,750 Fuß über der Meeresfläche.

5. Die älteste Stadt, von der wir lesen, ist Genach, im Lande Noth, von dem Flüchtling Cain erbaut und nach seines ältesten Sohnes Namen genannt, 1. Mose 4, 16. 17. Ueber diese Stadt ist uns nichts Weiteres bekannt.

6. Von Adam bis auf Noach wohnten die Menschen hauptsächlich im Euphratthal oder in dessen Nähe. Dieser Strich schließt die Länder Armenien, Assyrien, Medien, Mesopotamien, Chaldäa und Persien in sich. Es sind dies schöne und fruchtbare Länder, und werden durch den Tigris oder Euphrat bewässert. Nördlich von hier sind das kaspische und schwarze Meer, südlich der persische Golf. (Siehe Satz 3.)

7. Von Noach bis zum Thurmbau zu Babel — etwa einhundert Jahre — scheinen die Menschen sich in den Ebenen Sinear, oder Chaldäa, oder Babylon concentrirt zu haben. Nach der Sprachverwirrung zerstreuten sich die Nachkommen Noachs in verschiedenen Gegenden der östlichen Halbkugel: nach Europa, Asien und Afrika. Recht passend kann man auch die Bibelwelt in vier Theile theilen, und die Hauptländer in jedem Distrikt stellen sich etwa so:

- 1) Nördlich und östlich vom Euphrat: Armenien, Mesopotamien, Assyrien, Medien, Persien, Chaldäa, Indien.
- 2) Zwischen dem Euphrat und dem Mittelländischen Meere: Arabien, Phönizien, Canaan, Philistäa und Syrien.
- 3) Südlich vom Mittelländischen Meere: Libyen, Aethiopien, Egypten.

4) Nördlich vom Mittelländischen Meere: Macedonien, Griechenland, Italien, Spanien, Kleinasien etc.

8. Zunächst kommen denn die Gewässer der Bibel. Die hauptsächlichsten sind vielleicht diese: Tigris, Euphrat, das schwarze und kaspische Meer, der persische Meerbusen, der Jordan, Jabbok, Mittel. Meer, Galiläische Meer, See Merom, todte Meer, Bach Kidron, Pharpar, Kison (Richter 4, 13), Adriatische Meer (Apstg. 27, 27) und andere mehr.

9. Die Berge: Ararat, Moria, Gilboa, Horeb, Nebo, Ebal, Gerizim, Tabor, Golgatha, Hermon, Delberg, Daphel (2. Kön. 5, 24) und andere mehr.

10. Die Städte und Dörfer: Sichem, Bethel, Hebron, Damascus, Jeraba, Sodom, Gomorra, Abama, Beboim, Boor, Jerusalem, Thrus, Sidon, Capernaum, Joppa, Dan, Nazareth, Nain und viele mehr. Es versteht sich von selbst, daß dieser Unterricht nur mit Hülfe einer guten, passenden Karte erfolgreich gegeben werden kann. III die Länder, Berge, Flüsse, Städte, Seen etc. müssen vom Schüler aufgesucht und so viel wie möglich auch die Distanzen angegeben werden. Im nächsten Heft lassen wir noch Weiteres folgen.

### Des Sonntagschul-Lehrers Arbeit, und wie sie gethan werden soll.

#### II.

**F**rühe säe deinen Samen, und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das gerathen wird, und ob es beides geriethe, so wäre es desto besser. Pr. 11, 6. In dem vorigen Artikel habe ich gesucht, zu zeigen, was die Arbeit des Sonntagschul-Lehrers in sich faßt. Nun soll beschrieben werden, wie die bedeutungsvolle Aufgabe zu lösen ist. Dies zu wissen, ist für einen jeden Lehrer von Interesse.

1. Soll die Arbeit gethan werden einfach und allein, um dadurch Gott zu verehren und unseren Mitmenschen Gutes zu thun. Wenn Andere Motive unserem Wirken zu Grunde liegen, so mögen wir uns noch so sehr bemühen, unsere Arbeit entspricht eben einmal ihrem Zweck nicht. Wir mögen fleißig studiren und uns viel Weisheit sammeln, wenn wir aber einen andern Zweck haben, als den angeführten, so ist unser Lohn dahin; Gott kann uns nicht belohnen, wenn wir uns selbst dienen. Wir sollen arbeiten, nicht weil man uns gerade in der Sonntagschule nöthig hat, oder weil unsere Kinder in dieselbe gehen, sondern mit Paulus sollen wir sagen können: „Die Liebe dringet uns also.“ Die Liebe zu Gott, der uns von unsern Sünden erlöst hat und auch unsere Jugend erlösen will, und die Liebe zu den Schülern. Also getrieben, können wir etwas ausrichten. Gezwungene Lehrer sind wenig werth, weder für die Klassen, noch in den Augen Gottes.

2. Ein Lehrer muß seine Arbeit mit Fleiß thun. Ein träger, fauler Knecht ist seinem Herrn mehr Schaden als Nutzen, diemeil er Andern im Wege steht und seinen Mitarbeitern ein böses Exempel gibt. Er muß für einmal fleißig im Studium sein. Um den Heilsplan auslegen zu können, muß man denselben gründlich verstehen, und wer sich nicht mit allem Fleiß im Forschen in seiner Bibel und andern geeigneten Hülfsmitteln bemüht, wird nie vermögend sein, die Grundwahrheiten der hl. Schrift lehren zu können. Viele unserer



Schüler bekommen weiter keinen Religionsunterricht als den, der ihnen in der Sonntagschule ertheilt wird, und mit diesem sollen sie den Weg nach dem Himmel finden. Sollte das uns nicht zum Fleiß anspornen? Auch Fleiß im Ertheilen des Unterrichts. Ein schläfriger, faumseliger Lehrer prägt diese üblen Eigenschaften seiner Klasse auf. Wenn wir betrachten, welchen Fleiß der Satan und seine Agenten in der Verführung unserer Jugend zeigen, so sollte dies uns gewißlich in den Harnisch bringen. Der Einfluß des Bösen macht sich auf eine solche Weise auf unsere Jugend geltend, daß nur Fleiß und Treue auf unserer Seite dieselbe retten kann. Fleiß in diesem Werk, wie in allem Andern, lohnt sich wohl.

3. Die Arbeit soll in aller Weisheit und Vorsicht gethan werden. Man muß zuerst das Fundament legen, ehe man das Gebäude aufrichten kann. Durch unweises Handeln mit jungen Leuten ist schon viel Schaden geschehen. Manche versprechende Schüler, welcher heute im Verberben liegt, wäre gerettet worden, wenn man weislicher mit ihm in der Sonntagschule gehandelt hätte. Mit jungen Leuten kann man nicht in allen Dingen handeln, wie man mit den durch Erfahrung reif gewordenen Vätern und Müttern handelt. Der Unterricht muß dem Geistes-Vermögen und den Verhältnissen angepaßt werden. Die Schüler müssen, um Nutzen zu haben, verstehen, was wir sagen. Auch in unserem Privat-Umgang mit ihnen sollen wir vorsichtig sein. Unser Wandel soll mit unserer Lehre stimmen. Es erfordert Weisheit, Seelen zu retten, und wenn diese Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da gibt einfältiglich Jedermann und rückt es Niemand auf; so wird sie ihm gegeben werden. Mit einer solchen Fundgrube haben wir gewißlich keine Ursache, unwissend zu sein. Der Herr kann uns die Thür seines Wortes aufthun, auf das wir aus dem reichhaltigen Schatz desselben Altes und Neues zum Nutzen unserer Klassen hervorbringen. Auch im Uebrigen kann und wird uns der Herr Verstand geben, wenn wir ihn darum ernstlich bitten.

4. Müssen wir suchen, immer auf das Nöthigste zu dringen und demselben in dem Unterricht den Vorrang geben. Es steht zu befürchten, daß viele Lehrer ihre Klassen wohl interessieren dadurch, daß sie den geschichtlichen oder geographischen Theil der Lektion trefflich erklären, auch Lehrpunkte erörtern, daß man in so weit nichts an ihnen auszufegen hat. Aber das Nöthigste vergessen sie. Sie machen keine Anwendung aufs Herz. Der Verstand wird bereichert, aber das hungernde Herz bleibt leer. Jesus muß das Centrum einer jeden Lektion sein, wenn auch dieselbe aus dem Alten Testament entnommen ist und nur geschichtlich scheint, so müssen wir Jesum in derselben zu finden suchen. Und er ist darin zu finden nach Joh. 5, 39. Diese Nothwendigkeit erkennend, müssen wir das Studium unserer Lektion allen Ernstes betreiben. Jesum suchen, ist unsere Aufgabe, wenn er nicht auf der Oberfläche des Schriftabschnitts zu sehen ist, so müssen wir tiefer graben, bis wir ihn finden. Liebe Lehrer, wir wollen nie vor unsere Klassen gehen, ohne Jesum im Herzen und in unserem Unterricht zu haben. Schon im Natürlichen bringen wir immer zuerst auf die Dinge, die am Nöthigsten sind. Ektern, die ihren Kindern keine gründliche Ausbildung zu geben vermögen, bringen darauf, daß sie das für sie im Leben Nöthige lernen; so sollte dies viel mehr im Geistlichen der Fall sein. Jesum zu erhöhen ist das Nöthigste in des Sonntagschul-Lehrers Wirken.

5. Muß unser Unterricht so einfach sein, als nur möglich, auf daß er von einem jeden Glied, auch dem geringsten, ver-

standen wird. Was für Nutzen zieht die Klasse vom Unterricht, wenn die Schüler von demselben die Sprache führen, wie jener Mann, als er seinen Prediger rühmte, er habe so tief gepredigt, daß ihn Niemand verstanden habe. Der Lehrer muß das Fassungsvermögen seiner Schüler genau kennen, auf daß er die Lehre demselben anzupassen vermag. Er soll oft am Ende der Lektion fragen, wie unser großer Musterlehrer that: „Habt ihr das Alles verstanden?“ Durch Fragen und Antworten kann man genau erfahren, wie viel eine Klasse zu fassen vermag. Es könnte einem Kinde, das eben das Einmaleins lernt, von keinem Nutzen sein, wenn man ihm ein Problem aus der höheren Mathematik erklären würde. Eben so, wenn der Lehrer in seinem Unterricht zu hoch steigt. Es ist auch bedeutungsvoll, daß man nicht zu viel auf einmal zu thun sucht, und somit das jugendliche Gemüth verwirrt, anstatt unterrichtet. Ein alter Hirte hörte einer langen Sonntagschul-Predigt zu über die Worte: „Weide meine Lämmer.“ Als er endlich müde wurde, stand er auf und hat den Prediger, ein wenig einzuhalten, welcher auch also that. Der alte Herr sagte, er habe eine langjährige Erfahrung im Lämmerweiden, und diese lehre ihn, man solle ihnen nicht zu viel auf einmal geben. Ein Wink, welcher auch manchem Sonntagschul-Lehrer zu Gute käme. Einen Gedanken gut ins Gemüth eingepägt nützt mehr, als viele nur oberflächlich berührt.

6. Beim Lehrer sollte immer Ernst mit Milde gepaart sein. Er sollte kindlich, aber nie kindisch sein. Seine Aufgabe ist eine große, und derselben gemäß soll er immer handeln. Ein heiliger Ernst muß sein Herz-beseelen, aber in seinen Reden und Handlungen muß er mild sein. In diesem gibt ihm Jesus ein treffliches Muster. Wo immer uns unsere Schüler begegnen, sollten sie fühlen, daß sie einen Christen treffen. Unser Wandel soll ihnen predigen.

7. Des Sonntagschul-Lehrers Arbeit soll ganz aus Liebe gethan werden. Ehe Jesus seinem Petro die Aufgabe, seine Lämmer zu weiden, befahl, nahm er ihm das Bekenntniß ab, ob er ihn liebe. Der Jesum nicht liebt, kann keine wahre Liebe zu seinen Lämmern haben. Jeder Schüler soll fühlen, daß wir ihn von Herzen lieben und ein tiefes Interesse in seinem Geil haben. Das beste Mittel, Kinder in die Sonntagschule zu ziehen, ist, wenn man sie liebevoll behandelt. Ein gewisser Schüler, der an einigen Sonntagschulen vorüber ging, um in die seinige zu gehen, wurde gefragt, warum er so weit gehe, worauf er antwortete: „Dort brühen lieben sie Eien.“ Lieber Lehrer, nöthige deinen Schülern auch diesen Ausdruck ab, und du wirst in deiner Arbeit erfolgreich sein.

S. L. U m b a c h.

**Zum Nachdenken.** — Es waren zwei Hausfrauen, deren Gemüsegärten an einander grenzten. Die eine war fleißig, die andere faul. Als die Faule eines Tages die Nachbarin trotz der ziemlich ungünstigen Witterung am Unkrautjäten sah, gab sie sich auch daran, bald aber seufzte sie: „Der Sommer ist gar zu naß, das Unkraut wächst Einem über den Kopf, es kann doch Alles nichts helfen!“ — ließ wachsen, was wuchs, und holte sich ihr Gemüse vom Markt. Die andere klagte ebenfalls nicht wenig über den nassen Sommer und das schreckliche Unkraut; aber sie dachte: „Der Tropfen höhlt den Stein aus,“ „durch wiederholte Streiche fällt auch die stärkste Eiche,“ jätete und jätete unermüdet, so oft es Zeit und Gelegenheit nur eben erlaubten. Was war das Ende? Es dauerte nicht lange, so war der eine Garten sauber und blank und voll der herrlichsten Gewächse, der andere eine Wüstenei.

Ganz dasselbe gilt auch in der Sonntagschule. Denke ja nicht, daß „doch Alles nichts helfen könne!“ Was du thust für den Herrn oder zur Verwirklichung des Reiches Gottes, ist nicht vergeblich gethan, und du wirkst in dem dir von Gott angewiesenen Berufe — und wenn du auch nur „eine alte Tante“, oder ein Knecht, oder eine Dienstmagd wärest — auch auf deine Umgebung einen erziehenden, reinigenden, heiligenden Einfluß ausüben, wenn du immer mit deinem eigenen Herzen den Anfang machst und unermüdt im Ausfäten des Unkrauts der Sünde bist.

**Für Eltern.** — 1. Seid, oder suchet zu werden durch Gottes Gnade, was die Kinder sein sollen.

2. Thut selbst auch, was die Kinder thun sollen.

3. Meidet Alles, was die Kinder meiden sollen.

4. Bestrebet euch allezeit, nicht nur in der Kinder Gegenwart, sondern auch in ihrer Abwesenheit, daß euer Betragen ihnen zum Beispiel dienen kann.

5. Sind eure Kinder zu tadeln? — So untersucht euch selbst erst, ob ihr tadellos seid.

6. Entdeckt ihr in euch Mängel, Sünde, Verirrungen? So fanget sogleich mit euch selbst an, euch zu bessern, und dann sucht eure Kinder zur Besserung zu bringen.

7. Denket daran, daß die euch Umgebenden nur der Wieder-schein von euch selbst sind.

8. Wenn ihr ein heiliges Leben führt und täglich mehr Gnade sucht, so werdet ihr in der Heiligkeit zunehmen und eure Kinder durch euch.

9. Je mehr ihr Gott gehorchet, desto mehr werden auch eure Kinder euch folgen. Daher hat der weise Salomo in seiner Kindheit den Herrn um ein folgsames Herz, um sein Volk recht regieren zu können.

10. Sobald der Meister in seinem Umgang mit Gott lau und träge wird, so verbreitet sich auch Lau- und Trägheit unter seinen Jünglingen.

11. Was eine Scheidewand zwischen Gott und euch selbst verursacht, das wird auch euren Kindern nachtheilig sein.

**Möchten die Eltern,** welche sich immer entschuldigen mit der Bemerkung: „Wir können unsern Kindern keine Gnade geben,“ die Hand auf ihr Herz legen und sagen, ob sie von einem Fall wüßten, daß Gott ihnen seine Gnade versagte, da sie in demuthsvoller Ergebung gegen ihn ihre Pflichten thaten! Die Sache verhält sich eigentlich so: Die Eltern können Gottes Werk nicht thun, und Gott thut das ihrige nicht: wenn sie aber die Mittel recht gebrauchen, so läßt er es an seinem Segen nie fehlen.

## Sonntagschul-Lektionen.

Erstes Quartal.

### Das Zeugniß Jesu von Johannes.

#### 10. Lektion: Lukas 7, 19-28. — Sonntag den 6. März 1881.

19. Und sandte sie zu Jesu, und ließ ihm sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?

20. Da aber die Männer zu ihm kamen, sprachen sie: Johannes, der Täufer, hat uns zu dir gesandt, und läßt dir sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?

21. Zu derselben Stunde aber machte er viele gesund von Seuchen, und PLAGEN, und bösen Geistern, und vielen Blinden schenkte er das Gesicht.

22. Und Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: Gehet hin, und verkündigt Johanni, was ihr gesehen und gehört habt: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt;

23. Und selig ist, der sich nicht ärgert an mir.

24. Da aber die Boten Johannis hingingen, fing Jesus an zu reden zu dem Volk von Johannes: Was seid ihr hinaus gegan-

gen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das vom Winde bewegt wird?

25. Oder was seid ihr hinaus gegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen sehen in weichen Kleidern? Sehet, die in herrlichen Kleidern und Lüssen leben, die sind in den königlichen Höfen.

26. Oder was seid ihr hinaus gegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, der da mehr ist, denn ein Prophet.

27. Er ist es, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesicht her, der da bereiten soll deinen Weg vor dir.

28. Denn ich sage euch, daß unter denen, die von Weibern geboren sind, ist kein größerer Prophet, denn Johannes, der Täufer; der aber kleiner ist im Reich Gottes, der ist größer, denn er.

**Haupttext:** Er war ein brennend und scheinend Licht, ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich sein von seinem Licht. — Joh. 5, 35.

**Einführung.** — Der Schauplatz der Begebenheiten in voriger Lektion war Galiläa, die Vorgänge der heutigen ebenfalls, die genaue Dertlichkeit ist unbekannt; vielleicht Nain, möglicherweise auch Capernaum, woselbst die Heilung des Gichtbrüchigen stattgefunden hatte. Galiläa war, nach Josephus, zu dieser Zeit sehr volkreich. Er sagt: „Die Städte sind zahlreich, und Städte und Dörfer so mit Männern angefüllt, wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, daß die kleinsten dieser Dörfer über 15,000 Einwohner zählen.“ Etwa vier Monate unserer heutigen Erzählung vorangehend, wurde Johannes der Täufer im Schloß Ma ch a r u s, im Lande Moab, nordöstlich vom todten Meer, eingekerkert. Grund und Ursache dieses Verfahrens siehe Matth. 14, 8. 4. Nur zwei Jahre hatte er bis zu seiner Gefängnißhaft sein Lehramt bekleidet. In dun-

kelm, feuchtem Kerker und unter grausamer Behandlung war er, wie einst Elias, mißmuthig und verzagt; er hörte in seiner Einsichtung von den Werken Christi und seinen holdseligen Worten der Liebe, und es mochte ihn gewundert haben, ob er nicht etwa ein Trostwortlein für ihn selbst habe.

**Texterklärung.** — Vers 19-21. Johannes befindet sich, wie angedeutet, im Gefängniß. Er schickt in seiner bebrängten Lage und bitteren Anfechtung zwei seiner Jünger. Daraus ist ersichtlich, daß er trotz seiner Bebrängniß, doch auch andererseits wieder die Gnost genos, mit seinen Jüngern oder Schülern Verkehr und Umgang pflegen zu dürfen. Durch sie hatte er denn auch von Christi Wunderwerken gehört. Dieser Umstand mußte ihm nothwendig seine Lage bedeutend erleichtern. Wenn ihm aber nun von da und dort die Kunde von



Krankenheilungen und andern wunderbaren Errettungen aus Noth und Tod mitgetheilt wurde, da kam ihm vermuthlich auch nicht selten der Gedanke: „Warum schmachte ich denn so lange in dieser finstern und unheimlichen Zelle?“ Der Zweck von der Sendung seiner Jünger zu Christo (Vers 19) wird daher von obigem Standpunkt aus betrachtet, dahin gedeutet, als sei dieselbe das Resultat seiner innern Zweifel bezüglich der Messiaschaft Christi gewesen. Es ist möglich; denn er war Mensch, wie andere Menschen und als solcher denselben Gefahren zu innerlichen Zweifeln ausgesetzt. So erscheint auch die Frage: „Bist du, der da kommen soll?“ am natürlichsten. Andere aber urtheilen günstiger und behaupten, die Gesandtschaft der Jünger Johannes sei um ihrer selbst willen geschehen, damit auch sie, wie er, im Glauben an Jesum, als den Weltheiland gestärkt werden möchten. Diese Ansicht ist auch mehr in Uebereinstimmung mit seinen frühern Aussagen und Hinweisungen auf Christum, wie z. B.: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!“ Mehr noch als dieses scheint Christi Zeugniß von der Unwandelbarkeit Johannes hierfür zu sprechen. Vers 24. Denn die Frage Christi an das Volk: „Wolltet ihr ein Rohr sehen?“ u. s. w. bezieht doch eine solche Voraussetzung. Es war nun auch durch Gottes Fügung gerade zur geeigneten Stunde und unter günstigen Umständen, als die Gesandten bei Christo ankamen. Vielleicht hatten sie nie zuvor ein solches Bild des menschlichen Glendes in so mannigfaltiger Form und Größe gesehen, wie Das, welches Christum hier umgab. Nicht allein am Körper Leidende, sondern auch Geistesranke und Besessene — langwierige Seuchen und Plagen waren hier vertreten und wurden nacheinander von ihm geheilt.

Vers 22. 23. — Anstatt die Frage Johannes entschieden mit Ja zu beantworten, verweist der göttliche Erlöser auf selbstredende Thatfachen, welche viel lauter als Worte seine Messiaswürde bekunden mußten. Das Werk lobt ja immerhin den Meister. Hierauf deutet auch Christus Joh. 10, 25. hin, und sagt, daß eben um seiner mächtigen Wunder willen, die Juden als Augenzeugen derselben durchaus keine Entschuldigung hätten. So löst Christus oft unsere Zweifel, bezüglich der Allmacht und Güte Gottes und unsern wirklichen Verhältnisses zu ihm als Kinder, mit Hinweisung auf bereits erlebte Gnadenwunder. Es sind nicht neue Verheißungen, die wir bedürfen, sondern neues Licht auf die schon längst erhaltenen; keine neue Bibel, sondern eine Oeffnung der geistlichen Augen, um diese Offenbarung Gottes recht verstehen zu können. Ueber die in Vers 22 erwähnten Krankheiten, siehe Cap. 4, 18, und Anmerkungen darüber in Section 8. Die dortigen aus Jes. 61, 1. citirten Worte sind hier der Hauptsache nach wiederholt. „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert.“ Zum Vergerniß an Christo schien den ungläubigen Juden, trotz den zahlreichen Liebeswundern Jesu, hinreichende Ursache vorhanden gewesen zu sein. Für einmal brachte er sein Messiasreich auf eine so gänzlich verschiedene Weise zu uns Menschen, als es die fleischlichen Begriffe der Juden erwarteten: Es war ein geistliches und nicht ein irdisches Reich; für die Armen und nicht für die Großen der Erde; still und anspruchslos, nicht in Pomp und großem Aufwande, so daß er Vielen vom Stein des Anstoßens und Fels der Vergerniß wurde. Diese beigelegte Mahnung Christi galt wohl vielleicht mehr den Umstehenden, als Johannes selbst.

Vers 24–28. — Die Jünger Johannes gingen, um das Gehörte und Gesehene von Christo ihrem Meister zu verkündigen. Offenlich ohne Zweifel hatten sie die bedenkenerregende Frage Johannes dem Herrn vorgelegt. Der bis dahin in großem Ansehen gestandene Prophet stand daher in großer Gefahr beim Volke als Wankelmüthiger, der selbst an Christo irre geworden sei, in Verdacht zu kommen. Und was sollte man alsdann von ihnen erwarten? Christus wollte deßhalb auch öffentlich des Propheten Ehre retten. „Wolltet ihr ein Rohr sehen?“ Das Schilf Egyptens und Palästinas war ein sehr dünnes und schlantes Rohr, das vom Winde stark hin und her geweht wurde. Es galt daher als Bild der Schwäche und Unbeständigkeit. 2. Kön. 18, 21.; Jes. 42, 3. Er wollte sagen: Fürwahr Johannes war trotz seiner Fragen kein solcher Schwächling, kein Zweifler, wie ihr ihn etwa für einen solchen ansehen möchtet. „Einen Menschen — in weichen Kleidern?“ Nein, auch kein Färling war er. Vergl. hiermit die in Matth. 3, 4. beschriebene Kleidung des Täuflers. Um des treuen Dienstes willen als Gerold und Bahnbereiter Jesu unterzog er

sich der allergrößten Selbstverleugnung in der Wüste und führte ein Leben der äußersten Enthaltensamkeit. „Sehet, die in herrlichen Kleidern und Lüten leben, die sind in den königlichen Höfen,“ und könnten wohl als Vorläufer irdischer Prinzen gelten, nicht aber als die des demüthigen Heilandes der Welt. „Einen Propheten?“ Für einen solchen wurde Johannes vom Volk allgemein gehalten. „Ja — mehr denn ein Prophet.“ 1. Weil er selbst Gegenstand der alttestamentlichen Weissagung, 2. Der letzte in der Reihe der Propheten, und seine Weissagung auf Christo die klarste und deutlichste war, 3. Weil er mit Fingern auf den Messias hinwies, den die andern Propheten nur voraus ankündigten. Er sah, was andere gewünscht hätten zu sehen, und 4. Weil er nicht allein Prophet, sondern auch Vorläufer Christi war. Christus weist nun hin auf die Weissagung Maleachi (Cap. 3, 1.) zur Erklärung jener Schriftstelle und damit man darüber ins Klare komme, wer unter dem Propheten Elias zu verstehen sei, der nach Mal. 4, 5. kommen sollte. „Meinen Engel,“ eigentlich Boten, „vor demem (Christi) Angesichte her.“ Dieses ist eine Anspielung auf den orientalischen Gebrauch, wo Regenten ihre Gerolde vor sich her sandten, um alle etwaigen Hindernisse und Anstöße aus dem Wege zu räumen und das Volk auf ihre Ankunft aufmerksam zu machen. Wir sehen auch hier, in wieweit inniger Verbindung das Alte und Neue Testament zusammen stehen. Ersteres deutet auf das Letztere; dieses aber wieder auf jenes hin. Als ein solcher Gerold im viel höhern Sinne, nicht eines irdischen Monarchen, sondern des Lebensfürsten war denn Johannes auch unter allen, „die von Weibern geboren sind,“ der Größeste. Seine Mission als Wegbereiter war, wenn auch von kurzer Zeitdauer, dennoch erfüllt; und sein Märtyrertod, den er um der Wahrheit willen erlitt, besiegelte sein Werk umsomehr. Der aber kleiner ist im (nunmehr erscheinenden) Reich Gottes, das erst Christus durch seinen Tod in voller Glorie entfalten wollte, „ist größer, denn er,“ nicht etwa im Charakter oder in höhern Ansehen bei Gott, sondern im Genuß höherer Vorrechte. Er war „der Freund des Bräutigams,“ die Gläubigen aber der evangelischen Zeit die Bräute selbst, ja auch zugleich Söhne und Töchter.

**Praktische Lehren.**—1. Gott der Herr führt seine Nachfolger nicht immer auf Verklärungsberge, sondern auch zuweilen nach Gethsemane.—2. Der Gläubige kann zuweilen in Ansehung kommen, aber er soll nicht darin unterliegen.—3. Lehrer können ihre Schüler durch nichts in der wahren Erkenntniß schneller befördern, als wenn sie dieselben zu Jesu in die Lehre schicken.—4. Der beste Beweis für die Wahrheit des Christenthums ist dessen heilsame Wirkung auf die Menschen, wo man dasselbe annimmt und sich's zu eigen macht.—5. Welche Vorrechte genießen doch die Gläubigen des neuen Bundes über die des alten.

**Kleinkinderklasse.**—Der große Centralpunkt der Section ist Christus, der große Arzt. Erzähle, wie er durch sein großes Allmachtswort allerlei Krankheiten heilte und Jedermann Gutes that, der im Glauben zu ihm kam. Er bewies seine Gottheit durch seine Wunderwerke, indem kein bloßer Mensch im Stande war, solche zu thun. Auch ließ er sich gern zu den Armen und Niedrigen herab und verkündigte ihnen das tröstliche Evangelium, d. h. die frohe Botschaft der Erlösung von Sünden und Beglückung in Christo. Ein anderer Gedanke ist die Thatfache, daß Jesus sieht, wenn Jemand es aufrichtig mit ihm meint. Er kannte den Charakter und die Gesinnung Johannes des Täuflers, fand in ihm einen aufrichtigen Diener und legte ein öffentliches Zeugniß von ihm ab. Anwendung: Jesus kennt auch uns und sieht unsere Herzen.

**Illustrationen.**—1. Saget Johanne, was ihr sehet und höret. Der Mond hat ein viel milderes, aber nicht weniger herrliches Licht, als die Sonne, reflektirt das Licht der letzteren auf die Menschen hernieder in solch mildem Glanz, wie es gerade für unsere Augen erträglich und angepaßt erscheint. So auch Christus. Er veranschaulicht uns den Vater in seiner eigenen Person, seine Allmacht und Güte in seinen Liebeswerken.

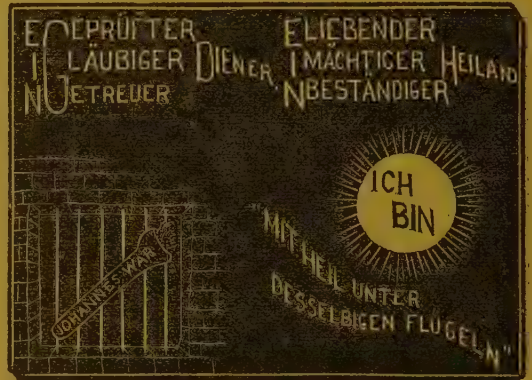
2. Der Kleinste im Reich Gottes — größer denn er.—Vers 28. Es ist ein merklich großer Unterschied zwischen den Kindern eines Hauses und solchen, die nur zum Gesinde gehören. Alle erquiden sich täglich an einer Tafel. Kindern werden jedoch mancherlei Vorrechte zu Theil, die An-



bern nicht gewährt werden. Kindern wird manches Geheimniß anvertraut, welches vor dem Hausgefinde verschwiegen bleibt. Dienstboten arbeiten um Lohn, fromme Kinder aber aus Liebe zu den Eltern; sie besitzen jetzt schon die Vorrechte des Hauses und werden zu Erben des häuslichen Vermögens eingesetzt. Also sind auch Die, welche zum neutestamentlichen Reich Gottes gehören, viel größer als Die, welche erst hoffend an der Schwelle standen. Sie besitzen größere Vorrechte.

**Wandtafelersklärung.** — Hier wird links zunächst gezeigt, was Johannes war — ein brennend und scheinend Licht; allein, es ist am Erlöschen, bloß noch eine glimmende Fackel im Gefängniß. Seine Arbeit war vollendet. Wie er dieselbe vollendet, können wir daraus erkennen, daß er ein geprüfter, aber dennoch stets gläubiger und getreuer Diener seines Meisters war, von dem er frische Erkundigungen einzog. Rechts wird illustriert, was Christus ist — die scheinende Sonne der Gerechtigkeit, mit Heil unter desselbigen Flügeln. Christus in seiner Mission schritt voran, und der Meister zeigt sich den fragenden Jüngern gegenüber auch wer er sei, nemlich ein Liebender, mächtiger, beständiger Heiland, mit vielen Zeugen (Vers 22) um ihn her. Der Bescheid hatte

bestimmt seinen erwünschten Erfolg. Und obgleich auch die Fackel erlosch, so schien die Sonne nun um so herrlicher. Sie scheint auch uns.



## Der Sünderfreund.

### 11. Section: Lukas 7, 36–50. — Sonntag den 13. März 1881.

**36.** Es bat ihn aber der Pharisäer einer, daß er mit ihm aße. Und er ging hinein in des Pharisäers Haus, und setzte sich zu Tische.

**37.** Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin. Da die vernahm, daß er zu Tische saß in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salben,

**38.** Und trat hinten zu seinen Füßen, und weinete, und fing an seine Füße zu nesen mit Thränen, und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küßte seine Füße, und salbete sie mit Salben.

**39.** Da aber das der Pharisäer sahe, der ihn geladen hatte, sprach er bei sich selbst, und sagte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welcher ein Weib das ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin.

**40.** Jesus antwortete und sprach zu ihm: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er aber sprach: Meister, sage an.

**41.** Es hatte ein Wucherer zwei Schuldner. Einer war schuldig fünfhundert Groschen, der andere fünfzig.

**42.** Da sie aber nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden. Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?

**43.** Simon antwortete, und sprach: Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht gerichtet.

**44.** Und er wandte sich zu dem Weibe, und sprach zu Simon: Siehest du dies Weib? Ich bin gekommen in dein Haus, du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Thränen geneset, und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet.

**45.** Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, nachdem sie herein gekommen ist, hat sie nicht abgelassen meine Füße zu küssen.

**46.** Du hast mein Haupt nicht mit Oel gesalbet; sie aber hat meine Füße mit Salben gesalbet.

**47.** Derhalben sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet; welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig.

**48.** Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben.

**49.** Da fingen an, die mit zu Tische saßen, und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?

**50.** Er aber sprach zu dem Weibe: Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin mit Frieden.

**Haupttext: Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben. — Luk. 7, 48.**

**Einleitung.** — Jesus hatte in der vorigen Section seinem Vorläufer Johannes gleichsam die Zeichenrede gehalten, denn nicht lange nachher wurde der Prophet auf Herodis Befehl enthauptet. Unmittelbar auf die Rede Jesu erfolgte dessen Weheruf über die Unbußfertigkeit und des Unglaubens der Städte Chorazin, Bethsaida und Capernaum, und die tröstliche Einladung an Müßelige und Beladene. (Matth. 11, 20–30.) Es mag leicht sein, daß die Sünderin, von welcher heute die Rede ist, die freundliche Einladung Jesu auf sich bezog, und die erwähnte Methode einschlug, um die verheißene Seelenruhe zu finden. Die Geschichte ist in einigen Punkten ähnlich derjenigen, die in Matth. 26, 6–13; Mark. 14, 3–9. und Joh. 12, 2–9. erzählt wird, darf aber keineswegs mit derselben verwechselt werden. Es ist zwischen beiden ein Unterschied, 1. Bezüglich des Orts, denn die vorliegende Begebenheit trug sich in Galiläa, jene aber in Bethanien, unweit Jerusalem zu. 2. In Beziehung auf die Zeit; die Section fällt etwa in die Mitte des Lehramts Christi, die andere Begebenheit etwa gegen den Schluß desselben. 3. Auch die Personen sind verschiedene. Diese Geschichte trug sich im Hause Simons des Pharisäers, jene im Hause Simons des Aussätzigen zu. Simon war ein sehr gewöhnlicher Name, es werden zum wenigsten 15 derselben im neuen Testament erwähnt. Die weiblichen Personen in beiden Geschichten sind ebenfalls verschiedene. Die hier erwähnte Person war

ein Weib von üblem Ruf, aber reumüthig, jene war die unbescholtene Maria, die Schwester des Lazarus.

**Texterklärung.** — Vers 36–48. Jesus, der bei den Pharisäern sonst nicht gut angeschrieben war, wurde von einem solchen nichtsdestoweniger zu einer Mahlzeit geladen. Es liegt durchaus kein Grund vorhanden, dieser Einladung, wie von Einigen gesehen, eine feindselige Absicht zu unterstellen. Simon hatte ohne Zweifel eine gewisse Achtung vor der Lehre Jesu und hielt ihn wenigstens für einen Propheten. Vergl. Vers 39. Solche gab es nach Joh. 12, 42. viele. Jesus, welcher keine Gelegenheit, Gutes zu thun, unbenützt ließ, und der auch kein Ansehen der Person kannte, verschmähte die Einladung nicht. Wie aus Vers 49. erhellt, waren noch Mitgäste bei Tisch, durch deren Einladung Simon dem Herrn vielleicht eine Ehre erweisen wollte. Er setzte sich zu Tische, oder genauer, legte sich, nach morgenländischem Gebrauch auf das für ihn bestimmte Divan, die Füße nach hinten ausgestreckt.

Ein ganz verschiedener Gegenstand der Unterhaltung bot sich der Gesellschaft, als es wieder bei Simon noch den Geladenen anfänglich berechnet war. Ein ganz unberufenes Weib trat plötzlich in das Haus des Pharisäers, und in die Gesellschaft und lieferte durch ihre Handlung den Text zu einer ersten Predigt Jesu. Eine Sünderin der Stadt, ein Weib, das bis vor kurzem einem schlechten Betrieh nachgegangen war,



und vom Standpunkt der öffentlichen Meinung jetzt noch dafür galt; aber nun, und vielleicht schon seit längerer Zeit, reumüthig und leidtragend über ihr früheres gottloses Leben war, hatte von dem Aufenthaltsort Jesu gehört und war unangemeldet eingetreten. Nur ihre Liebe, die sie zu Jesu gewonnen hatte, einerseits und ihre von Neue zernüchterte Seele andererseits verliehen ihr den Löwenmuth hier ihre Erziehung zu machen. Sie brachte ein Glas mit Salben, wahrscheinlich von derselben Art, wie hernach Maria in Bethanien. Daß sie von hinten zu Jesu hinttrat, um mit ihren Thränen seine Füße zu benetzen und dieselben mit ihren Haaren zu trocknen und dann zu küssen, wird eben durch die oben erwähnte eingenommene Stellung erklärt. Eine solche Ceremonie, welche hier der reinste Ausdruck eines liebenden Herzens befundete, kam im Morgenland sehr häufig vor, namentlich wenn man einen Lehrer des göttlichen Wortes aufs Höchste ehren wollte. Sie gab dadurch ihre ganze demüthige Herzensstimmung gegen Jesu kund, wie sie es mit dem Munde nicht aussprechen konnte.

Bers 39. — Die Scene verursachte ohne Zweifel Todtenstille umher. Im Herzen des Gastwirths reiste jedoch sogleich ein Gedanke, welcher von einem vorurtheilsdollen und in religiösen Dingen völlig blinden Herzen zeugte. Lukas war theils durch die Erleuchtung von oben, und theils in Folge der Antwort Christi im Stande, den Gedanken niederzuschreiben, obwohl derselbe, wie es scheint, nicht ausgesprochen worden war. Simon hatte bis dahin ohne Zweifel den Herrn für einen Propheten gehalten. Das soeben Vorgefallene brachte ihn plötzlich auf eine andere Meinung. Er glaubte irthümlich, ein Prophet müsse notwendig Alles wissen, wäre Christus ein Prophet, so wüßte er, mit welchem verworfenen Charakter er es zu thun habe und würde sich also nicht von ihr berühren lassen. Er ahnte nicht, daß Christus wirklich wußte, was in den Herzen der Menschen vorging, und daß er gerade in diesem Weibe eine große aber auch gründlich bußfertige Sünderin vor sich habe. Als Pharisäer wußte er selbst nichts von wahrer Buße und begriff daher auch nichts von den Empfindungen eines von Neue zernüchterten Herzens.

Bers 40-43. — Jesus zeigte nun sofort, durch das Errathen des Pharisäers eigenen Gedanken, daß er auch ebenso wohl den Charakter des Weibes verstiehe, antwortet demselben auf seine Scrupeln in der Form eines erhabenen Gleichnisses. Der Ausdruck Wucherer ist gleichbedeutend mit Gläubiger. Der im Gleichniß Genannte stellt Gott selbst vor gegenüber den Menschen als seine Schuldner. Der am meisten Schuldende stellt die Sünderin, der geringere Schuldner den Simon vor. Vor Gott sind alle Menschen Schuldner und ein Selbstgerechter vielleicht der größte. Jedoch bezieht es sich mehr auf ausbrechende Sünden und Laster, und hierin dürften diejenigen des Weibes am schwersten in die Waagschale gefallen sein. Fünfhundert Groschen, den Groschen nach unserm Gelde zu etwa 16 Cents berechnet, beläuft sich zu \$80.00; die fünfzig Groschen zu \$8.00. „Nicht hatten zu bezahlen,“ wie solches die Lage eines jeden Sünders gegenüber einem gerechten Gott, als seinem Schuldherrn, ist. Er ist ganz auf die Barmherzigkeit Gottes angewiesen. Die beiden Schuldner erkannten nicht allein ihre Schuld, sondern auch ihre Zahlungsunfähigkeit. Da schenkte er es beiden.“ Dies ist auch die einzige Art und Weise, wie der Sünder seine Schuldenlast vor Gott los werden kann durch Christi theures Verdienst. Aus der Frage Christi (Bers 42) könnte man schließen, es liege ein Vortheil in einer größeren Sündenschuld über der geringeren, weil in ersterem Fall so viel mehr geschenkt wurde, aber nein; nichts desto weniger hatte der größere Schuldner nach seiner Begnadigung so viel größere Ursache zur Dankbarkeit, als der andere, was auch Simon gern eingestehet.

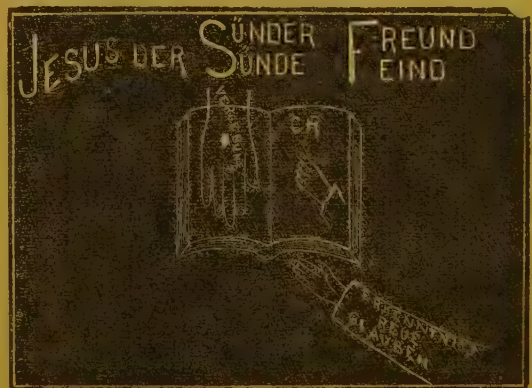
Bers 44-50. — Auf das Gleichniß folgte nun die praktische Anwendung oder Erklärung, wobei dem Simon vor Augen gestellt wurde, wie er zwar ebenso wohl ein Sünder vor Gott sei, wie das von ihm verachtete Weib, aber keine solchen Beweise der Liebe als Früchte der Buße gezeigt hätte, als sie. „Nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen,“ wie es doch nach dortiger Sitte an willkommenen Gästen zu geschehen pflegte. Vergl. 1. Mose 18, 4; Richter 19, 21.; 1. Tim. 5, 10. „Keinen Fuß gegeben.“ Freunde zu küssen, ist eine sehr gewöhnliche Begrüßungsart im Morgenlande. „Mein Haupt nicht mit Oel gesalbet.“ Auch diese Sitte hatten die Juden von den Egyptern entlehnt. Alle diese äußeren Merkmale der Liebe zu seinem Gaste hatte Simon kaltblütig unterlassen. Jesus stellt

diesem Beispiel das der Sünderin als greller Contrast gegenüber und zeigt, wie sie für die bereits empfundene Vergebung der vielen Sünden durch ihre Handlungsweise ihrer innigen Liebe und Dankbarkeit Ausdruck verleiht. „Sie hat viel geliebet,“ nemlich viel Gnade und Erbarmen, und sich dadurch die Vergebung vieler Sünden theilhaftig gemacht. Jener blieb unbüßfertig, kalt und leer. Vergleiche Luk. 1, 53., sowie auch das Exempel vom Pharisäer und Zöllner Cap. 18, 9-14. Der göttliche Ausspruch Jesu: „Dir sind deine Sünden vergeben,“ erregte das Erstaunen der Mitgäste, wieder wie beim Sichtbrüchigen Cap. 5, 20. 21. Sie hielten es für freche Unmaßung einer Autorität, die nur Gott zusteht, dachten es aber nur bei sich selbst. Jesus wiederholt dem Weibe die Zusicherung seiner Huld und sagt, ihr Glaube habe ihr geholfen.

**Praktische Winke.** — 1. Selbst ein Gastmahl kann als Gelegenheit benützt werden, um Gutes zu wirken. — 2. Es ist recht für einen Gläubigen in irgend eine Gesellschaft zu gehen, wo wir Jesum mitnehmen können, oder wo er bereits zu Gast ist. 3. Christus ist ganz besonders ein Freund der Sünder, daher weil er ein Feind der Sünder ist. — 4. Glaube und Liebe beweisen sich auch nach außen, durch die Darbringung alles dessen, was wir besitzen. — 5. Eine der größten und gewöhnlichsten Sünden ist das fälschliche Beurtheilen unserer Mitmenschen. — 6. Die Sünde ist eine große Schuld, die der Sünder aus eigenem Vermögen nie bezahlen könnte. — 7. Der, welcher seine Schulden nicht anerkennt, fühlt auch kein Bedürfnis für Vergebung. 8. Die Liebe ist die Frucht und der Beweis des Glaubens.

**Kindertafel.** — Auch in dieser Lektion muß die Aufmerksamkeit der Kleinen auf Christum gelenkt werden. Er ist der große Sünderfreund, welcher sogar die schlimmsten Sünder gerne annimmt, wenn sie nur voll Reue und Buße zu ihm kommen. Benütze das Gleichniß vom Gläubiger (Wucherer) und den Schuldner. Schildere die traurige Lage eines Menschen, der in großen Schulden steckt und in Gefahr steht, verpfändet oder eingestekt zu werden, aber der Schuldherr schenkt ihm das Ganze. Wie froh ist ein Solcher, und wie sucht er seine Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter zu beweisen.

**Illustration.** — Jesus bei einem Pharisäer zu Gast. Das Schiff auf hoher See, so lange es mit vollen Segeln dahinfährt, ist sicher. Nur dasjenige Schiff, das faumselig an den Ufern dahinschleicht, steht in Gefahr, an Klippen zu zerbrechen. So lange wir im Begriff sind, Gutes zu thun, und sei es auch unter Gottlosen, so lange sind wir sicher. Gehen wir aber unter sie, weil wir ihre Gesellschaft lieben, dann sind wir verloren.



**Wandtafelklärung.** — Hier steht der Leser ein Buch. Wir Alle wissen, daß Gott die Handlungen der Menschen niederschreibt. Auf der einen Seite des Blattes stehen die Schulden, auf der andern der Credit. Diese Seite ist jedoch leer. Die Schulden sind durch die (Christi) Hand der Vergebung zuge deckt, was aber beim Sünder nur dann geschieht, wenn er seine Hand nach solcher Tilgung der Schuld ausreckt. Während er das thut, muß er seine Sünden erkennen, bereuen und Glauben an Christum üben. Dieser ist der Sünder Freund, eben dadurch, daß er der Sünder Feind ist und dieselbe zerstört hat. „Bei ihm ist viel Vergebung.“

# Uebersichtstafel.—Zweites Viertel.

(Sonntag den 20. März 1851.)

Section.	Sectionstitel.	Thema.	Haupttext.	Inhalt.	Lehre.
1.—Lukas 1, 5–17.	Zacharias und Elisabeth.	Der Vorläufer Christi.	Lukas 1, 6.	1. Eiserne Frömmigkeit. 2. Engelersehung. 3. Wahre Frömmigkeit wird oft geprüft, aber reichlich belohnt.	
2.—Lukas 1, 46–55.	Maria Lobgesang.	Gott der Gnädige und Wahrhaftige.	Lukas 1, 46, 47.	1. Lob. 2. Almacht. 3. Gerechtigkeit. 4. Barmherzigkeit. 5. Wahrhaftigkeit Gottes.	Vergiß nie, dem Herrn für seine Barmherzigkeit und Liebe zu danken.
3.—Lukas 1, 67–79.	Zacharias Botschaft.	Der Aufgang aus der Höhe.	Lukas 1, 78.	1. Erlösung. 2. Bund Gottes. 3. Der Vorläufer. 4. Licht in der Finsterniß.	Gottes Verheißungen sind alleamt Sa und Amen.
4.—Lukas 2, 8–20.	Die Geburt Jesu.	Christus der Herr.	Lukas 2, 14.	1. Engelsbotschaft. 2. Engelsgesang. 3. Hirteneuch. 4. Lob Gottes.	Himmel und Erde sind interessiert in der Erlösung der Welt.
5.—Lukas 2, 25–35.	Simeon und das Kind Jesus.	Der Trost Streit.	Lukas 2, 30.	1. Simeons Frömmigkeit. 2. Simeons Sterbetrost. 3. Simeons Messias.	Christus ist die Hoffnung der Welt, auf welchen sich allein getrost und festg werden läßt.
6.—Lukas 2, 40–52.	Jesus als Knabe.	Jesus, der göttliche Jugendspiegel.	Lukas 2, 40.	1. Jesus zu Jerusalem. 2. Im Tempel. 3. Auf der Rückreise.	Christus ist das rechte Musterbild für jede Altersklasse.
7.—Lukas 3, 7–18.	Die Predigt Johannes des Täufers.	Die Predigt Johannes des Täufers.	Lukas 3, 8.	1. Strafpredigt. 2. Ermahnung zur Buße. 3. Simeons Taufe. 4. Christi Taufe.	Gründliche Buße und ein heiliges Leben sind notwendige Bedingungen zur Seligkeit.
8.—Lukas 4, 14–21.	Die Predigt Jesu.	Das angenehme Sahr.	Lukas 4, 18.	1. Der göttliche Lehrer. 2. Der Geliebte des Herrn. 3. Der Glenden Helfer. 4. Schriftfüllung.	Christus ist der Helfer und Retter in allen Nothen und Lagen des Lebens.
9.—Lukas 5, 12–26.	Jesus heilt die Kranken.	Jesus, der Wunderthäter.	Lukas 5, 17.	1. Der Ausläufer. 2. Der Gichtbrichige. 3. Simeons Taufe. 4. Heilung.	Jesus der rechte Arzt nach Leib und Seele.
10.—Lukas 7, 19–28.	Das Zeugniß Jesu von Johannes.	Der wahre Messias.	Lukas 7, 48.	1. Der wahre Messias. 2. Der große Prophet. 3. Das Gastmahl. 4. Die Sündenvergebung.	Die Gottheit Christi wurde zur Genüge durch seine Wunder bestätigt.
11.—Lukas 7, 36–50.	Der Sünderfreund.	Jesus nimmt die Sünder an.	Lukas 7, 48.	1. Das Gastmahl. 2. Die Sündenvergebung. 3. Der Schuldner. 4. Die Sündenvergebung.	Der Jesus ist ein Heiland auch für die größten Sünder.
12.—	Uebersichtliche Darstellung.	Uebersichtliche Darstellung.	Lukas 7, 48.	1. Die weisse Blume. 2. Die liebliche Krone. 3. Das Gott der Herr ist ein rechter Richter. 4. Der Grundstein in Zion.	Seid aber Thäter des Wortes und nicht Hörer allein.

## Sectionen.

1. Section.—Welcher Anseher lebte zur Zeit Herodes? Wie hieß sich Maria zur Zeit? Wen lobpreist sie? Woher gelangt? Wer erschien eines Tages dem Zacharias? Wo? Zu welchem Zweck? Wie sollte der verheißene Sohn heißen? Was wird von ihm geweissagt?
2. Section.—Wessen Worte sind hier verglichen? Wo bestand sich Maria zur Zeit? Wen lobpreist sie? Woher gelangt? Was hatte Gott an ihr gethan? Was sagt sie von der Barmherzigkeit Gottes? Von seiner Gewalt? Was thut er den Hoffärtigen? Den Niedrigen?
3. Section.—Wer ist der Redende in der Section? Welches Wunder geschah am achten Tage nach der Geburt Johannes? Welche Empfindungen verursachte dasselbe bei Zacharias? Woher kommt er dem Herrn? Was ist ein Horn des Heils? Wodurch will uns Christus erretten? Was weissagte Zacharias von seinem Sohne Johannes?
4. Section.—Welches Ereigniß wird uns in dieser Section berichtet? Dem wurde dasselbe zuerst angekündigt? Von wem? Welches Zeichen wurde den Hirten gegeben zur Auffindung des Kindleins? Was geschah unmittelbar auf diese Greudenbotschaft? Wie lautete der Engelsgesang? Was thaten die Hirten? Was lernen wir aus?
5. Section.—Wohin begaben sich die Eltern Jesu am 40. Tage nach seiner Geburt? Welcher fromme Mann zu Jerusalem wird in der Section erwähnt? Womit wird seine Frömmigkeit angedeutet? Seine Liebe zum Hause Gottes? Seine Sehnsucht nach dem Heiland der Welt? Auf wessen Antrieb war er heute gekommen? Womit wurde sein Gebet erhört? Welches Glück wurde ihm im Tempel zu Theil? Was that Simeon hierauf? Was weissagte er?
6. Section.—Was wird uns aus der Jugendzeit Jesu berichtet? Woher begaben sich die Eltern Jesu am 40. Tage nach seiner Geburt? Welcher fromme Mann zu Jerusalem wird in der Section erwähnt? Womit wird seine Frömmigkeit angedeutet? Seine Liebe zum Hause Gottes? Seine Sehnsucht nach dem Heiland der Welt? Auf wessen Antrieb war er heute gekommen? Womit wurde sein Gebet erhört? Welches Glück wurde ihm im Tempel zu Theil? Was that Simeon hierauf? Was weissagte er?



richtet? Wo ging er in seinem zwölften Jahre mit seinen Eltern hin? Zu welchem Fest? Was trug sich zu während der Rückkehr Josephs und Marias? Wo wurde Jesus zuletzt gefunden? Womit war er beschäftigt? Was sagte er zu seiner Vertheidigung?

7. **Section.**—Von wem ist die Rede in diesem Abschnitt? Wo befand sich Johannes? Was sagte er zu denen, die sich von ihm taufen lassen wollten? Wozu ermahnte er sie? Womit drohte er? Welchen Bescheid erhielten die Zöllner? Die Kriegsknechte? Welche Auskunft ertheilte er dem Volk in Bezug auf seine Person? Was sagt er von seiner Taufe? Womit werde der nach ihm Kommende taufen? Wer ist derselbe?
8. **Section.**—Wo ist der Schauplatz der hier erzählten Begebenheit? Wohin begab sich Jesus am Sabbathtag? Zu welchem Zweck? Aus welchem Buch der Bibel las er vor? Auf wen bezog sich der gewählte Abschnitt? Wozu war Christus gesalbt und gesandt? Wer sind die Armen? Die Zerstoßenen? Die Gefangenen?
9. **Section.**—Wen traf Jesus in einer gewissen Stadt? Was sagte der Aussätzige zu ihm? Was war der Erfolg seines Glaubens? Was war die Wirkung dieses Wunders auf Andere? Was für ein Kranker wurde auf einem Bette zu Jesu gebracht? Wie brachte man ihn vor Jesu? Was that Jesus vorerst für den Kranken? Warum vergab er ihm zuerst die Sünden? Was sagten die Pharisäer? Womit bewies ihnen Christus seine Gottheit? Was wird vom Glauben gesagt?
10. **Section.**—Wer schickte Boten zu Jesu? Wer waren diese? Wo befand sich Johannes zur Zeit? Mit welcher Frage schickte er seine Jünger zu Jesu? Mit welcher Absicht that er es wohl? Was war die Auskunft Jesu hierüber? Was sagte Jesus zum Volk in Bezug auf Johannes? Wie bezeugt er dessen Charakterfestigkeit? Dessen selbstverleugnenden Sinn?
11. **Section.**—Wohin wurde Jesus zu einem Gastmahl geladen? Wer suchte ihn daselbst auf? Was that das

Weib an Jesu? Was dachte der Pharisäer dabei? Was antwortete Jesus darauf? Auf wen läßt sich das Gleichniß vom Bucharer und den Schuldnern anwenden? Was that Jesus für die Sünderin? Was lehrt uns diese Section in Bezug auf die Sünderin? Auf Simon? Auf Christo?



**Wandtafelserklärung.**—Der Grund, warum wir zur Beleuchtung der Sectionen des Quartals das Bild einer Harpe gewählt haben, ist einfach dieser: Eine Anzahl der Sectionen sind wirkliche Lobgesänge. Wenn diese gelten, eben durch das ganze Quartal, das steht auch auf der Harpe: Christum unserm König. Jede Saite (Section) handelt von ihm. Der Vorläufer, Mariä Lobgesang, seine Geburt, seine Jugend, später sein Auftreten als Arzt, als Sünderfreund u. s. Wohl dem Volk, wohl der Sonntagsschule, die auf dieser Harpe dem Herrn in lieblichen Accorden zujuchzen und ihn mit Maria, mit Zacharia u. s. erheben kann. Jede Saite gibt einen süßen Ton.

## Mäßigkeitssection.

### 13. Section: Jes. 28, 1-7. 14-17. — Sonntag den 27. März 1881.

1. Wehe der prächtigen Krone der Trunkenen von Ephraim, der welken Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche steht oben über einem fetten Thal derer, die vom Wein taumeln.
2. Siehe, ein Starker und Mächtiger vom Herrn, wie ein Hagelsturm, wie ein schädliches Wetter, wie ein Wassersturm, die mächtiglich einreißen, wird in das Land gelassen mit Gewalt,
3. Daß die prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim mit Füßen zertritten werde.
4. Und die welke Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche steht oben über einem fetten Thal, wird sein gleichwie das Reife vor dem Sommer, welches verdorrt, wenn man es noch an seinem Zweige hangen siehet.
5. Zu der Zeit wird der Herr Zebaoth sein eine liebliche Krone und herrlicher Kranz den Uebrigen seines Volks;
6. Und ein Geist des Rechts dem, der zu Gericht sitzt; und eine Stärke denen, die vom Streit wieder kommen zum Thor.
7. Dazu sind diese auch vom Wein toll geworden, und tau-

**Haupttext:** Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht.—1. Petri 2, 9.

**Einleitung.**—Die heutige Section hat den Propheten Jesaias zum Verfasser. Der Name entspricht ganz dem Charakter des Buches; indem derselbe so viel als die Erlösung durch Jehovah bedeutet. Bückner übersezt den Namen „des Herrn Heil.“ Und ganz zutreffend ist auch sein Buch eine Weissagung der baldigen Ankunft des Messias. Sein prophetisches Amt fällt in die Regierungsjahre der Könige Usia, Jotham, Ahas und Jechiskia, die in Judäa in erwähneter Reihenfolge zwischen den Jahren 3194 und 3305 v. M. regierten. Im Textkapitel wird gegen Israel, sowohl als gegen Juda gewissagt.

meln von starkem Getränk. Denn beide Priester und Propheten sind toll von starkem Getränk, sind im Wein ertrunken, und taumeln von starkem Getränk; sie sind toll im Weissagen, und fügen die Urtheile heraus.

14. So höret nun des Herrn Wort, ihr Spötter, die ihr herrschet über dies Volk, so zu Jerusalem ist.

15. Denn ihr sprecht: Wir haben mit dem Tode einen Bund, und mit der Hölle einen Verband gemacht; wenn eine Fluth daher gehet, wird sie uns nicht treffen; denn wir haben die Lügen unsere Zuflucht, und Heuschreck unsern Schirm gemacht.

16. Darum spricht der Herr Herr: Siehe, ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Stein, der wohl gegründet ist. Wer glaubet, der stehet nicht.

17. Und ich will das Recht zur Richtschnur, und die Gerechtigkeit zum Gewicht machen; so wird der Hagel die falsche Zuflucht wegreiben, und Wasser sollen den Schirm wegschwemmen.

**Texterklärung.**—Vers 1-4. Hier beginnt der zweite Theil der Weissagungen Jesaias; der Einsfall Sancheribs in Judäa bildet den Mittelpunkt. Die Section handelt von Ephraim. Ephraim und Manasse bildet bekanntlich einen Stamm in Israel, indem die beiden Söhne an die Stelle ihres Vaters Joseph getreten waren. Auch das Zehnstammreich Israels wird uns bithteilen unter dem Namen Ephraim vorgeführt, indem der Regierungssitz des Reiches in Ephraim lag. So denn auch hier; denn laut der Ueberschrift des Capitels gilt die Weissagung dem Reich Israel und Juda. Ephraim



wird dargestellt als ein Weintrinker, der das Haupt mit einer Blumenkrone umkränzt hat. Die Trunkenheit der Ephraimiten wird hier gerügt und ein Wehe vom Herrn über sie ausgesprochen. Allerdings ist dieser angedeutete Zustand der Trunkenheit geistlich zu verstehen und zielt hier auf die Leichtfertigkeit und Gottvergessenheit, die sie wie ein Schwindelgeist ergriffen hatte, daß sie blindlings darauf los sündigten und, einem vom Taumeltisch betäubten Trunkenbold gleich, nirgends Gefahr ahnten, obgleich dieselbe nahe vor der Thüre war. Aber auch wirkliche Trunkenheit scheint nach Vers 7 des Volkes und ihrer Obersten Sünde gewesen zu sein. „Die prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim.“ Hierunter ist der Berg Samaria verstanden. „Samaria lag auf einem, die Umgebung königlich beherrschenden, schönen rund angeschwollenen Hügel, in einem von einem riesigen Kranze höherer Berge umschlossenen Thalbecken von etwa zwei Stunden Durchmesser. Die Lage war dominirend, die Hügel bis oben hin terrassenförmig gebaut, die Umgebung herrlich und fruchtbar.“ (Delitsch.) Eine prächtige Krone ist also ein bezeichnender Ausdruck. Diese Krone wird nun, ebenfalls in bildlicher Darstellung, eine welke Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit genannt, die Verwüstung durch ihre Feinde andeutend. — Nun wird Vers 2 näher erwähnt auf welche Weise die herrliche Krone zur welken Blume werden würde: „Ein Starter und Mächtiger vom Herrn“ (der König von Ägypten, Salmanaßer oder Sargon). Zum desto besseren Verständniß lese man 2. Kön. 17, woselbst die dreijährige Belagerung und endliche Einnahme Samarias durch Salmanaßer, sowie die Grundursache dieses Unglücks erzählt wird. Die Belagerung wird hier mit einem alles darniederreichenden Gewitters Sturm verglichen. Das hier Gemeinigte geschah etwa im Jahre 722—21 v. Christo. Die Geschichte beweist, daß Gott in seiner Langmuth dem sündigen Wesen der Menschen oft lange zusieht, aber doch zuletzt mit seinen Strafgerichten hereinbrechen muß, so daß die Uebertreter sein werden „wie das Reife vor dem Sommer.“ Vers 4, wörtlich: Wie eine frühreife, vor der eigentlichen Erntezeit reif gewordene Frucht, die aber bald verdirbt. Welche Bildersprache, die hier auf das Ende des Gottlosen angewendet wird!

Vers 5. 6. — „Zu der Zeit.“ Inmitten der Strafgerichte Gottes wird Gott „der Herr Gebaht“ denen, die sich durch dieselbigen zur Erkenntniß ihrer Sünden haben bringen lassen, „den Uebrigen des Volkes sein eine liebliche Krone,“ statt der welken Blume, worauf man vormals sein Vertrauen setzte. Ein Geist des Rechts, welcher Gerechtigkeit liebt, „dem, der zu Gericht sitzt,“ eigentlich dem Stande der Richter, „und eine Stärke denen, die (siegreich) vom Streit wiederkommen zum Thore“ (ihres Heimathsorts). Das Ganze will uns sagen, daß Gott in seiner Barmherzigkeit gnädig herabblicken und die Sache wieder so lenken werde, daß das bürgerliche Wesen auf der rechten Grundlage ruhen werde.

Vers 7. — Hier wird insbesondere die Sünde der Priester und vieler ihrer Propheten nochmals hervorgehoben. Dazu sind diese, nemlich die von Juda (vergleiche 2. Kön. 17, 19.), „auch vom Wein toll geworden und taumeln von starkem Getränk.“ Wenn auch hierunter nach einiger Auslegung die Tollheit der Sünden, insonderheit des Götzendienstes, verstanden sein sollte, so liegt immerhin im Vergleich eine wichtige Lehre für Alle, es werden uns im Bilde die traurigen Wirkungen starker Getränke vor Augen gemalt. Dem ganzen Zusammenhang des Verses nach zu urtheilen, bestand ihre Sünde auch im buchstäblichen Sinne in Trunkenheit, wovon sogar ihre Priester und Propheten (die falschen Propheten, denen sie aber vielmehr Glauben schenkten, als den wahren) angesteckt waren. Die, welche also Wächter der Nüchternheit sein sollten, die Priester, waren sogar toll von starkem Getränk, selbst während ihres Weissagens. Hieraus läßt sich der Geist der Trunkenheit vernehmen, indem nicht allein die vorgeblichen Gesichte, die sie sehen, und die Bescheide, welche sie erteilen, den Geist der Verblendung und Verwirrung atmen, sondern auch die Worte „köffen“, oder stotterten sie heraus, wie das bei Trunkenen zu geschehen pflegt.

Vers 14. 15. — So höret nun des Herrn Wort, läßt Gott durch seinen Knecht den erwählten Volksführern anfragen, nachdem sie die in Vers 8—13. erwähnte Zurechtweisung völlig in den Wind geschlagen und Vers 10. zum Propheten gesagt hatten: „Gebt hin, gebt her!“ — „Ihr Spötter, die ihr herrschet über dies Volk, so zu Jerusalem ist,“ und mit euren Spottreden dasselbe geflüstert vom Herrn abführt, statt, wie

es doch euer Beruf wäre, es ihm zuzuführen. Ein Hauptbeweis ihrer Tollheit legten sie darin an den Tag, daß sie sich anstatt auf Gott, vielmehr auf den König Egyptenlands verließen, welcher Cap. 36, 6. ein verbrochener Rohrstab genannt wird, „der, so Jemand sich darauf lehnet, ihm in die Hand gehet und dieselbe durchbohret.“ Dadurch hatten sie Vers 15. „mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Vertrag,“ das heißt, ein Uebereinkommen gemacht. In wiefern? Indem sie jeglichen Angriff von Seiten der Feinde an ihrer vermeintlichen Stütze als wie an einer Felsenwand schon im Voraus abprallen zu sehen glaubten. Ganz dasselbe thun alle diejenigen, welche sich auf Macht, Hobeit, Körperstärke, Reichthum, ein großes Heer oder irgend sonst etwas, als auf Gott verlassen.

Vers 16. 17. — Wie im Gleichniß vom klugen und thörichten Baumeister (Matth. 7, 24—29.) dem sandigen Fundament ein Felsengrund entgegengestellt wird, so hier der gebrechlichen Stütze der Ephraimiten einen bewährten Grundstein. Zwar nicht für diese Verächter seiner Gnade, aber für Solche, die sich auf Gott verlassen. Nun geht schließlich die Lektion in eine Weissagung vom künftigen Messias über. „Rege in Zion, in der Stadt Gottes einen Grundstein, Eph. 2, 20., nemlich Jesus Christus, an welchem man sich emporrichten, der mutwillig Gottlose aber auch sich stoßen und fallen kann. An diesem hat der Gläubige ein sicheres Fundament, einen in allen Prüfungen sich völlig „bewährten Stein.“ Wer an ihn glaubt, der flucht nicht, auch nicht vor dem höllischen Salmanaßer wie Jene trotz ihrer vermeintlichen Stütze dennoch fliehen mußten, und Vers 17. der Sagel die falsche Zuflucht forttrieb. Durch Christum werde auch ein Gottesreid gegründet werden, in welchem das Recht zur Richtschnur und die Gerechtigkeit zum Gewicht gemacht werden solle.

**Praktische Winke.** — 1. Die Sünde betäubt den Menschen, daß er wie ein Trunkener in der größten Gefahr sich sicher und glücklich fühlt. — 2. Irdischer Wohlstand ist wie ein schöner Blumenkranz, welcher aber bald welk wird. — 3. Im Sündenbienst ist der Mensch nie sicher vor dem Verderben; da, wo er sich am sichersten glaubt, überfällt ihn oft schnell das Strafgericht Gottes. Vers 2. — 4. Wer aber den Herrn Jesum zum Freund hat, dessen Haupt ist mit einem Diadem geschmückt, dessen Schönheit nicht so bald verdirbt. — 5. Ein Hauptcharakterzug des Reichs Christi ist, daß Gerechtigkeit und Gericht seines Stuhles Festung sind. — 6. Trunkenheit und Völlerei ist Gott ein Gräuel, macht die Menschen toll und würdigen ihn unter die Thiere herab. — 7. Wer sich auf das Irdische verläßt, der macht mit der Hölle einen Bund. — 8. Gott der Herr ist Allen, die zu ihm ihre Zuflucht nehmen, ein sicherer Fels und ein bewährter köstlicher Cestien.

**Kleinkinderklasse.** — In der Lektion sind mehrere Punkte enthalten, welche auch den Kleinen zur Lehre und Warnung dienen können. Die Kinder Israels waren stolz auf Samaria, als auf eine hübsche Krone. Zeige die Thorheit Derer, die sich auf irdischen Glanz verlassen, da doch Alles hienieden ist, wie des Grases Blumen: bald verwelt und dahin. Beispiel: Nebukadnezar, Herodes u. s. w. Schildere zunächst die traurigen Folgen der Trunkenheit; sie macht die Menschen toll, daß sie die Gefahr nicht sehen, wenn schon das Verderben über sie hereinbricht. Jesus Christus ist unser einzig zuverlässiger Grund, worauf wir bauen, den kann kein Sturm umstoßen.

**Illustrationen.** — Die welke Blume. — Vers 1. Von einem Manne, der an der Küste von England wohnte, wird erzählt, daß er ein fleißiger Bauer war, der um sein zeitliches Auskommen hart arbeiten mußte. Als er endlich wahrnahm, wie einige seiner Nachbarn reich wurden durch den Handel mit fremden Völkern, verkaufte er sein Landgut, ging nach Spanien und kaufte sich eine Schiffsladung von Feigen, um damit Handel zu treiben. Während seiner Rückkehr erhob sich ein so heftiger Seesturm, daß er sich, um sein Leben zu retten, endlich genöthigt sah, seinen sämmtlichen Einkauf von Feigen über Bord zu werfen. Zu Hause verarmt angekommen, halfen ihm seine Freunde wieder auf in der Betreibung seines früheren Berufs. Während er eines Tages nahe am Meeresufer pflügte, hielt er plötzlich stille, schaute auf das spiegelglatte Meer hinaus und rief: „Aha, du täuschende See, du möchtest gewiß noch mehr Feigen haben! Dein freundliches Aussehen soll mich nicht mehr verlocken.“ So ist es überhaupt



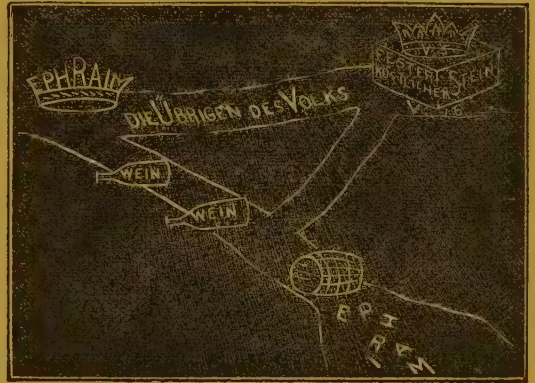
mit den Dingen dieser Welt, die allesammt einem Blumenkranz gleichen, welcher bald dahindelft.

2. Trunkenheit. — Vers 1. 7. Vor etlichen Jahren schlug ein Mitglied des Parlaments in England die Ernennung einer Committee vor zur Untersuchung der Ursache einer so ausgedehnten Unmäßigkeit unter dem Volk. Ein Anderer erwiderte, das sei gar nicht nöthig, er könne die Ursache nennen; es sei einfach das Trinken Schuld daran. Dies schien klar und das Mittel zur Aufhebung eben so klar: „Aufhören zu trinken.“

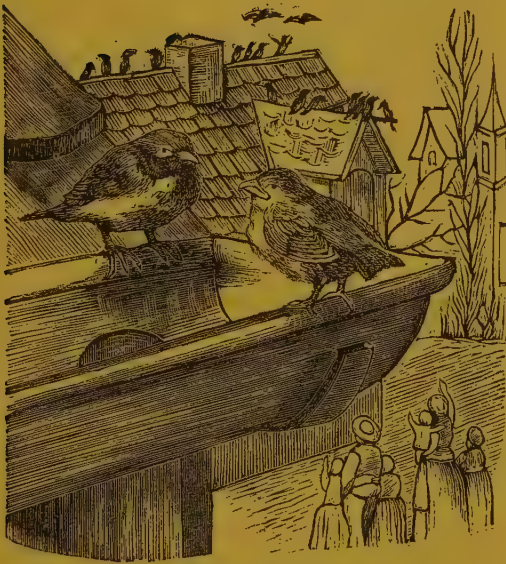
3. Ein Grundstein — der wohl gegründet ist. — Ein Prediger fragte eine fromme alte Frau, — die ihr Bekenntniß mit einem frommen Leben geziert hatte, — an ihrem Sterbebett, während er ihre Hand in die seine nahm, nach dem Grund ihrer Hoffnung. Sie erwiderte mit triumphirender Miene: „Ich bin geborgen, denn ich stehe auf einem Felsen.“

**Wandtafelklärung.** — Diese Tafel zeigt in eben so einfacher als klarer Weise, wohin die Sünde der Unmäßigkeit, deren Ephraim sich schuldig gemacht hatte, hinführt. Die prächtige Krone „Ephraim“ (links oben) ist durch den Taumel im Wein gänzlich (rechts unten) zertrümmert, und damit sowohl der äußere Wohlstand als die innere Moral und Heiligkeit. Nicht Alle in Ephraim waren der erwähnten Sünde

schuldig. Diesen und Solchen, die umkehren, was selbst am Rande des Verderbens (siehe das Dreieck) noch möglich ist, will Gott eine Zuflucht, ein köstlicher, bewährter Etklein sein. Dazu auch wie Vers 5 zeigt, eine liebliche Krone und ein herrlicher Kranz. Die Hauptpunkte sind: Gerechtigkeit, Enthaltbarkeit, beim Volk Gottes bleiben führt zur Krone — der Taumel im Wein und starkem Getränk zum Verderben.



## Hinterstübchen.



### Morgenunterhaltung.

Pieps. — Guten Morgen, Gevatter! Wie geht es, wie steht's?

Schneib. — Na schlecht und recht, Herr Better, Ihr seht's.

Es' halt ein schändliches Frühjahr heuer: Regnigt und frohrg und schrecklich theuer.

Pieps. — Ja, s'f ein Glend! Jeglichen Tag Steht noch in eisigem Reif der Hag. Wie soll das werden? Ich muß gestehn, Ich habe noch keine Raupe gesehn.

Schneib. — Denkt Ihr, ich etwa? Du meine Güte, Nicht einen Schnitzwurm, nicht eine Blüthe! Es' halt ein Jammer! „Im vorigen Jahr“ Sagt meine Mutter „Boß Schneppchen! da Eingeladen man täglich fast Ein Tischlein deck' dich jeglicher Art.“ [war

Pieps. — Ja, aber je z u n d! Hätt ich nicht eben Noch etwas Hausfost — es wär' nicht zu leben.

Julius Rohmeyer.

„Reinwärts hat's besser geschmeckt als rauswärts!“ sagte ein gemüthlicher Sachse, da wurde er seetrank.

**Unerfüllbarer Wunsch.** — Lebensversicherungs-Agent: „So das wäre der Betrag, für welchen Ihr verstorbenen Herr Gemahl versichert war.“ Wittve: „Das viele schöne Geld! Ach, wenn mein guter Mann das noch erlebt hätte!“

**Ein weißer Hase** war Herr Thomas C. Wales, ein Doctor, welcher dieser Tage begraben wurde. Im Jahre 1837 machte er bankrott und zahlte 50 Cents am Dollar; in 1859 zahlte er die andern 50 Cents und in 1866 die Zinsen an der ganzen Summe für 22 Jahre.

**Abgetrumpft.** — Sven Nilsson, der berebete Reichstagsabgeordnete des Bauernstandes, wurde dem König von Schweden auf dem Schlosse Befastog vorgestellt. Karl XV. hoffte ihn für die Vermehrung der Artillerie und Befestigungen Karlskrona's zu gewinnen. Ein hochgeborener Artillerieoffizier glaubte diese Gelegenheit benützen zu dürfen, den unerschrockenen Bauer etwas zu demüthigen. „Sind Sie nicht früher Dorfschuhmacher gewesen?“ fragte er ihn. — „Gewiß bin ich das gewesen, aber Sie Herr Graf, wahrscheinlich nicht?“ — „Nein, gewiß nicht, aber wie meinen Sie das?“ — „Nun,“ versetzte Nilsson, „ich meinte nur so, denn wenn Sie es gewesen wären, so wären Sie es wahrscheinlich heute noch!“ — Der König mußte sich die Seiten halten vor Lachen. „Da,“ sagte er zu seinem Günstling, „da hast du dein Theil!“

**Echt amerikanisch.** — Ein erst kürzlich verheiratheter Ehegatte hatte sein letztes reines Hemd auf dem Leibe und sah trotzdem seine junge Frau noch immer keine Anstalten zum Waschen machen. Um ihr einen Wink zu geben, stand er am nächsten Morgen ungewöhnlich früh auf, zündete Feuer an, setzte den Waschkessel auf und machte dabei großen Lärm, um seine Frau aufzuwecken. Endlich streckte sie das lodentwidelte Köpfchen aus dem Kissen heraus und sagte: „Mein Lieber was treibst du denn schon so früh?“ Langsam antwortete er: „Ich habe mein letztes reines Hemd angezogen und will mir ein anderes Hemd waschen.“ „Ein sehr guter Gedanke,“ versetzte die liebevolle Gattin, „weil du einmal daran bist, kannst du für mich eines mitwaschen.“

**Eisenbahn und „Eisbahn.“** — Ein nettes Schwabenstückchen ist während des letzten Winters in der württembergischen Stadt Mergentheim an der Tauber passiert. Einer der jungen Herren Offiziere, welcher gern auf der glatten Fläche der Tauber Schlittschuh gelaufen wäre, kommandirte einige Untergebenen, die „Eisbahn“ zu kehren. Unsere guten Schwaben, welche nur eine „Eisenbahn“ benützen, machen sich mit Besen



wohlbewaffnet zur Stelle auf und kehren emsig den ganzen Bahnhof vom Stationsgebäude an bis zum Güterschuppen, anstatt der „Eisbahn“, und ernten dafür zwar den Beifall des Stationsmeisters, aber viel Spott und Gelächter von Seiten ihrer Kameraden.

**Gelungene Uebersetzung.**—Lehrer: „So, Mylord! bevor wir heute mit dem fünften Act von Wilhelm Tell beginnen, lesen Sie gefälligst nochmals den Schluß des vierten.“

Mylord: „Barmherzige Brüder! rasch tritt der Tod an den Menschen heran; es ist ihm keine Frist gegeben.“ 2c.

Lehrer: „Recht gut, Mylord! Ihre Aussprache bessert sich sehr. Haben Sie auch verstanden, was Sie gelesen haben?“

Mylord: „O ja! ich habe verstanden sehr gut; der Mensch muß sterben rasch, wenn ihm nichts gegeben wird, was er frist.“

**Vor der Schule.**—Lehrer (zu lärmenden und singenden Burschen): „Wenn ihr hier schreiben und singen wollt, so müßt ihr entweder still sein oder anderswo hingehen!“

**Ueber der Thür** eines Schulhauses in Mecklenburg las man: „Alhier erzieht man Jugend — zu jeder Wissenschaft und Tugend:—Die Unartigen zum Heile — Empfangen Ihre Reize: — Man zieht daraus zur Noth—Sein tägliches, färgliches Brod.“

**Italiens Königin.**— Folgende rührende Geschichte wird von der guten, weichenherzigen Königin von Italien erzählt. Als man sie einst nach dem königlichen Wald Piccio fahren sollte, verfehlte der Kutischer den rechten Weg. Einer der Begleiter fragte nun einen Landmann, welche Richtung sie einschlagen müßten. Da der Mann die schöne Kutische, die feurigen Röffe, die Livree der Bedienten und die ganze lustige Gesellschaft anfsichtig wurde, meinte er, man scherze mit ihm.

„Als müßtet ihr es nicht,“ sagte er grinnend. Freundlich lächelnd versicherte ihm die Königin, daß sich die Gesellschaft verirrt habe. Sofort setzte er sie zurecht, und, um nicht ausgelacht zu werden, entfernte er sich eilends.

„Gebt ihm für sein Bemühen zwanzig Franken,“ sagte die Königin zu einem Bedienten. Dieser eilte dem Landmann nach und sagte zu demselben: „Hier, mein Mann, bringe ich dir ein kleines Geschenk nebst dem Dank der Königin von Italien.“

„Der Königin!“ schrie dieser nun überrascht, sich der Kutische nähernd. „Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht kannte, aber ich sah sie früher nie. Sie sind so schön, wie eine Matrose. Gott segne Sie!“ So redete der Landmann, und die Kutische fuhr rasch davon. Nun hatte der Bauer die Königin gesehen. Er wollte jedoch ihre hübschen Gesichtszüge noch einmal bewundern. Den darauf folgenden Tag ging er daher zum königlichen Palast und bat um Einlaß. „Wissen Sie,“ sagte er geheimnißvoll, „ich bin mit Ihrer Majestät bekannt. Gestern redete ich mit ihr und jetzt möchte ich mich wieder mit ihr unterhalten.“ In der Meinung einen Wahnsinnigen vor sich zu haben, war der Diener gerade im Begriff den armen Unschuldigen arretriren zu lassen, als der Bediente, welcher ihm die zwanzig Franken übergeben hatte, erschien, und ihn erkennend, ihm sagte, er solle ein wenig warten. Dieser eilte nun zur Königin und meldete des Bauern Ankunft. „Laßt ihn in allen Fällen erscheinen,“ befahl diese, und der Bauer wurde sofort vorgeladen. Als er nun zum zweiten Mal vor der Königin stand, sagte er: „Ja, Sie sind es! Ich meinte ich sah eine Fee. Sie sind ein wahrer Engel. Ich sagte Ihnen gestern nicht, daß ich zwei mutterlose Kinder habe. Wollten Sie ihnen eine Mutter sein?“

„Das will ich,“ erwiderte die Königin.

„Hier gebe ich Ihnen dann die zwanzig Franken wieder. Ich danke Ihnen; ich nähme aber lieber kein Geld an.“ Dieses sagend, ging der überglückliche Mann, wie ein Kind weinend und lachend, seines Weges. — Die Königin hat die zwei Kleinen adoptirt, und dieselben werden in einer von ihr speziell begünstigten Anstalt erzogen. L. C. M.

**Trefflich.**— Als Curiosum bezüglich der Ausfüllung der Zählungskarten bei der jüngsten Volkszählung in Deutschland mag die Notiz hier Platz finden, daß die treue Gattin eines Stettiner Beamten als ihren Hauptberuf angegeben hat, ihrem Mann das Leben zu versüßen. Solchem lebenswürdigem Vorlage wird gewiß auch das Gelingen nicht fehlen! Glück auf!

**Auch ein Attentat.**—Die Gemeindebevorstehung Bekentkirchen in Oestreich gab über den „Laimund“ des wegen Diebstahls angeklagten Dienstknechtes Anton Lehner wörtlich Folgendes bekannt: „Anton Lehner war seiner Zeit in seinen Lebensverhältnissen lustig, schwärmerisch, aufbrausend und freisüchtig und seinen Eltern, welche noch am Leben sind, ungehorsam; jedoch aber nichts Anstoßendes hieran gegen ihn bekannt.“

**Unüberlegt.**— Ein Herr in einer Kneipe gibt einem kleinen Hund, der an seinen Beinen herumschnüffelt und ihm lästig wird, einen Tritt, daß er heulend davonspringt. — Der am andern Tisch sitzende Besitzer des Hundes ruft entrüstet: „Das ist kaas Kunst, so e kaaanes Hundelche zu trete!“ — Der Herr entgegnet: „Ich tret' auch große Hunde.“ Aufspringend in Wuth schreit der Andre: „So, provoire Se des emol!“

**Zur Warnung für Späßen.**— Ein seltsames Ereigniß, welches von etlichen Personen beobachtet wurde, trug sich vor einiger Zeit in Easton, Pa., zu. Etliche Männer zerbrachen an einem Gestein eine Brantweinflasche in Stücke. Die Flasche hatte Brantwein enthalten, und von diesem blieb noch etwas in den kleinen Stücken Glas übrig. Ein Spaz flog von einem Baum herab und fing an von dem Liqueur zu trinken. Nach etlichen Minuten begann der Vogel zu taumeln und konnte kaum seinen Kopf aufrecht halten, und endlich fiel er sogar um. Er war gänzlich betrunken. Ein Mitleidiger hob ihn auf und verpflegte ihn sorgfältig. Kurz darauf flog er sichtlich nüchtern wieder davon. Also aufgepaßt, ihr „Zwilscher!“ L. C. M.

**Sehnsucht nach einem „Feilchen.“**— Ein Gefangener blickt am Eisengitter seines Käfigs wehmüthig in die Frühlingsluft hinaus und seufzt vor sich hin: „Nun ist der holde Frühling wieder da. Wenn er doch auch mir ein Feilchen (Zeile) brächte!“

**Sächsishe Höflichkeit.**— „Ach ich bitte, mein gutes Herrchen, seien Sie doch so gütig und schoben Sie den Leiten mit Ihrem Stocke nich alle Dogen aus'n Koppe.“

**Eine Grabchrift,** wie sie jedem Diener Christi auf seinem Grab zu wünschen wäre, ist im Trappistenkloster zu Dethendorf bei Mühlhausen im Elsaß:

Der Kleinen,	Geschlagen,	Nicht weilen,
Der Kleinen,	Still tragen	Gleich Weilen
Sieh Einen!	die Plagen!	hineilen!
Viel leiden,	Dhne Eigen!	Gott loben,
Viel meiden.	Sich neigen	Gehoben
Gern scheiden!	und schweigen.	nach oben!
Nicht zagen,	Frohsinning,	Das wähle,
Nicht fragen,	Herzinnig,	O Seele!
Nicht klagen!	Gottminning!	Bermähle
Geborgen,	Auffstreben,	Dann ewig
Nicht sorgen	Hingeben	Dem Herrn Dich
für morgen!	sein Leben!	als Braut!

### Räthsel.

Ein großer Strom ist mir bekannt,  
Naußcht stolz dahin durchs deutsche Land.  
In diesen fließt Jahr aus, Jahr ein  
Der Regen immerfort hinein;  
Er mischt — scheint auch die Sonne helle —  
Sich immer mit des Stromes Welle.

Wie geht das zu?  
Das sage du.

### Charade.

Meine Ersten Herrscher sind,  
Wie auch übers Sachsenland.  
Mit der letzten wird das Kind  
Schon frühzeitig wohl bekannt.  
Doch darf's damit werfen nie;  
Drum die böien Buben sieh.  
Schau mein Ganzes, schön und fest,  
Das der Feind in Ruhe läßt.

### Auflösung der Räthsel im Januarheft.

Rebus.—Beante im Kreisannte.—Von — Niemand.  
Charade.—K o t h a r.—Albert Reinitz.







Frühlingsboten.





## Die Drossel.

Von einem Vogelfreund.



Willkommen, Drossel, dein Gesang  
Begrüßt den Lenz so hold!  
Mit Recht wird deiner Stimme Klang  
So manches Lob gezollt.

Dich zielt zwar nicht ein Prachtgewand  
Im Farben Schmuck so schön.  
Was dir dein Schöpfer zuerkannt,  
Ist süßes Lobgetön.

Du gleichst nicht dem Goldfasan  
Und nicht dem Kolibri,  
Die haben bunte Kleider an,  
Doch keine Melodie.

Du aber stimmst dein Loblied an,  
Daß Jeder sich erquickt.  
Wie oft hat deiner Stimme Klang  
Des Wandrers Ohr entzückt.

Die Drossel, dieser muntere Sänger, ist einer unserer frühesten Singvögel. Ihm ist, ungleich vielen andern seines Geschlechts, ein besonderes musikalisches Talent verliehen. Eine Dame, welche durch eine langwierige Krankheit viele Monate lang an ihr Lager gefesselt war, und während der lieblichen Zeit des Frühlings und des Sommers Gelegenheit gehabt hatte, von ihrer Kammer aus einige dieser höchst willkommenen Gäste zu beobachten und ihren melodischen Tönen zuzulassen, erzählte nachher von ihnen, daß ihre Leiden dadurch ungemein gemildert worden seien. Auch beobachtete sie, daß die Gefangenschaft derselben, wie überhaupt bei den meisten be-

fiederten Sängern, erst durch längere Übung erlangt werde. Besonders war es der Schlag einer Drossel vor demjenigen aller andern ihrer Genossen, der sie ergötzte, und sie ihre Krankheit auf Augenblicke fast gänzlich vergessen ließ. Jeden Morgen war es bestimmt diese, die den Reigen eröffnete, worauf dann die Uebrigen bald einfielen, und das Vogel-Concert begann. Als aber die Sonne anfang zu sinken, und die Schwarzvögel sich entweder in einen sanften Schlummer einzulassen, oder sich nach einer andern Lokalität begeben hatten, dann erst schien die Übungsstunde dieser Drossel gekommen zu sein. Sie nahm ihre Stelle gewöhnlich auf einem Baum, ganz nahe dem Fenster der leidenden Dame, ein, während die andern Drosseln sich in ziemlicher Entfernung hielten und hier und da, wo es geeignet schien, eine Note mit einflochten. Sie eröffnete das Concert mit einem etwas stürmischen Trillern, gefolgt von andern bezaubernden Tönen, worauf sie immer dazwischen pausirte, als ob sie auf eine Erwiderung von den Schwesterdrosseln wartete. Wann sie dann an eine besondere Stelle des Wohlklangs kam, schien sie dieselbe zwei bis drei Mal zu wiederholen, als wollte sie es den andern auch beibringen. Sie machte dann eine Pause, als wollte sie fragen: „Wer von euch kann diese Strophe nachahmen?“ Es schien der kranken Beobachterin, als mache gerade dieser besondere Theil des Gesanges die Runde. Schien es doch, als ob die andern es sich bewußt wären, daß ihre Kunst hinter der ihrer Vorsängerin weit zurückbliebe. Hierauf begann dann diese

wieder mit verstärkter Macht und mit solcher Tonfülle ihr Lied, wie vielleicht nie ein schöneres die Brust einer Drossel erfüllte. „Ich bedurfte,“ sagt die Dame, „weder der Musik noch eines Singlehrers mich zu erbauen, so lange dieser besiederte Professor seine entzückende Gesangsübung hielt, noch konnte ich mich mehr über mein körperliches Leiden beschweren, wenn ich daran dachte, daß gerade dieses Leiden das Mittel war, mich um einige weiteren Erfahrungen in der schönen Gottesnatur zu bereichern.“

„Ihr Gesang,“ sagt Tschudi, „welchem freilich der reiche Schmelz des Nachtigallengesanges fehlt, schallt in jubelnden Chören hundertstimmig von allen Hochwäldern her und bringt unaussprechlich frohliches Leben in den stillen Ernst der großen Gebirgslandschaften.“

„Wie bei den meisten Sängern,“ sagt Brehm, „so bei den Singdrosseln eifern sich die Männchen gegenseitig an. Wenn eine Drossel ihren Gesang beginnt, beeilt sich jede andere, welche sie hört, singend ihr zu antworten. Eine lernt auch von der andern: gute Sänger erziehen treffliche Schüler; Stümper hingegen verderben ganze Geschlechter. Es scheint auch, als ob jede Drossel singend eine gewisse Eitelkeit bekunden wolle; denn so versteckt sie sich für gewöhnlich zu halten pflegt, so frei zeigt sie sich, wenn sie ihr Lied beginnt. Sie wählt dann fast immer eine hohe Baumspitze zu ihrem Sitz und schmettert von hoch oben herab ihre herrlichen Klänge durch den Wald.“

Die Nahrung der Drossel besteht hauptsächlich in Kerbthieren, Schnecken und Würmern; im Herbst und im Winter auch in Beeren. Alle Drosseln nehmen erstere größtentheils vom Boden auf und verweilen deshalb hier täglich mehrere Stunden. Beeren scheinen den meisten Arten außerordentlich zu begehren, und die einen lieben diese, die andern jene Arten. Die *Misteldrossel* hat ihren Namen besonders von ihrer großen Vorliebe zu Mistelbeeren; sie sucht dieselben überall auf und streitet sich mit anderen ihrer Art auf das Heftigste um dieselben.

Die *Ringdrossel* sucht sofort nach der Brutzeit mit ihrer Familie die Heidelbüsche auf und frisst dann so viel Heidelbeeren, daß ihr Fleisch in Folge dessen blau, ihre Knochen roth und ihre Federn bespuckt werden.

Bald nach ihrer Ankunft suchen die Drosseln ihr Nistplätzchen auf, wo sie sich häuslich einrichten, was bei den im Nor-

den wohnenden allerdings selten vor dem Anfang des Juni geschieht. Mehrere Arten, namentlich Wachholder- und Ringdrossel, behalten auch am Brutplaze ihre Geselligkeit bei, andere sondern sich während der Fortpflanzungszeit von ihres Gleichen ab und bewachen eifersüchtig das erworbene Gebiet. Der Standort der Nester ist verschieden, je nach Art und Aufenthalt unserer Vögel; die Nester selbst aber sind sich wesentlich ähnlich.

Die Nester der Ringdrosseln werden zwischen den auf den Zweigen wachsenden Flechten gleichsam festg kittet und etwa vorhandene dürre Rütchen der Zweige selbst theilweise mit verarbeitet. Grobe Pflanzenstengel, feine Reiserchen, Grassstopeln, dürre Laime und grünes Moos, welche Stoffe im Innern mit Moorerde oder Kuhlünger durchsetzt und auf diese Art sehr fest verbunden sind, bilden die Grundlage; die Mulde wird mit feinen Grasshalmen und Stengeln dicht ausgelegt. Vier, höchstens fünf Eier, welche denen der Amsel ebenso ähneln, wie denen der Wachholderdrossel, von blaugrüner Grundfarbe, mit vielen feinen Punkten bedüpfelt, bilden das im Mai vollzählige Gelege.

Das Nest der Singdrossel steht im Allgemeinen niedriger, meist auf schwachen Bäumchen oder in Büschen, und ist äußerlich wie das der Misteldrossel, aus Reisern, Stengeln, Flechten, Baum- und Erdmoos mit noch anhängender Erde gebaut, aber zierlicher und dünnwandiger wie jenes und inwendig mit klein gebissenem, faulem Holze, welches mit dem Speichel zusammengelebt, mit dem Schnabel geknetet und sehr glatt gestrichen wird. Die Zahl der Eier ist ebenfalls vier bis sechs.

Die Ringdrossel ist nur Gebirgsvogel und findet sich am häufigsten in den Hochgebirgen Deutschlands, aber auch in Scandinavien und in der Schweiz.

Die Singdrossel bewohnt den größten Theil Europas, Amerikas, Asiens und des nordwestlichen Afrikas. In Deutschland brütet sie in allen größeren Wäldungen. Das Gefieder der letzteren ist grau, unten gelblich weiß, mit dreieckigen oder eiförmigen, braunen Flecken.

Das Gefieder der Ringdrossel ist beim Männchen bis auf ein breites halbmondförmiges, weißes Brustband, auf mattschwarzem Grunde mit lichten, halbmondförmigen Flecken, welche durch die Federränder gebildet werden, gezeichnet.

## „Habe ich es nun recht gemacht?“

Beide sind todt, der welcher das Wort: „Nichts kannst du recht machen!“ immer im Munde führte, und der, welcher es so oft hören mußte, als jener es sagte. Der eine war der jüngste Lieutenant in der Schwadron und der andere der dümmste Rekrut, und so hitzig der eine war, so langsam war der andere.

In der heißen Schlacht von Gravelotte wurde die Schwadron einmal gegen einen Haufen französischen Fußvolks geschickt, das dem General an der Stelle, wo es stand, nicht behagte. Mit Hurrah ging's auf das nächste feindliche Carree los; dem ungestüm wuchtigen Anprall vermochten selbst die geschlossenen Reihen der Franzmänner nicht zu widerstehen, das Carree wurde niedergelassen. — Wohl rissen Granaten und Chassepots manche Lücke in die Reihen der tapfern Westfalen, wohl verdreifachte sich das Feuer der im Hintergrunde aufgestellten Batterien: nichts konnte das stürmende Vordringen

aufhalten, und mit Todesverachtung stürzten sich die Reiter in die Bajonette des zweiten Carrees, auch dieses mußte die Wahlstatt räumen. — Doch immer neue feindliche Infanteriemassen tauchten auf, furchtbarer wurde das Feuer jener Batterien, unheimlich folgte das Geknarr der Mitrailleusen: wenn nur ein Mann übrig bleiben sollte, mußten die Reiter zurück. Um die Verwirrung vollständig zu machen, mußte noch ein mächtiger Haufen französischer Reiter aus einem verdeckten Gehölz über das zusammengeklammerte Häuflein kommen, die das Feld rein kehrten, wie der Besen die Tenne.

Der Lieutenant war abseits gerathen, und flugs waren zwei gewaltige Reiter an ihm. Das Blut seiner Väter, die bei Leipzig und Waterloo gestritten hatten, sickte in dem preussischen Knaben, der lieber sterben als sich ergeben wollte; er wehrte sich gegen die schweren Säbelhiebe mit seinem flinken Arm, und sein Roß lenkte er zwischen den Kürassierpferden der



Feinde hindurch, wie ein Seekabett das leichte Boot unter schweren Kriegsschiffen. Aber bald wurde sein Arm müde und sein wackeres Auge unsicher und matt, und eben nahm er im Geiste Abschied von seiner Mutter und seinem väterlichen Schloß unter grünen Bäumen, — da brauste ein Reiter heran, als gelte es, den Tod einzuholen oder die Wolke am Himmel.

Der „dumme“ Soldat hatte etliche hundert Schritte beiseits hinter einer Mauer gehalten, bis die französischen Reiter zurückgegangen sein würden. Nach einigen Minuten hätte er sicher zu den Seinigen zurückkehren können, denn er hörte bereits das französische Rückzugsignal und die Trompeten von Kameraden näher kommen. Aber als er seinen Lieutenant in Todesnoth sah, gedachte er daran, was einem braven Soldaten gezieme. Darum faßte er mit fester Hand seinen Säbel, setzte über den Graben, und ehe der eine französische Reiter sich becken konnte, schlug ihm die starke Westfalensfaust eine Wunde, die kein Arzt heilen kann, und als der andere gegen ihn ausholte, zog er ihm eine Furche über die Stirn, daß der Mann klirrend niederfiel und den weißen Kalkstein mit seinem Blute röthete. — Das war das Werk eines Augenblicks, den der Lieutenant brauchte, um sein schäumendes Roß zum Stehen zu

bringen. Dann setzte sich der Soldat fest in den Sattel und fragte, den Lieutenant mit strahlenden Augen ansehend: „Habe ich es nun recht gemacht?“

Aber ehe noch das letzte Wort des Lieutenants Ohr erreichte, und ehe er rufen konnte: „Ja, ja, du hast es recht gemacht!“ und ehe er ein Wörtchen von dem sagen konnte, was der Soldat nie aus dem Munde seines Offiziers gehört hatte, kam eine Kugel aus dem Gebüsch geflogen und fuhr dem tapfern Reiter durch die Stirn, daß er lautlos vom Pferde sank. — Der Lieutenant wußte nicht mehr, was um ihn vorging; er warf sich weinend über den Gefallenen, aber, obgleich er ihm ins Ohr schrie: „Ja, du hast es recht gemacht, du hast alles recht gemacht!“ hörte das Ohr so wenig wie der Felsstein, auf dem das Haupt des Erschossenen ruhte. Wenn heiße Thränen einen Todten zum Leben erwecken könnten, die Thränen, welche brennend auf das bleiche Antlitz niederfielen, hätten es vermocht.

Doch auch dem Lieutenant war der Heldentod fürs Vaterland beschieden. Auf der Rückkehr von einem Patrouillenritt, wenige Tage später, passirte die Schwadron eben ein Gehölz, als plötzlich die Kugeln heimtücklicher Franc tireurs den Lieutenant niederstreckten.

## Das Bild des Großvaters.

Nacherzählt von D. Gwald.

**A**m hohen Thore von Danzig saß ein altes Mütterlein, Namens Else, die in einer hölzernen Bude ein kleines Waarenlager von Kinderspielsachen, Bilderbogen und einigem alten Gerumpel feil bot.

Die Bude saß, wie das alte Mütterlein, ganz morsch und gebrechlich aus, denn Else war in derselben schon als Kind geschäftig gewesen; sie saß hier als Braut, als junge Frau, als Mutter. Sie trauerte hier als Wittve; sie saß hier mit bleichem Angesicht und rothgeweinten Augen, als sie ihr letztes Kind begraben hatte. Alle ihre Freuden und alle ihre Schmerzen hatte sie hier durchlebt, geduldig in Trübsal, dabei aber fröhlich in Hoffnung auf die Hülfe des Herrn. Nun aber wurden ihre letzten Tage immer trauervoller, denn nur selten noch blieb ein Käufer vor der kleinen Bude stehen; ja oft, sehr oft mußte sie ihr kleines Waarenlager schließen, ohne einen Groschen gelöst zu haben. Da mußte sie denn freilich darben und entbehren. Sie hatte indeß nie etwas von Wohlleben geschmeckt, aber immer doch so viel errungen, um des Leibes Leben von dem einen Tage zum andern fristen zu können.

Jetzt aber steigerte sich ihre Noth; denn schon seit dreien Tagen hatte sie nicht das geringste verkauft, und doch war die Mithie für die kleine Kammer, worin sie des Nachts schlief, eben fällig. Zwar machte ihr diese Schuld gerade nicht so großen Kummer; denn sie wohnte bei armen Leuten, die selbst den Mangel und die Noth nur zu gut kannten, und die deshalb mit der noch ärmeren Aiten Nachsicht hatten bis auf bessere Zeiten. Aber der Mann, von dem sie die Kinderspielsachen und die Bilderbogen bezog, war, obwohl reich, doch harten Herzens. Er drohte, wenn Else die für ihn unbedeutende Schuld nicht zahlen würde, ihr gerichtlich die Bude verkaufen zu lassen.

So saß sie denn ganz sorgenvoll da, das Haupt gebeugt, die hagern Hände gefaltet in den Schooß gesenkt und hielt in aller

Demuth vor Gott ihre stillen Herzensgespräche, verbunden mit jenen heißen Stohgebetlein. Draußen aber zwitscherte die Lerche recht fröhlich, denn der Frühlingssonnenstrahl machte die Luft lau; aber ihr ward's immer weher ums Herz, und sie wünschte sich sehnlich dort hin, wo ihr braver Mann sammt ihren Kindern längst schon ruhten, und erslehte auch für sich den ewigen Frieden.

Da kam ein Mann dahergeschlenbert, der störte sie in ihren Betrachtungen. Er war auch kein Jüngling mehr, denn sein Haar ergraute bereits; sonst erschien er noch als ziemlich rüstig und kräftig. Welchem Beruf er angehörte, das verrieth seine Theerjacke und der breite schwankende Gang; er war ein Seefahrer. Er hatte die Arme auf dem Rücken übereinander geschlagen, und sah, wie man vermuthen konnte, befremdet und doch bekannt umher.

Nachdem er nun jeden Stein am Thore, jeden Sitz und jedes Gebäude lange gemustert hatte, fiel sein Blick endlich auf die Bretterbude und auf Frau Else. Da trat er näher und sprach: „Es hat sich doch Manches in Danzig verändert. In der kleinen Bude saß einst eine junge muntere Frau, von der ich als Schulknabe manche Bilderbogen gekauft habe. Wo mag diese hingekommen sein?“

Die gute Alte lächelte wehmüthig und entgegnete: „Lieber Herr, das kann doch Niemand anders gewesen sein, als ich selbst; ich sitze hier schon über fünfzig Jahre!“

Der Fremde fuhr mit der gebräunten Hand über die Stirn und rief: „Ja so, ich habe vergessen, daß ich über vierzig Jahre abwesend war. Die Zeit verändert viel, mancher meiner Schul- und Spielgenossen ist wohl schlafen gegangen, und die da noch leben, werden den armen Matrosen nicht wieder erkennen, Viele werden es auch nicht wollen! Der Peter Braun, welcher früher in der Wollgasse wohnte, ist nun auch wohl schon längst todt?“

„Selbst gekannt habe ich ihn nicht, aber ich habe viel von ihm erzählen hören. Er starb im Spital,“ entgegnete Else.

„Spital?!“ wiederholte der Unbekannte erschüttert.

„Der Mann hat ein hartes Schicksal gehabt,“ fuhr das Mütterchen fort; „ihm war es auch nicht an der Wiege gesungen, daß er so sterben würde! Er war der Sohn von dem Bernhard Braun, der allgemein für einen sehr reichen Mann galt. Als er aber plötzlich starb, fand man weder Geld, noch Geldeswerth in seinem Nachlasse, wohl aber meldeten sich Gläubiger mit bedeutenden Forderungen. Peter Braun, um des Vaters ehrlichen Namen zu retten, bezahlte alle Schulden. Aber durch dieses Opfer verarmte er selbst so sehr, daß er es geschehen lassen mußte, daß sein noch unerwachsener Sohn als Schiffsjunge in die Fremde ging. Nun war der Alte ganz allein. Er begann noch Manches, aber nichts glückte ihm, und seine ehemaligen Freunde hatten sich von ihm abgewandt; die Armen konnten ihm nicht helfen, die Reichen wollten nicht. So geschah es denn, daß er krank und lebensmüde ins Spital gehen mußte!“

Das Angesicht des Fremden zuckte wie von bitterem Schmerze bei dieser Kunde. Er wandte sich schnell, um in die Stadt zu gehen; aber noch einmal kehrte er um und fragte: „Wo liegt denn der Peter Braun begraben?“

„Auf dem Armen-Kirchhof!“ antwortete Else. Der Fremde schien diese Auskunft erwartet zu haben; er senkte das trübe Auge. Da fiel sein Blick auf ein altes erloschenes Oelgemälde, das im Hintergrunde der Bude hing.

„Was wollt Ihr für das alte Bild?“ fragte der Mann.

„Ich habe es,“ antwortete die alte Frau, „vor vielen Jahren in einer Vertreibung für etliche Groschen gekauft. Es muß wohl nichts werth sein, denn Niemand hat es mir wieder abnehmen wollen, obgleich das alte Gesicht auf dem Bilde recht fromm und freundlich aussieht. Gefällt es Euch, lieber Herr, so mögt Ihr selbst bestimmen, was Ihr mir dafür geben wollt. Ich bin mit jedem Gebote zufrieden.“

Der Unbekannte legte einen spanischen Thaler auf den Tisch und griff nach dem Bilde.

„Ach, lieber Herr,“ rief das Mütterchen kläglich, „ich kann Euch dieses Geldstück nicht wechseln, denn ich habe leider seit drei Tagen nichts eingenommen!“

„Laßt es nur gut sein, Mütterchen,“ versetzte der Unbekannte. „Ich bin freilich auch ein Armer, der sich zur Aufnahme in irgend ein Spital melden kann; aber ich bezahle doch wohl mit dem letzten Thaler das Bildniß meines Großvaters nicht zu theuer?“

Er lief davon, ohne auf einen Dank oder auf eine Antwort zu hören.

Else war anfangs mehr erschrocken als erfreut. Sie konnte es nicht fassen, daß der Mann, der in seiner Kleidung und in seiner Rede selbst gar arm war, ihr für das alte verloschene Bild einen Thaler gegeben hatte. Sie traute ihren eigenen Augen nicht und fürchtete immer, das Bild würde ihr zurückgebracht und der Thaler ihr wieder abgefordert werden. Doch verschonte sie bald diesen bangen Gedanken; ihr welkes Herz schwoll auf vor lauter Freude, die in inbrünstige Dankgebete übergingen und in heiße Segenswünsche für ihren Ketter, der ihr gesandt worden war. Durch diese kleine Gabe war für jetzt ihre Noth gemindert. Der harte Gläubiger sollte den Thaler erhalten, denn sie hoffte, daß er sich damit einstweilen begnügen werde. Woher in ihrer Angst und Sorge war ihr Auge

trocken geblieben, jetzt weinte sie Thränen der Freude und des Dankes.

Es war wohl noch nicht eine Stunde vergangen, da kehrte der Unbekannte zurück. Seine Blicke funkelten, sein Angesicht leuchtete wie in Flammen, er stürzte in eiligster Hast auf die Bude der alten Else los und schlug mit seiner starken Faust so derb auf ihre Waaren ein, daß er mit diesem Schläge sogleich einen Nürnberger Heuwagen sammt den Rössen und ein ganzes Regiment bleierner Soldaten verendete.

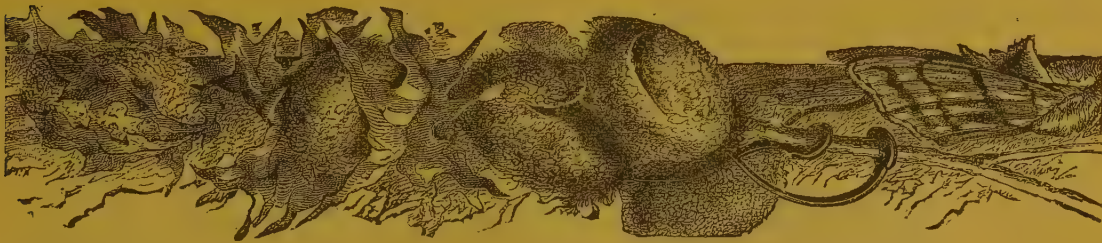
„Liebe Alte,“ rief er mit ungezügelter Freude, „thue mir den Gefallen und wirf dieses Dein ganzes Besitztum auf die Straße, daß sich die Zungen daran freuen; Du sollst es fortan nicht mehr nötig haben, hier im Sturm und Unwetter zu sitzen. . . Gott sei tausend Mal und aber tausend Mal Dank gesagt! Das Glück ist bei mir eingekehrt, wundervoll und unverhofft! Vierzig Jahre habe ich diesem Glück auf allen Meeren und in allen Zonen nachgejagt: es wandte mir überall den Rücken; sieh, da finde ich es plötzlich in der Heimath am Grabe meines Vaters! Es war eine bittere, trübsame Empfindung als ich das Grab meines Vaters erblickte, so einsam, so wüst und so verfallen! Ach ich war von dem guten Vater fortgezogen mit stolzen Hoffnungen. Reich wollte ich wiederkehren und ihn im Alter pflegen. Es war aber Alles anders gekommen; er ruht in der Erde, und ich war ärmer zurückgekehrt, als ich ausgegangen. Da hob ich das Bild des Großvaters, für das ich Dir meinen letzten Thaler gegeben, in die Höhe, um mich wenigstens an den gutmüthigen Zügen zu freuen, die mich wilden Buben so oft angelächelt haben. Aber unter meiner derben Faust, die durch Sonnenbrand, eisige Kälte und schwere Arbeit abgehärtet ist, brach der morische Rahmen zusammen und — aus der Rückseite des Bildes fielen englische Staatspapiere heraus, deren Werth sich durch die Jahre und fortlaufenden Zinsen verdoppelt hat. Der Großvater, der in seinen letzten Tagen ängstlicher um Hab und Gut geworden, hatte wahrscheinlich dort alle seine Schätze verborgen, ohne bei seinem so schnellen Tode meinem Vater darüber Nachricht geben zu können. In einem einzigen Augenblick bin ich ein reicher Mann geworden. Jene Papiere sind mein rechtmäßiges Eigenthum, denn bei diesem Schätze liegt sogleich ein Testament, das mich, im Falle des Ablebens meines Vaters, zum Erben des Großvaters ernannt. Jetzt kaufe ich unser Haus in der Wollgasse zurück, und in dem Prunksaale soll wieder wie in früheren Zeiten, das Bildniß des Großvaters hängen. Mit meinem braven Vater kann ich nun freilich meinen Reichtum nicht theilen, will aber mit Dir, du wackeres Mütterlein, die Gottes Huld und Erbarmen erkoren hatte, so lange meinen Schatz zu hüten! Komm mit mir; Du sollst bei Jörgen Braun gute Tage haben!“

So geschah es auch. Mutter Else zog zu Jörgen Braun, den man nun, wie einstmal seinen Großvater, nur den reichen Braun nannte, und sie führte ihn die Wirthschaft.

Jörgen Braun hat aber auch sein Wort gehalten; denn Else hatte bei ihm fürwahr gute Tage. Er sorgte für sie wie für eine gute Mutter, und betrachtete sich stets als ihren größten Schuldner.

Beide ruhen nun längst im Frieden. Jörgen Braun hat aber all sein Hab und Gut, was er in der Welt zurücklassen mußte, dem Spital vermacht, in welchem einst sein Vater gestorben war.





## Aus dem Leben der Insekten.

Bearbeitet von einem Naturfreund.

**R**omm, freundlicher Leser, laß uns einmal eine kurze Gedankenwanderung in der Insektenwelt anstellen, und das Leben und Weben der „Sechsfüßler“ ein wenig näher ins Auge fassen. Es wird sich lohnen.

Dabei wollen wir uns auch so viel als thunlich mit dem Erbaulichen beschäftigen, und die anatomische Zergliederung, Klassifizierung und anderes Wissenschaftliche mehr den Naturhistorikern überlassen, die es ja auch viel besser verstehen. „Aber,“ entgegnet mir da gleich Jemand, „was ist denn wohl Erbauliches an dem garstigen Geschmeiß?“ Ei, sehr Vieles. Wenn wir uns nur recht von der reinen Gotteserkenntnis leiten lassen, dann erblicken wir sofort auch in diesem Theil der belebten Natur die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes. In diesem Lichte betrachten die gläubigen Naturforscher die Sache.

Basili, einer der älteren Naturkundigen sagt: „Wenn wir von einer Fliege, Schnabe oder Biene sprechen, so ist dieses Reden davon schon ein Zeugniß von der Allmacht Dessen, der sie geschaffen hat; denn die Weisheit des Schöpfers ist gewiß nicht weniger bemerkbar in den winzig kleinen als in jenen größeren Geschöpfen, die sich im großen Weltall als Planeten in ihren Bahnen bewegen.“ Ein englischer Schreiber bemerkt trefflich: „Gott hat den kleinsten Geschöpfen, jedem in seiner Art, einen Grad der Macht, Thätigkeit und Energie verliehen, der, wären alle diese Gaben vereinigt und den Menschen gegeben, hinreichen würde, um die Berge in das Meer zu werfen und den Grund der Erde zu erschüttern. Die kleinen Dinge der Erde sind es, die uns den deutlichsten Begriff von der großen Macht Gottes geben.“

Schon die Thatfache, daß die Insekten einen nicht unbedeutenden Theil der gesammten Schöpfung ausmachen und fortwährend einen Gegenstand der väterlichen Fürsorge Gottes bilden, der auch des Wurmes, sowohl als des Seraphs am Throne, gedenkt, sollte uns überzeugen, daß sie zu einem bestimmten Endzweck geschaffen sind und ihren Beitrag zur allgemeinen Verherrlichung Gottes liefern. Auch die heilige Schrift gedenkt ihrer wiederholt und macht uns aufmerksam auf dieselben, bald als unsere Lehrmeister und als Oekonomen (Spr. 6, 6.), bald als Kriegsleute (Spr. 30, 27.), und dann wieder als Werkmeister und Künstler (Spr. 30, 28.). Die Geschichte weiß sogar von Beispielen, wo Insekten sich als Lebensretter oder sonstige dienstbare Wesen gegenüber den Menschen erwiesen haben.

Nebenbei lernen wir auch von den uns so oft verhassten und lästigen Insekten gar manches Gute. Die fleißige Ameise, sowie die Biene, lehrt uns durch ihr Exempel das Sprichwört-

lein: „Spare in der Zeit, so hast du in der Noth.“ Die zubringliche Stubenfliege lehrt uns hübsch Geduld üben: Wer gleich nach jeder Mücke schnappt, kommt gar leicht in Verdacht, daß er in der Kreuzeschule Jesu noch kein Graduirter sei. — Die Parasiten, oder Schmarozertierchen mancherlei Art, geben uns, und zwar hoffentlich aus gemessener Entfernung, die treffliche Lehre: Haltet euch im Hause, am Leibe und an den Kleidern hübsch sauber, sonst kommen wir, um Wohnung bei euch zu machen. Gott sendet sie zwar auch zuweilen auf das Werk der Zerstörung aus. Deshalb haben wir jedoch nicht immer Ursache in dem Vorhandensein der Insekten Landplagen zu erkennen.

Und daß die zahllosen Geschöpfe, selbst die lästigen Besucher: die Stubenfliegen und obendrein die Moskito's und anderes Ungeziefer, wie zubringlich und unverschämt sie sich auch gegen uns verhalten, dennoch ihre guten Eigenschaften besitzen und eine Mücke im großen Schöpfungsrathe ausfüllen, wer will das bezweifeln?

Ersteren widmet Moutet in seinem interessanten naturhistorischen Werke ein besonderes Capitel. Er schreibt ihnen darin unter Anderem die Heilung und Abwendung vieler Krankheiten zu. Auch ernähren sich an ihnen andere Thiere etc. Zum Beleg dafür, daß auch diese Plagegeister eine gute Seite haben, führt Brehm folgendes Beispiel an: Ein Arzt zu Veracruz, Namens Delacour, verordnete einer Dame, welche in Folge einer Gehirnentzündung seit 12 Stunden in tiefer Schlafsucht gelegen hatte, und die Kennzeichen eines baldigen Todes an sich trug, daß sie für zwei Stunden lang den Stichen der Schnaken ausgesetzt werde. Das Resultat war, daß sich die Patientin sehr rasch von der Schlafsucht erholte und bald wieder von ihrer Krankheit genas. Lenken wir unsere Aufmerksamkeit nun zunächst für einige Augenblicke auf die Moskito's.

Die Abbildung stellt eine ziemlich lebhaft Scene dar. Gewiß hat der geschätzte Leser schon oft jene kleinen geschäftigen wurmähnlichen Wesen beobachtet, welche sich zur Sommerszeit in den offenstehenden Regenwasserbehältern aufhalten. Eben ruhen sie auf dem Boden. Pfeilschnell schießen sie von einer Stelle zur andern, dann wieder in die Tiefe. Dieses sind die Larven der künftigen Plagegeister, der Moskito's, so wie sie zuerst den Eiern ent schlüpfen. Ihr Emporsteiigen an die Oberfläche geschieht, wie auch beim Walfisch im Ocean, um Athem zu schöpfen, und zwar mittelst einer Luströhre beinahe an dem hintersten Theil des Körpers. Zu Millionen wimmeln diese Larven in stehenden Gewässern. Oft hängen sie längere Zeit mit dem Kopf nach unten fast regungslos da, und nur

wenn eine andere ihr zu nahe kommt, oder durch eine sonstige leichte Erschütterung verlassen sie ihren eingenommenen Posten. So treibt diese muntere Gesellschaft ihr Spiel ununterbrochen fort, am lustigsten an sonnigen Tagen. Ist ihre Zeit gekommen, so hängen sie in fragezeichenförmiger Krümmung ihres Leibes an der Oberfläche, der Körper bekommt hinter dem Kopfe einen länglichen Riß und daraus kriecht das Thier, der Körper nur in etwas größeren Umrissen, hervor. Die Häutung ist erfolgt. Die also entleerten Hüllen oder Bälge schwimmen sodann im Wasser umher, lösen sich allmählig auf und werden von den Mückenlarven und andern Mitbewohnern des nicht eben besonders sauberen Aufenhaltsortes wieder ver-

einander wirbeln. Die Zahl der Larven vermindert sich, die Zahl der Puppen würde sich in demselben Maße mehren, wenn nicht eine nach der andern einem vollkommeneren Zustande entgegenreiste und nach acht Tagen dem Mummenschanze ein Ende machte. Auch ihr Stündlein hat geschlagen, ein Riß der Haut befreit die Mücke von ihrer Masse. Es arbeiten sich sechs lange Beine hervor, ein schwächlicher, zweiflügeliger Leib folgt nach. Das Thierchen faßt zunächst Fuß auf der schwimmenden Hülle, welche es soeben noch barg, mit welcher es, wenn ein unerwarteter Windstoß kommt, wohl noch Schiffbruch leidet und — ertrinkt. Es ruht auch zuweilen auf dem Wasser selbst oder auf hier schwimmenden Körperchen, von seiner

Arbeit noch etwas aus, während die Flügelchen sich vollkommen entfalten und trocken werden, und schwingt sich zuletzt als Mücke in die Luft, um nie wieder ins Wasser zurück zu kehren. Nur das Weibchen kehrt kurz vor seinem Tode noch einmal dahin zurück, um seine Eier auf irgend einer Pflanze im Wasser abzulegen. Die Vermehrung der *Moskitos* geht unglaublich schnell vor sich, indem ein Weibchen durchschnittlich dreihundert Eier legt, aus welchen in vier bis fünf Wochen fortpflanzungsfähige Thiere hervorgehen. In gewissen Gegenden, zumal in tropischen, sind sie eine wahre Landplage, und nirgends sonderlich beliebt.

Möchtest du nun nicht auch gerne wissen, wie die schwächlichen Geschöpfe es fertig bringen jemand einen so empfindlichen Stich zu versetzen? Eine vielfache Vergrößerung



Moskitos dem Wasser entsteigend.

speist. Jede hat drei solcher Säurungen zu bestehen bis sie ihre volle Größe erlangt. Plagt die Haut im Nacken zum vierten Male, so ist es um das bisherige Leben geschehen, die schlank Form ist verschwunden und hat einer gedrungenen an den Seiten etwas zusammengebrückten Platz gemacht.

Die Puppe hängt mit zwei Luftröhren, welche hinter dem Kopfe stehen, an der Wasserfläche und bewegt sich gleich der Larve zum Zeitvertreib auf und nieder, indem sie mit dem Schwanz gegen den Vordertheil des Kopfes schnellst. Hier in unserem Aquarium auf dem Bilde sehen wir Puppen, Larven und vollkommen entwickelte Insekten durcheinander und über-

des Insekts mittelst des Mikroskops kann dich, lieber Leser, in Stand setzen, die sonderbare Waffe vorn am Rüssel des Thierchens zu beobachten. Es ist ein Instrument, das einem Dolch oder Schwert mit drei Schärfen ähnlich sieht. Damit kann das Thier Großes ausüben und meint es dabei nicht einmal so böse; es thut den Stich aus reiner Liebe zu deinem Blut.

Auf dem zweiten Bilde begegnet unser Blick einem anderen interessanten Thierchen, welches an der Rinne eines Baumes emporklettern und mit seinen langen nach hinten ausgebreiteten Hörnern (Fühlern) an einen Steinbock erinnert. Es ist der sogenannte *Pappebock*. Wir wollen ihn körperlich nicht



näher untersuchen, sondern nur das Wichtigste aus seinen Thaten hervorheben. Man findet den Käfer im Juni und Juli an den Stämmen und Zweigen der verschiedenen Pappelarten und an Weidenbäumen. Er erscheint sehr träge, und wird wahrscheinlich erst am Abende lebendiger, um dem Brutgeschäft nachzugehen. Das befruchtete Weibchen legt seine Eier möglichst tief in die Rindenrisse unten am Fuße des Stammes, und die jenen entschlüpften Larven fressen im ersten Jahre unter der Rinde ihre Gänge. Nach der Ueberwinterung bringen sie in das Holz ein und steigen in demselben in grader Richtung aufwärts. Die langen Bohrspäne werden durch ein Loch ausgestoßen, und verrathen leicht die Gegenwart des Einwohners. Nach wenigen Wochen der Puppenruhe kommt der Käfer zum Vorschein. Wo dieselbe in größeren Mengen vorkommt, wird er den jungen Pappelanzpflanzungen an den Landstraßen 2c. entschieden nachtheilig. Die Abbildung zeigt uns den Pappelbock in den verschiedenartigen Entwicklungszuständen. In den Gängen bemerken wir die Larve, rechts des Stammes die Puppe, links die Raupe und oben auf dem Zweig die ausgebildeten Käfer.

Professor Blanchard gibt Folgendes zur Erklärung des Bildes. Er sagt: „Als A. M. Houliet einmal die Gegend Rio Janeiro's durchwanderte, hörte er jeden Abend das Krachen herabfallender Zweige des Akazienbaumes. Diese Zweige waren ringsum in solcher Weise zerfressen, daß sie zuletzt ihr eigenes Gewicht nicht mehr tragen konnten und so nach einander abbrachen. Auf wen sollte das Unheil zurück geführt werden? Etwa auf die Schwarzen Bewohner des Hauses? Ohne Zweifel, so dachte man, waren sie es, um ihrem Massa einen Verdruß zu bereiten. Jedoch bald gewahrte der Reisende, daß sehr häufig ein Käfer auf dem herabgefallenen Zweig zu sehen war und nach genauerer Untersuchung fand sich's, daß die Mistelthäter keine anderen waren, als die Pappelböcke.“

Professor Sulde man sagt: „Auf unsern Wanderungen durch das Gebölz wurde unsere Aufmerksamkeit sehr oft auf Aeste und junge Schößlinge des Hickorybaumes gelenkt. Sie waren dermaßen mit einem Einschnitt ringsum versehen, daß der Beobachter unwillkürlich zu dem Schluß kommen mußte, die

Absicht des Käfers müsse die Tödtung des Zweiges oberhalb des Einschnittes sein. Auffallend, wie dies auch scheinen mag, so ist es nichts desto weniger Thatfache. Es ist ein Instinkt, den Gott in seiner Weisheit diesem Geschöpfe verliehen, ohne daß dasselbe freilich die schlimmen Folgen seiner Thaten zu berechnen im Stande wäre.“



Der Pappelbock in verschiedenen Entwicklungszuständen.

Ueberhaupt ist es schwer, selbst für den gründlichsten Naturforscher, in allen vorkommenden Fällen die Absichten des allweisen Schöpfers zu erkennen; denn da, wo wir Schaben zu gewahren meinen, geschieht doch oft nur Gutes. Im nächsten Artikel wollen wir die Leser mit dem „Puppenräuber“ und dem „Goldkäfer“ näher bekannt machen.

## Ein Licht angezündet vom Herrn.

(Von A. Steen.)



### III.

Als Frau Fink die Thür öffnete, war sie überrascht ihren Hausgenossen vor sich zu sehen; so früh hatte sie ihn nicht erwartet. Albert gab ihr den Grund seiner Pünktlichkeit an, nemlich den, daß er gern mit ihr zur Bibelftunde gehen wolle.

„Das freut mich, ich weiß, unser Prediger wird Ihnen gefallen,“ sagte Frau Fink, und als Albert fragend auf das Kind sah, fügte sie hinzu: „Dies ist das Mädchen, das täglich den Kaffee für meinen Mann abholt. Ich erzählte Ihnen ja von dem kleinen verbrannten Kinde, nun, dessen Schwester ist sie. Aber — sollte man's glauben? — das Mädchen ist eine völlige Heidin. Sie weiß nicht einmal von dem Gott, der sie erschaffen hat.“

„Armes Kind!“ sagte der Jüngling sanft, und es war, als ob eine Welt voll Mitleiden aus seinen dunklen Augen und seiner theilnehmenden Stimme sprach. Jenny wurde dunkelroth und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Sie wußte zwar nicht, was Heiden seien, aber das merkte sie doch aus Allem, daß es etwas Schlimmes sein müsse, deshalb war sie ganz verlegen.

„Sie ist gekommen, mich zu fragen, wer der Herr Jesus sei,“ fuhr die Hauswirthin fort, „obgleich ich leider sagen muß, nicht um ihrer Seelen Seligkeit willen. Sie hatte ihre verstorbene Schwester lieb und will bloß wissen, wohin sie gegangen, das ist Alles.“

„O, sie muß in mein Zimmer kommen, ich möchte so gern ein wenig mit ihr sprechen,“ sagte der Jüngling eifrig.

„Aber Sie sehen, wenn wir zur rechten Zeit in der Bibelftunde sein wollen, dürfen wir uns nicht mit Plaudern aufhalten,“ erwiderte die Frau kalt.

Schmerzlich überrascht sah der Jüngling seine Hauswirthin an, und meinte, als er nach der Uhr gesehen, fünf bis zehn Minuten hätten sie wohl noch für das arme Mädchen übrig. Es sei gar zu grausam, Jemand, die so nach Wahrheit hungere, leer wegzuschicken.

Frau Fink wagte es nicht, der ruhigen, bestimmten Weise des Jünglings zu widerstehen; das Wort, womit sie das zerlumpfte Kind von dem Betreten eines ihrer Zimmer zurückhalten wollte, kam nicht heraus, und, obgleich innerlich empört über das Unerhörte, und ärgerlich, daß sie nicht vor Alberts Erscheinen das Mädchen fortgeschickt habe, folgte auch sie, als Albert freundlich Jenny's magere Hand erfaßte und sie in sein Zimmer führte. Sie mußte sich in Alberts eignen Lehnstuhl setzen, und wie konnte sich das arme Kind jetzt ausruhen, wie behaglich war es ihr! Albert setzte sich zu ihr, und sagte in herzlichem Tone, als ob er sie schon lange gekannt hätte: „Also du hast dein liebes Schwesterchen verloren? Ja, sie ist zu Jesu gegangen und ist jetzt sehr glücklich. Und du möchtest auch gern von Jesu hören, mein Kind?“

„Ja, bitte, mein Herr,“ antwortete Jenny und sah ihm vertrauensvoll ins Gesicht.

„Nun so höre: Jesus ist der gute Heiland, der die Kinder so lieb hat. Einst wohnte er hier auf Erden unter den Menschen und rief die Kinder zu sich und nahm sie auf seine Arme und segnete sie. Er ist der Sohn Gottes unseres himmlischen Va-

ters, der diese wunderschöne Welt gemacht hat, der am Tage uns die liebe Sonne scheinen läßt und des Nachts den Mond und die Sterne, der die Bäume und Blumen und Alles erschuf.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte Jenny auf diese wunderbare Offenbarung, die heute zum ersten Mal in ihre Ohren klang. Als Albert einen Augenblick schwieg, sagte auch sie kein Wort, sondern seufzte tief auf, als ob das Gewicht der großen Erkenntniß, welche sie erlangt, ihr zu schwer gewesen wäre.

Nach einer Pause fuhr der Jüngling fort: „Sieh, Jenny, dieser große Gott hat dich und mich und alle Menschen geschaffen. Er hat uns auf einige Zeit in diese Welt gestellt, daß wir hienieden ihn lieben und ihm dienen, und darnach zu ihm gehen möchten, um auf ewig bei ihm zu wohnen in seinem herrlichen, schönen Himmel. Der Himmel ist irgendwo; ich kann dir nicht mit Gewißheit sagen, wo, aber wir werden es wissen, sobald wir gestorben sind. Deine kleine Schwester weiß es jetzt, denn sie ist schon dort.“

„Ich sehe, Sie können mir doch nicht sagen, wo der Himmel ist,“ sagte Jenny etwas getäuscht. „Vater meinte, er sei oben über den Sternen.“

„Vielleicht hat dein Vater recht, aber mit Gewißheit kann ich dir das nicht sagen. Aber wo auch der Himmel sein mag, er ist der Ort, wo unser himmlischer Vater wohnt und unser Herr Jesus, wo die heiligen Engel sind und wohin Alle, die ihren Heiland lieb haben, gehen, wenn sie diese Welt verlassen. Sieh, Jenny, daß wir das vom Himmel wissen, ist die Hauptsache. Dort gibt es keine Thräne und kein Geschrei; Keiner ist da traurig, Keiner braucht sich je wieder von seinen Lieben zu trennen. O, es ist ein herrlicher Ort!“

Der Jüngling hatte mit inniger Begeisterung gesprochen; seine Augen glänzten, und ein Wiederschein davon war auch auf dem Gesicht Jenny's zu spüren, als sie sehnüchtig ausrief: „O, wäre ich doch auch schon da bei Baby Nell!“

„Ja, Jenny, ich verstehe deinen Wunsch. Wie Mancher möchte gerne dort bei dem Herrn sein allezeit; aber siehe, wir sollen zufrieden sein da, wo Gott will, daß wir sein sollen. Und dann, Jenny, wir können auch nicht so, wie wir sind, in den Himmel kommen. Wir müssen erst dafür bereitet und tüchtig gemacht werden, und das kann nur der Herr Jesus für uns und an uns thun.“

„Aber wie kann er uns denn geben, was dazu gehört, wenn er nicht hier ist?“ fragte Jenny besorgt.

„Ist's nicht schrecklich, solch eine Unwissenheit?“ fiel Frau Fink ein, die mit steigender Ungebuld zugehört hatte. „Mir scheint's, es ist umsonst, daß man sich bemüht, Licht in solche Finsterniß zu bringen. Große Finsterniß bedeckt sie, — das ist was ich von ihr sage.“

„Ah, das arme Mädchen! Wie fern scheint sie vom Himmelreich zu sein und ist doch demselben so nahe!“ sagte Albert zu sich selbst.

Erstaunt sah Frau Fink auf ihn. Mit wie ganz andern Augen betrachtete er das Mädchen, als sie, aber er war ja etwas „eigenthümlich“ in seinen religiösen Anschauungen, dachte sie, und doch konnte sie ihm ihren innern Beifall nicht



ganz versagen. Wie ganz anders hatte er die Fragen des Kindes zu beantworten gewußt, als sie! Ja, sie fing an, sich zu schämen über ihr ungeduldiges Verlangen, je eher desto lieber das Kind los zu sein, und als Albert ihr vorschlug, sich zusammen des armen unwissenden Mädchens anzunehmen, war die Hauswirthin herablassend genug, zu erwidern: „Das Unterrichten muß ich Ihnen überlassen, ich habe nicht die Gabe dazu.“

„Aber Sie würden vielleicht erlauben, daß sie hieher käme?“ fragte Albert bittend.

Nach einigem Zögern antwortete Frau Fink: „Nun, meinestwegen, wenn Sie mit der Küche vorlieb nehmen wollen. Ich glaube, freilich, Sie verschwenden Zeit und Mühe umsonst an ihr; sie kommt am Ende ein-, oder zweimal, so lange der Reiz der Neuheit anhält, aber damit wird's vorbei sein. Sie wird sicherlich dann wieder eben so wild herumlaufen, wie Tausende ihres Gleichen, und sich eben so wenig um ihr Seelenheil kümmern, wie das Vieh. Merken Sie sich meine Worte; ich habe dieses Geschlecht nur zu lange gekannt.“ „Ich danke Ihnen für die gegebene Erlaubniß,“ erwiderte Albert, ohne sich auf den letzten Theil der scharfen Rede einzulassen, und fuhr dann, zu Jenny gewendet, fort: „Hörst du, Jenny? Möchtest du diesen Winter zuweilen Abends kommen, und lesen lernen und von dem Herrn Jesu hören?“

„O ja, bitte mein Herr,“ erwiderte diese eifrig. „Ich habe jetzt Abends Niemand zu hüten,“ fügte sie mit bebenden Lippen hinzu.

„Aber ich denke, sobald du etwas stärker wirst, mußt du dich nach einem kleinen Dienst umsehen,“ sagte Frau Fink. „Zu Hause gibt's jetzt gar nichts für dich zu thun, und Müßiggang ist aller Laster Anfang. Dein Vater hat einen guten Verdienst und kann dir gar wohl gute Kleidung anschaffen, in welcher du dich bei ordentlichen Leuten sehen lassen darfst.“

„Ja, Madame,“ erwiderte Jenny, und obgleich sie jetzt zu müde war, um weiter darüber zu sprechen oder viel daran zu denken, so wurde doch durch Frau Fink's Wort ein Licht über ihren Lebensweg in ihr angezündet, und der Gedanke bemächtigte sich ihrer immer mehr, daß sie in Zukunft irgend eine nützliche Stellung im Leben auszufüllen habe.

Albert lud sie jetzt noch ein, auf morgen Abend halb acht, sie könne dann Frau Fink und ihn fragen so viel sie wolle, und er wolle ihr mehr von Jesu erzählen. Er meinte, von dem, was er ihr jetzt gesagt, würde sie wenig verstanden haben und nicht viel behalten, nur das Eine möchte er ihr mit auf den Weg geben: „Der Herr Jesus kennt dich und wacht über dich, und hat dich lieb, ob du Ihn auch nicht kennst.“ Dann Jenny's Hand freundlich streichelnd, entließ er sie.

Sein „Adieu, kleine Jenny!“ erwiderte das Kind mit einem „Gute Nacht!“ und ging langsam nach Hause. Ein sonderbares Gefühl war es, mit welchem sie jetzt die Straßen entlang wanderte und dann und wann zum tiefblauen Sternenhimmel emporblickte. Sie fühlte sich nicht mehr so einsam und verlassen, wie vorher, es war ihr, als ob die Sterne wie freundliche Augen auf sie hernieder schauten. Eine schwache Ahnung von Gemeinschaft kam in ihr Herz; sie fühlte, daß sie *be i d e m* t wurde, wenn sie sich *d a s g e l i e b t* auch noch nicht denken konnte. Daß z. B. irgend Jemand sie so lieb haben könnte, wie sie Baby Nell gehabt, wäre ihr kaum glaublich gewesen. O, wenn irgend Einer sie nur *h a l b* so lieb haben könnte, wie innig würde sie den wieder lieben! Wie würde sie sich dem ganz ergeben; ja, mit Freuden würde sie ihr Leben für Einen hingeben, der sie so lieb hätte, nur halb so lieb,

wie sie ihr Schwesterchen gehabt! Obgleich sie ihre Gefühle nicht in Worten hätte ausdrücken können, so war es ihr doch, als ob der Segen, Jemand zu lieben, fast größer sei, als geliebt zu werden.

Raum konnte sie den folgenden Abend erwarten, wo sie mehr hören durfte von „dem guten Freund, der wirklich sie kenne, sie lieb habe,“ wie ihr Lehrer gesagt.

Albert wartete fast eben so ungeduldig, wie seine neue Schülerin. Es war nicht lange, seit der Jüngling den Herrn gefunden. Der Jünger des Herrn stand noch in der ersten Liebe, und mit Flügeln der Liebe hätte er die ganze Welt umschlingend, Alle mit zu Dem ziehen mögen, der ihn so froh und selig gemacht. Er hatte die göttliche Liebe an seinem Herzen erfahren, und in brennender, dankbarer Gegenliebe schlug diesem Herrn sein Herz entgegen. Großes, Alles hätte er für ihn thun, so recht seine Liebe mit der That beweisen mögen. Er wußte, wie das Herz seines Heilandes voll Erbarmen schlägt für die, welche noch in Finsterniß und im Lande der Todes-schatten wohnen, und sehnste sich, als Arbeiter im Weinberge des Herrn zu wirken, mit Dem und für Den, der ihn geliebet und sein Leben für ihn hingegeben hatte.

Große Dinge hatte der Jüngling für seinen Herrn thun wollen; voll großer Hoffnungen und Pläne hatte ihn sein Eifer nach der Weltstadt, auf dieses große Arbeitsfeld, getrieben. Aber er hatte bald zu lernen, was wohl schwer, aber so unendlich wichtig ist, nemlich, willig zu sein, auch die niedrigste Stelle in des Meisters Dienst einzunehmen, gern auch das geringste Werk für ihn zu thun, sich damit eine Weile zu begnügen, ja vielleicht „zu stehen und zu warten.“

Und Albert hatte die schwere Lektion gelernt. Er hatte die eifrigen Flügel zusammengezogen, und statt das Auge nach großen Dingen weit umherschweifen zu lassen, sah er sich nach Arbeit in nächster Nähe um. Er ließ sein Licht leuchten gerade da, wo er war: zunächst in seiner Wohnung, dann im Geschäftshause, that treu seine Arbeit, jede kleine Pflicht, nicht mit Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern mit Einfältigkeit des Herzens, als dem Herrn und nicht den Menschen. Durch seine treue Pflichterfüllung und Zuverlässigkeit hatte er sich das unumschränkte Vertrauen seines Prinzipals erworben; im täglichen Leben und Wandel verpersönlichte er seinen himmlischen Meister, seinen Glauben mehr mit der That, als mit Worten zeigend. Daß er natürlich auch für seinen *H e r r n* *s p r a c h*, wenn sich ihm eine Gelegenheit darbot, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Auch in Fink's Hause wurde Albert's Einfluß gespürt, wenn auch freilich bis jetzt derselbe mehr als störendes Element sich zeigte. Seine Ansichten waren so durchaus verschieden von denen seiner Hauswirthin, und wenn sie in ihm auch eine verwandte Seele erblickte, so hätte sie ihn nimmer als einen „Bruder im Herrn“ ansehen können. Es war überhaupt leider eine nicht zu leugnende Thatsache, daß es Frau Fink zwar nicht an Erkenntniß der Wahrheit fehlte, wohl aber an dem *G e i s t* des Christenthums. Ihre Religion bestand in der Erfüllung einiger äußeren Formen und christlichen Pflichten, aber bei den zwei großen Geboten: „Du sollst *l i e b e n* Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften, und deinen Nächsten wie dich selbst,“ war sie kaum eine A-B-C-Schülerin. Ach, es war ihr ein so ferner Gedanke, daß das Wort „Liebe“ Alles umfaßt, daß das Lieben derselben diese Erde, dieses Jammerthal, zum Himmel, zum Paradiese macht!

Es war Frau Fink's Hauptidee, „ihren Beruf und ihre Er-

wählung fest zu machen," und wahrlich, ein schönes Ziel hatte sie sich vorgesetzt. Aber die Weise, auf welche sie dieses versuchte,\* war nicht eine schriftgemäße. Sie las täglich einige Capitel aus der Bibel, vergaß nie ihre Abend- und Morgenandacht, veräumte keinen Gottesdienst in der Kirche, zu welcher sie gehörte, weder am Sonntag noch am Alltag, und machte bei jeder Gelegenheit ihrem Manne Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit gegen die Religion. Das waren ihre Religionsübungen, und sie hätte sich unglücklich gefühlt, wenn sie auch nur eine vernachlässigt hätte, ja, sie hätte dann ihre Seele in großer Gefahr geglaubt. Nun, wegen ihres Pflichteifers wollen wir die gute Frau nicht tadeln,—jeder wahrhaftige Christ sucht ja in seiner Pflichterfüllung treu zu sein—aber das war bei Frau Fink zu beklagen, daß ihr Thun nicht aus dem Geiste der Liebe hervorkam, und daß sie die äußere Pflichterfüllung zur Hauptsache in ihrem christlichen Leben machte. Wirkliche Gemeinschaft mit Gott, ernstliches Trachten, ihn zu verherrlichen, herzliche Liebe zu ihm und seinen Kindern, waren ihr fremd. Kein Wunder daher, daß ihrem Manne solch eine Religion zuwider war, daß ihre langen, reichlich mit Schriftstücken versehenen Reden und Strafpredigten, ihm ins Ohr hinein-, zum andern hinausgingen.

So läßt sich ja auch kein verlorenes Schaf zum guten Hirten zurückführen; das war nicht die Weise des großen Erzhirten selbst, als er umherging, zu suchen und selig zu machen, das verloren war.

Albert Hudson hatte so ganz andere Ansichten, als seine Hauswirthin, und diese wußte gar nicht recht, was sie aus ihm machen sollte. So war sie zu dem Entschluß gekommen, ihn aufzufordern, mit ihr in die Bibelstunde zu gehen, dann würde sie schon gewahr werden, wie er eigentlich stände. Das Resultat war ihr in so fern genügend, daß Albert sagte, er habe sich recht erbaut, aber es mißfiel ihr ganz und gar, als er hinzufügte: „Freilich, wäre ich lieber zu Hause geblieben und hätte Jenny die Zeit gewidmet; das Kind hat das, was ich ihr hätte geben können, viel nöthiger, als ich die geistige Erquickung.“

„Aber, Sie wissen doch, daß es heißt: „Und nicht verlassen unsere Versammlungen, wie Etliche zu thun pflegen“—daß es also unsere Pflicht ist, zu gehen," sagte Frau Fink bestimmt. „Allerdings ist das heilige Pflicht und unser großes Vorrecht," erwiderte Albert. „Aber sollte zuweilen nicht eine noch höhere Pflicht uns binden, zu Hause zu bleiben?"

„Wie wäre das möglich!" rief Frau Fink erstaunt aus.

„Wenn z. B. eine dringende Pflicht eine Hausfrau oder Mutter zu Hause hielt, so glaube ich, daß für den Fall das Erfüllen dieser häuslichen Pflicht für sie ein Gott wohlgefälliger Gottesdienst wäre.“

„Nun," erwiderte Frau Fink, „ich bin nie um meines Mannes willen aus der Kirche geblieben.“

„Gerne sei es auch von mir, die Leute vom öffentlichen Gottesdienst zurückhalten zu wollen, im Gegentheil, ich glaube, ohne die dringendste Noth sollen wir uns unser hohes Vorrecht, im Hause Gottes mit der Gemeinde zu seinem Dienste uns versammeln zu dürfen, nicht nehmen lassen. Darin stimme ich gewiß völlig mit Ihnen überein; wenn ich auch andererseits überzeugt bin, daß mit dem bloßen Kirchengehen allein es nicht gethan ist, ja, daß es im täglichen und häuslichen Leben Fälle geben kann, wo die Pflicht gebietet, zu Hause zu bleiben. Oder könnten Sie es für einen Gott wohlgefälligen Dienst halten, wenn an den Wochentagen einen Abend nach dem andern die Frau nach den Bibel- und Erbauungsstunden ginge, unbe-

kümmert um Mann und Kinder, ohne sich dran zu kehren, daß die Kinder in ihrer Abwesenheit ohne Aufsicht sich auf der Straße herumtreiben, und der Mann, weil er kein gemüthliches Heim findet, im Wirthshaus es sich behaglich macht?"

„Sie mögen recht haben," erwiderte Frau Fink nachdenklich, „in diesem Lichte habe ich es nie angesehen.“

„Ich bin auf diese Gedanken gekommen durch Jenny, eben weil es mir leid that, daß ich nicht lieber um ihretwillen zu Hause geblieben bin; aber hoffentlich habe ich morgen Abend Gelegenheit, mit ihr zu sprechen," sagte Albert, und legte dann schweigend mit seiner Hauswirthin den kurzen Rest des Heimwegs zurück.

Aus großer Besorgniß, pünktlich zu sein, stand Jenny am folgenden Abend schon vor der bestimmten Zeit an Frau Fink's Thür. Sie hatte ihr Möglichstes gethan, anständig zu erscheinen: die Löcher in dem alten Rattunkleid waren zusammengezogen, und trotz ihrer Schwäche und Müdigkeit hatte sie ein Stück ihrer dürrtigen Kleidung nach dem andern gewaschen und getrocknet. Um das Haar zu glätten, hatte sie es ein wenig feucht gemacht; Gesicht und Hände waren gründlich gewaschen, und sie sah heute wirklich so nett aus wie vielleicht nie.

„Es ist noch vor der Zeit," mit dem Gruße öffnete auf das bescheidene Klopfen des Kindes Frau Fink die Thür.

„Bitte, Madame," sagte Jenny entschuldigend, „ich dachte, es sei schon eine halbe Stunde, seit ich Big Ben (Namen der großen Glocke im Thurme des Parlamentsgebäudes, Westminster, London,) sieben schlagen hörte, und ich wollte nicht gern zu spät da sein.“

„Nun, du magst hereinkommen," erwiderte Frau Fink herablassend, und nachdem Jenny gehörig die Füße auf der Matte abgerieben, durfte sie die schöne Küche betreten.

Aber so etwas hatte das Kind in ihrem Leben noch nicht gesehen. Alles glänzte und blinkte ihr entgegen. Der blank geschuerte Fußboden, Tisch und Stühle so sauber, als ob sie nur zur Fierde da ständen, das wie lauter Gold und Silber glänzende Küchengeschirr—Jenny wußte nicht, wohin sie die Augen zuerst wenden sollte: Alles war so schön! Und wie gemüthlich brannte das helle Kaminfeuer, wie einladend sah der Lehnstuhl daneben, Frau Fink's Lieblingsplatz, den sie gewöhnlich sitzend einnahm, aus: Welch ein Gegensatz zu Jenny's armseliger Wohnung! Als das Kind noch immer bescheiden an der Küchentür stehen blieb, forderte Frau Fink sie auf, hereinzukommen und sich beim Feuer zu wärmen, bis Herr Hudson käme. „Ich denke, es ist sehr gütig von ihm, daß er sich mit einem solchen Mädchen abgibt, und ich hoffe, du wirst aufmerksam sein und Nutzen davon haben. Gewiß nicht Jedermann würde dich einen Ort wie diesen betreten lassen; merk dir das, Jenny!"

„Ja, Madame," erwiderte diese, indem sie aufs Neue herumblickte. „O, es ist hier so rein und schön; wenn wir nur einen solchen Raum für Baby Nell gehabt hätten! Ach, Frau Fink, denken Sie sich, zuweilen kamen die dicken Regentropfen auf ihr Bettchen—ach, ich mag nicht daran denken," und bei dieser Erinnerung konnte Jenny sich des Weinens nicht enthalten, und wuschte mit ihrem Kleide die Thränen ab.

„Sei nicht so thöricht, Kind; rühre nicht wieder auf, was vorbei ist," sagte Frau Fink halb ärgerlich. „Du bist so gut gegen die Kleine gewesen, wie du nur immer konntest, und brauchst dich jetzt nicht um sie zu grämen. Und mach dein Kleid nicht naß und fraus mit deinem Weinen—Unsinn!"—



„Doch ich sehe ja, du hast es rein gewaschen,“ fügte sie freundlich hinzu, „und ich hoffe, du fängst jetzt ein neues Leben an und hältst dich ordentlich. Ist's so nicht viel angenehmer?“

Jenny trocknete ihre Thränen, antwortete auch: „Ja, Madame,“ aber ihre abweisenden Gedanken sammelten sich erst wieder, als sie Alberts Tritte auf der Treppe hörte.

Albert begrüßte sie so freundlich, daß sie durch ihre Thränen zu ihm hinaufschielte. „Schön, daß du zu rechter Zeit da bist,“ sagte er, „besser zu früh als zu spät. Aber du hast geweint? Was fehlt dir?“ Jenny schlug die Augen nieder, aber Frau Fink ergriff für sie das Wort: „Sie kann's nicht lassen, immer wieder an die Kleine zu denken. Wirklich, es wird hohe Zeit, daß sie sich solche unvernünftige Gedanken aus dem Kopf schlägt; alles Grämen wird die Kleine nicht wieder zurückrufen, und das wäre ja auch gar nicht zu wünschen.“

„Aber der Schmerz ist doch so natürlich und will ja sein Recht haben,“ erwiderte Albert. „Der Herr Jesus selbst hat sich auch der Thränen nicht geschämt, er hat geweint am Grabe seines Freundes Lazarus.“ „Und nun komm, Jenny,“ fügte er hinzu, „gräme dich jetzt nicht um dein Schwesterchen. Wir wollen jetzt fleißig sein, wollen erst für eine halbe Stunde mit dem A-B-C anfangen, und dann will ich dir erzählen von dem guten Freunde, bei dem Baby Nell jetzt ist.“ Jenny setzte sich, und ob sie auch zuerst in großer Aufregung, mit zitternder Stimme die Buchstaben nachsagte, so hatte sie durch Alberts ruhige, ermutigende Weise sich bald ein Herz gefaßt und in der einen halben Stunde fast alle Buchstaben gelernt. Ohne Zweifel hatte Albert eine gelehrige Schülerin. Dann folgte das sehnlichst erwünschte Erzählen. In der allereinfachsten, kindlichsten Sprache entfaltete Albert der Lauschenden die wunderbare Offenbarung Gottes in seinem Sohne Jesus Christus. Nur selten unterbrach Jenny ihn mit Fragen; fast sprachlos vor Staunen und Freude saß sie vor ihm und verschlang seine Worte; aus den leuchtenden Augen glänzte das Licht des neuen Lebens, das in ihr angezündet war. Das köstliche Evangelium labte ihre durstige Seele mit erquickendem Lebenswasser. Sie konnte den Thränen nicht wehren, als ihr Lehrer ihr erzählte von des Heilands Wandel auf Erden, von seinem Tod und seiner Verherrlichung, und sie flossen reichlich, als sie hörte, daß dieser Jesus ihr Freund sei, der ihr ein reines Herz schenken wolle, der sie lieb habe und für sie Sorge, der sie führen wolle durch dieses Leben und sie endlich zu sich nehmen in seinen schönen Himmel. — Es war fast zu viel für das Kind, fast überwältigt war sie von allem Wunderbaren und Herrlichen; das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ließ sie ihren Thränen freien Lauf.

Nachdem Albert einige Augenblicke geschwiegen und sie ungestört hatte gehen lassen, ergriff er ihre Hand und fragte freundlich: „Warum weinst du, Jenny?“

„Entschuldigen Sie, bitte, ich konnte es nicht helfen,“ war die Antwort. „Es ist Alles so wundervoll, und ich freue mich, daß Baby Nell droben ist bei Ihm. Sie ist jetzt so glücklich, ich darf nicht länger um sie weinen, und wenn es nur ganz gewiß ist, daß auch ich einmal hinkomme und sie wiedersehe!“

„Ja, liebes Kind, der schöne Himmel wird dereinst dein Heim sein, wenn du an den Heiland glaubst und ihn lieb hast und ihm dienst. Merke dir, du mußt deine Liebe zu Ihm mit der That bezeigen, du mußt ihm gehorham sein. Seine Gebote sind nicht schwer für die, welche Ihn lieb haben. Es ist Gottes Gebot und Wille, daß wir Ihn lieb haben über Alles und unsern Nächsten wie uns selbst, daß wir die segnen, welche uns fluchen, wohl thun denen, die uns Böses thun. Siehe, wie gut

ist der himmlische Vater gegen uns Alle! Er läßt seine Sonne aufgehen sowohl über die Bösen, als über die Guten, er gibt seine guten Gaben: Leben, Gesundheit, Speise und Trank sogar den Undankbaren und Bösen. Wir sollen nun zwar nicht das Böse, das wir von Andern sehen, thun und es lieb haben,—nein, die Sünde sollen wir hassen, weil unser Gott keine Sünde dulden kann, aber die Menschen, alle Menschen, sollen wir lieb haben, auch unsere bittersten Feinde—das will er von uns.“

„D, das ist sehr schwer,“ erwiderte Jenny. „Wenn Sie wüßten, wie ich Baby Nell's Mutter hasse! Ich kann's nicht helfen, entschuldigen Sie,“ und dabei rannen ihr wieder die hellen Thränen über die Backen.

„Ist sie so unfreundlich gegen dich?“ fragte Albert.

„Sie ist nie freundlich gegen mich, doch das kümmert mich nicht so viel; aber Sie wissen, es war ihre Schuld, daß Baby Nell so jämmerlich umkam, und seit der Zeit habe ich sie gehaßt, wie ich nur konnte; ich kann sie nicht vor den Augen ausstehen, kein Wort zu ihr sagen.“

„Es ist ein schlechtes, trunksüchtiges Weib,“ fiel Frau Fink ein, die bis dahin mit keinem einzigen Worte sich in die Unterredung gemischt hatte.

„D, Jenny, du solltest Mitleid mit ihr haben und versuchen, gut gegen sie zu sein! Du weißt nicht, wie unglücklich sie ist! Alle Menschen, die sich der Sünde überhaupt hingeben, sind zu bedauern. Ob sie auch zuweilen froh und glücklich scheinen—ach, sie sind es nicht! Die Sünde macht so elend; die Gottlosen haben keinen Frieden,“ sagt Gottes Wort. Sieh, Jenny, Gott hat Baby Nell's Mutter über dich gesetzt als deine Mutter; du mußt ihr gehorchen in Allem, was nicht unrecht ist, und dich bemühen, ihr Freude zu machen. Laß die arme Unglückliche an deinem Thun sehen, daß du dich bestrebst, den Willen des Herrn Jesu zu thun. Wer weiß, vielleicht wird auch sie anfangen, ihn zu suchen, und wird lernen, ihn zu lieben und ihm zu gehorchen. Versuche es, sanft und freundlich zu antworten, wenn sie dich grob und roh anfährt. Wenn's dir schwer wird, so zu thun, bedenke, daß du durch solches Betragen dem Herrn wohlzugefallen suchst, der dich sieht und der dich lieb hat, und bitte ihn, daß er dich sanftmüthig und demüthig mache! Nicht wahr, du willst es versuchen?“

„Ich will—so gut gegen die Mutter sein, wie ich kann, aber wirklich, daß ich sie lieb haben könnte, scheint mir unmöglich,“ erwiderte Jenny ehrlich.

„Fange nur erst an, ihr etwas zu Liebe zu thun, versuche zu meiden, was sie ärgert, die Liebe selbst wird dann auch schon kommen. Wir wollen aber für heute Abend aufhören; möchtest du Sonnabend Abend wiederkommen? Bitte aber deinen Vater um Erlaubniß, und zeige dich auch ihm als ein liebes, gehorames Kind. Ich denke, wenn deine Mutter noch lebte, würde sie dich lehren, ihm zu helfen, und es ihm so recht gemüthlich zu machen.“

Als Jenny fortgehen wollte, fiel es Albert auf einmal ein, daß ja seine kleine Schülerin auch nächsten Sonntag zur Sonntagsschule kommen könne.

„Welch ein Einfall!“ posterte Frau Fink heraus, „das Kind hat ja Nichts anzuziehen, als was sie um und an hat!“

„Nun, ich denke, der Vater würde ihr gern ordentliches Zeug dazu kaufen,“ entgegnete Albert, und Jenny stimmte zwar seiner Ansicht bei, verhehlte aber auch nicht, was in früheren Zeiten das Loos ihrer besseren Kleidung geworden.

„Bitte wenigstens vorerst deinen Vater um Erlaubniß für die Sonntagsschule, wir müssen dann sehen, was weiter zu ma-

chen ist," sagte der freundliche Jüngling, und fügte theilnehmend hinzu: „Aber sag mal, Jenny, hast du denn auch heute genug zu essen gehabt?“

Erröthend antwortete das Kind: „Bitte, ja, genug; ich habe wenig Appetit.“

„Ich vermuthe, dein Mittagstisch wird nicht viel Besonderes enthalten," sagte Frau Jink. „Setz dich wieder, Kind. Ich habe noch schönen Pudding mit reichlich Eiern drin, in einigen Minuten wird er warm sein, und ich denke, du wirst nicht eher sagen, daß du genug hast, als bis der ganze Rest verzehrt ist.“

Wie gern blieb Jenny noch bei solchen Ausichten! Zu Hause gab es wirklich keine Auswahl: Brod und Käse mit Thee oder schwarzem Kaffee, wenn sie nemlich selbst sich Legeten kochte, das war Alles, sonst war an etwas Warmes gar nicht zu denken, geschweige denn an ein ordentliches Mittagessen, und da Jenny bei ihrer jetzigen Schwäche lieber ohne Essen und Trinken ging, als es sich bereite, so war's nicht zu verwundern, daß ihre Kräfte so langsam zurückkehrten.

Daß sie in dieser schönen Küche essen dürfe, kam ihr so son-

derbar und fremd vor, daß sie zitternd Teller und Löffel von Frau Jink annahm. Albert, dies bemerkend, nahm ihr Beides aus der Hand, setzte es auf den Tisch, zog einen Stuhl für sie heran und nöthigte sie, sich zu setzen und es sich schmecken zu lassen. Und das arme Kind ließ es sich schmecken, und als sie den für sie seltenen Leckerbissen verzehrt hatte, erhob sie sich und sagte höflich: „Bitte, Madame, ich bin Ihnen sehr verbunden.“

„Nun hat's geschmeckt?" fragte Frau Jink, selbstgefällig durch ihre große Brille auf das dankbare Kind blickend.

„Ja, es war so gut," antwortete Jenny, „ich danke Ihnen vielmals.“

„Solchen Pudding hast du in deinem Leben wohl noch nicht gegessen?" erwiderte Frau Jink.

„Nein, ich habe gewöhnlich ein Stückchen Brod," und nach diesen Worten „gute Nacht" wünschend, ging Jenny fort, so glücklich über alle Liebe, die sie erfahren, wie nie zuvor.—

(Fortsetzung folgt.)

## Östergedanken.

Von Bischof N. Dubs.



Ief im Abgrund erklang  
Des Himmels froher Siegesgesang,  
Der Jubel aller Söhne Gottes;  
Wo sind die falschen Götter nun?  
Des Todes Schreien? Sie alle ruh'n!  
Es ruht das Jauchzen ihres Spottes.  
So schwiegen, so verzagten nie,  
Der Hölle Fürsten, die Empörer!  
Das Göttliche erliegt nie,  
Es siegt über die Zerstörer.  
Flamme höher empor,  
Anbetung! Er, Er geht hervor  
Aus seines Grabes Finsternissen.  
Er stieg zum Staub hinab,  
Zu Heiligen seiner Erretteten Grab.  
Nun hat er die Fesseln des Todes zerissen!  
Verberget immerhin der Auferstehung Saat,  
Ihr Gräber, wo die Engel schweben,  
Was göttlich ist, was Gott geweiht hat.  
Geht siegreich überall ins Leben!

Die kommenden Ostern veranlassen uns den herrlichen Auferstehungstag mit seinem gewaltigen Auferstehungswunder zu betrachten. Die Bedeutung der Auferstehung unsers Herrn kann nicht leicht überschätzt werden, davon zeugen die rastlosen Versuche unserer Gegner, dieses Wunder aller Wunder wegzudemonstriren. Selbst der unfeilige Strauß nennt sie: „Den Mittelpunkt des Mittelpunktes, das eigentliche Herz des bisherigen Christenthums," und weiter: „Bei der Auferstehung Jesu ist es doch wohl außer Streit, daß mit ihr die Wahrheit des Christenthums steht und fällt. Sagt nicht der Apostel Paulus: Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich u. s. f. (1. Cor. 15, 14–17). An diesem apostolischen Wort ist nichts zu deuten." Mit dieser richtigen Würdigung der Bedeutung und Wichtigkeit der Auferstehung Jesu hat Strauß alle seine ungläubigen Genossen widerlegt, die da meinen, das leibliche Hervorgehen Jesu aus dem Grabe sei von keiner Wichtigkeit, wenn nur der Geist Christi lebendig fortwirke in den Seinen. Dr. Schenkel, dieser Heidelberger Rationalist, sagt: „Der Auferstandene ist der verherrlichte und

verkürte Christus, der Herr, welcher der Geist ist—der Lebendige in seiner Gemeinde.“ Das ist aber die leibliche Auferstehung in etwas ganz anderes verwandelt und die ganze Frage verwirrt. Wer die leibliche Auferstehung leugnet, kann nicht mehr von Auferstehung reden, denn es handelt sich bei derselben nicht um den Geist, dessen Fortbestehen sich nach der Schrift von selbst versteht, sondern lediglich um den Leib und sein lebendiges Wiederhervorgehen aus dem Grabe. Der Geist war nicht ins Grab niedergelegt, sondern der Leib, es kann daher nur von einer Auferstehung des Leibes die Rede sein.

Treffend sagt Dr. Christlieb in Bezug auf die Bedeutung der Auferstehung Jesu für den christlichen Glauben: „Dieser Glaubensartikel ist zugleich der Beweis aller Glaubensartikel, das Fundament unseres christlichen Lebens und Hoffens, die Seele der ganzen apostolischen Predigt, der Grund, auf dem sich die christliche Kirche erbauet.“ Freiwillig hat der sünd- und fleckenlose Heiland den Tod übernommen (Joh. 5, 26.; 2, 19.; 10, 17. ff.), und das Wiederaufleben seines Leibes erwies ihn als Sohn Gottes nach dem Geist (Röm. 1, 4.), den der Vater mit Preis und Ehren krönte (Joh. 2, 9.). Durch seinen Opfertod hat Jesus das Werk der Erlösung vollendet (Röm. 4, 25.; 2. Cor. 5, 21.; Gal. 3, 13), und durch seine Auferstehung auch den letzten Feind, den Tod, in der Auferstehung der Todten vernichtet (Röm. 6, 8.; 1. Cor. 15, 52.). Darin liegt die Alles entscheidende Bedeutung unserer Frage. Gottmenschliche Geburt, sündlos vollkommener Gehorsam, weltversöhnendes Leiden und Sterben, todtüberwindendes Auferstehen und weiterhin Erhöhung zur Rechten des Vaters und Sendung des hl. Geistes sind fest in sich zusammenhängende Momente eines und desselben Heilswerks. Einen Ring aus dieser Kette, und alles Uebrige fällt dahin. Die Auferstehung aber ist als Beginn der Verklärung gerade das wichtige, unentbehrliche Glied, das den irdischen zeitlichen Theil dieses Werks überleitet in den himmlisch ewigen. Sie ist ebenso nothwendig zur Vollendung der Person des



Erlösers wie zu der seines Werks, als Quell unsers lebendigen Glaubens, wie als Grund unserer Hoffnung auf die kommende Verklärung und Vollendung.

In Erwägung dieser Thatsachen ist es leicht erklärlich, warum die scharfsinnigsten Ungläubigen mit einer wahren Versehrerwuth die Auferstehung Jesu bekämpfen. Der ungläubige Pöbel und tobende, zügellose Janhagel klappt Beifall. Alle nur erdenklichen Erklärungsweisen werden zu Tage gefördert, um diese gewaltige, hellleuchtende, überwältigend erwiesene Thatsache wegzuerklären. Es war bei manchen dieser Ritter des Unglaubens eine Lieblingsidee zu lehren, Jesus sei nur scheinodt, nur ohnmächtig gewesen, und die Würze der vorläufigen Einbalsamirung und die Kühle des Grabes Josephs habe dem Ohnmächtigen zum Erwachen geholfen. Die Auferstehung sei nur ein Erwachen aus der Ohnmacht. Wir könnten gegen dieses anführen, daß aus der geöffneten Seite Jesu, Blut und Wasser geflossen ist, was von Sachkundigen als sicherer Beweis des wirklichen Todes betrachtet wird (siehe die merkwürdige Schrift des berühmten Arztes Stroud: "The Physical Cause of the Death of Christ"), und daß die hl. Schrift, in hundertfachem Zeugniß, in Prophetie, vorbildlichen Opfern, Aussprüchen Christi, während seines irdischen Lebens und aus der Klarheit vom Himmel her in der Offenbarung an seinen Apostel Johannes und in den Erklärungen der Evangelisten und Apostel, den Tod Christi als wirklichen darstellt. Es gefällt uns aber die Art und Weise, wie der grimme Strauß, dieser herzlose Christusleugner, seine ungläubigen Genossen, die die Scheintodtheorie verfechten, abthut. Er sagt:

„Wie hätte aus dem Mitleid erweckenden Anblick eines wieder zu sich kommenden tödtlich verwundeten plötzlich der begeisterte Glaube an die Auferstehung des Todesüberwinders entstehen können? Ein halbtodt aus dem Grabe Hervorgetrochener, sich Umherschleichender, der ärztliche Pflege, des Verbandes, der Stär-

kung und Schöpfung Bedürftiger und am Ende doch den Leiden Erliegen der konnte auf die Jünger unmöglich den Eindruck des Siegers über Tod und Grab, des Lebensstiftens, machen, der ihrem späteren Auftreten zu Grunde lag;

ein solches Wiederaufleben hätte den Eindruck, den er im Leben und Tode auf sie gemacht hatte, nur schwächen, denselben höchstens elegisch ausklingen lassen, unmöglich aber ihre



In Gethsemane.

Trauer in Begeisterung verwandeln, ihre Verehrung zur Anbetung steigern können."

Das ist treffend gesprochen, es ist dies eine vernichtende Kritik, und sie hat die Verfechter der Scheintodtheorie zu Grabe getragen. Es bleibt bei dem alten Glaubensbekenntniß: „Gekreuzigt, gestorben, begraben." Aber wie suchen Strauß und Consorten sich aus der Klemme zu helfen? Daß die Jünger lehrten Jesus, der wirklich gestorben war, auferstanden sei, das geben sie zu, und doch soll es nicht wahr sein. Ihre Predigten beruhen entweder auf Täuschung, daß sie selbst getäuscht und betrogen wurden, oder sie beabsichtigten zu täuschen, in solchem Fall waren sie abgefeimte Betrüger und nicht nur Schwärmer. Das Letztere will man nicht gelten lassen, die Apostel seien zu edle Gestalten gewesen u., somit greift man zu dem ersten Auskunftsmittel und behauptet, die ganze Aufersteh-



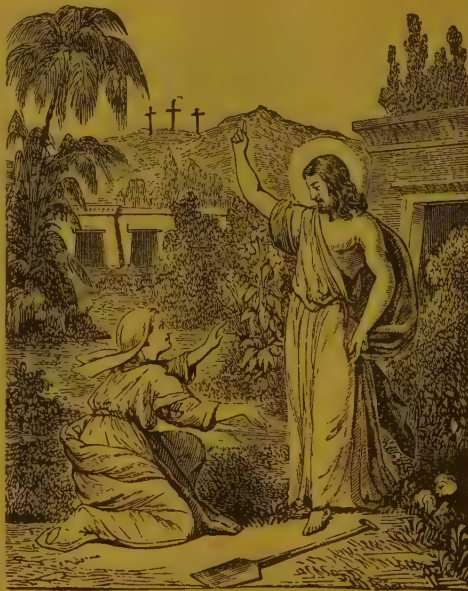
Der Dorngekrönte.

ungsgeschichte beruhe auf Einbildung, Phantasie. Eine Art Seelenkrankheit —, krankhafte Hallucinationen nach Renan, aufgeregter Zustand, nach Strauß, gereiztes Nervenleben nach Holsten, habe diesen Glauben bei den Jüngern hervorgebracht.



Das ist eine erbärmliche Beweisführung, ohne alle Beweise. Nach Strauß konnte „ein halbtodt aus dem Grabe Hervorgefroher, sich Umhererschleichender“ zc. nicht den Glauben an die Auferstehung erzeugen, aber „Aufregung, Nervenleiden, Seelenkrankheit“ zc. können es. Das ist alles regelrecht nach dem bekannten, unveränderlichen Gesetz von Ursache und Wirkung — umgekehrt. In dieser Weise ist der feurige Glaube an die Auferstehung Jesu entstanden und aufgesammt, und die glühende, hinreißende Begeisterung für Christus, und die welterfüllende, opferwillige, keine Leiden, selbst die Martiri und den Tod nicht scheuende r a s i o s e, selbstlose, selbstvergessende, Alles in Erstaunen setzende Thatkraft der Jünger entstanden! So wurden die erschütterten, herz- und muthlosen, verzagten, zurückgeworfenen, hinter verschlossenen Thüren versammelten, davonlaufenden, ängstlichen Jünger zu unerschrockenen, furchtlosen, mächtigen, glaubensvollen, Welt

bert fortsündigen zu können. Die neuere Kritik geht auch mit Schuhen und Stiefeln, und klirrenden Sporen über die Verächter der verdufteten Lufttheorie hinweg.



Maria und der Auferstandene.

herausfordernden, siegesgewissen Zeugen für Christus gemacht! Die größte moralische Veränderung, die heilige Lehre, die Sünde aller Art, sonderlich Trug, Heuchelei und Täuschung schonungslos, bis in den Abgrund hinein verdammt, und aus dem Munde des Herrn und seiner Apostel, wie ein brennender, leuchtender, aufdeckender, Sünde vernichtender Feuerstrom quillt, Alles dieses hat seinen Ursprung einer unabsichtlichen Täuschung und schwachen Schwärmerie, oder einem absichtlichen, ausgeheckten Betrug zu verdanken! Ihr erbärmlichen Wichte des Unglaubens, ihr Anripse in der Beweisführung in göttlichen Dingen,

Christenthums angehängt ist, ohne eine entsprechende Thatfache ist, der glaubt an ein größeres Wunder, als die Auferstehung selbst ist. Wahrhaftig der Unglaube glaubt das Un-

glaublichste! Und manche dieser Herren wollen noch Geschichtsphilosophen sein! Die christliche Kirche ist die großartigste, und zugleich eigenthümlichste geschichtliche Größe in der Weltgeschichte, reich an geheimnissen, neuen und umgestaltenden Kräften und unzähligen Liebestwerken, und hat ihren Einfluß auf Hunderten von Millionen und zwar der gebildetsten Menschen ausgeübt. Die mächtigsten Wirkungen gehen



In Emmaus.

wer glaubt das? Nur die betrogenen, schwachsinigen, boshaften Feinde des Kreuzes Christi, die sich selbst betrügen und betrogen sein wollen, weil es in ihrem Interesse zu liegen scheint, die Wahrheit in Finsterniß zu Verkehren, um ungehin-

von ihr aus. In allen Ländern, zu allen Zeiten, unter allen Ständen hat sie Bekenner. Millionen haben in glühender Begeisterung Alles, Leib und Leben, dem auferstandenen Heiland und Friedensfürsten zum Opfer gebracht, und eine



noch größere Zahl hat bis in den Tod bekannt, daß der Auserstandene ihre einzige Hoffnung sei. Die Welt ist voll von Schöpfungen, die auf dem Glauben an den Auserstandenen beruhen und nur von ihm Leben und Kraft erhalten, und alle diese weltbekannten, weiterfüllenden, weitererneuernden Thatfachen sollen nach diesen seinvollenden Geschichtskernern auf einer bloßen Vorstellung beruhen! So werden die gewaltigsten Thatfachen leeren Theorien geopfert und das oberste Gesetz der Wissenschaft, das principiellste und folgerichtigste Denken ist, über den Haufen geworfen. Das sind nichtige Funtereien und unwissenschaftliche Falschmünzereien. Wer solches Zeug glaubt, muß Undenkbarkeiten glauben. Diese Kritik ist Kritiklosigkeit, dieser Scharssinn ist leichte Oberflächlichkeit, sie macht die Weltgeschichte zu einem unauslöschlichen Räthsel. Der Auserstandene entwirrt aber in schönster Weise den Knäuel, er bringt Licht, Leben und Ziel in Alles, was da war, ist und sein wird, und er ist Anfang, Mitte und Ende aller Zeiten und aller Geschichte; sein Name sei hochgelobt!

Durch die Auferstehung wurden die Neben Christi bestätigt, und seine Ansprüche licht- und kraftvoll beglaubigt. Die Ver-söhnung ist vollendet, das Heil ist für uns erworben, wir können nun der Gnade Gottes durch ihn theilhaftig werden. Leben und Unsterblichkeit hat er völlig ans Licht gebracht. Jesus, der Gottmensch, ging in den Himmel ein, und alle Engel beteten ihn an. Die Weltregierung ist heilsgeschichtlich bestimmt, und wird nun von unserm auferstandenen und verklärten Heilande im Interesse und zur Vollendung seines Reiches verwaltet. Für die Offenbarungsgeschichte, das Heilswerk,

die Heilsmittelung, die Heilsvollendung, die Weltgeschichte, die Weltvollendung und das Weltgericht ist die Auferstehung von ewig epochemachender Bedeutung. In unsern Herzen besitzen wir, die wir die Kraft der Auferstehung erfahren haben, den Erfahrungsbeweis von dieser großen Thatfache. Die Heilsgüter sind uns durch den Auserstandenen geworden, und sein verklärtes Leben strömt beständig in uns ein. Mit ihm werden auch wir leben. Unsere im Herrn entschlafenen Lieben sind bei ihm, und am Morgen der allgemeinen Auferstehung werden auch ihre und, wenn uns der Tod eingeholt haben sollte, auch unsere Leiber wieder auferstehen. Herrliche, glückliche Zukunft, die unserer wartet!

Jesus, Auserstandener, du bist mein Trost, mein Licht, mein Leben, mein Ruhm. Dein Sieg ist mein Sieg, dein Sterben meine Unsterblichkeit, dein Auferstehen und deine Himmelfahrt mein ewiger Triumph.

„Wie sah ich meinen lieben Herrn,  
Der aus dem Grabe kam, so gern  
Und streute Palmen seiner Bahn,  
Wie Salems Kinder einst gethan!

Doch statt der Palmen bring ich dir  
Mein ganzes Herz zum Opfer hier.  
O liebster Jesu, nimm es an,  
Und schaffe draus, was ich nicht kann.

Zur Ostergabe gib mir du,  
Ein reines Herz voll Lieb und Ruh,  
Und führe mich durch diese Welt,  
Wie's dir, mein Lelaud, wohlgefällt!“

## Was ein nachbarliches Herz thun kann.

Bearbeitet von C. M. Thomas.

In den Tagen des großen Königs „Agathos“ geschahen viele, seltene Dinge. Hunderte, welche arm waren, wurden reich, und Viele, die ein ausgelassenes Leben führten, wurden sittsam; Städte und Dörfer, die in Ruinen öde und verlassen da lagen, wurden wieder aufgebaut und mit Schaaren glücklicher Einwohner angefüllt.

Gerade an der äußersten Grenze des Reichs jenes mächtigen Königs lag in einem anmuthigen Thale, umringt von hohen Hügeln, eines jener öden, verlassenem Dörfer. Fast Alles in demselben trug das Gepräge des Verfalls und nahen Untergangs. Die Häuser schienen alt, unansehnlich und verwittert; auf den Straßen wuchs das Gras, und die Einwohner waren höchst unwissend, dazu arm und traurig. Eines Morgens—es war im anbrechenden Frühling—betrat ein Fremdling dieses Dorf. Er ging von einem Ende der Hauptstraße bis zum andern, während er einmal auf dieser, dann wieder auf jener Seite die Häuser in Augenschein nahm; aber am eifrigsten und ernstlichsten schaute er dabei den vorübergehenden Leuten in ihre Angesichter. Es waren Arbeiter, die eben im Begriffe standen, auf das Feld zu gehen. Mit scharfem Blick prüfte der Fremdling Jeden, der ihm begegnete. Nicht lange darnach kamen auch die Jungfrauen heraus, um Wasser zu schöpfen. Der Fremde ging zu ihnen hin und stellte zahlreiche Fragen an jede Einzelne, worauf er sich endlich seitwärts schlug und zu einem blinden alten Mann sich gesellte, der vor seiner Thüre saß, um sich in den wohlthuenden Strahlen der

heiteren Morgensonne zu baden. Er fragte ihn mancherlei. Allein, weder der alte blinde Mann, noch die Jungfrauen konnten ihm scheint's die erwünschte Auskunft geben, und somit glitt ein Ausdruck sichtlicher Täuschung und Trauer über seine Züge. Die Dorfbewohner sahen, wie er sich endlich erhob und langsam in eine entlegene, längst verlassene Straße einbog. Sie gewahrten ebenfalls, wie er sich auf den Stein einer alten, verfallenen Mauer setzte und dann unablässig sein Angesicht einem kleinen Häuschen, das weder Dach, Fenster, Feuerherd noch Thüre hatte, zuwandte. Dies war die Geburtsstätte des Fremdlings. Als er so da saß und die ehrwürdige Ruine betrachtete, stiegen zahlreiche Bilder aus seinen Jugendjahren in seiner Erinnerung auf. Er sah wie sein Vater auf den schönen Blumenbeeten im Garten arbeitete, und seine liebe Mutter jetzt strickte und dann wieder geschäftig um den Feuerherd schritt. Das fröhliche Gelächter seiner Geschwister, das er so oft gehört hatte, wiederholte sich gleichsam von Neuem, und es ertönte in seinem Ohr, wie ein lieblicher Gesang. Aber auch ein Tag entstieg seiner Erinnerung, an welchem das kindlich frohe Gelächter verstummte und eine geliebte Schwester auf den Gottesacker getragen wurde. — Eine stille Thräne rollte die stark durchfurchte Wange hinab. Und nun ereignete sich eines jener seltamen Dinge, von welchen ich oben Erwähnung that. Im Rücken dieses einstigen „Heims“ erhoben sich die großen stattlichen Hügel, in deren Mitte das Dörfchen lag. Weiter in der Ferne konnte man die Hütten der

Schäfer, gleich kleinen hin und her zerstreuten schwarzen Pünktchen beobachten. Auf den grünen Matten weideten muntere Schafheerden. Als unser Fremdling so über das verfallene Häuschen und die verwitterten Mauerüberreste hinschaute, vernahm sein Ohr auf einmal die Töne eines Gesanges, die anscheinend einer frohen Menschenbrust in den Hügeln dort entwallten. Er erblickte auch bald die Sängerin — ein kleines Mädchen — aus der Richtung jener Schäferhütten auf ihn zukommend. Sie war barfuß; allein sie kam so schnell den Hügel herab, als hätte sie Flügel. Ihre schönen, blonden Locken kräuselten sich sanft in der frischen Morgenluft. Sie kam direkt auf den Fremdling zu und fast, ehe er sich recht besann, stand sie an seiner Seite und sang das herrliche Lied, dessen Töne er soeben vernommen:

„Freund und Bruder, willst du Herzen finden,  
Die in reiner Liebe sich verbinden:  
Ach, so habe selbst doch erst ein liebend Herz;  
Denn liebend nur gesellt sich Herz zu Herz.“

Sie hörte auf zu singen, und ihre Augen in tiefem Ernst unverwandt auf ihn richtend, sagte sie zu ihm: „Bist wohl recht traurig, mein Bruder?“ Obgleich nun das Mägdlein noch verhältnismäßig jung war und der Fremdling sich nicht erinnern konnte, sie je gesehen zu haben, so konnte er doch nicht umhin, ihr sein Herz zu öffnen.

„Ich komme,“ sprach er, „von der äußersten Grenze des Reichs unseres Königs, um meinen Bruder und meine Schwestern zu suchen, allein sie sind nicht mehr hier. Als ich dieses Dorf verließ, war ich arm. Nun bin ich reich und würde mit ihnen meine Güter herzlich gerne theilen, wenn ich dieselben nur finden könnte.“ Während der Fremdling sprach, schien es, als würde das Kind verklärt. Ihre Augen leuchteten wie Karfunkel und warfen ihren Glanz in die Tiefe seiner Seele. Die milden Strahlen der Morgen Sonne umwallten die blonden Locken des Mädchens und es schien, als trüge sie eine Krone von Gold. Und gerade als sie so in ihrer ungewöhnlichen Schönheit vor ihm stand, kam es ihm auf einmal vor, als habe er vor Jahren das nette Antlitz schon mehr gesehen.

In einem weiteren Moment wußte er, daß es seine verstorbene Schwester war. Und so sagte sie: „Komm mit mir, Bruder, deine Schwestern und dein Bruder sind gefunden.“ Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn zurück in die Hauptstraße des Dörfchens, und sagte: „Siehst du dort den alten blinden Mann, den du vorhin um dies und das befragtest? Das ist dein Vater.“ „Aber mein Vater ist ja schon viele Jahre todt.“ Ohne dem Fremden zu entgegnen, fuhr das holde Kind fort: „Siehst du jene Jungfrauen, mit denen du dich unterhieltest, als sie gingen, um Wasser zu schöpfen? Das sind deine Schwestern.“ „Aber meine Schwestern müssen bei dieser Zeit doch alt und grau sein.“ Und noch einmal, ohne ihm zu erwidern, sagte das Mägdlein: „Siehst du jene Arbeiter dort, in deren Angesicht du mit forschendem Blicke schauest? Das sind deine Brüder.“ „Aber ich hatte doch nur einen Bruder.“ Während er dieses sagte, gingen die Dorfkiner an, vorbei in die Schule zu gehen. „Und da!“ rief die Gesellschafterin des Fremdlings, wieder auf die Schuljugend hin deutend, „sind deine Kinder.“ Der Mann war offenbar ganz übernommen. Alles um ihn her schien, als bewege es sich im Glanz der Sonnenstrahlen. Die Kinder, die Jungfrauen, die Arbeiter und der alte blinde Mann kamen ihm vor, als würden sie zum Licht empor gehoben. Und auch die holde Gestalt des Mädchens schien zu demselben Licht sich in die Höhe zu schwingen, während sie ihrem Bruder mit sanfter

Verbeugung zulächelte und wieder ihren erhebenden Gesang anstimmte. Und damit verschwand auf einmal Alles. Als der Fremdling zu sich selbst kam, saß er noch auf dem Stein des verwitterten Gemäuers. Die verfallene Hütte — das einstige Heim — stand auf der entgegengesetzten Seite der Straße, aber das Mägdlein war nicht mehr da. Und von der Stätte aus, wo er saß, konnte er auch weder Kinder noch erwachsene Personen aus dem Städtchen sehen. Er war nie ganz sicher in sich selbst, was eigentlich geschehen war. Zuweilen schien es ihm, als sei er eingeschlafen und habe einen süßen Traum geträumt; dann wieder kam es ihm vor, als habe er ein Gesicht gesehen und das holde Kind, das so eilend von den angrenzenden Hügeln herab gekommen war, mit dem bezaubernden Gesang auf seinen Lippen und den belehrenden Worten in seinem Munde sei Wirklichkeit. Doch hatte Niemand sonst daselbe gesehen, und die Hirten in ihren Hütten droben wußten auch von keinem solchen Kinde. Indessen, ob die Sache, die er gesehen, reell oder bloß ein Traum war — sie war der Wendepunkt im Leben unsers reichen Fremdlings. Der Gesang des goldumlockten Kindes nahm Besitz von seinem Herzen. Durch Gottes Gnade wurde dasselbe gründlich erneuert, mild, nachbarlich und freigebig gemacht. Und das Licht dieses neuen Herzens schien auch in seine Augen und wieder aus denselben heraus, und er sah in dem verlassenen öden Dörflein gleichsam eine neue Welt und neue Pflichten für sich selbst. Noch lange darnach pflegte er zu sagen, daß er an jenem denkwürdigen Frühlingsmorgen sah, was der Apostel Johannes auf der Insel Patmos gesehen habe — „einen neuen Himmel und eine neue Erde.“ Er kniete neben dem verfallenen Hüttlein, in welchem einst seine Wiege gestanden, nieder, erhob seine Hände und sein Herz im Gebet zu Gott empor und sprach: „O Vater, laß mich doch gesinnet sein, wie Jesus Christus auch war. Alles, was ich habe, ist Dein. Von Dir kam es und Du sollst es wieder haben. Hülfe mir von jetzt an Deinen heiligen Willen zu erfüllen.“ Als er vom Gebet aufstand, war er ein neuer Mensch, und sagte leise zu sich selbst: „Ich will in diesem Dörflein bleiben und die verfallenen Mauern desselben wieder bauen, und die Einwohner sollen sich des Genusses meiner Güter mit mir erfreuen.“ Und so ließ er sich heimathlich nieder und wurde ein guter Nachbar zu Jung und Alt. Die „Dörfler“ alle wurden gleichsam seine Kinder, seine Brüder, seine Schwestern und seine Eltern. Helle Lichter schienen aus ihren Wohnungen, Wohlstand wurde überall sichtbar auf ihren Straßen und fröhliche Lieder erklangen in Hof und Garten. Die lieben Armen hatten die Hülfe und der reiche Fremdling war höchst glücklich. Als er nun alt und betagt war, und die jungen Leute aus dem Dorfe zu ihm kamen und ihn um seinen väterlichen Segen baten, pflegte er immer den holdseligen Gesang, den das goldumlockte Mägdlein in seiner Vision einst sang, zu wiederholen und nannte denselben: „Das Geheimniß eines glücklichen Lebens.“ — Es sind bereits viele, viele Jahre, seitdem jene Vorgänge sich ereigneten, verfloßen. Das verfallene, öde Dörflein ist jetzt eine große, reiche Stadt, aber in der Mitte derselben steht bis auf diesen Tag ein aus felslichem Granit gehauenes Kreuz, mit dem Bildniß eines holden, schönen Kindes und darunter stehen die Worte, die einst von des Mädchens Lippen so süß an das Ohr des betrübten Fremdlings schlugen:

„Freund und Bruder, willst du Herzen finden,  
Die in reiner Liebe sich verbinden:  
Ach, so habe selbst doch erst ein liebend Herz;  
Denn liebend nur gesellt sich Herz zu Herz.“



Das ist das Denkmal des reichen Fremdlings, der seine vielen Güter mit den Bewohnern des verlassenen Dorfes theilte. Sein Name ist unbekannt; aber in den Geschichtsbüchern der Stadt findet es sich, daß der Begründer ihres Wohlstandes also genannt ist: „Der Mann mit dem nachbarli-

chen Herzen.“ Und nun zum Schluß, geliebter Leser: Hast du auch ein solch nachbarliches Herz? Und siehst du nun, was dasselbe mit Gottes Hülfe alles thun kann? So gehe hin und thue auch gleich also.

## Der Kölner Dom.

(Nach Leopold Witte.)

Am 14. August 1880 Vormittags zehn Uhr hat die oberste Kreuzblume des südlichen Thurmes am Kölner Dom ihren letzten Stein eingefügt bekommen, und wallende Fahnen, eine schwarzweiße auf dem nördlichen, eine deutsche auf dem südlichen Thurme, verkündeten in demselben Augenblicke der erwartungs- voll nach oben schauenden Stadt, daß die Arbeit von 632 Jahren nun endlich ihren herrlichen Abschluß gefunden habe.

Welche Fluth von Gedanken stürmt da auf den sinnenden Geist ein!

Vor zwei Jahrhunderten sprach die für die damalige ästhetische Welt tonangebende „deutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst“ des Frankfurter Kupferstechers Joachim von Sandrart über die Gotik des Kölner Doms noch das vernichtende Urtheil aus, daß sie „keine richtige Ordnung, Proportion und Maß beobachte, voller Unordnung sei und als eine schändliche, barbarische Art zu bauen, betrachtet werden müsse.“

Im Anfang des laufenden Säculums stellte der Bischof der alten Kaiserstadt Aachen, Berdolet, bei dem ersten Consul der französischen Republik den Antrag, er möge die morsche und nutzlose Steinmasse des Kölner Doms — dessen Erzbischöfe Jahrhunderte lang die deutschen Kaiser in Aachen gekrönt hatten! — abtragen und gänzlich beseitigen lassen; und nur von

Napoleons Gnaden fristeten die ehrwürdigen Trümmer einer großen Vergangenheit deutscher Kunst und deutschen Glaubens noch eine Weile ihr Leben, bis die zermalnende Zeit ihr Werk an dem zerbröckelnden Bau vollendet haben würde. Die Kaiserin Josefine spendete auch einmal bei einer Besichtigung des

Doms im Jahre 1804 zu seiner Erhaltung ein paar hundert Napoleons' d'ors; ihr gekrönter Gatte aber, um nachhaltigere Herstellungskosten angesprochen, erklärte, daß die Staatskasse nicht in der Lage sei, die nöthige Summe für kirchliche Zwecke herzugeben.

Der wunderbare Bau: Die breithin lastenden, wie ein Berg in der weiten Rheinebene emporragenden Hallen des hohen Chors und, zweihundertzwanzig Schritt davon, wie ein Hüter und Wächter der zerfallenden Herrlichkeit, selbst vom Todesverhängniß getroffen, der 189 Fuß hohe südliche Thurmsockel mit dem galgenartig in die Luft star-



Der Dom zu Köln.

renden Krahn, sie trauerten weiter und träumten von Tod und Sterben.

Und wenn die Stunde der Geister Vom Thurme dröhnt herab, Dann steigt der Dombaumeister Aus seinem kühlen Grab.

Der Mond scheint in die Hallen Durch Scheiben roth und blau,

Des Meisters Tritte schallen  
Gar schaurig durch den Bau.

Er macht die weite Runde,  
Sieht sich sein Werk wohl an,  
Sieht, wie so wenig zur Stunde  
Man noch gemehrt daran.

Da muß er ab sich wenden  
Und bricht in Klagen aus:  
„Wann wird man dich vollenden,  
Du hohes Gotteshaus!“

Der Meister geht und weinet,  
Es hüllt der Mond sich ein;  
Am düstern Himmel scheint  
Ein Hoffnungstern allein.

Und der Stern hat nicht getrübt. Deutsche Männer, Georg Forster, Friedrich von Schlegel, Görres, von Vinzer, vor allem Sulpiz Boisseree, der in der Restauration und später in der Fertigstellung des Kölner Doms seine Lebensaufgabe sah und billig der geistige Dombaumeister des nun zu Ende gekommenen Werkes heißen könnte, sowie der von Boisseree zu gleicher Begeisterung hingegriffene preussische Kronprinz Friedrich Wilhelm, der bei der ersten Besichtigung unter Boisserees Führung im Juli 1814 nach all den architektonischen Genüssen in Frankreich, England und den Niederlanden entzückt ausrief: „Das ist viel, viel herrlicher, als alles, was wir gesehen haben!“ — Diese Männer hatten den Stern erblickt und ließen ihn für Deutschland nicht wieder untergehen. Seit im Jahre 1824 von Berlin aus in Ahlert ein königlicher Bauinspektor als Leiter der gesamten Restauration ernannt war, und dessen Nachfolger Zwirner sich allmählig immer mehr in den Gedanken hineinlebte, daß es sich nicht nur um die Wiederherstellung des zerfallenden hohen Chores, sondern um den Ausbau des ganzen Doms in der vollen Pracht des ursprünglichen Planes handeln müsse, seitdem ist in Deutschland das Interesse am großen Bau nicht mehr erlahmt. Unter der Führung kunstbegeisterter Fürsten, Friedrich Wilhelms III. und IV., Kaiser Wilhelms und des kaiserlichen Kronprinzen von Deutschland, Ludwigs von Baiern und Andern, hat die gesamte Nation unermüdlich zur Fertigstellung ihres schönsten Gotteshauses beigetragen. Vergewärtigen wir uns die wechselnden Bilder, die in der Geschichte des Kölner Baues uns entgegen treten. Den zwei größten deutschen Kaisern der Vorseit verdankte einst Köln den Glanz seiner kirchlichen

Würde. Karl der Große hatte seinem Erzkaplan Hildebold, Bischof von Köln, reiche Mittel überwiesen, damit er anstatt der ältesten auf Konstantin zurückgeführten Kirche einen neuen Dom errichten möge.

Im Sterbejahre Karls 814 wurde der Grundstein zu dieser dem Petrus und der Maria geweihten Kirche gelegt; erst am 27. September 873 fand die Einweihung statt. Mancherlei Brände zehrten an dem Bau; die Grundform blieb erhalten: zwei Krypten, zwei Chöre im Osten und Westen, vier Stütztürme, dazwischen ein mächtiger, dreischiffiger Langbau mit breitem Vierungsthurm in der Mitte.

Nach dem ersten Dombrande 881 hatte sich Erzbischof Hermann vom Papste Stephan IV. statt der verbrannten neue Reliquien ausgebeten. Die höchste Weihe aber erhielt die Stadt, als Friedrich Barbarossa ihrem Münster die Gebeine der heiligen drei

Könige schenkte, die er 1162 bei der Erstürmung Mailands erbeutet hatte. Diese segenspendenden Patrone der Reisenden, deren Gebeine die glückliche Reliquienfinderin Kaiserin Helena einst nach Konstantinopel geführt haben soll, lockten im Zeitalter der Kreuzzüge unzählige Pilger nach Köln. Bald genügte der einfache Bau der alten Petrus-Maria-Kirche dem anspruchsvolleren Geschmache nicht mehr. Nach einer Feuersbrunst im Jahre 1149, die halb Köln in Asche gelegt hatte, waren die meisten anderen Kirchen der Stadt in glänzenderer Gestalt wieder aufgeführt worden. Da faßte der Erzbischof Engelbert, seit 1220 Friedrichs II. Reichsverweser in Deutschland, den Plan, auch den Dom zu erneuern und bestimmte aus seinen eigenen Mitteln die Summe von 500 Mark Silber jährlichen Beitrags, bis der neue Dom zu Stande gekommen wäre. Schon 1225 fiel Engelbert unter dem Dolche eines Mordbetrügers. Doch scheint das Kapitel seinen Gedanken von nun an festgehalten und jahrelang Gelder für den Neubau gesammelt zu haben. Als im Jahr 1248 wie-



Eine der obersten Kreuzblumen.

derum eine Feuersbrunst einen Theil des alten Domes niederlegte, stand es dem damaligen Erzbischof Konrad fest, daß ein völlig neuer, alle übrigen Kirchen weit überragender Prachtbau an seine Stelle treten müsse, wozu man auch am 14. August desselben Jahres noch den Grundstein legte.

Man hat darüber gestritten, ob das Domkapitel und die



Erzbischöfe von vornherein einen Neubau beabsichtigt hätten oder ob nach dem Brande vom 30. April 1248 nur das zerstörte hohe Chor in prächtigerer Gestalt dem alten Dome habe angefügt werden sollen. Keine geringere Autorität als Schnaase in seiner Geschichte der bildenden Künste vertritt die letztere Ansicht und behauptet, erst nach der Fertigstellung des neuen Chors habe man den Plan gefaßt, die ganze alte Kirche abzubauen und an ihrer Stelle eine neue, dem Stile des Chors entsprechende zu errichten. So viel steht fest, daß der alte Dom, von dem eben nur der Ostchor verbrannt war, bis weit in das vierzehnte Jahrhundert hinein noch zum Gottesdienste gebraucht worden ist.

Unter der Leitung des „Meister Gerart, des Werkmeisters vame Dohme,“ wie ihn die Liste der Stifter und Wohlthäter des Ursulastiftes nennt, wuchs also vom 14. August 1248 an der neue Bau in die Höhe. Papst Innocenz IV. hatte schon gleich nach dem Brande durch ein Breve vom 21. Mai allen denjenigen einen Ablass von einem Jahre und vierzig Tagen Kirchenbuße zugesichert, welche für die Zwecke des Dombaues beisteuern würden. Der dritte, von den deutschen Erzbischöfen gewählte Gegenkönig gegen die Hohenstaufen Richard von Cornwallis, schenkte dazu auf einmal zwölftausend Mark Silbers, und als Konrad von Hochstaden nach England kam, um ihn in sein verheißenes Reich abzuholen, auch wieder fünfhundert Mark. Auch genehmigte Richards Bruder, Heinrich III. eine Kollekte in ganz England für die Weiterführung des Baues. Ein eigener Steinbruch am Drachenfels wurde angekauft und 1306 erweitert. Unter Erzbischof Siegfried von Westerberg war der Bau bereits so weit gefördert, daß 1297 in den neuen

ersten Pfeilerräumen des nördlichen Seitenschiffes die Gewölbe; Nothbächer gewährten einen nur dürftigen Schutz. 1437 wurden die großen Glocken auf den bis zum dritten Stockwerke erhöhten südlichen Thurm übergeführt und durch den weltberühmten überdachten Krahn geschickt; 1448 und 1449 goß man beide Glocken noch einmal um. Die letzte That, zu der man sich für den immer mehr ins Stocken gerathenden Bau ermannete, war die in den Jahren 1508 und 1509 ausgeführte Einsetzung der großen, schönen Glasfenster im nördlichen Seitenschiffe. Danach schloß das Interesse für den Dom völlig ein. Das Jahr 1559 zeigte nur noch eine Einnahme von 4922 Mark.

Die Vandalismen der folgenden zwei, besonders des XVIII. Jahrhunderts, mit ihren schönsten Zerstörungen des edelsten Schmuckes in dem trauernden Dome übergehen wir. Ein paar Beispiele der damals herrschenden Denkweise sind im Eingange angeführt worden. Nur das sei erwähnt, daß

selbst das Hüttenarchiv an dem Dome verschleudert wurde. Die Reste seines Inhaltes mit den noch vorhandenen alten Baurissen kamen im Lüneviller Frieden nach Darmstadt und wurden dort in einem Gasthause an die Abgeordneten der verschiedenen Fürsten vertheilt, an welche die kölnischen Lande gefallen waren. Ein Dekorationsmaler in Darmstadt, der im Jahre 1814 für die heimkehrenden Freiheitskämpfer einen Triumphbogen schmücken sollte, entdeckte dort auf dem Speicher des Gasthauses das große Pergament mit dem uralten Auftritte des nördlichen Thurmes. Man hatte es auf die Erde genagelt, um Bohnen darauf zu trocknen. So kam es in die Hände des Darmstädter Oberbauraths Molter, der das kostbare Doku-



C. R. Voigtel.

ment Friedrich Wilhelm III. schenkte; dessen Nachfolger überwies es 1840 dem Kölner Domarchiv. In ähnlicher Weise sind durch glückliche Fügungen noch fünf andere alte Risse auf Pergament gefunden worden und bei dem Neubau des Domes gewissenhaft zur Verwendung gekommen. Von dem Nord- und Südportal haben sich keinerlei Zeichnungen entdecken lassen; sie sind Schöpfungen des Mannes, der sich am tiefsten in den Geist des herrlichen Baues hingelebt und am Dome den Dom bauen gelernt hat: des Geheimen Regierungs- und Bauraths Zwirner, von 1833 bis 1861, seinem Todesjahre, der eigentlichen Seele des großen Werkes. Sein Nachfolger wurde der Regierungsrath Voigtel, der die Arbeit hat zu Ende führen dürfen.

Die Entwicklungsphasen des neueren Dombaues sind im Gedächtniß des lebenden Geschlechtes.

Am 14. August 1848, bei der sechshundertjährigen Jubelfeier der ersten Grundsteinlegung, konnten die weiten Hallen

zum Jahre 1388 war ein Theil des Hauptbaues, wohl vom südlichen Seitenschiffe, fertig und wurde dem gottesdienstlichen Gebrauche übergeben. Doch fehlten hier, wie an den vier

des Langhauses, nachdem die Scheidewand von dem hohen Chor gefallen war, dem gottesdienstlichen Gebrauche übergeben werden. Am 3. October 1855 wurde die letzte Kreuzblume des Südporthals in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. aufgesetzt; am 6. December geschah dasselbe am Nordportal. — Der 15. October 1860, der letzte, auf Erden erlebte Geburtstag des hochherzigen Dombauprotectors, sah den Stern auf den aus Eisen konstruirten, schlanken Dachreiter setzen. Drei Jahre später war der ganze Langbau fertig, für den im ganzen 2,220,000 Thaler zur Verwendbung gekommen waren, zur größeren Hälfte vom Königs Hause geschenkt, der Rest durch den im Jahre 1842 gestifteten Central-Dombauberein gesammelt. König Wilhelm übernahm am 20. Febr. 1861 das Protectorat des Vereins und genehmigte im Jahre 1863, wie Dr. Ennen in seinem trefflichen Büchlein über den Kölner Dom (dem wir viele Notizen entnommen haben) sich ausdrückt, „die Veranstaltung einer lotterteartigen Kollekte zur Vollendung der beiden Thürme.“ Am 4. September. 1867 konnte in Gegenwart des Kronprinzen die Schlussiale auf den großen Wimperg über dem Haupteingang der Westfacade gesetzt werden etc.

Auf einen fünfschiffigen Bau ist der Kölner Dom in seiner ganzen Länge von vornherein angelegt. Die Höhe und Breite der Haupthallen in Schiff, Chor und Kreuzschiff ist dieselbe: 150 Fuß römischen Maßes im Spitzbogengewölbe, 200 Fuß bis zur Scheitelhöhe des Daches, der Hochbau, die Breite, von Pfeilmittelpunkt zu Pfeilmittelpunkt gerechnet, 50 Fuß. Die vier Seitenschiffe, von denen je zwei auf jeder Seite die Haupthalle in ihrer ganzen Länge geleiten, in der Chorrundung nach außen sich zu sieben Kapellen gestaltend, messen jedes genau die Hälfte des Hauptganges, also 25 Fuß Breite bei einer Spitzbogenhöhe von 65 Fuß. Im Kreuzschiffe fallen die beiden äußeren Nebengänge fort, so daß eine dreischiffige Halle entsteht, aber in denselben Maßen, wie der Langbau.

Die Breite des Domes im Hauptbau beträgt also 150, die des Kreuzbaues 100 Fuß; die Länge von Ost nach West dehnt sich auf 450, die des Kreuzschiffes von Nord nach Süd auf 250 Fuß aus. Der Thurm auf der Bierung, die genau zwei Pfeilerräumen entspricht, hat eine Höhe von 350, die beiden Thürme am westlichen Haupteingange von 525 Fuß. Von den Pfeilern, die in der Längsrichtung gleichfalls 25 Fuß von einander entfernt stehen, kommen je zwei, in der Gestalt von mächtigen, wunderbar schön gegliederten Unterbauten für die darauf sich stützenden Thürme, auf die in das Schiff frei mündende Vorhalle, je sechs auf das Langschiff bis zu dem wie gesagt zwei Pfeilerräumen umfassenden Mittelquadrante, dessen gewaltige vier Säulen als die Träger des Dachreiters fungiren. Von da bis zur Chorrundung stehen noch vier Pfeilerpaare, an welche sich in der Apsis sechs im Halbkreis sich schließende Pfeiler gesellen. Im Kreuzschiffe sind der Bierung noch je vier Pfeilerräume nördlich und südlich hinzugefügt. Wie also die Breite des Ganzen die dreifache Breite des Hauptganges darstellt, so ist sie selbst dreimal in der Länge des ganzen Domes enthalten, während die Länge des Kreuzschiffes zu der des Langbaues sich wie fünf zu neun verhält. Die Höhe des Inneren ist mit der Breite des Ganzen und der Höhe der Außenmauern gleich. Damit die Höhe der Thürme der äußeren Länge des Gebäudes gleiche, ward sie, bei der optischen Verkürzung für den aus der Nähe betrachtenden Beschauer, um 75 Fuß größer genommen.

Wahrlich eine Symmetrie und harmonische Proportion des Wunderbaues, die wohl auf die einheitliche Konzeption in dem Haupte eines einzigen Meisters hindeuten sollte! Der Dom von Köln rage denn über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden bis an das Ende der Tage!

## Die heidnische Mythologie in ihren religiösen Grundzügen betrachtet.

Von C. A. Paeth.

### IV.

**D**ieses geheime Centrum, diese ewige Urcausalität alles Vorhandenen ist Gott! Er ist der große Welten-schöpfer, der das ganze sichtbare Sein zuletzt mit der Erschaffung seines Ebenbildes krönte. Der Mensch — der Schlussstein in dem großen Schöpfungsbogen, wurde, als frei-bestimmungsfähiges Wesen in die Welt des sichtbar Geschaffenen gesetzt, und die Gesamt-Schöpfung von Gott als „gut“ erklärt. Jedoch bald ging ein großer Wechsel im Reich des Geschaffenen vor sich. In die reine Harmonie der Dinge, wie sie aus dem Schöpferwillen hervorgegangen, trat alsbald Trübung und Dissonanz durch die Dazwischentunft eines bösen Principis und schließlich das traurige Ereigniß, — der Fall des Menschen! —

Man möge es entschuldigen, daß wir hier also vorgreifen und diese Behauptung aus der göttlichen Offenbarung, wie sie das christliche Bewußtsein faßt, ohne nähere Bestimmung unterbreiten; wir werden später eingehender hierüber zu handeln unternehmen und sollen hier diese Sätze uns nur spezifischer den Ausgangspunkt bieten für unsere in Rede stehende Frage: über Entstehung und Bildung der Myth. Uebrigens aber halten wir diese Sätze der Offenbarung selbst so richtig, daß

sie die Probe vor dem Richterstuhle jeder Wissenschaft aushalten und so unumstößlich bleiben, als wenn sie durch mathematische Demonstrationen auf präcise Daten gebaut wären; und es wird nie einer Forschung gelingen über den mosaïschen Schöpfungsbericht, dem diese Sätze entnommen sind, hinaus zu gehen.

Es muß Jedermann einleuchtend sein, daß wenn eine mythologische Darstellung oder Untersuchung nicht ein „kopflozes“ Unding sein soll, man an der Hand des Causalitätsgesetzes einen absoluten Geist statuiren oder anerkennen muß, ehe man an den a b h ä n g i g e n Geist des Menschen und dessen Thätigkeit, oder höchste Ideen denken kann. Es ist das Verdienst der Philosophie, die Wissenschaft immer wieder zurück in die Bahn zur absoluten Wahrheit und zum ewigen Geist gelenkt zu haben. Wenn wir also nun folgerichtig Gott als den Schöpfer oder Urheber des menschlichen Geistes anerkennen, und im Lichte der Offenbarung die Bestimmung des Menschen darin sehen: in steter Gemeinschaft mit Gott, ihn zu verherrlichen, „der da Jedermann Leben und Odem allenthalben gibt,“ so wird uns mit einem Mal der Schlüssel gereicht, der uns alle religiösen Sagen und Mysterien in der Mythologie erschließt und sie uns offen darstellt als Versuche und Streben, des vom



Sündenbewußtsein belasteten Menschen, um zu Gott zu gelangen und um den Drang in der eigenen Seele los zu werden.

Somit nehmen wir denn auch von vorne herein Position gegen die ganze Schule, welche die Mythe lediglich durch die Einflüsse der Natur oder Phänomene derselben auf den Menschen entstehen läßt, ohne den ahnungsvollen Urgrund in der Menschenbrust zu gestatten, dem diese Regungen entquellen, welche den gesammten mythologischen Vorstellungen eine tiefere und heiligere Bedeutung zustimmen. Es nimmt uns geradezu Wunder, wie sogar fähige Forscher und alterthumskundige Gelehrte sich so allen philosophischen Urtheils entledigen können, daß sie die Frage über die Entstehung der Mythe glauben zu beantworten oder der Beantwortung nahe zu bringen, ohne auf das religiöse Bedürfniß des Menschen oder die Religion selbst, auch nur in etwa Rücksicht zu nehmen.

Dr. Goldzieher sagt unzweideutig in seinem sonst scharfsinnigen Werke: "I have given to the conception of the myth a narrower scope than is usually done. I believe it necessary to separate it strictly from the conception of religion." \*)

Dr. Woolev geht in seinem umfassenden mythologischen Werke: "The Science of the Bible," von demselben Grundgedanken aus und verflüchtigt sich oben- und hinterdrein noch zu der Lächerlichkeit: aus diesen, anfangs, sozusagen, meinungslosen und inhaltsleeren Mythen habe sich die Religion und Religionslehre herausgeschält! Andere, für uns hier minder bedeutende Mythologen, gehen denselben Weg und mühen sich ab darzutun, wie diese oder jene Mythe sich aus dem Naturzusammenhange, auf Anregung dieses oder jenes Naturphänomens, könne ins Volksbewußtsein hineingeboren haben. Es ist dieses geradezu ein thörichtes Unterfangen. Wir sagen offen: Wäre der Mensch kein religiöses Wesen, so hätten die vielen geschmückten Götterlehren und Gottesideen auch nicht einmal seine Aufmerksamkeit erreicht, geschweige, daß sie zu einer solchen Durchbildung geziehen wären! Jedoch, da man durch „Zusammenwürflung“ der Atome und „Stoffe“ und „Kräfte“ und sonstige materialistische Fasetten es nicht vermocht hat, den Menschen zu „entseelen“ und zu „entgotten“, um seine Abstammung und Verwandtschaft mit den „geschwänzten“ Bewohnern der afrikanischen Urwälder begreiflich zu machen, so meint man neuerdings es besser und leichter thun zu können, wenn man seinen Gottesbegriff oder sein religiöses Streben in der Geschichte als das Produkt irgend welcher Naturerscheinung oder Naturkraft darstellt und somit wieder gerade dasselbe lektendlich behauptet dargethan zu haben; nemlich: Daß der Mensch „als Kind der Natur“ sogar seine höchsten geistigen Ideen materieller Anregung und stofflichen Actionen verdanke!

\*) Mythology Among the Hebrews.

Wir glauben dem Leser einen Dienst zu erzeigen, wenn wir hier den edlen Kunstphilosophen, Moriz Carriere, reden lassen. Er sagt: „Der Grund und Gehalt des Mythos ist die religiöse Wahrheit, wie sie als innere Offenbarung im Gemüth ausleuchtet, oder wie sie das Wollen des Schöpfergeistes in der Natur und Geschichte veranschaulicht; die Stimmungen und Gefühle, die auf beide Weise in der Seele erregt werden, drängen nach Gestaltung und Ausdruck für sich selbst und andere, und es ist anfänglich nicht das begreifende Erkennen, das sie in die Form des Gedankens erhebt, sondern die Phantasie, die im Bilde sie ausprägt. Das ursprünglich Schöpferische in aller Mythologie ist die religiöse Idee; nicht die Naturerscheinungen oder geschichtlichen Thatfachen sind das Erste, was den Menschen bewegt und ergreift, daß er sie als ein Höheres verehere, personifizire und dichterisch gestalte, sondern dem Geist ist der Gedanke des Unendlichen eingeboren; in seinem Bewußtsein weiß sich der Mensch von Gott gewußt, sein Gemüth fühlt sich abhängig von ihm. Die Offenbarung Gottes, in dem wir leben und weben und sind, kommt nicht von außen, sondern quillt aus dem innersten Lebensquell in das Licht des Bewußtseins; das Gemüth spricht aber diese Regungen und Erfahrungen nicht sogleich aus in der Form des Gedankens, sondern Jahrtausende lang werden sie durch die Phantasie zu Bildern gestaltet, und dazu werden die Eindrücke der Außenwelt, die Erscheinungen der Natur und des geschichtlichen Lebens verwendet. Das Gefühl des Umfangensseins von der göttlichen Allmacht sieht diese nun im allumfassenden Himmel; selbst im umgekehrten Falle würde der Anblick des Himmels dem Menschen die Gottesidee doch niemals von außen geboten, sondern die in seiner Seele Tiefen schlummernde nur erweckt oder dem Geist sie zu denken nur den Anstoß gegeben haben. Dies ursprünglich Geistige, den idealen religiösen Kern in den Mythen, diesen sittlichen Wahrheitsgehalt darf man nicht vergessen, sonst würde man häufig nur dichterische Bilder des Naturlebens, der Naturverhältnisse und der Naturmächte sehen, wo in dem innigen und frommen Glauben der Völker selbst doch die Hinweisung auf eine höhere Weihe liegt, zumal der Mensch das Göttliche erst im Gemüth erfahren haben muß, wenn er es in der Außenwelt erkennen soll; in den Formen derselben kann er es doch nur dann ausprägen, wenn er es bereits hat.“ \*\*) Auch der große Tübinger Theologe, Ferdinand Baur, betont diesen religiösen Grundzug in der Mythe und Ausbildung derselben aufs Nachdrücklichste und hält ganz richtig dafür, daß die Mythologie nur in ihrem innern Wesen erkannt werden kann, wenn sie in ihrem religiösen Grundgedanken aufgefaßt und in das ihr angemessene Verhältniß zum Christenthum gestellt wird.†)

\*) Aesthetik I. 487 ff. †) F. C. Baur Symbolik und Mythologie, 3 Bde.

## Der Schmerzensmann.

Wenn ich Nachts nicht schlafen kann,  
Blick ich auf den Schmerzensmann,  
Der für mich so manche Nacht  
Hat durchbetet und durchwacht.

Vor mir steht Gethsemane  
Und das namenlose Weh,  
Welches das sein Herz durchdrang,  
Als er mit dem Tode rang.

O wie hat Er auf den Knie'n  
Sich um mich da mühen mühen,  
Daß sein blut'ger Arbeitsschweiß  
Floß zur Erden heiß und heiß!

Seine Stellvertretershulb  
Mahnt mich ernst an meine Schuld,  
Die, wo Er sie nicht gebüht  
Mich zur Hölle stürzen müßt!

Wenn mein Herz daran gedenkt  
Und ins Liebesmeer sich senkt,  
Und der Mann von Golgatha  
Tritt mir selber fühlbar nah, —

Dann muß ich mich dankbar freu'n,  
Daß ich durfte schlaflos sein,  
Weil ich den im Geist erblickt,  
Der mir Seel und Leib erquält.

## Ernstes und Beiteres.

### Aus dem Leben eines alten evangelischen Reisepredigers.

#### VIII.

Was das ein wechselvolles Leben ist! Es geht aus der Stadt wieder aufs Land. Wells, Adams und Jay Counties bilden nun für etliche Jahre mein Arbeitsfeld. Aber welch eine Reise dort hin! Zuerst auf einem schweren Bauernwagen, dann auf der Eisenbahn, dann wieder auf einem alten „Eckpferdswagen“ durch Morast und Regen. Und was das wohl für eine seltsame Reisegesellschaft ist? Ueberall gaffen uns die Leute an. Es sind keine Zigeuner, auch sonst gerade keine Leute von gewöhnlichem Schlag: Mann und Frau, drei kleine Mädchen und noch zwei kleine Geschöpfe: ein Meerschweinchen und ein gefiederter bunter Sänger. Erst gegen Mitternacht kamen wir nach der Stadt J., woselbst wir in einem Hotel, was damals oft vorkam, über Nacht bleiben mußten. Des nächsten Tages kamen wir endlich im alten Pfarrhaus glücklich an. Da gab's aber Arbeit! An vielen Stellen, wo Glascheiben hätten sein sollen, waren „Schindeln“ oder auch gar nichts, was dem Winde eine treffliche Gelegenheit gab, munter drauflos zu pfeifen. Dieser Muff hat mich in höchst eigener Person gleich abgeholt. Aber die neue Predigersfrau, mit ihrem Hut aus der Stadt, den ersten Sonntag in der Kirche! Sie hätte beinahe einen Theil der Zuhörer um die Andacht und den Segen gebracht. So etwas hatte man dort noch nie in der Kirche gesehen. Es hat sich aber bald gemacht. „Sie war doch net so stolz wie's jerst geackht hot.“ Vortreffliche Farmer waren auf diesem Arbeitsfeld. Die haben Einem fast Alles, was zum Leben nöthig war, ins Haus gebracht. Auch Futter fürs Pferd, und sogar noch schön gespaltenes Feuerholz und — Feuer dazu. Und laßt euch erzählen: Eine gewisse Schwester brachte mehrere Mal einen kleinen Ballen wollenes Garn. Und wenn dasselbe abgewickelt war, so kam ein silberner halber Thaler (oder gar zwei) hervor. Das Silber war damals rar, denn es war in der Kriegszeit und folglich doppelt willkommen. Aber warum hat sie denn das Geld auf solche Weise gebracht? Das war einfach eine erbauliche Weiberlist, wie sie gewiß nicht immer ist. Einer jener Farmer hat zwar, als ich das erste Mal in seiner Nachbarschaft gepredigt, gesagt: „Das isch kei Prediger für uns.“ Eine alte fromme Mutter aber, die dieselbe Predigt hörte, sagte indessen: „Gelobet sei Gott! daß wir einen so guten Prediger haben.“ Ein Anderer sagte auch gleich im Anfang: „Das ist kein Prediger, er ist zu viel von einem Pastor.“ Es dauerte jedoch gar nicht lange, so legten sich diese Vorurtheile. Es gibt immer welche, bei denen der Prediger im Anfang ganz merkwürdig gut ist, nach und nach jedoch, wenn er nicht in ihr Horn bläst, ist er doch nicht der Mann, wie sie im Anfang meinten.

Unter diesen einfachen Leuten hatten wir oft herrliche Versammlungen. Da war Leben und Seligkeit. Auch wurden Leute zu Gott bekehrt. Einer hatte bereits angefangen ein Gasthaus zu bauen, aber ehe dasselbe fertig war, wurde er und seine Familie zu Gott bekehrt, und das Gasthaus wurde ein Bethaus. Auch die Frau eines Grobshmiedes suchte den Herrn. Da wurde dieser gar jämmerlich böse, fluchte wie rasend, und sagte: „Wenn der — — Prediger zu mir kommt, so haue ich ihn durch und durch.“ — Ich ging dann gleich hin

zu ihm in seine rustige Werkstätte und sagte zu ihm, ich habe gehört, er wolle mir Schläge geben; nun sei ich gekommen, zu sehen, ob er sich nicht bekehren wolle. Er wurde von der Stunde an mein Freund. Hier kam auch öfters eine jüdische Dame in meine Predigt und hörte dem Worte des Lebens aufmerksam und mit Thränen zu. Ich besuchte sie dann auch einmal und sprach mit ihr über ihr Seelenheil. „Ja,“ sagte sie, „kann man sich denn nicht bekehren, ohne daß man an Christum glaubt?“ „Das wird hart gehen,“ sagte ich. „Ich fühle wohl,“ fuhr sie fort, „daß ich mich bekehren sollte, aber an Jesum kann ich eben nicht glauben, und ist denn mein Vater, der doch gewiß ein braver Mann war, verloren, weil er nicht an Jesum geglaubt hat?“ Ich sagte endlich, daß ich mit ihr beten wolle, wenn es ihr recht sei. „Das wäre mir schon recht, aber ich denke, das Gebet wird eben nichts helfen, wenn ich nicht an Jesum glaube.“ „Nun, wir wollen jedenfalls beten,“ sagte ich. Die Jüdin und ich knieten uns nun nieder. Ich betete, so gut ich konnte, zu dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, daß er doch auch dieser Abrahams Tochter das Licht, den Stern Jakobs, möchte in ihrem Herzen, um Jesu willen, aufgehen lassen. Als wir uns von den Knien erhoben, liefen ihr die Thränen über ihr Angesicht und nicht lange nachher wurde auch sie gründlich zu Gott bekehrt, wurde eine wahre Christin und ein Glied der Gemeinde. Auch ihr Mann wurde später bekehrt. — Fünfzehn Jahre nachher traf ich diese Familie wieder an demselben Ort. Sie hatte im Hause Gottes immer noch denselben Platz inne, wie früher. Ich frug nach, ob sie nicht hie und da mit Unglauben angefochten werde in Bezug auf Christum. „Kein Bißchen,“ gab sie zur Antwort; sie freuten sich immer noch und waren vergnügt in Gott, ihrem Heiland. In dieser Landschaft hatte der Herr noch allerlei seltsame Kostgänger. Das war ein Gemisch, wie ich es noch wenig gefunden. Die Einen wollten dies sein, die Andern das. Hier ist Christus, da ist Christus und sonst nirgend. Wieder Andere wollten mit Niemand essen, neben Niemand am Tische sitzen, der nicht ihres Glaubens sei. Wenn's aber ans Trinken ging, da waren's alle Brüder, trinkten konnten sie Alle aus einem Krug, am liebsten wenn Branntwein darin war, denn diesem war Keiner feind, die Hirten so wenig, wie ihre Schafe. Von diesen Kameraden hatte ich einmal zufälliger Weise eines Abends etliche in meiner Versammlung in einem Farmerhaus. Sie arbeiteten den Tag über für den Hauswirth, wußten von der Versammlung zuvor nichts und waren jetzt da — wohl oder übel, sie mußten pariren. Es wurde gesungen, gebetet, gepredigt, aber sie haben in der That buchstäblich die Ohren zugehalten. Die armen Bichte! Sie wollten gewissenhaft sein, ihre Kirchengesetze verboten ihnen ja bei Strafe des „Bannes“ Jemand anders zu hören, als Jesugleichen. Aber sie haben ihr Geseß doch übertreten, weil sie überhaupt in der Versammlung geblieben sind und sind auch später deßhalb zur Rechenenschaft gezogen worden. Das ist aber noch nicht Alles. Einer davon mußte, weil wenig Raum war, sogar beim Prediger schlafen. Noch schöner! Hat aber der Arme nicht Hölle Angst ausgestanden! Mir ist's, als habe er jene Nacht so bald nicht vergessen.





## Frühlingswalten.

Von C. A. Paeth.

**E**s waltet mächtig im Geheimen,  
Die wunderbare Schöpferkraft;  
Die Leben lockt aus Knosp' und  
Keimen,  
Die Saat und grüne Auen  
schafft.

Dort, wo vom Winterhauche starben,  
Jüngst Gartenstaub' und Blumenflor;  
Da ringt, in tausendfachen Farben,  
Ein schön'res Leben sich empor.

Auf Wiesen und auf Weiden sprichen  
Bethaute Gräser, schlafeswacht;  
Und Lerchen hoch in Lüften grüßen  
Mit frohem Lied, die neue Pracht.

Der Landmann, der mit lock'rer Hülle,  
Die Saatenkörner zugebedt,  
Sieht, wie des Frühlings Wärmefülle  
In jeder Hüll' den Salm gewedt.

Der Wurm und Käfer, tief verborgen,  
Empfinden mit die Wonnezeit;

Sie schlüpfen am besonnenen Morgen  
Verjüngt aus ihrem Todtenkleid.

So keimt und treibt's im Frühlingslichte,  
In neuen Trieben rings umher,  
Und durch des jungen Lebens Dichte  
Tönt der Gesang: „Dem Schöpfer Ehr'!“

Mußt du auf dieser Wintererde,  
Als tobte Form auch untergeh'n,  
Des Schöpfers mächtiges: „Es werde!“  
Ruft einst auch dich zum Aufersteh'n!



## Die Macht der Versuchung.

Einem Arzt nacherzählt von Germanikus.



Mancher Jüngling, welcher in seinen Knabenjahren die herrlichsten Talente offenbarte und Großes erwarten ließ, ist zu Grunde gegangen, weil er dem Versucher in die Hände fiel. Gewöhnlich kommen dann noch eine Reihe von Umständen in die Wagschale, die einen zerstörenden Einfluß ausüben, und das Schicksal des Opfers ist in den meisten Fällen schon wie versiegelt. Ein Beispiel hievon wollen wir einem Arzte, welchem in seiner langjährigen Praxis manches Goldkörnlein in die Hände fiel, fürs Wohl von Jung und Alt, hier nacherzählen. Der Arzt begann:

Eben war ich zu Hause angekommen und war nicht in der besten Stimmung, daher begab ich mich, sobald als möglich, in mein Studirzimmer, um allein zu sein. Zu solchen Zeiten weiß dann meine gute Hausmutter immer Rath; sie läßt mich schön allein und schleicht sich an das Piano, denn sie hat in einem sehr werthvollen Buch gelesen, daß Musik den bösen, finstern Geist vertreibt. Eben auch jetzt klangen die herrlichen Töne in vollen, milden Akkorden zu mir in meinen Studir- oder Schmolzwinkel voll Thier- und Menschengeriippe herüber; sie spielte die herrliche Cismoll-Sonate von Beethoven, die Töne flogen durch das offene Fenster, und mit denselben vermischte der säuselnde Abendwind sein harmonisches Rauschen, das leise in den Tiefen der Bagnoten versank, wie das klopfende, stierende Menschenherz im leichten, ruhigen Schlummer.

Grell und fast erschreckend weckte mich der Ton der Hausglocke. Hinaus zu den letzten Häusern ward ich noch gerufen, wo ein Mann schwere Schmerzen litt. Der Arzt hat keinen Feierabend, wie andere Leute. Durch Roth und Morast war endlich das alte Gebäude erreicht, und der Bursche, welcher mich gerufen, leuchtete mir die Treppe hinauf. „Rechts oder links?“ frug ich, aber „noch eine Treppe hoch!“ antwortete mein Führer. Der Dachboden wurde durch eine Art Hühnerleiter erstiegen, und über morsche Bretter hinweg ging es in eine Ecke, wo ein Lager stand. Säusend fuhr der Wind durch zerbrochene Scheiben und trieb sein tolles Spiel mit den Lumpen und Papieren, welche ihm den Weg versperrten sollten. Zusammengekrümmt, wie eine Kage, lag dort ein ächzender Mann und widelte sich aus den zersehten Resten eines ehemaligen Bettes, nicht ohne Mühe, und richtete sich endlich stöhnend auf. Das Gesicht hatte ich schon gesehen; die hohle Stimme sogar, mit welcher die bitteren Klagen vorgebracht wurden, hatte etwas Bekanntes, das mich mit trübem Ahnen anwehte. Das qualvolle Gelenkrheuma hatte den Unglücklichen zum Krüppel verkrümmt, und mit dieser Krankheit, welche, mehr als jede andere, eine milde, gleichwarme Temperatur verlangt, lag er, allem Wetter preisgegeben, unter dem zerflütheten Dache im Wind und Durchzug.

„Hier können Sie vor allem Anderen nicht liegen bleiben,“ begann ich, „Sie müssen in ein anderes Gemach!“

„Wohin soll ich Aermster?“ jammerte der Kranke; „mich nimmt Niemand auf, ich habe kein Geld!“

„Ich will Sie morgen früh ins Armenhaus aufnehmen lassen,“ entgegnete ich.

„Ins Armenhaus, o, ins Bettelhaus!“ winselte der Kranke. Ich stellte ihm nun vor, daß hier ein unbegründeter Hochmuth nicht am Platze sei; ja, daß sein Hochmuth Sünde sei.

„Ja, freilich—mir bleibt keine Wahl: ich muß ins Bettelhaus; Sie haben es mir ja schon vor elf Jahren gesagt!“ weinte der Mann.

„Sie irren sich wohl,“ wollte ich einwenden, doch zähneklappernd nickte der Kranke mit dem Kopf. „Wissen Sie es nicht mehr, Herr, damals als ich meinen Lehrlingen mit der heißen Eisenstange geschlagen hatte, und Sie ihn verbanden?—Wenn Sie so fortfahren,“ jagten Sie, „so sehe ich Sie noch im Bettelhaus!“ und o, morgen wird's wahr!“

„Beruhigen Sie sich,“ fiel ich rasch ein; „ich will Ihnen Arznei verschreiben.“ Gute Nacht! Morgen mehr!“—

Er hatte Recht, der Unselige, ich kannte ihn gut und lange; und wenn böses Beispiel uns belehren kann, so möchte Manches aus seinem Leben zu lernen sein. — Sein Vater war ein geachteter Mann im Städtchen, wortfarg, fleißig, streng. Vom frühen Morgen an tönte sein Hammer auf dem klingenden Anboß, und keiner der vielen Pferdehändler glaubte seine Thiere recht beschlagen, wenn Meister Christoph nicht selbst das Geschäft besorgt hatte. Auch wußte kein Thierarzt eine Galle, den Spath, die Drüse so zu behandeln, wie er, Hornspalten und Untersätze zu kuriren und Hufsalben zu kochen. Er war in seiner Jugend mit „dem Volk“ weit umhergekommen. Nur in seiner Schmiede lebte und webte er; das Hauswesen ging ihn nichts an, da waltete sein Weib mit vier Töchtern und dem einzigen Sohn—der Mutter Herzkäfer.

Raum war Jakob achtzehn Jahre alt, da starb sein rauher, tüchtiger Vater. Unter ihm hatte er das Handwerk lernen müssen, und — Dank seiner Strenge — er war ein geschickter Schmied geworden, ein hübscher, blonder Bursche, mit offenem, freiem Sinne. Jetzt war der Alte fort, und Jakob hatte Niemand mehr zu fürchten; von der Mutter unterstützt, gerirte er sich als Meister und Herr im Hause. Der vorräthige Wein im Keller, der früher vom Alten im Großen verkauft ward, sollte nun ausgezapft werden, da komme mehr heraus, resolvirte die Mutter, und that damit den ersten Schritt zum Verderben ihrer Kinder. Ja, ja, ein Wirthshaus halten, das hat immer böse Folgen. Vom Morgen bis zur Mitternacht und drüber hinaus kam Zuspruch, und Jakob hielt es für Pflicht, die Gäste zu unterhalten — war ja doch der alte Knecht in der Schmiede, den der Vater seit siebenzehn Jahren jeden Schlag gelehrt hatte. Mußten zu einer Schweifzhike oder zum Draufschlagen einmal Zwei sein, so gab der Alte ein Zeichen, und der junge Herr (Meister durfte er sich nicht nennen lassen) sprang hurtig einen Augenblick hinaus. Viehhändler, Reisende, Jakobs Kameraden, gute und schlimme derselben, Alle fanden den Wein gut und billig; Einige bezahlten, Andere nicht, und aufgeschrieben wurde auch nicht ordentlich. Fehlte beim Spiel ein Mann, so mußte Jakob den Ersatzmann machen. Die Töchter wollten auch nicht umsonst arbeiten, so steckten sie sich bei, was sie nur konnten, denn sie meinten der Jakob habe ja so schon überall den Vorzug.

Es war Spätherbst geworden, und einzelne Züge Cavallerie holten die Remonteperde vom Lande zusammen; jeden Zug begleitete der Kursthierhändler, das Befinden der neugekauften Thiere überwachend. Selten passirte ein Zug, daß nicht Eisen verloren waren, oder daß andere frisch angezogen werden muß-



ten, welches immer von Jakobs Schmiede geschah. Die Reiter gingen dann in die Stube und tranken, und der Regiments-thierarzt überwachte die Arbeit, welche Jakob zur völligen Befriedigung versah.

„Sie sollten ein paar Jahre in unsere Thierarzneischule gehen,“ rieth der Doktor ihm, als sie nach gethaner Arbeit beim Glase saßen. „Ein tüchtiger Mann könnte bei dem starren Viehstande hier und den vielen Händlern einen Kapitalverdienst machen.“

Jakob schwieg, aber der Gedanke gefiel ihm, und er setzte ihn durch — ohne Mühe sogar; denn die Mutter ließ sich auch den Kopf verrücken beim Gedanken, ihren Herzkäfer einst „Herr Doktor“ begrüßen zu hören. Im Winter gab es wenig zu thun in der Schmiede und im Sommer konnte man ja noch einen Knecht anstellen; nach vier Wochen stand Jakob aufhorchend im Hörsaal der Veterinärschule.

Es wollte ihm jedoch nicht so ganz behagen, wie er gehofft hatte; in seinem Dorfstädtchen war er ziemlich der Erste gewesen, er war so zu sagen „Hahn im Korbe,“ hier war er der Letzte. Die Lehrer übersehen ihn bald, denn er war ja ohne alle Vorbildung und kaum vermögend seinen Namen zu schreiben, und wie es sich bald erwies — jeder verständigen Auffassung, jeder vernünftigen Ausarbeitung eines Gedankens unfähig. Er war nie gewöhnt worden, zu denken. Die Schule, welche er besuchte, hatte ihm wohl einige Anfangslehren eingebläut, aber Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft u. s. w. waren ihm böhmische Dörfer. Und jetzt diesem Mangel noch abzuheilen, fiel dem entarteten Muttersohnchen nicht im Schlaf ein. Die natürliche Folge war: Aufsuchen von Kameraden, die ihm gleich waren, denn die Bessern wollten sich nicht mit ihm abgeben — leider fand er Seinesgleichen, denn an solchen Burschen fehlt es nicht. Nur wenn Jakob mußte, war er beschäftigt, die übrige Zeit war er meistens im Wirthshaus und am Spieltisch. War das Geld all, dann schrieb er seiner Mutter sehr kuriose Briefe, und sie sandte das Nöthige bereitwillig, denn „die Doktoren kosten eben gar viel,“ pflegte sie zu sagen.

Trotz der Ungebundenheit und trotz der rohen Genüsse behagte es dem Jakob doch nicht in der Stadt; er fühlte wohl, daß er nur der Narr und der Bezahlende einer Gesellschaft verdorbener Burschen war, welche ihn, während sie auf seine Kosten zechten, noch verhöhnten. Unter dieser Gesellschaft war gewöhnlich ein alter pensionirter Stadtschreiber, welcher aus guten Gründen seine Stelle verlor; der war so eine Art Lehrer für den Jakob, und überredete ihn bald genug, daß es bloß ein gewisser Haß sei, warum man ihn verachte und hintenansetze u. dgl. Auch gab er ihm einmal deutlich zu verstehen, daß man eben mit Wölfen heulen müsse, wenn man bei Wölfen sei; d. h. wenn man spiele werde man betrogen, und da müsse man wieder betrügen, sonst gehe es nicht. Dieser verurtheilte Mensch unterrichtete Jakob nun im falschen Spiel, welches er auch leichter lernte als die Arzneikunde, und so geschah es, daß Jakob, noch ehe ein Jahr um war, von der Polizei bewacht wurde. Er war der Stadt überdrüssig und ging heim. Er hatte Vieles gelernt, aber von der Veterinärkunst nichts; er hätte das Gerippe einer Kuh nicht von dem eines Pferdes unterscheiden können.

Im Vaterstädtchen wurde er mit Jubel empfangen, denn seine Stadtmanieren und seine Wege fanden Anerkennung, und seine Kartenkunststücke erregten Bewunderung. Aber in der Schmiede fand man ihn nur selten; er war ein Taugenichts geworden. Der alte Schmiedeknecht sagte wohl öfters die Wahrheit, aber dann gab es Streit, und hätte man nicht be-

fürchten müssen, die Kundschaft zu verlieren, so wäre er längst fortgeschickt worden.

Endlich nahm Jakob ein sehr braves Mädchen zur Frau, und nun ging es eine Zeit lang besser; er arbeitete und schien in Allem ein neues Blatt umgewendet zu haben. Doch leider geschah auch hier, was noch sonst vorkommt, die alte Mutter konnte Jakobs Frau nicht wohl leiden, und da gab es öfters Streit im Haus. Jakob hielt zur Mutter und verlor dadurch die Liebe der Frau; das Eheglück wendete sich; — das junge Weib, von der Schwiegermutter geplagt, vom Manne vernachlässigt, war auch bald von ihrem guten Engel verlassen und fing an tiefer und tiefer zu sinken. Um diese Zeit war es, wo ich ihn, bei einer empörend rohen Mißhandlung des Lehrlings, die leider jetzt eintreffende Voraussage ins Gesicht warf.

Aber wozu das traurige Bild versinken des bürgerlichen Wohlstandes noch weiter ausmalen? Stets schneller und unwillkürlicher werden die Schritte, die von der Höhe zum Abgrund stürmen. — Da lag er, der Verachtete, Gemiedene, welcher vor wenigen Jahren mit den höchsten Ansprüchen begann, in ekle Lumpen des Elendes gebettet, von Pein und Schmerzen gefoltert, und keiner seiner Genossen und Theilhaber seiner Schwelgereien nahte ihm mit Theilnahme — sie kannten den Verarmten nicht mehr! Seine Mutter war todt, die Schwestern wollten von ihm nichts wissen, denn er hatte sie um ihr Heirathsgut gebracht, und sein Weib hatte ihn verlassen. Selbst die unschuldigen Kinder wurden in den Schlund, in dem die Eltern versanken, mit hinabgerissen: sie wurden in Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder untergebracht.

Jakob lag in einem Stübchen des Armenhauses: doch zu tief hatte die Krankheit den von schlechtem Leben untergrabenen Körper angegriffen, als daß völlige Heilung möglich gewesen wäre. Verkrüppelt schwankte er ungewissen Schrittes durch die Gassen; mit bitterem Hunger blickte er an den Häusern hinauf, wo er einst spielte, zechte und schwelgte; öfters setzte er sich auf einen Eckstein dem Hause, das einst ihm gehörte, gegenüber, und starrte dann mit glasigem Auge hinauf — lange, lange — doch kein Fenster öffnet sich dem stummen Bettler; keine Stimme ruft ihn zu einem Teller warmer Suppe! Einzelne Haushaltungen, auf welche er vor Jahren mit Verachtung blickte, geben ihm zuweilen das übrig gebliebene Essen.

Einst geschah es, daß bei einem Lokalwechsel sein fünfjähriger Sohn durch den Ort gebracht wurde, und man gedachte dem Alten eine Freude zu machen, weil er sein Kind sehen durfte. „Christian,“ schluchzte der unselige Vater, „Christian, kennst du mich nicht mehr?“ — Das Kind sah ihn mit unaussprechlichem Ausdruck in das abgemagerte Antlitz — und wandte sich ab! — Keine Empfindung, keine dunkle Erinnerung, keine Ahnung sprach vom Vater! „Was willst du, garstiger Mann, von mir?“ rief endlich der Knabe, und lief davon.

Das war der härteste Schlag von allen, sein eigenes Kind erkannte ihn nicht und wies ihn mit harter Rebe ab. Es war genug Steine weich zu machen; aber die Leute sagten, es geschieht ihm Recht.

Jakob ist jetzt ein Gemeindearmer und muß sein Brod betteln bei Leuten, welche ihn früher kannten. Er muß viele Vorwürfe hören; er muß sie mit dem kargen Brod essen, auf welches bittere Thränen rinnen, es würdet ihn oft, wenn er es essen soll, und dann wünscht er zu sterben, aber er lebt noch. Vielleicht erlöst ihn bald ein stiller Engel des Todes.

Das, geneigter Leser, sind die Schritte der Verführung, welche ihr Opfer mit schrecklicher Gewißheit in den Abgrund führen.

## Der Haselstrauch.

(Von R. Schüssler.)



Wenn die ersten Frühlingsregungen durch die Natur gehen und die Schneeglöckchen, Crocus und Leberblümchen nur ein klein wenig aus der Erde hervorgucken, dann regt sich gleichwind auch das Leben in den jungen Haselkätzchen. Schon im Herbst hat sie der Strauch am sonnigen Rain in großer Anzahl hervorgetrieben, als noch im nahen Wiesengraben das Hirtenfeuer brannte und die Knaben die vereinzelt, über die Zeit hängen gebliebenen Nüsse zusammenlagerten. Den Winter hindurch haben sie geschlafen und vom künftigen Frühling geträumt. Jetzt aber, ja manchmal schon an milden Märztagen, hängen sie in fast fingerlangen, gelben Troddeln an den Zweigen. Wer die ersten findet, kann sie nicht leicht hängen lassen. Das Kind weiß wohl, daß Vater und Mutter sich auch darüber freuen; darum werden sie mit nach Hause genommen und in ein Gläschen gestellt. Aber was ist das? Da liegt auf der Kommode unter den Kästchen ein gelber Staub, gar zart anzufühlen; der muß wohl aus den Kästchen gefallen sein. Ob aber alle Kinder genau nachsehen, woher der Staub gekommen ist? Und doch ist ein solches Haselkätzchen ein gar merkwürdiges Gottesgeschöpf und wohl der näheren Betrachtung werth. Da zieht sich mitten hindurch ein dünner Faden von der Länge des Kästchens. An diesem Faden sitzen ringsum viele dreilappige, etwas gewölbte Schüppchen. Auf der untern, hohlen Seite eines jeden Schüppchens sind auf jeder Seite der Mittelrippe vier Staubgefäße angewachsen, deren jedes aus einem kurzen Staubfaden und einem zweifächerigen Staubbeutel besteht. Die Fächer öffnen sich in Folge der Wärme des Zimmers, oder auch braunen, wenn die Sonne wärmer scheint, und der schwefelgelbe Blütenstaub fällt heraus. Draußen liefert dieser feine Staub das erste Futter der Bienen im Frühling. Unter einem starken Vergrößerungsglas

erscheint jedes Stäubchen als ein länglichrundes Kügelchen, und alle sind wie in einer Form gegossen. Je mehr man sie vergrößert, desto schöner erscheinen sie. Das ist eben der Unterschied zwischen den Werken Gottes und den Kunstwerken der Menschen. Erstere zeigen sich immer schöner und vollkommener, je näher man die kleinen Einzelheiten daran betrachtet, und letztere zeigen bei genauer Betrachtung nur Unvollkommenheiten. So ist die feinste Marmorarbeit mit der Loupe betrachtet grob und voller Unebenheiten.

betrachtet grob und voller Unebenheiten.

Außer den Kästchen sitzen an den Zweigen aber auch einzelne Knospen, aus welchen sich Blätter entwickeln. Aber, da stehen ja aus einigen Knospen tiefpurpurothe Fäbchen hervor. Nimmt man die äußeren Schüppchen hinweg, so daß die rothen Fäbchen und die kleinen Theilchen, auf welchen dieselben sitzen, nicht mitgerissen werden, so findet man im Innern ein oder mehrere winzige Blüthchen. Die rothen Fäbchen sind die Narben, und je zwei derselben sitzen auf einem Fruchtknoten, der von einer feinen, zerschligten



Zweierlei Kästchen.

Hülle umgeben ist. So viel Fruchtknoten, so viel Nüsse können, später auf einem Klümpchen zusammensitzen. Aus der Hülle wird das Nüpfchen und aus dem Fruchtknoten die in jenem sitzende Nuß.

Merkwürdige Dinge sind also an dem noch kahlen Haselbusch zu sehen, denn Blätter bekommt er noch nicht. Auch auf dem Boden unter dem Busch ist es noch kahl. Aber der Schnee ist weg, das Laub ist trocken und die reinen Schneckenhäuschen blicken dazwischen hervor. Auch diese sind willkommen, besonders die bald einfarbig gelben, bald braun gebänderten Gartenschnecken und die ganz ähnlichen Hainschnecken.

Einzeln Vögel scheinen an den Haselkätzchen ebenfalls gemerkt zu haben, daß der Winter einpackt und abziehen will. Die Schwarzamsel blüht vom kahlen Ast des Eichbaums ins



Land hinaus und stölet Winter ade! Und die Singdrossel jauchzt aus dem grünen Tannenbusch: Der Frühling kommt! Und das Rothkehlchen setzt sich auf den blätterlosen Haselstrauch und zwitschert leise: Jetzt wirb's wieder schön, so schön!

Und wirklich, bald wirb's schön. Die Anemonen und Schlüsselblumen blühen auf dem Boden um den Haselstrauch her; die Rätzchen an demselben sterben ab und fallen zu Boden. Die Knospen aber schwellen an, und bald kommen die zart wolligen Blätter zum Vorschein. Da gibt's denn Leben auf und unter dem Haselbusch. Der kleine, schwärzlich-braune Haselnuß-Rüsseltäfer kriecht an den jungen Blättern und Trieben umher, um dieselben abzunagen, des gleichen der wenig größere, ebenso gefärbte, aber langrüsselige Haselnußbohrer. Dieser ist noch unangenehmer als der vorige, denn er legt seine Eier in die Nüsse, so lange diese noch weich sind. Die Würmer, welche die Nüßkerne oft zum Theil oder ganz aufgezehrt haben, sind die Larven dieses Käfers. Aber die Insekten, welche den dicht belaubten Busch bewohnen, dürfen ihn nicht zu arg beschädigen. Dafür sorgen die vielen Singvögel, die auch den Schatten der Hasel lieben; ja sogar die auf dem Boden kriechende, ungiftige Blindschleiche, die fast aussieht wie ein junger Haseltrieb und darum auch „Haselwurm“ genannt wird, hilft mit, jene Insekten vertilgen. Und so entwickeln sich Triebe, Laub und Nüsse im Laufe des Sommers immer mehr. In dem Quark der Nüsse bildet sich allmählig der ötreiche Kern. Und nun wird der Haselstrauch auch von zwei possierlichen Säugethieren, nemlich vom Eichhorn und von der Haselmaus aufgesucht. Dieselben wechseln aber ab, so daß das Eichhorn am Tage im

Haselbusch sein Tänzchen hält und Nüsse verspeist, während die Haselmaus in der Nacht auf dem Haselstrauch herumklettert und die Kerne aus den Nüssen frißt. Das Eichhorn kann man natürlich leicht beobachten, die Haselmaus aber nicht. Und das ist schade, denn sie ist eines der niedlichsten und possierlichsten unter den Nagethieren. Ihre Größe ist etwa die der Hausmaus, die Farbe gelblichroth, Brust und Kehle weiß. Ihr Schwanz ist buschig behaart, fast wie beim Eichhörnchen. Sie kann nicht bloß wie dieses klettern, sondern sogar wie ein kleines Affchen sich mit den Hinterfüßen aufhängen und dabei mit den Vorderfüßen Nüsse ergreifen. Am Tage schläft sie in ihrem Versteck. Im October zieht sie sich ganz in ihren Schlumpfwinkel zurück, wo sie sich auch einige Vorräthe angesammelt hat, und schläft bis in den April hinein sehr fest. Auch der Häher sucht im Spätsommer den Haselstrauch auf, weil er gern Nüsse frißt. Darum wird er

auch wohl Nußhäher genannt. Wie viele Thiere haben doch ihren Namen nach der Hasel bekommen? Außer dem Haselrüsseltäfer, dem Hasel-Nußbohrer, dem Haselwurm, der Haselmaus und dem Haselhäher, gibt es auch ein Haselhuhn, das war keine Haselnüsse frißt, aber gern in Holzungen nistet, die aus Birken und Haseln bestehen. (Siehe das Bild.)

Trotz der vielen Liebhaber der Haselnüsse in der Thierwelt bleibt für die Menschen, kleine und große, noch ein guter Vorrath an Haselnüssen übrig. Das Einsammeln derselben ist ein großes Vergnügen der Jugend, wenn sich Ende August oder Anfang September die Nüsse an der untern Hälfte braun färben und leicht aus den Nüßchen lösen lassen. Wie sorgfältig werden die Früchte von den Nüßchen befreit, gezählt und in einem Beutel aufbewahrt für die frohlichsten Tage des Jahres!



Haselhuhn.

Unsere heidnischen Vorfahren haben die Hasel sehr hoch geschätzt, sie war dem Donnergotte geweiht. Darum glaubte man früher auch, daß sie vor dem Blitz schütze. Auch sollte die Hasel die besten Wünschelruthen liefern, mittelst deren man die Stellen auffinden könne, wo Gold und Silber sich in der Erde befinde. Die Göttin der ewigen Jugend Iduna soll sogar einmal in eine Nuß verwandelt worden sein u.

So mußten bei unsern heidnischen Vorfahren mit der freundlichen Hasel sich immer unheimliche Vorstellungen von finsternen Mächten verbinden, davon jetzt nur noch ein Rest etwa bei bösen Buben übrig ist, die gerechte Ursache haben, sich vor dem Haselstock fürchten zu müssen. Bei den anderen Allen aber ist die Hasel ein sehr beliebter Strauch, sind uns doch ihre Früchte Gaben des lieben Christkinds. Also nicht die Mächte der Finsterniß walten mehr über der Hasel, sondern das Licht des Christenthums gießt seinen goldenen Schein über sie aus.

## A u s T e x a s .

Von Daniel Kreh.

## III.

Diesmal will ich den Lesern des Magazins etwas von unserer Stadt erzählen. San Antonio ist eine der ältesten, wenn nicht die älteste Stadt in Amerika. Sie wurde A. D. 1692, also vor ein hundert und neun und achtzig Jahren von den ihres freibergerischen Lebens und Treibens wegen bekannten Spaniern, die damals unser Nachbarland, Mexiko, invadirt und sich zugeeignet hatten, gegründet. Zuerst hieß sie San Fernandes; ihr jetziger Name, sowie der erste, ist ein spanischer und dem „heiligen Antonius“ nach genannt. Der Unterschied zwischen dem spanischen San Antonio und dem lateinischen Sanct Antonius sollte im Sprechen und Schreiben beachtet werden. Viele Namen von Straßen, nebst andern Dingen und Orten in der Stadt, sowie in diesem Staattheil überhaupt, sind spanischen Ursprungs. Später vielleicht, wenn ich von den hier zahlreich vertretenen Mexikanern schreibe, werde ich näher auf dieses eingehen.

Die Stadt liegt in einer kesselförmigen, nach Süden und dem Golf etwas thalartig sich hinziehenden Tiefe. Ihre Lage ist eine sehr einsame; denn man findet in ihrer unmittelbaren Umgebung keine blühenden Dörferlein und schöne, wohl eingerichteten Bauereien, wie dieses in der Nachbarschaft größerer Städte in Canada und in den älteren Nordstaaten der Fall ist. Wildaussehende, theils mit „Mesquitholz“ und Eichen-gebüsch bewachsene, theils auch ziemlich leer und kahlaussehende Prairies machen ihren öden Umkreis aus. Von weitem sehen die Bäumchen dem Fremden aus wie Obstbäume, und weil man mich in der Heimath belehrt hatte, dieses sei ein großartiges Obstland, so freute ich mich hoch, als ich der prächtigen, großen Obstgärten (?) ansichtig wurde. Nun denke aber der Leser nicht, daß es kein Obst hier gibt. Nur Äpfel können nicht leicht gezogen werden. Pfirsiche, Weintrauben 2c. finden sich oft im Ueberfluß. Sie und da sieht man das Haus eines „kleinen Farmers“ oder „ranchers“ (Viehzüchters). Das Land in der Nähe der Stadt, obwohl äußerst reizend und schön in seiner Lage, scheint, mit etwas Ausnahme, für Kulturzwecke nicht besonders gut geeignet zu sein. Dreißig bis vierzig Meilen entfernt ist es besser.

Selten findet man eine Stadt so reichlich mit Wasser versehen, wie diese. Etwa drei Meilen nördlich von derselben, in einem engen Thal, zwischen Bergen und Felsen, entspringt der schöne San Antonio Strom mit seinem kalkfarbigen, übrigens aber nicht ungesundem Wasser, und fließt mitten durch die Stadt. In der Nähe dieser merkwürdigen Quellen, deren genauere Beschreibung für diesmal unterbleiben muß, befinden sich die Wasserwerke, von welchen per „Wasserkraft“ jedes Haus der Stadt mit Wasser versehen werden kann. Selbstverständlich ist dieses Wasser im Sommer zu warm zum Trinken. Diesem Mangel sucht man durch Gebrauch von künstlich fabrizirtem Eis abzuhehlen. Das für den Fremdling am Schönsten und Neuesten ist die sogenannte „Wässerung“ (irrigation). Von erwähnten Quellen aus sind nemlich mehrere Canäle, welche an verschiedenen Stellen mit Schleusen versehen sind, durch die Stadt gebaut, wodurch das Wasser aufgedämmt und wieder losgelassen werden kann. Durch Bezahlung von einem Dollar

per Jahr und das Machen von kleinen Gräben von diesen Canälen aus, kann jeder Stadtbewohner und jeder Gärtner, wenn es zu trocken wird, nach Belieben seinen Hof oder Gemüse- und Obstgarten bewässern und fruchtbar machen. Wäre es nicht für diese Einrichtung, welche, wie ich erzählen hörte, man auch in Deutschland hat, so wäre es um viele Leute hier schlecht bestellt. Wo nicht gewässert wird, ist es nach Aussage der Leute schwer, gutes Gemüse oder Obst zu ziehen; denn die Natur des Bodens ist derart, daß er schneller, als im Norden, austrocknet.

Für den Bedarf der vielen armen Leute, wie z. B. für den der Waschweiber, die keine Brunnen haben und für die Wasserleitung nicht bezahlen können, ist durch dieses hinlänglich gesorgt. Nebstdem wird durch die Canäle, deren schnellfließendes Wasser wieder in den Hauptstrom läuft, mancher der Gefundheit schädlicher Unrath aus der Stadt entfernt. Und bei all dem, daß auf diese Weise eine große Masse Wasser vom Hauptstrom weggenommen, und daß das, welches nicht verbraucht wird, erst außerhalb der Stadt wieder in denselben fließt, ist er doch durch die ganze Stadt, während jeder Jahreszeit, noch tief und stark genug, große Mühlen und Fabriken zu treiben. Von Letzteren sind aber keine von Bedeutung hier. Daß jene Quellen sehr stark sein müssen, kann sich der Leser nun vorstellen.

Dieses ist aber der Wasserreichtum San Antonios noch nicht all. Ungefähr zwei Meilen nordwestlich von der Stadt entspringt der schöne San Pedro, ein nie ausgehender Bach, und fließt durch den westlichen Theil der Stadt. In diesem und im San Antonio befinden sich die besten Fische. An den Ufern des Letzteren und theilweise auf dem Wasser sind zahlreiche Baderellen errichtet, worinnen sich ihre Eigenthümer während der heißen Jahreszeit nach Herzenslust abkühlen können. Wo Ersterer entspringt hat man einen schönen Belustigungspark mit Baderhäusern an der herrlichen krytallhellen Quelle, nebst Tringelagen, aufs bequemste eingerichtet. Hier wird von Männern und Weibern, von Groß und Klein, sogar von vielen guten Christen (?) in Concerten, Ballen, Festen 2c. am Tage des Herrn und in der Woche während der Sommerszeit dem Teufel mit treuer Hingabe gebient. Wenn es daselbst 'mal „losgeht“, werden die Straßenbahnfarren viel zu klein, um die Menge schnell genug hin zu befördern. Im Kirchengehen drängen sich diese Leute nicht, sondern die Gotteshäuser stehen leer, und der Prediger hat das Vorrecht zu leeren Bänken zu predigen. — Diese Dinge verursachen den wenigen Bessergesinnten manchen Seufzer. Etliche, die diese Gottlosigkeit nicht gerade „gut“ heißen können, haben nicht den Muth, offen dagegen aufzutreten. Es geht ihnen, wie jenem Schauspieler. Dieser war nemlich auf einer Reise übers Meer. Ein mächtiger Sturm erhob sich und drohte das Schiff zu zerschüttern. Wie es gewöhnlich, selbst von prahlenden Religionspötlern, in solchen kritischen Momenten geschieht, so fing auch der Schauspieler an zu beten um Hülfe. Aber er rief Gott und den Teufel zu gleicher Zeit an. Als er gefragt wurde, warum er das thue, antwortete er: „Ich möchte es bei Keinem verderben.“

Als ich mir den von Natur so schön geschmückten Park



betrachtete, dachte ich: Welch ein herrlicher Ort wäre das, um eine alt-evangelische Lagerversammlung zu halten! Aber da könnte man die Leute nicht so zahlreich beizuwohnen bewegen, als sie an ihre Barchusfeste laufen. Der von Gott erleuchtete und kluge Mensch, der dem Herrn Jesu treulich dient, vergießt viele Mitleidsthränen über diese armen Verblendeten und ob der traurigen Thatfachen; er sträuft dieselben in Liebe, aber doch mit entschiedenem tiefem Ernst durch Wort und Beispiel, wo es sich thun läßt.

Der Baustyl San Antonios ist ein eigenthümlicher und altmodischer. Die Häuser, besonders Privatwohnungen sind, mit etwas Ausnahme, blos ein Stock hoch und haben allumflache Dächer, um ein nettes Aussehen zu bieten. Von guten Kellern, wie man sie im Norden hat und die in diesem warmen Klima von besonderem Nutzen wären, ist hier nichts zu sehen. Für heimatliche Bequemlichkeiten u. s. scheinen die Leute wenig Geschmack zu haben. Wer erwartet, in San Antonio Meisterstücke der Baukunst zu sehen, der findet sich getäuscht. Nur etliche reiche Juden und Andere haben ansehnliche Häuser. Viele Gebäude sind zum Zusammenbrechen alt geworden. Die Straßen sind eng und unregelmäßig. Wenn es viel regnet, kann man ihrer Bodenlosigkeit wegen fast nicht fortkommen. Nur die Hauptstraßen und Seitenwege sind mäßig gut gemacht. Eine bedeutende Verbesserung sind die vor wenigen Jahren erbauten Straßeneisenbahnen, welche noch immer weiter durch die bedeutendsten Stadttheile gebaut werden, wodurch der Verkehr um Vieles erleichtert wird. Ueberhaupt, was Pracht und Eleganz betrifft, bietet San Antonio nicht viel Reiz, wohl aber mit Rücksicht auf Geschichte und Alterthümer. Hiervon, so Gott will, später Etwas.

In Bevölkerung nimmt sie den zweiten Rang im Staate ein. Nach dem diesjährigen Census zählt sie nahe an einundzwanzig Tausend Seelen, unter welchen verschiedene Nationalitäten der Erde vertreten sind. Sitten und Gebräuche sind daher ebenso verschieden. Die Leute sind meistens höflich und freundlich im gesellschaftlichen Verkehr, wenn man den Grundsatz: "Look out for number one, and mind your own business," in Allem gut beachtet.

Im Kultur- und Geschäftsleben ist noch viel Raum zur Verbesserung übrig. Alles zeigt klar, daß der Fortschrittsgeist

des Nordens noch nicht wie dort die Zügel führt. Es sollten verschiedene Fabriken gebaut werden, um Ackerbau- und andere Werkzeuge zu bereiten, und um Heimprodukte, wie Wolle, Baumwolle u. dgl. zu verarbeiten. Letztere müssen zur Fabricirung nach anderen Staaten, und dann wieder zurück zum Gebrauch transportirt werden, welcher wegen der ungemein hohen Fracht die Preise um das Doppelte erhöht. Es sind auch die besten Aussichten vorhanden, daß sich die Zustände in dieser Richtung bessern werden. San Antonio wird mit der Zeit wohl eine große Eisenbahn- und Handelsmetropole des Südens abgeben. Bis jetzt laufen bereits zwei Eisenbahnen in dieselbe, nemlich die Galveston, Harrisburg und San Antonio, und die International; letztere erst dieses Jahr bis hieher vollendet. Beide sollen nach Merito hin gebaut werden, wodurch jenes Land in engeren Handelsverkehr mit Texas und anderen Staaten gebracht wird. Neben diesen sollen noch andere Bahnen hier durchgebaut werden. Bisher war wohl auch Verkehr zwischen dieser Stadt und beiden Ländern, aber die Transportation mußte per Achse gemacht werden, welches viel Zeit und Geld kostete. Sind einmal die Eisenbahnen fertig, so wird das Fahren der Handelsfracht mit Fuhrwerk aufhören, welches freilich den armen Fuhrleuten den Verdienst in dieser Richtung wegnehmen, ihnen aber ohne Zweifel etwas anderes, vielleicht besseres, zum Lebensunterhalt bieten wird. Diese Fuhrwerke zu sehen, ist wirklich interessant. Die Wagen sind ungewöhnlich groß und schwer gemacht, und werden mit wasserdichtem Tuche zeltförmig gedeckt, um Fuhrmann und Fracht vor Wetter und Sonne zu schützen. Zuweilen hat man sechs bis zwölf starke Maulesel an diese Riesewagen gespannt, welches der rauhen, in der Regenzeit oft auch fast bodenlosen Straßen wegen äußerst nöthig erscheint. Es ist dieses eben ein sehr rauhes Leben, wie man es nur da trifft, wo keine Eisenbahnen gebaut sind, und wie es die morgenländischen Karawanenführer gewohnt waren, nemlich alle nöthigen Lebensmittel mit zu nehmen, und des Nachts bei einem Lagerfeuer zu schlafen. Zuweilen bekommen die Fuhrleute nicht sehr willkommenen Besuch, und müssen daher mit Vertheidigungswaffen versehen sein auf ihren Reisen. In dieses darf ich mich aber nicht einlassen, sonst wird diese Mittheilung zu lange. Es wäre noch Vieles von Interesse anzuführen; will's aber für ein anderes Mal aufsparen.

## Kirchenthränen.

Als ich noch ein ganz junger Prediger war, und kaum die ersten Schritte im geistlichen Amte gethan hatte, fragte mich eines Tages ein altes Mitterlein aus der Gemeinde, das mir auf einem Spaziergang begegnete: „Herr Vikar, kommen Ihnen auch gewiß bei jeder Predigt, die Sie machen, die Thränen?“ Etwas zaghaft antwortete ich, daß dies bei mir doch eigentlich nicht der Fall sei. Das Weiblein schüttelte mit offener Mißbilligung den Kopf und fuhr dann fort: „Und bringen Sie gewiß auch in jeder Predigt, die Sie halten, etliche Personen in der Kirche zum Weinen?“ Wiederum gestand ich, daß ich davon bis jetzt noch nichts wahrgenommen habe. „Dann ist Ihr Sach noch nichts,“ entschied die Alte; „Aredigten, die nicht unter Thränen gemacht werden, und nicht bei den Leuten Thränen zuwege bringen, sind nicht aus dem Geiste Gottes geboren. Denn Wasser und Geist gehören

zusammen.“ Damit ließ sie mich stehen und überließ mich meiner Verwunderung, nicht bloß über die Zumuthung betreffend die Predigt, sondern auch über die eigenthümliche Auslegung von „Wasser und Geist,“ die mir noch in keiner Bibel-erklärung begegnet war. Nun, wenn auch nicht das Weinen, so hat sich doch das Ringen und Seufzen beim Studiren der Predigt allmählig schon von selber eingestellt, und für die Thränen in der Gemeinde sorgt Gottes Geist je und je von selber, auch ohne daß es der Pfarrer apart aufs „Rühren“ anlegt. Wie man sich aber mit den Thränen seiner Zuhörer in der Kirche täuschen kann, darüber habe ich kürzlich in dem Buch, „Unre Mutter,“ von Krummacher, ein merkwürdiges Exempel gelesen. Da ist von einem alten Elberfelder Prediger die Rede, welchem einst zwei junge Geistliche klagten, daß sie in ihren Gemeinden so wenig Empfänglichkeit fänden.

„Darüber kann ich mich nun nicht beklagen,“ war die Antwort, „vielmehr gewahre ich, daß jeden Sonntag etliche Personen in meiner Predigt bis zu Thränen gerührt werden. Zum Beispiel diese Frau hier sehe ich regelmäßig weinen.“ Damit schritt er auf ein Weiblein zu, das den Dreien gerade begegnete und bat die Alte, ihm und seinen beiden jungen Begleitern zu sagen, was ihr jeden Sonntag so tief zu Herzen gehe. Die gute Alte weigerte sich anfangs in sichtlicher Verlegenheit, diesem Begehren nachzukommen, endlich aber gestand

sie: „Ach, Herr Pfarrer, ich hab so ein liebes, schönes Dechselein gehabt, und das Dechselein ist mir vor einigen Wochen gestorben. Und wenn ich nun in der Kirche bin, und der Herr Pfarrer kommt so recht ins Feuer, dann ist mir's oft gerade, als hörte ich mein Dechselein schreien, und dann krieg ich so Heimweh nach dem guten Thierlein und muß weinen.“ Ob nicht manche Kirchen- und andere Thränen, welche von Menschen wunder wie hoch tagirt werden, vor Gott einen ähnlichen Werth haben?

## Die Sonntagschule.

### Der Jordan.

Bearbeitet von C. A. Thomas.

Der Jordan hat drei Quellen, ist mit drei Seen verbunden und kann füglich in drei verschiedene Theile getheilt werden.

Die drei Quellen sind: 1. Die nördlichste und zugleich bedeutungsvollste, unweit Hasbeja—zwischen dem Libanon und Hermon. 2. Die zu Cäsarea Philippi, jetzt Baniäs. 3. Die zu Dan, jetzt Tel-el-Kady.

Die drei Seen sind: 1. Merom, ein beinahe völlig dreieckiges Wasserbecken, etwa drei engl. Meilen in jeder Richtung. 2. Tiberias, oder See Genesareth, fast vierzehn Meilen lang und sieben breit, 3. Das todtte Meer (Asphaltum) gegen sechsundvierzig Meilen lang und zehn Meilen breit.

Die drei Theile. — 1. Der obere Theil, sage vom Libanon und Hermon an bis zum See Merom, einschließlich der übrigen Quellen—eine Entfernung von etwa fünfundzwanzig Meilen. 2. Von Merom bis zum See Genesareth, einschließlich beider Lakes—eine Länge von etwa dreißig Meilen. 3. Vom südlichen Ende des Sees Genesareth bis zum südlichen Ende des todtten Meeres—etwa hundert und sieben Meilen.

Entfernungen, Vertiefungen etc. — 1. Von der nördlichsten Quelle bis zum südlichen Ende des todtten Meeres sind es in ziemlich gerader Linie etwa hundert und zweiundsechzig Meilen. Folgt man aber den Windungen des Flusses, so vermehrt sich die Entfernung um hundert und achtunddreißig Meilen. 3. Die Wasseroberfläche des Jordans bei Hasbeja ist tausend und siebenhundert Fuß über der Oberfläche des Mittelländischen Meeres; bei Dan nur sechshundert und siebenundvierzig und in der Gegend des Sees Merom nur noch hundert und zwanzig Fuß. Kommt er bis zum See Genesareth, so fällt er bis zu sechshundert und dreiundfünfzig Fuß unter der Oberfläche des Mittelländischen Meeres, und bei dem todtten Meer sogar tausend und dreihundert unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres. Der ganze Fall des Jordans ist somit breitausend Fuß. 4. In der Breite variiert der Jordan von achtzig zu hundert und fünfzig Fuß, in der Tiefe von fünf zu zwölf Fuß. An seiner Mündung ist der Jordan hundert und achtzig Fuß breit, und bloß etwa drei Fuß tief, also ganz flach.

Biblische Vorgänge, in denen des Jordans Erwähnung geschieht. — 1. Mose 13, 10.; Cap. 19.; 32, 10.; Josua Cap. 3. 4. und 5.; Richter 8, 4.; 10, 9.; 2. Sam. 2, 29.; 17, 22.; 17, 24.; 19, 15. 31.; 2. Könige 2, 6–8.; 2, 14.; 6, 2–7.; 1. Chron. 19, 7.; Ps. 114, 3.; Matth. 3, 5. 6.; Mark. 1, 5.; Luc. 3, 21. 22.; Joh. 1, 28. und andere

mehr. Uebrigens ist der Jordan der Hauptstrom des Landes. Er ist ein Strom, wie kein anderer der Erde, einzig in seiner Art. Nahe dem Meer, immer im Parallelismus mit dessen Küste fließend, sucht er nirgends einen Ausbruch zum Meer zu gewinnen. Der Jordan verharrt in tiefer Abgeschlossenheit



gegen außen, dadurch auch dem Land und dessen Geschichte dasselbe Gepräge aufdrückend. Er rinnt, statt eine Vermischung mit den Fluthen des Oceans zu suchen immer tiefer in eine Erdspalte hinab (siehe oben), um hier endlich zu verschwinden — ein Bild jenes Volkes, das einst seine Seiten Landschaften bewohnte und im ganzen Lauf seiner Geschichte



von der Vermischung mit dem Ocean der Völker sich ferne hielt. Während beinahe alle andere Gewässer Syriens in der trockenen Jahreszeit fast ganz versiegen dauert der Strom des Jordans das ganze Jahr hindurch ununterbrochen fort; denn seine Quellen erhalten stets reichliche Nahrung von den hohen, schnee- und regenreichen Gipfeln und Grotten des Libanon. Dort hinauf blickt daher ganz Palästina.

#### Die zwölf Stämme und ihr Land.

Jakob hatte zwölf Söhne. Levi hatte das Priesterthum des Herrn zu seinem Erbtheil Jos. 18, 7. Joseph bekam für jeden seiner Söhne — Ephraim und Manasse — ein Stammtheil. Manasse erhielt einen Theil seines Erbes auf der östlichen und den Rest auf der westlichen Seite des Jordans, so daß die ursprüngliche Theilung im Grunde dreizehn Theile in sich faßte. Canaan, wie es die zwölf Stämme besaßen, liegt in Asien an der östlichen Küste des Mittelländischen Meeres. Von Sidon nach Gaza entlang dem Meerufer, sind es etwa hundert und fünfzig Meilen. Von Damaskus bis zum südlichen Ende des todtten Meeres hundertfünfundsechzig; und von Sidon nach Damaskus fünfzig Meilen. Die Einteilung des Landes, nach der Zahl der Stämme, kann man sich füglich in vier Gruppen denken: Die südliche, die mittlere, die nördliche und die östliche, jenseits des Jordans. In der südlichen hatten Juda, Simeon, Benjamin und Dan ihr Erbe; in der mittleren: Ephraim, Manasse und Issachar; in der nördlichen: Sebulon, Aser und Naphtali; in der östlichen dagegen: Manasse (oft), Gad und Ruben.

Hiezu lese man gefälligst 1. Mose 35, 23–26., und Josua Capitel 13. und 19. Vielleicht später noch mehr.

#### Richtiger Gebrauch der Sonntagschul-Hülfsmittel.

**N**och jeder Christ und Menschenfreund fühlt sich innerlich angeregt, Gott zu danken für das Institut der Sonntagschule. Der Nutzen, der dem Staat und dem Reiche Gottes daraus erwachsen, ist unberechenbar. Allermeist aber freut sich der Sonntagschularbeiter über das Interesse, welches die Kirche an der Sonntagschule und Erziehung der Kinder befundet. Welcher Erzieher der Jugend erkennt es nicht dankend an, daß die Kirche durch Gott gefällige Mittel ihm in seinem erwünschten Erfolg mithilft? Wer könnte die Thatfache übersehen, daß der Erfolg in der Bekehrung der Schüler viel größer ist seit der Zeit, daß die Kirche den Arbeitern der Sonntagschule die geeigneten Hülfsmittel dargeboten hat? Nach vorstehender Ueberschrift zu urtheilen, muß wohl Gefahr vorhanden sein, dieselben öfters zu mißbrauchen. Weil nun glücklicherweise der Fehler nicht in den Hülfsmitteln, sondern in dem Arbeiter liegt, so könnte wohl durch ein Wort der Belehrung der Fehler gepoben und die Gefahr beseitigt werden. Möge dies den nachstehenden Zeilen beschieden sein! Zum richtigen Verständniß des Ganzen dürfte es jedoch vielleicht gut sein, das Thema in etwa umzustellen. Wir fragen somit zunächst: Welches sind denn die Hülfsmittel der S. Schule? Weil wir als Gemeinschaft darin einig sind, daß die Sonntagschule weder als Ersatzmittel der Alltagschule, noch des catechetischen Unterrichts dienen soll, sondern dem Religionsunterricht, wenn auch nicht im streng sonderkirchlichen Sinne, gewidmet sein soll, so ist es selbstverständlich, daß wir die Bibel als Textbuch in der Sonntagschule angeben. Zum Verständniß des biblischen Textes sollten dem Religionslehrer verschiedene Hülfsmittel

zur Verfügung stehen. Ein energischer wahrheitsuchender Lehrer wird sich selber und seiner Klasse zu lieb nur die besten Hülfsmittel halten. Er wird nicht nur biblische Concordanzen und biblische Wörterbücher, sondern auch gute Commentare, biblische Geographie, allgemeine Kirchen- und Weltgeschichte als zu seinem Fach gehörend betrachten und zum Nutzen seiner Klasse verwerten. Weil jedoch manchen guten Lehrern aus bekannten Gründen diese Quellen unzugänglich sind, so geben wir die Hülfsmittel an, die nicht nur Allen zugänglich sind, sondern ohne welche auch kein Sonntagschul Arbeiter sein sollte. Unter unsern kirchlich verordneten und dargereichten Sonntagschul-Hülfsmitteln stellen wir das Ev. Magazin oben an. Wenn wäre dieses Magazin mit den Goldföhrern der Wahrheit nicht ein unentbehrlicher Rathgeber in der Erklärung und Nutzenwendungen der Lektionen? Wer vermöchte, von der Hand des Editors geleitet, sich nicht einen lieblichen Ideenstrauch zu pflücken, der den Schülern reichen könnte ein süßer Geruch des Lebens zum ewigen Leben zu werden. Nicht minder schwer beladen stellt sich der Christliche Botschafter seinem Collegen und Nachbarn mit den Schleudersteinen der Wahrheit zur Seite, um seinen Beitrag zum Schätze des Wissenswerthen für den Sonntagschullehrer zu liefern. Zur praktischen Ausführung der Lektion und Mittheilung des Gesammelten und Gelernten kommt das Lektionsblatt als weiser Handlanger dem göttlichen Baumeister nun kräftig zu Hülfe. Was die genannten Faktoren in ihrer abstrakten Gedankenmittheilung nur mit Schwierigkeit erreichen konnten, das will schließlich die Wandtafel mit dem Anschauungsunterricht zur völligen Ausführung bringen. Kurz: Was das Magazin, der Botschafter und das Lektionsblatt durch mündlichen Unterricht einzuprägen suchten das zeigt nun zur Freude der Zuhörer, die Wandtafel. Und was das Auge sieht, das glaubt das Herz. Haben wir jetzt die Hülfsmittel der Sonntagschule gesehen, so laßt uns zweitens fragen: Welchen Nutzen stiften die Sonntagschul-Hülfsmittel für die Sonntagschule?

1. Sie sichern der Sonntagschule nicht nur Lehrer, sondern erleichtern den Lehrern ihre Arbeit. Man erinnert sich der Zeit noch recht wohl, wo die Schule mit Lehrern nur spärlich versorgt war, nicht nur weil leider viele Kirchenglieder die Sonntagschule als ein Anhängsel betrachteten, sondern weil selbst manche der wärmsten Verteidiger ihre Unfähigkeit zu diesem wichtigen Amte zu tief empfanden. Zwar fehlte es denselben nicht immer am Verständniß des zu lehrenden Textes, wohl aber saßen sie sich in ihrem Ideentreife zu beschränkt. Es gebrach ihnen an hinreichendem Material, um die Lehrzeit in der Schule aufzunehmen und auszufüllen. Seit die Kirche den Lehrern gute Hülfsmittel geboten hat, sind zwar auch nicht alle Schwierigkeiten hinweg gethan, welche Lehrer in ihrem Amte haben, doch ist ihnen dadurch ihre Arbeit bedeutend erleichtert. Das Magazin und das Lektionsblatt mit dem Thema und den Einteilungen der Lektion führen dem Lehrer nicht nur neue Gedanken zu, sondern regen ihn zum Denken an und leiten ihn den Gegenstand von verschiedenen Gesichtspunkten aus aufzufassen, so daß es dem Forschenden nicht an Material gebricht.

2. Wird durch die Hülfsmittel auch die Einigkeit der Lehre in der Schule bewirkt.—Indem alle redlich Forschenden zu den nemlichen Rathgebern gehen und alle die nemliche Anweisung erhalten, so kann man auch ein gemeinsames Handeln erwarten. Falls ein Jeder sein eigener Rathgeber bleibt und seinem eigenen Stern folgt, auch vorausgesetzt, daß derselbe ihn zur Wahrheit, zu Christum, führt, so wird nach der Verschiedenheit

der Bildung und Gemüthsbeschaffenheit der Lehrer, die Auslegung des Textes und der Gedankenlauf im Lehrvortrag doch höchst verschieden sein. Wie müßlich es nun sein würde, wenn am Schlusse der Schule der Superintendent oder ein von ihm Angestellter noch etwaige Fragen über die Lektion stellte und von verschiedenen Klassen verschiedene Antworten gegeben würden, ist leicht einzusehen. Falls nun der Fragenbe seine eigne Frage im Gegensatz von den verschiedenen Klassen beantworten würde, so könnten die Schüler denken, entweder weiß unser Lehrer nichts Rechtes oder der Superintendent ist im Irrthum.

3. Werden durch diese Hilfsmittel seelenverderbende Irrthümer vermieden.—Es ist Thatsache, daß in Folge des vermeintlichen Rathes die Schrift nach seiner subjectiven Auffassung, abgesehen von was die Kirche als Glaubensregel aufgestellt hat, erklären zu dürfen, nicht nur die verschiedenen Secten entstanden sind, sondern die gefährlichsten Irrthümer verbreitet wurden. Wenn wir nun auch gerne annehmen, daß die meisten unserer S. Schullehrer den Geist Christi haben, so sind wir doch ferne davon zu glauben, daß alle Laienglieder zu Hirten und Lehrern, noch weniger aber zu Auslegern der heil. Schrift berufen seien. Ferne sei es auch von uns, die Editoren unserer Sonntagschul-Hilfsmittel für unfehlbar zu halten, an welche man in allen Fällen appelliren müsse. Wir wissen aber, daß uns die Kirche nur die tüchtigsten und frommsten Männer auf den Editorstuhl setzt, die uns nur die Erklärungen geben, wie sie dieselben aus dem Worte Gottes schöpfen und dann aufs klarste darthun. Lehrer, die nun zu geizig sind, um sich genannte Hilfsmittel anzuschaffen, oder zu anmaßend und weise sind, um sich den Rath der Kirche einzuholen, sollten nie Gelegenheit haben, ihren eigenen Brei andern vorzutragen. Irrthümer in der Jugend gesäet, lassen sich nur mühsam ausrotten. Und sollte das Unkraut noch von S. Schullehrern an heiliger Stätte ausgestreut werden, so wäre das haarsträubend.

Wie sollen die Sonntagschul-Hilfsmittel gebraucht werden?

a) Sie sollen von jedem S. Schullehrer tüchtig studirt werden. Was wir vom Nutzen der Hilfsmittel sagten, hätte gar keine Bedeutung, wenn wir das Studium derselben nicht vorausgesetzt hätten. Was hilft mir die beste Medizin in meiner

Krankheit, wenn ich sie nicht einnehme? Was helfen dem Lehrer die köstlichen Gedanken in den Hilfsmitteln, wenn er sie sich nicht zum Eigenthum macht? Durch diese Hilfsmittel soll dem Lehrer kein Ruhefissen bereitet, sondern ihm soll die richtige Anleitung zum Studium bezeichnet werden, in welche seine Gedanken wandern sollen.

b) Sie sollen, mit der Ausnahme des Lektionsblattes, nicht mit in die Schule genommen werden. So wenig der Prediger seine Commentare und Wörterbücher mit auf die Kanzel nehmen soll, ebenso wenig soll es dem Lehrer in der Sonntagschule erlaubt sein, Bücher, Botschafter und Magazin zum Nachschlagen mit sich zu führen. Ein Lehrer, der seine Lektion im Verlauf der Woche tüchtig studirte, wird dann kein Bedürfnis empfinden nach diesen Hilfsmitteln; ja, sie würden ihm beim praktischen Unterricht vielleicht mehr ein Hindernis als ein Segen sein. Hat der Lehrer über seiner Lektion gebetet, als hinge sein Erfolg vom Veten ab; hat er studirt, als hinge Alles vom Studium ab, so wird sein Herz in der Lektion leben, und mit Vergnügen wird er das Schwert des Geistes ohne alle Nebenmittel zur Ehre seines Gottes und zum Nutzen seiner Schüler führen können.

c) Das Lektionsblatt mag der Lehrer als Leitfaden seines Vortrags in die Schule bringen. Wir erlauben es ja dem Prediger auch, daß er durch einen geschriebenen Entwurf seinem Gedächtnis auf der Kanzel zu Hilfe kommt, warum sollte dem Lehrer diese Stütze nicht auch gewährt sein? Nach Allem, was wir bereits vom Studium gesagt haben, wird es kaum nöthig sein zu erwähnen, daß wir nicht meinen, er solle die Fragen, wie sie im Lektionsblatt stehen, nach einander wortgetreu den Schülern vorlegen. Der in seiner Lektion lebende Lehrer wird sich vielfach von dem Geiste und den gegebenen Fragen und Antworten seiner Klasse leiten lassen. Zudem er die angeregten Gedanken seiner Schüler ein wenig verfolgt, wird er nicht nur die ungetheilte Aufmerksamkeit haben, sondern wird auch nebst der Bereicherung des Verstandes, das Herz sättigen. Man hüte sich vor allem mechanischen Nachbeten dessen, was man uns vorgeschrieben hat. Man nehme den Geist der Lektion vermittelt der Hilfsmittel recht ins Herz auf, so wird der Herr die Worte geben zur rechten Zeit.

Theo. Suhr.

## Sonntagschul-Lektionen.

Zweites Quartal.

### Die Nachfolge Jesu.

#### 1. Lektion: Lukas 9, 51-62.—Sonntag den 3. April 1881.

51. Es begab sich aber, da die Zeit erfüllet war, daß er sollte von ihnen genommen werden, wandte er sein Angesicht stracks gen Jerusalem zu wandeln.

52. Und er sandte Boten vor ihm hin; die gingen hin und kamen in einen Markt der Samariter, daß sie ihm Herberge bestellten.

53. Und sie nahmen ihn nicht an, darum, daß er sein Angesicht gewendet hatte zu wandeln gen Jerusalem.

54. Da aber das seine Jünger, Jacobus und Johannes, sahen, sprachen sie: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle, und verzehre sie, wie Elias that?

55. Jesus aber wandte sich, und bedrohte sie, und sprach: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?

56. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.

57. Und sie gingen in einen andern Markt. Es begab sich aber, da sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm: Ich will dir folgen, wo du hingehst.

58. Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.

59. Und er sprach zu einem andern: Folge mir nach. Der sprach aber: Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingeh, und meinen Vater begrabe.

60. Aber Jesus sprach zu ihm: Laß die Todten ihre Todten begraben; gehe du aber hin, und verkündige das Reich Gottes.

61. Und ein anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen;



aber erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind.

**Haupttext:** Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.—Lukas 9, 62.

**Einleitung.** — In der heutigen Section ist von derselben Reise Jesu nach Jerusalem die Rede, welche auch Matth. im 19. Capitel erwähnt. Wie uns Matth. 17, 24. berichtet wird, zog Jesus kurz nach seiner Verklärung nach Kapernaum, von wo er auch, wie der Zusammenhang bis Capitel 19. zeigt, diese Reise antrat. Es war dies bekanntlich seine letzte Reise aus Galiläa nach Jerusalem. Zum ersten Mal machte er als 12jähriger Knabe dieselbe; dann zog er hin auf das Passahfest, da er die Unterredung mit Nikodemus hatte. Etwa ein Jahr darnach befand er sich wieder dort, und heilte am Leiche Bethesda den 38 Jahre krank gelegenen Menschen. Das vierte Mal war es am Laubbüttenfest. Diese vierte Reise war, wie Johannes 7, 10. sagt, eine heimliche.

**Erklärung der Section.**—Vers 51–57.—Die Zeit war erfüllt, da, nach dem weisen Rathschluß Gottes, Christus durch den Tod und die Himmelfahrt sollte von der Erde genommen werden; seine Arbeit als Lehrer und Wunderthäter war beinahe vollendet. Jesus kennt diesen Zeitpunkt; er weiß, daß jetzt seine Arbeit als Hoherpriester ihren Anfang nehmen soll. Freiwillig, im Glauben und Gehorsam gegen Gott, und aus Liebe zu uns schickt er sich nun an, dieses große Werk zu beginnen. „Er wandte sein Angesicht stracks gen Jerusalem zu wandeln,“ das heißt er beschloß fest, diese Reise nun anzutreten und begann auch sogleich die Ausführung dieses unabänderlichen Entschlusses. Der gewöhnliche Pilgerweg von Galiläa nach Jerusalem ging durch Samaria; Jesus war gewillt, auch diese Straße zu nehmen. Da aber seine Boten ihm in einem samaritanischen Flecken Herberge bestellen wollten, verweigerten ihm die Samariter die Aufnahme. Dieselben hatten nemlich ihren eigenen Gottesdienst, den sie auf dem Berge Garizim hielten (Ev. Joh. 4, 20.) und waren daher neidisch auf die Juden, wenn dieselben zu ihren Festen in Jerusalem durch ihr Land reiseten. Noch mehr aber war es ihnen zuwider, wie Christus dieses Fest der Juden besuchte. Denn sein Auf als gewaltiger Lehrer, Wunderthäter und Messias war auch in Samaria verbreitet. Diese Reise Jesu zum Kirchweihfeste in Jerusalem nahmen sie daher als eine Beschimpfung ihres Gottesdienstes auf, und sie erkannten ihn darum nicht an, als den wahren Messias. Die Handlungsweise der Samariter entrüstete Jakobus und Johannes sehr. Es ist das auch leicht erklärlich. Erst kurz zuvor waren sie auf dem Berge der Verklärung Zeugen seiner Herrlichkeit gewesen; hier aber mußten sie jetzt sehen, wie ihr erhabener Meister so schnöde abgewiesen wurde; daher glaubten sie, um seine Ehre zu retten, müßten sie gleich einem Elias (2. Könige 1, 10–12.) Feuer vom Himmel fallen lassen, damit andere Städte ein Beispiel hätten. Bei den Jüngern hier offenbart sich 1. Kühner Glaube, 2. Brennender Eifer für die Ehre ihres Meisters. Es sind dies edle Charakterzüge. Aber dieselben trugen bei ihnen noch zu viel des Gefeglichen an sich; sie waren nicht von dem sanftmüthigen und demüthigen Geiste der Liebe durchdrungen. Jesus tadelt sie daher in ihrem Vorhaben, und gibt ihnen die köstliche Lehre, daß die Seelen der Menschen theuer sind in seinen Augen, daß er dazu gekommen sei, dieselben zu erhalten. Die Worte Vers 56. geben den treffenden Ausdruck für die rettende, bewahrende und erlösende Liebe unseres Heilandes, welche den Jüngern noch fehlte. Es scheint, unser Heiland wandte sich hierauf nach Perea und von dort aus über Bethanien nach Jerusalem.

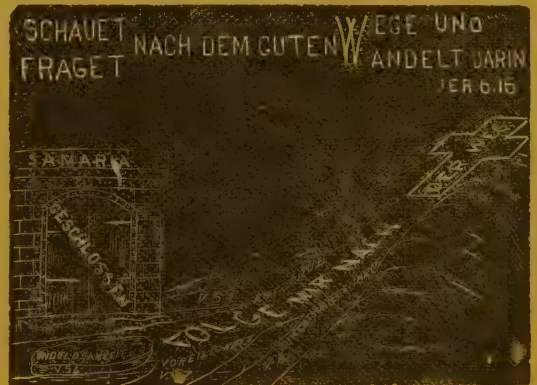
Vers 57–58.—Aber Wahrscheinlichkeit nach hat sich das Nachfolgende schon auf einer früheren Reise Jesu zugetragen. Wir dürfen annehmen, daß Lukas hier nur die Begebenheiten gibt, wie sie sich zugetragen haben, ohne streng chronologisch zu verfahren. Ein Schriftgelehrter (Matth. 8, 19.) bietet sich zu seinem Nachfolger an. Derselbe hatte wohl die Schwierigkeiten, welche sich ihm in der Nachfolge Jesu entgegen stellen würden, nicht erwogen; er schmeichelte sich auch vielleicht mit irdischen Hoffnungen von Ehre, Reichthum und Macht, die er im Reiche des Messias zu finden hoffte. Jesus macht ihn daher auf die Entbehrungen und Leiden aufmerksam, welche seiner, als Nachfolger des Menschensohnes, warteten. Die Absicht des Herrn war nicht mit dieser entschiedenen Antwort

62. Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.

den Schriftgelehrten von sich zu stoßen, sondern ihn von seinem Irrthum zu heilen. In seiner Antwort ist unausgesprochen die Frage enthalten: Willst du mir jetzt noch folgen? Der Ausdruck „Menschensohn“ kommt über 80 Mal in der hl. Schrift vor, und bezeichnet uns Christum als vollkommenen Menschen und Heiland der Menschen.

Vers 59–60. — Wie verschieden sind doch die Menschen! Während Jener sich Jesum ohne weitere Bedenken und Ueberlegung zur Nachfolge anbietet, halten hier einen Anderen, trotz der Aufforderung des Herrn: „Folge mir nach,“ scheinbar heilige Pflichten ab. Die Antwort des Herrn klingt scharf und hart; aber es war sicherlich ein besonderer Grund hiefür vorhanden. Ohne Zweifel sah unser Heiland, daß es für diesen Jünger höchst gefährlich und schädlich sein würde, wenn er zu seines Vaters Begräbniß ginge. Denn wie aus den Worten: „Daß die Todten (geistlich Todten) ihre Todten begraben,“ hervorgeht, so waren dieses Jüngers Anverwandte keine Freunde Jesu, und dieselben hätten daher gesucht ihn von der Nachfolge Christi abzuhalten. Wir sehen, daß nicht nur Sünden und Verbrechen, sondern auch manchmal die Verückelung unserer irdischen Verhältnisse uns von der Seligkeit abhalten. Besonders ist dies beim Prediger des Evangeliums der Fall.

Vers 61–62. — Hier wird uns nun noch von einem dritten Nachfolger berichtet. Derselbe war willig, ihm zu folgen, nur erbat er sich von ihm, wie Elisa von Elias (1. Kön. 19, 20.), Abschied nehmen zu dürfen von seinen Freunden. Unser Heiland aber kannte die Absicht des Fragenden. Ohne Zweifel hatte derselbe noch eine Anhänglichkeit an das um Christi Willen Verlassene, welche ausgerottet werden mußte, wenn er ein nützlicher Arbeiter im Weinberge Gottes werden sollte. Jesus fordert völlige und unbedingte Entschiedenheit und Hingabe von seinen Knechten und Kindern. Auch in unseren Tagen heißt es noch: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Matth. 6, 24.



**Wandtafelklärung.** — Hier bemerkt der Leser zunächst links ein verschlossenes Thor. Damit soll auf die Thatfache hingewiesen werden, daß die Samariter den Heiland nicht annehmen, ihm nicht einmal eine Herberge gaben. Hauptsächlich soll aber die Aufmerksamkeit der Schulen auf den etwas steilen Weg gelenkt werden. Es ist der Weg der Nachfolge Christi. „Folge mir nach!“ ruft der Herr uns Allen zu. Daß auf dem Wege ein Kreuz liegt, soll andeuten, daß wer Christo folgen will, der darf das Kreuz nicht fürchten. Nun sind auch noch die verschiedenen Nachfolger, mit denen es der Herr nicht bloß in der Section, sondern zu allen Zeiten zu thun hat, nemlich, unbulbsame, voreilige, träge und unentschiedene erwähnt. Diese Punkte können alle mit Vortheil angewandt werden. Dann schließlich oben: Schauet, fraget etc.

**Behrgedanken.** — 1. Ketten und selig machen ist Jesu Zweck, und dieses soll auch der Zweck seiner Jünger sein. — 2. Nicht zu verderben, sondern zum Segen sollten Jene ihre Wunderkräfte gebrauchen. — 3. In dem Gehorsam gegen den Befehl



Christi werden alle anderen Pflichten erfüllt.—4. In der Nachfolge Jesu sind drei Stücke erforderlich: Verleugnung aller Liebe zu irdischer Gemächlichkeit und weltlichen Hoffnungen; Nachfolge ohne Aufschub; völlige Hingabe des Herzens und aller Kräfte zu seinem Dienste.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer findet bei dieser Lektion eine treffliche Gelegenheit den kleinen den Charakter eines wahren Jüngers Christi deutlich zu machen. Er zeige: 1. Daß Jesus alle Menschen retten und zu Jüngern haben will. 2. Was es erfordert, ein wahrer Nachfolger Christi zu sein, nemlich, daß man die eiteln Hoffnungen der Welt fahren läßt, das Kreuz Christi auf sich nimmt, entschieden ist, die Gesellschaft der Gottlosen meiden und Christo sein ganzes Herz und Leben weihen.

**Illustrationen.**—1. Nachfolge. Zwei Personen wandelten zusammen in einer sehr finsternen Nacht. Der Eine sagte zu dem Andern, welcher den Weg genau kannte: „Ich will dir folgen, damit ich sicher gehe.“ Bald darauf aber fiel er in einen Abgrund und beschuldigte seinen Führer wegen seines Unglücks. Dieser aber erwiderte: „Du bist mir nicht gefolgt; denn ich bin ganz frei durchgekommen.“ Ein Tritt neben den richtigen Pfad hatte seinen Fall verursacht. Ähnlich geht es in der Nachfolge Christi.

2.—Beharrlichkeit in der Nachfolge. (Zu Vers 59–62.) Als Alexander der Große einmal gefragt wurde, auf welche Weise es ihm wäre möglich geworden, ein so großes Weltreich zu gründen, antwortete er: „Durch entschiedene Beharrlichkeit.“ Diese müssen wir in der Nachfolge Christi besitzen.

## Der barmherzige Samariter.

### 2. Lektion: Lukas 10, 25–37.—Sonntag den 10. April 1881.

25. Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn, und sprach: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?

26. Er aber sprach zu ihm: Wie stehet im Gesez geschrieben? Wie liebest du?

27. Er antwortete, und sprach: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, und von ganzem Gemüth; und deinen Nächsten als dich selbst.

28. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; theue das, so wirst du leben.

29. Er aber wollte sich selbst rechtfertigen, und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster?

30. Da antwortete Jesus, und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho, und fiel unter die Mörder, die zogen ihn aus, und schlugen ihn, und gingen davon, und ließen ihn halbtodt liegen.

**Haupttext:** Du sollst deinen Nächsten

**Einleitung.** — Wir sind berechtigt anzunehmen, daß unser Heiland das Gleichniß vom barmherzigen Samariter, wie viele andere seiner Gleichnisse, aus der ihn umgebenden Dertlichkeit hernahm. Demnach befand er sich in, oder in der Umgegend von Jericho. Auf dem Wege durch Perea nach Jerusalem zur Tempelweiße begleitete ihn viel Volks, unter welchem sich auch der in der Lektion erwähnte Schriftgelehrte befand. Wahrscheinlich empfing Jesus die in Vers 17. angeführten siebenzig von ihm ausgesandten Jünger im Freien, so daß der Schriftgelehrte seine Rede hörte, in welcher er jene segnete. Da er sich nun durch diese Rede verurtheilt fand, knüpfte er, um Jesum in seiner Rede zu fangen, ein Gespräch mit ihm an, aus welchem wir:

I. Von Vers 25–29. belehrt werden, was wir zu thun haben, um selig zu werden. Die Frage des Schriftgelehrten (Vers 25.) entsprang nicht, wie bei dem reichen Jüngling, aus dem Bedürfnis des Herzens, sondern sie wurde als theologische Streiffrage gestellt; sie kam aus dem Munde des stolzen Herzens, welches durch eigenes Thun die Seligkeit zu erwerben sucht. Die von dem Gesezeslehrer aufgeworfene Frage beantwortet der Herr (Vers 26.) mit dem Gesez. Er weist denselben auf das geschriebene untrügliche Wort Gottes hin und läßt ihn so seine eigne Frage selbst beantworten. Der Schriftgelehrte führt als Antwort 5. Mose 6, 5. und 3. Mose 19, 18. an. Erstere Stelle mußten die Juden täglich Morgens und Abends herjagen. In diesen Worten ist die Hauptsumma des ganzen Gesezes enthalten. Sie lehren uns: Gott, das höchste Gut, der größte Wohltäter, verlangt einen vollkommenen Gehorsam; einen Gehorsam, der nicht nur in der äußeren Erfüllung des Moralgesezes besteht, sondern welcher aus der reinen Quelle der Liebe und Gottesanerkennung entspringt. In dieser Liebe zu Gott sollen wir dann auch unsern Nächsten lieben wie uns selbst. Diejem vollkommenen Gehorsam verheißt der Herr nach 3. Mose 18, 5. das ewige Leben. Da aber Niemand diesen vollkommenen Gehorsam leisten kann, weil das Gesez nur die Vorschrift, nicht aber die Kraft zum Gehorsam gibt, so kann auch

31. Es begab sich aber ohngefähr, daß ein Priester dieselbige Straße hinabzog; und da er ihn sahe, ging er vorüber.

32. Derselbigen gleichen auch ein Levit, da er kam bei die Stätte, und sahe ihn, ging er vorüber.

33. Ein Samariter aber reiste, und kam dahin; und da er ihn sahe, jammerte ihn sehr,

34. Ging zu ihm, verband ihm seine Wunden, und goß darein Oel und Wein; und hob ihn auf sein Thier und führte ihn in die Herberge, und pflegte sein.

35. Des andern Tages reiste er, und zog heraus zweien Esrosen, und gab sie dem Wirth, und sprach zu ihm: Pflege seiner; und so du was mehr wirst darthun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.

36. Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war?

37. Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm that. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und theue dergleichen.

**Haupttext:** wie dich selbst.—3. Mose 19, 18.

die Seligkeit nicht durch Thun erlangt werden. Da dieser Schriftgelehrte durch das Gesez gerecht werden wollte, so war es ganz unnütz, daß unser Heiland zu ihm vom Glauben redete. Erst wenn er sich selbst, durch das Gesez verurtheilt, als Sünder würde erkannt haben, hätte Christus ihm den Weg zum Heile zeigen können. Jesus will daher (Vers 28.) nur sagen: Theue das, wenn du es verstehst und vermagst. Bei diesen Worten beschuldigte ohne Zweifel den Schriftgelehrten sein Gewissen der Uebertretung des Gebotes der Nächstenliebe; aber sein stolzer Sinn will sich nicht beugen, und zu seiner Rechtfertigung wendet er ein, daß dieses Gebot sehr unbestimmt sei, da man ja nicht genau wisse, wer unser Nächster wäre. Hierauf schildert dann Christus in dem folgenden Gleichniß vom barmherzigen Samariter:

II. Von Vers 30–37. — Die wahre Nächstenliebe. In diesem Gleichniß wird uns ein von Jerusalem hinab nach Jericho reisender Mann geschildert, der auf diesem Wege unter die Mörder fiel. Jericho lag 18–20 Meilen in nordöstlicher Richtung von Jerusalem. Der ganze Weg dorthin führt bergab, denn Jerusalem liegt ungefähr 3000–4000 Fuß höher als Jericho. Die trumme Straße dorthin führt durch eine fahle, gefürchtete Einöde, in welcher Diebe und Räuber ihr gottloses Handwerk treiben. Sie halten sich in den künstlichen Felsenkammern am Rande des Jordanthales und in den Schluchten der Wüste auf. In den engen Falthern, welche den Weg reugen, lauerten sie und stürzten sich plötzlich auf ihre erschrockenen Opfer, mißhandelten sie und rauben ihnen Alles, was sie haben. Der Mensch im Gleichniß, der ein solches Unglück hatte, befand sich daher in einer höchst bedauernswerthen Lage. Nacht und halb todt, ohne Schatten, Wasser und Freunde, lag er in dieser gefürchteten Einsamkeit unter den Strahlen einer glühenden Sonne. Eine Zeit lang nach diesem Unheil zieht ein Priester — einer der Nachkommen Aarons, welcher den Opferdienst zu besorgen hatte, — dieselbe Straße. Jericho war damals eine Priesterstation, wohin dieselben oft zogen. Sein Weg führte ihn nahe bei dem Unglücklichen vorbei. Er hört dessen Stöh-



nen und Zammern, sieht seine Noth und sein Elend; aber an ein Helfen ist bei ihm nicht zu denken. Er muß seine Amtspflichten beorgen, fürchtet sich auch wohl gar verunreiniget oder selbst überfallen zu werden; und so reitet er vorüber, ohne irgend welche Hülfe geleistet zu haben. Nach dem Priester kommt ein Levit, — ein Nachkomme Levi's und Gehülfe des Priesters, welcher die äußerlichen Dienste am Tempel und bei den Opfern verrichten mußte, — dieses Weges. Auch er bemerkt den Hülfsbedürftigen; zieht jedoch auch, wie der Priester, ohne zu helfen, seines Weges. Endlich, wie vielleicht der arme Geschlagene alle Hoffnungen auf Hülfe aufgegeben hatte, reisete ein Samariter, ein Nationalfeind der Juden, dieses Weges. Der Priester und der Levit hätten ihn vielleicht nicht einmal gegrüßt, wenn sie ihm begegnet wären; aber in ihm finden wir den wahren Nächsten. Die Nächstenliebe wohnt bei ihm im Herzen. Wie er zur Stelle kommt, wo der Unglückliche liegt, und seine Augen ihn sehen, da wird sein Herz von tiefem Mitleid ergriffen; und ohne sich zu bedenken, ohne Aufschub, ohne erst nach dem Hülfsbedürftigen zu fragen, geht er zu ihm, verbindet seine Wunden und gießt Del und Wein hinein. Das Del und der Wein der Samariter waren bekannte Heilmittel im Morgenlande. Diese Nächstenliebe des Samariters fürchtet auch keine Gefahren, scheut keine Mühe und Kosten; er hob ihn auf sein Thier, er selbst ging zu Fuße und brachte ihn in die nächste Herberge, an einen Ort, wo Reisende ein Obdach fanden. Hier pflegte er sein und sorgte auch für seine weitere Genesung, wie es Vers 35. berichtet. Die 2 Groschen machten ungefähr 30 Cent's. Hierauf wendet sich dann unser Heiland (Vers 36.) an den Schriftgelehrten mit den Worten: „Welcher dünkt dich“ 2c. Die Frage hat sich nun umgewendet; der Schriftgelehrte fragte (Vers 29.) wer der zu liebende Nächste sei; Jesus fragte, wer der Nächste sei — ob der Liebe Uebende, oder der sie nicht Uebende? Sehr bedeutsam treffend erscheint also in der Frage des Herrn ein umgekehrtes Wer? nicht wer hielt den Hülfsbedürftigen für seinen Nächsten, sondern wer war sein Nächster? So soll man fragen, um allemal die Antwort zu haben: Bin ich dieses Jemandes Nächster, d. h. sollte er mir helfen, wenn ich an seiner Statt wäre und er an der meinen? Jeder Hülfsbedürftige predigt uns also, daß er unser Nächster ist. (Nast.) Hiermit war der Schriftgelehrte zum Schweigen gebracht. Er hatte jetzt nur noch diese heilsame Lehre zu befolgen, — und so auch wir.

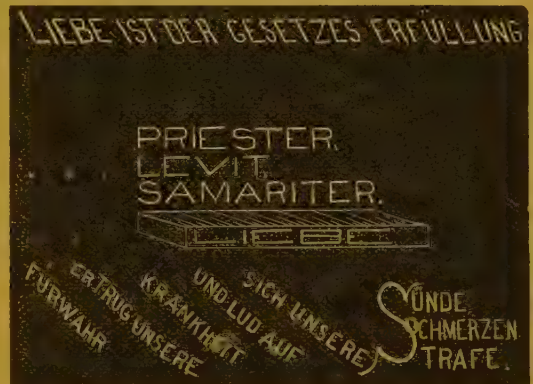
**Praktische Lehren.** — 1. Die hl. Schrift ist unter allen Umständen die Richtschnur unseres Glaubens und Lebens. — 2. Die Liebe ist der Inhalt des ganzen göttlichen Gesetzes; wo sie ist und geübt wird, da ist auch der Wandel heilig, wo sie aber fehlt, da ist eitles Formwesen oder Heuchelei. — 3. Die Liebe zu Gott zeigt sich in der Liebe zu unseren Mitmenschen. — 4. Zur wahren Samariterliebe gehört vor allem Anderen ein göttlicher Helfer, der uns solche Liebe lehrt und ins Herz pflanzt. — 5. Jesus ist der rechte Samariter, welcher die blutende Menschheit aus den Händen des Seelenmörders errettet.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer schildere den Kleinen die Leiden der Menschheit nach Leib und Geist; er suche darzutun, daß auch heute noch Viele durch die schlechte Gesellschaft, das berauschende Getränk 2c. ins Elend gestürzt werden. Weiter mache er sie aufmerksam, daß auch sie schon das herrliche

Werk der Barmherzigkeit üben können und sollen; und daß diese Arbeit einmal reichlich belohnt werde von Gott in der andern Welt. Hierzu kann er Matth. 25, 34-40 anführen.

**Illustrationen.** — 1. Nächstenliebe. — Einst hatte der alte Pfarrer Flattig einem Handwerksburschen sein bestes Paar Strümpfe geschenkt. Als nun nach etlichen Tagen die Hausfrau fragte: „Lieber Mann, hast du denn das neue Paar Strümpfe etwa herausgethan?“ Da sagte er: „Ja ich hab's einem Handwerksburschen geschenkt.“ „Ei warum hast du ihm denn gerade deine guten und nicht lieber ein Paar schlechte geschenkt?“ „Lieber Frau,“ sagte der Pfarrer, „schlechte hatte er selber.“

2. Barmherzig gegen Feinde. — Im Herbst 1799 ließen die zurückkehrenden Franzosen 300 Verwundete zu Bobbi. Diese waren Feinde des Glaubens und des Landes der Waldenser; aber sie wurden dennoch freundlich behandelt. Die armen Leute zu Bobbi theilten ihre Lebensmitteln mit den Fremden, verbanden deren Wunden und pflegten sie aufs sorgfältigste. Und als sie endlich sahen, daß Alle verhungern mußten, wenn sie die Soldaten über Winter bei sich behielten, unternahmen sie die merkwürdige und gefährvolle Aufgabe, dieselben über einen der schwierigsten Alpenpässe, welcher damals mit Schnee bedeckt war, zu tragen, weil es das einzige Mittel war, das Leben der Verwundeten zu retten.



**Wandtafelklärung.** — Diese Tafel ist gewiß höchst einfach und dennoch sehr sprechend. Der „Zollstab,“ den wir sofort erblicken und auf dem das große Wort *L i e b e* steht, soll die Regel des göttlichen Gesetzes vorstellen, nach welcher der Herr die Menschen und ihre Thaten mißt. Beides der Priester und der Levit fallen zu kurz, und nur der Samariter hat das rechte Maß — die echte Nächstenliebe. Diese entspringt aus der Liebe zu Gott und ist (siehe oben) des Gesetzes Erfüllung. Wie nun Christus der Menschheit ein barmherziger Samariter geworden ist, zeigt die schöne Stelle: Fürwahr er trug unsere Sünde, Schmerzen, Krankheit 2c. Und wem können wir Samariterdienste thun? Das lasse man die Schule beantworten.

## Die Pharisäer bestraft.

### 3. Section: Lukas 11, 37-47. — Sonntag den 17. April 1881.

37. Da er aber in der Rede war, bat ihn ein Pharisäer, daß er mit ihm das Mittagsmahl aße. Und er ging hinein, und setzte sich zu Tische.

38. Da das der Pharisäer sahe; verwunderte er sich, daß er sich nicht vor dem Essen gewaschen hätte.

39. Der Herr aber sprach zu ihm: Ihr Pharisäer haltet die Becher und Schüsseln auswendig reinlich, aber euer Inwendiges ist voll Raub und Bosheit.

40. Ihr Narren, meint ihr, daß inwendig rein sei, wenn es auswendig rein ist?

41. Doch geht Mosesen von dem, das da ist; siehe, so ist es euch alles rein.

42. Aber wehe euch Pharisäern, daß ihr verzehnet die Münze und Raute, und allerlei Kohl, und gehet vor dem Gericht über, und vor der Liebe Gottes! Dies sollte man thun, und jenes nicht lassen.

43. Wehe euch Pharisäern, daß ihr gerne obenan sitzet in den Schulen, und wollt begrüßt sein auf dem Markt!

44. Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, daß ihr seid wie die verdeckte Todtengräber, darüber die Leute laufen, und kennen sie nicht!

45. Da antwortete einer von den Schriftgelehrten, und sprach zu ihm: Meister, mit den Worten schmähest du uns auch.

46. Er aber sprach: Und wehe auch euch Schriftgelehrten!



denn ihr beladet die Menschen mit unerträglichen Lasten, und ihr rühret sie nicht mit Einem Finger an.

**Haupttext:** Aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun. Sie sagen es wohl und thun es nicht.—Matth. 23, 3.

**Einleitung.**—Den Ort unserer Section haben wir nirgends sonst als im südwestlichen Theile von Perea zu suchen. Jesus war auf seiner Reise von Galiläa nach Jerusalem. Auf der- selben traf er an diesem Ort ein, lehrte seine Jünger beten und heilte einen vom Teufel besessenen, stummen Menschen. Dieses Wunder, welches ihn als den Sohn Gottes verherrlichte, suchten Ertliche, durch die Kraft Bezzeubus bewirkt, zu erklären. In seiner Verteidigungs- und Strafrede hierüber hört einer der Pharisäer dieses Ortes seine wundervollen Worte und ladet ihn ein, in seinem Hause das Mittagsmahl zu halten, wo dann die Unterredung der gegenwärtigen Section stattfand.

**Texterklärung.**—Anlaß zur Strafrede: Vers 37. 38. Die Beweggründe, welche den Pharisäer trieben, Jesum als Gast einzuladen, werden uns nicht beschrieben. Wahrscheinlich war es wirkliche Gastfreundschaft, oder der Pharisäer betrachtete es als eine Ehre, diesen mächtigen Wunderthäter aufnehmen zu dürfen. Christus leistete der Einladung Folge. Er, der Gast der Böllner und Sünder, weigerte sich auch nicht bei den Pharisäern einzufehren. Er war willig mit irgend einem Menschen in Gemeinschaft zu treten; aber seine Absicht dabei war immer, zu belehren und selig zu machen. Dieses Mittagsmahl war nicht das Hauptmahl der Juden, sondern es war nur sehr einfach, und wurde gegen Mittag genommen. Da unser Herrland sieben aus der Volksmenge kam, wo er den Teufel ausgetrieben hatte, so erwarteten die Pharisäer und Schriftgelehrten, daß er sich erst wasche, ehe er zu Tische gehen würde. Dieses Waschen, besonders das der Hände, geschah nicht wegen der Keinlichkeit, sondern es war bei ihnen ein ceremonieller Akt, auf den sie sehr großes Gewicht legten. Es ist daher leicht erklärbar, daß der Pharisäer sich wunderte, wie Jesus, ohne sich zu waschen, seinen Platz am Tische einnahm. Ohne Zweifel legte er und die mit ihm versammelt waren diese Verwunderung auch dann durch Worte an den Tag, welches unserm Heiland einen guten Anlaß gab, ihnen von Vers 39–47. das gottlose, heuchlerische Wesen der Pharisäer und Schriftgelehrten darzustellen.

Vers 39–41.—Die Rede Jesu scheint hauptsächlich gegen die Pharisäer im Allgemeinen gerichtet zu sein, und auf die hier gegenwärtigen nur in so weit Bezug zu haben, als sie ihr eigen Gewissen beschuldigte. Sein erster Tadel richtet sich darauf, daß sie so viel Gewicht auf das Aeußere legten, dabei aber das Innere vernachlässigten; und um ihnen die Thorheit von diesem so recht deutlich zu machen, bedient er sich der in Vers 39. enthaltenen Illustration. Er will damit sagen: Ihr gleicht den Schüsseln, die äußerlich gewaschen, aber inwendig noch voller Schlamm und Unsauberkeit sind. Denn ihr legt so viel Gewicht auf das Ceremonielle in der Religion und euer von Natur unreines, boshaftes Herz laßt ihr ungereinigt.

Vers 40.—„Ihr Narren“ &c. Dieses Wort ist sehr verschieden von dem in Matth. 5, 22. gebrauchten, und soll hier im Zusammenhang mit den andern Worten Jesu nur die Unwissenheit und Blindheit der Pharisäer bezeichnen. Nach ihrer Meinung konnte die äußere Keinheit die innere ersetzen, und Gott, der sowohl das Innere—den Geist—als den äußeren Leib geschaffen habe, sei mit äußeren Ceremonien zufrieden. Und dieses ist in Wahrheit rechte Nartheit. Anstatt auf ihre ceremoniellen Gebräuche weist sie Jesus darauf hin, wahre Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu üben. Denn diese, wenn sie aus einem reinen, mit Liebe erfüllten Herzen fließen, würden ihnen die Speise ohne alle Ceremonien reinigen; ja, die Hingabe des Herzens zu dieser uneigennütigen, selbstverleugnenden Nächstenliebe würde ihnen Alles rein machen. Dieses stimmt auch mit Matth. 5, 7. und Jac. 2, 13., wonach die Barmherzigen Barmherzigkeit erlangen, und dieselbe sich wieder das Gericht rühmt. Ganz anders aber war es bei den Pharisäern; und dieses verursacht den Weheruf über dieselben in der Section.

Vers 42–47.—Dieses Wehe ist nicht ein Wunsch unseres Heilandes, sondern eine Bestätigung der Thatfache, daß dem Betragen der Pharisäer das Wehe folge. In seiner Erkenntniß und Weisheit war ihm ihr unwissender, boshafter, hochmüthiger, selbstgerechter und ehrgeiziger Zustand bekannt; in seiner Gnade und Barmherzigkeit, als Erlöser und Heiland, liebte er sie und suchte sie als Verlorne zu retten; in seiner Wahrheit,

47. Wehe euch! denn ihr bauet der Propheten Gräber; eure Väter aber haben sie getödtet.

Ernsthaftigkeit und Frömmigkeit aber mußte er ihnen ihre gefährliche Lage offenbaren: daher diese scharfen, nüchternen Worte der Wahrheit. In dem Folgenden haben wir nun:

1. (Vers 42.): Das Wehe über den heuchlerischen Kleingeist in religiösen Dingen, wobei sie die Hauptsache des Gesetzes ignorirten. Sie vernehteten die Münze, Rauten—wohlriechende und medizinische Gartenpflanzen—und allerlei Kuhl, welches im Geseze nicht ausdrücklich geboten war, denn dasselbe stellt nur die Feld- und Baumfrüchte unter die Zehnpflicht. Es war dies kein Unrecht. Christus tadelt sie auch nicht dawegen. Unrecht aber war es, daß sie vor dem Gericht und der Liebe Gottes übergingen. Sie richteten sich selber und auch ihre Mitmenschen nicht nach dem Worte Gottes; und die Liebe Gottes, das Fundament des wahren Charakters, und das himmlische Leben suchten sie nicht.—Dieses ist die Hauptsache. Neben diesem sollen wir jedoch auch die kleineren Pflichten beobachten.

2. (Vers 43.): Das Wehe über ihren Ehrgeiz. Sie trachteten darnach den obersten Sitz zu haben in den Schulen. Es ist nicht verboten, die obersten Plätze einzunehmen, wenn es auf eine rechtmäßige Art geschieht. Christus tadelt bloß das ehrgeizige, selbstfüchtige Verlangen darnach. Das Grüßen auf dem Markte war mehr als der gewöhnliche Gruß. Es war eine besondere Ehrenbezeugung, die nur hochverdienten Personen zu Theil wurde.

3. (Vers 44.): Das Wehe über ihre heuchlerische Verschönerung. Unter dem Scheine der Gerechtigkeit verbargen sie ein gottloses Herz. Sie gliehen den überfüllten Gräbern, woran sich die Leute verunreinigten, ohne es zu wissen. 4. Mose 19, 16. Die Leute im Allgemeinen glauben, sie hätten im Verkehr mit Pharisäern es mit Heiligen zu thun; sie ließen sich daher von ihnen beeinflussen und wurden somit ohne ihr Wissen von demselben stolzen, heuchlerischen Geiste angesteckt.

4. (Vers 45–47.): Das Wehe über die Schriftgelehrten wegen der Nichtübereinstimmung ihrer Lehre und ihres Lebens. Diese Schriftgelehrten, eigentlich Gesezeslehrer, unterschieden sich dadurch von den Pharisäern und gewöhnlichen Schriftgelehrten, daß sie nur am geschriebenen Geseze festhielten, während die andern viel auf mündliche Ueberlieferung hielten, nebst dem Geseze. Sie waren die eigentliche Geistlichkeit der damaligen Zeit, und hielten sich noch für besser als die andern. Aber ihre Lehren waren Lasten, die sie selbst nicht befolgten. Keiner konnte sie halten, denn sie verkündigten nur die Vorschrift des Gesetzes; und die Kraft und Liebe Gottes, welche das Gebot leicht machen, kannten sie nicht. Ohne ein liebendes Herz gegen Gott sind dessen Gebote stets eine Last. Weiter bauten sie die Gräber der Propheten, die ihre Väter getödtet. Hiermit entriffen sie das gottlose Werk ihrer Väter der Vergessenheit und suchten Ehre darin, daß sie es als Andenken aufbewahrten. Die Hauptschwere ihrer Sünde bestand aber darin, daß sie Feinde Christi waren. Die Leiter des Volkes Israels haßten ihren Messias. Sein Pfad ging durch Verfolgung dem Kreuze entgegen.

**Praktische Winke.**—1. In Gesellschaft zu gehen ist keine Sünde für einen Christen; nur muß er stets seine Religion mitnehmen.—2. Der Weise durchbricht selbst die ceremoniellen Vorschriften, wenn das höhere Gesez der Liebe es verlangt.—3. Das Wesen der wahren Frömmigkeit besteht in einem mit Liebe und Tugenderfüllten Herzen. Der Heuchler schaut nur auf das Aeußere.—4. Der Aufrichtige und Demüthige nimmt eine gerechte Bestrafung als eine Wohlthat dankbar an; aber der Heuchler achtet sie als Schande und Schmach.—5. Die beste Ehre, die man wohlverdienten Männern Gottes nach dem Tode erweisen kann, ist diese, daß man ihr Ende anschaut und ihrem Glauben nachfolgt.

**Kleinfinderklasse.**—Der Lehrer sollte den Kindern den großen Contrast zwischen der wahren Religion und der heuchlerischen zu zeigen suchen.—1. Heuchelei schaut nur auf das Aeußere; wahre Religion aber sieht auf das Herz. Christus gibt in der Section zwei schöne Illustrationen, nemlich Vers 39. und 44.—2. Heuchelei sucht eigne Ehre; wahre Religion vergißt sich selbst und ehrt Gott.—3. Heuchelei bringt uns von



Gott ins Verderben; Frömmigkeit hingegen sichert uns Freude, Friede und den Himmel.



**Wandtafelserklärung.** — Wir zeigen auf dieser Tafel eine weiße (gewaschene) Hand; in derselben zugleich ein schwarzes Herz. Dadurch wird die Lektion nach ihren Hauptpunkten illustriert. Die Pharisäer hielten auf äußerliche Heiligkeit. Worin diese bestand, zeigt die Hand in folgenden Punkten:

Absonderung (vom Volk), allerlei Waschungen, Scheinheiligkeit, lange Gebete und Entrichtung des Zehnten. Bei all diesem blieb ihr Herz jedoch schwarz — voll Klau und Bosheit, was dem Herrn den besten Grund zu seiner strengen Strafpredigt gab. Merke: Der Herr siehet nicht, was vor Augen ist. Und: Selig sind die reinen Herzens sind. Namentlich betone man diesen letzten Punkt.

**Illustrationen.** — 1. Wehe euch! Ein Ungläubiger sagte eines Tages zu Dr. Chalmers, es sei unredt gewesen, daß Christus so barsch zu den Pharisäern gesprochen habe. Dr. Chalmers hat ihn dann, daß er ihm diese barschen Worte nenne: Der Ungläubige that so; und der Doktor nahm die Worte und las sie so sanft, mit solchem Ernst und solcher Wichtigkeit, daß der Ungläubige sagte, Christus sei im vollen Recht gewesen, so zu reden. — 2. Die Glöde, welche uns von dem Feuer in Kenntniß setzt, ist nicht wegen des Feuers zu beschuldigen. Christus rief: „Wehe euch!“ weil er die Menschen in seiner Liebe vor dem Wehe, welches die Sünde nach sich zieht, warnen wollte. — 3. Der Heuchler gleicht den Sodomsäpfeln. Nach außen sieht sie schön; inwendig aber voller Staub und Nische. — 4. Lagidarius jagt von dem Gestein „Chaledonier,“ daß derselbe nur so lange seinen Glanz behalte, als er in Gold eingefaßt sei. Ein passendes Sinnbild eines Heuchlers, der nur so lange fromm ist, als es ihm wohl geht, und er nichts zu fürchten hat, und ihm goldene Vortheile zuschießen.

## Der reiche Narr.

### 4. Lektion: Lukas 12, 13–21. — Sonntag den 24. April 1881.

13. Es sprach aber einer aus dem Volk zu ihm: Meister, sage meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe theile.

14. Er aber sprach zu ihm: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt?

15. Und sprach zu ihnen: Sehet zu, und hütet euch vor dem Geiz; denn Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat.

16. Und er sagte ihnen ein Gleichniß, und sprach: Es war ein reicher Mensch, dessen Feld hatte wohl getragen.

17. Und er gedachte bei sich selbst, und sprach: Was soll ich thun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hinfammle.

18. Und sprach: Das will ich thun; ich will meine Scheunen

abbrechen, und größere bauen, und will darein sammeln Alles, was mir gewachsen ist, und meine Güter,

19. Und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; hab nun Ruhe, is, trink, und habe guten Muth.

20. Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und weß wird es sein, das du bereitet hast?

21. Also gehet es, wer ihm Schätze sammelt, und ist nicht reich in Gott.

### Haupttext: Sehet zu und hütet euch vor dem Geiz. — Lukas 12, 15.

**Einleitung.** — In der heutigen Lektion finden wir Jesum noch an demselben Ort, wo wir ihn in der letzten verließen. Wie er das Haus des Pharisäers verlassen und ein großer Volkshaufe sich um ihn gesammelt hatte, setzte er sein Gespräch über die Pharisäer vor seinen Jüngern fort. Er warnt sie vor dem heuchlerischen Wesen derselben, und verweist sie um Trost in den Gefahren, welche ihnen von diesen selbstjüchtigen Menschen drohten, auf die göttliche Hilfe.

**Veranlassung zum Gleichniß.** — Vers 13–15. — Die Veranlassung zu diesem Gleichniß gab die Bitte eines Zuhörers Christi, der ihn ersuchte einen Erbschaftsstreit in seiner Familie zu schlichten. Dieser Mann war keiner der Jünger Jesu; ebensowenig aber gehörte er zu seinen Feinden. Er war einer aus dem Volke, das nach Jerusalem zur Tempelweihe pilgerte. Wahrscheinlich hatte derselbe schon mehrere der Wunder Jesu gesehen und seinen Reden zugehört; aber nebenbei war er noch mit der Idee befaßt, Christus würde ein irdisches Messiasreich gründen, und daher auch alle zeitlichen Angelegenheiten schlichten. Mit diesen Gefühlen hatte er seiner letzten Rede zugehört; und er dachte daher dieses sei gerade der Mann, den er in seinen zeitlichen Umständen nöthig hätte. Er kam somit zu Jesu mit der Bitte: „Meister, sage meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe theile.“ Nach dem jüdischen Gesetz erhielt der älteste Sohn ein doppeltes Theil der Erbschaft, mit der Verpflichtung seine Mutter und seine unverheiratheten Schwestern zu ernähren. Aus dem Gleichniß vom verlorenen Sohn geht ferner hervor, daß oftmals der jüngere Sohn sein Erbtheil in Geld ausbezahlt erhielt. Ohne Zweifel glaubte dieser Mann sich nach diesem Gesetz von seinem Bruder beerblich und beanspruchte daher, nach seiner Meinung, nur sein Recht.

In dieser seiner guten Meinung war er doch sehr irrig; denn er erwartete von der Religion irdische Vortheile. Er war voll von weltlichen Gedanken, während unser Heiland von den himmlischen Dingen rebele; und dieser irdische Sinn mußte alles Interesse für sein Seelenheil aus seinem Herzen verbannen. Jesus lehnt daher auch das Ansuchen ab, als seinem Beruf zuwider. Seine Mission war nicht: Richter über Erbschaften zu sein; sondern als Lehrer der Gerechtigkeit, als Heiland und Erlöser die Menschheit von Heuchelei, Geiz und allen Sünden zu befreien, und in ihren Herzen die Principien der Uneigennützigkeit und der Liebe zu pflanzen, welche ohne gerichtliche Entscheidung die Erbschaften zu theilen vermögen. Hierauf wendet sich dann Christus Vers 15. an das Volk und gibt demselben eine Warnung vor dem Geiz. Die Meinung dieses Wortes im Grundriss bedeutet so viel als, eine unerättliche Begierde nach mehr von den Gütern dieser Welt. Der Grund seiner Warnung vor diesem schmutzigen Uebel besteht hauptsächlich darin, weil Niemand davon lebet, daß er viel Güter hat.“ Keiner kann ein gesegnetes Leben finden, und das ihn zufrieden stellt, in den Gütern dieser Welt. Dieselben sind der Natur der Seele nicht angepaßt, können sie nicht sättigen, noch ihr folgen nach dem Tode; ja durch dieselben kann nicht einmal das irdische Leben verlängert werden. Die große Frage des menschlichen Lebens ist nicht, was haben wir; sondern, was sind wir? Diese wichtige Wahrheit zu beweisen und zu erläutern erzählt nun unser Herr von Vers 16–21. dieß merkwürdige Gleichniß von dem reichen Thoren.

Vers 16. — Unser Heiland schildert uns hier einen Mann, der auf der Höhe irdischer Prosperität angelangt war. Hierzu hatte derselbe sich auch keiner unerlaubten Mittel bedient, son-

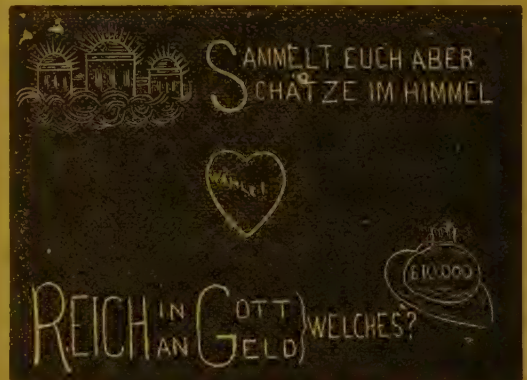
bern es war ihm auf ehrlichem Wege geworden. Keiner seiner Grenzsteine war dabei verrückt worden, keine Wittwe und kein Armer beraubt, kein Einfältiger hintergangen. Mit Fleiß, Mühe und Umsicht hatte er sein Geschäft verwaaltet, Gottes Segen war seiner Arbeit zur Seite gegangen; und so war er zu einem überaus wohlhabenden Manne geworden. Sein Reichthum bestand hauptsächlich in seinen Feldern und Früchten derselben. Nach Außen betrachtet, befand sich also dieser Mann in ganz behaglicher Ruhe. Aber dieses war in Wirklichkeit umgekehrt. Mit seinem Reichthum wuchsen nur seine Sorgen. Und wie uns Vers 17–19. berichtet, war es nichts weniger als glücklich. Wie der Reichthum erlangt war stellte die neue Frage sich ein, wie ihn zu bewahren? Und bei Beantwortung derselben macht er sich einer vierfachen Thorheit schuldig. — 1. Vergißt er dabei Gott. Er geht mit sich selbst zu Rath und läßt Gott ungefragt. Auch vergißt er Gott als den Geber dieser Gaben. Er sagte: „meine Früchte;“ nicht: „Gottes Gabe.“ Seine weltlichen Sorgen hatten sein Gemüth so gefesselt, daß kein ernster Gedanke an Gott dort Anklang fand. — 2. Vergißt er die Armen. Hätte er nur an Sprüche Salomonis 19, 17. gedacht, so würde er bald eine sichere Schatzkammer für seine Güter gefunden haben. Hiernach wäre die Antwort auf seine Frage: „Was soll ich thun?“ die gewesen: „Speise die Hungrigen, kleide die Nackten, sei ein Vater der Vaterlosen, und ein Versorger der Wittwen; so wird Gott dein Schutzherr sein.“ Aber er ist in seinem verblendeten Sinn zu weise hierzu. Er spricht: „Ich will meine Scheunen abbauen“ etc. „Die Scheunen waren ciesternartige Gruben von glockenförmiger Aushöhlung, die als Getreidemagazin benützt wurden: Man schüttet die Früchte hinein, bedeckt die Cisterne mit einem Stein und verdeckt dann Alles mit Erde zur Sicherung vor Dieben.“ — 3. Wähnt er, daß seine irdischen Güter Speise sind für seine unsterbliche Seele. Er sprach zu derselben: „Habe Ruhe, iß, trink und habe guten Muth.“ Wie voller Thorheit ist doch dieses Gespräch! Den unsterblichen Geist, für den nur Speise und Trank im Paradies Gottes ist, will er mit diesen Dingen befriedigen. — Endlich 4. Vergißt er auch den Tod. Viele Jahre hoffte er noch zu leben; kein Gedanke an Tod war bei ihm aufgekommen. Er traf Vorkehrungen für viele Jahre, ohne dabei die Ungewißheit seines Lebens zu bedenken. Es ist kein Unrecht Vorkehrungen zu treffen für die Zukunft; aber wir sollten dabei stets sagen: „So der Herr will und wir leben.“ Jak. 4, 15. Das Sprichwort: „Der Mensch denkt's; aber Gott lenkt's,“ ward hier zum Wahrwort. Nach Beendigung aller seiner weisen Pläne, wie er sich gerade aus seinem sorgenvollen Leben in behagliche Ruhe zu setzen gedachte, da macht Gott ihm einen Strich durch die ganze Rechnung. Er sprach Vers 20. zu ihm: „Du Narr!“ Gott urtheilt gewöhnlich anders als die Menschen. Derjenige, den die Welt für glücklich, klug und reich hält, ist oft in den Augen Gottes ein Narr, ein armer Tropf. Offenbarung 3, 17. Ohne ihn zu fragen verkündigt ihm Gott, daß noch in derselben Nacht seine Seele von ihm gefordert würde. Von dem Gerechten wird dieselbe nicht gefordert. Derselbe befiehlt sie froh und willig in die Hände seines himmlischen Vaters. Ps. 31, 7. Apjt. 7, 58. Die Engel tragen sie ins Paradies. Lukas 16, 22. Von dem Gottlosen aber wird sie gefordert. Gott selbst fordert sie vor sein Gericht. Unbarmherzige, schreckliche Geister fordern sie als ihr Eigenthum. Seine vielen Güter mußte er zurück lassen, und dieselben kamen vielleicht an recht verschwenderische Erben. Christus macht dann (Vers 21.) eine Anwendung dieses Gleichnisses auf das Volk, und bezeugt denselben, daß dieses das Loos aller Reichen sei, die den wahren himmlischen Reichthum nicht besitzen. Der Reichthum ist für sich selbst kein Fluch; hierzu gereicht er uns nur durch unsere eigne Schuld. Er kann zum großen Segen werden für uns. Aber wir müssen dabei reich sein in Gott; wir müssen dabei den durch Christum erworbenen Reichthum besitzen (Eph. 3, 8.; Col. 2, 1. 2.); wir müssen reich sein an Werken der Liebe und Barmherzigkeit. 1. Tim. 6, 17, 18.

**Lehrgedanken.** — 1. Den Geiz als verborgenes Laster kennen zu lernen, dazu gehört ein vom Herrn geöffneter, wahrhaftes Auge. — 2. Prediger des Evangeliums haben in ihrem

Berufe reichlich Arbeit, ohne sich in Welthandel einzulassen. — 3. Der Geizige verwandelt den Segen Gottes in einen Fluch. — 4. Wer reich ist in Gott, wie Abraham und David, dem schadet zeitlicher Reichthum nichts; denn er gebraucht ihn nach Gottes Willen. — 5. Der Reichthum in Gott ist der alleinige gewisse für Alle zu erlangende Reichthum. — 6. Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nehme doch Schaden an seiner Seele?

**Kleinfinderklasse.** — Die Lektion kann auf folgende Weise den Kleinen erklärt werden: 1. Beschreibe der Lehrer ihnen den Geiz. Derselbe ist nemlich oft ein verborgenes Uebel, zieht gerne das Kleid der Sparsamkeit und Redlichkeit an; er ist weiter ein Uebel, welches die Ruhe der Seele stört, und aus dem viele andere Uebel entspringen; schließlich bringt derselbe auch ewigen Ruin, wie wir es beim reichen Thoren finden. — 2. Suche er ihnen zu zeigen, wie sie vor diesem Uebel bewahrt und geheilt werden können, nemlich, daß sie erkennen, wie der Reichthum nicht glücklich macht; und daß sie recht viele Werke der Liebe üben, reich werden in Gott etc.

**Illustrationen.** — 1. Alexander der Große befahl, als er sich auf seinem Sterbebette befand, daß man ihn nicht mit eingewickelten Händen begraben sollte, wie es sonst der Gebrauch war, sondern man solle seine Hände bloß und offen lassen, damit Jedermann sehen könne, daß er nichts mit aus dieser Welt nehme. Wenn nun Alexander, der die ganze bekannte Welt erobert hatte, nichts mitnehmen konnte, wie thöricht ist es dann, sein Herz an irdischen Reichthum zu hängen. — 2. Gut aufbewahrt. — Als ein reicher Kaufmann einst von seinem Könige gefragt wurde, wie viel Geld er hätte, antwortete er: „Es wird sich die Summe nicht viel über 1000 Gulden belaufen.“ Als nun der König meinte, der Kaufmann scherze, sprach dieser: „Ich habe um Gottes Willen 1000 Gulden den Armen gesteuert, und diese allein halte ich für die meinigen, weil mir sie Niemand nehmen kann. Meine übrigen Güter sind dem Willen des Königs, den Händen der Räuber und dem wunderlichen Wechsel des Glücks unterworfen; kann sie also nicht für die meinigen betrachten.“



**Wandtafelklärung.** — Die Lektion lehrt uns, daß der sogenannte reiche Narr leider sein Herz an irdische Güter hing. Das wird nun trefflich illustriert rechts unten durch ein Herz in welchem ein Geldbeutel mit \$10,000 Platz genommen hat. Somit ist da kein Raum mehr für Gott und das Gute. Geiz überdeckt Alles, er ist Abgötterei und die Wurzel alles Uebels. In der Mitte der Tafel ist ein Herz mit dem Wort: wähle! nemlich zwischen den himmlischen (siehe die Stadt) und den irdischen Schätzen. Gründe für die Erwerbung unvergänglicher Güter gibt uns das Gleichniß an die Land. Der Narr starb unbereit und seine Seele mußte darben. Mensch, mache in Zeit eine gute Wahl! Reich in Gott, reich an Geld: welches?



## S i n t e r s t ü b c h e n .

### Am Auferstehungs-Morgen.

Lob und Dank sei heut' gesungen  
Dem, der des Todes Macht bezwungen,  
Der aus dem Grabe ging hervor!  
Jauchzet laut ihr Völker alle,  
Daß es in aller Welt erschalle,  
Geöffnet ist des Himmels Thor.  
Der Heiland hat vollbracht  
Was Sünder selig macht!  
Wohl uns Menschen!  
Ist nun der Bann  
Von uns gethan!  
Vollführt der Liebe Rettungsplan!  
Auferstanden aus dem Grabe! —  
O Seelenwonne, Himmelsgabe,  
Der Lebensfürst steht auf dem Plan.  
Nun darf ich in banger Stunden,  
Mich bergen in des Heilands Wunden,  
Denn alle Schuld ist abgethan!  
Er lebet für und für,  
Und gibt bereinigt auch mir  
Auferstehung!  
Daß ich voll Freud'  
Nach dieser Zeit  
Bei ihm soll sein in Ewigkeit! J. A. Willmann.

**Die Auferstehungspflanze.** — Als Dr. J. Deek nach den Quellen des Nil forschte, erkrankte einer seiner Araber. Es gelang dem Doktor aber, den Kranken vermöge europäischer Arzneimittel in kurzer Zeit wieder herzustellen. Aus Dankbarkeit schenkte dieser seinem Retter eine Auferstehungspflanze. Man sagt, daß diese Pflanzengattung auch in Mexiko gefunden wird.

Der Araber erzählte, daß er die Blume in den Grabgewölben zwischen den Falken des Leichentuches einer Prinzessin gefunden habe, doch wagte der Doktor die Richtigkeit dieser Aussage zu bezweifeln. Er fand, daß die Blume zu der Gattung einiger seltener Pflanzen gehöre, von denen nur einige wenige Exemplare im Besitz einzelner europäischer Botaniker sind. Baron von Humboldt besaß zwei oder drei Exemplare dieser seltenen Pflanze.

Die Pflanze des Dr. Deek ist eine flache, runde, braune Masse, von der Form eines großen hölzernen Knopfes, oder des Deckels einer großen Eiche mit einem drei bis vier Zoll langen, trockenen Stiele. Befeuchtet man diese Blume und setzt sie in ein Glas mit Wasser, dann dehnt sie sich allmählig aus und öffnet sich. In einem Zeitraum von fünfzehn Minuten entfaltet sie eine prachtvolle Blumenkrone von der reichsten Purpurfarbe. Die Blüte selbst ist so glatt, wie das Innere einer Seemuschel. Nachdem sie sich allmählig zur höchsten Pracht erschlossen hat, verbleibt sie in diesem Zustande etwa eine halbe Stunde, worauf sie sich wieder schließt.

Diese seltsame und wunderbare Pflanze hat schon mehr als neunhundert Mal geblüht, seit sie im Besitze des Dr. Deek ist.

### Aprilherz.

Im neuen Rock ein großes Loch!  
Mein lieber Max, ei, schäm' dich doch.  
Und hier noch eines an dem Rand.  
Mein lieber Max, 's ist eine Schand'.

Max sieht die Schwester fragend an,  
Weil er kein Loch erblicken kann.  
O Märchen klein, du zweifelst noch!  
Ich meinte nur das — Nermelloch.

**Ein tamilisches Sprichwort.** — Wenn eine Frau zittert die Erde; wenn zwei Frauen zanken fallen die Sterne vom Himmel; wenn drei Frauen zanken trocknet das Meer aus; wenn vier Frauen zanken, kann dann die Welt noch bestehen? Notabene. Gilt nur von den tamilischen Frauen.

**Katalog.** — „Liebste Mutter, sagen Sie mich doch, wat heißt denn das eigentlich ein Katalog?“ fragte Mamsell Lotte

in Berlin, als sie eben unter der Ankündigung einer Bücher-Auktion las: Der Katalog ist für vier Groschen zu haben.

„Mein Gott,“ antwortete Mama, „hast schon so viel in Deinem Leben gelesen und weest det noch nich? Een Katalog is 'ne Entfaltigkeit von vielen Büchern, det weest ja 'ne jede dumme Jans!“

**Der Schwab von Straßburg.** — Bei der Belagerung von Straßburg stand ein badiſcher Soldat, von Geburt ein Schwabe, auf einem einsamen Posten, seitwärts von der Angriffslinie in einer Verschanzung Schildwache und dachte, „es ist nur gut, daß die Franzosen hier nicht herkommen.“ Auf einmal wuchs langsam im Dunkel der Nacht vor der Brustwehr ein französisches Käppi empor, dem gleich nachher Kopf und Brust eines stämmigen Soldaten folgten. Ein paar Duzend Waghäse hatten draußen eine Leiter angelegt, um heimlich die Verschanzung zu ersteigen. Der Schwabe war jedoch nicht faul, sondern stieß dem Franzosen das Bajonet in die Brust, daß dieser rückwärts in den Graben stürzte. Gleich darauf kam wieder ein Kopf mit einem martialischen Schnurrbarte zum Vorschein, wie der Mond, wenn er hinter einem Berge aufgeht. „Seht wircht nummer wieder lumma,“ sagte der Schwab und rannte ihm sein Bajonet durch den Hals. Aber gleich darauf war wieder Einer da, und so ging's noch sechs Male, bis endlich keiner mehr kam. Als die Abklärung kam, meldete der Schwab: „Herr Unteroffizier, da hot mir a Franzos weidlich z'schaffa g'macht. Hot der Kerl acht Mol ang'setzt, dann isch er wegblieba.“ — „Wo ist denn der Kerl hingekommen?“ fragte der Unteroffizier. — „I woasch nit,“ antwortete der Schwab, „vielleicht isch er noch drunt im Graben.“ — Als der Unteroffizier die Sache weiter untersuchte, fand man im Graben acht durch Bajonetstiche getödtete Franzosen. — „Ei du mein Himmel,“ rief erstaunt der Schwab, „I dacht, 's wär blos Einer und wunderte mich nur, daß der Kerl so viel aushielt!“ D. Volksfr.

### Fest gefunden.

Laat gaan, wo't geist,  
Laat stahn, wo't freist;  
Stah du man fast  
Du ohle Quast,  
Dänn schall't wol gaan.

**Wie drapet us wedder** — sah de Foh tum Wolf — und wenn nich eher, so doch bi'n Kürschner up de Stange.

**Ein schlafertiger Müller.** — Der geschickte, aber überaus schwächliche englische Advokat Charrow verhörte einst öffentlich im Gerichte einen überaus fetten Müller. „Wahrhaftig,“ sagte er, indem er des Müllers Bauch und dann den feinnigen betrachtete, „Euch Herren in den Mühlen bekommt's doch weit besser als uns in den Gerichtsschranken.“ — „Kein Wunder,“ erwiderte der Müller, „Sie schlafen zu wenig.“ — „Wie kommen Sie darauf?“ fragte der Advokat wieder. — „Je nun,“ antwortete der Müller, „wir kommt's vor, als ob Sie kein gutes Gewissen hätten!“ — Der Advokat wurde tüchtig ausgelacht und verwünschte seine Absicht, dem dicken Müller etwas anzuhängen.

**Keinen Frühling.** — „Verzeihung Herr Graf, wir befinden uns jetzt schon tief im Sommer und Sie haben mir ja die Bezahlung meiner kleinen Rechnung für den Frühling zugesagt.“ — „Das ist ganz richtig,“ erwiderte der Gemahnte, „das ist ganz richtig, mein lieber Freund. Aber haben wir denn überhaupt einen Frühling gehabt? Es hat doch nicht zu regnen und stürmen aufgehört. Im nächsten Jahre also.“

**Der Louisd'or in der Bibel.** — C a r l, Herzog zu Württemberg, kam in seinen jüngeren Jahren öfters zur Frühlingszeit auf der Auerhahnensatz nach dem Schwarzwald, namentlich auch nach Fänsbronn, und residierte dort bei einem Bauern. Im Hause dieses Bauern nun bemerkte der Herzog auf dem Wandbrett ein ihm, als Katholik besonders interessantes Buch, die Bibel, worauf er sogleich an den Bauern die Frage richtete: „Liest Er auch fleißig in seiner Bibel?“ Der Bauer erwiderte mit protestantischem Eifer: „Freilich, Euer Durch-

laucht; alle Tage ein Capitel." Hierauf nahm der Herzog des Augenblicks wahr, da der Bauer nebst den übrigen Hausge-  
nossen das Zimmer verlassen hatte, und legte schnell zwischen  
zwei, von seinem guten Gedächtniß genau bemerkte Seiten ein-  
en Louisd'or in die Bibel. Beim Abschied fügte er die Er-  
mahnung hinzu: „Nun lei! Er mir fleißig in seiner Bibel; Er  
wird einen großen Schatz darin finden!" Der Bauer wieder-  
holte sein: „Freilich! Euer Durchlaucht; alle Tage ein Capitel!"  
— Nach einem Jahr kam der Herzog wieder, und nachdem  
er den neuen Ofen beschaut, erging gleich die Frage an den  
Hausbesitzer: „Nun, hat Er fleißig in seiner Bibel gelesen?"  
„Freilich! Euer Durchlaucht; alle Tage!" „Reich! Er mir  
doch einmal die Bibel herunter!" Der Herzog schlug die ihm  
bekannten Seiten auf, und — der Louisd'or war noch da. Er  
steckte ihn wieder in seine Westentasche und sagte zu dem  
Bauern: „Warum hat Er mich angelogen? Hätt' Er in sei-  
ner Bibel gelesen, so hätt' Er das Goldstück gefunden!"  
Item: Es steht manches Goldstück in deiner Bibel, und du  
hast noch nie darnach gesucht.

**Ein Bürgermeister**, welcher nach dem Wunsche der Bür-  
gerschaft das Bildniß seines Verstorbenen Vorgängers im  
Amte aufstellen ließ, schloß diesen feierlichen Akt mit den Wor-  
ten: „Ja, geliebte Mitbürger, dieser Mann hätte schon bei  
Lebzeiten verdient, hier aufgehangen zu werden, aber er hat  
sich dasselbe stets verboten."

**Die holde Stimme der Dankbarkeit.** — Die Milßthätig-  
keit Londons steht ebenso bekannt vor der Welt da, als ihr  
mächtiger Handel und ihre Industrie. Folgendes wird dieses  
genügend beweisen:

Zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, als man hörte,  
Paris sei von den Deutschen belagert, unterschrieb London  
£120,000 und sandte dem hungernden Volk, das sein Leben  
nur mit Schwarzbrot — gemacht von Heu, Stroh und dem  
größten Mehl — fristete, 70 Tonnen Speise. Als die Commitee,  
welche die Aufsicht über die Speise führte, in Paris ein-  
traf, drängte sich das Volk zu Tausenden um die Pläge, wo  
ausgetheilt wurde. Vier oder fünf neben einander, und eine  
Masse Menschen eine halbe Meile lang, wartete — Manche 20,  
30 und sogar 40 Stunden — auf ihre Gelegenheit. Sie und ihre  
daheimgebliebenen Familien waren am Verhungern. Nach-  
dem die Leute nun ihre Lebensmittel — genügend sechs Personen  
eine Woche zu ernähren — erhalten hatten, konnten Manche  
kaum mit ihren Bürden fort kommen. Viele weinten und fien-  
ten vor Freuden nieder.

Der Vorführer und zugleich die belebende Seele der Aussthei-  
lungs-Committee war Georg Moore, ein reicher, großmüthiger  
Engländer. Die niedrigsten Klassen der Pariser gewannen  
ihn lieb. Er war Vorgesetzter der Geheimpolizei der Wohlthätig-  
keit, indem er Solche, die zu schwach waren, sich Speise auf  
den Märkten zu holen, aufsuchte. Nachdem die Committee  
ihre Liebesthaten verrichtet, und Herr M. Paris verlassen  
hatte, sandten ihm M. Thiers und der Erzbischof herzliche  
Dankebriefe nach. Auch wurde er seitens der Regierung mit  
dem Orden der Ehrenlegion bedacht. Jedoch schätzte er mehr  
als alle diese Liebesbeweise einen Brief, welchen ihm die  
Chiffonniers, oder Lumpensammler, sandten, worin sie per-  
sönlich ihrer Dankbarkeit Ausdruck gaben. — Ein französisches  
Mädchen äußerte ihre Dankbarkeit auf eine sehr zärtliche Weise.  
Eines Morgens nemlich, da Herr M. in seine Chaise stieg, um  
eine Runde zu machen, fand er einen Blumenstrauch in seinem  
Sitz. Neben den Blumen lag ein Zettelchen, auf welchem  
stand, daß dies der einzige Weg sei, in welchem ein Mädchen  
ihre Dankbarkeit gegen den Engländer, der ihre Mutter und sie  
selbst vom Hungertode errettet habe, erweisen könne.

Als dieser große Menschenfreund zwei Jahre später Paris  
wieder besuchte, fand er jeden Morgen vor der Hotelthüre eine  
Chaise, die ihm ein französischer Herr zur Verfügung gestellt  
hatte. Destefters, als er im Begriff war seinen Sitz zu nehmen,  
warfen ihm arme Männer Hosen oder Bergkneimnichte zu.  
Eines Tages fand er in der Chaise einen lieblichen Strauch,  
welchem eine Notiz beigelegt war. In derselben sagte der  
Sender, es solle Herrn und Frau Moore ein Dankesbeweis für  
seine Liebesthaten gegen das leidende Paris sein.

Eine Dame, die einen französischen Herrn durch London be-  
gleitete, bemerkte, als sie an Herrn Moore's Haus vorbeiging,  
daß jener seinen Hut abzog. Sie fragte ihn um die Ur-

sache dieser sonderbaren Höflichkeit, worauf er erwiderte: „Ich  
werde immer meinen Hut abziehen, wenn ich an dem Haus des  
Mannes, der das verhungerte Paris versorgte, vorbeigehe."  
Z. C. W.

**Beruhigung.** — In einer Restauration wurde einem Rei-  
senden der Hut verwechselt, was denselben in nicht geringe  
Wuth versetzte. Nicht zufrieden, daß er sich selbst gründlich  
ärgern mußte, belästigte er auch die Gäste, indem er sich mit  
sämmlichen bekannten Schmähwörtern über den unglücklichen  
und ungeschickten Hutvertauscher erging. „Ich glaube," sagte  
ein älterer Herr, „daß der Vorfall jedenfalls für beide Theile  
gleich unangenehm ist", und es dem weggegangenen Reisenden  
herzlich leid thun wird, wenn er den begangenen Irrthum  
bemerkt." „Ach was!" schreit Jener, „das kann nur ein  
rechter Schafstöpfer gewesen sein!" — „Beruhigen Sie sich," ent-  
gegnete der ältere Herr, „er muß genau denselben Kopf haben  
wie Sie, sonst hätte er ja den Irrthum beim Aufsetzen Ihres  
Hutes bemerkt!"

**Eine rechte Jungfrau.** — Abraham a Santa Clara, der  
bekannte Mönch und Hofprediger (1642-1649) zu Wien, gibt  
folgende berühmt gewordene Definition einer wahren Jung-  
frau: „Eine rechte Jungfrau muß sein wie die Glode am  
Charfreitage, muß sich nicht viel hören lassen: die Männer  
können Vocale (Selbstlauter), die Weiber Consonanten  
(Mittlauter), aber die Jungfrauen müssen Mutae (stumm) sein.  
Eine rechte Jungfrau muß sein wie eine Spitalsuppe, die hat  
nicht viel Augen, also soll auch sie wenig umgaffen. Eine  
rechte Jungfrau soll und muß sein wie eine Nachteul, die kommt  
wenig ans Tageslicht, — oder wie ein Spiegel, wenn man  
diesem ein wenig zu nahe kommt und anhaucht, so macht er  
ein finsternes Gesicht. Eine rechte Jungfrau soll und muß sein  
wie ein Licht, welches versperrt in der Laterne viel sicherer ist,  
als außer derselben. Insonderheit aber soll eine rechte Jung-  
frau sein wie eine Schildkröte, diese ist allezeit zu Haus, weil  
sie ihre Behausung mit sich trägt, also eine rechte Jungfrau  
sich meistens soll zu Hause aufhalten, zur Weibung aller bösen  
Gelegenheit, denn gleichwie jener gute Same des evangelischen  
Aldermanns, so auf den Weg gefallen, von den Vögeln ist ver-  
zehret worden, also seiend die eifrigen Jungfrauen, welche  
immer auf den Weg und Gassen sich sehen lassen, vor den  
Schelmen nicht sicher." — Dies die Meinung des Abraham  
a Santa Clara.

**Aus der Kaserne.** — D e r f t (bei der Inspektion): „Sind  
Sie mit der Kost zufrieden!"

S o l d a t: „Ja!"

D e r f t: „Wie wird das Fleisch vertheilt? Erhält nicht  
Einer eine große, der Andere eine kleine Portion?"

S o l d a t: „Nein, Herr Oberst, sie sind alle Klein!"

Rebus.



Charade.

Meine ersten sind ein Palindrom,  
Sie klingen vor- und rückwärts gleich.  
Es quillet voll der Rede Strom  
Aus meiner letzten hart und weich.  
Das Ganze einst ein Kaiser war,  
Der stritt mit der Hussitenschaar.

Logogryph.

Mit B ist es ein Gott der Phönizier, aber ohne B ist es ein  
Fisch.

Auflösung der Räthsel im Februarheft.

Charade. — F i n s t e r a r h o r n. — S. Raschinger, J. Matter, A. Rin-  
den, Karl Merkle, A. Mählener, D. D. Speicher, A. Aienholz, Fr. Walter.

Letternräthsel. — B r i t e n. B r i z e n. — S. Raschinger, J. Matter,  
A. Rinden, Karl Merkle, A. Mählener, D. D. Speicher, M. C. Schlitz, Fr.  
Walter.







Maïenpracht.





## Des Frühlings Ruf.

Der Mai ist da, die Blumen blühen,  
Die Wachtel schlägt und Tulpen glühen  
Mit gold'ner Kelche Wunderpracht;  
Zur Flamme steigt des Lebens Funken,  
Die Erde lächelt wonnetrunken,  
Und alle Pulse sind erwacht!

Wie groß ist, was Natur gestaltet,  
Wie wunderbar, wenn sie entfaltet  
Den Keim zum Halm und Korn und Aehr!  
Im Säckeln linder Schmeichellüste,  
Im reinen Balsam frischer Düfte  
Erzieht sie Früchte süß und schwer!

Sie prangt so reich in ihrer Fülle,  
Sie glänzt so mild aus jeder Hülle,  
Vollendend still des Wirtens Kreis;  
Sie will nur rein und voll beglücken,  
Entzieht sich eitler Neugier Blicken  
Und strebet nie nach schnödem Preis.

Ihr Zauberreiz, der dich beweget,  
Das Selbstgefühl hoch aufgereget,  
Was deutet, Jüngling, dir es an?  
Du sollst auf ihren Wegen wandeln,  
Gleich ihr groß sinnen, wollen handeln,  
Und reisen so zum Ehrenmann.

## Ein Licht angezündet vom Herrn.

(Von A. Steen.)



### IV.

Als Albert nun mit seiner Hauswirthin allein war, sagte er heiter zu ihr: „Wir müssen irgend etwas ausfindig machen, wie wir das Kind in die Sonntagschule bringen. Es würde ein ganz neues Leben für sie sein, wenn sie nett gekleidet unter einer Schaar fröhlicher Kinder wäre, mit ihnen lernte und sänge; das arme Wesen, das so wenig Freuden auf ihrem Lebenswege hat, würde sich gewiß die ganze Woche dazu freuen!“

„Das sollte ich meinen,“ war die Antwort der Hausfrau; „sie wohnt wahrlich nicht in einer einladenden Umgebung.“ Frau Fink war in einer sehr selbstzufriedenen, gehobenen Stimmung über ihren verschenkten Pudding. Freilich während Alberts Unterredung mit Jenny war's ihr mehrmals ganz unbehaglich zu Muthe geworden. Er hatte eine so ganz andere Weise, als sie; er schien es so viel leichter zu nehmen, als sie, und wie war er immer wieder zurückgekommen auf die *L i e b e* als das Hauptelement alles christlichen Lebens: Liebe zu Gott und zu den Menschen. War sie beseelt von dieser Liebe? Mußte sie sich nicht vielmehr sagen, daß sie sich sehr wenig von göttlicher und menschlicher Liebe beeinflussen ließ? Freilich entschuldigte sie sich damit, Albert sei nur noch ein Jüngling, vielleicht gar nicht recht orthodox; und sie habe doch wohl ihre Bibel genug gelesen, um zu wissen, was Religion sei,—aber ganz ruhig und behaglich fühlte sie sich dabei doch nicht.

„Nun, was können wir für das Mädchen thun?“ fragte Albert nach einer Pause. „Was meinen Sie, wenn der Vater ihr neue Kleidung kaufte, würden Sie es nicht für sie verwahren? Das Kind könnte Sonntags hier das neue Zeug ja an- und ausziehen.“

„O nein, das geht nicht. Am Ende käme eines Tages die Mutter, um das Zeug abzuholen, und wer weiß, was für einen Värm sie mir im Hause machen würde. Solch' Gesindel lade ich mir nicht gern auf!“

„Haben Sie denn nicht vielleicht irgend etwas Altes, wovon Sie etwas für das Kind machen könnten und es ihr dann Sonntags *l e i h e n*? Es bliebe dann Ihr Eigenthum, und die Mutter könnte ja nicht den geringsten Anspruch darauf machen.“

Frau Fink überlegte still einige Augenblicke. Es war ihr etwas so ganz Fernes, Fremdes, woran sie bisher nie gedacht, und Albert fuhr begeistert fort: „Wer weiß, welch ein glänzender Juwel dieses Kind einst in ihres Heilandes Krone sein wird! Mit welcher Freude lauschte sie auf die frohe Botschaft des Evangeliums! O,“ fügte er freudig hinzu, „als ich sie so laufchend vor mir sah, durchdrang mich der sehnliche Wunsch, hinüber zu gehen über den Ocean zu den finstern Dertern der Erde, um das Evangelium auch denen zu verkündigen, die nie davon gehört haben!“

„Es gibt Heiden genug daheim im eigenen Lande, man braucht sie nicht erst in den fernen Welttheilen zu suchen. Es gehen Tausende von Jenny's Gleichen unter uns umher. Freilich, das muß ich gestehen, einen solchen Zustand heidnischer Unwissenheit hätte ich doch nicht erwartet,“ erwiderte Frau Fink.

„Ach ja,“ sagte Albert, „die arme Jenny ist zwar nur Eine von vielen Tausenden, aber es gibt so viele Christen, die sich um diese armen Heiden mitten in der Christenheit bekümmern können und sollen! O, wenn doch Alle es wüßten, welch' selige Freude es ist, auch nur *e i n e* arme Seele von dem Wege der Sünde und des Elendes auf den Pfad des Friedens zu bringen! — Was mag noch einmal aus unserer Jenny werden! Ich glaube, in ihr steckt etwas, wie in so vielen dieser verwaorsten Stadtkinder, die aufgesucht und dem Elend entzogen werden sollten — etwas, welches sie später zu einem brennenden und scheinenden Lichte machen wird.“

„Ja, sie scheint sehr geschickt zu sein, und auch auf ihre Weise anhänglich,“ sagte Frau Fink. „Es fehlt ihr auch nicht an Bescheidenheit und Dankbarkeit, denn wie nett benahm sie sich bei dem Pudding.“

„Ich war so froh, daß Sie ihr den Pudding gaben. Sie hat sicherlich Ihre Güte gefühlt. Es ist so in der Ordnung, auch dem leiblichen Bedürfnis abzuhelfen. Kinder, habt ihr Nichts zu essen? fragte der auferstandene Heiland seine Jünger. „Brich dem Hungrigen dein Brod, so du Einen nadenst siehst, so kleide ihn,“ heißt es zu denen, welchen Er die Mittel dazu gegeben hat, und: „Was ihr gethan habt Einem unter diesen geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan.“

„Gelegentlich will ich an das Sonntagszeug denken,“ sagte die Hauswirthin.

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte Albert; „es wird dem Kinde gut thun; solche That christlicher Liebe wird ihr vielleicht mehr sagen, als mein Unterricht.“

„Sie müssen entschuldigen, junger Freund, wenn ich Ihnen offen ein Bedenken ausspreche. Ich habe Ihrer Unterredung mit dem Kinde aufmerksam zugehört, aber meiner Meinung nach haben Sie immer nur die *e i n e* Seite des Rathes und Wesens Gottes hervorgehoben, nur immer seine *L i e b e* und die *L i e b l i c h k e i t* seines Dienstes. Wir haben es ja aber auch mit einem heiligen, gerechten Gott zu thun, dessen Zorn anbrennen wird über die Gottlosen, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.“

Allerdings stimmte Albert ganz mit der in ihrem letzten Satze ausgesprochenen Ansicht seiner Hauswirthin überein, meinte aber andertheils auch ganz entschieden, daß es nicht dem Sinne des Heilandes gemäß sei, die Kleinen durch Ausmalen der Höllenschrecken befehren zu wollen. „Der große Kinderfreund selbst hat es nicht so gemacht,“ sagte er. „Er hat gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. — Zu Ihm *s o l l e n s i e k o m m e n*, zu Ihm sollen wir die Kleinen führen, und Er will die jungen Herzen mit Freude und Liebe erfüllen, sie werden es lernen, Ihn, den sie lieb haben, Freude zu machen und Ihm gehorsam zu dienen. Als der Herr Jesus zu Petrus sagte: Weide meine Lämmer,“ hat Er gewiß nicht gemeint, die lieben Kleinen mit den Schrecken des Gesetzes und der Hölle zu Ihm zu treiben, sondern vielmehr sie zu weiden auf den grünen Auen, und sie zu den frischen Wassern seines Evangeliums zu führen. — Ich denke, während das *G e s e t z* dazu bestimmt ist, die Sorglosen und Gottlosen aus ihrer falschen Sicherheit zu erwecken, ist für die lieben Kleinen so-



wohl, wie für den bußfertigen Sünder, der sich sehnt, ein Jünger des Herrn zu werden, die Liebe das Seil, das sie zum Heiland zieht. Wie nahm der liebevolle Heiland Beide auf! Die Kindlein nahm Er auf seine Arme und segnete sie; dem bußfertigen Sünder sagte Er: „Deine Sünden sind dir vergeben, gehe hin in Frieden!“ Und wie machte er es mit dem Jünger, der ihn so schändlich mit Fluchen und Schwören verleugnet hatte? Er wandte sich um und sah Petrum an, und dieser Blick, diese Liebe, brach das Herz des Tiefgefallenen — er ging hinaus und weinte bitterlich.“

Aufmerksam, ohne ein Wort zu erwidern, hatte Frau Fink auf die Worte des Jünglings gelauscht, und ohne aufzusehen, strickte sie emsig weiter. Er mochte vielleicht recht haben, aber der Contrast mit ihren bisherigen Anschauungen war zu groß. Sie mußte Zeit haben, ehe sie das Gebäude ihres fleischlichen Geistes, ihres Formwesens und geistlichen Christenthums, preisgeben und sich in dem ihr so fremden Element des kindlichen Geistes, des Geistes der Liebe, bewegen lernen konnte. —

Jenny war unterdessen geradeß Weges nach Hause gegangen, und nie war ihr ihre Wohnung so jämmerlich vorgekommen, wie heute. Welch ein Unterschied gegen Frau Fink's Küche! Die Mutter war aus, war offenbar den ganzen Abend fortgewesen; Alles stand noch eben so, wie Jenny es verlassen hatte, das Feuer auf dem Herd war ausgegangen — kalt und ungemüthlich sah Alles aus. Gestärkt durch Frau Fink's Pudding, that sie ihr Möglichstes, aufzuräumen, Feuer anzumachen, und der Gedanke, daß ein liebes Auge auf sie herabblieke, und daß sie gern Jesu wohlgefallen möchte, gab ihr große Freude zu dieser Arbeit. Als sie endlich der Stube ein etwas heimisches Aussehen verschafft, setzte sie sich ans Feuer, überdachte noch einmal, was sie heute Abend gehört, und schlief endlich ein. Sie mochte ziemlich lange geschlafen haben, als der Vater hereintrat und sie weckte. „Jenny, Jenny,“ rief er vorwurfsvoll, „warum bist du nicht schon längst im Bett? Das lange Ausrufen ist gewiß nicht geeignet, dich wieder kräftig zu machen.“

Jenny sprang auf, rief sich die Augen, und eilte, sobald sie völlig wach war, um ihrem Vater das Abendbrot zu bereiten. „Darf ich dir nicht die Wurst braten?“ bat sie.

„Nein, Kind, laß mich es thun, geh du flink zu Bett. Wo ist die Mutter?“

„Sie ist noch nicht da,“ antwortete Jenny, als sie dem Vater die Pfanne über dem Feuer hielt. „Bitte, laß mich deine Wurst braten, ich bin gar nicht müde und möchte aufbleiben, bis die Mutter kommt.“

„Du bist ja heute Abend so fröhlich, mein Kind. Was hast du gehabt?“

Jenny erröthete, als sie ausweichend erwiderte: „Ich muß dir erzählen, wo ich gewesen bin, und was ich gelernt habe — o, es war so schön!“ Und während der Vater sein Abendbrot verzehrte, erzählte sie ihm von Allem, was sie gehört und gesehen hatte.

„Das sind wunder schöne Neben,“ antwortete Ernst, „und ich denke, du glaubst das Alles! — Ja, Jenny, glaube es nur. Alles muß wahr sein, obgleich ich nicht viel von diesen Dingen weiß — aber wie habe auch ich geglaubt, als ich noch ein Knabe war!“

„Hast du damals Alles über Jesus gewußt, Vater?“ fragte Jenny, und als Ernst es bejahte und gestand, daß er's jetzt

fast ganz vergessen habe, rief sie: „O, Vater, ich glaube, ich könnte es nie vergessen!“

„Du bist jetzt älter, als ich damals war, da meine Mutter mich lehrte. Wahrscheinlich wirst du es behalten und auch darnach leben, wie deine Mutter gethan, nachdem sie eine Christin geworden. Ich bin zwar sehr unwissend in diesen Sachen, aber das weiß ich doch: Thaten müssen reden, Thaten reden besser, als alle Worte der Welt. Hat dieser junge Herr dir vielleicht gesagt, daß du zu Hause mir und der Mutter behülflich sein solltest?“

„Ja, Vater, er sagte mir, daß ich Alles so gemüthlich machen solle, wie möglich. Aber, ich fürchte, so geht's nicht. Ich habe weder Eimer noch Besen und Bürste — gar nichts.“

„Ist gar Nichts da, nicht etwas von Baby Nell's Sachen, die nun ja doch nutzlos sind?“ fragte Ernst. Als er aber bemerkte, welch' einen wunden Fleck er damit berührt, und wie Jenny eher zu allem Andern bereit gewesen, als sich von den Sachen ihres Lieblings zu trennen, versprach er begütigend, ihr Alles zu kaufen, was sie wünsche. Das Gesicht des Kindes klärte sich bei dieser Aussicht auf, und sie beschrieb dann mit hellen Farben Frau Fink's wundervolle Küche. „Warum können wir nicht auch ein besseres Haus haben und Alles so rein und sauber?“ fragte sie endlich.

„Der Branntwein, der Branntwein thut's!“ klagte Ernst. „Als deine Mutter noch lebte, hatten wir Alles vollauf und nett — aber was hilft's jetzt, neue Sachen anzuschaffen! Wo würden sie in den nächsten Tagen sein!“

„Nun, ich sehe wohl, wir müssen hier bleiben,“ erwiderte Jenny alttug, „aber ich will's dir und der Mutter wenigstens so wohnlich machen, wie ich kann. Ich möchte gern gut werden und thun, was Gott gefällt, und weiß sonst Nichts, womit ich das kann. Frau Fink meinte freilich auch, ich müsse mich nach einem kleinen Dienst umsehen, wenn ich stärker würde.“

„Nein, Jenny, das geht nicht. Ich muß dich um mich haben, wenn ich des Abends nach Hause komme. Wenn du des Tags einen Stunden dienst nehmen willst, ist mir's recht, weil du doch jetzt wenig zu thun hast, und ich dich nicht gern unter den Straßenfindern habe. Aber so wie du jetzt bist, in solch unordentlicher Kleidung, nimmt dich Niemand. Ich wundere mich, daß Frau Fink dich in ihre wundervolle Küche ließ. Sie soll so schrecklich eigen sein.“

„Das habe ich dem jungen Herrn zu danken,“ erwiderte Jenny; „ich habe mich auch so rein gemacht, wie ich nur konnte und ihr gewiß Nichts verdorben.“

„Davon bin ich überzeugt, mein Kind,“ sagte der Vater, und dann durchfuhr ihn plötzlich ein neuer Gedanke. „Jenny, was meinst du, möchtest du wohl jeden Tag zur Schule gehen?“ fragte er.

„O, wie gern, wie gern!“ rief das Kind, dunkelroth vor Freude.

„Wohlan, so sollst du in die Schule gehen, und ein wenig Bildung lernen. Das wird dich vor Langelweile schützen und ist dir vielleicht später nützlich. Ich kann es leisten und ich will es leisten, und wenn du ein gutes Mädchen bist, sollst du auch ein neues Kleid haben. — Doch, meine Jenny war immer ein gutes Kind und hat mir keinerlei Kummer gemacht.“

Diese freundlichen Worte, dieses Lob des Vaters, thaten dem Kinde so innig wohl. Nie hatte sie solch herzlichen Ton von ihres Vaters Lippen vernommen. Aber dies Lob demüthigte sie zu gleicher Zeit auch. „Ach, Vater,“ fing sie an, „gerade heute Abend habe ich recht gefühlt, daß ich gar nicht gut bin! Der junge Herr sprach von dem sündigen Herzen, und wie wir

uns so oft verjündigen gegen den Herrn, und wenn ich über mich selbst denke, ach, wie viel habe ich gethan und gesprochen, das dem Herrn Jesu schrecklich sein muß! Es thut mir so leid, aber ich wußte ja nicht, daß ich Ihn damit betrübte; du weißt, ich wußte ja Nichts von Ihm. Aber ich will's nie wieder thun. Jetzt weiß ich, daß Er Alles hört und sieht, und daß Er die Sünde nicht dulden kann."

"Du Jenny? was hast du denn gethan, das so schlimm sein könnte? Du warst ja immer ein gutes Kind," erwiderte Ernst.

"Unzählige schlimme Wörter habe ich gesagt, habe mich gezankt und geschlagen mit den Knaben und Mädchen, wenn sie Baby Nell neckten, und bin oft so böse auf die Mutter gewesen, daß ich ihr die Zange an den Kopf hätte werfen, sie hätte tödten mögen. Nein, ein böses Kind bin ich gewesen, nicht ein gutes, wie du meinst. Der junge Herr sagt, wir sollen werden, wie der Herr Jesus, der uns lieb hat, und denk dir, er war immer gut und freundlich gegen Jedermann, gegen seine Freunde und Feinde. Es thut mir so leid, daß ich nicht früher von ihm gehört habe, ich hätte ihn gewiß nicht so betrüben wollen."

Der Vater blickte gedankenvoll ins Feuer, antwortete aber nicht auf Jenny's Selbstanklage. Endlich fing er an: "Ich muß jetzt zu Bett, und geh du auch, Kind. Es ist überflüssig, daß wir nach der Mutter aufsitzen."

"Bitte, laß mich aufbleiben, bis die Mutter kommt," bat Jenny. "Geh du zu Bett, Vater, du bist müde, ich bin's aber gar nicht. Vielleicht ist die Mutter hungrig, und ich möchte ihr so gern ein wenig Wurst braten."

Ernst ging also zu Bett, und ließ Jenny ihren Willen. Freilich, als die Stiefmutter endlich nach Hause kam, bedurfte sie des Kindes Dienste nicht, sondern nachdem sie mit lallender Zunge einige Flüche ausgestoßen und in der Stube herumgetaumelt hatte, fiel sie der Länge nach in der Nähe des Feuers nieder und war bald fest eingeschlafen. Jenny gedachte der Worte ihres Lehrers, sie dachte an das Elend der Betrunkenen, und statt ihres gewöhnlichen Abscheus und Ecls fühlte sie etwas von Mitleid mit derselben. Sie konnte freilich jetzt nichts weiter thun, als das Feuer so weit von ihr zurückschieben, wie's nur ging; dann machte sie das Licht aus und suchte den Weg nach ihrem dürftigen Lager.

Kaum konnte Jenny den nächsten Abend erwarten, nicht nur wegen des Unterrichtes, sondern auch, weil sie ihrem Lehrer so freudige Nachrichten zu bringen hatte. Sie wußte, daß er sich mit ihr freuen würde, und hatte sich nicht getäuscht. Es war fast schwer zu sagen, wer sich am meisten freute, Albert beim Hören, oder Jenny beim Erzählen der Freudenbotschaft, und als Letztere hörte, daß trotz ihres regelmäßigen Schulbesuchs auch noch die Abendstunden fortgesetzt werden sollten, freute sie sich hoch.

Frau Fink erbot sich dann, ihr etwas zu machen, das sie Sonntags anziehen könne; freilich wollte sie ihr das Zeug nur leihen, und die Mutter solle lieber nichts davon wissen. Ja noch mehr, sie erbot sich sogar, Jenny zu zeigen, wie sie ihre Sachen nützen und nett in Ordnung halten könne.

Mit großem Dank nahm das Kind das gütige Anerbieten an.

Dann begann der Unterricht, dessen Hauptgegenstand heute Abend das trostige und verzagte Menschenherz war und die Nothwendigkeit, wiedergeboren und in Christo Jesu eine neue Kreatur zu werden. "Ach," sagte Jenny nachdenklich, als Albert schwieg, "wie wahr ist das Alles! Ich habe gerade dem

Vater erzählt, wie böse ich gewesen bin, aber ich will so gern anders werden! Wenn ich Alles bedenke, ist es mir das Wunderbarste, daß dennoch Jesus mich lieb haben kann. Daß er Sie lieb hat und Frau Fink, ja, daß er auch Baby Nell lieb hatte, glaube ich gern, aber es ist nicht so leicht, zu glauben, daß er auch mich liebt."

"Nun, Jenny," erwiderte Albert lächelnd, "so denkt wohl ein Jeder, den Jesus lieb hat. Daß er Andere lieb hat, glaubt man gern, das wunderbare Ginen eben nicht — aber auch mich?" So fragt jeder Christ wohl manchmal in seinem Leben. Und dennoch ist es so: Er liebt dich und mich, nicht weil wir liebenswürdig wären, o nein, sondern weil seine Liebe so groß ist und wir so sehr liebesbedürftig. Wir sind wie die irrenden Schafe, aber er geht uns nach und sucht uns, und wenn wir uns von ihm finden lassen, nimmt er uns auf seine Arme und freut sich über uns, und trägt uns sicher in die himmlische Hürde!"

Jenny erwiderte Nichts, aber Frau Fink sprach mit einem tiefen Seufzer: "O, es ist wunderbar!"

So ging es drei, vier Monate lang fort, und Jenny kam wöchentlich gewöhnlich vier Abende zum Unterricht. Sie machte rasche Fortschritte mit dem Lesen, und der Same des Wortes Gottes, den der Jüngling reichlich aus säete, fiel auf einen empfänglichen Boden und versprach reiche Frucht.

Als nach und nach die Kräfte des Kindes zunahmen, wurde ihre armselige Wohnung wie umgewandelt. Die Nachbarn sahen sie selten draußen, das Straßenleben hatte für sie ganz aufgehört, statt dessen hielt sie nach Frau Fink's Vorbild ihre kleine Stube in musterhafter Ordnung, und nach vollbrachter Hausarbeit lernte oder nähte sie eifrig.

Mit großer Freude bemerkte der Vater die große Veränderung. "Sie hat sicherlich dieselbe Religion, welche ihre Mutter hatte," sagte er eines Tages zu Frau Fink. "Sie ist so munter wie ein Vogel, und es ist wundervoll, wie sie mit meiner Frau fertig zu werden weiß."

Als die Zeit herangerückt war, wo Jenny die Sonntags- und Wochenschule besuchen sollte, war sie, Dank dem Beistande von Frau Fink, eben so nett gekleidet wie ihre Schulfreundinnen aus besseren Ständen. So glücklich aber wie der neue Ankömmling, war wohl keins der Schulkinder. Welch eine helle, vielversprechende Zukunft lag mit diesem neuen Schritt vor ihr!

Eins freilich trübte manchmal die volle Freude unsers kleinen Schulmädchens: es waren die armen früheren Genossen und Kameradinnen, die noch verwahrloht umherliefen, wie sie es früher gethan. Während jetzt bei ihr das Licht der Freude und des Friedens angezündet war, irrten diese noch umher, sich selbst überlassen, ungesucht, eine Beute namenlosen Jammers und Elendes. Armuth, Trunkenheit, düstere und ungesunde Wohnungen, Schmutz und Lumpen, die rohesten Ausbrüche der Sünde in allerhand schrecklicher Gestalt überschatteten die Armen und verbargen allen Sonnenschein des Lebens von ihnen. O, welch ein Mitleid hatte Jenny mit ihnen, wie gern hätte sie Allen geholfen!

Sie versuchte zwar, Eins oder das Andere mit in die Sonntagschule zu nehmen, und es gelang auch wohl hier und da, aber nicht oft. Die Eltern waren gewöhnlich entweder zu gleichgültig, um die Kinder einigermaßen anständig für die Sonntagschule zu kleiden, oder wirklich zu arm dazu.

Jenny konnte nicht Viele mitnehmen zu der Quelle der Erkenntniß, aus welcher sie mit vollen Zügen trank, aber sie ver-



fuchte doch, ihnen kleine Tropfen zuzutragen, und wir wollen hoffen, daß diese Tröpflein wie Thautropfen auf welcke Blumen gefallen sind. „O, wenn ich eine reiche Dame wäre,“ seufzte sie oft, „ich würde meine Zeit und mein Geld anwenden, diese armen Knaben und Mädchen aufzusuchen, um sie ihrem Elend zu entreißen!“

Eines Abends, nachdem Jenny sich verabschiedet hatte, wandte Frau Fink sich an Albert und sagte in einem bei ihr ganz ungewöhnlichen, demüthigen Tone: „Ich glaube, ich habe in diesen Abenden ebensowohl gelernt, wie Jenny. Ich bin nicht ganz ruhig über die Weise, wie ich meinen Mann behandelt habe; vielleicht habe ich mich doch geirrt. Nie habe ich vergessen, ihm seine Sünden vorzuhalten und ihm mit dem Zorn Gottes und dem zukünftigen Gericht zu drohen, aber es hat nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht. Er ist so munter und lustig wie ein Vogel dabei geblieben, ist auch nicht oft böse geworden. Nur zuweilen fuhr er auf und sagte, ich solle meine Religion für mich behalten und ihn nicht damit quälen.“ Nach diesen Worten schwieg sie und strickte mit einem Eifer, als ob der Strumpf in einer Minute fertig sein müsse; aber bald ließ sie die Hände sinken und fuhr fort: „Ich fürchte fast, es war niemals hier (auf ihr Herz zeigend), sondern nur in meinem Kopf. Ach, und ich bin doch in meiner Bibel gar wohl zu Hause, aber es fällt mir ein, was geschrieben steht: ‚Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig.‘ Von dem neuen Liebesleben, welches augenscheinlich in dem Herzen dieses heidenähnlichen Kindes angefangen hat — weiß ich gar Nichts. Natürlich würde ich das nicht Jebermann bekennen, aber ich denke, Sie sind ein Christ und sprechen nicht weiter darüber.“

Es war eben kein angenehmes Gefühl für einen bescheidenen Jüngling, so zu sagen der Beichtvater einer älteren Frau zu sein, und er antwortete nur: „Natürlich werde ich von Ihrem Vertrauen, keinen Mißbrauch machen, Frau Fink.“

„Das Wort Jenny's, als sie neulich nicht fassen konnte, daß der Heiland sie lieben könne, ging mir durch Herz und Gewissen. Als sie meinte, auch mich müsse er wohl lieb haben, o, wie ging's mir nach! Wie habe ich mich immer wieder fragen müssen: „Ist es nicht das unbegreiflichste Wunder, daß er dich lieb haben kann, die alte Martha Fink?“ Ich mußte mir sagen: „Ich glaube kaum, daß ich meinen Mann liebe, obgleich er so gut gegen mich ist, ich fürchte, es ist am Ende gar keine Liebe in meinem Herzen.“ Dann fiel mir der Text ein: „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht?“ — Gewiß ist nicht Alles richtig bei mir, aber der Herr wird ja auch mich zurechtbringen! Es macht mich unruhig, wenn ich sehe, wie Jenny das Evangelium angenommen hat, und was es in ihr gewirkt — ich habe es nicht so empfangen, wie sie. Und doch, hat nicht der Herr gesagt: „Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen?“ Fordert er nicht, daß wir umkehren und werden, wie die Kinder?“

„Ja, ja,“ erwiderte Albert, „und ist es nicht köstlich zu sehen, wie das Kind die frohe Botschaft des Evangeliums angenommen hat? Mit welch einfältigem Vertrauen, mit welch großem Glauben, mit welch lebhaftem Ergreifen des unsichtbaren Gottes und Heilandes. Und wie treibt ihr Glaube schon Blüthen und Früchte! Wie thut das Kind, was sie vermag, um ihrem Heiland zu gefallen, ihm ihre Liebe zu beweisen, mag's auch nur sein durch das Reinhalten ihrer Woh-

nung, oder durch die Aufmerksamkeit, welche sie dem Vater, durch die Geburt, welche sie der trunksüchtigen Mutter beweist! Ja, wie ist das arme unwissende Kind ein Licht geworden, welches, wie klein auch, doch scheint, gerade da, wohin der Herr sie gestellt hat, daß auch selbst die verkommenen Nachbarschaft ihren Einfluß spürt. O, wenn doch ein Jeber, der den Herrn kennt, auch wie sie, das Seine thäte, doch auch schiene und leuchte grade da, wo er ist; wenn doch Niemand sein Licht unter dem Scheffel verbergen wollte, — wie bald würden dann die finstern Stätten der Erde erleuchtet und durchleuchtet sein von dem lebenspendenden Lichte Gottes.“

„Ja,“ erwiderte Frau Fink ernst, „ich sehe, die Religion, das Christenthum, ist etwas Wirkliches, ein wirkliches Leben, nicht das leere Ding, als welches ich es bis jetzt genommen habe. Ich habe mich begnügt mit gewissen Pflichten, habe täglich meine Bibel gelesen, habe kaum einen Sonntags- und Wochengottesdienst versäumt, aber ich habe mein Christenthum nicht gelebt, es hat keinen Einfluß auf mein tägliches Leben und Thun gehabt. Ach, wie ganz anders hätte ich sonst meinen guten Mann behandeln, wie hätte ich sonst mich umsehen müssen nach der armen Jenny, lange bevor sie zu mir kam und nach dem Herrn Jesus fragte! Und Gott möge mir vergeben, wie ich sie behandelt haben würde! Ja, wäre es nach meinen Ansichten und Belehrungen gegangen, sie wäre sicherlich heutigen Tages noch in heidnischer Finsterniß!“ Bei diesen Worten legte die aufrichtige Frau beide Hände auf die Stuhllehne und saß nun gebeugten Hauptes da. Man sah, wie bewegt, wie traurig sie war. Endlich fing sie wieder an: „Tag für Tag habe ich in der letzten Zeit mit mir selbst geredet, und es scheint, der Herr hat eine gehörige Siftung mit mir vorgenommen. Aber wie schwer es mir auch geworden ist, ich bin nicht ganz muthlos. Ich darf ja schreien: Gott, sei mir Sünderin gnädig! und weiß, solch Schreien verachtet er nicht.“ —

„Nein, niemals, wenn ein armer Sünder von Herzen so zu Ihm ruft,“ erwiderte Albert ruhig.

„Jetzt aber soll's mit Gottes Hülfe auch ein anderes Leben werden. Bisher habe ich den Splitter in meines Mannes Auge gesehen und auszureißen gesucht, und habe nicht gesehen den Balken in meinem eignen Auge. Jetzt will ich ihm zeigen, daß ich gern meinen Balken fort hätte, vielleicht wird er dann auch versuchen, von seinem Splitter frei zu werden. Mit meinen religiösen Worten will ich ihn eine Zeit lang verschonen, und desto mehr suchen, durch Thaten ihm ans Herz zu reden, und wenn er dann nach der Ursache dieser Veränderung fragt, will ich's ihm frei heraus sagen, was der Herr an meiner Seele gethan hat. O, ich hoffe, daß ich jetzt mit Ihnen und Jenny in demselben Boote bin, und daß wir zusammen dem Lande Canaan zusteuern!“

„Wir wollen trachten den Namen unsers Herrn zu verherrlichen durch unser ganzes Leben, und ein Segen in der Welt zu sein. Der Herr will uns segnen und uns setzen zum Segen,“ sagte Albert, „und geben, daß Er uns einst empfangen könne mit dem Gruß: ‚Ei, du frommer und getreuer Knecht, du fromme und getreue Magd! — O, es ist ein Vorrecht, eine Freude über alle Freude, wenn der Herr uns erlaubt, seine Mitarbeiter zu sein! Auch um die erste Stunde nimmt Er ja noch Arbeiter für seinen Weinberg; aber ist es nicht eine besondere Gnade, wenn wir auch die Last und Hitze des Tages um feinetwillen tragen dürfen?“

(Fortsetzung folgt.)



## Aus dem Leben der Insekten.

Bearbeitet von einem Naturfreund.

## II.

Besonders merkwürdig erscheinen uns die Insekten schon im Hinblick auf die große Anzahl ihrer verschiedenen Gattungen. Sie bilden bei weitem die größte Klasse des gesammten Thierreichs. Es sollen deren bis jetzt

großen Naturforschers und Philosophen Aristoteles jemals eine Ahnung. Und dann die Anzahl der Individuen einer jeden einzelnen Gattung! Dan. March, D. D., erwähnt in seinem interessanten Werke: "Our Father's House," Folgendes: „Auf dem Ozean erblicken wir dann und wann mei-

lenweite Strecken, die roth und grün und gelb aussehen. Zuweilen erhebt er sich und schwillt in silberhellen Wogen an. Zuweilen ist der Schnee im hohen Norden blutroth gefärbt, gleich als ob hier eine große Schlacht geschlagen worden wäre. In allen diesen Fällen rührt die Farbe und das Licht von zahllosen lebendigen Creaturen her, die so klein sind, daß fünf Millionen in geschlossener Reihe neben einander auf einer Straße von mäßiger Breite wandern könnte. . . . Eine Klasse dieser lebendigen und vollkommen organisirten Geschöpfe ist so klein, daß acht Millionen in der hohlen Schale eines Senfforns leben könnten. Ganze Gebirgszüge bestehen aus den Skeletten von Creaturen, die so klein sind, daß wir des stärksten Mikro-



Der Puppenräuber.

mit Hilfe des Mikroskops etwa 150,000 Arten entdeckt worden sein. Von dem Vorhandensein Millionen derselben hatte weder der scharfsinnige Geist eines Salomo, noch das Genie jenes

scops bedürfen, um eine Spur von Organisation in der Handvoll Staub zu entdecken, und dennoch besteht diese Handvoll Staub aus Millionen lebendiger Wesen. Das feine Pulver



des Polirschleifers ist nichts als eine Masse vollkommen ausgebildeter Schalen längst erstorbener Geschöpfe, so klein, daß vierzigtausend Millionen in einem Kubitzoll des Steins enthalten sind.“

Eine andere merkwürdige Erscheinung bei den Insekten sind die verschiedenen schon erwähnten Entwicklungszustände—ein Gelehrter würde hierher setzen: *Metamorphose*—während ihrer Zeitdauer. Diese Entwicklungszustände, in welche die Insekten von einem in den andern übergehen, sind vierlei: Die *Raupe*, Larve, Made frist sehr viel, wächst außerordentlich schnell, häutet sich mehreremale, dann hört sie auf zu fressen, häutet sich nicht mehr, sucht einen Ort, wo sie ungestört ist, und verwandelt sich da in eine Puppe. Aus dieser schlüpft nach Tagen, Wochen, Monaten, Jahren, das vollkommene Insekt, welches nun seine Eier legt, aus denen sich sodann wieder Raupen entwickeln. Das Junge ist eine *Larve* und hat als solche in den meisten Fällen nicht die mindeste Ähnlichkeit mit dem vollkommen entwickelten Insekt.

Merkwürdig ist insbesondere bei vielen Insekten — um hier nur eines Kleinen Theils ihres wunderbaren Organismus zu gedenken — das Auge. Dasselbe ist eine Welt im Kleinen. Ist es dir, lieber Leser, nicht schon aufgefallen wie unmöglich es ist, z. B. einen Schmetterling oder eine Fliege unmerklich zu beschleichen, obschon sie sich nicht herum drehen, und trotzdem die Augen zu beiden Seiten des

Seine Absicht ist leicht zu errathen, sein Name verräth dieselbe schon. Er ist auf dem Kriegspfad. So hübsch wie der Gefelle aussieht, so grausam mörderisch ist er. Furcht scheint er auch nicht zu kennen. Er erinnert stark an einen Krieger des Alterthums in glänzendem metallenen Harnisch. Bei ihm scheint das Sprichwort: „Der Stärkste wird Meister“ einzig Geltung zu haben. Schon die Larve versteht das Mordgeschäft, und eine solche sehen wir von hinten auf den Raupenzug zueilen. In offenem Kampfe, ohne Hinterlist oder Furcht, geht der Puppenräuber auf seine Beute los. Die große etwas behaarte Kiefferraupe, schlägt, wenn sie angegriffen wird, mit dem freien Körpertheile heftig um sich; er aber läßt nicht los und stürzt mit ihr vom Baume. Unten angelangt, wird die Balgerei fortgesetzt, und er unsanft umhergeschleudert, aber



Der Pillendreher.

Kopfes vollkommen festsitzen, und dennoch beherrschen sie ohne Zweifel ein größeres Gesichtsfeld, als die Wirbelthiere mit ihren beweglichen Augen. Und worin liegt wohl der Grund dieser Umsichtigkeit? Antwort: In dem wundervollen Baue des Insektenauges; dasselbe besteht nemlich aus einer überraschenden Menge kleinerer Auglein, welche sich mit Hilfe des Mikroskops schon bei mäßiger Vergrößerung als sechsseitige in einanderlaufende Felder erkennen lassen. Mittels dieser zweibis sechsstaufendfachen Augen schaut das Thierchen zu gleicher Zeit nach rechts und links, nach hinten und vorne, nach oben und unten. — In unserem ersten Bilde begegnen wir wieder einer interessanten Scene. Unsere Aufmerksamkeit wird in dieser Gruppe namentlich auf jenen Käfer rechts oben gelenkt. Es ist der *Puppenräuber*, auch zuweilen „*Schönleib*“ genannt, weil er mit seinem stahlblauen Gewand mit samt der sechs Punktreihen versehenen Flügeldecken, die goldglänzend sind, ein Prachthierchen bildet. Er marschirt gerade auf einen Zug von Processionsraupen zu

Alles umsonst für das außersehene Schlachtopfer; geschwächt und ermüdet muß sich die Raupe zuletzt in ihr Schicksal fügen. Mit den vordern Klauen in der mühsam errungenen Beute und mit den hintern in die Erde eingeschlagen geht es nun mit der Verpesung derselben vor sich.

Professor *Dah* räth in der Beschreibung dieses Käfers besonders den Gärtnern Vorsicht an und sagt, es lohne sich der Mühe, sich genau mit der Natur der Larven dieses Räubers bekannt zu machen; damit sie nicht in ihrer Unwissenheit Jagd auf einen ihrer besten Freunde machen möchten, denn eben diese Käfer seien ihnen in der Vertilgung der Raupen so beförderlich, als irgend ein anderes Mittel. In der untern Ecke links auf der Abbildung sieht der Leser die Puppe dieses Käfers in ihr zeitweiliges Grab eingebettet. Man zählt etwa neun und siebenzig Arten dieser Käfergattung. Aber laßt uns weiter eilen. Hier dicht am Wege vernimmt unser Auge ein Etwas, das sich vorwärts bewegt, sich wälzt und rollt. Es ist die vereinigte Kraft von *Pillendrehern* oder *Mistkäfern*,



im Begriff eine von ihnen selbst geformte Mistkugel ihrem Bestimmungsorte zuzuführen. Wir schauen mit Interesse zu, wie sie weder Mühe, noch Hindernisse in ihrer Kiesenarbeit aufhalten können. Was, wenn sie in ihrem vereinigten Bemühen das eine Mal sammt ihrer Last über eine Erdscholle und über einander purzeln, und dann wieder mit fast übermäßiger Anstrengung eine steile Anhöhe hinauf müssen und je und dann auch ihre Bürde aus einer Vertiefung herausarbeiten müssen? Keine Mühe verdrießt sie, bis ihre Arbeit vollendet und ihr Ziel erreicht ist. Oft stand ich still und beobachtete sie in ihrem wichtigen Geschäft und ließ mir die heilsame Lehre von

„Ein zweites, drittes Ei,“ sagt B r e h m, „bedingt dieselbe Arbeit, mit welcher die kurze Lebenszeit ausgefüllt wird. Entkräftet von der Arbeit bleiben die Käfer zuletzt am Schauplatze ihrer Thaten liegen und verenden. In der vergrabenen Kugel erblickt neues Leben, das Ei wird zur Larve und diese findet den hinreichenden Vorrath, um dadurch zu ihrer vollen Größe heran zu wachsen.“ Professor „Dag“ nennt diese „Scarabäen,“ wie man die gesammte Gattung bezeichnet, „die Gesundheitsbehörde der Natur“; denn unbeschreiblich ist der Nutzen, den diese Thierchen auch zur Reinigung der Atmosphäre durch die Beseitigung so vieler Dünste leisten. Die

Egypter sahen in dem Thun und Treiben und in der Gestalt des Käfers das Bild der Welt, der Sonne und des muthigen Kriegers, so daß sie ihn auf Denkmälern darstellten.

Hier auf der dritten Abbildung ist eine andere Gattung der großen Käferfamilie dargestellt. Es ist dies der sogenannte G e r b e r, den Mistkäfer angehörig. Er ist leicht erkenntlich an den weiß marmorirten Leckschilden. Er verbreitet sich weit in Europa, frißt gern an Fichten- sowohl als an Laubhölzern. Rühmliches läßt sich diesen Burschen keineswegs nachsagen. Er ist, wie eine gewisse Menschengattung, nur auf Z e r s t ö r u n g bedacht. Frankreich, Deutschland und England leiden gleichviel von ihren Verheerungen. In dem sie sich von Wurzeln nähren, werden sie den Pflanzungen ungemein schädlich, ja schreckenerregend. Erstlich fressen sie die Wurzeln der Dünengräser weg, welche man zur Befestigung des Fluglandes und somit der Dünen überhaupt an-



Der Mistkäfer.

Fleisch und wunderbarer Ausdauer einerseits und von harmonischem Zusammenwirken andererseits von diesem Thierchen geben. Merkwürdig und auffallend ist ihr scharfer Geruchssinn, der sie aus weiter Ferne ihre Bezugsquelle wittern läßt, und auf solche Weise von verschiedenen Richtungen herbei gelockt, ist bald eine Düngrstätte mit Mistkäfern bevölkert. Da wird dann fleißig darauflos gearbeitet und nicht selten Kugeln von der zweifachen oft dreifachen Größe ihres eigenen Körpers gemacht. Das Weibchen beschenkt diese Kugel mit einem Ei, darauf wird dieselbe mit vereinigter Kraft, indem der eine mit seinen Hinterbeinen fortzieht, der andere mit unter gestemmttem Kopfe vorwärts schiebt, in eine tiefe Röhre versenkt, zum Schutz für die Nachkommenschaft.

pflanzt. Dann aber auch richten sie dadurch unsäglichem Schaden an, indem sie durch Abnagen der Wurzel oder Durchbeißen des unterirdischen Stammes Anpflanzungen von Kiefern und Laubhölzern nicht aufkommen lassen. Erst in letzten Jahren ist man endlich aufgewacht, um Vertilgungsmaßregeln zur Ausrottung dieses Mistkäfers zu treffen, der Jahrhunderte lang ungehindert sein Unwesen forttreiben konnte.

Ob aber diese Maßregeln dem Zweck vollständig entsprechen, bezweifeln wir sehr, sie mögen indeß doch dem Ueberhandnehmen dieser Thierchen in etwa Einhalt thun. Es war unser Plan auch noch den Rosen- oder Goldkäfer in dieser Abhandlung zu beschreiben, allein unser Raum, wie wir sehen, ist bereits hinlänglich aufgenommen. Also mit nächstem mehr.



## Der Buschprediger.

Erzählt von D. Gwald.



Er predigte immer im Wald oder im Freien und hielt eine wundervolle Reihe von Lagerversammlungen. Er hatte kein Kirchengebäude und war nie ein fester Prediger, d. h. Prediger über einer gewissen Gemeinde. Ich weiß nicht, ob er je in seinem ganzen Leben in einem Hause predigte. Er bestellte seine Versammlungen immer im Freien, gewöhnlich an den Ufern einer der großen Flüsse seines Landes.

„Aber ging denn irgend Jemand hinaus ihn zu hören?“

Ja, er hatte eine fast unzählbare Zuhörerschaar, wahrscheinlich größer als irgend ein Haus in der Welt fassen könnte.

„Wenn er nie in den Kirchen gepredigt hatte, wie konnten die Leute wissen, daß er ein guter Prediger sei, und daß es sich lohnen werde, hinauszugehen, ihn zu hören?“

Das kann ich nicht sagen. Wahrscheinlich war seine erste Versammlung nicht so groß. Aber er war so eloquent, daß die, welche dort waren, es weit und breit verkündigten. Und dann war noch die große Neugierde, einen Mann zu hören, der nur im Walde oder im Freien predigte. Die Neuerung selbst muß viele angezogen haben.

Er war ein junger Mann, nicht mehr denn dreißig oder einunddreißig Jahre alt und der Sohn eines guten Predigers. Aber seine Kleidertracht war gar nicht predigerartig. Er trug keinen Talar, keine weiße Halsbinde und auch keinen schwarzen Frackrock. Hingegen bestand seine Kleidung aus grobem Haartuch, welche durch einen ledernen Riemen, den er um sich geschnallt hielt, um seinen Körper gehalten wurde. Seine Haare und sein Bart waren sehr lang, und er sah mehr einem Wilden ähnlich, der alle seine Tage im Urwald verlebt hatte, als einem Prediger. Und in der That, er hatte auch viel als ein Einsiedler gelebt. Seine Speise war höchst einfach. Als Trank genoß er nichts als klares Wasser. Er war daher äußerst unabhängig, als er anfing zu predigen. Er bekam kein Salair und verlangte auch keins.

„Wie konnte aber Jemand wünschen, einen also aussehenden Mann zu hören?“

Er war ein ernstlicher, lebendiger Redner. Seine Stimme schallte kräftig und muthig durch den Wald, wie die eines Löwen. Die Leute horchen immer auf einen ernsten, muthigen Mann. Und dann hatte er ihnen auch eine gute Nachricht zu überbringen: Der Herr war im Begriff bald einen großen König unter sie zu senden, ein herrliches Reich unter ihnen aufzurichten.

Dies war wichtige Neuigkeit für sie, denn sie schmachteten unter dem schmachvollen Joch einer fremden Macht. Nebstdem hatten sie in ihrer Nation ein altes Buch aufbewahrt, welches eine höchst begeisternde Beschreibung von den herrlichen Zeiten, wann dieses Reich aufgerichtet werden sollte, enthielt, und Alle waren freudig aufgeregt, zu hören, daß die Zeit so nahe sei.

Mit einer solchen Botschaft konnten sie es hinnehmen, daß er deutlich von ihren Sünden zu ihnen redete. Er schonte sie auch nicht im Geringsten, er warnte und ermahnte sie Buße zu thun. Am Schlusse einer jeden Predigt drang er in welche, die wirklich Buße thaten, hervorzukommen und sich taufen zu lassen als Unterpfand, daß sie wirklich ihre Sündenwege verlassen wollten. Solche, die willig waren, blieben, und wenn

sie wahre Früchte der Buße zeigten, taufte er sie. Manche fragten mit thränenenden Augen, wie sie wahre Reue zeigen sollten. Solchen, welche habüchlich und hartherzig waren, befahl er, die Armen zu speisen und die Nackten zu kleiden. Andere waren Steuerbeamten, denen sagte er, nicht mehr zu fordern als die Regierung verlange. Auch waren Soldaten unter ihnen, denen befahl er, mäßig und friedlich zu sein und keinen Aufruhr anzustiften und mit ihrem Lohn zufrieden zu sein. Auch waren lasterhafte Weiber unter denen, welche die Taufe verlangten.

„Mit ihnen redete er doch wohl nicht?“ Ja doch. Strenge, wie er auch die Sünde in seiner Predigt geißelte, so bemitleidete er doch arme weinende Sünder, deren Herz ihres gottlosen Lebens wegen zerschmolz, und welche Niemand liebte und Zedermann tadelte. Er sprach tröstende Worte zu ihnen, ja taufte sie sogar, und sie waren so demüthig und dankbar, daß sie fortan ein besseres Leben führten.

„War es ihm denn so sehr daran gelegen, einen großen Haufen Anhänger zu sammeln?“

Durchaus nicht! Manche sehr angesehenen Leute kamen zu ihm in der Meinung, er würde sie mit offenen Armen empfangen, um durch ihren Stand seine Sache in den Augen der Welt zu heben. Sie waren aber nicht im Geringsten bußfertig und meinten, sie seien mehr als gut genug für seine Kirche; der Mann, welcher so gütig zu den rauen Soldaten, Steuerbeamten und lasterhaften Weibern gesprochen, hatte gewiß nur süße Worte für sie. Aber nein! Er merkte sogleich ihre Gedanken. Er sah, daß ihre Buße nur Schein war und welche Namen, denkt ihr, daß er ihnen beilegte? Er nannte sie Schlangen und Otterngezüchte! und sagte ihnen, daß sie sich auf der abschüssigen Bahn zur Hölle befänden, daß es ihnen nichts half, ihr Vertrauen in ihre guten Werke und frommen Vorbäter zu setzen, daß wenn sie nicht Buße thäten sie bald abgehauen würden, wie Bäume für Feuerholz oder wie die Spreu, die durch den Wind vom Weizen geblasen und mit unauslöschlichem Feuer verbrannt wird.

„Warum behandelte er denn diese respectablen Leute, die nie so gottlos waren so barsch, während er andere, welche sich viel schlechter betragen hatten, tröstete?“

Gute Prediger fragen nicht wie ein großer Sünder ein Mensch gewesen ist, sondern wie herzlich er seine Sünden bereut, ehe sie ihm Gottes Vergebung fund thun. Gott vergibt allen, welche wahre Buße thun, ob sie große oder kleine Sünder gewesen sind. Denn eine noch so kleine Sünde, wenn sie nicht bereut wird, ist hinreichend die Seele ins ewige Verderben zu stürzen.

Der Prediger war höchst erfolgreich. Die Leute bekehrten sich bei Tausenden. Eines Tages kam Einer, der ganz verschieden von allen Andern war, sich taufen zu lassen. Er machte kein Sündenbekenntniß, denn er hatte, ungleich allen Andern, nie gesündigt. Und der Prediger, wie er so in das ruhige, edle, sündenlose Angesicht blickte, war vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben bestürzt. „D“, sagte er, „Du mußt eher mich taufen, als ich Dich, denn ich bin ein Sünder und Du nicht.“ Aber dennoch taufte er ihn, und als die heilige Handlung vollzogen war, fuhr eine Taube auf den Täufling hernie-

der und setzte sich auf Ihn, und eine Stimme aus den Wolken nannte Ihn den Sohn Gottes. Dann wußte der Prediger, daß dieses der verheißene König war, denn das war das Zeichen, an welchem er Ihn erkennen sollte.

Aber manche der regelmäßigen Prediger betrachteten diesen Buschprediger als höchst unregelmäßig. Sie wußten gar nicht was aus seinem Predigen im Freien, seinen Lagerversammlungen und seiner Wirkungsweise mit den Busfertigen zu machen. Sie wußten nicht wo er studirt hatte, oder ob er auch je ordinirt worden war. Sie befürchteten, er möchte durch seine Kleidung und sein sonderbares Benehmen Schande auf das Predigtamt bringen. So kam denn eine Committee aus ihnen zu ihm und fragte ihn, „Wer bist du? Bist Du der verheißene König?“ „Nein.“ „Bist Du der große Prophet, den wir erwarten?“ „Nein.“ „Bist Du der alte Prediger, der vor einer langen Zeit auf eine so sonderbare Weise von unserer Nation ging, und welcher der Sage nach wiedergekehrt ist?“ „Nein.“ „Wer bist Du denn?“ „Ich bin nur ein Buschprediger.“ „Ist das Alles? Warum taufest Du denn?“ „Gott sandte mich.“

Unter Denen, welche kamen, ihn zu hören, war auch der Gouverneur. Dieser war ganz eingenommen von dem berebten Prediger, er legte sogar manche seiner schlechten Gewohnheiten ab, und vielleicht mag er auch um die Taufe nachgesucht haben, aber er hegte eine grobe Sünde, die er nicht willig war aufzugeben. Er hatte nemlich seines Bruders Weib genom-

men, und als der Prediger ihm deswegen eine Strafpredigt hielt, wurde das gottlose Weib wüthend. Sie überredete den Gouverneur den Prediger ins Gefängniß zu werfen. Aber die Leute waren darüber so entrüstet, daß ihm der Gouverneur trotz dem Einflusse der lasterhaften Frau einstweilen kein weiteres Leid anthun durfte. Die Einkerkung war eine höchst langwierige Zeit für ihn. Er wäre viel lieber im Besitze seiner Freiheit hart an der Arbeit gewesen. Ich denke er muß darüber nachgedacht haben, daß der Mann, den er getauft hatte, welcher Wunder thun konnte, nicht käme und ihn aus dem Gefängniß befreie.

Im Laufe der Zeit gelang es dennoch dem grimmigen Weib es so weit zu bringen, daß der furchtlose, gute Prediger enthauptet wurde. Er war noch gar nicht alt, als er den Märtyrertod erlitt. Aber er starb nicht, bis die wichtige Person da war, deren Erscheinung er annahm. Eine Menge von denen, die sich unter der Predigt des Buschpredigers bekehrt hatten, entdeckten, wer der König war, obgleich er nicht mit großem Glanz und Aufwand kam, wie viele ihn erwartet hatten. Und der Buschprediger that während seiner kurzen Laufbahn mehr Gutes, als viele Prediger, welche viel länger gepredigt haben. Es wurde endlich ausgefunken, daß alle seine Eigenthümlichkeiten gute Gründe hatten, und daß er durch seine grobe Kleidung, seine einfache Speise und sein Predigen im Freien sehr wichtige Prophezeiungen erfüllte.

## Starkes Getränk war schuld.

Von E. L. Umbach.

Es war an einem Weihnachtsabend, da die meist trüben Decembertage sich durch eine unangenehme Kürze auszeichnen und dem Reisenden das Wandern oft zur Nachtzeit nöthig machen. Mit Millionen leuchtender Sterne besäet, funkelte der Himmel in seiner herrlichsten Pracht. Der Abendstern senkte sein brillantes Licht schräg auf die weißen Fluren herab und verbarg in wenigen Minuten sein Antlitz hinter den dunkeln Wäldern. Der Mond zeigte eben seine ersten Strahlen und wand seinen Weg langsam am östlichen Horizonte herauf, den Glanz der vielen Sterne etwas verdunkelnd. Die Erde hatte ihr weißes Winterkleid angelegt. Die vielen Sträucher und Bäume schlummerten bis zum kommenden Frühling, wo sie durch die Strahlen der lieben Sonne wieder zum Leben zu erwachen hofften. Die klare, scharfe Luft vom Norden wehend, und durch das schnelle Laufen des munteren Rappen mit unbedeckten Stellen des Körpers in Berührung gebracht, ließ das innige Verlangen im Innern eines Reisenden nach der lieben Heimath, wo sich beim warmen Ofen die Seinen in einer viel angenehmeren Lage befanden, aufsteigen. Die Zügel wurden daher auch scharf angezogen und dem Pferde ernstlich zugesprochen. Rasch glitt der leichte Schlitten über den frisch gefallenen Schnee dahin. Das muntere Klingeln der Schellen und das schnelle Fliehen des Schlittens zeigten an, daß die Fortbewegung keine langsame war. Da, auf einmal! wurde durch eine fremde Stimme ernstlich Halt! geboten. Etwas unwillig (benn wer hält bei einer kalten Winternacht gerne an?) wurden die Zügel angezogen. Es näherte sich dem Fuhrwerk eine unbekannte Gestalt—eine kräftige

Mannsperson—durch gute Kleidung reichlich vor der strengen Kälte geschützt. In etwas leiser und dem Anscheine nach ängstlichem Tone, wies er uns auf einen dunkeln Gegenstand auf einem Haufen zusammen gewehten Schnees, neben einem niederen Zaune, mit den Worten, die uns nicht wenig erschreckten, hin: „Dort liegt ein Mann!“ Mit der größten Aufmerksamkeit wurde der dunkle Gegenstand betrachtet, aber kein Lebenszeichen, keine Bewegung wahrgenommen. „Er muß todt sein,“ war die traurige Folgerung. Aussteigen und eine genauere Untersuchung war die nächste unangenehme aber pflichtgemäße Arbeit. Und wirklich, nach einiger Anstrengung fand es sich, daß in dem anscheinend todtten Körper doch noch Leben war. Er lag aber in einem tiefen Schlafe, und wäre ohne Zweifel das Leben ehe lange, gleich einem glimmenden Lichtlein, für immer erloschen. Nach kurzer Anstrengung war der Unglückliche auch seiner Sprache wieder mächtig, obwohl sein mit Kälte durchdrungener Körper dermaßen zitterte, daß man ihn nur mit Mühe verstehen konnte. Als man ihn fragte, was ihn bewogen habe, sich in einer so kalten Nacht an einem solchen Orte schlafen zu legen, wollte er zuerst keine Auskunft ertheilen, aber endlich sagte er, daß der Genuß von starkem Getränk die Ursache sei.

Wenn ihn nicht Jemand aus seiner fatalen Lage befreit hätte, so wäre jener Schlaf sein Todesschlaf geworden. Als wir uns weiter um sein Alter befragten, erfuhren wir zu unserm größten Erstaunen, daß der nächtliche Wanderer erst 19 Jahre erreicht hatte. Nachdem wir ihm eine tüchtige Lection über Mäßigkeit gegeben, welcher er auch aufmerksam zuhörte,



danke er herzlich, daß wir ihm sein Leben gerettet hatten und wanderte seine Straßen sichtlich froh weiter. Auch wir gingen, so schnell als thunlich, unserer Heimath zu, nachsinnend über das große Uebel der Unmäßigkeit und deren schrecklichen Folgen, besonders schon auf unser heranwachsendes Geschlecht.

Diese Sünde ist gewißlich der Leute Verderben! Junger Leser! „Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein; aber darnach beißt er wie eine Schlange, und sticht wie eine Otter.“

## Der Mai.

Von C. A. Thomas.

Gegrüßt, o Mai, in deinen Blüthenbüsten  
Mit Gartenlust und hellem Ansehlag!  
Die Lerche trillert selig aus den Lüften,  
Die Bienen summen lustig durch den Tag.  
Wohl haben lange wir dich schon erwartet,  
Nun bist du da — nun winkst du zum Genuß.

O schönste Zeit, des Jahres volle Sonne,  
Und stiller Engel segensvoller Gruß.

So hätte sich denn der holde Blüthen-  
mai mit all seiner Pracht und Herrlich-  
keit wieder eingestellt. Unter seiner gan-  
zen Brüderschaar hat man diesem Mo-  
nat den einzigschönen Namen: *W o n n e-  
m o n a t* mit vollem Rechte beigelegt.  
Und wo wäre überhaupt ein zweiter  
Monat, der sich mit ihm zu messen im  
Stande wäre? Wohl hat Semmler in  
seinem Liede auch Recht, wenn er sagt:

Doch traut ihm ja nicht allzusehr!  
So mild und freundlich, als er ist,  
Liebt dennoch er auch nebenher  
Zuweilen manche Tück und List:  
Er sammelt, eh' man sich's versieht,  
Ein Wolkenheer, das nicht gemein,  
Und wenn man sorglos wandernd zieht,  
Fährt er mit einem Wetter drein.  
Dann denkt man wohl: „O König Mai,  
Wie? Bist du's oder bist du's nicht?

Das scheint ja fast, bei aller Treu',  
Als schnitt April noch ein Gesicht!  
Solch Ungestüm erwartet man  
Von diesem wohl, doch nicht von dir!  
Bist du, doch nicht nur dann und  
wann,

In Wahrheit auch der Erde Zier?“ —

Aber gewöhnlich bewährt er seinen  
alten Ruhm. Kein Maler in der Welt  
ist im Stande, selbst mit den aller-  
feinsten Pinseln und glücklichsten Pin-  
selstrichen uns sein Bild reizend genug  
hinzuzubern. Da sieh' nur einmal  
wie die zahlreichen, schmucken Blüm-  
chen uns überall so freundlich zunicken!  
Es scheint als wollten sie den Vor-  
übergehenden einladen, sie zu betrach-  
ten, zu herzen und — zu pflücken.  
Und wer kann einer solchen Einladung  
auch wohl immer widerstehen? Sind  
doch die Blumen gleichsam die aller-  
zierlichsten Kinder der Mutter Natur.  
Bekanntlich floß über die holdseligen  
Lippen des großen Wetterlösers dies  
wahre Wort: „Ich sage euch, daß auch  
Salomo in aller seiner Herrlichkeit  
nicht bekleidet gewesen ist, als dersel-

ben eine.“ So mannigfach  
ihre Arten, Formen und  
Farben sind, so belebend  
und erquickend ist der Wohl-  
geruch, den sie um uns her  
verbreiten. In Freud und  
Leid sind uns die Blumen  
höchst willkommenen Gäste.  
Allein der Mai bringt uns  
nicht blos Blumen. Merkst  
du nicht wie Wiesen und  
Aaine immer mehr mit fri-  
ischem, dem Auge so wohl-  
thuenden Grün, sich über-  
ziehen? Die Saaten, so  
lange niedergedrückt von  
Frost und Schnee, richten  
sich mit Macht empor und  
wachsen gar lustig im war-  
men, milden Sonnenschein.  
An den noch schwachen  
Sämlin erglänzen in der





Frühe des Tages Millionen silberner Thautröpflein und dem fromm sinnenden Gemüthe scheint's, als wären dies aus Freuden geweinte Dankesthränen. Unerwartet huscht aus ihrem grünen Versteck eine Lerche hervor, steigt langsam in die Höhe und trillert ihr melodisches Liedlein zum Preise des Schöpfers der Natur, bis sie endlich hoch oben in dem Azurblau zuletzt einem kaum mehr sichtbaren schwarzen Pünktchen gleicht. Als Knabe sahen wir das so oft auf den lieblichen deutschen Gauen. Nie erklang ihr Lied herrlicher, als in dem unübertrefflichen Wonnemonat. Und wie angenehm ist's im Mai doch im Garten! Die bräunlichen Knospen der Sträucher sind bereits soweit entwickelt, daß sie in einigen Tagen vollends aufspringen und Blätter und Blüthen zeigen. Die alten ehrwürdigen Obstbäume können bei dem sich allenthalben regenden Leben nicht zurück bleiben. Bei ihnen heißt es so recht, wie in dem bekannten Sprichwort: „Das Beste kommt zuletzt.“ Kann es auch einen prächtigeren Anblick geben, als den eines in voller Blüthe stehenden Baumes? Zuerst bedecken sich die Pflirsich-, Aprikosen- und Wildpflaumenbäume mit röthlichen Blüthen. Ihnen folgen die schneeweißen Blüthen der Kirschbäume, dann folgen die Birn- und Aepfelbäume mit ihren theils röthlich theils weiß angehauchten Blüthen, lustig umschwärmt von fleißigen Bienen und andern Insekten. Ein unergleichlich reizender Anblick! Stundenlang kann sich das Auge daran ergötzen, während die balsamischen Düfte die ganze Luft umher mit Wohlgeruch erfüllen. Machen wir dann gelegentlich noch einen Spaziergang in den Wald. Das hellgrüne Laub der Buchen schimmert uns von ferne entgegen. Die leichtbeweglichen Blätter der Birken (wo man diese trifft) an langen Reifern herabhängend, flüstern uns gleichsam einen herzlichen Willkomm zu. Mehr als einmal mußte bei einem solchen Spaziergang ein kleines Stämmchen oder ein niebliches Nistchen als duftende Maie mit ins väterliche Haus wandern; und aus frohem Kindermund hieß es:

„Guten Tag, guten Tag ins Haus!  
Hier bringen wir den Mai ins Haus,  
Wir haben heute Maie,  
Der gibt uns unsere Weiße.“

Doch zurück. Die stolze Eiche mit ihren zuerst bräunlichen, dann grünen Blättern streckt uns ihre knorrigen Aeste entgegen. Wir treten ein in die Hallen des frischen, grünen Waldes. Die belebenden Lüfte, die uns hier umfängen, lassen unsere Brust recht frei aufathmen. Und welch ein Jubel tönt uns



Unter den Gairlanden.

Er weiß, daß eine allmächtige Vatershand, ein allsehendes Auge den Lauf recht lenken wird. Ist sein Leben auch keinem majestätischen Mississippi gleich, das in seiner vielfachen Verzweigung weltbekannt wird, so tröstet er sich damit, daß sein Gewässer doch eben so rein und — reiner ist.

Rehren wir aber nun aus Garten, Feld und Wald wieder zurück in das traute Heim. Dort in dem angrenzenden Gemach sehen wir eine kranke Mutter. Sie ist auf dem Wege der Besserung. Ihre Leiden waren lang und schwer. Oft stiegen die Worte des Dichters in ihrer Seele auf, und es hieß:

Sag, warum verschmacht' ich in Pein?  
Warum ist mein Winter so lang?  
Ach! treib doch die Wolken von mir;  
Durch Nahsein die Freude vermehrt!

da, namentlich am frühen Morgen entgegen! Amstel und Drossel lassen ihre Weisen aus dichtem Gebüsch hören, dazwischen hämmert der Specht; das Blauböglein zirpt leise sein Liedlein zc. Könnte man dann auch noch die Nachtigall, die Königin aller gefiederten Sängers, hören, wie sie in langgezogenen, wehmuthsvollen Tönen ihre bezaubernde Nieder flötet, so wäre das Concert vollkommen. Allein trotzdem herrscht auch in unsern amerikanischen Wäldern im Mai (und durch die Sommermonate) überall frohes, freudiges Leben. Selbst das leise murrende Waldbächlein scheint sich zu freuen, daß der liebe Maie alles neu gemacht hat. An seinen schattigen Ufern blühet das anspruchslose Weilchen und das zarte Bergfämeinicht in voller Jugendfrische. Der sinnende Wanderer erblickt in dem Bächlein vielleicht ein Bild seines eigenen mit Christo in Gott verborgenen Lebens. Fern von dem Geräusche der Welt zieht er still seinen Weg der sicheren Mündung, dem Hafen der ewigen Glückseligkeit entgegen.



Und nun ist endlich ihr Wunsch erfüllt. Milde, stärkende Maienlüfte wallen ihr überall entgegen. Die lieblichen Strahlen der Sonne dringen durchs geöffnete Fenster. Die ganze Natur lacht freudig auf. Die Mutter macht ihren ersten Gang aus ihrem Kerker hinaus in das Freie. Ihre Brust athmet hoch auf. Freudenthränen entrollen ihren Augen und benetzen die bleichen Wangen. Ihr Herz ist vor inniger Dankbarkeit zu Gott tief gerührt. Sie dünkt sich als wie von den Todten auferstanden. Lange harrete sie dieses schönen

ab. Wohl dem Menschen, der es versteht, sich in der Natur zu ergözen, der die Zeit wahrnimmt, ihre dargebotenen Freuden als in Gott mit stillem Staunen zu genießen. Wohl auch den Jünglingen und den Jungfrauen, die die niedrige Sinnenslust meiden und suchen reine bildende Freuden in der schönen Gotteswelt, in Jesu, in Gotteswort, in der Kirche, in reiner Gesellschaft. So möge denn der holde Mai die Leser alle freudigst begrüßen! Und möchten Alle mit dem frohen Dichter jubeln können:



Beim Blumen sammeln.

Maientages. Er ist nun da! Nie schien ihr daher auch die Natur so überaus festlich gekleidet. Jubelnd umhüpfen sie ihre Kinder. Es ist ihr, als sei sie in eine neue Welt eingetreten, und als freue sich Alles: Menschen, Vögel, Bäume, Wald und Flur mit ihr. Wie am Baume dort, so erblüht in ihr ein neues Leben. Sie tritt neu gestärkt wieder in ihr stilles Gemach. So schön, meint sie, kann nur der Mai sein. Und sie denkt hinüber über die Grenzen der Zeit und wundert, wie es wohl einst auf der neuen Erde sein wird. Wir brechen hier

„Sei mir tausendmal willkommen,  
Holder Jüngling, lieber Mai!  
Frost und Leid hast du genommen —  
Freu' dich, Herz, des Mails aufs neu!

Segen, Glück und Freud' und Bonne  
Ueberall nur, nirgend's Leid!  
Freue dich, strahl' mild die Sonne,  
Freu' dich, Herz, der Gnadenzeit!“



## Der alte Kirchenvorsteher.

Bearbeitet von G. Ott.



Die Sonne war eben hinter den fernen Hügeln untergegangen, und ihre letzten Strahlen hatten den Himmel mit Purpur am westlichen Horizonte übergossen; jetzt breitete die Nacht ihren dunklen Schleier aus und verhüllte die Ferne meinem Auge. An meinem Lieblingsplätzchen sitzend, unter den weitausgebreiteten Ästen und Zweigen eines Baumes, lehrte die Nacht der Reminiscenz tief und klangreich in meiner Seele ein. Ein Blatt vom Baum fiel gerade zu meinen Füßen nieder, und sein Anblick rief seltsame Gedanken in mir hervor. Da lag es jetzt morsch und welk unter seinen morschen Gefährten. In ihm lag für jeden Verständigen eine weise Lehre; ein Sinnbild der Wechselfälle des Lebens, eine Erinnerung an Verwandte und Freunde, die aus verschiedenen Wirkungsphären weggerückt, jetzt in stiller Muttererde ruhen. Noch bei keinem andern Anlaß waren so Viele dieser Verbliebenen vor meine Erinnerung getreten. Wie viele Freunde, alte und junge, reiche und arme, aus Städten und Dörfern, schienen sich um mich her zu drängen; es war ein Augenblick tiefempfundener Freuden. So viele Freuden der Gegenwart entstehen ja aus denjenigen der Vergangenheit, besonders aus der Erinnerung an Die, welche wir liebten, und die mit uns im Leben einst gleichen Strebens und Ringens waren. Das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen für uns hienieden, wenn sie schon erblicken die Sonne jener herrlichen Lichtswelt, wo Nächte und dunkles Ähnen nimmer weilen.

Eine der edelsten Gestalten, die ich im Geiste an jenem stillen Abend vor mir sah, war ein, im Dienste seines Herrn ergrauter, alter Kämpfer, ein eigenthümlicher Mann, von Vielen geliebt und von Andern gefürchtet, aus noch nicht vergessenen Gründen. Es war der würdige Kirchenvorsteher vom Dorfe D., seines Berufs ein Wollenweber. Durch Fleiß und Sparsamkeit hat er's in jungen Jahren zum Fabrikanten gebracht, durch Klugheit, Vorsicht und Beharrlichkeit erwarb er sich ein gutes Auskommen, das ihm dann erlaubte, noch ehe das Alter mit seinen Gebrechen ihn dazu zwang, sich von seinen Geschäften zurückzuziehen. Er verschwendete aber seinen Reichtum nicht auf kostspieligen Reisen, baute auch kein großartiges Haus, schaffte keine Pferde und Kutschen an, füllte auch seine bescheidene Wohnung nicht mit vieler Dienerschaft und leichtlebiger Gesellschafterei, um sein Vermögen zu verschlingen; er wußte, wem er seinen Reichtum zu danken habe und vergaß nicht der Menschheit, welche er dereinst als treuer Haushalter darüber abzulegen habe.

Meine erste, meine zweite und meine letzte Zusammenkunft mit diesem eccentricischen Alten möchte ich nicht gerne vergessen, schreibt ein erfahrener Diener des Wortes. Ich hatte eine Stelle an der Gemeinde angenommen, in welcher er seit einer Reihe von Jahren ein würdiges Mitglied und ein tüchtiger, geduldiger und kluger Vorsteher war. Schon lange her war sein Haus eine Herberge der Knechte Gottes, und ohne denominationelle Eifersucht erquickte er manchen Boten des himmlischen Königs mit etwas mehr als einem Becher kalten Wassers. Ich war dazumal noch sehr jung und hatte eine gewisse Scheu vor manchen der Gemeinbeglieder und besonders vor diesem Vorsteher. Es lag gar nichts Sanftes, Heiliges oder Himmlisches in seinem Ausdruck und Benehmen, wie ich meinte, im

Gegentheile nachte seine Erscheinung auf mich einen harten Eindruck. Sein Gesicht war breit, dessen Züge stark, seine Augenbraunen waren weiß und borstig, und sein eisengraues Haar schien jeder Ordnung Trotz zu bieten. Von Grammatik wußte er wenig, aber seine Sprache war kräftig und furchtbar grad heraus. Der französische Minister Talleyrand sagte einst: „Die Worte sind erfunden, um die Gedanken zu verbergen.“ Dies mag oft wahr sein mit Bezug auf Diplomaten, wie Talleyrand einer war, allein unser alter Kirchenvorsteher hätte sich sicherlich über solchen Spruch verwundert, wenn derselbe ihm zu Ohren gekommen wäre.

Ich hatte eben mein Tagewerk auf der Kanzel beendet, als ich beim Heraustrreten aus der Kirche den Vorsteher, auf mich wartend, erblickte. Ganz zutraulich legte er seinen Arm in den meinen und sagte: „Mein junger Freund, du wirst gerne eine Erfrischung in meinem Hause annehmen, du sollst willkommen sein, und dies wird wohl den Imbiß nicht schlechter machen.“ Natürlich ging ich mit ihm. Das Abendessen war vorüber, und schweigend saßen wir am flackernden Kaminfeuer einander gegenüber. Auf einmal brach der biedere Alte die Stille, indem er zu fragen begann: „Bist du verheirathet, mein junger Freund?“ Ich antwortete: „Ja.“ „Hast du auch Hausandacht?“ „Ja,“ erwiderte ich. „Das freut mich recht sehr. Weißt du, es gibt eben heutzutage viele Leute, die unter Fremden laut und schön von Religion sprechen können, aber daheim lassen sie nicht viel davon merken; ihre Religion ist bloß zur Ausfuhr da, aber nicht zum Hausgebrauch. Muß sagen, mich freut's immer und thut mir in der Seele wohl, wenn ich junge Eheleute sehe, die recht anfangen, und es gibt nichts wie den Hausaltar, um die Familie auf dem rechten Weg zu erhalten. Es ist schon manche Familie wegen Mangels an häuslicher Andacht auf traurige Abwege gekommen. Halte nur die Frömmigkeit aufrecht daheim, mein Junge; ja, halte die Frömmigkeit daheim aufrecht, denn sie macht das ganze Hauswesen warm und gemüthlich. Ich bin immer noch dankbar, daß meine Babette und ich am ersten Tag, wo wir unsern Hausstand anfangen, auch Noah's Vorsatz fasten, als er aus der Arche heraustrat. Hab' ich jemals dir davon erzählt?“

„Nein,“ sagte ich, „dies ist ja das Erstmal, daß wir zusammen sprechen.“

„Nun, dann muß ich noch etwas früher her nachholen. Bevor ich anfang' ihr nachzugehen, wie man bei uns sagt, da war ich nachlässig, unwissend und in Sünden tief verstrickt; ich dachte viel an sie, aber allemal, wenn ich versuchte mit ihr zu sprechen, fand ich nicht Worte und zitterte fast am ganzen Leibe. Oft ging ich ihr von fern nach, von Ort zu Ort, und an einem Sonntag Abend folgte ich ihr sogar in eine Kapelle. Dieses war gut für mich, und jener Abend hat unverwischbare Eindrücke in meiner Seele zurückgelassen. Mit überwältigender Kraft drang das Evangelium auf mich ein und erleuchtete mein Herz, so daß ich sehr bald mich als einen großen Sünder fühlte und erkannte. Meine Babette vergaß ich zu der Zeit ganz vor lauter Bekümmerniß um meiner Seele Seligkeit. Tags darauf, als ich mich allein glaubte in unserer Werkstätte, kroch ich unter meinen Webstuhl, kniete nieder und fing an so



halblaut meine Sünden und Uebertretungen vor Gott zu bekennen und bat um Frieden und Vergebung, bis der helle Schweiß auf meinem Gesichte stand. Einer der Weber war unterdessen in Pantoffeln hereingekommen, er hatte mein Stöhnen und Schluchzen alles gehört, bückte sich, um mich zu sehen, und sagte zu meiner Verwunderung und Beschämung: „Nun, Zunge, wenn du eigentlich nur halb so schlecht bist, als du eben gesagt hast, dann sollte man dich billig nach Botany Bay schicken?“ Ich konnte keine Silbe erwidern, froh aber tief beschämt unter meinem Webstuhl hervor und faßte die Arbeit wieder an. Jener sagte den andern Webern nichts davon, und ich war froh und dankbar darüber. Von jetzt an aber getraute ich mir nicht mehr in der Werkstätte zu beten, und zu Hause hatte ich keine eigene Stube, da fiel mir ein, daß ein alter, verlassener Steinbruch nicht weit von da in einem Felde sei; dorthin eilte ich jetzt, denn der Pfeil Gottes des Herrn hatte unterdessen die Tiefe meines schuldbeladenen Gewissens getroffen. Immer und immer wieder flehte ich um Vergebung durch das Blut Christi, das ja für alle Sünder, somit auch für mich, vergossen wurde. Endlich, Gott sei Lob! fand ich was köstlicher ist, als das, was alle Steinbrüche und Schächte der Welt liefern können; die köstliche Perle fand ich dort an jenem Ort und war so froh darüber, daß ich es selbst jenem Manne, der mich unter dem Webstuhl ertappt hatte, erzählen mußte. Nach vielfachen Schwierigkeiten von meiner Seite und grundlosen Widerstand von Babettes Seite, kam endlich unsere Heirath zu Stande, und wir traten unsere gemeinsame Lebensreise mit dem festen Vorsatz an, wenigstens ein Mal jeden Tag zusammen in der Bibel zu lesen und zu Gott zu beten, damit sein Segen auf uns ruhen möge. Aber schon oft hat es uns Beide gelächert, wenn wir an den ersten Anfang dachten. Keins von uns hatte jemals laut in der Versammlung gebetet, obgleich wir Beide seit einiger Zeit Glieder der Kirche waren. Ich nahm also die Bibel zur Hand, in der Meinung das Lesen würde mir leichter gehen als das Beten. Nach dem Lesen knieeten wir nieder, und ich ersuchte Babette, zu beten. Ich wartete lange, aber kein Wort kam heraus. Endlich sagte sie mit gedämpfter Stimme: „Johann, bet' du, ich kann nicht.“ Jetzt fühlte ich einen Klumpen im Hals, und sobald der beseitigt war, antwortete ich: „Ich kann auch nicht, was müssen wir thun?“ Eine Zeit lang blieben wir noch auf den Knien, dann standen wir, ohne zu reden oder zu beten, auf, denn keins konnte ein Wort sagen. Also war der erste Versuch unseres Hausgottesdienstes. Der Herr aber, der es den Aufrichtigen gelingen läßt, hat damals unseren Wunsch im Himmel aufgezeichnet. Weil wir gerade an diesem Gegenstand sind, muß ich noch etwas erwähnen, das mich seinerzeit hart auf die Probe stellte.

Babette und ich waren sehr sparjam und arbeiteten hart, ich als Weber um den Taglohn und sie als Spinnerin. Von dem Ersparten schaffte ich mir erst einen Webstuhl, eine Spinnmaschine und andere nöthige Werkzeuge an; später kaufte ich einen zweiten und dritten Webstuhl und auch Wolle, worauf ich anfang auf eigene Rechnung zu fabriziren. Ich ging weiter und weiter und legte einen Vorrath an, mit dem ich arbeitete, bis der Markt mir zusagte. An einem sehr rauhen Wintertag-Abend kam ein vornehm aussehender, mit Ringen und goldener Kette geschmückter Herr, besah sich meine Waaren, fragte endlich nach dem Preise des Ganzen, kaufte und zahlte Alles, ohne viele Worte zu machen. Nachdem dies geschehen war, zog er Handschuhe und Ueberrock wieder an und stellte sich an zum Weitergehen. Wie er jedoch unter der Thüre war und in

die nasse, kalte Nacht hinaus blickte, schien er etwas verbrochlich und verlegen zu sein. Der Wagen war schon fort, Kutschengab's in der ganzen Nachbarschaft nicht, und an Eisenbahnen dachte man jenes Mal noch gar nicht. Er kam wieder ins Haus zurück, trat an das lustige Feuer in der Küche, wo wir uns meistens aufhielten, und fragte, ob er wohl irgendwo in der Nachbarschaft ein Nachtquartier finden könnte. „Ja“, antwortete ich, „meine Frau kann Ihnen ein reinliches, warmes Bett zurecht machen, wenn Sie mit einer einfachen Einrichtung verlieb nehmen wollen.“ Als ich das sagte, hätten Sie Babettes Gesicht sehen sollen, sie wurde purpurroth, denn sie fürchtete sich vor dem vornehmen Herrn; nichtsdestoweniger ging sie still die Treppe hinauf und setzte alles in Bereitschaft. Der Herr zog indeß Handschuhe und Ueberrock wieder aus, setzte sich zu uns ans Feuer und schien froh zu sein, daß er bleiben konnte. Wir lenkten unser Gespräch auf Wolle, Waaren und Handelsausichten bis es acht Uhr war, die Zeit wo wir gewöhnlich Andacht hielten. Ich war ein wenig eingeschüchtert und hatte noch nicht zur Bibel gegriffen. Meine Frau, die es merkte, sah mich an mit einem Blicke, der zu sagen schien: „Was fürchtest du dich auch vor dem vornehmen Herrn? thue deine Pflicht und beachte ihn nicht.“ Dieser Blick stärkte mich, ich griff zur Bibel und sagte dem Kaufmann: „Mein Herr, seit meine liebe Alte und ich, Mann und Frau wurden, ist es immer unser Brauch gewesen, täglich in Gottes Wort zu lesen und uns im Gebet vor ihm zu beugen. Ich kenne Ihre Meinungen und Ansichten nicht, die Sie haben mögen über diese Dinge, aber ich halte es für unsere Pflicht und hoffe Sie werden deßhalb entschuldigen.“ „Gewiß, gewiß“, war seine Antwort. Dann las ich den 104. Psalm und betete zum Herrn, daß er uns dankbar machen möchte für seine Gnade am vergangenen Tag, er wolle die liebe Kirche, zu der wir gehören, segnen, er möchte auch den Fremdling in unserem Hause segnen, Ihn vor jeglichem schlechten Handel bewahren und auch nicht zugeben, daß sein Herz von irdischen Gütern, wenn dieselben bei ihm zunehmen sollten, jemals verstrickt werde; ich betete auch für seine Frau und seine sechs Kinder, die er in Schottland zurückgelassen, daß Gott für sie sorgen möge, während der Abwesenheit des Vaters, und daß keines der Kinder den Eltern je Kummer bereiten möchte; dann schloß ich mit dem Vers aus unserem Abendlied:

„Daß unsre Seelen in dir ruhn.“

Der Fremde trocknete die Augen mit seinem wohlriechenden Sacktuch, denn es hatte ihn heftig gerührt, als ich seiner Frau und Kinder im Gebet gedachte.

Ich machte öfters Geschäfte mit dem vornehmen Schottländer, zu unserem gegenseitigen Vortheil, aber er sandte nie eine Bestellung an mich, ohne beizufügen: „Vergessen sie den Schottländer und seine Familie nicht, wenn sie beten, brauchen sie auch die nemlichen Worte, wie an jenem denkwürdigen Abend, da ich ihr Gast war, besonders den Satz: Möge keines seiner Kinder den Eltern jemals Kummer bereiten.“ So sprach der würdige Kirchenvorsteher noch über mancherlei Dinge zu mir, besonders über religiöse und kirchliche Angelegenheiten. Mit der Zeit wurde es spät und wir mußten uns trennen an diesem Abend, jedoch beteten wir noch herzlich auf unseren Knien zu unserem gemeinsamen Heiland und Erlöser ehe wir uns ein „Gute Nacht“ boten.

Wie ich schon erwähnt habe, so war der alte Mann geradeaus und oft schärf in seinen Bemerkungen; von Umschweifen wußte er gar nichts. Liebreich, ehrlich und offenerzig, wie er

war, wünschte er Jedermann Gutes zu thun, wie folgende Erzählung zeigen wird:

Eines Sonntags war ich mit ihm beim Abendessen; er war sehr still und in sich gefehrt, ja er schien sogar verstimmt zu sein. Mit uns saß ein junger Mann am Tische, der am Nachmittage eine, wie er dafür hielt, prächtige Predigt gehalten hatte, über den Text: „Alle deine Werke loben dich, Herr, und deine Heiligen preisen dich.“ Er begann seine Predigt in hochtrabendem Styl, führte eine Stelle aus dem Dichter Young an über den Morgenstern, der der aufgehenden Sonne entgegenjubelt; eine andere aus Shakespeare über die mit Wolken gekrönten Berge, sagte eine ganze Strophe aus einem Gedichte her, und immer höher in die Sternenwelt, wie er sie nannte, sich erhebend, redete er ein Weites und ein Breites von den Trabanten des Saturns, des Jupiters und des Uranus, worauf er endlich seinen Flug in die oberen Regionen, mit der Milchstraße abschloß. Nachdem das Abendessen vorbei war, gingen wir alle drei in das andere Zimmer, und als wir Platz genommen, wendete sich der Kirchenvorsteher zu dem jungen Prediger und sagte:

„Lieber Freund, du hast diesen Nachmittag deinen Drachen hoch, sehr hoch steigen lassen, und wenn du nicht Achtung gibst, wird die Schnur reißen und der Drache knick, knack! herunterkommen; du bist auf Stelzen über die Sterne hergegangen, hast uns von jubelnden Sternen, von der aufgehenden Sonnenkugel, ja von Trabanten, von Jupiter und von der Milchstraße hören lassen; das ist aber dünne Milch auf der Kanzel. Du bist so hoch gestiegen, daß du Golgatha nie sahest, wo der Schöpfer aller Dinge, für die verstockten Sünder starb, die dir staunend zuhörten; du hast nicht einmal erwähnt, daß das Werk Gottes, welches ihn am meisten preist, das Erlösungswerk ist, da er sein Blut für die sündige Welt vergoß. Lieber Freund, steige herunter, sonst stürzest du herab; bleibe am Fuße des Kreuzes, denn der und nur der allein, welcher sich selbst erniedriget, soll erhöht werden, sowohl auf der Kanzel als unter derselben.“

Man denke sich nur die Pein dieses jungen Predigers, die er empfinden mußte, während der alte Vorsteher ihn so liebevoll zu Boden drückte. Dazu sollte er am selben Abend nochmal predigen und gerade in Gegenwart von diesem fürchterlichen Manne wieder. Was sollte er machen und wie es beginnen, um den Alten zufrieden zu stellen? Fast rathlos, ängstlich und zitternd stieg er die Kanzelstufen hinauf; er weinte im Gebet, und die Leute weinten mit ihm. Christum den Gekreuzigten nahm er diesmal zum Text, und Gott segnete, wie er immer thut, sein eigen Wort. Unter der Kirchenthüre begegnete ihm dann, nach vollendeter Predigt, der alte Vorsteher mit den Worten: „Nun kommst du bei meinem Haus vorbei, kehrest bei mir ein und mußt noch nach Herzenslust mit mir zu Nacht essen; komm, laß mich deinen Arm nehmen, denn du bist jünger als ich. Nun, lieber Bruder, Gott hat uns alle diesen Abend recht segnet; ich bin auf dem Berge gewesen mit dem Herrn, und mit Petrus, Jakobus und Johannes; denn wir kommen nie auf den Berg, ohne den Herrn. Gott macht dich noch zu einem brauchbaren Prediger, wenn er dir die hochfahrenden Bilder einmal ausgetrieben hat.“ So gingen sie vergnügt und hoffnungsreich miteinander heim, und verplauderten noch ein ganzes Stündlein mit allerlei Nützlichem.

Der junge Pfarrer hat die theologische Zurechtweisung des guten Alten nicht vergessen, wird sie auch nie vergessen; er zählt ihn zu seinen treuesten und besten Freunden, und hat von

jenem Abend an nie mehr auf Stelzen über die Sterne gewandelt.

Trotzdem, daß er den Demüthigen und Aufrichtigen mit Milde und großer Freundlichkeit entgegen kommen konnte, so war ihm doch auch jede Art von Ziererei auf der Kanzel unausstehlich. Es war dem bilderreichen jungen Mann gar nicht schlimmer ergangen, als es einem andern, älteren und etwas aufgeblasenem, Redner erging, der beim Sprechen oft mit seiner goldenen, glänzenden Uhrkette spielte, auch die Nase derart mit Schnupstafel überfüllte, daß es in der That peinlich war, ihm zuzuhören. Das Lied: „Wach' auf und sing das Lied von Moses und dem Lamm,“ klang in seinem Munde ganz nâselnd und beinahe unverständlich.

Dieser so wichtige Mann sagte einmal, als er zum Abendessen beim alten Vorsteher war: „Wehe mir, Herr K., wenn ich das Evangelium nicht predige,“ worauf er dann die lakonische Antwort bekam, und zwar in heissem Ernst: „Wehe dem Evangelium, wenn du es predigest.“ Allein der eingebildete Mann war so sehr von sich selbst eingenommen, daß leider diese scharfe Zurechtweisung an ihn verloren war; denn er lachte nur darüber. Gewiß war's gut für ihn gewesen, hätte er sich die Lehre zu Nutzen gemacht, wie der junge Mann that. Die letzte Zusammenkunft, die ich mit dem guten, alten, ehrwürdigen Pilger hatte, war wieder an einem stillen Sonntag Abend. Es lag jetzt ein beträchtlicher Zeitraum schon zwischen dem ersten Zusammentreffen und heute; ja, man konnte wohl sehen, daß sein Tagwerk hienieden gethan sei. Wenn Männer mit ergrautem Haupte — dieser Krone der Ehre — aus den Reihen der streitenden Kirche verschwinden, so weiß ich immer, daß die betreffende Gemeinde großen Verlust erleidet. Graue Häupter sind oft den jungen, muthigen Streikern, Ballast, denn die jungen sind weise, ja sehr weise, und dennoch sehe ich die jungen Streiter gern in der Kirche, denn sie bedarf ihrer; sie sind ja die Hoffnung der Kirche und mit der Jugend muß man immer Nachsicht haben. Sie meinen's gewöhnlich auch recht gut, und mit der Zeit werden sie auch gut denken und handeln. Immerhin thun aber, in jeder christlichen Gemeinde, die Jungen wohl, wenn sie das Alter und die Erfahrung hoch und werth schätzen. Ja, wehe der Kirche, die den Rath ergrauter Häupter verachtet.

Seit vielen Jahren schon habe ich den Gebrauch, öfters an die Meeresküste zu gehen, denn ich liebe den geheimnißreichen Ocean und rebe oft mit den rollenden Wogen, mit den kleinen Kieseln und den großen Steinen, die am Strande so zahlreich umherliegen. Einmal hob ich einen auf, und als ob er ein lebendes Wesen wäre, sprach ich zu ihm: „Du schöner Stein, wie glatt und rund du doch bist! Bist du immer so glatt und rund gewesen?“ Hätte der Stein reden können, so würde ich ohne Zweifel ungefähr folgende Antwort bekommen haben: „Nein, ich war nicht von jeher so glatt und rund; ich hatte einst scharfe Ecken, aber die vielen Stürme und Gewitter, die ich durchgemacht, die trieben mich hin und her, bis die Ecken weggerieben waren, und jetzt bin ich rund und glatt.“

Ähnlich geht's auch bei den alten Kirchenvorstehern und allen treuen Glieder der Gemeinden; viele Stürme erleben sie, oder haben sie schon durchlebt, und die scharfkantigen Ecken sind weggerieben worden. Manche bittere Erfahrung hat ihnen nur Segen gebracht, und sie können unschätzbar viel nützen in der Kirche. Wohl, ja wohl dem treuen Knecht und Haushalter. Er ist ein fruchtbarer und frischer Baum im Garten des Herrn. Aber auch sie, die so theuer sind zu uns, auch sie müssen uns endlich verlassen. Manche plötzlich, andere nach und nach



werden los von Zeitlichkeit und Erdenbanden, und entflohn sind sie dem Bruder- und Schwesterkreise, um nicht wieder zu uns rückwärts zu kehren. Unsere Augen schauen ihnen nach, man weint wohl billig manche Thräne, man fühlt ein geistig Band hält uns an sie gebunden, man sehnt, man wünscht und singt getrosten Herzens noch: „Ja, gewiß! wir seh'n uns wieder, in dem Land der Herrlichkeit.“

An jenem Abend unserer letzten Zusammenkunft, war es mir klar, daß die müden Lebensräder des alt und schwach gewordenen Mannes bald gar stille stehen würden. Die Sonntagsschule im Dorfe feierte heute ihr Jahresfest; an ihr hatte er seit vierzig Jahren lebhaften und kräftigen Antheil genommen, jetzt war das letzte Jahresfest für ihn gekommen, und ohne sein Wissen hatten Lehrer und Schüler sich vereint, Vater K., ihren alten Freund, zu besuchen, und ihm das letzte Lied in dieser Welt zu singen. Babette, die jetzt auch alt gewordene Babette, seine treue Gefährtin durch die langen Pilgerjahre, saß an seinem Bette und blickte durchs offene Fenster nach dem Thale hin. Da sah sie den herrlichen Zug herankommen, und als er vor dem Hause stille stand, rief sie in leisem aber ernstem Tone: „Ach Gott! ach Gott! Was ist das?“ Ja, sie kannte wohl die Umstände und ahnte das Vorhaben dieses ju-

gendlichen Kreises, der vor dem Hause sich ordnete, aber wer verdient's ihr? sie konnte es kaum fassen.

Lehrer und Schüler sangen nun mit voller, wohlklingender Stimme: „Wenn ich das wunderbare Kreuz anblicke,“ und dann: „Im Himmel ist süße Ruh.“ Der gute, alte, sterbende Christ aber, für den sie sangen, legte die mageren Hände zusammen und sagte mit feuchtem Auge:

„Es ist zu viel, zu viel. Was hab' ich denn gethan, womit ich Solches verdient hätte? O, welche Freude! welche Freude! Herr Jesus, du Fürst der Herrlichkeit, der du am Kreuze starbst, errette doch alle diese lieben Lehrer und Schüler, damit ich sie im Himmel wieder singen höre! O, errette sie Alle, Alle! Amen.“ Wenige Tage darnach waren fast alle Bewohner von D. in Trauerkleider gehüllt; ihr alter Freund und Nachbar K. war gestorben. In stiller Ergebung gingen Viele vor und hinter seinem Sarge her, um seine Hülle zu Grabe zu geleiten, und nicht selten hörte man aus den Häusern herausschallen: „Lebe wohl, lebe wohl! du guter, treuer Bruder und Freund.“ Er hat's nicht mehr gehört und den Schmerz nicht mehr gesehen, wie Viele um ihn weinten, aber bei den Lebenden, die sich seiner heute noch erinnern, hat der alte Kirchenvorsteher ein segnetes Andenken hinterlassen.

## Biblische Städte.

Von H. Cordes.



**S**myrna. — An der Westküste Kleinasiens, ungefähr vierzig Meilen nordwestlich von der aus der heiligen Schrift so wohl bekannten Stadt Ephesus, liegt die

recht amphitheatralisch um einen steilen unbewaldeten Berg, dessen abgestumpfter Gipfel noch ein Felsenloß aus der Zeit der Vespasianschen Herrschaft trägt. Wegen der günstigen zum See-



Smyrna.

uralte See- und Handelsstadt Smyrna. Sie ist im Hintergrunde des 45 Meilen weit ins Land eindringenden, von Bergen umgürteten herrlichen smyrnaischen Meerbusen gelagert,

und Landhandel geschickten Lage, ist Smyrna noch immer die bedeutendste, reichste und blühendste Stadt der asiatischen Türkei, und der Hauptverkehrsplatz zwischen Asien und Europa.



Zu Lande kommen hier durch zahlreiche Karawane die Produkte Kleasiens, Syriens, der Suphratländer und Persiens, zur See hauptsächlich die Fabrikate Europas an. Die Ausfuhr aus dem Hafen von Smyrna beträgt jährlich fünfundzwanzig Millionen Dollars werth; während dessen die Einfuhr etwa die Hälfte ausmacht. Den Einwohnern nach zerfällt die Stadt in zwei Theile, nemlich in die untere oder Frankenstadt, und die obere oder Türkenstadt. Die beiden Theile sind durch den äußerst belebten Bazar — den Marktplatz des Tauschhandels — getrennt.

Die Häuser sind im Allgemeinen unansehnlich, besonders die der Türkenstadt. Die ganze Einwohnerzahl beläuft sich auf 150,000 bis 160,000, worunter nur 45,000 Türken sind. Die übrige Zahl sind Juden, Griechen und Franken, die aber alle das Griechische gut sprechen. Smyrna wurde im elften Jahrhundert vor Christo als eine Colonie der Aeolier gegründet. Es ist eine der sieben Städte, welche die Ehre beanspruchten, daß Homer der blinde Dichter und Sänger in ihr geboren sei. An den Ufern des Flüscheus Meles war der Ort der Geburt bezeichnet, und auch an dessen Quellen die Stelle, wo er in

und griechischen Benennungen angehören. Auch ein protestantisches Bethaus befindet sich daselbst. Möchten dieselben doch die wahre Erkenntniß Gottes und Jesu Christi verbreiten!

**Antiochien.** — Diese einst so mächtige, reiche und angesehene Stadt, lag etwa 20 Meilen vom mittelländischen Meere entfernt, am linken Ufer des Flusses Drontus. Sie ist umgeben von einer überaus fruchtbaren und reizenden Ebene, welche 10 Meilen lang und 5 Meilen breit sich längs des Flusses hin erstreckt. Im Süden ist sie von dem hohen Berge Kasios und im Norden von dem Gebirge Meria begrenzt. Antiochien wurde ungefähr 300 Jahre vor Christi Geburt vom König Nicator gegründet und mit den Einwohnern der benachbarten Stadt Antigoncia bevölkert. Als Hauptstadt der Seleuciden wuchs sie rasch empor und überflügelte bald an Ansehen, Reichthum und Macht alle umliegenden Städte. Ihre Glanzperiode erlebte die Stadt erst zur römischen Kaiserzeit, wo sie der Sitz der römischen Statthalter von Syrien und Aufenthaltsort vieler vornehmer Römer war. Auch der westasiatische Handel und die spät griechische Kunst und Wissenschaft fanden hier ihren Mittelpunkt. Ihren eigentlichen Weltruf



Antiochien.

dunkler Grotte seine Gefänge gebichtet haben soll. Eine Merkwürdigkeit der Stadt ist, das ihr gegenüber am Nordrande stehende sogenannte Grab des Tantalos, ein großer uralter Grabhügel, in dessen Innern sich eine viereckige Kammer befindet.

Von Bedeutung und besonderem Interesse ist diese Stadt uns auch im Hinblick auf die christliche Kirche. Die Religion Jesu Christi faßte hier frühzeitig Wurzel. Die Kirche zu Smyrna war eine der sieben Gemeinden, an die Johannes in der Offenbarung schreiben mußte. Im Jahre 167 wüthete hier eine furchtbare Christenverfolgung, in welcher auch der edle, ehrwürdige Polikarp, Bischof daselbst, den Märtyrertod erlitt. Die Geschichte berichtet, daß nach dem Tode dieses letzten heldenmüthigen, tadellosen Zeugen des apostolischen Zeitalters die Wuth der rohen christusfeindlichen Menge abgekühlt wurde und der Proconsul die Verfolgungen hier einstellte. Auch später hatte sie durch blutige Verfolgungen der Christen von Seiten der Mohamebaner zu wiederholten Malen zu leiden. Auch Erdbeben, verheerende Kriege, große Feuersbrünste, Pest und Cholera zerstörten die Stadt öfters; aber immer wurde sie wieder erbaut und bevölkert. Heute befinden sich in ihr sieben Kirchen, welche der katholischen, armenischen

aber hat sie jedoch den Aposteln Paulus und Barnabas zu verdanken, die hier zuerst den Heiden das Evangelium verkündigten und eine christliche Gemeinde gründeten. Die Gründung dieser Gemeinde wurde besonders wichtig für die christliche Kirche. Sie bestand meistens aus bekehrten Heiden, und wurde auf diese Weise die Mutter und der Mittelpunkt der Heidenmission, wie Jerusalem das Centrum der Judenmission war. Auch erhielten hier die gesammten Nachfolger unseres Heilandes den schönen Namen „Christen.“ Apostelgeschichte 11, 26. Es wird erzählt, daß dieser Name zuerst von den Römern ausging und als Spottname gebraucht wurde. Schon ehe die Gemeinde in Rom Geltung hatte, übte die Gemeinde in Antiochien einen großen Einfluß auf das ganze Morgenland aus. Die Geschichte berichtet uns, daß der heilige Ignatius,

ein Schüler des Apostels Johannes, hier mehrere Jahre als Bischof fungirte und im Jahre 115 vom Kaiser Trajan zum Märtyrertode verurtheilt, von hier nach Rom gelieft wurde, um den Löwen vorgeworfen zu werden. Berühmt wurde Antiochien auch in der Christenheit durch die im dritten Jahrhundert dort gegründete theologische Schule, in welcher eine recht nüchterne grammatisch-historische Schriftauslegung gepflegt wurde, und aus welcher mehrere berühmte Männer und Lehrer der Kirche, wie Chrysostomus und Theodoros hervorgingen. Im Jahre 115 nach Christo wurde Antiochien durch ein Erdbeben und 155 durch ein verheerendes Feuer fast gänzlich zerstört. Von diesen Schlägen erholte es sich jedoch bald wieder; denn am Ende des vierten Jahrhunderts zählte es wieder über 200,000 Einwohner. Im fünften und sechsten Jahrhundert aber wurde es abermal durch Erdbeben und Feinde verheert; und wie dann schließlich im Jahre 637 der Khalife Omar es eroberte, sank beides die weltliche und kirchliche Größe Antiochiens ins Grab. Bedeutungslos für die christliche Kirche war es nur noch zur Zeit der Kreuzzüge, wo das vereinigte Heer der Kreuzfahrer die Stadt eroberte und hier ein christliches Fürstenthum gründete. Die Geschichte sagt hierüber, daß die feste, reichlich versetzte Stadt den Belage-



ren viele Schwierigkeiten bot, und sie sich derselben erst nach 9 Monaten bemächtigten. Furchtbar war sodann die Strafe, welche die Christen über die eroberte Stadt verhängten. Aber schon nach drei Tagen erschien der seldschukische Sultan von Mosul und schloß mit zahllosen Schaaren Antiochien ein. Da gerieth das Heer in kurzem in solche Hungersnoth, daß sein Untergang unvermeidlich schien. Aus dieser Lage errettete es die in der Peterskirche entdeckte heilige Lanze, deren Auffindung die Kreuzfahrer in solche Begeisterung versetzte, daß sie bei einem Ausfall das übermächtige Heer der Belagerer in die Flucht schlugen und sich den Weg nach Jerusalem bahnten. Der Glaube an die Echtheit der Lanze schwand jedoch bald, da der Priester, der sie entdeckt hatte, an den Folgen des ihm aufgelegten Gottesurtheils starb. Im Jahre

1268 aber wurde die Macht der Christen hier aufs neue vernichtet und Antiochien fiel wieder in die Hände der Mohamedaner, welche es vollends verwüsteten. Seit der Zeit war es ein bedeutungsloser Ort. Der Name der Christen, welcher hier schon über achtzehnhundert Jahre bekannt ist, wird zwar noch von etlichen Hundert ihrer Einwohner getragen; aber der Geist und das Wesen des apostolischen Christenthums ist daraus entflohen. Von dem ganzen früheren Glanze sind nur noch die kolossalen Ruinen der von den Kreuzfahrern erbauten Festung übrig geblieben, die noch immer einen imposanten Anblick gewähren. Antiochien ist jetzt nur eine elende Landstadt mit schmutzigen Straßen, niederen Häusern und 6000 Einwohnern.

## Erstes und Weiteres.

### Aus dem Leben eines alten evangelischen Reisepredigers.

#### IX.

Ich wir diese Landschaft verlassen, muß ich doch noch Einiges, das sich hier zutrug, erwähnen, nemlich zunächst, daß dieselbe weit und breit berühmt war, nicht wegen der Eisenbahnen, die hatte man damals noch nicht, sondern wegen der furchtbaren dreckigen Wege. Ein College sagte zu mir, als es bestimmt war, daß ich hieher mußte: „So, jetzt kommst du doch auch einmal in den Dreck!“ „Lieber in den Dreck, als ins Feuer,“ gab ich zur Antwort. Ich habe aber nachher ausgefunden, daß es manches Mal in der That schwer wurde durchzukommen. Einmal war's fogar ein wenig plaustisch. Das kam nemlich so: Ich und noch ein Bruder waren mit einander auf dem Wege nach einer Bestellung. Es hatte Tags zuvor geregnet, und wir ritten dahin durch Dick und Dünn, daß es wirklich eine Art hatte. Da kamen wir an etwa einem halben Duzend leibhaftiger Hausirer vorbei, die alle so halb angetrunken waren. Sie hatten mit ihren Pferden halt gemacht und waren von denselben am Saume eines Waldes abgestiegen. Nachdem wir sie schon eine ziemliche Strecke hinter uns hatten, kam eins ihrer Pferde in vollem Galopp uns nach, rannte an uns vorbei und war bald außer Sicht. Nicht lange darnach kommt einer der Hausirer uns nachgesagt, wie unsinnig, schrie er, was er schreien konnte, aus vollem Halse: „Halt! halt!! im Namen des Staates Indiana sage ich Euch halt! oder das nächste Ding ist Feuer!“ Natürlich kehrten wir uns nicht daran; im Gegentheil: Wir ritten ein wenig schneller voran, um den Kekl los zu werden. Da wurde er aber noch rasender, schrie aus Leibeskräften: „Halt! oder ich schieße Euch das Herz aus dem Leibe!“ Er fluchte und that, als wollte er eine Pistole herausziehen. O weh! da stürzt er Hals über Kopf über sein Pferd, hinunter in den tiefsten Morast. Da lag er, die Füße nach dem Himmel gekehrt. Nun ja, das war gut. Wir haben nicht geweint. Ich sagte zu meinem Begleiter: „Jetzt sind wir den Menschen doch los, und ritten folglich wieder langsam. Aber warte! Der Bursche rafft sich wieder auf, und das Nächste, das wir gewahrten, saß er wieder auf dem Sattel. Jetzt mußten wir, versteht sich, wieder tüchtig reiten. Rasend jagte er uns nach, so daß sein armes Pferd förmlich schäumte. „Ich soll augenblicklich absteigen, ich habe sein Pferd, oder ich komme

nicht lebendig vom Platze,“ so schrie er und tobte wie besessen. Absolut wollte er mein Pferd haben, und er behauptete, es sei sein. Das Beste war, er stürzte endlich wieder in den Morast — für uns ein helles Vergnügen. „Den werden wir so bald noch nicht los,“ sagte ich. Und richtig! er jagt ohne Weiteres an uns heran, und — vorbei. Was gibt es? „Nichts umkehrt!“ und er positiert sich mit seinem Pferd mitten in den Weg. Jetzt will er wieder wissen, ob ich sofort absteigen und ihm sein Pferd geben will, oder nicht. Wir probiren an ihm vorbei zu kommen, er macht aber seine Manöuvre immer wieder. Zuweilen kam er ganz nahe an meinen Begleiter heran. Wir wurden's endlich müde, und ich sagte: „Du, wenn er Dir wieder nahe genug kommt, so schiebe ihn auf der einen Seite am Bein in die Höhe, daß er auf der andern Seite hinunter purzelt.“ Gesagt, gethan. Er ging ganz possierlich auf der andern Seite hinab. Dort lag er nun zum dritten Mal im Dreck. Das half. Er hatte Respekt vor uns bekommen und traute sich nicht mehr so nahe heran. In kurzer Zeit hatten wir ihn endlich verloren. Etliche Wochen nachher traf ich ihn wieder in einem Kaufladen. Ich ging auf ihn zu und sagte zu ihm: „Denkst du nicht, du warst damals ein rechter Narr?“ „O das war nicht ich,“ sagte er. „Ja freilich warst du es.“ „Nein, es war der Whisky,“ entgegnete er. „Nun ja, ich möchte dir indessen doch einen guten Rath geben, nemlich: Dein Lebtage keinen Tropfen mehr anzurühren.“ Ob's angeschlagen hat, weiß ich nicht; es hält gemeinerhand ziemlich schwer einen Säuser zu bekehren. Die Leidenschaft kehrt nur zu oft wieder zurück.

Jetzt will ich auch noch ein Mißgeschick erzählen. Die Leute sagen in der Regel, wenn's einen Unfall gegeben hat: „Es war noch Glück dabei, es hätte schlimmer werden können.“ So war es da auch. Ich hatte nemlich ein neues, gedecktes Buggy und ein junges Pferd, ein großes, ungehobenes und wildes Thier. Die Brüder sagten oft: „Du wirst noch unglücklich.“ Aber ich selbst war am Ende mehr Schuld, als mein Vierfüßler. Ich wollte Frau und Kinder auch einmal ein extra Vergnügen machen und sagte daher: „Bis nächsten Samstag geht ihr mit mir.“ Es war etwa zwanzig Meilen und das letzte Mal, daß ich Bestellung dort hatte. Es wurde Anstalt getroffen, und die Kinder freuten sich besonders

darauf. Mit der größten Vorsicht spannte ich ein, wir setzten uns auf, ich fuhr den ganzen Weg sehr behutsam, es ging vorzüglich, und gegen Abend kamen wir zur rechten Zeit an Ort und Stelle an. Wir fuhrten auf einem schmalen Weg einem alten Farnhaus zu, wo wir absteigen wollten. Ich sagte: „Nun sind wir Gottlob! glücklich angekommen.“ Aber man soll den Tag vor Abend nicht loben. — Am Ende der „Lane“, die in den Scheuerhof führte, war eine altmodische Einfurth. Der Herr des Hauses hatte uns kommen sehen und öffnete dieselbe, um uns einzulassen. Es fing an zu regnen. Ich dachte, während der Bruder das „Falter“ öffnet, lasse ich ebenso wohl die Seitentücher an der „Carriage“ herunter, damit der Regen nicht hineinschlage. Hui! da kommt ein heftiger Wind und weht mir die Seitentücher hinaus. Das Pferd wird scheu und rennt mit uns durch den Scheuerhof über die Umzäunung hinaus in einen Baumgarten. Ich sah, je länger ich dem rasenden Thier freien Lauf lasse, je gefährlicher und schrecklicher wird unsere Lage. Ich lenkte jetzt absichtlich, vermittelst des Leitseils, welches ich noch in Händen hatte, das Thier schnell auf eine Seite, indem ich dachte, anrennen muß das Fuhrwerk doch und je baldier desto besser. In einem Nu

lag alles zertrümmert zu Boden. Ich hatte eine Wunde über dem linken Auge. Die Frau kam mit einer leichten Quetschung davon. Das Kleinste lag unbeschädigt auf dem weichen Boden. Aber wo ist denn das andere der Kinder? Wir hoben den Wagen an der einen Seite in die Höhe, und richtig! zu unserer Freude steckte sie darunter, ebenfalls ganz unverletzt. Aber war das eine Ankunft des Predigers mit seiner Familie bei diesen Leuten! — „Uns Himmels willen! wie seht Ihr aus!“ schrie uns die Frau vom Hause entgegen. — Ja, wenn ich in meinem Leben einmal dankbar fühlte zum lieben Gott, so war es damals. Auch noch dankbar fühlen für ein solches Unglück? Gewiß dankbar war ich, daß Keines Schaden gelitten hatte.

Kurze Zeit zuvor war einer meiner lieben Nachbarn auf ähnliche Weise verunglückt, auch ein Prediger. Aber da ging es nicht so gut ab. Da war kein Glück dabei. Er lag etliche Tage in bewußtlosem Zustande und starb endlich, Frau und kleine Kinder hinterlassend. Wie nöthig ist es doch für den evangelischen Reiseprediger und für den Menschen überhaupt, daß er bereit ist seinem Gott zu begegnen; denn täglich, ja stündlich sind wir in Gefahr. Kannst dir's merken, lieber Leser.

## Grüßt den Mai!

Von C. A. Paeth.

Traute Brüder,  
Grüßet wieder  
Fröhlich, den verjüngten Mai!  
Wo ein Herz sich freut des Schönen,  
Laßt ertönen  
Frühlingslied und Melodei!

Laßt die Menge  
In der Enge;  
Zieht ins Freie, Wette hin!  
Am Altar der Freude feiert,  
Grünumschleiert,  
Unsern Lenz mit frohem Sinn!

Laßt die Todten  
Ihre Todten  
Selber, trauernd, senken ein;  
Sich zu freuen mit den Frohen,  
Dieser hohen  
Sängerpflicht gilt's jetzt sich weihn!

Hört den Reigen  
In den Zweigen  
Und die Pfeifen auf der Au'!  
Seht die Vögel aufwärts schweben  
Und sich heben,  
Singend, frei ins Aetherblau!

Seht die Rosen  
Zart sich kosen  
Und versenden Düfte süß;  
Seht, geschmückt im Feierkleide,  
Wies' und Weide,  
Neu erblüht ein Paradies!

Jede Hülle,  
Hat die Fülle  
Neuen Lebens abgestreift;  
Das, in schön'rer Form gestaltend,  
Sich entfaltend,  
Neu in höh're Dauer greift.—

Allerwegen  
Weht entgegen  
Luft, begeisternd das Gemüth;  
Selbst auf Gräften unsrer Ahnen,  
Selbst da mahnen  
Junge Blumen uns zum Lieb!

Darum, Brüder,  
Grüßet wieder  
Den verjüngten, lieben Mai!  
Laßt im frohen Lied ertönen:  
Daß des Schönen  
Schöpfer, Gott, der Höchste, sei!





## Joseph Norman Lockyer.

Vom Editor.

Der Mann, dem die nachstehenden Zeilen gewidmet sind, Herr Joseph Norman Lockyer, ist ein noch verhältnismäßig junger Astronom, der seinen speciellen Wissenszweig mit großem Fleiß studirt, und namentlich als gründlicher Forscher in der Solar-Physik sich bedeutende Verdienste errungen hat. Er wurde am 17. Mai 1836, zu Rugby, in Warwickshire, England, geboren, und erbte scheint's von seinem Vater eine besondere Vorliebe zu wissenschaftlichen Studien, denn der ältere Lockyer war, wenn nicht der Erste, so doch einer der Ersten, der die Kunst, mittelst Electricität zu telegraphiren, entdeckte. Schon in seiner frühen Jugend wurde der junge Lockyer leider seiner Eltern beraubt, und nachdem er einige Privatschulen besucht hatte, in welchen er die ersten Anfänge der obigen Wissenschaft lernte, begab sich der Waisenknabe auf Reisen und setzte in dieser Weise während mehreren Jahren seine Studien fort. Nach seiner Rückkehr,

auf den heimathlichen Boden, erhielt er eine Anstellung von der Regierung in dem Kriegskollegium (War office). Die Pflichten dieses Amtes hielten ihn für einen Zeitraum von etwa sechzehn Jahren sehr beschäftigt, und er war folglich genöthigt, seine astronomischen Studien in der Zwischenzeit oder in solchen Stunden fortzusetzen, die er gleichsam dem Regierungsdienst abzwang. In 1865, ehelichte er eine sehr gebildete Dame, die nicht blos mit ihm in seinen wissenschaftlichen Forschungen sympathisirte, sondern die ihm sogar in seinen verschiedenen Unternehmungen höchst schätzenswerthe Dienste leistete. In 1862 lieferte Lockyer einen sehr werthvollen Beitrag zu den Memorien der „Königlich-Astronomischen Gesellschaft,“ in welchem er die Resultate seiner telescopischen Beob-

achtungen über die physische Beschaffenheit der Oberfläche des Planeten Mars niederlegte. In 1865, wurde er mit Thomas Hughes, zum Editor der „Armee-Regulation“ ernannt. Hier brachte er die Anordnungen und überhaupt das ganze System des Kriegskollegiums auf eine bessere Basis. Eben in diesem Jahr wurde er auch in Anbetracht seiner

astronomischen Leistungen zum Mitglied der oben erwähnten Königlich-Astronomischen Gesellschaft erwählt. Schon seit längerer Zeit hatten umfangreiche Beobachtungen auf der Sonnenoberfläche Lockyers Aufmerksamkeit sehr in Anspruch genommen, und so kam es, daß er in 1865 eine Methode darlegte, das große Sonnenphänomen (gewisse rothen Flammen) mit dem Spectroskop zu irgend einer Zeit, wenn die Sonne sichtbar ist, zu beobachten, während man vor dem besagte Flammen nur bei Gelegenheit einer totalen Finsterniß wahrnehmen konnte. Um dieses Räthsel vollends zu lösen erheischte es einen



stärkeren Spectroskop als damals im Gebrauche war, und so beschaffte obige Gesellschaft die nöthigen Geldmitteln für ein derartiges Instrument. Leider bekam er dasselbe, gewisser Umstände halber, erst zwei Jahre später. Die durch ihn angeregte Methode jedoch erwies sich als ein Erfolg, und Lockyer machte jene glänzende Entdeckung, an welcher er so lange, aus Mangel an einem tüchtigen Instrument, verhindert worden war. Er überlieferte nun eine diesbezügliche Zuschrift an die „French Academy“ und dieselbe war kaum gelesen, als die Neuigkeit eintraf, daß der französische Astronom Janssen, damals in Indien, dieselbe Beobachtung, etwa zwei Monate vorher, auch gemacht habe. Daß beide Männer für sich selbst die rothen Flammen entdeckt hatten, war offenbar, und so ließ die

Academie ihnen zu Ehren eine Doppel- (joint) Medaille schlugen. Herr Locher hat seine spectroscopischen Forschungen der Sonnenoberfläche mit großem Fleiß und eben so gutem Erfolg fortgesetzt. Er hat unter Mithilfe des Professor Frankland von der "Royal School of Chemistry" eine Serie höchst interessanter Experimente bezüglich des Verhältnisses gewisser Gase unter dem Druck nach den sogenannten "spectrum lines" (Farbenercheinung) hin gemacht und dadurch bedeutendes Licht mit Rücksicht auf die öfter stattfindenden Wechsel in der Atmosphäre der Sonne gegeben. Lochers Beiträge zu der wissenschaftlichen Literatur, als Autor, als Zeitungscorrespondent, als Editor u. sind sehr zahlreich. In 1862 hatte er die editorielle Aufsicht über das wissenschaftliche Departement des "The Reader" und später redigirte er die englische Ausgabe eines Buches betitelt: "The Heavens" von Guillemin. In 1868 publicirte er eine excellente Abhandlung über „Elementarische Astronomie“ und in 1869 wurde er Redacteur der "Nature," zur Zeit als diese ausgezeichnete wissenschaftliche Schrift von Macmillan ins Leben gerufen wurde.

In 1873 erschien "The forces of Nature," ein tüchtiges

Werk vom vorerwähnten Herrn Guillemin, versehen mit Verbesserungen und werthvollen Zusätzen aus Lochers Feder. Locher publicirte im selbigen Jahr auch ein nettes kleines Werk über "Spectrum Analyses," eigentlich eine Anzahl Vorlesungen, die er in 1869 gehalten und bis dahin revidirt hatte. Das Werk ist prachtvoll illustriert und bildet das erste Band von Macmillans "Nature Series." In 1870 wurde er von der englischen Regierung als Chef einer Expedition nach Sicilien angestellt, um von dort aus die Sonnenfinsterniß zu beobachten. Zu seiner sonstigen Arbeit vertrat er auch noch Secretärsstelle in der "Royal Commission" für wissenschaftliche Institutionen und Förderung der Wissenschaft überhaupt. In 1871, als Gehülfscommissär ernannt, wurde er beauftragt, einen Bericht über das Lehren der Wissenschaft in englischen Schulen und in Schulen auf dem Continent zu verfassen. In demselben Jahr wurde er auch angestellt regelmäßig Vorträge (Lectures) in Cambridge zu halten.

Herr Locher ist übrigens ein Mann von sehr liebenswürdigen Manieren, dazu äußerst gesprächig und ein recht fließender Redner.

## Die heidnische Mythologie in ihren religiösen Grundzügen betrachtet.

Von C. A. Paeth.



### V.

Wir glauben hier nun zurückgreifen zu müssen und zu erinnern an das traurige Ereigniß, das so bedeutungsvoll und folgenreich auf die traurigste Weise für die Mythologie geworben ist: Der Fall des Menschen.

Obgleich es bis heute noch nicht gelungen ist, und auch wohl nie gelingen wird, auf philosophischem Wege die Entstehung der Sünde oder des Bösen in einer durchaus „guten“ Schöpfung zu erklären oder zu begreifen, so hat uns dennoch die göttliche Offenbarung hierüber Aufschluß gegeben insofern es für uns zu wissen, nöthig und heilsam ist. So viel ist auch ferner unserm Denken klar, daß der Begriff „Sünde“ und „Uebel“ nicht dem Gottesbegriff entspricht, und daß also die Sünde ihren Ursprung aus anderer Quelle als aus Gott, dem Vater des Lichts herleiten muß. Ferner sind wir auch heute einig darin, daß sie „der Leute Verderben“ ist und den Menschen von seinem Gott scheidet. Es ist der traurigste Contrast den die Geschichte kennt: Des Menschen Zustand in gottgewollter Daseinsweise vor dem Fall, und sein Zustand in den Unglücksfolgen nach demselben. Hier einerseits selig und zufrieden in der Nähe und dem traulichen Umgang des gütigen Gottes, und andererseits dort hinwiederum zagend und mit sündenbelastetem Gewissen denselben Menschen fortgetrieben zu sehen! Trefflich sagt der geniale Steffens hierüber: „Der Abfall von Gott ist die dunkelste Nacht und der Anfang der Geschichte.“ \*) Wenn auch unser großer, philosophischer Dichter im Gegentheil behauptet, daß dieser Fall „die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte sei,“ †) so werden wir ihm keineswegs beipflichten, vielmehr gestehen wir, daß uns dieser sein Ausspruch in mehr als einer Hinsicht geradezu räthselhaft erscheint.

\*) Siehe Religionsphilosophie I. S. 396.

†) Siehe Schiller Werke Aeg. A. II. S. 396.

Mit sinnigen Zügen schildert der inspirirte Schreiber uns das erste Auftreten der Folgen nach dem unglücklichen Geschehen. Die Stimme des Schöpfers rauscht durch den „Garten,“ er ruft den Menschen und der Berufene flieht; flieht vor seinem Gott! Die selige Harmonie des Seins ist mit einem Mal gehoben, und die erste Dissonanz ist wie ein drohender Unglücks-Propheet aus dem Dämter des Schauerlichen heraufbringend vernehmbar. Es klagt ein weiter Schlund gähnend auf und — Gott und Mensch sind geschieden!

Gott, als der Absolute, bleibt ewig unwandelbar derselbe. Eine Accomodation an Etwas, seinem Wesen Widersprechendes ist nicht möglich; ein Compromiß mit einem sündigen Wesen oder eine Alteration seiner „Jehtheit“ ist schlechthin undenkbar. Der bloße Begriff seines Wesens schon schließt alles Abnorme oder Defektive aus. Hier steht der Mensch; die kalte Atmosphäre des neuen, fremden Zustandes macht ihn zittern und beben. Wie ist Alles so anders, so ganz anders! Das vorhin Lockende schreckt ihn; das vormals Unschuldige erfüllt ihn nun mit unseligem Schamgefühl. Jeder Stundenlauf und Tritt ist nunmehr eine Förderung zu größerer Unseligkeit. Die letzte Grenzschleide zwischen der friedlichen Seligkeitsbehauung und einer gefallenen, rauhen Wirklichkeitswelt überschreitet er; gezwungen muß er hinaus in die letztere schreiten und dröhnend klrirt für immer die letzte Scheideforte hinter ihm zusammen! Alles, was ihm von seiner Freude und Seligkeit bleibt, sind die Trümmer der gewesenen Größe und die Schattenrisse einer, ihn keineswegs beglückenden, Erinnerung! Recht hat nun hier der Dichter, wenn er sagt:

„Das ist der Fluch der bösen That,  
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Damit, daß der Mensch also um sein Erstlingsglück gebracht ist, hört mit nichten seine Handlungs- oder Bethätigungsweise auf. Auf den betretenen Pfaden drängt er nunmehr weiter,



vortwärts selbstgesteckten Zielen zu. Gott und sein Hineingreifen in das Geschick und die Geschichte des Menschen weicht nun immer mehr aus dem Vordergrund zurück. Der Mensch mit seinem Treiben, Schaffen und Unternehmen drängt sich je mehr und mehr hervor. Und wie könnte es auch anders sein? Ist ja doch der Fall eine gewalttätige unnatürliche Emancipation des Kindes vom Vater! Ein Sich-Entziehen aus seinem Haushalt und ein Wählen eigener Wege.—Das schwache Kind treibt nun Gewerbe auf eigene Hand; das unerfahrene Mägdlein stürmt, trotz seiner Unvermögenheit, raßlos ins wogende Leben hinaus! Ein Mißlingen reißt sich deshalb ans andere; eine Unglückthat folgt der andern auf dem Fuße. Blut—Menschenblut—muß bald die junge Erde trinken! Erst fürchtete der Mensch sich in „knechtischem Geiste“ vor Gott, jetzt fürchtet er sich schon vor dem Nebenmenschen, und zuletzt vor bloßen Naturerscheinungen und vor der Creatur, zu deren König er bestimmt ist. Er steht sich nun gebrungen auf Vertheidigung zu sinnen und ehe lange ist der Schauplatz seiner Handlungen in ein Heerlager umgewandelt.

Während alle Diesem ist er nicht aus seiner unglücklichen Richtung, Sündenwärts, gekommen, sondern hat stets auf abschüssiger Bahn sich weiter von Gott entfernt. Die erste Gottesstimme, die ihn schreckte, hat ihr schauerliches Echo bei ihm zurückgelassen; es treibt ihn weiter und weiter, und er flieht in bangem Jagen! Dieses der Naturzug, der die vorchristliche Menschengeschichte charakterisirt. Aber trotz des Abfalls von seinem Herrn und Schöpfer, konnte und kann der Mensch doch nie seine hohe Abkunft gänzlich verleugnen. Das Bild Gottes, obwohl verdunkelt, blieb dennoch in seinen Umrissen haften. Der Mensch bleibt bei aller Ab-

normität und Depravirung dennoch immerhin noch Mensch! Zudem ist seine Stellung, als gotteschaffenes und gottähnliches Wesen im Weltganzen eine zu bedeutungsvolle und wichtige, als daß der ewige und allgütige Allvater seine Hand gänzlich von ihm abziehen sollte. Eine einfache Erinnerung an die Erlösung und die Heilsgeschichte überhaupt zeigt uns Dieses zur Genüge. Ohne den Menschen ist die ganze sichtbare Schöpfung eine inhaltsleere Null; ja, ihre Existenz wäre ohne den Menschen nur—oder nicht einmal joviell—ein Welles Nominalding.—Es hieße dem Weltenschöpfer Impotenz zuschreiben und die Sünde oder das Böse zur Allmacht erheben, wollte man hier, wie so viele christliche Theologen thun, ein gänzlich Unterfinden des Menschen statuiren. Ohne auf pelagianische Abwege zu gerathen, darf diese Wahrheit trotz aller Gegenrede dennoch aufs Nachdrücklichste betont werden. Gott bleibt immerhin noch Herr in seinem Haus. Der Feind hat wohl das schönste sichtbare Werk des Schöpfers verdorben, beschmutzt und es aus den Geleisen seiner Bestimmung gebracht; aber zerstören und als solches es gänzlich aufheben oder es total in ein Gegentheil nach seinem Belieben zu wandeln, kann keiner beschränkten Macht gelingen! Die letzten Anknüpfungspunkte für sich, hat Gott selbst sich vorbehalten. Somit ist für uns die Menschengeschichte oder das Geschehene innerhalb der Familie der geistbegabten Erdenwesen wohl kein gottgewolltes, kein nach normalen Gesetzen ungetrübter Harmonie sich abwickelndes Vorgehen, sondern vielmehr ein getrübbtes, mit Sünden und unheilsschwangeres Ueberstürzen und Jagen auf abschüssiger Bahn.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Riesenbrücke zwischen New York und Brooklyn.

Der mächtige Aufschwung, den das Verkehrsweisen in den Vereinigten Staaten genommen, die Anlagen von Straßen, welche immer weiter in die Wildniß der Urwälder vorgebracht, haben auch den Brückenbau zu einer staunenswerthen Entwicklung gebracht und Werke geschaffen, wie sie ähnlich auf der ganzen Erde nicht zu finden sind.

Johann Röbbling, 1806 in Thüringen geboren, einer der hervorragendsten Erbauer solcher Riesenwerke, welcher unter Anderem die großartigen Brücken über die Niagarafälle und über den Ohio bei Cincinnati erbaute, wurde die Aufgabe zu Theil, die Insel Brooklyn mit der Städtekönigin New York durch eine Hängebrücke zu verbinden. Riesengroß war dieses Unternehmen, wenn man bedenkt, daß es hier nicht bloß galt, eine feste Verbindung zwischen den beiden Ufern eines Flusses zu schaffen, sondern einen Meeresarm mit Ebbe und Fluth zu überbrücken, und einen bequemen Weg für Wagen, Eisenbahnen und Menschenverkehr herzustellen, während unten in einer Tiefe von über 130 Fuß für eine Anzahl von Dampffähren und Booten, großen Segel- und Dampfschiffen ein freier Durchgang verbleiben mußte. Die 70 Millionen Menschen, welche jährlich zwischen New York und Brooklyn hin- und wiebergehen, werden also hoch über den Topmasten der Schiffe zwischen Himmel und Meer dahinschreiten und aus schwindelnder Höhe die Wellen treiben sehen.

Es war also eigentlich zunächst der großartige Schiffsverkehrsverkehr, der sich auf dem East River entwickelte und die Störungen, welche demselben durch die häufigen Hinüber- und

Herüberfahrten der zwischen New York und Brooklyn verkehrenden Fährboote erwuchsen, die den Gedanken erzeugten, beide Städte über den Fluß hinweg durch eine Brücke zu verbinden, und zwar so, daß die größten Dreimaster unter derselben bequem hinsegeln und auf welcher Wagen, Pferde, Menschen und Eisenbahnzüge thurmeshoch, aber sicher von Land zu Land gelangen könnten. Unsere Abbildung zeigt die Brücke wie dieselbe nach ihrer Vollendung, welche in nicht mehr langer Zeit bevorsteht, aussehen wird. Die wenigen am Vordergrund sichtbar werdenden Gebäude gehören zu New York, im Hintergrunde sind die Thürme und Häuser von Brooklyn zu erblicken. Ein Wald bewimpelter Masten ist zu schauen, riesige Dampfsboote, Schiffe mit theils gerefften, theils gespannten Segeln beleben die Wasserfläche, über welche hinweg der eiserne Weg führt, den Maschengewalt und Menschenkraft in diese Höhe zu legen wagte. Vergleicht nur die Höhe der am Fuße des kolossalen Pfeilers stehenden Häuser mit derjenigen der Brücke, und schaut dann hinüber zu dem andern, fernen Pfeiler, wie hoch dieser noch über den Brückenweg hinausragt! Oder vergleicht man Menschengestalten, die bespannten Wagen, mit dem kolossalen Steinmaterial des wahrhaft großartig angelegten Baues, so sehen diese aus, als wären sie aus einer Sonneberger Spielwaarenschachtel hervorgekratzt.

Im Jahre 1867 begann Röbbling mit dem Plan, allein er starb in 1869, ehe die Arbeit in Angriff genommen werden konnte. Sein Sohn, Washington A. Röbbling, hat indessen bis jetzt den Bau beaufsichtigt. Die Brücke erstreckt sich von

dem Zusammenlauf der Sands- und Fulton Straßen in Brooklyn bis zur Chatham Straße in New York, eine Gesamtlänge von 5989 Fuß. Die wichtigen Grundbauten nahmen eine Menge Zeit weg und machten höchst kostspielige Vorarbeiten nöthig. Unter dem Wasserspiegel des Meeres mußte der Pfeilerbau mittelst einer Art von Taucherglocken bewirkt werden. Nur langsam rückte dann der Bau nach und nach höher und höher, bis er endlich über dem Meeresspiegel zu Tage trat und nun ein rascheres Fördern der Arbeit und vielseitigeres Eingreifen von Arbeitskräften gestattete. Große Holzunterlagen, jede 170 Fuß lang und 102 Fuß breit und 25 Fuß hoch, zusammen 1,600,000 Fuß umfassend, mußten in das

Rhode Island und New York diesen colossalen Steinbedarf zu liefern. Im Sommer von 1876 war die Mauerarbeit vollendet. Am 29. Mai 1877 wurde das erste Drahtseil für die Cabel über den Fluß gespannt. Es sind vier solcher Cabel. Jeder besteht aus neunzehn Strängen und jeder dieser wieder aus 280 galvanischen Stahl-Gußdrähten (No. 8. gauge). Die Cabel sind 15½ Zoll im Durchmesser. Am 1. März 1879 waren die vier Hauptdrähte fertig, gerade 1 Jahr 9 Monate, nach dem man sie begann.

Die Brücke hat drei Oeffnungen; die Mittelloffnung hat 1595 Fuß Spannweite, die Seitenöffnungen je 930 Fuß. Sie hat zwei äußere Fährbahnen für Straßenfuhrwerke und



Flussbett gesenkt werden, so tief bis sie auf solidem Grund ruhten. Auf der Brooklyn Seite wurde das Ziel erreicht bei einer Tiefe von 45 Fuß unter dem Hochwasser, auf der New York Seite war es indessen nöthig circa 78 Fuß unter das Hochwasser zu bringen. Es dauerte allein neun Jahre, die Pfeiler, die Untergründe, die Drähte und sonst das Nöthige fertig zu stellen, die Spannung zu beginnen. Die Thürme sind 278 Fuß hoch. Die Fundamente messen 129 bei 119 Fuß unten und 117 bei 104 oben und sind 89 Fuß hoch. Der ganze Verbrauch von Granit und Kalksteinen für besagte Untergründe und Brückenseiler beträgt nicht weniger als 435,000 Cubic-Fuß; und es erforderte für vier Jahre die unausgesetzte Arbeit in mehr als 20 Steinbrüchen in Maine, Massachusetts,

Pferdebahnbetrieb von je 16 Fuß Breite, zwei schmalspurige Schienenwege für Locomotivbetrieb von je 14 Fuß lichter Weite, und in der Mitte einen erhöhten Fußweg von 17 Fuß Breite. Die Gesamtbreite der Brücke zwischen den äußersten Geländern beläuft sich auf 80 Fuß, ist im Ganzen aber 5 Fuß breiter als der Broadway.

Das Gesamtgewicht der Brücke beträgt 13,300 Tonnen. Die etwaigen Kosten, wenn fertig, veranschlagt man zu \$13,500,000, wovon \$9,500,000 für die Brücke selbst und etwa \$4,000,000 für den Ankauf von Grundeigenthum verwandt wurden. Man hofft, daß dieses Kunstwerk noch in diesem Jahre dem öffentlichen Verkehr übergeben wird. Wollen so lange einzuweilen noch zusehen. Z.



## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenbilde auf Diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren.

Von A. Halmhuber.

### Die Religion des Volks.

**I**n sich der Confucianismus seiner Natur nach besser an den Schintoismus anreicht als der Buddhismus, so wollen wir ihm unsere nächste Betrachtung zuwenden. Wir werden uns hierbei ungleich besser befinden als beim Erforschen des Schintoismus; denn Confucius hat der Welt klar gesagt und schriftlich hinterlassen, was er dachte und lehrte, daher sich Jedermann bei einigem Forschen einen Einblick in sein System verschaffen kann. Beim Lesen japanischer Moralphilosophie begegne ich häufig einzelnen Aussprüchen des Confucius oder Bruchstücken aus seinen Schriften, da ja der Japanese noch nichts Besseres geliefert hat, als dieser große Chinese, und es daher liebt, seine Phrasen mit chinesischer Weisheit zu würzen. Neben dieser persönlichen Bekanntschaft mit dem Confucianismus besitze ich aber etliche gute deutsche Aufsätze über dieses System, besonders die von Einem Th. K. im Basler Missionsmagazin vom April 1880 unter der Aufschrift „Confucius“ zusammengestellte Arbeit, welche ich denn im Nachfolgenden auch dankbar benütze.

Ein zum Christenthum hinneigender Japanese läßt sich über den Confucianismus folgendermaßen vernehmen: „Unter den inländischen Systemen steht das des Confucius als das erste da. Vermittelt der wohlbekannten Grundsätze des Wohlwollens, der Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe und Wahrheit, sucht es die Menschen zur Tugend anzuapornen und vom Laster abzugießen und darf darum gut genannt werden. Allein während die Menschen bedeutende Geschicklichkeit in der Besprechung dieser Grundsätze an den Tag legen, gelingt es ihnen doch nicht, denselben nachzuleben, vielmehr gerathen sie leicht in Heuchelei und Eigendünkel, bis sie am Ende vergessen, worin die wahre Lehre besteht. Hat auch je und je ein Gelehrter diesen traurigen Stand der Dinge beklagt und sich angestrengt, die Fluth einzudämmen und die Lehre auf ihre erste Reinheit zurückzuführen, so hat er damit Fiasco gemacht.“

Die Japanesen sind frühe mit den Lehren des Confucius bekannt geworden, viel früher als mit dem Buddhismus. Daher erklärt es sich auch, wie die alte Schintoreligion dem Buddhismus gegenüber Kraft genug hatte, wenigstens nebenher fortbestehen zu können, denn ohne die Mitwirkung des Confucianismus wäre ihr das wohl unmöglich gewesen. Der Confucianismus, der im Grunde nichts ist als eine heidnische Sittenlehre, paßte sich auch ebenso leicht dem Buddhismus an als dem Schintoismus, und gab demzufolge Anlaß zu einer Religionsmischerei, wie sie in Japan nun gang und gebe geworden ist. „Schon etwa dreihundert Jahre vor Einführung des Buddhismus war die Weltweisheit des Confucius auch in Japan bekannt worden, ohne doch einen besonders großen Einfluß zu üben. Erst als durch buddhistische Priester der Verkehr mit China sehr innig wurde, gewann auch dies herz- und glaubenslose Moralsystem mehr Boden in Japan. Damals wurden ganze Schaaren japanischer Jünglinge nach Singanfo in Schensi, der ehemaligen Hauptstadt von China geschickt, um Sprache, Literatur, Religion und Sitten des großen Reiches zu studiren, ganz wie jetzt japanische Studenten zu

ihrer weiteren Ausbildung sich auf amerikanische, englische und deutsche Universitäten begeben. Und nicht nur Japaner gingen nach China, sondern Chinesen kamen auch nach Japan. Die Folge dieser Verbindung war eine zweite große Revolution des japanischen Geisteslebens. Nicht, daß nun der Buddhismus wieder wäre aufgegeben worden; aber die Bücher des Confucius und damit chinesische Regierungsweise, Gesetze, Wissenschaften, Gebräuche kamen dazu; ja, das ganze schwerfällige Schriftzeichensystem der Chinesen wurde in Japan eingeführt, und erst jetzt fängt man wieder an, sich dieser Zwangsjacke zu entledigen und die einfache, vollkommen genügende japanische Buchstaben- oder Silbenschrift zu gebrauchen. Aber zum großen Theil sind noch bis auf den heutigen Tag die Aushängeschilder, öffentliche Anschläge, Büchertitel u. dgl. mit chinesischen Zeichen gedruckt. Ueberhaupt ist der chinesische Einfluß so stark gewesen, daß man noch jetzt, von China nach Japan kommend, meinen könnte, man befinde sich blos in einer andern Provinz des großen Reiches der Mitte. Wir heben diesen Umstand bekümmen besonders hervor, weil immer noch Viele der Ansicht sind, die gegenwärtigen aus dem Westen eingeführten Neuerungen und Reformen in Japan würden keinen dauernden Bestand haben. Dem gegenüber ist Obiges ein Beweis dafür, daß erstens die Japaner nicht nur schnell in der Annahme von etwas Neuem, sondern auch beharrlich in der Beibehaltung desselben zu sein verstehen, in religiösen Dingen sowohl als auch in weltlichen, und daß zweitens das japanische Volk in keiner Weise von dem Fremdenhaß eingenommen ist, wie ihre stolzen Vettern auf dem ost-asiatischen Festlande. Nein, durch die Lage ihrer Inselheimath schon, wie auch durch ihre ganze Gemüthsart, sind die Japaner ein offenes, für alles Neue und Fremde höchst empfängliches Volk.“

Der Stifter des Confucianismus ist, wie bereits angedeutet, ein Chinese. Er heißt Confucius, eigentlich Kongsutse und nach japanischer Lesart Kooschi, ist ums Jahr 551 v. Chr. geboren, und ist der größte Mann seines Volks, der Chinese der Chinesen. „Die Gebildeten und Edelsten selbst des heutigen China führen seinen Namen mit Ehrfurcht im Munde; und wenn ihr Wandel noch so sehr von den Worten des Meisters abweicht, so umgeben sie ihn selbst doch mit einer Wolke von Weihrauch. Sein Bild, wie es aus seinen eigenen Schriften uns anmuthet, ist ein zwar nicht großartiges, aber doch auch für unser Gefühl wohlthuendes. Er erscheint als ein Mann, der in die sittlichen Lebensgesetze einen tiefen Blick gethan hat, und der es sich angelegen sein läßt, seine Nebenmenschen wirklich zu bessern. Confucius ist kein Schwärmer, der sich besonderer Offenbarungen rühmt, auch kein Gelehrter, der in stiller Zurückgezogenheit sich unpraktische Gedanken über die Welt macht, sondern ein Staatsmann und ein Patriot. Wohl lebte er nicht mehr in der goldenen Zeit des Alterthums, da die Heiligen noch die Kaiser des Reiches waren, auch nicht in der späteren Zeit, da die Heiligen den Rang der Minister einnahmen; er, der jetzt in China als der größte Heilige verehrt wird, brachte es nicht einmal bis zum Staatsminister. Aber er hat doch als trefflicher Beamter der Mit-

welt gebient. Er fühlte wohl, daß seine Zeit einer Besserung bedurfte; diese Einsicht ist bei ihm aber mit der fröhlichen Zuversicht verbunden, daß seine auf Abhülfe gerichteten Gedanken durchführbar seien, und ferner mit einem warmen Eifer, selbst Hand ans Werk zu legen."

"Dabei bekennt er von sich, er sei kein 'Heiliger,' ja nicht einmal einen 'Humanen' im vollen Sinn des Worts wagt er sich zu nennen. Er redet uns von Grundsätzen, die der 'Edle' habe, z. B. dem Vater so zu dienen, wie man es vom eigenen Sohn verlange, und er beklagt, dies selbst nicht zu vermögen. Er trauert nicht bloß über seine Zeit, wie es auch heutzutage so Viele thun, sondern ebenso über sich selbst. Wie menschlich er unter seinen Mitmenschen wandelte, beweist die Anekdote, die man von ihm erzählt, er habe es nicht unter seiner Würde gehalten, einen unverschämten Menschen mit seinem Spazierstocke zu bearbeiten. Doch es mögen nun seine eigenen Lehren, welche wir in möglichster Kürze darstellen, für ihn reden."

"Sein Ideal, der Edelmann, ist ein feingebildeter Mann, keiner, der Gehalt hätte ohne äußere Form, oder äußere Form ohne Gehalt. Er darf nicht bloß Gaben und Fähigkeiten haben, die etwa ausgebildet werden könnten, dieselben müssen wirklich ausgebildet sein. So hat er z. B. umfassende Kenntniß der Literatur und musikalische Bildung. Er fragt und lernt auch beständig, führt, was er weiß, aus nach Länge und Breite, er hält das Alte fest und kennt Neues, ist also ein Mann, der immer lernt, sich immer bessert und vervollkommenet. Seine Gemüthsstimmung ist die der Gelassenheit und Ruhe, nicht zwar so, als ob ihm alles gleichgültig wäre, nein, er ist unruhig, wenn er denken muß, sein Name werde nach seinem Tode nicht genannt; aber gelassen wartet er auf seine Bestimmung, läßt die Dinge ruhig an sich herankommen, sucht nicht zu ändern, was sich nicht ändern läßt, und vermag so z. B. auch Mangel gelassen zu ertragen. Sein äußeres Auftreten ist darauf berechnet, auf die Leute Eindruck zu machen; nichts, was ihm begegnet, darf ihn aus der Fassung bringen. Er darf weder Traurigkeit, noch Furcht, noch Zweifel zeigen. Er ist ernst, heißt es, um Eindruck zu machen, sein Wandel ist würdevoll. Erhaben steht er da unter seinen Nebenmenschen; nicht einer, wie sie, sondern aufs Allgemeine gerichtet, gehört er nicht einzelnen Parteien an; er ist weder konservativ, noch radikal, sondern entscheidet jede Frage nach seinem Gewissen, indem er derjenigen Seite beitrifft, auf der er das Recht findet. Ueberhaupt hat sich der Edle eigentlich nicht in die Streitsachen dieser Welt zu mischen; wenn er aber einmal streitet, so streitet er als Ehler. Seinen Umgang sucht er nicht unter Personen, die nicht selbst edel und gut sind; er geht nur mit Seinesgleichen um, sucht sich Freunde auf literarischem Weg (!) und fördert seine Tugend durch seine Freunde. Auf seinen Wandel verwendet er die größte Sorgfalt; dieser ist ihm mehr werth als Worte, d. h. beide decken sich bei ihm vollständig. Er ist eifrig im Handeln und vorsichtig im Reden. Er beugt sich unter die Zucht des Anstandes und die Regeln der Sitte; doch sind seine Manieren eben so fern von Zwang als von Nachlässigkeit. Dabei hat er einen Gehalt von wirklichen Tugenden; er verschleucht die Nothheit, vollendet nur das Schöne, nicht das Häßliche an sich und andern Menschen, strebt nach Kindlichkeit und Brüderlichkeit, nach Pietät gegen Verwandte und Kinder. Er übt Humanität, Weisheit und Tapferkeit, nicht etwa in unvollkommener Weise, nein, die Untersuchung seines Innern zeigt keinen Makel; er bleibt nicht auf halbem Wege stehen in seinem Lauf. Kurz, seine Tugend ist

wie der Wind, dem sich das Gras — die Menschen — beugt. Das ist der Edle des Confucius."

"Manches wird uns an diesem Bilde wohlthuernd berühren; wie deutlich spricht sich z. B. hier das Bewußtsein aus, daß der Mensch nicht da ist, um das Leben nur zu genießen, daß er höhere Gaben und Aufgaben hat, daß er bestimmt ist, seine Anlagen auszubilden und im Leben zu verwerten, daß es Gesetze gibt im natürlichen und sittlichen Leben, unter die der Mensch sich beugen muß u. s. f. Und doch wird man an dem Bilde dieses Tugendmenschen gar vieles vermissen. Derselbe kann nicht wohl ein Vorbild für alle Menschen sein, für Unbegabte wie für Talentvolle, für Frauen wie für Männer; dazu ist es zu vornehm, zu stolz. Ja, es streift an die Grenze des Unmöglichen; denn einem Menschen, dem die Untersuchung seines Innern keinen Makel aufzeigt, werden wir kaum glauben, daß er sich recht geprüft habe. Es fehlt dem Edeln die Naturwahrheit und die Wärme, welche beide einem wahren Christen eigen sind."

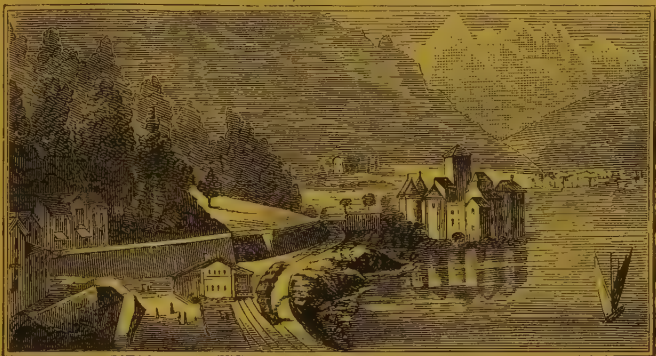
Der Religionsbegriff ist bei Confucius sehr schwach ausgebildet. Für das höchste Wesen, das über der Welt steht, braucht er den Ausdruck „Himmel.“ Von Gebet weiß er nichts, da ja der Himmel auch nicht rede, wie er sagt, sondern nur wirke. Mit dem Himmel vergleicht er den „Heiligen,“ denn es gibt nach Confucius Menschen, die nicht erst durch eigene Thaten heilig geworden sind, sondern die dieses Glück schon von Natur genießen. Er redet auch von Dämonen; dieselben stehen in keiner näheren Beziehung zum sittlichen Leben des Menschen, als der „Himmel,“ und indem von den Abgeschiedenen als von Geistern geredet wird, bleibt doch dabei unklar, welche Bedeutung diese Art der Unsterblichkeit für eine etwaige Vergeltung oder für das Ziel der Menschengeschichte überhaupt haben mag. Um so mehr bemüht er sich aber, die sittliche Aufgabe des Menschen, Pflicht und Tugend zu entwickeln. „Tugend,“ das ist das Universalmittel, das er seiner Zeit anpreist. Es kommt ihm in erster Linie auf den Wandel, auf Besserung des Charakters an. Durch Erkenntniß der Fehler und Vermeidung derselben gelangen wir zum Thun des Guten, wobei wir durch die Vorbilder der alten Zeit unterstützt werden. Daher empfiehlt Confucius das Studium. Als Grundsatz beim Umgang mit andern Menschen wird er uns dann angehen, Gegenseitigkeit sei das Beste; wir sollen z. B. dem Fürsten so dienen, wie man es vom eigenen Diener verlangt. Das verwandtschaftliche Verhältniß von Eltern und Kindern bringt die ursprünglichste Art von Abhängigkeit zu Stande, aus welcher Pflichten erwachsen. Hieraus erwächst mit einem Wort die Pflicht der „Kindlichkeit,“ d. h. nach chinesischem Begriff ein Dienst bei Lebzeiten und nach dem Tod. Somit lehrt Confucius auch den Ahnendienst. Hieran schließen sich die Regeln gegen Geschwister und Freunde an, wobei merkwürdig ist, daß der weibliche Theil der Familie, das Weib und die Schwester so ziemlich ganz vergessen werden. Die Höflichkeits- und Anstandsregeln, selbst die Musik und der Gesang gehen bei Confucius in staatliche Einrichtungen über: Alles muß im Staate so hergehen, wie es von Rechtswegen sein soll: der Bruder muß brüderlich sein, das Kind kindlich, vor allem muß der Fürst Fürst sein, der Minister Minister, der Vater Vater und der Sohn Sohn. Es gibt für Confucius und für den Chinesen überhaupt keine höhere Lebensordnung als eben die staatliche: eine Gemeinschaft, die etwa unserem Begriff von der Kirche oder gar vom Reich Gottes entsprechen würde, kennt er nicht. Alles ist diesseitig, irdisch.



## Aus der Schweiz.

Unter den sämmtlichen Denkmalen der Feudalzeit hat die Schweiz wohl kein zweites aufzuweisen, dessen Name so bekannt wäre, wie die Insel Chillon im Genfer See: Lage, Geschichte und Poesie, sie alle drei haben sich vereinigt, ihre Zinnen mit einer fast unvergänglichen Glorie zu umkränzen. Wenn man auf der Straße von Vevey das reizend gelegene Montreux passiert hat, erblickt man in der Ferne nach Südosten hin das finstere Gemäuer des Schlosses Chillon sich aus den Flutthen des See's erheben. In der schönsten Bucht des Lemans, wo ein immer blühender Terrassengarten voller Städte, Dörfer, Villen und Schlösser, gegen Morgen und Mittag von den Felshörnern und Schneebergen der Waadtländer, Walliser und Savoyer Alpen behütet, dieser Winkel des Genfer Sees in seinem idealen Ensemble von Anmuth und Erhabenheit alle Rivalen siegreich aus dem Felde schlägt, und zwar auf der allerschönsten Stelle haben wir unsere Inselveste zu suchen. Nur zwei Schritte von dem gleich einem Gerungethüm sich trohig emporreckenden Steinklumpen der Burg stehen jetzt die leichten Bauten der Station Vevey-Chillon. Eine doppelte Umfassung von crenelirten Mauern schließt das Schloss nordwärts nach dem Lande zu. An ihren Ecken springen drei spitzbedachte Rundthürme vor, gegen Osten mit einer massiven viereckigen Warte verbunden; durch sie führt die spitzbogige Pforte, der einzige Eingang des Bauwerks, in das Innere der Burg. Inmitten des Felseneilands erhebt sich, alle übrigen Konstruktionen weit überragend, der gewaltige viereckige Donjon. Von wo aus man Chillon daher auch sehen mag; überall stellt es sich in hohem Grade malerisch dar, erst aber, wenn man in

drei, zwei nebeneinander, der dritte, durch verschiedene Zwischenlokalitäten von ihnen getrennt, nähert sich mehr der nordwestlichen Burgecke. Die beiden letzteren sind mächtige Hallen, so groß, daß eine ganze Compagnie Soldaten darin exerciren könnte. Plumphe byzantinische Säulen stützen ihre gothischen Deckenbogen, und an den Gewölben angebrachte kleine Schieß-



Chillon.

scharten lassen nur ein mattes Sonnenlicht einbringen. Morgens, wenn der See das Blau des Himmels widerspiegelt, färben azurne Reflexe die Bogen; Abends kommen grünliche Tinten, allein dieser schwache Schimmer verschleucht nur wenig das Dunkel, und der Hintergrund der Verließe bleibt in ewige Finsterniß eingehüllt.

Glänzendere Tage hat Chillon niemals gesehen als unter Herzog Peter von Savoyen. Er hatte der Bestie im See vor allen seinen vielen Schlössern seine Neigung zugewandt, hatte sie zu dem weitläufigen Bau umgeschaffen, so ziemlich, wie er heute steht, zum Kriegearsenal seines Reiches gemacht, mit Wurfmaschinen und Belagerungsgeräthen, mit Bogen und Pfeilen angefüllt, mit einer starken Besatzung ausgerüstet und zugleich einen Hofhalt darin errichtet, wie seine Zeit nur wenige gleich prächtvolle kannte. Auf seinem Lieblingsfise im Anblicke des Leman und der penninischen Alpen zu sterben, war ihm aber nicht vergönnt; auf der Rückkehr von Italien, wohin ihn eine Fehde gerufen hatte, ereilte ihn der Tod in der Burg Pierre-Chatel, am Einfluß der Isere in die Rhone.

In die schauerlichen Kerker von Chillon warf man auch den unerschrockenen Kämpen für die religiöse und staatliche Freiheit Genfs, den Prior von St. Victor, Franz von Boni-



Montreux.

den ersten der terrassenförmig übereinander aufsteigenden drei Höfe der Bestie eintritt, empfängt man eine Vorstellung von dem außerordentlichen Umfange, den sie beschreibt.

Seine Hauptfacade, welche aus zwei oder, die Souterrains mitgerechnet, aus drei Etagen besteht, kehrt Chillon dem Wasser zu. Hier liegen, doch nicht unterm Seespiegel, wie man vielfach liest, sondern acht Fuß über dem See, die in den Felsen gehauenen Gewölbe, die einst zu jenen furchtbaren Kerker dienten, von welchen uns die Geschichte erzählt. Es sind ihrer

ward. Noch zeigt man in einem der düsternen Gewölbe die Säule, an welche er angeschlossen war, und den Ring, der die Kette an seinem Fuße festhielt. Was wurde aus ihm? Was hat er gedacht? Was gelitten? Leider hat er uns seine Gefängnißqualen nicht erzählt. Nur wenige Worten enthalten seine Denkwürdigkeiten von den langen Tagen, welche er im Verließe der Inselveste geschmachtet hat. Er sagt uns bloß, daß er nicht fogleich in das dunkle Gewölbe gebracht worden sei, daß man ihn vielmehr zwei Jahre lang in einem Gemache

neben der Wohnung des Schloßhauptmanns untergebracht habe, der ihn täglich besuchte und rücksichtsvoll behandelte. Ein Besuch des Herzogs in Chillon machte aber dieser Milde ein jähes Ende.

Bonivard sagt: „Man steckte mich nun in ein Verließ tiefer als der See, wo ich vier Jahre blieb und sattsam Muße hatte zu promeniren, dergestalt, daß ich in den Felsen, welcher das Pflaster meines Käfigs bildete, einen kleinen Fußpfad eingrub, als hätte ich diesen mit einem Hammer ausgehauen.“

In der That sieht man in der erwähnten Krypte noch heute eine kleine Vertiefung, die uns als die Fußbahn des Märtyrers gezeigt zu werden pflegt.

Bonivard ist Chillons berühmtester Gefangener gewesen, derjenige, dessen Name mit dem der Burg für alle Zeiten unzer trennlich verbunden bleibt. Er war es, welchen Lord Byron in seinem gefeierten Gedicht verherrlichen wollte. Als der Poet aber, während eines Regentages im Gasthose zum Anker in Duchy bei Lausanne festgehalten, in einem Zuge seine gewaltigen Verse aufs Papier warf, da kannte er, wie er in einer späteren Auflage seines „Prisoner of Chillon“ unumwunden eingesteht, Bonivard's Geschichte noch nicht.

Was aber mögen während der endlosen vier Jahre die Gedanken Bonivard's gewesen sein? Die Dichtungen und Schriften, die nach seiner Haft seine emsige und schwungvolle Feder zu Tage gefördert, geben uns davon Kunde. In ihnen hat er die Ideen niedergelegt, welche ihn in seiner Einsamkeit beschäftigten. Daß die ersten Regungen seiner Brust, nachdem er sich des Lichts und der Luft beraubt sah, Entrüstung waren gegen den Fürsten, welcher ihn so grausam behandelt hatte, — wen wird das Wunder nehmen? Bald aber wichen diese Empfindungen höheren Betrachtungen. Bonivard war ein Mann von einem für seine Zeit ungewöhnlich reichem Wissen. Er hatte außerordentlich viel gelesen und besaß ein vorzügliches Gedächtniß neben einer höchst beweglichen Einbildungskraft. Nicht nur die Römer und Griechen waren ihm vertraut, er verstand auch Italienisch und Deutsch. Sein Lieblingsstudium war, in den alten Sparhen den Wurzeln unserer neueren nachzuspüren, und in diesen Untersuchungen hat er mehr Scharfsinn entwickelt als irgend einer seiner Zeitgenossen. Ueberhaupt suchte er allen Dingen auf den Grund zu bringen, ganz besonders den Aufzeichnungen der Bibel, die er, wie seinen Horaz, fast auswendig wußte.

So fehlte es auch in dem dunklen Verließe von Chillon seinem Geiste nicht an Gesellschaft. Dem menschlichen Verkehre entzogen, versenkte er sich in die Geschichte, deren Gesetze er zu

enträthseln trachtete. Die Frucht dieser seiner Forschungen ist uns in den lateinischen Versen enthalten, welche er nachmals veröffentlichte und später selbst in sein savoyisches Französisch übertrug. Mittlerweile gingen draußen in der Welt die Ereignisse ihren Lauf. Das Jahr 1536 war herangekommen, da beschloßen die gnädigen Herren von Bern, Savoyens Macht am Leman zu brechen. Mit sechstausend Mann fielen sie in dem Waadtland ein und marschirten bis vor Chillon. Die Genfer Freiheitsmänner, die ihren Prior von Sanct Victor nicht vergessen hatten, wurden ihre Verbündeten. Mit zwei Galeeren, zwei Barken und einigen leichteren Fahrzeugen unterstützten sie die Expedition der Berner. Als die Flotille absegelte, war das ganze Volk am Ufer versammelt. „Rettet Bonivard!“ rief es wie aus einem Munde.

Er war gerettet. Am 29. März bröhrnte das Geschütz der Genfer vom See, das der Berner von Montreux und von Villerouxe her über die Feste; schon gegen Mittag des andern Tags ergab sich das Schloß. Jubelnd drangen die Sieger ein — ihre ersten Schritte lenkten sich nach den Kerkergerüsten hinab. Man hatte gefürchtet, der durch die Flucht entkommene Gouverneur möchte seine Gefangenen mit auf das Schiff geschleppt und mit diesem den Flammen überantwortet haben. Zum Glück war die Angst grundlos. Man hörte Athemzüge, — Bonivard war noch da, er lebte noch!

„Du bist frei, Bonivard!“ jauchzten ihm seine Genfer entgegen. — „Und Genf?“ frug er mit kaum vernehmbarer Stimme. — „Genf ist es auch,“ lautete freudig die Antwort.

Eine Zeit lang schien der Gefangene, der vier Jahre hindurch kein theilnehmendes Menschenwort gehört, nicht zu begreifen, was man von ihm wollte. Es war, als scheute er sich vor dem Lichte und der Luft der Freiheit. An der Ausgangs-pforte seines Kerkers kehrte er wieder um und nahm mit thränenden Augen Abschied von den finsternen Mauern, die ihn so lange begraben hatten; die Gewohnheit hatte ihm selbst sein Gefängniß zur Heimath gemacht.

Nach Bonivard hat Chillon noch manchen Gefangenen beherbergt, unter andern auch, im Jahre 1848, den in Freiburg residirenden Bischof von Lausanne, Etienne Narilleux. Er hatte die neue Verfassung der Eidgenossenschaft nicht anerkennen wollen, weil sie die bischöfliche Autorität gewissen Einschränkungen unterwarf. Seine unfreiwillige Residenz auf der Inselveste währte jedoch nur wenige Wochen.

Heute dient Chillon als Gastort für renitente Miltzen, deren Strafe übrigens keine harte zu sein scheint, denn gemüthlich kann man sie in den Höfen des Schlosses umherschlendern sehen.

## Rufe mich an in der Noth.

**I**m Mai des Jahres 1717 war Johannes Nuthmann, ein wackerer evangelischer Pfarrer zu Teschen im österreichischen Schlesien, auf einer seelsorgerlichen Rundreise zu den Kranken seiner Gemeinde, zu welcher, meilenweit in der Landschaft umher zerstreut, nicht weniger als vierzigtausend Seelen gehörten. Während er auf dem Heimwege war, brach die Nacht herein und verdoppelte die Beschwerden und Gefahren seiner Reise. Der Thauwind schnob mit Ungeflüm durch die Felser; vom geschmolzenen Schnee schwellen die Bäche und Flüsse zu bedrohlicher Höhe. Mit steigender Besorgniß erwartete den Pfarrherrn daheim seine Ehegattin. Sie geht voll Unruhe schon lange, unfähig,

etwas vorzunehmen, in der Stube auf und ab. Sie hebt die Lampe gegen die Wanduhr: Neun Uhr 25 Minuten, und ihr Mann noch nicht da! Da fällt sie, von den bangsten Ahnungen überwältigt, auf die Kniee und betet inbrünstig zu Gott um Schutz und Beistand für den Entfernten. Während dessen trabt der Pfarrer, von dem Gedanken, daß man zu Hause um ihn sorgen werde, zu immer größerer Eile angetrieben, auf müdem Pferde vorwärts und kommt an den Elsbach. Er findet ihn hochangewachsen, doch glaubt er, den Durchgang noch wagen zu können; aber bis zur Mitte gelangt, wird sein Pferd vom Strome fortgerissen, Mann und Roß sind nahe daran, von den Wellen verschlungen zu werden. Im Augen-



blicke des Versinkens schickt er noch seine Stimme empor: „Herr Jesu, hilf!“ Und der Herr hörte ihn, wie er auch in tiefem Schlafe den Nothruf seiner Jünger hörte, als sie im Sturme ihn riefen: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ Seine letzten Kräfte zusammenraffend, arbeitet sich das Pferd des Reisenden glücklich noch an das Ufer.

Es war hier Eines nach dem Andern nach der göttlichen Ordnung geschehen; zum ersten: Rufe mich an in der Noth! zum andern: So will ich dich erretten; wie hätte das dritte ausbleiben können: So sollst du mich preisen? Mit lautem Jubel, aus einem von Dank überströmenden Herzen erscholl,

während er weiter ritt, das Lied des Geretteten: „Nun lob, mein Seel, den Herren!“ Als er heimgekommen und die triefenden Kleider abgelegt, zieht er seine Taschenuhr heraus. Das Wasser war in sie eingedrungen, als er am Versinken war, und hatte sie zum Stehen gebracht. So zeigte sie noch den Moment, in welchem zwischen ihm und dem Tode nur ein Schritt gewesen: Keun Uhr 25 Minuten, dieselbe Zeit, in welcher Muthmanns Weib, von unerklärlicher Todesangst erschüttert, mit Thränen und Flehen vor Gott gerungen hatte! In dem württembergischen Gesangbuch steht von ihm das schöne Lied: „Gott ist getreu, er selbst hat's oft bezeuget.“

## Der Frühling von 1881.

Von C. G. Koch.

Endlich, endlich bist du doch erschienen,  
Holder Frühling, du seist uns gegrüßt!  
Das Erwachen und das neu Ergrünen  
Von Feld und Wald, zeigt, daß du's wirklich bist.  
Hast aufgehoben den Belagerungsstand,  
Und jubelnd tönet es durch Stadt und Land.

Alles athmet deine milden Lüfte;  
Des starren Winters Frosthauch ist besiegt;  
Und Feld und Wald durchziehen Frühlingsdüfte;  
Der Schmetterling im Sonnenstrahl sich wiegt.  
Der Vögel Chor singt munter nun aufs neu,  
Und Alles jauchzt: Der Winter ist vorbei!

Schon so früh nahm er mit seinen Heeren—  
In Kälte, Schnee und Sturm—Besitz vom Land,  
Ließ fühllos den Belagerungsstand erklären,  
Da half kein Bitten und kein Widerstand.  
Als strenger Herrscher, und wie ein Despot,  
Hat er geherrscht, verspottend jede Noth.

Dichter haben ihm ins Ohr gesungen,  
Genect, sogar als Feigling ihn erklärt,  
Und meinten schon er sei davon gesprochen;

Doch hat er fest sich nicht daran gekehrt.  
Als habe ihn gekränkt solch Dichterwort,  
Stief er erzürnt: „Setz geh' ich erst nicht fort!“

Die Himmelskönigin, mit Pracht umgeben,  
In ihrem Strahlenwagen zog daher,  
Damit sie wecke das erstarrte Leben,  
Und der ersehnte Frühling wiederkehr'.  
Dem alten Helden ward's zuletzt zu heiß,  
Und es zerfloß sein Thron von Schnee und Eis.

Hat lang und heldenmüthig widerstanden,  
Bis er zuletzt erlag der Uebermacht.  
Schlug Feld und Wald und Strom in eisige Banden,  
Doch hat die Sonn' den Sieg davon gebracht.  
Des langen, langen, strengen Winters müd',  
Singt nun der Vögelchor sein Frühlingslied.

Wurd's Frühling schon, o Mensch, in deiner Seele?  
Ist auch in dir die Winternacht vorbei?  
Dann danke Gott, bekenne und erzähle  
Von Ihm, der ruft: „Ich mache Alles neu!“  
Hier wechseln noch die Zeiten, aber dort—  
Dort blüht ein Frühling ewig fort und fort.

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XII. Lection im Studentencursus: Biblische Geographie.

##### Die Gestaltung des Landes.

Palästina liegt auf der Grenzscheide zwischen Orient und Occident: es liegt zwar noch in Asien und es herrscht durchaus asiatische Sitte daselbst; aber es hat gleichsam sein Angesicht gegen Westen gewendet und trägt in der Gestaltung seiner Oberfläche auch schon manches vom europäischen Charakter. Ostwärts vom Jordan sind noch große gleichartige Gebiete, die darin also den andern asiatischen Landschaften gleichen, wo man gleichartige weite Ebenen, Gebirge und Hochländer findet und lange Zeit in einerlei Art von Gegenden herumreisen kann. Westlich vom Jordan hat der Boden schon etwas von der Mannigfaltigkeit, die in unserer europäischen Landesnatur herrscht, wo man immer wieder in eine andere Art von Gegenden kommt und weder Gebirge, noch Ebenen, noch Hochländer einen so kolossalen Umfang haben. Es ist eine wunderbare Zusammenfügung von Hochgebirg, Hügel-

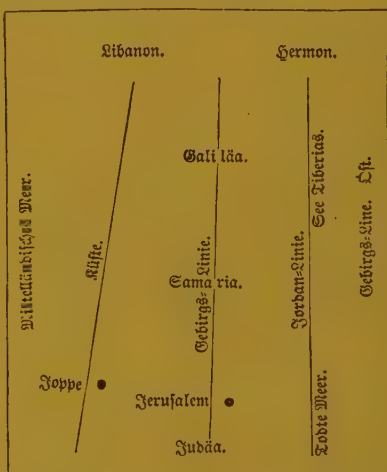
land, Hochebenen, Tieftälern, Küstenebenen, Alpenseen, Schluchten, Kesseltälern, wie sie in keinem Lande der Erde auf einem so kleinen Raum beisammen zu treffen sind. Ein Haupterforderniß zum Verständniß der Geschichte des Volkes Israel ist daher die Kenntniß seines Landes. An die merkwürdige Gestaltung desselben knüpft sich die Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse an: Früchte der gemäßig-warmer, der heißen und der gemäßig-kalten Zone: eine Festigkeit und Sicherung des Landes gegen auswärtige Feinde und eine Gesundheit und Fruchtbarkeit seiner Bewohner, wie sie nur bei einer solchen Beschaffenheit des Bodens möglich ist.

An die hochragenden Gebirgshäupter des Libanon und Hermon lehnt sich das Hochland von Palästina an, das durch eine tief eingerissene Erbspalte der Länge nach in zwei nicht ganz gleiche Theile zertrennt ist, die sowohl hinsichtlich der Gestalt ihrer Oberfläche als ihrer Kulturfähigkeit sich wesentlich von einander unterscheiden. Diese Erbspalte ist das Jordantal (heutzutage Chor genannt); der östliche Theil des Landes heißt in der Bibel Land Gilead, bei den Römern

Perea, d. h. Land jenseits der Jordans; der westliche heist Land Canaan (im engern Sinn), 4. Moje 32, 29. f. Jos. 22, 9. und enthält die Provinzen Judäa, Samaria und Galiläa.

1. Ueber Thäler und Wüsten der biblischen Länder wolte man gefälligst folgende Stellen nachschlagen: 2. Moje 13, 18—20.; 15, 22.; 16, 1.; 19, 1. 2.; 4. Moje 10, 13.; 32, 9. (der Bach Eschol, der in dieser Stelle erwähnt wird, floß durch ein schönes Thal); 4. Moje 33, 8.; Josua 2, 16.; 7, 26.; 10, 12.; 2. Chron. 35, 22.; Hohelied 2, 1.; Jer. 7, 32.; Hosea 1, 5.; Joel 3, 7.

## 2. Geographische Linien von Palästina.



Wenn man vier Linien von Norden durch Palästina bis Arabia Petrea zieht, so wird man in den Stand gesetzt, sich eine Idee von der Topographie des Landes zu formiren. Die Küsten-Linie zieht sich des mittelländischen Meeres entlang. Die Gebirgs-Linie reicht südwärts durch Galiläa, Samaria und Judäa. Die Jordan-Linie folgt dem Jordan-Fluß durch das galiläische und tote Meer. Die Gebirgs-Linie (Ost) reicht vom Hermon südwärts. Der höchste Berg Palästinas ist der Dhor-el-Rhordib, die eine Spitze des Libanon: 10,051 Fuß über der Fläche des mittelländischen Meeres.

Nach den allerneuesten Messungen liegt das tote Meer 1292 Fuß unter dem Spiegel des mittelländischen Meeres. Der Delberg liegt 2665 Fuß, der Berg Zion 2550 Fuß und der Berg Moria 2440 Fuß über dem mittelländischen Meere.

## Kleinkinderklasse.

1. Um die Kleinkinderklasse zu unterrichten, sollte man ein besonderes Zimmer haben, welches dazu geeignet ist, und die Kleinen in keiner Weise zerstreut oder gestört werden können. Freundlich und recht einladend sollte das Zimmer unter allen Umständen sein. Mit freundlichen, liebevollen, aber dennoch festen Worten stelle man die Ordnung gleich beim Anfang des Unterrichts her. Wenn es anders möglich ist, so fange man mit Gesang an, denn das lieben die Kleinen, und es lockt manches Kind herbei, welches sonst nicht kommen würde. Aber man muß den Kindern die Worte lehren und ihnen den Sinn derselben erklären, so daß sie auch verstehen, was sie singen. Solches Singen bringt vielen Segen.

2. Sollte das Gebet in einer gut geregelten Kleinkinderklasse nie fehlen, denn der Einfluß desselben auf die Herzen der Kin-

der ist höchst wohlthuend. Sie werden den Eindruck in ihrem ganzen Leben nicht vergessen. Da ist nun kein Gebet, das so kindlich passend und gottverherrlichend ist, als das „Unser Vater.“ Die Kleinen lieben es, besonders wenn man es ihnen deutlich macht, wer unser Vater ist, und wenn man Fragen an sie richtet, um es ihnen in ihr Gemüth zu prägen. Man sollte auch manchmal abwechseln und ein kurzes Gebet aus dem Herzen sprechen. Um Kinder recht zu interessiren, muß man gleichsam ihre Sprache gebrauchen, das meint, so einfach zu reden, wie die Kinder es gewöhnlich unter sich selbst thun. Dadurch werden sie ohne Anstrengung aufmerksam und behalten Das, was man zu ihnen spricht, sowie auch bekannte Gegenstände, die man illustriert hat.

Wenn die Kinder auf der „Karte“ unterrichtet werden, so sollte das nicht langweilig und wie in einer Leier gethan werden. Hat man sie eine Weile gelehrt, so nimmt man ein Wort, wie sie immer vorkommen, zum Beispiel: Schiff oder Riß, welche vielleicht Anknüpfungspunkte zu einer schönen Geschichte, welche die Kleinen interessirt, geben. Oder man nehme das Wort: Lämmer. Wie kann man das so prächtig anwenden auf die Worte Christi: „Weide meine Lämmer.“ In dieser Weise umspielt die Vergangenheit, sowie die Zukunft und Gegenwart ihre Buchstabenkarte. Sie lernen viel lieber, es bleibt ihnen im Gedächtniß und werden nicht müde.

Nie soll man den Lectiönsunterricht indessen mit Geschichten vertauschen. Das fruchtet nicht. Man muß kurz, mit Liebeglühenden Worten den Kindern die Lehre, welche darin enthalten ist, ans Herz legen — einem jeden Kind sein Theil geben. Um dieses thun zu können, muß man die verschiedenen Charakterzüge der Kinder kennen lernen und ein jedes mit Weisheit befehlen. Nicht mit der Weisheit dieser Welt, sondern mit der Weisheit, die wir aus Dem schöpfen, der die Weisheit selbst ist.

Wenn seine Liebe so zu sagen aus unserem Angesichte leuchtet und wir in unsern Handlungen recht freundlich sind, so wird sich ihr Herz zu uns neigen. Wir können es bearbeiten, den guten Samen hineinstreuen, der dann Frucht bringen wird für das ewige Leben. So muß sich der Unterricht um Jesum drehen, wie sich unsere Erde um die Sonne dreht. Christus muß der Anfang, der Mittelpunkt und das Ende in unserem Lehren sein; denn was anders ist der große Zweck der Sonntagschule, als Kinder für den Himmel zu gewinnen. Falls wir so lehren, dann können wir mit dem Dichter sagen:

Deß freun wir uns und danken dir,  
Und voll von Liebe flehen wir:  
Laß, Herr, sie deine Kinder sein,  
Und ewig deiner Gnad sich freun.  
Nimm ihrer väterlich dich an,  
Und leite sie auf deiner Bahn,  
Und bilde sie für deinen Ruhm,  
Zu deinem Volk und Eigenthum.“

Etta E. Dör.

## Pflichten der Eltern der Sonntagschule gegenüber.

Unsere gesunde Vernunft sagt uns, daß Der, welcher Wohlthaten empfängt, Verpflichtungen übernimmt. Das Bewußtsein, Dem Guten erweisen zu müssen, der uns Gutes thut, liegt stark ausgeprägt in jedes Menschen Charakter, sofern man sich überhaupt eines solchen rühmen kann. Kinder sind der Eltern höchstes Gut, sie sind gleichsam ein Theil von ihnen selbst, in jeder Beziehung so innig mit einander verbunden, daß wenn Eins leidet, das Andere mitleidet; und wenn Eins sich freuet, das Andere sich mitfreuet. Weil nun



dieses Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ein so unendlich zartes und inniges ist, so ist es klar, daß eine Dissonanz einen großen Schaden verursacht, ja oft dieses köstliche Band zerreißt. Um einer solchen Dissonanz vorzubeugen ist nur ein praktisches Universal-Mittel da, und das ist wahre Frömmigkeit. Wenn je Eltern glücklich zu preisen sind, so sind es gewiß solche, die fromme Kinder haben. Daß Kinder von Natur diese Eigenschaft nicht besitzen, beweisen Thatfachen, die man selbst gut kennt, ohne sie zu erwähnen. Es müssen Mittel angewendet werden, um auf die Kinder einzuwirken. Dieses geschieht in der Familie durch eine gottgefällige, weisliche Erziehung, welcher als ein kräftiger und unentbehrlicher Gehülfe die Sonntagschule beifügt ist.

Die Sonntagschule ist bekanntlich bemüht aus den Kindern fromme, gottesfürchtige Menschen heranzubilden. Viele verwahrloste Kinder sind durch die Sonntagschule den Eltern wieder zugeführt worden. Mit dem Gesagten wollte ich nur feststellen, daß es gewiß nichts Sonderliches ist, wenn Eltern Pflichten gegenüber dieser segensreichen Anstalt übernehmen, denn im Grunde genommen, ist ihr eigener Vortheil. Die Ausübung der Pflichten der Eltern sollte der Förderung dieses segneten Werkes behülflich sein. Die Pflichten sind mannigfaltig. Vor Allen sollten sie ein tiefes Interesse für die Sonntagschule an den Tag legen. Dieses Interesse soll sich zeigen in der That. Die Eltern sollen selbst die Schule besuchen und durch ihre Theilnahme die nöthige Ermunterung geben; dann auch regen Antheil am Unterricht der Kinder nehmen. Wenn das nicht sein kann, sollten sie in die Reihe der Lernenden eintreten. Sodann ist es ihre heilige Pflicht für die Sonntagschule und besonders für deren Erfolg, sowie auch für die Beamten und Lehrer ernstlich im Verborgenen und auch im Oeffentlichen zu beten. Wie ermunternd ist dies doch. Nicht aber bloß beten, sondern auch *g e h e n*, ist ihre heilige Pflicht; denn dieses edle Werk muß unterstützt werden. Es gibt uns das Gelegenhait unsere Opferwilligkeit zu zeigen. Das Werk muß Flügel haben, und dafür sollten die Eltern mit sorgen. Edles Vorrecht! Es ist weiter der Eltern Pflicht, ihre Kinder für die Sonntagschule zu interessiren. Dies geschieht durch eigenes Ggempel, sowie auch durch Hinweisung auf die Nützlichkeit der Sonntagschule.

Leider aber wird oft tabelnd über einen Mitarbeiter in der Sonntagschule in Gegenwart der Kinder verhandelt; und daß da mit den Worten nicht sehr wählerisch umgegangen wird, ist nur zu wahr. Die nächste Folge ist, der Sonntagschullehrer hat in den Augen des Kindes an Hochachtung verloren, und die herzlichsten Ermahnungen prallen an den inwohnenden Vorurtheilen erfolglos ab; denn es ist Thatfache, daß unsere Kinder mehr auf den Charakter des Ermahnenden, als auf seine Worte merken. Gott gebe uns als Eltern Licht, himmlisches Licht, daß wir sehen können! Ferner sollten die Eltern ihre Kinder nicht unvorbereitet in die Sonntagschule schicken, sondern die Lektion vorher gründlich mit ihnen einüben. Daß die Eltern davon selbst großen Vortheil haben, lehrt uns die Erfahrung. Schließlich möchte ich noch eine Pflicht erwähnen, nemlich die Kinder mit unserer segensreichen Sonntagschul-Literatur bekannt zu machen. Welch ein großes Vorrecht ist es für uns, sie zu haben. Und welch ein köstlicher Schatz ist hierin verborgen. Wie sich edle Perlen zu unechten und zu werthlosem Schmutz verhalten, so verhält sich dieser Schatz zu der seichten Literatur der Welt. Gott segne unsere lieben Editoren! An jenem Tage wird es sich erst ausweisen, wie unendlich viel Gutes durch sie gewirkt worden ist. Gott

machte uns doch als Eltern recht mit unsern Pflichten bekannt, und gebe uns auch die Gnade, sie an unseren Kindern auszuüben.

A. K a i b e l.

### Erfolglose Lehrer, und wie sie zu behandeln.

Erfolglose Arbeiter gibt es in allen Fächern. Davon zeugt die Bibel, die Geschichte, und die Erfahrung. Doch ist auch ein Unterschied zwischen gar keinem und einem theilweisen Erfolg. Gänzliche Erfolglosigkeit in der Sonntagschule ist ein bedauernswürdiger Umstand. Weil nun nichts ohne Ursache ist, so hat auch die Erfolglosigkeit in der Sonntagschule ihre Ursachen. Es mag sein, daß ein Lehrer nicht die nöthige Fähigkeit und Ausbildung besitzt, die der Klasse gegenüber nöthig sind und daher die theilweise oder gänzliche Erfolglosigkeit.

Eine andere Ursache mag die sein, daß man nicht herablassend genug ist zu den Schülern; denn das ist eine Kunst, die nicht Alle verstehen: Mit den Schülern ein Schüler zu sein und doch ein Lehrer zu bleiben. 1. Korinth. 9, 20. ist ein Beweis für unsere Behauptung. Siehe diese Stelle. Und dann soll man seine Aufgabe und den Werth der Kinder recht erkennen, sonst wird man wenig oder gar keinen Erfolg haben.

Gebetlosigkeit und leichtsinniger Lebenswandel sind weitere Ursachen der erfolglosen Arbeit in der Sonntagschule. Ist es doch von hoher Wichtigkeit alles mit Gebet zu Gott anzufangen. Besonders aber ist dies beim Lehramt nöthig, sowohl für Prediger als Sonntagschullehrer. Er soll ein ernstlicher Vater für sich und seine Klasse sein, und einen frommen Lebenswandel führen, daß man mit Paulus sagen kann: „Seid meine Nachfolger“ 2c. 1. Korinth. 4, 16.

Die letzte Ursache von der Erfolglosigkeit, in der S. Schule, die wir angeben wollen, ist die: Wir glauben, daß es zu viel der Fall ist, daß manche Lehrer und Lehrerinnen den Sünden- und Kinderfreund Jesum Christum selbst nicht recht kennen. Der rechte Erfolg in der Sonntagschule besteht darin, daß die Schüler einen richtigen Begriff vom Heilsplan erlangen, und zu Jesu geführt werden. Wer nun nicht selbst zu Jesu gekommen ist, der wird auch erfolglos sein in dieser Beziehung; denn wie kann ein Blinder dem andern den Weg weisen? Gott befehle doch alle unbekehrten Sonntagschullehrer, und helfe ihnen, daß sie fromm leben!

Nun wollen wir einige Anweisungen geben, wie man erfolglose Lehrer behandeln soll. Vor allem Anderen muß ein erfolgloser Lehrer sich selbst recht prüfen und öfters Betrachtungen über sich und seine Arbeit anstellen, um die Ursache seiner erfolglosen Arbeit auszufinden. Paulus sagt: „Der Mensch prüfe sich selbst. 1. Korinth. 11, 28. „Versucht euch selbst, ob ihr im Glauben steht.“ 2. Korinth. 13, 5. Und findet er die Schuld an seiner Person oder in seiner Arbeit, so soll er probiren diese Ursache aus dem Wege zu räumen. Ist er noch nicht selbst zu Jesu gekommen, so soll er es ohne Verzug thun. Ist er etwa zu träge oder zu leichtsinnig im Lebenswandel, so soll er so lange beten, bis er davon erlöst ist. Wenn er das nicht thun will, so verlasse er seine Klasse, so bald als möglich. Kommt ein Lehrer nicht zu dieser Erkenntniß, so soll er von dem Vorsteher der Sonntagschule in Liebe zu Rede gestellt werden. Man spreche mit dem Lehrer über seinen Herzenszustand, seine Pflichten und stelle ihm die Wichtigkeit seiner eigenen Rettung und der Rettung seiner Schüler vor.

Findet es sich, daß ein Lehrer nicht die Fähigkeit besitzt, eine

Klasse zu unterrichten, so soll man ihn in eine Klasse mit einem fähigen Lehrer thun. Dieses wäre doppelt gut, denn Niemand ist zu groß oder zu alt, um noch etwas zu lernen.

Dieses ist unsere Ansicht über erfolglose Lehrer, und wie man sie behandeln soll. Gott erlöse uns von aller Erfolglosigkeit!  
Friedrich Lohmeyer.

## Sonntagsschul-Lektionen.

Zweites Quartal.

### Verloren und wiedergefunden.

#### 5. Lektion: Lukas 15, 1-10. — Sonntag den 1. Mai 1881.

1. Es naheten aber zu ihm allerlei Bössner und Sünder, daß sie ihn hörten.

2. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten, und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an, und isset mit ihnen.

3. Er sagte aber zu ihnen dies Gleichniß, und sprach:

4. Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er der Eins verlieret, der nicht lasse die neun und neunzig in der Wüste, und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er es finde?

5. Und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achseln mit Freuden.

6. Und wenn er heim kommt, ruft er seine Freunde und

**Haupttext:** Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. — Lukas 15, 10.

**Uebersichtliches.** — Die heutige Lektion wurde von Christo in Perea geredet; wahrscheinlich in oder nahe bei Bethabara. Seit der letzten Lektion hatte er seinen Weg nach Jerusalem weiter verfolgt und war hier Anfangs December 29. A. D. angekommen, hatte dem Feste der Kirchweihe beigezogen und ging dann, von den Juden aus ihrer Hauptstadt vertrieben, wieder nach Perea, wo wir ihn lehrend und Wunder thugend finden.

**Erklärung.** — Vers 1. 2. — In den ersten beiden Versen haben wir in kurzen Worten die Veranlassung zu dem dreifachen Gleichnisse dieses Capitels, in welchem uns der verlorene Zustand des Sünders, sowie auch die Barmherzigkeit des dreieinigen Gottes von verschiedenen Seiten gezeigt wird. Durch die kräftigen Aeden Jesu in Perea war nemlich in vielen Herzen, die sich der Gesetzesübertretung bewußt waren, ein Bedürfnis und Verlangen nach Gnade erweckt worden, so daß sie sich um ihn scharten, ihn weiter zu hören. Jesus nahm sich auch in seiner rettenden, seligmachenden Liebe dieser Personen an, auf daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen möchten. Hierüber ärgerten sich dann die lieblosen, neidischen und ehrgeizigen Pharisäer, und sprachen in einem mürrischen, verächtlichen Tone: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.“ Sie wollten damit sagen, daß weil er vertraulichen Umgang mit ihnen pflegte, sie sogar, zu seinen Jüngern erwählte, so müsse er ihr Genosse und selbst ein Sünder sein. Hierauf führt er dann zu seiner eignen Rechtfertigung, und die Gegner zu überzeugen, daß ein solcher Umgang nothwendig und natürlich sei, die folgenden Gleichnisse an.

I. Das verlorene Schaf. — Bild des sich thöricht verirrtten Sünders. — Vers 4-7. Unser Heiland wendet sich in den Worten: „Welcher Mensch ist unter euch,“ direkt an seine Beschuldiger, so daß sein Argument ihr eigenes Gewissen treffen mußte. Die Absicht Jesu war, ihnen anschaulich zu machen, daß die höchste Pflicht der Liebe die sei, dem Verlorenen nachzugehen und zu retten. Das verlorene Schaf stellt uns den Sünder vor, der von seinem liebenden Seelenhirten, dessen Herde und herrlicher Weide des Evangeliums wegwandert und nach seinem eignen Willen dem verbotenen Wege folgt, bis er verloren, in der Wüste der Sünde, von vielen Gefahren, umgeben, seinen Weg nicht wieder zurück finden kann. Der im Gleichniß angenommene Eigenthümer oder Hirte der hundert Schafe, läßt die neunundneunzig in der Wüste — einen Weideplatz für Schafe, — und geht nach dem Verlorenen.

Nachbarn und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war.

7. Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel sein über Einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

8. Oder, welches Weib ist, die zehn Groschen hat, so sie der Eins verlieret, die nicht ein Licht anzünde, und kehre das Haus, und suche mit Fleiß, bis daß sie ihn finde?

9. Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen, und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte.

10. Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über Einen Sünder, der Buße thut.

Er läßt die neunundneunzig nicht dort, weil sie ihm nicht lieb und werth sind, denn jedes einzelne war ein Gegenstand seiner Fürsorge; sondern weil er sie dort sicher weiß, und weil das dem Glend und Verderben preisgegebene eine Verlorene jetzt seiner Hülfe ganz, besonders bedarf. Und so sucht er es, bis es gefunden wird; worauf er es dann voller Freude heim trägt und seine Nachbarn bei Ueberbringung dieser Botschaft zur Freude auffordert. In demselben Verhältnisse steht unser Heiland zu der Menschheit. Er ist der gute Hirte, der sein Leben läßt für die Schafe, der sie in eine Herde zusammenführt, Ev. Joh. 10, 15. 16. sie weidet auf grüner Aue Ps. 23, 2.; der Hirte, der selber geht und das Verlorne sucht und selig macht Ev. Lukas 19, 10. Er verläßt den Himmel, sein Heim, steigt hernieder in unser Glend; lehrt, leidet und stirbt, damit er das Verlorene selig mache. Nichts ist ihm so wichtig, als unser Wohl. Als Gefundene behandelt er uns mit großer Zärtlichkeit, trägt uns mit großer Mühe und Geduld zu seiner Herde zurück. Ja, so wichtig ist des Sünders Rettung vor Gott, daß selbst die seligen Himmelsbewohner ein tiefes und reges Interesse darin nehmen; die Freude über einen Sünder der Buße thut — das heißt, der aus reumüthigem Herzen die Sündenwege verläßt und um Gnade fleht — bringt in die unsichtbare Welt und setzt die seligen Lichtgeister um den ewigen Thron in Bewegung.

Dieses zeigt uns 1: Den unendlichen Werth einer Seele. Städte und Königreiche kommen auf und verschwinden; aber dieses verursacht keine solche Freude bei den Engeln, wie die Befehrung eines Sünders. — Zum 2. zeigt es uns auch, die große, furchtbare Gefahr, worin sich der Sünder befindet; denn eine unbedeutende Sache würde keine Freude bei den Engeln bewirken.

II. Der verlorne Groschen. — Bild des sich selbst unbewußt Verlorenen. — Vers 8-10. Das Weib hier im Gleichniß bildet uns die Kirche Christi ab. In diesem Capitel wird uns nemlich auf eine dreifache Weise das Glend des Sünders geschildert; und so auch die Liebe des dreieinigen Gottes. Im ersten Gleichniß tritt besonders die Liebe des Sohnes in der Gestalt des guten Hirten hervor; im zweiten die Gnade des heiligen Geistes, der in der Kirche Christi und durch dieselbe erleuchtend und ausföhrend die Befehrung des Sünders bewirkt; und im dritten die ewige Barmherzigkeit des Vaters, der sein abtrünnig gedwordenes Kind wieder aufnimmt, sobald es sich zu ihm wendet. Der Groschen ist sich seines verlorenen Zustandes nicht selbst bewußt. So gibt es auch eine Men-



schentlasse, die, ohne es sich klar bewußt zu sein, ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt lebt. Dieser Klasse sind wir unsere Aufmerksamkeit besonders schuldig. Der verlorne Groschen ist weiter ein werthvoller Gegenstand, ob er gleich todt und unbrauchbar im Staube liegt, in der größten Gefahr hinausgehört zu werden, so gehört er doch zum Hausschatz und Schmach des Weibes. Dasselbe, wie ihr der Verlust desselben offenbar wird, gibt sich daher alle Mühe, das Verlorne wieder zu finden und freut sich hoch über den Erfolg ihres Suchens.

Ebenso verhält es sich auch mit dem Sünder; wenn er auch in der Sünde lebt und in der größten Gefahr ist, verloren zu gehen, wenn von außen sein ursprüngliches Wesen gleichsam nicht mehr zu erkennen ist, so bleibt er doch noch immer werthvoll, denn ursprünglich ist ihm das Bild seines himmlischen Vaters eingeprägt, er besitzt eine unsterbliche Seele mit edlen Fähigkeiten, er ist mit dem theuren Blute Christi erlöst, und kann daher auch aus seinem verlorenen Zustand errettet und selig werden. Dieses will unser Heiland den Pharisäern hiermit ans Herz legen. Es gilt aber auch besonders der christlichen Kirche. Dieselbe soll mit dem Lichte des Wortes der ewigen Wahrheit und mit ihrem frommen Wandel die Verlorenen zu erleuchten suchen. Sie soll durch die Boten des Evangeliums die ganze Welt durchsuchen, bis sie die Verlorenen findet. Die Gefundenen soll sie dann als ihr Eigenthum bewahren und sich hoch darüber freuen.

**Lehrgedanken.** — 1. Jesus ist ein Freund aller, die eines Freundes bedürftig sind. — 2. Der Sünder gleicht einem verlorenen Schafe; er geht in der Irre nach seiner eignen Wahl; er verläßt ein gutes Heim; er ist unvernünftig seinen Weg zurück zu finden; er ist unzähligen Gefahren ausgesetzt. — 3. Wollen wir bei den Engeln Gottes Freude erwecken, so müssen wir zuerst selbst wahre Buße thun und dann viele Sünder zur Buße leiten.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer schildere den Kindern: 1. Den unglücklichen, gefährlichen Zustand der Verlorenen, sowie auch den glücklichen Zustand der Geretteten. — 2. Christum, als den treuen Seelenhirten, der die Verlorenen sucht und die Gefundenen weidet, bewacht und bewahrt. — 3. Zeige er, wie die Kirche mit dem theuren Evangelium auch in der Sonntagsschule alle Verlorenen sucht, um sie selig zu machen.

**Illustrationen.** — 1. Für die Verlorenen ist Hoffnung. — Als Lady Huntington, den damals noch unbekannten Whitefield zu Christo hinzuweisen suchte, sagte derselbe: „O, es ist unmöglich, ich bin verloren! ich bin verloren!“ — „Gott sei gedankt!“ — sagte Frau Huntington. „Ei, warum?“ — fragte der erkaunte Whitefield. „Weil,“ sagte sie, „Christus in die Welt gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ — 2. Suchet die Verlorenen. Eine Mutter suchte ihr einziges Kind, welches ihr gestohlen wurde, acht Jahre lang. Sie durchzog fast jeden Ort in England mit verwundeten Füßen, bis sie ihren Liebling fand. Also sucht Christus die Verlorenen; und so sollten wir sie suchen.



**Wandtafelklärung.** — In dieser Section wird uns der Mensch in seinem gefallenem Zustand unter dem Bilde eines verlorenen Schafes und verlorenen Groschens dargestellt. Beide, Christus, der Hirt, sowie auch das Weib, die Kirche, bieten alle ihre Kräfte zur Rettung auf. Illustriert links durch den Hirten mit seinem Stab, rechts durch das Weib mit dem Licht. Das Kreuz, Golgatha, ist die Zufluchtsstätte aller in der Sünde Verlorenen; denn nur in Jesu ist Heil. Die Freude der Rettung ist eine doppelte: Auf Erden und im Himmel. Siehe Vers 9. und 10.

## Der verlorene Sohn.

### 6. Section: Lukas 15, 11–24. — Sonntag den 8. Mai 1881.

11. Und er sprach: Ein Mensch hatte zweien Söhne;
12. Und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: Gib mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehöret. Und er theilte ihnen das Gut.
13. Und nicht lange darnach sammelte der jüngste Sohn Alles zusammen, und zog ferne über Land; und dafelbst brachte er sein Gut um mit Praffen.
14. Da er nun alle das Seine verzehret hatte, ward eine große Theuerung durch dasselbige ganze Land, und er fing an zu darben;
15. Und ging hin, und hängete sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten.
16. Und er begehrete seinen Bauch zu füllen mit Trübern, die die Säue aßen; und Niemand gab sie ihm.
17. Da schlug er in sich, und sprach: Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brod die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger.
18. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen,

**Haupttext:** Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel, und vor dir. — Lukas 15, 18.

**Einleitung.** — Dieses Gleichniß ist mit Recht die Krone aller Gleichnisse Christi genannt worden. Es ist ein Gleichniß voll Schönheit, Weisheit und Liebe. Aus demselben strahlen Gottes Langmuth und Barmherzigkeit in einem wunderbar herrlichen Lichte; und die Beschaffenheit der menschlichen Natur ist darin recht faßlich vor unserm Verstandniß entfaltend. Es zeigt uns in klaren, einfachen und starken Worten den

- und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir;
19. Und bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Tagelöhner.
20. Und er machte sich auf, und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals, und küßete ihn.
21. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße.
22. Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor, und thut ihn an, und gebet ihm einen Fingerring an seine Hand, und Schuhe an seine Füße;
23. Und bringet ein gemästetes Kalb her, und schlachtet es, laßt uns essen und fröhlich sein;
24. Denn dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig geworden; er war verloren, und ist gefunden worden. Und singen an fröhlich zu sein.

Leichtsinn mit seinen Folgen; es ruft den Verlorenen vom Wege des Verderbens in die Liebesarme des himmlischen Vaters. Wie die beiden Gleichnisse der vorigen Section uns zeigten, daß Gott durch die Sendung seines Sohnes und die Wirkung des hl. Geistes den Sünder sucht und findet, so zeigt uns dieses, wie der Sünder sich vom Verderben wendet und Gottes Gnade und Barmherzigkeit sucht. Beide dieser Vor-

gänge einigen sich bei jeder Befehrung des Sünders. Derselbe kommt zu Gott, und doch muß ihn Christus durch sein Wort und seinen Geist bringen; Christus bringt ihn, und doch muß er kommen.

**Erklärung der Section.** — I. Der Mensch auf dem Wege der Gottentfremdung. — Vers 11–16. In den beiden Söhnen dieses Gleichnisses ist uns die ganze von Gott entfremdete Menschheit dargestellt. Hier sind die Pharisäer und Zöllner, Juden und Heiden, Alle, die nur äußerlich mit Gott verbunden sind und Alle, die sich äußerlich und innerlich von ihm getrennt, eingebegriffen. Gott ist deren Aller Vater. Er hat sie in Christo Jesu zu seinem Ebenbilde geschaffen; er liebt und versorgt sie. Daß aber ihr innerer Sinn ohne Unterschied durch die Sünde von Gott entfremdet ist, sehen wir hier klar und deutlich. Denn der älteste Sohn, ob er gleich äußerlich mit dem Vater verbunden blieb, war doch innerlich eben so wohl von ihm entfremdet, als der jüngste, der sich freiwillig von ihm trennte.

Die erste Stufe der Sünde. — Vers 12. Der jüngste der Söhne, ein leichtsinniger und ausgelassener Bursche, forderte das Theil der Güter, welches ihm gehörte. Nach dem Geiz war es die Hälfte von dem, was seinem ältesten Bruder zukam, 5. Mose 21, 17. In dieser Forderung finden wir die Wurzel der Sünde. Es ist das Verlangen unabhängig von Gott und sein eigener Meister zu sein; das Verlangen, welches unsere ersten Eltern und das ganze menschliche Geschlecht ins Elend stürzte. 1. Mose 3, 6. Der Sohn dachte, er könnte glücklicher sein, wenn er seines Vaters Eigenthum besäße, ohne dessen Nähe, Liebe und Fürsorge. Der Vater theilte hierauf das Gut, gab den beiden Söhnen ihr Theil. Er wollte den jüngsten durch eine bittere Erfahrung die Thorheit seiner Forderung empfinden lassen, damit derselbe dann seine Liebe und Güte erkenne. So erlaubt auch Gott dem Menschen nach seinem freien Willen zu handeln; nicht damit er ins Elend komme, sondern daß die bitteren Früchte der Sünde dahin wirken sollen, daß er freiwillig in die Arme seines Vaters zurückkehrt und sich ihm ergibt. Hosea 2, 6, 7.

Die zweite Stufe. — Vers 13. Es war dem Sohne nicht genug sein eigener Herr zu sein, sondern er wollte mit seinem Vater auch nichts mehr zu thun haben. Er sammelte sein Gut bald nach der Theilung und zog ferne über Land. Er verläßt das Höchste, Süßeste, Unentbehrlichste, was es für ein fühlendes Gemüth gibt — die Heimath —. Das Verlassen der Heimath bildet uns ab, wie der Sünder sich gänzlich von Gott und seinem Volke trennt und die Gesellschaft der Gottlosen aufsucht.

Die dritte Stufe. Fort von der Heimath gab er sich nun ganz dem Wohlleben hin, bis alles das Seine verzehret war. Unter der bösen Gesellschaft verbringt der Sünder alles Gute. Seine Gaben und Talente, seine moralischen Gesinnungen, der Einfluß des hl. Geistes, — alles dieses geht ihm hier verloren.

Die vierte Stufe. — Er kommt in Noth. Vers 14. Sünde gebiert Elend. Spr. 14, 34. Wenn der Sünder aus seinem Sinnenrausch erwacht, so findet er sich in einer schrecklichen Lage. Im Innern wüthet ein anklagendes Gewissen, und von außen kommen die Züchtigungen Gottes. Er befindet sich in einer bedenklichen Lage; aber in derselben ist sein Sinn doch noch zu stolz, um sich sogleich zu den Füßen Gottes zu legen. Nein, er will sich noch erlösen selbst helfen. Der verlorne Sohn hängt sich an einen Bürger desselben Landes. Hier ist zu bemerken, daß er trotz seines Falles noch seine Heimath nicht in der Fremde gemacht hatte; es war zwischen ihm und einem Bürger dieses Landes noch ein Unterschied; er war noch nicht verstockt, sondern fühlte noch ein Heimweh nach des Vaters Hause. Das Land, in dem er sich als Fremdling befindet, ist die dem Dienste der Sünde und des Teufels gänzlich hingebene Welt. Der Lohn derselben ist Elend und Noth. Röm. 6, 23. Wie sein Hab und Gut verzehret war, und er jetzt auf ihre Barmherzigkeit Anspruch machte, wurde er zum Schweinehirtin gebraucht. Dies war in den Augen der Juden ein unreiner, entehrender, schmachvoller Dienst. Doch selbst in diesem Dienste konnte er nur „seinen Bauch“ — seine niederen Begierden — füllen mit den Träbern, dem sogenannten Johannisbrod, welches als Futter für die Schweine und zur Nahrung der allerärmsten Leute diente. Keine, das Bedürfniß befriedigende, Speise wurde ihm gegeben.

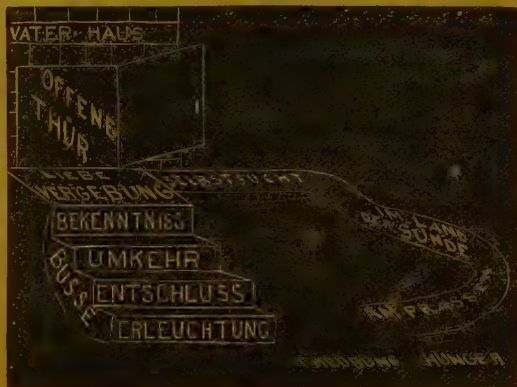
II. Der Mensch auf dem Wege der Umkehr und Wiederherstellung. — Vers 17–24. Der erste Schritt: Selbsterkenntniß. Vers 17. Durch die traurigen Erfahrungen gehen ihm endlich die Augen auf. Er geht in sich; betrachtet seinen Werth, seine vorige Lage im Vaterhause und seine jetzige im Dienste der Sünde. Es scheint, daß er bis dahin in einem sinnberaubenden Zustand war. Dies ist der Zustand des Sünders. Er schläft, wie Jona, im Sturm. Nur schade, daß nicht Alle mit dem verlorenen Sohne in sich schlagen und gerettet werden.

Der zweite Schritt: Der Entschluß zur Umkehr zum Vater. Wie er sich so recht erkennt, ist für ihn kein Bleibens mehr im fernem Lande; die Sünde wird ihm zum Ekel; ein Verlangen wird in ihm wach nach seinem Vater. Doch derselbe ist beleidigt; aber trotzdem setzt er sein volles Vertrauen in dessen Liebe und Barmherzigkeit. Ein weiterer Punkt bei dieser Umkehr ist, daß er seine Sünden frei und öffentlich vor Gott bekennen und durchaus keine Entschuldigungen dafür vorbringen will; ja, er achtet es für große Güte, wenn ihn sein Vater als Tagelöhner annehme. Dieses ist der rechte Sinn der Buße. 2. Sam. 12, 13; 1. Joh. 1, 9.

Der dritte Schritt: Die Umkehr selbst. Vers 20. Der Entschluß wird bei ihm zur That, er kehrt um ohne Aufschub. Der Sünder kann überzeugt sein und gute Entschlüsse fassen und dabei doch verloren gehen. Luther sagt, daß der Weg zur Hölle mit eitel guten Vorzügen gepflastert sei. Nur das wirkliche Kommen errettet. Jes. 55, 7. Er kommt ganz arm; er kommt mit keinen guten Werken, aber auch nicht mit irgend einem unreinen Verlangen. Hierauf folgt dann

Der vierte Schritt: Das Zusammentreffen mit dem Vater. Das wachsame Auge des Vaters sah den Sohn schon, da er noch ferne war, sein Herz wurde gerührt durch dessen Anblick und er lief ihm entgegen. Was sich nun ereignete, kann nur empfunden werden. Die Liebe des Vaters findet den Sohn; und der Sohn ist sich diesem klar bewußt. Der Vater küßt das Vergangene in die Vergessenheit; und der Sohn, im Gefühl seiner Unwürdigkeit und Besenntniß seiner Sünde, erkennt sich im klaren Bewußtsein als rechtmäßigen Sohn des Vaters. Herrliches Zusammentreffen!

Der fünfte Schritt: Volle Weiße und willkommene Heimath. Vers 22–24. Im Vaterhause fand der Sohn sechs Dinge: 1. Einen Vater; 2. ein Heim; 3. ein Kleid; 4. einen Ring; 5. ein Fest und 6. einen Gesang. Alle diese Dinge sind voller Bedeutung. Das Kleid bedeutet die Gerechtigkeit Jesu Christi. Phil. 3, 9. Der Ring ist Sinnbild der Freiheit und der neuen Verbindung, das Siegel des heil. Geistes. Röm. 8, 15, 16; 1. Cor. 1, 22. Die Schuhe, ein Hilfsmittel zum Wandeln, deuten hin auf die Fähigkeit in Gottes Geboten zu wandeln. Eph. 6, 15. Das Fest bedeutet die Freude. Die Freude Gottes über den Geretteten; und die Freude des Geretteten über einen so guten Gott. An dieser Freude nehmen alle heiligen Engel und Gottes Kinder Theil; aber die Teufel und die Gottlosen ärgern sich darüber.



**Wandtafelserklärung.** — Hier stellen wir den Verlorenen Sohn dar, zunächst, wie er das Vaterhaus verläßt, und zweitens, wie er wieder in dasselbe zurückkehrt. Rechts führen vier Hauptstufen von dem väterlichen Heim abwärts: Selbstsucht (Fordert seine Güter) im Land der Sünde, am Prässen,



Thörung und Hunger. Tiefer konnte er nicht mehr sinken. Links führen die Stufen aufwärts zur Rückkehr. Die ersten vier bilden die wesentlichen Punkte der Buße. Hierauf folgt Vergebung und liebevoller Empfang im Vaterhaus, dessen Thüre für den reuigen Sünder immer offen steht. O wie schön!

**Lehren.** — 1. Im Dienste der Sünde ist keine Freiheit, wie der blinde Mensch wähnt, sondern er verkauft darin eine leichte Last für eine schwere; einen gnädigen Meister für einen Tyrannen. — 2. Wenn der Sünder die Sündenwege verläßt und mit aufrichtigem Herzen zu Gott kommt, so findet er nicht nur Aufnahme, sondern ein freies, volles und ewiges Heil.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer sollte sich an der einfachen Lektion halten. Er schildere: 1. Die vier Stufen der Gott-entfremdung und 2. die fünf Stufen der Wiederkehr.

**Illustrationen.** — 1. Eine herrliche Illustration zu dem ersten Theil bietet uns das Fliesen Jona's vor Gott. — 2. Es wird uns erzählt, daß die Mutter einer verlorren Tochter nie die Thür ihrer Hütte schloß und ihr Licht die ganze Nacht brennen ließ, damit, wenn ihre Tochter wieder heim käme, sie ein offenes Haus fände. Gerade so verfährt auch Gott mit seinen verlorren Kindern.

## Der reiche Mann und der arme Lazarus.

### 7. Lektion: Lukas 16, 19–31. — Sonntag den 15. Mai 1881.

**19.** Es war ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden.

**20.** Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Thür voller Schwären,

**21.** Und begehrte sich zu sättigen von den Brotsamen, die von des Reichen Tische fielen; doch kamen die Hunde, und leckten ihm seine Schwären.

**22.** Es begab sich aber, daß der Arme starb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß. Der Reiche aber starb auch, und ward begraben.

**23.** Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf, und sahe Abraham von ferne, und Lazarum in seinem Schooß,

**24.** Rief, und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner, und sende Lazarum, daß er das Aeußerste seines Fingers ins Wasser tauche, und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme.

**25.** Abraham aber sprach: Gedulde, Sohn, daß du dein Gu-

tes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet, und du wirst gepeinigt.

**26.** Und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, daß die da wollten von hinnen hinab fahren zu euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüber fahren.

**27.** Da sprach er: So bitte ich dich, Vater, daß du ihn sendest in meines Vaters Haus;

**28.** Denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual.

**29.** Abraham sprach zu ihm: Sie haben Mosen und die Propheten; laß sie dieselbigen hören.

**30.** Er aber sprach: Nein, Vater Abraham; sondern wenn einer von den Todten zu ihnen ginge, so würden sie Buße thun.

**31.** Er sprach zu ihm: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstünde.

**Haupttext:** Der Gottlose bestehet nicht in seinem Unglück, aber der Gerechte ist auch in seinem Tode getroffen. Spr. 14, 32.

**Einleitung.** — Die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus redete Jesus zu den geldliebenden Pharisäern. Der Ort und die Zeit derselben waren wahrscheinlich dieselben, wie in den vorhergehenden Lektionen.

**Texterklärung.** — Ob wir die Lektion Gleichniß, Erzählung oder Geschichte nennen, ist von geringer Bedeutung. Die Wahrheit in derselben ist und bleibt dieselbe. Es wird uns darin unter zwei verschiedenen Charakteren das gegenwärtige Leben in seinem Verhältniß zum zukünftigen geschildert. Wir haben nun in der Lektion zuerst von Vers 19–22. ihr gegenwärtiges Leben beschrieben.

**Vers 19.** — Hier wird uns ein sehr reicher Mann geschildert, dessen Name nicht bekannt ist. Derselbe kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand. Das Purpurkleid war ein Gewand, welches mit dem rothen Saft der Purpurschnecken gefärbt war. Es war eine Tracht der Könige und vornehmer Leute. Die hier erwähnte Leinwand war aus dem Byßus der Ägypter bereitet, welches nur an den Ufern des Nils gedieh. Sie war blendend weiß und wurde dem Gewicht nach zweimal so hoch geschätzt, als das Gold. „Lebte alle Tage herrlich und in Freuden.“ Er verschaffte sich alle Bequemlichkeiten, Lustbarkeiten und Genüsse, die durch Geld zu erlangen waren. Die Schuld des Reichen bestand nicht in seinem Reichthum, auch nicht darin, daß er standesgemäß lebte; sondern, daß er sein Leben in Hoffärtigkeit, Sinnelust und selbstfüchtiger Gottvergessenheit zubrachte, ohne sich um seinen armen Mitmenschen und sein Seelenheil zu kümmern. Er war einer von denen, die Jakobus, Capitel 5, 5., benamt.

**Vers 20–21.** — Im Gegensatz zu dem vorhin genannten Reichen wird uns in diesen Versen ein Armer geschildert, mit Namen Lazarus, welches „Gott hilf“ heißt. Derselbe war, wie es scheint, auf des Reichen Wohlthätigkeit angewiesen, und lag krank und voller Schmerzen vor des Reichen Thür, um sich zu sättigen von dessen Ueberfluß. Es wird uns nicht berichtet, daß ihm der Reiche nichts gab, es leuchtet vielmehr aus diesen

Worten hervor, daß er dort seinen Hunger stillen konnte; aber doch bestürmte sich der Reiche weiter nicht um ihn. Wahrscheinlich nahmen sich die Dienerboten des Reichen seiner noch mehr an, als er selbst, was ihm auch ganz gleichgültig blieb. Ja, sogar die Hunde beschämten den Reichen, indem sie durch das Beledeten seiner Schwären, ihm die Schmerzen linderten. Es wird uns sonst nicht viel aus seinem Leben gesagt; aber so viel erbellt aus diesen Worten und seinem Namen, daß Lazarus ein betender, mit seinem Loos zufriedener und bescheidener Mann war.

**Ihr Zustand in der andern Welt.** — Vers 22–31. Mit dem Tode ändert sich Vieles, so auch im Zustande dieser beiden Männer. Der Arme starb. Und während sein Körper ohne viele Ceremonien und Humor bei Seite geschafft wurde, trugen die Engel Gottes seine Seele in Abrahams Schooß, ins Paradies, wo alle seligen Geister sich befinden. Das Geschäft der Engel ist es die Seelen der Frommen in die Seligkeit zu begleiten. Matth. 24, 31.; Ebr. 1, 14. Ganz anders verhielt es sich mit dem Reichen. Auch er starb und wurde begraben. Ohne Zweifel geschah dieses mit großem Pomp und Aufwand. Aber seine Seele war unterdessen schon in der andern Welt und erwachte zu seinem Schreden in der Hölle und in der Qual. Beide, Selige und Verdamnte, genießen sogleich nach dem Tode die Frucht ihrer Werke. Jene sind glücklich in der Nähe Gottes; Diese aber befinden sich in der Qual. Sie tragen nicht nur den nagenden Wurm des bösen Gewissens und den Hunger und Durst der unbefriedigten Lust in sich, sondern sie befinden sich auch im Orte der Qual. Die Flamme in der Hölle wird so schmerzhaft für die Seele sein, wie materielles Feuer für den Leib ist. Das Sehen, Hören und Leiden des reichen Mannes lehrt uns, daß es ein seltsames Seh-, Hör-, Sprach- und Empfindungsvermögen gibt, das auch ohne den Leib sich thätig erweist.

**Vers 24.** — Von besonderer Bedeutung für uns ist das Gebet dieses Mannes in der Hölle. Wie er hier zu sich selbst kam,

seine Augen aufhob und Abraham mit Lazarus im Paradiese erblickte, that er etwas, was er vielleicht noch in seinem ganzen Leben nicht gethan hatte. — Er betete. Das Merkwürdige in diesem Gebet ist: 1. Er betet nicht zu Gott, sondern zu einem Heiligen. — Es ist dies die einzige Bitte an einen Heiligen, welche wir in der heil. Schrift finden. 2. Er bittet nicht um Erhöhung, sondern nur um Verringerung. 3. Er littet unerhörlich. 4. Meint auch er noch über Lazarus verfügen zu können. Er erkennt Abraham als seinen Vater; aber er erkannte in seinem ganzen Leben Lazarum nie als seinen Bruder.

Vers 25. — Abrahams Antwort: „Gedenke, Sohn“ u. s. w. Beachtenswerth ist die Ruhe, mit der Abraham spricht. Er nennt ihn Sohn, ist dabei aber in Gottes Willen, daß er verdammt werde, vollkommen ergeben. „Gedenke, daß du dein Gutes,“ das einzige Gut, wonach dein Herz verlangt hat, empfangen hast in deinem Leben. Lazarus hingegen hat Böses empfangen.“ — Leiden, Armuth u. s. w., welche er geduldig annahm, und durch die er sich hat zu Gott ziehen lassen. Die göttliche Gerechtigkeit könne daher nicht anders, als so handeln. Der andere Theil der Antwort (Vers 26) weist auf die Unmöglichkeit hin, jetzt noch Hülfe zu erhalten. Die große Kluft deutet an, daß die Verdammten nach dem ewigen, unveränderlichen Geheiß Gottes keinen Raum zur Buße finden, keine Veränderung ihres Zustandes mehr möglich ist. Bei den Seligen ist es ebenso. Auch sie können und wollen nicht zu den Gottlosen in die Verdammniß gehen, um ihr Loos zu theilen oder ihnen zu helfen.

Vers 27. 28. — Wie seine erste Bitte fehlgeschlagen, tritt er fürbittend ein für seine Brüder. Manche sehen darin eine geheime Rechtfertigung seiner selbst und die Beschuldigung, daß ihn Gott nicht genug hätte warnen lassen. Wahrscheinlich aber war ihm auch bange, daß diese durch sein Beispiel irre geleiteten Verwandten nur seine Dual noch vermehren würden. Aber seine Bitte wird ihm nicht gewährt, weil seine Brüder hinreichenden Aufschluß über diese Dinge in dem Worte Gottes, des Alten Testaments, besaßen. Wunder mögen überzeugen, aber sie befehlen nicht. Keine höhere Offenbarung des Willens Gottes kann es geben, als wie wir sie schon in der heil. Schrift besitzen; keine größere Gabe der Liebe Gottes können wir je erwarten, wie wir dieselbe in Christo Jesu haben; keine ernstere Warnungen vor dem ewigen Verderben, und Ermahnungen nach der Seligkeit zu ringen, sind aufzuzeichnen, als wie Christus, seine Apostel und die Propheten sie gegeben, wer sich dadurch nicht gewinnen läßt, dem nützt kein Wunder in dieser, noch in jener Welt.

Lehren. — 1. In diesem Leben säen wir, was wir für alle Ewigkeit ernten. — 2. Die Seelen der Frommen genießen so gleich nach dem Tode ewige Freude; die Seelen der Gottlosen aber sofort immerwährende Qual. — 3. Das falsche, nichtige Vertrauen auf die äußere Gemeinschaft des Bundes mit Gott und seinem Volk finden wir nicht nur in dieser Welt, sondern selbst noch bei den Verdammten. — 4. Wir werden ebensowohl verdammt für die Unterlassung des Guten, als für die Bege-

hung des Bösen. — 5. In der zukünftigen Welt gibt es keine Veränderung des Zustandes. Dort gilt Offb. 22, 11.

**Kleinfinderklasse.** — Die Lektion enthält hauptsächlich drei Punkte für die Kleinen. 1. Schildere man ihnen in der Geschichte des reichen Mannes, daß die reichsten und geehrtesten Leute nicht immer die glücklichsten sind in der andern Welt; sondern daß die Armen es oft viel besser dort haben. 2. Mache man sie mit dem Unrecht des reichen Mannes bekannt. Er lebte alle Tage herrlich, dabei vergaß er Gott und sein Seelenheil und kümmerte sich nichts um die Armen. 3. Beschreibe man ihnen den Himmel, wohin die Engel die Seele des Lazarus trugen, sowie auch die Hölle, in welcher der Reiche ewige Pein zu leiden hatte.

**Illustrationen.** — 1. Wirklichkeit der Hölle. Der Obrist Chartaris rief auf seinem Todesbette in der Angst seiner Seele aus: „O, ich gäbe jetzt freudigst dreißigtausend Pfund Sterling Demjenigen, der mir genügende Beweise vom Nichtvorhandensein einer Hölle geben könnte.“

2. Zu Vers 24. — Tostatus sagt, der Maulwurf öffne seine Augen erst im Tode, halte sie aber während seiner ganzen Lebenszeit geschlossen. Ein treffendes Bild vieler Gottlosen, welche die Lehre von der Hölle als eine bloße Vogelscheuche betrachten. — (Goldförner.)



**Wandtafelklärung.** — Diese Tafel ist ebenso einfach, als vielsagend. Der große Ring rechts ist ein Bild der Ewigkeit, der kleine links ein Bild der Zeit (Erde). Der Pfeil zwischen den Kreisen ist Bild des Todes. Das Uebrige ergibt sich nun von selbst. Auf Erden lebte der reiche Mann in Freuden, Lazarus hingegen in Leiden. Stehe die Veränderung nach dem Tod! Lazarus wird erhoben zum Himmel, der reiche Mann sinkt zur Hölle. Oben ist ein ähnlicher Contrast bemerkbar. Links ist das Wort: arm in reich. So mit dem Prasser. Rechts steht: reich in arm. So war Lazarus in seiner Armuth reich. Nithin ein großer Gewinn wer hier gottselig und dabei genügsam ist. Wichtige Lektion!

## Gleichnisse über das Gebet.

### 8. Lektion: Lukas 18, 1-14. — Sonntag den 22. Mai 1881.

1. Er sagte ihnen aber ein Gleichniß davon, daß man allezeit beten, und nicht laß werden sollte;
2. Und sprach: Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott, und scheute sich vor keinem Menschen.
3. Es war aber eine Wittwe in derselben Stadt, die kam zu ihm und sprach: Rette mich von meinem Widersacher!
4. Und er wollte lange nicht. Darnach aber dachte er bei sich selbst: Ob ich mich schon vor Gott nicht fürchte, noch vor keinem Menschen scheue;
5. Diemeil aber mir diese Wittwe so viele Mühe macht, will ich sie retten, auf daß sie nicht zuletzt komme, und übertäube mich.
6. Da sprach der Herr: Höret hier, was der ungerechte Richter sagt!
7. Sollte aber Gott nicht auch retten seine

Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen; und sollte Geduld darüber haben?

8. Ich sage euch: Er wird sie erretten in einer Kürze. Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?

9. Er sagte aber zu Etlichen, die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, und verachteten die Andern, ein solches Gleichniß:

10. Es gingen zweien Menschen hinauf in den Tempel, zu beten: einer ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.

11. Der Pharisäer stand, und betete bei sich selbst also: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute: Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner;

12. Ich faste zwei Mal in der Woche, und gebe den Zehnten von Allem, das ich habe.



**13.** Und der Zöllner stand von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel; sondern schlug an seine Brust, und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig!

**14.** Ich sage euch: Dieser ging hinab gerechtfertiget in sein Haus vor jenem. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedriget werden; und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöht werden.

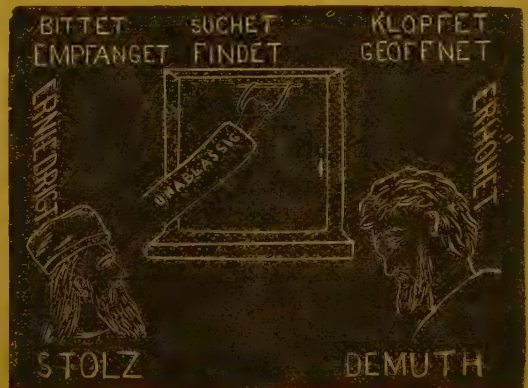
**Haupttext:** Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.—  
Lukas 11, 9.

**Einleitung.**—Unsere heutige Lektion trug sich auf der letzten Reise Jesu nach Jerusalem zu, wahrscheinlich im Jordandthale. Kurz nach der vorigen Lektion reiste er nemlich nach Bethanien, erweckte dort Lazarus von den Todten und zog dann, da ihm der hohe Rath nach dem Leben trachtete, nach Ephraim, wo er verweilte, bis ihn das herannahende Osterfest wieder nach Jerusalem rief. Auf diesem Wege machte er die zehn Auswägigen gesund, belehrte seine Jünger über sein letztes Kommen und schilderte dann in unserer Lektion in zwei Gleichnissen den Gegenstand des Gebets.

**Erterklärung.**—I. Beweggründe zum anhaltenden Gebet.—Vers 1-8. Der Apostel Paulus sagt, 1. Thess. 5, 17: „Betet ohne Unterlaß.“ Damit will der Apostel sagen, daß unser Gemüth beständig mit Gott beschäftigt sein soll. Hier hingegen meint das „allezeit beten“ ein unermüdlisches Anhalten, um eine gewisse Sache. Wir werden hierzu ermuntert, indem uns der Herr von Vers 2—5. einen rucklosen, unbarmherzigen Richter vorstellt. Nach 5. Mose 16, 18. befanden sich in allen Thoren der Städte Israels Richter, welche ohne Ansehen der Person das Recht handhaben sollten. Daß dieses jedoch oft nicht von ihnen geschah, war allgemein bekannt. So auch dieser Richter. Er kennt keine Gottesfurcht noch Menschengeh; er kümmert sich weder um das Recht, noch um das Elend der Armen; gegen solche Empfindungen ist sein Herz verhärtet. Zu diesem Richter kommt eine betrübt, geängstete, hilflose Wittve und fleht um Errettung von ihrem Widersacher. Im Morgenlande war der Stand der Wittve ein verachteter und trauriger. Unter Israel waren sie jedoch von dem Gesetz geschützt. 2. Mose 22, 22-24; 5. Mose 10, 18. Wir finden, daß die christliche Kirche dieser Wittve gleicht, einer Wittve, von welcher ihr Mann genommen ist, und die ihr Recht beansprucht. Sünde und Laster, die Welt und ihre Verführung, der Teufel mit seiner List sind unsere Widersacher. Vers 4. Der Richter achtete zuerst nicht auf das Schreien der Wittve; vielleicht war ihr Widersacher sein Freund, und so nahm er sich der Wittve nicht an. Endlich aber entschließt er sich zur Hülfe; und zwar nicht aus Gerechtigkeitsliebe, Pflichtgefühl oder Mitleid, sondern „auf daß sie nicht zuletzt komme und übertäube mich.“ Das heißt, damit sie nicht unablässig komme, mich quäle, bis ich aus Noth nachgebe. — Das Argument, welches unser Heiland nun von der Bedrängniß der Wittve und dem ungerechten Richter zieht, ist: Wenn ein solcher ungerechter Richter von der Bitte einer Wittve übermunden werden kann, wie viel mehr gewiß ist es denn, daß der liebe Gott, der himmlische Vater, seine eigenen Kinder rettet. „Seine Auserwählten.“ Diejenigen, welche ausgeschieden sind aus dem großen Haufen der Ungläubigen, die durch sein Wort und seinen Geist wiedergeboren und gelassen sind von Sünden. Sie sind es, die verfolgt werden, und zu Gott um Hülfe und seinen Segen rufen; sie erfahren auch, daß zwischen der Thränenfaat und Freudenerte manchmal ein kalter Winter tritt. Die Märtyrer schreien mit großer Stimme: „Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger, wie lange richtest du, und rächest nicht unser Blut!“ u. s. w. Offb. 6, 10. So wird aber besonders die Kirche in der großen Trübsal, welche dem Kommen Christi vorangeht, eine harte Glaubensprobe zu bestehen haben, so daß große Gefahr da ist, daß Manche nachlassen werden im Gebete für die Errettung, und Christus in seinem Kommen, die Seinen zu erlösen, keinen Glauben finden wird auf Erden. Diesen Glauben an die Hülfe und Errettung Gottes will Christus daher durch diese Worte stärken. Denn Gott wird endlich die Seinen Erlösen und nicht immer Geduld haben mit der Christusfeindlichen Welt. Ja, die Errettung wird in der Kürze geschehen. Vergleiche mit diesem Matth. 24, 22-24. Möge daher das heilige Feuer des Glaubens und Gebets nie verlöschen bei den wahren Christen.

**II. Die wahre Herzensdemuth beim Gebet.**—Vers 9-14. Diese wird uns hier im Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner schön geschildert.—Vers 9. Dieses Gleichniß ist gerichtet an Personen, die auf ihre äußere Gefellichkeit, Ehrbarkeit und Frömmigkeit ein großes Vertrauen setzen

und Andere neben sich verachteten.—Vers 10. Um ihnen die Thorheit ihrer Gesinnung klar zu machen, beschreibet Christus ihnen zwei Menschen, die ihre Gebete verrichten. Der Eine ist ein beim Volk angesehener Pharisäer, der Andere ein verachteter Zöllner. Das Klang in den Ohren der Zuhörer fast wie wenn man in Rom sagen würde: Ein gläubiger Katholik und ein ungläubiger Protestant oder Ketzer. Denn der Pharisäer wurde als ein Frommer und Heiliger angesehen; der Zöllner hingegen galt als Sünder. Sie gingen Beide hinauf in den Tempel, um zu beten. Jerusalem lag hoch und besonders der Tempel. Sie stiegen hier hinauf. Der Tempel galt als Bethaus. So verschieden wie ihr Aeußeres war, war auch ihr Gebet.—Vers 11. Der Pharisäer stand, ohne Zweifel an einem erhabenen Platze, zu welchem er sich berechtigt wähnte, und betete bei sich selbst. Die ganze Thatsache, daß sein Gebet keine Unterhaltung mit Gott war, sondern mit sich selbst, liegt klar auf der Hand. Weiter finden wir, daß er nicht dankte, sondern sich rühmte. Er betrachtete sich besser, als andere Leute. Hier beging er einen großen Fehler. In unserer Prüfung sollten wir uns nie nach anderen Leuten beurtheilen, und hauptsächlich nicht nach der gottlosen Klasse, wie der Pharisäer that; sondern unsere Prüfung sollte im Lichte des Evangeliums geschehen. Zum zweiten zählt er dann alle seine vermeintlichen guten Werke her.—Vers 12. Er fastet zwei Mal in der Woche. Nach dem Gesetz war nur ein Fasttag im Jahr. 3. Mose 16, 29; 4. Mose 29, 7. In seiner Vorstellung ist er also frömmere, als es das Gesetz verlangt. Ja er gibt weiter den Zehnten von Allem. Und so gibt er über Gebühr. Denn nach 3. Mose 27, 30. mußten nur die Früchte des Feldes und des Viehes vergebnet werden. Er meint, es fehle ihm an keinem; und doch fehlte im Alles. Denn er besaß die wahre Liebe nicht, ohne welche alles dieses eitles Wesen ist. 1. Cor. 13, 1-3.—Vers 13. Ganz anders war es bei dem Zöllner. Derselbe stand ferne vom Heiligthum des Tempels, er erkannte sich als Sünder und schämte sich vor seinem Gott. In dessen Nähe fühlte er sich so unrein, daß er sich zu unhöflich hielt, seine Augen aufzuheben. Er schlug an seine Brust, bekannte seine Sünden, bat Gott um Vergebung, und erhielt dieselbe nach Gottes Verheißung. Sprüche 28, 13. 1. Joh. 1, 9.—Vers 14. Während dem der Pharisäer so unrein und arm vom Tempel fortging, wie er kam, wurde der Zöllner von allen seinen Sünden freigegeben und als Gottes Kind angenommen. Das große Gesetz hier ist: „Wer sich selbst erhöht“ u., und „Gott widersteht den Hoffärtigen; aber den Demüthigen gibt er Gnade.“



**Wandtafelserklärung.**—Das Beten ist hier durch das Klopfen an eine Thür (Gnadenspforte) veranschaulicht. Dabei ist das unablässige Anhalten der eine Hauptpunkt, wie auch aus den Gleichnissen zu erhellen ist. Der zweite Hauptpunkt ist die Gemüthsbeschaffenheit, illustriert durch die beiden Beter: Pha-

rissäer und Böllner. Der Eine kam stolz, der Andere demüthig; und gerade in dem Verhältniß ist auch ihr Erfolg: Erhöhet — erniedrigt. Gott sieht aufs Herz. Wenig Worte viel Herz, viele Worte wenig Herz. Bittet, suchet, klopfet: wie? Der empfängt: was? u. s. w.

**Praktische Nuthandwendungen.** — 1. Drei Punkte sollen uns hauptsächlich zum anhaltenden Gebet treiben: 1) Die eigene Noth; 2) die eigene Hüflosigkeit; 3) der feste Glaube, daß Gott hilft. — 2. Wenn Gott öfters die Erhöhung des Gebetes aufschiebt, so ist dieselbe damit nicht aufgehoben; sondern es soll nur unser Verlangen vermehren, uns den Werth der Erhöhung mehr vor die Augen stellen und soll zum allgemeinen Wohl gereichen. — 3. Selbstgerechtigkeit rühmt sich im Vergleich mit den groben Sündern; sie unterscheidet sich von der wahren Gerechtigkeit, indem dieselbe nur die äußere Form der Tugend an sich trägt, während dem die wahre Gerechtigkeit im Herzen wurzelt, und aus der Demuth und Liebe gegen Gott entspringt. — 4. Das „Gott sei mir Sünder gnädig“ muß aus dem Herzen kommen, sonst ist es vergebens und bleibt ohne Erhöhung.

**Kleinfinderklasse.** — Der Lehrer stelle den Kindern vor, wie

man zu Gott beten soll, nemlich: 1. Anhaltend. Hierzu schilde er ihnen, wie der ungerechte Richter von der Wittve durch ihr Gebet übermunden ward, und daß Gott uns doch viel eher erhört. Er findet auch einen guten Vergleich in Matth. 7, 7–11. 2. Sollen wir demüthig beten. Ihnen dieses zu zeigen, bietet das Gleichniß von Pharisäer und Böllner gutes Material.

**Illustrationen.** — 1. Verschiedene Bilder. — Das Gebet ist ein Glockenseil von der Hand des Glaubens gezogen, welche die Himmelslocke läutet. — Unser Gebet soll sein, wie das Feuer am Altar des Tempels, welches beständig brannte.

2. Maria Stuart, Königin von Schottland, sagte: „Ich fürchte John Knox's Gebete mehr, als eine Armee von zehntausend Soldaten.“

3. Unredlichkeit im Gebet. — Wenn manche Befenner im Gebet sich aufrichtig aussprechen, anstatt die glatten Worte ihrer Gebete auszusagen, so müßten sie etwa bekennen, wie folgt: „O Herr! Deine Religion beraubt mich sehr vieler Vergnügungen; doch gebente ich dazu zu halten; es gibt ja, wie ich vermuthet, doch keinen andern Weg in den Himmel.“

## Gleichniß von den Pfunden.

### 9. Lektion: Lukas 19, 11–27. — Sonntag den 29. Mai 1881.

11. Da sie nun zuhöreten, sagte er weiter ein Gleichniß, darum, daß er nahe bei Jerusalem war, und sie meineten, das Reich Gottes sollte alsobald offenbart werden;

12. Und sprach: Ein Edler zog fern in ein Land, daß er ein Reich einnähme, und dann wiederkäme.

13. Dieser forderte zehn seiner Knechte, und gab ihnen zehn Pfund, und sprach zu ihnen: Handel, bis daß ich wiederkomme.

14. Seine Knechte aber waren ihm feind, und schickten Botschaft nach ihm, und ließen ihm sagen: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche.

15. Und es begab sich, da er wiederkam, nachdem er das Reich eingenommen hatte; hieß er dieselbigen Knechte fordern, welchen er das Geld gegeben hatte, daß er wüßte, was ein jeglicher gehandelt hätte.

16. Da trat herzu der erste, und sprach: Herr, dein Pfund hat zehn Pfund erworben.

17. Und er sprach zu ihm: Ei, du frommer Knecht, dieweil du bist im Geringssten treu gewesen, sollst du Macht haben über zehn Städte.

18. Der andere kam auch, und sprach: Herr, dein Pfund hat fünf Pfund getragen.

**Haupttext:** So wird nun ein Jeglicher für sich selbst Gott Rechenschaft geben. — Röm. 14, 12.

**Einleitung.** — Jesus setzte nach der letzten Lektion seine Reife nach Jerusalem fort. Auf dem Wege segnete er die kleinen Kinder, rebete zu dem reichen Obersten, heilte zwei Blinde und kehrte in Jericho bei Zachäus ein, wo er die heutige Lektion redete.

**Texterklärung.** — Gegenstand der Lektion ist, der Lohn der Treue. — Vers 11. Das jüdische Volk, sowie auch die Jünger Jesu lebten noch immer in der Hoffnung, daß Christus ein glanzvolles irdisches Messiasreich gründen würde. Die Verwirklichung dieser Hoffnung erwarteten sie schon lange und glaubten daher dieselbe werde am Osterfest sicher eintreten. Diesen fleischlichen Hoffnungen tritt er in unserer Lektion entgegen, indem er darin darthut, daß seine Bürger, das Haus Israels, ihn nicht als ihren König anerkennen, sondern die Herrschaft verweigern würden.

Vers 12–14. — Ein Edler, ein fürstlicher Erbe, zog ferne über Land. Christus war dieses im höchsten Sinne. Ebr. 1, 2–5; Joh. 1, 14. Er war der eingeborne Sohn Gottes, und nach dem Fleische der Sohn Davids. Er lebte eine Zeit lang unter seinen Bürgern, und wie Herodes und seine Nachkommen nach Rom reisen mußten, um sich dort vom Kaiser mit der Regierung des Reiches belohnen zu lassen, so zog Christus zu seinem Vater, zu Gott in den Himmel, um sein Reich einzunehmen. Und wie einst die Juden gegen Archelaus bei dem Kaiser in Rom protestirten, so wollten sie auch Jesum

19. Zu dem sprach er auch: Und du sollst sein über fünf Städte.

20. Und der dritte kam, und sprach: Herr, siehe da, hier ist dein Pfund, welches ich habe im Schwelstuch behalten;

21. Ich fürchte mich vor dir; denn du bist ein harter Mann: du nimmst, das du nicht geleast hast, und erntest, das du nicht gesäet hast.

22. Er sprach zu ihm: Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk. Wußtest du, daß ich ein harter Mann bin, nehme, das ich nicht geleast habe, und ernte, das ich nicht gesäet habe:

23. Warum hast du denn mein Geld nicht in die Wechselbank gegeben? Und wenn ich gekommen wäre, hätte ich es mit Wucher erfordert.

24. Und er sprach zu denen, die dabei standen: Nehmt das Pfund von ihm, und gebt es dem, der zehn Pfund hat.

25. Und sie sprachen zu ihm: Herr, hat er doch zehn Pfund.

26. Ich sage euch aber: Wer da hat, dem wird gegeben werden; von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, das er hat.

27. Doch jene, meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her, und erwürget sie vor mir!

nicht als ihren König annehmen. Joh. 19, 15. Christus aber hat die Macht erhalten, das Reich einzunehmen. Er ist König aller Könige und Herr aller Herren. Offb. 17, 14; 19, 16. Bei seinem Weggehen gab der Fürst seinen Knechten einen Theil seiner Güter. Ein Pfund ist ungefähr 17–20 Dollars. Unter diesem ist uns die allgemeine Gnade vorgestellt, als: Erkenntniß der Wahrheit, Vergebung, Reinigung und der hl. mit allen seinen Gnadengaben, welche den Nachfolgern Christi verheißen sind und mitgetheilt werden.

Vers 15. Nach Einnahme des Reiches werden die Knechte gefordert, um Rechnung zu geben von ihren anvertrauten Gütern, Christus kommt wieder und fordert Rechnung von der Anwendung unserer Gnadengaben. Dieses Kommen geschieht schon jetzt beim Tode eines jeden seiner Nachfolger und es wird vollendet am jüngsten Tage.

Vers 16. — Das Pfund des ersten Knechts hatte zehn andere erworben. Ein besonderes Merkmal dieses Knechts ist, daß er bei allen seinen guten Werken von allem eignen Ruhm frei ist. Er sagt, „dein Pfund hat zehn andere erworben.“ In Matth. 25, 20. heißt es: „Ich habe damit gewonnen.“ Beide Aussagen sind wahr. Siehe 1. Corinth. 15, 10. und Phil. 2, 12. 13.

Vers 17. — Die Treue über wenig wird vom Herrn reichlich gelohnt. Unser gegenwärtiger Beruf, ob er uns vielleicht gleich nur gering erscheint, bringt uns, wenn wir darin treu



sind, ewigen, unaussprechlichen Gewinn. Gott gibt uns die Gnadengaben, daß er unsere Treue erprobe und darnach den Lohn gebe. Aus den beiden treuen Knechten werden Fürsten. In der andern Welt erhalten die Seligen nicht nur königliche Ehre, sondern scheint's auch königliche Macht und Autorität. 2. Tim. 4, 8; Offb. 2, 10.

Vers 20.—Der dritte Knecht aber hatte sein Pfund ins Schweitzschuch gewickelt, welches ohne Zweifel auch nachdem nicht gebraucht war. Dies bezeichnede ihn uns als einen faulen, unnützen Knecht. Hier beschreibt uns Jesu das Verhalten aller derer, die die Gnadengaben nicht zur Verherrlichung Gottes anwenden. Viele behaupten, sie haben nichts Böses gethan; allein Gott ist damit nicht zufrieden. Er will, daß wir thätig sind in seinem Dienst; er verlangt, daß wir unsere Gnadengaben vermehren.

Die Furcht (Vers 21.) war aus selbstsüchtiger Gleichgültigkeit entsprungen. Der Schalksknecht dachte, wenn er auch mit seinem Pfund gewönne, so müsse er es doch wieder zurück geben, es wäre ja doch nicht sein; verlore er aber etwas daran, so hätte er den Schaden zu verantworten. Dies ist der kalte, egoistische Sinn vieler Namenschristen. Sie lassen ihre Zeit, Talente, Mittel und Gelegenheiten Gutes zu thun als todes Kapital liegen. Etier sagt: „Die Entschuldigung: ich fürchtete mich, ist halb wahr, denn die Furcht des bösen Gewissens ist wirklich die Ursache der Faulheit zum Guten, wie das freudige Vertrauen zur Gnade der Grund zur Heiligung.“ — „Siehe, da hast du das Deine.“ Diese Rede zeigt, daß der Knecht die Gnade Gottes nie recht angenommen hatte als sein Eigentum.

Vers 22.—Der böse Knecht hat sich selbst gerichtet. Denn wenn er wußte, daß sein Herr ein so harter Mann war, so hätte er ja arbeiten sollen.

Der Herr sagt weiter Vers 23: „Warum hast du denn mein Geld?“ u. Das soll heißen: „Hättest du nicht Glauben genug, um in der Arbeit für mich fröhlich den Gefahren ins Gesicht zu sehen, so hättest du wenigstens zu meinen beherzten und fleißigen Knechten, den rechten Wechseln, gehen sollen und ihnen dich anbieten, ob du vielleicht bei ihnen mein Pfund hättest anlegen können und mir dienen. Wenn einer zu furchtsam ist, mit seinem Gebet, seinem Zeugniß, seiner Liebe einzeln die Hand ans Werk zu legen, so soll er doch nicht stille sitzen, sondern sich den muthigen Brüdern zur Verfügung stellen mit der Gabe, die er vom Herrn empfangen hat. Aaron und Hur vermochten nicht, wie Moses, zu beten, aber sie stützten doch seine Arme.“ Und so können auch wir alle unser verborgenes Gebet, unser Geld u. in die Wechselbank der Mission thun, wo es Zinsen trägt.

Vers 24.—Dem faulen Knechte wurde nach dem hier gefällten Urtheil sein Pfund genommen, und ist also nichts gewonnen der Weg, um Alles zu verlieren. Der unnütze Knecht wird in die äußerste Finsterniß geworfen, er wird aller Gnade Gottes entblößt und sein Pfund dem fleißigen Knechte gegeben.

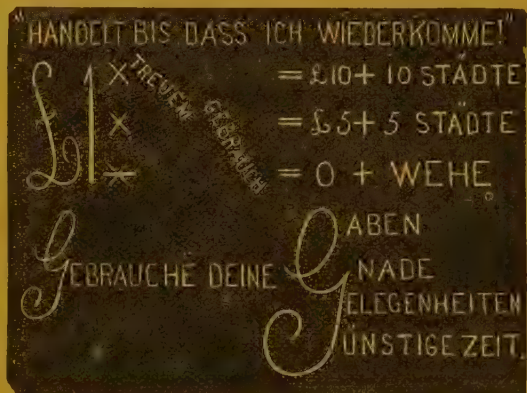
Vers 27.—Zum Schluß wird nun noch das Ende der Feinde der Christen beschrieben. Dieselben waren erstens, die ungläubigen Juden, die ihn und seine Anhänger verfolgten. An ihnen ging schon hier bei der Zerstörung Jerusalems das Wort des Herrn in Erfüllung. Ebenso gewiß aber kommt sein großer Vergeltungstag, wo die feindlichen Mitbürger des Judenthums und auch des Christenthums vor seinen Augen in den ewigen Feueröfen geworfen werden.

Lehre. — 1. Christus ist der König aller Könige und Herr aller Herren. — 2. Die köstlichen Gnadengaben sind für Alle vorhanden; Alle haben dieselben Verheißungen, dieselbe Erlösung, denselben Gott und Heiland. — 3. Die Stellung des

unbußfertigen Sünders gegen Gott, ist die: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche.“ — 4. Wir müssen von allen uns anvertrauten Gütern Rechenschaft geben. — 5. Glaube, Liebe und Selbstverleugnung sind gerade so werthvoll in der Werkstätte, als im Palast. — 6. Der Treue in kleinen Dingen ist die Krone des ewigen Lebens verheißen.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer stelle den Kindern Christum als den großen König dar, welcher einem Jeden seine Arbeit gegeben hat und nun im Himmel sitzt, und auf Alle, und besonders auch schon auf die Kinder, herniederblickt, ob ein Jeder in seiner Arbeit treu ist oder nicht. Weiter schildere er ihnen an den treuen Knechten, wie Jesus einmal wieder kommt und allen seinen treuen Kindern die Krone des ewigen Lebens schenkt, den untreuen Knecht aber in die äußerste Finsterniß werfen läßt.

**Illustrationen.** — 1. Treue bis an den Tod. — Eliot, der Apostel der Indianer, lehrte noch am Tage seines Todes einem Kinde das A, B, C. Als ihn dabei ein Freund fragte: „Warum ruhest du noch nicht von deiner Arbeit?“ entgegnete der ehrwürdige Mann: „Weil ich Gott gebeten habe, mich nützlich in meinem Theil zu machen, und er hat mein Gebet erhört; denn nun, da ich nicht mehr predigen kann, gibt er mir noch Kraft dieses Kind zu unterrichten.“ — 2. Nichts gewagt auch nichts gewonnen. — Der König von Navarre, damals Protestant, wurde von Besu gefragt, warum er sich die Sache der Religion nicht mehr zu seinem Hauptzweck mache? Er antwortete, daß er zwar ein Freund der Religion sei, daß er sich aber nicht weiter in die See hineinwagen wolle, als daß er bequem wieder ans Land kommen könne, im Fall sich ein Sturm erheben sollte. So betreiben viele Befenner das Werk Gottes—nur so lange als es sie keine Opfer kostet, und ist daher bei Vielen nicht zu verwundern, wenn sie, wie Demas, die Welt wieder lieb gewinnen.



**Wandtafelklärung.** — „Handelt, bis daß ich wiederkomme!“ war der Befehl des Edlen (Herrn) an seine Knechte. Auf dieser Tafel wird nun gezeigt, wie das geschehen kann, und zwar nicht anders als durch treuen Gebrauch des anvertrauten Pfundes. Daher, ein Pfund multipliziert mit treuem Gebrauch bringt, bis der Herr kommt, zehn Pfunde und — zehn Städte u. Ein Pfund nicht treu gebraucht bringt 0 (nichts) und — Wehe! Was die anvertrauten Pfunde etwa sind, findet der Leser unten: Gaben, Gnade, Gelegenheit, Zeit u. Und nun, wie diese nützen? In der Schule, Kirche, Welt u. Großer Lohn dem Treuen!

## Winterstücken.

**Ehre Vater und Mutter.** — Im Mittelalter regierte in Magdeburg ein Erzbischof, Namens Ludolph, aus Kroppenstädt gebürtig. Seine Eltern gehörten dem Bauernstande an und waren gar einfache Leute. Als seine Mutter ihn einstmals besuchen wollte, ließen sie die Hofleute in ihrer bauerlichen Tracht nicht vor, sondern sie mußte zuerst schöne Staatskleider anthun. Ludolph aber erklärte, das könne seine Mutter

nicht sein, denn diese trage Bauernkleidung. Man mußte sie hinausführen und umkleiden; und als sie in ihrem alten Gewande wiederkam, umarmte er sie als seine Mutter und hielt sie zeit lebens bei sich.

Als der edle Rittmeister Kurzhagen von Friedrich dem Großen zum Ritter des Verdienstordens ernannt wurde, that der König die versüßliche Frage: „Von was für einem Hause

stammt Er ab?" „Von keinem, Ew. Majestät," erwiderte der tapfere Mann; „meine Eltern sind nur Landleute gewesen, aber ich möchte sie um keinen Preis mit anderen verkaufen." Und der König belobte seine edle und dankbare Gefinnung.

Der Trojaner Aeneas trug seinen alten Vater aus der brennenden Stadt mitten durch die Feinde hindurch. — Der junge Römer Oppius nahm seinen geachteten Vater auf die Schultern und zog mit ihm durch halb Italien. — Salomo stund vom Throne auf und ging seiner Mutter entgegen und betete sie an, d. h. verehrte sie in kindlicher Demuth.

**Eine mütterliche Ermahnung.** — Die letzten Ermahnungen, welche die Freifrau von Nützen in Braunschweig im Jahre 1584 ihren Töchtern Anna Kunite und Goedike Christine ertheilte, umfaßt alle die guten alten Lehren, die den Coder der weiblichen Erziehung des Mittelalters bildeten. Vor allem warnte die würdige, alte Frau vor der damaligen Modelektüre. „Leset die Biene nicht in den goldlosen, lichtfertigen Bökern, da so vüll Sünne inne steht, daß will ich durchut nicht hebban un iß ut nich nödig, denn bei jüch (Euch) von unsern Herrn God beschereet is, dei schüll jüch wöl woren, dat ju in dei Bökern somit arge Gedanke un ut dei Gedanken kommt böse Daten." Die Mahnerin fährt fort: wenn die Junggesellen kommen, so laßt euch nicht sehen, bis ihr zu Tische geht, so machet einen süttigen Knir, schlaget eure Augen vor euch nieder, haltet eure Hände vor eurem Leib, und sehet sie bei Leibe nicht an; wenn sie eure Hand fassen, so ziehet die Hand weg und steket sie unter die Schürze, dann müssen sie ja wohl weg bleiben: sehet ja nicht auf, laßt euch auch über Tisch mit ihnen in kein Reddern (Geschwätz) ein und haltet bei Leibe die Biene stille beissammen, reget den Kopf nicht, esset wenig und trincket nur einmal, ihr könnt vorher auf eurer Kammer etwas essen. Sagt: „Ja" oder „nein" oder „das weiß ich nicht;" wenn einer sagt, daß er euch lieb habe, so saget: „Ob ihr mich lieb habt oder nicht, das eine ist mir so lieb wie das andere." Wenn sie euch nicht mit Frieden lassen wollen und mit euch Reddern, so saget: „Pacet euch weg und laßt uns mit Frieden," oder: „Ja schlae jüch up die Snute, ju unbescheidene Gels!"

**Etwas ganz Gewisses.** — Saß der alte Pfarrer Flattich einmal an der Herzogstafel, in Stuttgart im Schlosse. Da er aussah wie ein Bauersmann, so dachte sein Nebenmann, ein Minister, sich an dem Pfarrer zu reiben und sagte: „Herr Pfarrer, Ihr seid ein grundgelehrter Herr und wißet gewiß mir Aufschluß zu geben. Wißet Ihr etwas ganz Gewisses, wie's mit dem Menschen nach dem Tode sein wird? Kein Pfarrer hat mir bis jetzt darüber Auskunft geben können, Ihr wäret der erste, der was wüßte."

„Freilich, freilich," sagte der alte Flattich zu der Excellenz, die neben ihm saß, „ich weiß was ganz Gewisses."

„Ja, es muß aber ganz gewiß sein," sagte der Minister.

„Freilich, freilich, es ist ganz gewiß," entgegnete Flattich.

„Nun, dann sagen Sie es."

Da schaute der Pfarrer seinen Tischgenossen gründlich an, und sagte dann: „Glauben Euer Excellenz, daß, wenn Sie todt sind, Sie dann in der anderen Welt auch noch Minister sein werden?"

„Ja, nein, das versteht sich, das hört auf," sagte Excellenz.

„Nun," sagte Flattich, „dann wissen Sie etwas ganz Gewisses, über den Zustand nach dem Tode, nun besinnen Sie sich, was Sie dann sind, wenn Sie kein Minister mehr sind."

Der Minister bekam den Husten und wüschte sich den Mund mehrmals ab. Der Herzog aber hatte ganz stille dem Gespräch zugehört und sagte dann: „Habe ich es Euch nicht gesagt, Ihr sollt mit dem Pfarrer nicht anbinden, denn Ihr kommt zu kurz!"

**Bernichtende Kritik.** — A.: Was halten Sie von Richard Wagner's Musik.

B.: Eine Pa u se von Mozart ist mir lieber als eine ganze Wagner'sche Oper!

**Langlebigkeit berühmter Männer:** Tasso wurde 51 Jahre, Virgil 52, Shakespeare 52, Moliere 53, Dante 56, Dvid 57, Horaz 57, Racine 59, Demosthenes 59, Lavater 60, Galvani 61, Boccaccio 62, Fenelon 63, Aristoteles 63, Cuvier 64, Milton 66, Rousseau 66, Erasmus 69, Cervantes 69, Beaumarchais 69, Petrarca 70, Le Sage 70, Linne 71, La Fontaine 74, Neaumur 75, Galiläi 75, Bacon 78, Corneille 78,

Luchibides 79, Juvenal 80, Kant 80, Plato 81, Buffon 81, Goethe 82, Franklin 84, Herichel 84, Voltaire 85, Sophocles 90, Michel Angelo 96, Titian 96, Fontenelle 100 Jahre.

**Eineingefallen.** — A.: „Herr Doctor, haben Sie schon das neue Werk über Cochinchina gelesen?" — B.: „Nein." — A.: „Haben Sie schon in der „Geographischen Zeitung" den brillanten Aufsatz über Central-Afrika gelesen?" — B.: „Nein." — A.: „Haben Sie schon das neueste Reiseverk über den Amazonasstrom gelesen?" — B.: „Nein." — A.: „Aber haben Sie schon das Buch vom Dr. Bodinus über Straußenzucht gelesen?" — A.: „Jawohl, jawohl." — B.: „So? Das freut mich außerordentlich. Uebers Jahr will er's schreiben."

**Aus einer alten Predigt.** — Ein Dresdener Blatt veröffentlicht folgendes Bruchstück aus einer Predigt im vorigen Jahrhundert nach der Festwoche in Chemnitz gehalten vom alten Superintendenten Jüngling: „Da sitzen sie und schwitzen sie, da schmausen sie und trinken sie, da tanzen sie und springen sie, da lärmten und da schwärmen sie, die ganzen Nächte schlammten sie, dann liegen sie und schlafen sie, den andern Morgen schreien sie: Frau, koch mir was Saures! Aber wart' nur, wart', der T-I wird's Euch noch sauer genug machen."

**Bestrafung des Geizes.** — Alfonso V., König von Arragonien (1417-1458), der sich den Beinamen des Großmüthigen erwarb, hatte den Geiz als das größte Laster. Wüthte er einen reichen Fißz ausfindig zu machen, so ließ er ihn zu sich kommen und zwang ihn, einen Hut von gediegenem Gold auf den Kopf zu setzen, zwei schwere Barren Silber auf die Schultern zu nehmen, und so beladen in der brennenden Sonnenhitze eine ganze Stunde in dem Schloßhof herumspazieren, wobei der König die Frage an ihn richtete: „Fühlst du nun, welch eine schwere Last der Ueberfluß ist?"

**Wann er „mit dabei ist."** — Ein Mitglied der Ständeverammlung kam einmal in den Ferien nach Hause, und seine Bauern fragten ihn: „Warum liest man denn nie in der Zeitung, daß Ihr auch Etwas gesagt habt?" — „Ihr Leute," antwortete er, „das versteht Ihr nicht. Leset Ihr denn nicht öfters in der Zeitung: Allgemeines Gemurmel? Nun, da bin ich mit dabei."

**Geistreich.** — „Ist viel Wasser in der Cisterne," fragte ein Engländer seine Wirth.

„Ganz voll unten aber oben keines," war die geistreiche Antwort.

## Zweierlei Weltanschauung.

### Optimist:

„Wie ist doch Alles in der Welt  
So schön und ordentlich bestellt, —  
Sogar die Dornen bringen Rosen!"

### Pessimist:

„Wie ist doch Alles in der Welt  
So schlecht und mangelhaft bestellt, —  
Sogar die Rosen haben Dornen!"

### Charade.

Die erste ist ein türkischer Titel,  
Die zweite benutze als Erholungsmittel,  
Das Ganze soll zum mufterhaften Leben  
Ein jeder Mensch dem andern geben.

### Logogryph.

Mit B steckt es der Bergmann an,  
Fährt er in tiefem Schacht;  
Doch ist das B hinweggethan,  
Die Mutter Braten macht,  
Den läßt du sicherlich nicht stehn,  
Bis auch der zweite Laut mich gehn.

### Letternräthsel.

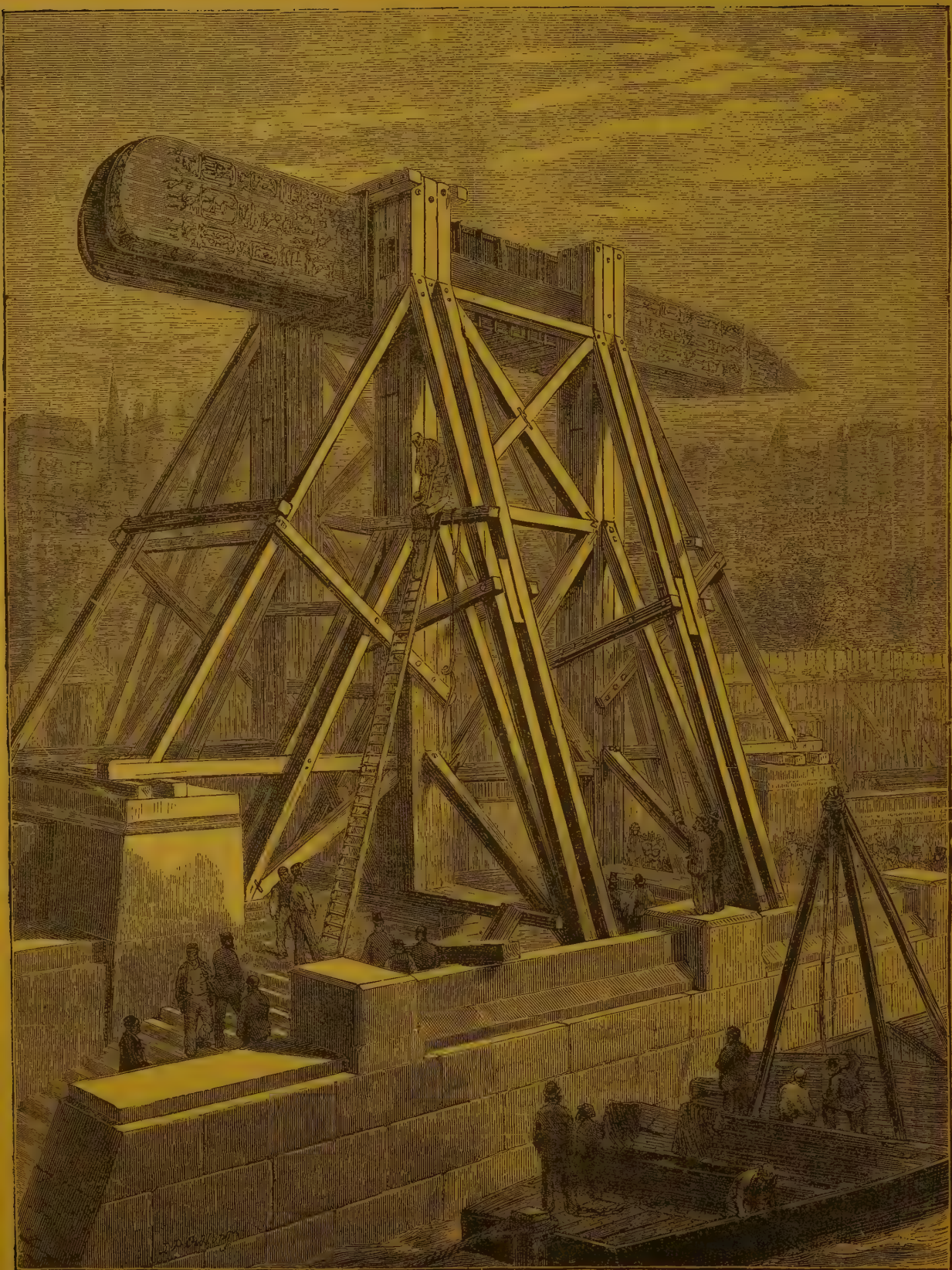
Mit e an Dächern, Mauern, Pfosten,  
Mit a ein Hochgebirg im Osten.

### Auflösung der Räthsel im Märzheft.

Räthsel. — F. u. H. Regen. — Carl Werke, D. D. Speicher, L. Ebn. — A. M. und M. C. Standard, A. Reinte.  
Charade. — A. n. i. g. s. t. e. i. n. — M. Sudow.







Nadel der Cleopatra am Ufer der Themse.

(Siehe Seite 218.)



## Werdet wie die Kinder.

Von Dr. Th. Christlieb, Professor und Universitätsprediger in Bonn.

Zu derselben Stunde traten die Jünger zu Jesu und sprachen: Wer ist doch der Größeste im Himmelreich? Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter sie und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich nun selbst erniedriget wie dies Kind, der ist der Größeste im Himmelreich.—Matth. 18, 1-4.

**E**s liegt im Menschen ein unverwundlicher Zug nach ewiger Jugend. Ein jedes Herz hat Stunden, darin diese Sehnsucht unabweisbar hervorquillt. Tausend Lieder unserer Dichter sprechen sie aus. Des Greisen Herz schlägt wärmer, wenn es sich in die sonnigen Tage der Jugend zurückversetzt, und wer eben an ihrer Grenze anlangt und übertreten soll ins reifere Leben, kann sich eines wehmüthigen Gefühls nicht erwehren, als ginge das schönste Capitel seiner Lebensgeschichte nun zu Ende; er möchte lieber stehen bleiben und da Hütten bauen, als sich weiter treiben lassen vom Strom der Zeit.—Woher diese Sehnsucht, dieser Wunsch, jung zu bleiben, der sich freilich auch in sehr widerlicher Form zeigen kann, wenn man sich seiner Jahre schämt?

Es liegt etwas Berechtigtes und Wahres in diesem Triebe und Wunsch an sich, aber es wird selten in seinem tiefen Grunde erkannt. Ja, es ist etwas an Kindheit und Jugend, das nicht verschwinden soll mit den Jahren, sondern bleiben; das, wenn es verschwunden, wieder erlangt werden muß, soll der Mensch wahrhaft glücklich werden. Aus der Ahnung dieses von Rechts wegen Bleibensollenden stammt jene unabwiesliche Sehnsucht. Und auf dieses Berechtigte, Wahre an jenem Zug deutet der Herr in unserm Texte: „Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Damit gibt Er jenem natürlichen Zug die rechte geistliche Richtung. Er vertieft und verkärt ihn zu einer heiligen Pflicht, zu einer christlichen Aufgabe, an deren Erfüllung unser ewiges Heil hängt.

Er vertieft ihn; denn das natürliche Herz sehnt sich in der Regel nur zurück in die Jugend, der Herr aber weist noch weiter rückwärts—in die Kindheit. Es ist ein Unterschied zwischen beiden. Uns dünkt meist die Jugend schöner; Gott ist die Kindheit wohlgefälliger. In der Jugend ist die Sünde schon gar mächtig. Einen schon etwas größeren Knaben hätte dort der Herr nicht so leicht finden und unter die Jünger als Muster stellen können; unter Kindern kann Er das nächste Beste rufen. Nicht die Jugend mit ihrem Leichtsinne und ihren vielen Thorheiten, sondern die Kindheit mit ihrer An-

spruchslosigkeit und Einfalt, ihrem arglosen Glauben und Vertrauen, ihrer aufrichtigen Liebe und sorglosen Freude wird darum hier vom Herrn als Muster vor uns hingestellt, vor die Erwachsenen mit ihrer Hoffart, da Jeder gern—wie dort die Jünger—der Größeste sein möchte, mit ihrem Zweifel und Mißtrauen, mit ihrer Lieblosigkeit und Selbstsucht, mit allem, worin sie thörichter Weise ihre eingebildete Größe suchen. Zurück, wird ihnen gesagt, zurück von aller falschen Größe zur gottgefälligen Kleinheit der Kinder! Es ist nicht genug, daß ihr in gefühlvollen Stunden euch in die Jugend zurückseht, ihr müßt wirklich zurück, und zwar bis in die Kindheit: „Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich nun selbst erniedriget wie dies Kind, der ist der Größeste im Himmelreich!“—Der Weg zum Himmelreich ist der Rückweg zur Kindheit.

Wie erscheinen uns die Kinder so beneidenswerth in ihrer herzlichen, neidlosen Freude, in ihrem fröhlichen, arglosen Glauben, in ihrer Liebe zu Gott und Menschen, in ihrer Dankbarkeit auch für kleine, geringe Gaben! Und da ahnen wir, daß das Stücke sind, die ein Erwachsener nicht verlieren sollte und wieder erlangen muß, wenn er in die ewige Heimath der Kinder, der Kinder Gottes im Himmel, Antreten will.

### 1.

„Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder.“ Wir werden bei solcher Mahnung ja nicht mit Nikodemus fragen: Können wir auch wieder in unserer Mutter Leib gehen und geboren und so wieder zu Kindern werden? Der Herr sagt ja nicht, wir sollen schlechthin wieder Kinder, sondern wie die Kinder, also ihnen ähnlich werden, in den sie auszeichnenden Stücken zu ihrer lieblichen Eigenart zurückkehren. Aber auch so bleibt die Frage: Wodurch können wir dies wieder werden? Was gilt es für uns Erwachsene abzulegen, wessen müssen wir uns entäußern, um kleiner, immer kleiner und reiner zu werden bis zum Kinde? von welchem Punkt aus sollen wir den Rückweg antreten?—Das sehen wir an den Jüngern in unserm Text. „Zu derselben Stunde traten die Jünger zu Jesu und sprachen: Wer ist doch der Größeste im Himmelreich? Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter sie und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Da standen die Jünger an dem Punkt, von dem aus solche Rückkehr immer nöthig, bei ehrgeizigen Wünschen und eiteln Gedanken an die eigene künftige Größe, wie sie im natürlichen Herzen beständig sich regen. Sie hatten die Frage nach dem Größten im Himmelreich wohl nicht gestellt ohne anspruchsvolle Hoffnungen, ohne Selbstgefällige Seitenblicke auf sich

Aus: Städt. „die Christl. Predigt in der evang. Kirche Deutschlands“, 3. Band, 1880. In freundlicher Erinnerung für Ausübung des „Evang. Magazins“: vielleicht können Sie darin ein Stück der Predigt abdrucken. Mit herzlichem Gruß.  
Dr. Christlieb.  
Bonn, 11. Januar 1881.

selbst als die ersten Bürger im Messiasreich, dessen Herr eben wieder seine weithin gebietende Macht bewiesen hatte bei dem Stater im Munde des Fisches. Diese ihnen selbst wohl kaum bewußte Eitelkeitsregung erkennt das Auge des Herrn sofort. Er fragte sie: „Was handeltet ihr mit einander auf dem Wege?“ (Marc. 9, 33. ff.)—Sie aber schwiegen; denn sie hatten mit einander auf dem Wege gehandelt, welcher der Größeste wäre. Sie schämten sich; der Hoffartsgrund ihres Gesprächs kommt ihnen jetzt zum Bewußtsein; darum schweigen sie. O dieser Trieb, sich groß zu machen, sich selbst zu erheben, war in ihnen noch lange nicht gedämpft. Noch am letzten Abend, ehe ihr Meister in die tiefste Selbsterniedrigung ging, brach er unter ihnen hervor in jenem Zank, welcher unter ihnen für den Größesten gehalten werden sollte. — Da läßt sie der Herr sich beschauen im Spiegel eines Kindes: „Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!“ (Luc. 22, 24.) Was heißt das anders als: weg mit euren eitlen, hochstrebenden Gedanken, dadurch sich Einer vor den Andern ein Ansehen geben und groß machen will, und zurück zur Anspruchslosigkeit und Demuth der Kinder! Es handelt sich noch gar nicht um größer oder kleiner in meinem Reich, sondern um das Hineinkommen oder nicht, und wer seiner natürlichen Hoffart nachgibt, verschließt sich den Eingang. Nicht sich selbst erhöhen, sich erniedrigen gilt es für die Bürger meines Reiches; je mehr einem dies gelingt, je höher steigt er in meinen Augen; „wer sich nun selbst erniedrigt wie dies Kind, der ist der Größeste im Himmelreich.“

Hiermit zeigt Er klar, wie Erwachsene es anzufangen haben, um wieder zu Kindern zu werden: durch Umkehr von aller falschen Größe, allem eitlen Streben, sich groß zu machen, durch Selbsterniedrigung.—Am schnell wachsenden Baum entstehen viele Schößlinge, die abgeschnitten werden müssen, wenn es zu guter Frucht kommen soll. Am Lebensbaum des Menschen noch weit mehr. Mit dem natürlichen Größerwerden setzt sich unendlich viel falsche Größe an. Und sie muß weg, wenn man wieder zur wahren Kindheit gelangen und echte Frucht bringen soll. Worin zeigt sich diese falsche Größe?

Vor Allem im eitlen Sicherhebenwollen über Andere. So eben bei den Jüngern und noch später bei jenem Streit am letzten Abend. Vielleicht lag etwas hievon auch in jener an sich wohlgemeinten Bitte der Mutter der Kinder Zebedäi um die höchsten Ehrenstellen für ihre Söhne im Reich Christi, ihr Sitzen zur Rechten und Linken des Herrn, worüber die Jahn so unwillig wurden. (Matth. 20, 20–24.) Und ganz deutlich zeigt es sich bei Petrus, als er so selbstvermessen sprach: „Wenn sie auch Alle sich an dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern.“—Seit Kain findet sich überall das Streben des natürlichen Menschen, hinter Keinem zurückzustehen, vielmehr sich über Andere zu erheben. Es ist als lebte im Menschen noch die dunkle Ahnung, daß Gott ursprünglich Allen dasselbe hohe Ziel setzte, also Keiner hinter dem Andern zurückbleiben sollte. Sieht man sich dennoch dem Bruder nachstehen, so sucht man die Schuld überall eher als in sich selbst, neidet ihn, verkleinert ihn, haßt ihn, und kann man es ihm nicht mehr gleich thun, so erhebt man sich trotzig wider ihn. (1. Mose 4, 8.) Und ob auch nicht mit der Faust, so mißt sich das eitle Herz doch immer gern in Gedanken mit Andern: wer ist größer, ich oder er? Daraus erwächst von selbst das Streben, es dem Andern möglichst zuvor zu thun, sei es in äußerem Erwerb und Entfaltung größeren Reichthums

oder in Stellung und Würden, oder durch überlegenes Wissen und glänzendere geistige Leistungen.

Wer von uns weiß sich ganz frei davon? Schon in unserm stillen Urtheil über Andere setzen wir sie gern herab, um auf ihre Kosten uns selbst zu erhöhen. Gar selten betrachtet man ihre Werke mit dem Auge wohlwollender Liebe, sondern in neidischer Verkleinerungssucht, nur damit Niemand uns zuvor komme. Keinem gönnt man den Vorrang als am Ende sich selbst. Immer will man vor Andern ein bißchen besser erscheinen, als man in Wahrheit ist. Und dieser Trieb ist fast Allen so zur andern Natur geworden, daß die dabei mitunterlaufende Eitelkeit ihnen gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Ja dem Streben, sich selbst groß zu machen und es vor Andern zu Ehren und Ansehen zu bringen, muß oft Alles dienen, die ganze Lebensarbeit, alles Dichten und Trachten des Herzens. So bei den einzelnen Menschen; so bei den Weltmächten im Großen.

Hast du, liebe Seele, diesem Zweck vor andern dein Leben dienstbar gemacht, so läßt der Herr auch dich heute in jenes anspruchslose Kindesantlitz blicken und spricht: „Es sei denn, daß du umkehrest und werdest wie dies Kind, so wirst du nicht in das Himmelreich kommen!“—Dein bisheriges Wachstum, deine seither erstrebte, vielleicht ertrogte Größe ist falsch, soweit du nur dich selbst dabei gesucht. Da bist du den Schlangenspahn der Hoffart gegangen; das „ihr werdet sein wie Gott“ hat auch dich verblendet; du bist verkehrt gelaufen, bist schief gewachsen; es ist hohe Zeit zur Umkehr. Zurück von dieser ertäumten Größe, herab von dieser falschen Höhe! Lerne dich selbst erniedrigen, dich zu unterst und lieber alle Andern über dich stellen als umgekehrt; lerne klein denken von dir selbst und deinen Leistungen, damit du unbefangener von Andern, vor Allem aber recht groß denken kannst von deinem Vater im Himmel und dem, was er zu deinem Heil gethan. Wie hoch halten gütgeartete Kinder von ihrem Vater und seinem Wert; wie freuen sie sich, wenn ihm eine Ehre widerfährt; wie finden sie es natürlich, wenn sie selbst als die Kleinen immer zuletzt kommen; wie aufrichtig und ungeschminkt geben sie sich in argloser Einfalt so, wie sie sind! Lerne das von ihnen und noch mehr von jenem heiligen Kinde Jesus, das nie die eigene, sondern stets nur des Vaters Ehre suchte und ihn die seine suchen ließ. (Joh. 8, 50.) Höre auf den Apostel, wenn er des Meisters Mahnung bekräftigt: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den niedrigen“ (Röm. 12, 16.); „thut nichts durch eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander, einer den andern höher als sich selbst.“ (Phil. 2, 3.)—Die eitle Selbstüberhebung muß durch kindliche Selbsterniedrigung überwunden werden.

Damit hängt eine andere Art falscher Größe zusammen. Wie oft sucht man in reiferen Jahren seine Größe in Zweifel und Unglauben! Mit den Kinderschuhen wird auch der Kindesglaube ausgezogen. Und gewiß sollen Männer an dem Verständniß nicht Kinder bleiben, geschweige werden, sondern vollkommen (1. Cor. 14, 20.); sie sollen mit dem Apostel abthun, was kindisch (1. Cor. 13, 11.). Aber auch was kindlich? Hat Christus als Mann dies abgethan?—Gewiß gilt ihnen, und die heil. Schrift mahnt selbst dazu: „Prüfet Alles!“ Aber steht nicht daneben: „und das Gute behaltet?“ (1. Thess. 5, 21.) Wie oft wird das heute verschleubt, wenn der Zweifel auch die letzten Gründe des Glaubens anfrisiert! Tausende prüfen nicht mehr in aufrichtiger Wahrheitsliebe, um des Guten immer mehr theilhaftig und gewiß zu werden, sondern suchen in innerer Abneigung gegen Christus und sein



Kreuz ohne gründliche Prüfung allerlei Gründe zusammen, um ein Stück des Glaubens nach dem andern los werden und ihre innere Abweisung der ernstlichen Forderungen des Evangeliums vor sich selbst entschuldigen zu können, Scheingründe für den ihnen besser behagenden Unglauben. Es ist so süß, sich zu flug, zu fortgeschritten, zu hochgebildet zu dünken, um der heiligen Schrift noch glauben zu können; so angenehm, im vornehmen Gefühl der Ueberlegenheit seines Wissens auf die bei dem alten Glauben Beharrenden herabzusehen. O prüfe dich doch über die innerste Quelle und Absicht deiner ungläubigen Zweifel! Hast du nie damit nur deine eigne Größe oder die Rechtfertigung deiner irdisch weltlichen Gesinnung gesucht? Hast du nie durch Verkennung der Grenzen alles menschlichen Wissens und seines Stückwerks über Fragen aburtheilen wollen, über die wir doch ihrer Natur nach durch eigenes Forschen zu keiner Gewissheit gelangen können, wie nach der Entstehung der Welt, des Menschen, des Bösen, nach dem Weg zur Veröhnung der Gefallenen mit Gott, Grundfragen, zu deren Lösung auch die fortgeschrittenste Erkenntniß der Leuchte des göttlichen Wortes gar sehr bedürftig? Hast du nie vor dir selbst und Andern höher und höher steigen wollen durch immer dreiflere Infragestellung aller übernatürlichen Offenbarung? Auch nie durch spitzfindige Einwürfe, durch rechthaberisches Besserwissenwollen, durch Forderung handgreiflicher Beweise, durch Sehenwollen, wo der Herr eintheilen Glauben fordert, ohne zu sehen (Joh. 20, 29.), dich über Andere und ihr Erfahrungszeugniß zu erheben gesucht, wie dort Thomas?

O wie oft wird sich das Selbstgefühl und die Eitelkeit auf Verstand und Vernunft, daß sie sich zum Richter aufwerfen auch über die tiefsten göttlichen Geheimnisse, und was sie nicht fassen können, einfach leugnen! Schon Jünglinge, die kaum einige Blicke in die Wissenschaft gethan, kann man heute sich brüsten hören mit ihrem Unglauben.

Auch das ist falsche Größe, die nur das Ihre sucht, falsch und eitel nach Ursprung und Zweck, ja falsch und hohl auch nach dem Grund, darauf sie sich in der Regel stützt. Wenn wir die Wege Gottes in der Heilsgeschichte der Schrift nicht begreifen, wer gibt uns das Recht, ihre Wahrheit abhängig zu machen von dem beschränkten Maß unseres natürlichen Erkennens, Gott gleichsam vorzuschreiben, wie er hätte sein Thun einrichten sollen, damit wir Ihm und seinem Wort glauben könnten? wer das Recht, das was höher denn alle Vernunft und daher unserm Erkennen als heilige, allmälig zu erreichende Höhe gegenübersteht, gleich zu betrachten, ja zu verachten als unvernünftig, da es doch nur auf ganz anderem Wege als dem des natürlichen Begreifens angeeignet sein will? Du wolltest stracks hinauf auf diese Höhe, — und es ging nicht. Warum? weil der Weg zu ihr erst abwärts führt durch das Demuthsthal des arm und klein Werdens, der aufrichtigen und wehmüthigen Selbsterkenntniß und Heilsbegierde. Dann erst wendet er sich aufwärts, und mit jedem Schritt die Höhe hinan wird der Blick weiter, werden die vorher unbegreiflichen Heilthaten Gottes in Christo auch der Vernunft immer deutlicher und nothwendiger. „Kommt und sehet“ (Joh. 1, 39.), ruft der Herr gar freundlich lockend Jedem zu, der sein Jünger werden will; erst Kommen, in seine Nachfolge eintreten, dann sehen. „So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, daß diese Lehre von Gott sei“ (Joh. 7, 17.), also erst gehorchen und den Willen Gottes thun, dann den göttlichen Ursprung der Lehre Christi erkennen. Dies ist der einzig zum Ziele führende Weg. Wer sich weigert, ihn zu gehen, und darum den Glaubensinhalt

nicht als göttlich erkennt, hat der ein Recht, ihn als thöricht zu verwerfen? — Wenn die Schrift uns doch unser eigenes Innere tiefer aufdeckt als irgend etwas sonst, und hier wenigstens Keiner den strengen Geist der Wahrheit, der aus ihr redet, leugnen kann, darf sie dann nicht einiges Vertrauen fordern auch für das, was uns zunächst noch dunkel ist? Gälte es nicht vor Allem zu prüfen, ob die Dunkelheit vieler ihrer Stellen nicht zusammenhänge mit den dunkeln Stellen des eigenen Herzens und Lebens, und ob bei dem Blick auf letztere nicht etwas auch in uns der erbarmenden Liebesoffenbarung Gottes in Christo entgegenhungert?

Fürwahr — eine falsche Größe auch der Zweifel, so lange man es dabei nicht ehrlich und gründlich genug nimmt mit den Wunden und Bedürfnissen des inneren Menschen! — Auch die daran Leidenden weist der Herr auf das Kind in der Mitte, den warnenden Finger erhebend: „Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!“ Zurück, zurück auch von dieser falschen Höhe zur aufrichtigen Kindesdemuth, zum arglosen Kindesvertrauen! Nehmt irgend ein gut geartetes Kind, wie unbegrenzt ist sein Glaube an die Macht und Liebe des himmlischen Vaters; wie selbstverständlich erscheint ihm die danfbare Annahme eines göttlichen Heilands; wie freut es sich seiner Ankunft im Fleisch und aller seiner rettenden Thaten und Siege über das Böse und das Uebel in der Welt, weil es die unendliche heilige Liebe ahnt, aus der sie hervorgingen! Werdet darin wie die Kinder! Und der Weg dazu: erniedrigt euch selbst wie dies Kind! Zerklagt den hohlen Thron eines hochfliegenden Wissensdünkels, der selbst die heiligen Zeugen der Gottesoffenbarungen in der Schrift an Einsicht überragen will! Statt euer natürliches Begreifen zum Maßstab für Gottes Wege zu machen, zur ärmlichen Schranke für das, was er an der Welt gethan haben kann und einst noch thun soll, meßt die Höhe seiner Heilthaten an der Tiefe eurer eigenen Wunden, nach dem Abgrund seiner ewigen Liebe, Macht und Weisheit. Prüft euch, ob euer Selbstgefühl nicht die enge Pforte zum Glauben, die Buße, seither immer umgehen wollte und eben dies der tiefste Grund, weshalb ihr nicht dazu gelangtet. Fragt euch, ob euer Zweifeln euch wirklich zum Segen geworden, euch sittlich gestärkt und geistlich befriedigt, oder ob es euch nicht immer kraftloser und innerlich elender gemacht hat. Und ist's so, so bist du ja eine falsche Höhe hinaufgestiegen und mußt es begreifen, wenn dir zugerufen wird: Zurück davon, erniedrige wieder dich selbst, wolle in geistlichen Dingen, die auf das Seelenheil abzielen, nicht dein eigener Lehrer sein, sondern gehe dem Kinde gleich wieder in die Schule bei dem großen Lehrer der Menschheit, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist und auch allen eiteln und mühseligen Zweiflern zuruft: „Lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ —

O wie viele andere Arten falscher Größe gibt es noch, von denen wir Erwachsene durch Selbsterniedrigung umkehren müssen zur Kindeskleinheit! Hier wirft sich das eitle Selbstgefühl vornemlich auf den Willen und steift ihn zum Eigenwillen, daß man sich gefällt in hartnäckigem Widerstand gegen Andern Meinung oder Leitung, ja oft auch gegen die heilsamste Schranke und Zucht, in trotzigem Festhalten der eigenen, selbst gewählten Wege. O wie steckt dieser Zug zur Selbstherrlichkeit unser Zeit so tief im Fleisch! Bei den Jünglingen die Sucht nach Ungebundenheit, nach möglichst baldigem sein eigener Herr Werden, die sich oft nicht einmal in

der Wahl des Berufs noch rathe lassen will. Bei den Bürgern ein trotziges Anlaufen gegen obrigkeitliche Schranken und Ordnungen, die einem unbequem. Bei den Gelehrten ein eitles Rechtbehaltenswollen mit der eigenen Meinung, auch wenn des Gegners Gründe noch so schlagend. In dieser Unbeugsamkeit des höchsten Willens und Meinens sucht man seine Größe, seine Stärke, seinen Ruhm. Familie und Staat, Schule, Wissenschaft und Kirche leiden darunter. Denn daraus erzeugt sich endloser Streit.

Bei Andern wirft sich die gekränkte Eitelkeit auf das Gemüth und verbittert ihr ganzes Dichten und Trachten so, daß sie ihre Größe suchen im hartnäckigen Festhalten eines Groles und Hasses. Kinderhass und Knabenzorn sind bald versöhnt. Erwachsene zürnen tiefer, nachhaltiger und setzen oft ihre Ehre darein, ihren Groll recht lange fortzusetzen. Selbst gegen Gott, wenn er unsre Pläne und Wünsche durchkreuzt, will man oft Recht behalten mit seinem Unmuth, daß man mit jenem Propheten unter dem verdorrten Kürbis spricht: „Billig zürne ich bis an den Tod“ (Jon. 4, 9.). — Und wenn nicht Groll und Haß, so nagen im gekränkten Gemüth, dessen Lieblingshoffnungen zertrümmert am Boden liegen, doch oft Schmerz und Gram innerlich fort und zerfressen seine Thatkraft bis zu völliger Gleichgültigkeit gegen das Leben. Ach ja, sogar im zähen Festhalten seines Schmerzes sucht das thörichte Herz oft seine Größe, hält ihn in ebenso großer Selbstsucht als Selbsttäuschung fort und fort für gerechter und maßgebender als Alles, was von göttlicher und menschlicher Seite zu Dank und Freude auffordert.

Auch das Alles — ist falsche Größe. Denn das, wovon man hier seine Stärke und Ehre seht, ist gerade Schwäche und häßliche Eitelkeit. Oder was ist jener trotzig Eigensinn anders als eine falsche Nachgiebigkeit gegen sich und sein eitles Gelüsten und darum eine Schwäche, was anders als thörichte, eitle Selbstüberhebung, die mit eigenem Wünschen und Meinen um jeden Preis Recht behalten will gegen Gott und Menschen und sich selbst damit nur unglücklich macht, während die Selbstüberwindung allein wahre Stärke und Größe wäre? Was — jenes zähe Festhalten von Groll oder Gram anders als wieder nur eitle Eigenliebe, falsche Nachgiebigkeit gegen sein trotziges oder verzagtes Herz und darum sittliche Schwäche? — O fragt euch doch, die ihr in diesen Gefinnungen und Gefühlen groß geworden seid und eure Größe sucht: war dies gesunde und nicht vielmehr das Gemüth verbitternde, den Charakter mißbildende, krankhafte und gefährliche Entwicklung, christliche Art oder fleischliche Unart des Herzens? — Auch euch tönt aus dem Munde des Herrn heute entgegen: „Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder!“ — Ihr seid auf diesem Weg dem Himmelreich, dem Reich der Liebe, des Friedens, der Demuth, der Freude nicht näher, sondern immer ferner gekommen, und darum — zurück, zurück auch von dieser hohlen, abschüssigen und unfruchtbaren Höhe — zur Kindheit! Seht in der Mitte der großen Jünger das kleine Kind! Wie läßt es sich von Andern weichen und leiten, wie gern vergibt und vergißt es die Unbill, wie schnell trocknen sich seine Thränen, weil es noch klein von sich denkt. Wollt ihr loskommen von den Qualgefilten einer falschen Größe, die euer Herz vergiften, euer Leben vergällen, werdet anspruchlos, eifersuchtlos, arglos, sorglos wie das Kind!

Und der Weg hierzu — auch hier kein arderer für unser altes, trotziges Herz als Selbsterniedrigung: „Wer sich nun selbst erniedriget wie das Kind, der ist der Größte im

Himmelreich.“ Hat sich nicht der König dieses Reichs selber am allertiefsten erniedrigt? Wie viel Widersprechen von den Sündern hat Er sanftmüthig erduldet! (Hebr. 12, 3.) Dort kniet Er mit einem Schurz umgürtet als Diener vor den Jüngern, die noch eben um den Vorrang gestritten hatten, selbst vor dem Verräther, der Ihn mit Füßen trat (Joh. 13, 18.), und wäscht ihnen die Füße. Welch' beschämende Selbsterniedrigung des Meisters! Und hier hängt Er zwischen Missethättern am Holz des Fluches, für seine Mörder bittend, sich selbst erniedrigend, gehorsam bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz (Phil. 2, 8.). Das war der Weg zum Throne.

Sieh den Petrus, nachdem er von der falschen Höhe seiner Selbstüberhebung einen tiefen Fall gethan, wie er umkehrt, als der Herr ihn ansah; er geht hinaus und weint bitterlich. Der trotzig Mann wird in diesen Thränen wieder wie ein Kind, das durch eigene Schuld seine Mutter verloren; er fühlt sich so arm, schwach, hilflos mit seinem beschwerten Gewissen; er erkennt und bereut seine Verneffenheit als gefährlichen Irrweg; er erschlägt den falschen Thron, den er seiner Eigenliebe gebaut, und erniedrigt sich zu tiefer Buße, da öffnet sich ihm wieder der Schoß der verzeihenden Liebe Jesu und mit ihr der Rückweg ins Himmelreich. — Sieh den Thomas mit seinem falschen Besserwissenwollen, seinen trotzig Zweifeln; es sei denn, daß er umkehrte, er wäre nicht wieder zum Frieden gekommen. Aber als der Auferstandene sich ihm zu erkennen und etwas von seiner Unwissenheit zu fühlen gibt, wie schnell demüthigt er sich bis zum anbetenden Bekenntniß: „Mein Herr und mein Gott!“ und läßt sich vom wiedergefundenen Meister für die Zukunft zum seligen Kindesglauben zurückführen, der nicht sieht und doch glaubt. — Sieh den Paulus, eine falsche Größe suchend auf dem Irrweg des Rechtbehaltenswollens mit seinem pharisäischen Drängen und Morben wider die Jünger des Herrn; es sei denn, daß er umkehrte, er hätte mit allem seinem Gesezesseifer den Weg in das Himmelreich nicht gefunden. Aber wie schnell hält er an und sinkt zu Boden bei jenem gewaltigen Hauftruf des Herrn, wie erniedrigt er sich selbst zur demüthigen, zitternden Frage des Gehorams: „Herr, was willst Du, daß ich thun soll?“ und läßt sich fortan kindlich, willenlos leiten von der starken Hand, die ihn gefaßt. — Sieh den verlorenen Sohn in falscher Nachgiebigkeit gegen sein fleischliches Gelüsten nach selbstherrlicher Ungebundenheit, in trotzigem Leichtfinn seine eigenen Wege gehen, bis alle Stützen dieser falschen Größe zusammenbrechen. Er muß umkehren Schritt für Schritt, und nicht bloß bis zur Kindesdemuth, sondern weil er seine Sohnesehre mit Füßen getreten, sich noch unter das Kind erniedrigen bis zum Verzicht auf allen Kindesanspruch: „Vater, — ich bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße,“ — da steht ihm wieder das Herz und Haus des Vaters mit all' seiner Ehre und Freudensfülle offen!

Seht hier, liebe Freunde, von allen falschen Höhen der Eitelkeit, von aller Scheingröße des trotzig Eigensinns, von allen Irrwegen der fleischlichen Selbstsucht führt nur ein Weg zurück in die Kindheit, ins Reich der Gerechtigkeit, des Friedens und der Freude, — die Selbsterniedrigung bis in den Staub vor Gott, das Arm- und Kleinwerden im Erkennen und Bekennen unsres ganzen sündlichen Verderbens. Du Erwachsener, vielleicht weit vom Reich Gottes Abgekommener, mußt du nicht selbst dir sagen, daß du einst eine Zeit hattest, da du dem Reich Gottes viel näher standst? So zieh doch selbst den Schluß: zurück in die Kindheit, wenn ich ins Reich Gottes kommen soll! — Ja wohl in die Kindheit und noch weiter zurück — bis zur Geburt! Es sei denn, daß ihr euch umkehret, es gilt



ganz umkehren und sich umkehren lassen bis auf des Herzens Grund, es gilt durch Selbsterniedrigung und Selbstzer Schlagung so klein, so arm, so gelassen und still, so weich und innerlich geschmolzen werden, bis Gottes Geist dich neu schaffen und wiedergebären kann zu einem neuen göttlichen Leben. Weil die Eitelkeit und Selbstsucht das ganze Herz und Leben durchdrang, so muß selbst die Geburt sich wiederholen und zur Neugeburt werden, so müssen wir ganz von vorne anfangen und Gottes züchtigendem Geist erlauben, daß er alle bisherige schiefe Entwicklung und Mißgestaltung zerichlage und ein Neues aus uns mache, — und all' das durch Selbsterniedri-

gung unter die gewaltige Hand Gottes! — Ihr aber, die ihr das Bürgerrecht im Reich Gottes erlangt zu haben glaubt, ihr Jünger und Jüngerinnen, prüft auch ihr euch hienach! Das Wort des Herrn gilt auch in dem Sinn: wenn ihr nicht umkehrt und geworden seid wie die Kinder, so seid ihr nicht eingegangen in das Himmelreich! Und selbst wenn ihr dies seid, es regt sich aber immer wieder der alte Eigendünkel und Ehrgeiz, die Gefinnung, die so leicht unfähig macht, ora Himmelreich Theil zu nehmen, so bleibt auch für euch, so gut wie dort für die Jünger, allezeit die Mahnung in Kraft: „Werdet wie die Kinder!“ (Schluß folgt.)

## Die Nadel der Cleopatra.

(Nach Fortschritt der Zeit.)

Endlich also ist der vielbesprochene Obelisk von Alexandria an seinem endgültigen Bestimmungsorte in der Nähe des Metropolitan Museums im Centralpark zu New York aufgestellt worden. Der stumme Zeuge hingeschwundener Jahrtausende hatte nach der zweiten Seereise von Egypten nach Amerika eine fast noch schwierigere und zeitraubendere Landreise zu bestehen von seinem Landungsplatze am Hudson durch die Manhattan-Insel bis zum Centralpark, die auf eigens dazu gelegten Schienen während des Winters bewerkstelligt wurde. Endlich lag der Koloss am Platze auf einer Anzahl gußeiserner, dreifüßiger Gestelle wagerecht ausgestreckt, doch waren sämtliche Vorkehrungen so gut getroffen, daß sich der riesige Stein im geeigneten Momente leicht wie eine Feder aufschwang und die senkrechte Stellung über dem Piedestal einnahm. So blieb er einige Augenblicke schweben, während die zahlreichen Zuschauer Beifall riefen. Dann senkte sich der Stein und stand im nächsten Augenblicke aufrecht da auf festem Boden der großen amerikanischen Handelsmetropole. Die Stadt On, wo er zuerst errichtet wurde, ist bis auf wenige Trümmer vom Erdboden verschwunden; Alexandria, wo er später gegen 2000 Jahre lang gestanden hat, ist nur noch ein Schatten dessen, was es einst gewesen. Wird der Riesenobelisk auch die Stadt, wo er jetzt in so ganz neuen und fremden Umgebungen steht, überdauern?

Der Obelisk besteht aus einem röthlichen Granit, Syenit genannt nach der alten Stadt Syene in Oberegypten, wo der Stein gebrochen wurde. Der Schaft ist 69 Fuß und 2 Zoll hoch, am Grund in der einen Richtung 7 Fuß 7 Zoll im Durchmesser, in der anderen 8 Fuß 2 Zoll. Nach oben spitzt sich der Schaft allmählig zu, bis er am Beginn der die Spitze bildenden kleinen Pyramide noch 5 Fuß im Durchmesser hat.

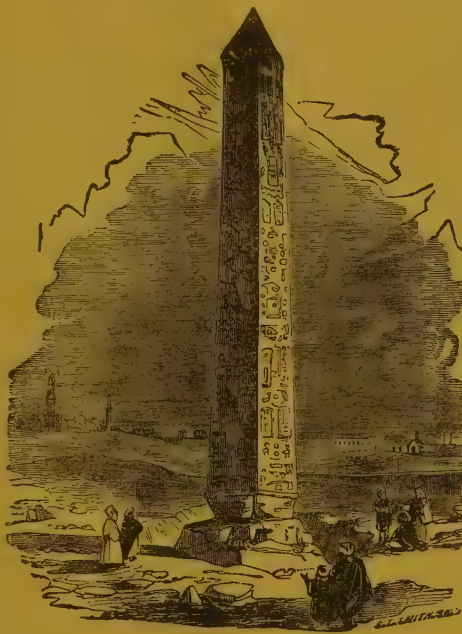
Das Gewicht dieses Riesensteins beträgt 393,000 Pfund. Wie man anzunehmen alle Ursache hat, wurden die Obelisken gleich an Ort und Stelle in den Steinbrüchen, aus dessen Felsmassen sie herausgebrochen worden waren, fertig gemacht. Kanäle führten vom Nil aus bis an die Steinbrüche. Auf diesen Kanälen wurden die Obelisken in flachen Fahrzeugen nach

dem Nil und dann stromabwärts nach dem Orte ihrer Bestimmung geführt. Der hier in Rede stehende Obelisk wurde, wie man aus seinen Inschriften entziffert hat, unter der Regierung von Thutmes III., zur Blüthezeit des Pharaonenreiches in der Stadt On, nahe dem jetzigen Cairo, errichtet.

Die Stadt On war dem Sonnengotte geheiligt und wurde deshalb von den Griechen Heliopolis genannt. Dieser Obelisk stand dort mit anderen vor dem Tempel der Sonne. Als Jahr seiner ersten Aufriktion wird von einigen Gelehrten das Jahr 1640 vor unserer Zeitrechnung bezeichnet; Andere nehmen einen noch viel älteren Zeitpunkt an. Jedenfalls hätte also der Stein das ehrwürdige Alter von mehr als 3500 Jahren.

Welche Wandlungen sind während dieser Zeit rings um ihn vorgegangen! Damals, als er vor dem Sonnentempel errichtet wurde,

stand das ägyptische Reich in seiner Blüthe. Die Macht der Pharaonen erstreckte sich von Abyssinien und Cyrene bis an den Euphrat und zum Schwarzen und Caspischen Meere. Dann allmählig schwand die altägyptische Herrlichkeit, bis sie in der Schlacht bei Pelusium gänzlich in den Staub sank. Die heilige Sonnenstadt wurde von den Krieger des Ramhosis verwüstet und ihre Tempel geplündert. Aber der Obelisk blieb an seiner Stelle stehen, inmitten der Trümmer, welche die Raubluft der Sieger und das Feuer übrig gelassen hatten. Allmählig sank auch die Macht der Perser dahin, obgleich sie immer noch stark genug war, um die Empörungen der Ägypter



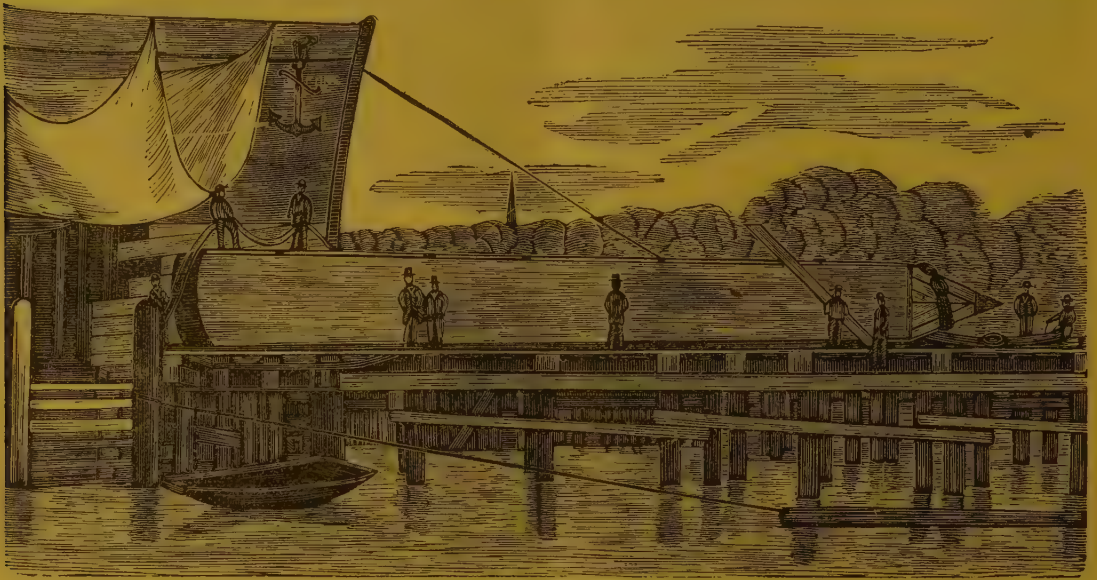
In Alexandrien.

ter niederzuschlagen. Endlich aber erlag sie vor dem siegreichen Alexander dem Großen von Macedonien, welcher von den Egyptern als Befreier und wie ein Gott aufgenommen wurde. Er gründete die Stadt, die seinen Namen trägt, und welche bald an Stelle des zerstörten Thrus der Sitz des damaligen Welt-handels wurde. Noch einmal blühte unter den Ptolomäern ein ägyptisches Reich empor, dessen Herrscherfamilie und Aristokratie aber nicht dem altegyptischen Stamme angehörten, sondern griechisch-macedonischer Herkunft waren. Es fiel, wie alle anderen Reiche und Völker rings um das Mittelmeer herum, schließlich den Alles verschlingenden Römern zum Opfer. Um diese Zeit war es, wo unser Obelisk zum ersten Male von seiner alten geweihten Stätte vor dem Sonnentempel in Heliopolis entfernt wurde. Nebst einem anderen, der ihm an Größenverhältnissen vollkommen entsprach, wurde er nach Alexandria geschafft und dort vor einem Cäsarenpalaste, dessen Bau schon von Cleopatra, der letzten ägyptischen Königin, begonnen worden war, aufgestellt. Eine noch erhaltene Inschrift gibt den Zeitpunkt auf das Jahr 22 vor unserer

portkosten welche \$102,576 betrugen. Den Transport selber und die Aufstellung des Steins im Central Park zu New York hat der Lieutenant-Commander Gorrington von der Bundesmarine in meisterhafter Weise geleitet und vollbracht.

Als man in Alexandria an die Niederlegung des Obeliskens ging, fand man, daß 9 Fuß des Schaftes von Sand und Erde bedeckt waren, und daß darunter noch ein Sockel und Stufen, die zu demselben hinaufführten, verborgen waren, wovon man bis dahin gar nichts gewußt hatte. Auch dieser Theil ist sorgfältig ausgehoben und mitgebracht worden. Bei den Grabungen in der nächsten Umgebung des Obeliskens sind mancherlei Antiquitäten gefunden worden, wie ägyptische, griechische und römische Lampen und Wassergefäße. Besonders merkwürdig erscheinen Krebse von Kupferbronze, welche mit Inschriften versehen sind.

Was nun die hieroglyphischen Inschriften des Obeliskens betrifft, so ist deren Entzifferung durch einen höchst günstigen Umstand ermöglicht worden. Durch den römischen Kaiser Augustus nemlich war ein anderer Obelisk, der sogenannte



Beim Ausladen.

Zeitrechnung an. Dort haben die beiden schlanken Steinsäulen im Volksmunde den Namen der „Nadeln der Cleopatra“ erhalten.

Auch das römische Reich sah dieselben allmählig dem Verfall entgegen gehen. Das Christenthum nahm die Stelle des Heidenthums ein, um später in etwa dem frischen Glaubens-eifer der Jünger Mohammeds zu erliegen. Die Größe und der Glanz Alexandria's schwanden dahin, und wieder standen — wie in Heliopolis — die „Nadeln der Cleopatra“ in einem Trümmerfelde. Und wieder vergingen Jahrhunderte. Der eine der beiden Obeliskens stürzte von seinem Fundament und lag lange Zeit halb versunken im Sand, bis ihn vor einigen Jahren die Engländer sich holten. Jetzt steht er am Thames-square in London.

Da kam ein Amerikaner auf den Gedanken, sich den noch übrigen, aufrecht stehenden Obeliskens für sein Vaterland schenken zu lassen. Der Rhedive war freigebig mit Steinen, die ihm nichts kosteten und nichts einbrachten. Ein reicher New Yorker — wie es heißt, Vanderbilt — übernahm die Trans-

portkosten und brachte den Obelisk mit großen Mühen und Kosten nach Rom transportirt und dort im Circus maximus aufgestellt worden. Auf Augustus' Befehl wurden die hieroglyphischen Inschriften, welche die Römer nicht verstanden, von dem ägyptischen Priester Hermapion übersezt, und diese Uebersetzung ist glücklicherweise durch den römischen Schriftsteller Ammianus Marcellinus auf die Nachwelt gekommen, welchem Umstande allein es zu danken ist, daß wir jetzt nach sechzehn Jahrhunderten wenigstens die Hauptbedeutung dieser seltsamen Schriftzeichen zu enträthseln vermögen. Hierdurch haben Champollion, Professor Seiffarth, Graf Funchal und der große Egyptologe Dr. Brugsch Bey in Cairo den Schlüssel zur Erklärung zahlreicher Hieroglyphen gefunden. Ein zweiter sehr erwünschter Umstand ist, daß die Hieroglyphen der amerikanischen Cleopatra-nadel denen des römischen Rhamesobeliskens außerordentlich ähnlich sind.

Nachfolgend eine Erklärung der Hieroglyphen in der „Nadel der Cleopatra“: Zur Rechten oben sitzt Thutmes in Gestalt einer Sphinx, nach links schauend; in beiden Händen hält er



eine Schale mit Wein, die Inschrift am Piedestal nennt ihn: „Den mächtigen Osiris, gekrönt in der Stadt des westlichen Thebens, den Sohn der Sonne, Thutmes,“ und in der freien Fläche steht: „Bringt ein Weinopfer.“ Vor ihm ist der Gott Ra, Helios oder die Sonne, mit einem Habichtskopf, eine Scheibe tragend, auf einem Throne sitzend, in seiner rechten Hand ein Scepter mit einem Hundekopfe haltend und in der Linken ein Sinnbild des Lebens. Ueber ihren Häuptern steht „Harematihu (Harmachis, eine Gestalt des Horus oder der Sonne am Horizonte), der große Gott, Herr der Himmel,“ und darauf folgend „er (Harmachis) gibt alles Leben dem guten Gotte, dem Herrn der zwei Lande Mentheper-ra, Thutmes III.“ Jede Seite dieses Obelisten ist mit 3 perpendicularen Reihen von Hieroglyphen verziert. Die mittlere an jeder Seite ist von Thutmes III., welcher zuerst den Obelisten zu Heliopolis aufrichtete; die Seitenreihen zur Rechten und Linken sind von Rhamses II. von der 19. Dynastie, dem vermeintlichen Sesostris, hinzugefügt, aber wie und wann ist nicht ersichtlich. Wahrscheinlich wurden sie bereits vor der Aufrichtung darauf gesetzt, indem das Monument beim Tode des Thutmes III. unvollendet blieb und erst viel später von dessen Nachfolger vollendet wurde. Vielleicht auch sind die Seitenreihen lange nach dessen Errichtung und während es aufrecht da stand darauf gesetzt, indem man rund um dasselbe ein Gerüst baute, auf welchem die Steinmänner standen und arbeiteten.

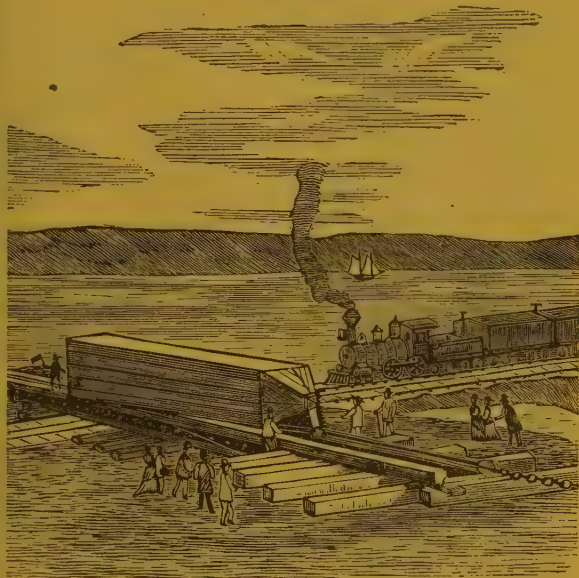
Weiter nun geben wir eine kurze Probe der Uebersetzung der Hieroglyphen auf der Südseite des oben erwähnten römischen Obelisten, die den Lesern als Typus auch der andern Seiten und unserer amerikanischen Cleopatranadel gelten kann:



Fertig zum Aufstellen.

„Der Lenker der Welt, die Sonne, der große Gott, der Herr der Himmel, spricht zu Rhamses Osymandhas, dem auserwählten Wohlthäter, dem Fürsten dieser Lande: Ich habe dir Leben und Macht gegeben. Ich, Horus, der Große Gott, Herr

des Himmels habe gerne gegeben dem Könige, dem Sohne der Sonne, Rhamses Osymandhas, ein glückliches Leben und höchste Macht. Ich, Horus, der Mächtige, der Freund der Wahrheit, die mächtige Sonne gleich seinem Vater Patha, Rhamses Mem-



Auf dem Wege zum Park.

non, der Sprosse, der Würdige der Götter, der Baumeister seines Reichs, der Befehlshaber der Welt, der Sohn der Sonne, Rhamses Memnon der Spender des Lebens, der Lenker. Und unten: So spricht der Befehlshaber der Welt, das Licht der Welt, zu dem Könige, dem Befehlshaber der Welt, dem Rhamses Osymandhas, dem Erzeugnisse der Sonne etc. Ich habe dir gegeben die Herrschaft über die Welt, die Herrschaft über das Meer. Ich habe dir gegeben das unzerstörbare Reich Egypten und dergleichen mehr.“

Da alle anderen Seiten ähnlich sind, ist es unnötig, auch die Uebersetzung der übrigen mitzutheilen, die meistens identisch sind mit der hier gegebenen Probe, dergleichen die Inschriften auf der amerikanischen „Nadel der Cleopatra,“ welche sämmtlich die übertriebene Eitelkeit und den Stolz der Könige des Alterthums darthun.

Nun denn auch ein kurzes Wort über die Nadel der Cleopatra, welche an den Ufern der Themse in London steht. (Siehe Titelbild.) Diese Zwillingsschwester unserer amerikanischen Nadel nach England zu schaffen, wurde schon im Beginn des Jahrhunderts vorgeschlagen. In achtzehnhundertneunzehn war sie von Mehemed Ali feierlich dem Prinz-Regenten von England geschenkt worden, allein verschiedene Umstände verhinderten die Ausführung des Planes, obgleich schon einmal durch Subscription das nöthige Geld beschafft worden war. Ein Mann, dessen Name nicht genannt wird, war so großmüthig, der Stadt London die Summe von 10,000 Pfund Sterling zu überweisen, um dafür die Nadel von Egypten nach London zu bringen, um dasselbst eine Zierde der großartigen neuen Uferanfassungen der Themse zu werden.

Der Boden, auf welchem der Obelisk lag, gehörte einem griechischen Kaufmann, dem der große Gefelle natürlich im Wege war, und der ihn völlig mit Sand und Erde zugeschüttet hatte. Um aber dies Eigenthum Englands nicht ganz zu Grunde

gehen zu lassen, geschah die oben erwähnte Stiftung, und in Folge derselben tauchte nun der vom Ingenieur Dixon herührende höchst geniale Plan zur Transportirung des Obeliskten auf. Er ließ ringsum den Sand weggraben und den Obeliskten frei legen. Als dieses geschehen war, so schlug er ihn in einen aus einzelnen Theilen zusammengefügten eisernen Cylinder ein, welcher doppelt war und wasserdichte Zwischenräume hatte. Dieser Cylinder war eigentlich ein großes fünf- undneunzig Fuß langes und fünfzehn Fuß im Durchmesser haltendes Schiff, das nach dem Meere gerollt und hier mit Masten, Steuer, Anker und Kiel versehen wurde.

In ihrem eisernen Schiffsmantel schwamm die Nadel der Cleopatra solcher Gestalt in die Themse, bis zu der Stelle, wo sie am Uferstaden aufgerichtet wurde. Einmal sank sie auf den Meeresgrund. Masten, Kiel, Steueruder werden entfernt, der Cylinder ans Ufer gerollt, in seine Theile zerlegt, und frei hebt sich mit Hülfe hydraulischer Maschinen der achtundsechzig Fuß hohe Monolith in die Höhe. Welch kolossaler Fortschritt liegt darin! Gleichsam spielend überwinden wir mit unseren ungeheuren Hilfsmitteln die technischen Schwierigkeiten, vor denen die Alten zurückbeben. Die ganzen Kosten sollen mit jenen 10,000 Pfund Sterling gedeckt worden sein.



Im Central Park.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Bilder. Das erste gibt uns eine gute Ansicht von „unserer Cleopatra“ wie sie unweit Alexandrien, am Ufer des Mitteländischen Meeres stand und über zwanzig Jahrhunderte dem Wogenchaum desselben Stand gehalten hat. Das zweite Bild zeigt uns, die Landung des Schiffes und wie die Nadel, gut verwahrt, auf das Werft geschafft wird. Von dort geht der ungeheure Koloß, unter ziemlichem Mühe- und Kraftaufwand weiter nach dem Ort seiner Bestimmung. Das dritte Bild zeigt, wie er gleich einer Schnecke langsam über die Hudson River Railroad passirt. Die vierte Illustration gibt die äußerst künstliche Vorrichtung zur Aufstellung und die fünfte endlich läßt die Nadel ruhig auf die neugierigen Besucher im Park hernieberschauen.

Ist es nicht zum Erstaunen merkwürdig, welche Energie, Ausopferung, Ausdauer und ungeheure Kosten die Menschen daran wagen, ein Vornehmen, das kaum der Mühe lohnt, zum Ziele zu führen? Die Obeliskten, diese schönen röthlichen Granite, jieren nun, der eine den Central-Park der großen Metropole der Ver. Staaten, die andere die Ufern der Themse. Wie lange? Das kann kein Mensch sagen. Will's Gott, so werden wir in der Julinummer den Ver- jern auch noch den Obeliskten von Luxor zeigen, in der Hoffnung, daß diese Kunstwerke in Wort und Bild alle reichlich interessieren.

## Ein Licht angezündet vom Herrn.

(Von A. Steen.)



V.

Wie in ihrem ganzen Leben war Jenny so glücklich gewesen, wie in dem nun folgenden Sommer und Herbst. Sie war wie zu einem neuen Leben erwacht, und wenn nicht der traurige Zustand der Mutter manchmal einen dunklen Schatten auf ihr Herz und Leben geworfen hätte, würde das Kind fast vollkommen glücklich gewesen sein.

Ihr Herz war voll von dem Sonnenschein der Liebe und des Friedens Gottes, und eben deshalb brachte sie auch manchen Sonnenstrahl in ihre Umgebung. Und genügt Solches nicht,

ein armes Menschenkind glücklich zu machen? Von äußeren Verhältnissen hängt wahrlich das wirkliche Glück nicht ab; Reichtum kann's nicht geben, Armut kann's nicht nehmen, die düstere Umgebung wird vielmehr golden durch die innere Herrlichkeit und Freude.

In Jenny's Augen war die Erde eine wunderschöne Stätte geworden, obgleich sie ja kaum mehr sah, als den veränderlichen Wolkenhimmel über der engen Straße, das Grün des Parks und die Blumen an den Schaufenstern der Läden—und doch kam ihr diesen Sommer der Park wie ein Eden vor.



Von der Schönheit des Landes hatte sie freilich keine Ahnung, und es war doch eigentlich so sehr wenig, was sie an Naturschönheiten in London sah. Aber wenn sie auf ihren täglichen Wegen durch ihre enge Straße heimwanderte, mit einem freundlichen Gesicht und Wort für Jeden, auch wenn sie Zeit hatte, mit einer hülfreichen, dienstfertigen Hand für Groß und Klein, da schien die düstere Straße nicht mehr so unfreundlich, und sie freute sich, doch wenigstens den Himmel über sich zu sehen, und in ihrer lebhaften Einbildung sah sie über sich die lieblichsten Bilder ihrer ewigen, himmlischen Heimath. Glückliches Kind!

Aber welche Freude wartete ihrer, welch ein unvergeßlicher Tag, als sie mit einer großen Kinderchaar in große Wagen gepackt wurde, um eine Ausfahrt aufs Land zu machen nach — ja, war es nicht ein Paradies für die kleinen Bewohner der dumpfen, öden Gassen und Höfe? — Jemmy, wie so Viele, welche zum ersten Mal solche Ausfahrt machten, konnte kaum glauben, daß Alles Wirklichkeit sei. Alles war wie ein lieblicher Traum. Der liebliche Landweg mit dem süßen Blumenduft, das Concert der besiedelten Sänger, vereinigt mit der Musik des Windes durch die sich neigenden lächelnden Bäume, — und welche Bäume! emporragend in den blauen Himmel, wie die Zinnen und Thürme der Stadt, riesengroß, zahllos, wie eine große Armee —, die breiten Wiesen mit ihrer grünen Sammtdecke, die großen Weizen- und Haferfelder, deren lange Lehren so grazios sich vereinigten, — und dann wieder in wilder Lust zu tanzen schienen; die Farnkräuter und Moose und Blumen des kühlen, schattigen Waldes, in dem die Kleinen wie in einem Zauberland wanderten und sich Schätze sammelten, die in ihren Augen kostbarer waren, als Kronjuwelen: die schönen, bunten Blumen; — hier, wo die jubelnden Kinder tranken aus dem klaren Quell, wo sie in aller Schönheit der Natur fast vergessen hatten, daß man zum Leben noch mehr bedürfe, bis sie denn auf den Ruf der Diener des guten Meisters, der früher Tausende draußen gespeist, sich ins weiche Gras niederlegten und sich Brod und Fleisch und Eier und Milch in dem herrlichen, großen Waldesjaal so köstlich schmecken ließen — o, es war so schön, und nie, nie wurde Jemmy müde, davon zu erzählen und mit lebhaften Farben dem Vater all' die Herrlichkeit des unvergeßlichen Tages zu schildern!

Wenn der Vater nach vollbrachtem Tagewerk nach Hause zurückgekehrt war und das Abendbrod verzehrt hatte, hatte er gewöhnlich noch ein nettes Plauderstündchen mit Jemmy. Sie plauderten über Alles, und gewöhnlich theilte das Kind dem Vater mit, was sie in der Schule gelernt, oder wiederholte ihm, was sie aus der Predigt behalten hatte. Oft hatte sie ihn gebeten, Sonntags mit ihr zur Kirche zu gehen, er wies sie aber damit ab, daß er nicht anständig genug gekleidet sei und keinen Muth habe, sich neue Kleider anzuschaffen. Aber Jemmy ließ sich so leicht nicht abweisen, bis der Vater ihr endlich versprach, vor dem Winter daran zu denken, und sich bald um eine andere Droschkenselle zu bemühen, die nur sechs Tage fordere und ihm den Sonntag für sich gebe. Er meinte, so ginge es auch nicht länger, seine Kräfte reichten nicht mehr aus zu arbeiten, wie er's früher gethan.

Wenn aber Ernst jetzt Sonntags an irgend einer Kirche oder Kapelle mit seinem Wagen stand, wie es oft der Fall war, stahl er sich so dicht an die Thür des Gotteshauses, wie er nur konnte, um die Stimme des Predigers zu hören, und nicht selten geschah es, daß er, der wie ein hungriges Kind nach den Brotsamen suchte, die von einem reichbesetzten Tische fielen, einen Brocken fand, mochten es nun die Worte des Segens, die

er auffing, oder mochte es irgend ein Satz der Predigt, oder mochten es einige Strophen eines Gesanges sein, die der eifrig lauschende Mann da draußen verstand.

So war Ernst an einem Octobereabend in das Portal der Kirche getreten, um auf den herrlichen Choral: „Fels des Heils, geöffnet mir,“ zu lauschen. Es war rauhes Wetter; der Wind heulte, und trieb die schwarzen Regenwolken vom Südwesten über den grauen Himmel und über den Mond, bis sie sich in heftigen Regenschauern entluden. Die Gaslampen flackerten unruhig an den nassen Straßen; Jeder beeilte sich, unter Dach zu kommen. Wenn aber schon die wohlgekleideten Männer, die ihre warmen Röcke dicht zuknöpfen konnten, schauerten bei solchem Wetter, wie mußte es dann den Armen in ihrer dürtigen Kleidung da draußen zu Muthe sein, die ganz dem Wind und Wetter preisgegeben waren!

Bis auf die Haut durchnäßt, stand Ernst, zitternd vor Kälte, an der Mauer des Portals. Sein Kopf war schwer, und als er auf die schöne Melodie des Chorals lauschte, schien es ihm, als ob der Gesang aus weiter Ferne käme, sanft und lieblich wie in einem süßen Traum. Als er endlich durch die das Gotteshaus verlassenden Kirchgänger aus seiner Träumerei geweckt wurde, verließ er das Portal, setzte sich auf seinen Kutscherbock und fuhr davon. Sobald er seine Fahrt beendet hatte, eilte er nach Hause, wo er, wie gewöhnlich, Jemmy fand, bis mit dem Abendbrod auf ihn wartete und ein helles Feuer für ihn bereit hatte.

„Die Mutter ist wohl aus?“ fragte Ernst, indem er seinen nassen Rock auszog.

„Nein, sie ist zu Bett gegangen. Vor einer Stunde kam sie auch durchnäßt nach Hause, da hat sie sich getrocknet und hingelegt. Du bist ja pudelnas, Vater. Willst du dich nicht auch gleich hinlegen? dann kannst du im Bett dein Abendbrod nehmen, ich will dir's bringen.“

„Nein, Jemmy, ich bin nicht wohl, ich habe mich stark erkältet und muß mich ordentlich durchwärmen, ehe ich zu Bett gehe,“ antwortete der zitternde Mann.

Jemmy war dem Vater behülflich, so gut sie konnte. Sie zog ihn dicht ans wärmende Feuer, ließ ihn flink eine heiße Tasse Kaffee austrinken, half ihm die nassen Stiefeln ausziehen und meinte, die übrige Kleidung würde am hellen Feuer schon bald trocknen.

Ernst war augenscheinlich gar nicht wohl, denn während er sich vor Frost schüttelte, war zugleich sein ganzer Körper in fiebrhafter Hitze. Jemmy that Alles, um es dem Vater behaglich zu machen. Als er ein wenig von seinem Abendbrod gegessen hatte, setzte er sich halb bewußtlos in den hölzernen Lehnstuhl, den sie ihm dicht ans Feuer gestellt, und da sie meinte, der Vater sei eingeschlafen, setzte sie sich still neben ihn und lernte ein Lied für die Sonntagsschule auswendig.

Der Vater aber schlief nicht, sondern unterbrach sie plötzlich durch die Frage: „Hast du heute etwas Gutes gehört, mein Kind?“

„O ja,“ erwiderte Jemmy eifrig, und als sie bemerkte, daß des Vaters Augen klar und hell waren, wählte sie, er fühle sich jetzt besser und fing nun an, ihm einen genauen Bericht von den Erlebnissen des heutigen Tages zu geben. Die gehörte Predigt vom verlorenen Sohn hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und lebhaft wiederholte sie dem lauschenden Vater den Hauptinhalt derselben.

Ja, Ernst lauschte auf das, was sein Kind ihm erzählte, er hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, und als sie fertig war, sagte er mit einem Seufzer: „Ach, das Alles habe ich gehört,

als ich ein Knabe war, und Alles fällt mir jetzt plötzlich wieder ein! Als Kind habe ich oft mit meiner Mutter das Lied gesungen: „Fels des Heils, geöffnet mir,“ und denke dir, heute Abend hörte ich dasselbe Lied singen, als ich an der Kirchenthür lauschte. Es war mir, als ob ich wieder mit der Mutter in der Kirche saß, ganz auf derselben Stelle, wo ich jeden Sonntag mit ihr gegessen.“ Und nun erzählte er umständlich von den Sonntagen seiner Kindheit, wie gern er mit der Mutter zur Kirche gegangen, wie er zwar nicht viel von der Predigt verstanden, wohl manchmal dabei geschlafen habe, aber wie er sich immer wieder gefreut an den herrlichen Tönen der alten Orgel, und wie herzlich und laut er in den Gesang der Gemeinde seine kindliche Stimme mit hatte erschallen lassen, wenn irgend ein bekannter Choral gesungen wurde, den er früher bei der Mutter gelernt hatte. „Besonders über das eine Lied mußte ich viel nachdenken,“ sagte er, „ich verstand es gar nicht. Du kennst es auch, Jenny, es kommen die Reihen drin vor:

Lehr mich so leben, daß ich fürcht'  
Das Grab so wenig, als mein Bett.“

„Oft mit Grauen und Schauern habe ich diese Reihen gesagt und gesungen, wenn ich nemlich ein wenig über die Worte nachdachte. Wie ist's doch möglich, daß man auf das kalte, finstere Grab sehen kann, wie auf ein sanftes Ruhebett! Ja, das ist wahr, bei deiner Mutter war's so, sie ging fröhlich dem Grabe entgegen; ihr einziger Schmerz war nur, daß sie dich und mich zurücklassen mußte. Aber unsere Aelzine folgte ihr bald, und ich möchte wohl auch gern bei ihr sein, wenn nur das schreckliche Sterben nicht wäre.“

„Aber es ist ja nur unser Leib, der stirbt; und was schadet's, ob der Leib ins dunkle Grab gelegt wird, wenn nur die Seele geradezu hinauf geht zu Jesu!“ sagte Jenny.

„Ja, aber eben das ist es, ob man wirklich zu Jesu geht. Du weißt doch, nicht ein Jeder geht zu Ihm. Deine Mutter ist zu Ihm gegangen, du wirst auch hinkommen, weil du ihre Religion hast, das ist mir klar genug. Aber siehe mich und deine zweite Mutter an; sind wir nicht eine ganz andere Sorte?“

Eifrig, mit leuchtenden Augen, erwiderte Jenny: „Nun, Vater, warum meinst du so gewiß, daß ich hinkomme? In welcher Hinsicht bin ich denn verschieden von dir?“

„Nun, du bist ein gutes Mädchen und geschickter dazu.“

„O nein, das ist es nicht, nicht im entferntesten. Aber soll ich dir sagen, was es ist, ganz allein? Jesus hat mich lieb und ist für mich gestorben, das glaube ich, und ich habe Ihn wieder lieb und suche Ihn wohlzugefallen. Er hat auch dich lieb, Vater, Er ist auch für dich gestorben, ebenso wohl wie für mich, aber siehe, das ist der Unterschied zwischen dir und mir: du glaubst nicht, daß Er dich lieb hat, und hast Ihn nicht lieb und kümmerst dich nicht um seinen Willen.—Ich habe es gelernt und bin von ganzem Herzen überzeugt, daß es wahr ist, ich komme nicht in den Himmel, weil ich suche, Jesu wohlzugefallen, sondern weil Er für mich gestorben ist. Da ich aber weiß und glaube, daß Er für mich sich hingegeben, kann ich nicht anders, ich muß mich bestreben, Ihm zu dienen, ich kann nicht anders, ich muß Ihn nach den Augen sehen, und Ihm Freude zu machen suchen, eben weil ich Ihn wieder lieb habe. Du nennst mich ein gutes Mädchen, aber es ist nichts Gutes an mir, das mich in den Himmel bringen könnte, gar Nichts. Es ist hingegen noch viel Böses an mir; ich bitte aber den Herrn täglich, daß Er mich davon erlösen möge, und Er hört mein Gebet. Wenn ich manchmal häßliche

Worte sagen oder ungezogen gegen die Mutter sein will, da fällt mir's alsbald wieder ein: Jesus liebt dich! — dann kommt das böse Wort nicht mehr heraus. Seine Liebe ist's, die Alles wirkt, der wir Alles zu verdanken haben. O Vater, wenn du doch auch den Herrn Jesus lieb hättest! Wie glücklich würdest du dann sein!“

Jenny's Gesicht glühte vor innerer Bewegung, und ihre bringenden, innigen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht.

Betroffen, mit gefalteten Händen, saß Ernst zuerst stillschweigend da und starrte ins Feuer, dann lehnte er sich zurück in den Stuhl und sagte: „Ich habe wohl dann und wann einmal ernstlich über die Religion nachgedacht, habe sie aber nie von der Seite angesehen, wie du es thust. Es scheint dir Alles so klar und einfach zu sein, wie das ABC. Aber siehe, ich bin nur ein alter, elender Sünder, es ist nicht daran zu denken, daß Er mich lieb haben könnte.“

„Ach,“ erwiderte Jenny mit freudigem Lächeln, „gerade so habe ich auch gedacht, auch ich wagte zuerst nicht zu glauben, weil ich dachte, es sei zu gut, um wahr zu sein. Aber wenn man dieses große Wunder glaubt, o, da fliehet die Liebe in das arme Herz und alle Trauer weicht! Jesus liebt mich, und ich liebe Jesus, Vater, o, das ist das Geheimniß, laß es auch so bei dir werden, dann wirst auch du froh und glücklich sein!“

„Ach! o! ja!“ erwiderte der Vater in abgebrochenen Lauten, „ja, würde es nicht ein Wunder sein? Und darin besteht deine ganze Religion, Jenny? Ich muß sagen, es scheint sehr wenig, und doch auch so viel. Gott weiß, wie gern ich solches Christenthum haben möchte! Aber ich wüßte nicht, was ich Ihm sagen sollte, noch was zu antworten, wenn Er auch jetzt vor mir stände und mich nach meinem Begehr fragte. Ich erinnere mich nur dessen, was meine Mutter sagte über den Fels des Heils, dieser Fels sei der Heiland, und wenn ich sage: Fels des Heils, geöffnet mir, Birg mich, ew'ger Hort, in dir, so ist es mir, als ob die Reihe: Birg mich, ew'ger Hort, in dir, ein Gebet wäre; — meinst du das nicht auch, Jenny?“

„Ja, es ist ein Gebet, und der liebe Herr hört es gern, wenn du es belest. Er sieht es gern, wenn wir nach ihm verlangen,“ wie Herr Hudson zu sagen pflegt, „weil Er so gern zu uns kommen und uns all unsere Sünden vergeben und uns seinen Frieden schenken will.“

„Ach, Jenny, ich habe seit langer Zeit nicht gebetet! Nur zuweilen, wenn Alles um mich und in mir stockfinster war, ist aus der Tiefe meines Innern der Schrei emporgestiegen: Herr, erbarme dich!“

„Und das thut Er,“ erwiderte Jenny lächelnd, „weil Er uns Alle lieb hat.“

„Liebe, Liebe, — Alles ist Liebe bei dir, Kind. Aber jetzt mach, daß du zu Bett kommst. Weißt du wohl, wie spät es ist? Du wirst gewiß wieder krank, wenn du dich nicht schonst. Du liebes Kind, was sollte ich ohne dich anfangen!“

Schnell erhob sich Jenny von ihrer Fußbank; die hellen Freudenthränen rannen bei diesen Ausdrücken der väterlichen Liebe über ihre Wangen. Schweigend stellte sie die Kiste des Abendbrods weg und fragte dann weich: „Kann ich noch etwas für dich thun, Vater, ehe ich weggehe?“

„Ja, Jenny, komm her.“ Sie trat dicht zu ihm, und Ernst ergriff mit seinen brennend heißen Händen die ihrigen, und sagte in eigenthümlicher Weise: „Bitte den guten Herrn für mich, Jenny, daß ich bei deiner Mutter im Himmel ankommen möge, wenn Er mich abruft. Ich weiß, ich habe durchaus lei-



nen Anspruch darauf, weil ich ein armer alter Sünder bin, aber ich werde fortfahren zu beten: „Fels des Heils, geöffnet mir, Wirg mich, ew'ger Hort in dir!“ — Kind, du siehst heute Abend eben so aus, wie deine Mutter, und ich freue mich sehr, daß du bist, wie sie. Aber jetzt geh zu Bett. Doch ehe du gehst, gib mir einen Kuß.“

Nur vierzehn Tage waren verflossen, da stand die kleine Waise am Sarge des Vaters und drückte den letzten Kuß auf die kalten, stummen Rippen dessen, der nun hinausgetragen werden sollte in den sanften, engen Ruheplatz. In den kurzen vierzehn Tagen hatte der Entschlafene es gelernt, „das Grab so wenig zu fürchten, als sein Bett.“

Am der Ecke des Hydeparks war ein Leben und Gedränge wie immer; die Droschken standen dort wie gewöhnlich, Niemand schien sich zu kümmern um den ruhigen Droschkenkutscher, der Jahr aus Jahr ein hier seinen Stand gehabt, und dessen Stelle nun ein Anderer einnahm. Vielleicht ein- zweimal mochte man unter den alten Bekannten mit einem etwas unbehaglichen Gefühl die Aeußerung vernehmen: „Wie schnell ist er hinweggenommen!“ — das war aber auch Alles, und man beschloß höchstens noch, selbst während des rauhen Weters etwas vorsichtiger zu sein, knöpfte den Rock desto dichter zu, steckte sich desto tiefer unter die wollne Decke, oder versuchte, durch energisches Wandern und Auftreten auf den Fußweg Leben und Wärme in die eiskalten Füße zurückzubringen.

Vergeffen war sonst der alte Kamerad, und die Welt bestand eben so wohl ohne ihn, als mit ihm. In dem Gedränge einer geschäftigen Stadt, namentlich in der Weltstadt London, merkt man's kaum, daß Einer fehlt, Zwanzig drängen sich um die verlassene Stelle, und wer wollte sich kümmern um den Fehlenden, wie er gestorben, und wohin er gegangen! Und doch, wie traurig, gar nicht vermißt, wie traurig, von keinem Einzigen beweint zu werden! Bei Ernst war dieses wenigstens nicht der Fall. Ein kleines Herz war lange Zeit tief betrübt, daß sie das, wenn auch gar nicht schöne, wettergebräunte Gesicht, nicht mehr sehen konnte; ein paar kleine Füße wanderten an schönen Abenden manchmal nach dem Halleplatz, gingen dort auf und ab, weil die Füße des Vaters diesen Fußweg manchmal auf- und abgegangen, und weil der Aufenthalt dort den geliebten Entschlafenen am lebhaftesten in ihre Erinnerung brachte. Freilich unter allem Schmerz und Gefühl der Einsamkeit gedachte die Waise mit großer Freude des seligen Heimanges ihres Vaters; — wie so lieblich und friedlich hatte sein freudeloses Leben geendet! Dessen war sie ganz gewiß, daß er jetzt, mit ihrer heimgegangenen Mutter wieder vereinigt, bei seinem Heiland sei, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt. Sie trauerte zwar, aber nicht wie die, welche keine Hoffnung haben, und freute sich auf die Vereinigung mit ihren Geliebten da oben im sel'gen Licht.

Die Kinder der Sonntagschule waren Jenny in dieser Zeit künftlicher als je, und des Abends vor dem Schlafengehen, wenn sie den Verlust des Vaters am schmerzlichsten fühlte, suchte sie durch das Singen derselben den Schmerz zu vertreiben, und wenn sie die bekanntesten: „Wo findet die Seele die Heimath, die Ruh“, „Laß mich gehn“, „Den Jesus liebt“, „Harre meine Seele, harre des Herrn“, „So nimm denn meine Hände,“ und andre Lieblingslieder durchgesungen, erfuhr die arme einsame Waise immer wieder die Wahrheit der Worte:

Wenn ich in Nöthen bet und sing,  
So wird mein Herz stets guter Ding'.

In den ersten Tagen nach ihres Mannes Tode schien selbst

die Mutter ernster zu sein. Sie ging zwar wie gewöhnlich zum Reinmachen aus, kam aber Abends nicht nur nüchtern heim, sondern blieb dann auch still zu Hause, und schon gab Jenny sich der freudigen Hoffnung hin, daß sie ein stilles, friedliches Leben mit der Mutter führen könne, daß sie sich gegenseitig zur Stütze und zum Trost sein würden.

Aber leider sollte dieser Lichtstrahl nur zu bald verschwinden! Als Jenny am Ende einer Woche wieder einen Abend allein verbracht hatte, kam endlich um zehn Uhr die Mutter nach Hause. Mit lallender Zunge schalt sie und nannte das Kind mit allerhand häßlichen Namen, sagte ihr drohend sie solle sich packen und sich ihr Brod selbst verdienen, und dergleichen harte Worte mehr.

Einige Tage später sagte die Mutter Morgens mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, daß sie heute zu Hause bliebe, Jenny aber habe eine Bestellung für sie an eine Freundin zu bringen, die zwar in einem ganz andern Stadttheil wohne, Jenny würde aber die Wohnung, welche sie ihr aufgeschrieben, schon finden. Jenny sei ja ein geschicktes Mädchen, und der Weg würde ihr gut thun. Sie könne sich ja Zeit nehmen und sich unterwegs dann und wann ausruhen. — Da der Vater durch seine Krankheit verhindert worden war, Jenny neue Schuhe zu kaufen, war ihr einziges Paar zwar recht alt, und es war noch obenbrein ein rauher Novembertag, aber trotzdem trat sie mit Freuden, ohne zu ahnen, daß die Bestellung an die vorgebliche Freundin nur ein Vorwand sei, um sie einige Stunden los zu werden, den Weg an. Als sie endlich in dem bezeichneten Stadttheil angekommen war, lief sie auf und ab, um nach der angegebenen Straße zu suchen, erkundigte sich bei den Vorübergehenden, aber umsonst: Niemand konnte ihr Auskunft geben. Da wagte das arme Kind mit den nassen, kalten, schmerzenden Füßen sich endlich schüchtern an einen Polizeidiener, als aber dieser behauptete, daß es gar keine solche Straße hier gebe, kehrte sie mutlos um. Glücklicherweise hatte sie noch einen Penny von ihrem frühern Wochenlohn von Frau Fink in der Tasche, sie konnte also doch wenigstens ein Bröckchen kaufen und den mahnenden Hunger stillen.

Ganz müde und matt erreichte sie endlich Abends in der Dämmerung wieder ihr Haus und würde sich auf den ersten Stuhl gesetzt haben, — aber, welch ein Schrecken! kein Stuhl war zu finden, die ganze Wohnung überhaupt war so leer, als ob nie Jemand drin gewohnt hätte. Jenny sank an die Erde; es schwindelte ihr vor den Augen. Da trat plötzlich die Mutter herein: „Bist du es, Jenny?“ rief sie in schrillum Tone, und ohne sich zu rühren, ertönte nur ein „Ja“ von des Mädchens Lippen. Dann trat die Frau näher, bekleidet mit Hut und Umschlagetuch, ein ziemlich großes Bündel unter'm Arm. „Nun, hast du Frau Strom gefunden?“ fragte sie schmeichelnd. „Nein,“ erwiderte Jenny, „ich habe sie nirgends finden können, und der Polizeidiener sagte, es gebe gar keine solche Straße, und ich bin todtmüde. Aber wo sind unsre Sachen? Hast du sie auf den Boden gebracht?“

„Nein, du hast aber kein Recht, darnach zu fragen. Sie gehören mir; dein Vater hat mir sonst nichts hinterlassen. Ich arme Wittwe, keinen Penny ließ er mir! Und jetzt, da mich hier Nichts hält, habe ich meine Habseligkeiten zusammengepackt und will zurück nach meiner Heimath. Du weißt, ich bin nicht deine Mutter. Wir sind also jetzt geschiedene Leute.“

Todesblässe überzog das Gesicht der armen Waise, als ihr nach und nach klar wurde, was die Mutter vorhabe. Endlich erholt sie sich so weit, daß sie mit bittender Stimme hervorbringen konnte: „Aber du willst mich doch nicht verlassen?“

„Ich habe ja Niemand als dich und keine Wohnung außer dieser. Was sollte ich wohl anfangen!“

„Du anfangen? Du sollst thun, was Tausende deines Gleichen thun: selbst dir dein Brod verdienen und nicht länger andern Leuten zur Last sein.“

Ja, wie gern wollte Jenny arbeiten und verdienen und der Mutter nach Kräften helfen, und wie gemüthlich hätten die Beiden zusammen leben können. Aber alle Vorstellungen des Kindes, all' ihre Bitten, doch nicht wegzulaufen und sie allein zu lassen, waren in den Wind geredet.

„Nein, es geht nicht,“ antwortete die Mutter, „du bist so religiös geworden, du würdest dich immer für besser halten, als mich, wir können nicht länger zusammen fertig werden. Du hast ja immer so viel von Gottvertrauen gesprochen, nun, dann traue ihm auch jetzt, und Er wird für dich sorgen. Ich darf aber nicht länger Zeit verlieren, es wird mir sonst zu spät für die Eisenbahn. Da hast du sechs Pence, das ist mehr als genug für eine Nachtherberge, und morgen mußt du dich gleich nach einem Dienst umsehen. Den Heft Brod und Wurst magst du auch in die Tasche stecken. Und nun komm heraus, ich muß abschließen und dem Miethsherrn den Haus Schlüssel abliefern.“

Jenny stand auf, zu bestürzt, um auch nur ein Wort sagen zu können. „Du brauchst kein so saures Gesicht zu machen,“ sagte das Weib, „du wirst ganz gut fertig werden, du hast sehr geschickt hausgehalten und wirst bald eine Stelle finden.“

„Ich will ja hinausgehen, aber weiter kann ich nicht, draußen auf der Thürschwelle muß ich mich erst ausruhen.“ „O, Mutter, bleibe doch!“ fügte Jenny flehend hinzu.

Aber die Bitte traf taube Ohren. „Nein,“ entgegnete das rohe Weib, „meine Schwester erwartet mich, meine Pläne kann ich nicht aufgeben.“

„Warum denn hast du mir das diesen Morgen nicht gesagt?“ erwiderte Jenny vorwurfsvoll; „statt für Nichts herumzulaufen, hätte ich mir dann heute eine Stelle suchen können.“

„Weil ich wußte, du würdest so viel Aufhebens davon machen, habe ich dich fortgeschickt,“ war die gleichgültige Antwort.

Als Jenny entdeckte, wie grausam die Mutter sie betrogen

hatte, wollte der alte Zorn in hellen Flammen auflobern. Sie konnte kein Wort finden, um ihren Abscheu, ihre Verachtung genügend auszudrücken, eben deshalb war sie ganz still, während in dem kleinen Herzen ein heftiger Sturm wüthete. Aber dieser Sturm wurde bald von einer andern Stimme übertönt; plötzlich fiel ihr der Bibelspruch ein, den sie neulich in der Schule gelernt hatte: „Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn, denn es steht geschrieben: Die Rache ist Mein, Ich will vergelten, spricht der Herr.“

Ein Thränenstrom entzündete Jenny's Augen; schweigend ging sie hinaus und setzte sich weinend auf die Thürschwelle. Der Anblick des weinenden Kindes beunruhigte augenscheinlich die Frau; schweigend schloß sie die Thür und sagte dann: „Ja, ruhe dich ein wenig aus, du bist gewiß müde. Und nun lebe wohl, Jenny!“

„Werde ich dich denn gar nicht wieder sehen, Mutter?“ schluchzte Jenny.

„Ich denke, in dieser Welt nicht. Aber ich hoffe, es wird dir gut gehen.“

„Mutter,“ rief Jenny die Davoneilende am Umfchlagetuch festhaltend, „du mußt versuchen, das Trinken aufzugeben, o, thue es doch, und diene dem Herrn, dann wirst du so glücklich werden, und wir werden uns im Himmel wiedersehen. So heißt es in dem schönen Liede, welches ich gelernt habe.“

„Du hast es oft genug gesungen, und ich werde es nicht veressen. Nun Adieu!“ Mit diesen Worten riß das harte Weib sich von dem Kinde los, nahm ihr Bündel und eilte davon; Jenny aber saß auf der Thürschwelle, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. O, welch ein Schatz waren ihr in dieser Verlassenheit die köstlichen Bibelsprüche, welche sie in der Sonntagsschule gelernt hatte! Ein herrliches Trostwort nach dem andern fiel ihr ein und richtete das arme, zerschlagene Herz auf. Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf, könnte es in ihrem Innern. Dann wieder hieß es: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen, oder: Siehe ich bin bei dir alle Tage bis an der Welt Ende. So, unter Thränen gestärkt und erquickt, erhob sie sich nach einer Weile und wanderte Frau Fints Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Leben der Insekten.

Bearbeitet von einem Naturfreund.



### III.

Wir gedenken auf unserer diesmaligen Wanderung, Versprechen gemäß, zunächst des Goldkäfers. Welch eine Pracht! Goldgrün schimmernd summt er kolibriähnlich im hellen Sonnenschein von Blume zu Blume und schwebt an deren Blättern, die er zerbeißt oder deren Saft aussaugt. Er ist einem funkelnden Edelsteine gleich und leuchtet durch seinen Goldglanz fernhin. Ungleich dem leuchtenden beschriebenen Puppenräuber, versteckt er sich nicht auf das Nordgeschäft, sondern steht im friedlichen Verhältniß zu seinen Mitgeschöpfen; ungleich aber den Pillendrehern, deren Dasein ein mühevolleres ist, führt er ein Leben des Müßiggangs und Schwelgens. Sehr schädlich werden die Rosenkäfer eigentlich

nicht, nur wenn sie in Gärten, wo Rosenäpfel gezogen werden in großen Mengen erscheinen, beeinträchtigen sie den Ertrag derselben, und verunflaten in solchem Falle auch oft die Rosenblüthen in Gärten. Doch weiter. Es ist ein stiller Sommerabend. Der letzte Schimmer des lieblichen Abendroths ist hinter den fernen Bergen verschwunden. Der Gesang der Vögel ist meistens verstummt. Nur „Whippoorwill“ läßt jetzt erst seine monotone Weise erschallen. Auch das unheimliche Geschrei der Nachtule tönt aus dem nahen Walde herüber, sonst überall:

„Nacht und stille um mich her,  
Raum ein Lüftchen regt sich mehr.“

Aber in die Dunkelheit hinein fängt es an, nicht allein vom



Sternenhimmel herab, sondern selbst in unmittelbarer Nähe zu leuchten. Wie Feuerfunken, ja wie Tausende von Lichtlein, huscht es kreuz und quer gleichsam geisterhaft durcheinander. Jetzt kommt ein solches Lichtlein ganz nahe heran, im nächsten Augenblick ist es aber auch ebenso schnell wieder verschwunden. Es erinnert diese Scene an die Irrlichter, von welchen man sich ehemals so viele schauerliche Dinge erzählte, daß sie nemlich zur Mitternachtsstunde auf den Gräbern der Entschlafenen umhertanzten zc. Wir haben es aber hier mit ganz harmlosen, aber auch wundervollen Geschöpfchen Gottes zu thun: Es sind die sogenannten „Feuerfliegen“, welche durch die ihnen vom Allweisen Schöpfer verliehenen Eigenschaft zu leuchten, die Dunkelheit der Nacht angenehm unterbrechen. Es gibt in Mittel- und Südamerika etwa einhundert Arten Schnellkäfer, welche neben der Familien-eigenthümlichkeit, noch die wunderbare Kraft besitzen, wie die Johanneswürmchen, im Dunkeln zu leuchten. Wie jene zahllosen Geschöpfchen des Oceans das „Meeresleuchten“ verursachen, so versehen die Leuchtkäfer denselben Dienst auf dem Festlande.

Unter andern dieser wunderbaren Leuchttierchen, gibt es ein solches, das man *Cocujo* nennt; es gehört den Käfern an und ist wohl vier Mal so groß, als die gewöhnliche Feuerfliege. Seine Augen leuchten, wie Laternen, durch deren Schein die Luft so erhellt wird, daß Jeder im Zimmer lesen, schreiben und andere Dinge verrichten kann. Mehrere zusammen geben ein viel helleres Licht, so daß eine Gesellschaft in finsterner Nacht unangefochten einen beliebigen Weg, allein bei diesem Lichte zurücklegen kann, welches weder der Wind wegwehen, die Finsterniß verbunkeln, noch Nebel oder Regen auslöschen kann. Sie werden daher oft zum Zwecke der Beleuchtung in Häusern gebraucht.

Capitän Reid erwähnt in einer seiner Jugendschriften diese Thatsache und erzählt, wie einst eine Truppe Soldaten während des mexikanischen Krieges es so vortrefflich verstand, mittelst der *Cocujos* interessante Befehle in dunkler Nacht zu lesen und zugleich den Schein dieser Käfer vor dem Feind ver-

borgen zu halten. Das Thierchen wirft den hellsten Schein während seines Fluges aus, es kann ihm aber ein solcher auch dadurch abgenöthigt werden, daß man es für einige Augenblicke ins Wasser tunkt. Die Indier pflegen Gesicht und Brust mit einer aus diesen Thierchen bereiteten Salbe einzureiben, damit sie Andern gleichsam als feurige Personen erscheinen mögen. Wie dieses möglich ist, läßt sich freilich nicht einsehen, da ja mit dem Leben des Käfers auch die Leuchtkraft verschwindet, es sei denn, daß kurz nach dem Tode der Glanz noch anbauert; daß er aber nicht lange bestehen könne, ist sicher.



#### Goldkäfer.

Da die Indier ohne dieses natürliche Leuchten sich weder vor den nächtlichen Mücken sicher fühlen, noch ihre nächtlichen Arbeiten verrichten könnten, so haben sie verschiedene Fangweisen ausgedacht. Brehm läßt sich von Augenzeugen Folgendes erzählen: „Weil die Indier wegen Mangel des Lichtes alle Nächte unthätig dazuliegen genöthigt sind, gehen sie mit einem brennenden Scheite aus, und mit lauter Stimme *Cucujo*, *Cucujo*! rufend, durchschlagen sie mit dem Scheite derartig die Luft, daß die Käfer entweder aus Vorliebe für das Licht herbeifliegen, oder aus sonstiger Ursache zur Erde fallen. Die Verfolger halten die einen durch Zweige und Lächer zurück, die andern behandeln sie mit eigens dazu angefertigten Netzen, bis sie sich mit den Händen greifen lassen.“

Ein Beobachter erzählt, daß zwei bis drei *Cocujos* in einer



Flasche hinlänglich Licht in einem dunkeln Zimmer verbreiten, um einen Brief dabei lesen zu können. So hat Gott, der Urquell alles Lichtes, auch unzähligen seiner Geschöpfe Licht

In hohlen Bäumen und unter dichtem Gesträuch, sich von jungen Blättern und dergleichen nährend. Bis Ende Juli verschwindet er gänzlich.



Leuchtfläfer (Cucujo).

auf mancherlei Weise mitgetheilt. Wir stehen erstaunt da und beten die ewige Liebe an.

Es ist wieder heller, lichter Tag. Der Sterne Schein ist

Was sehen wir aber dort in solcher Pracht im lieblichen Sonnenschein sich wiegen, von Blume zu Blume flattern und gleichsam, selbst eine Blume unter ihren Mitgeschöpfen, sich an

dem Nektar der Blumenkelche erquidend? Ein hunder Schmetterling ist es, so einzigartig schön, daß sich wohl auf ihn anwenden läßt, was Christus im Hinblick auf die Lilien sagt: „Salomo in aller seiner Herrlichkeit sei nicht bekleidet gewesen, als derselben eins.“ Kein Wunder, daß muntere Knaben oft der Versuchung nicht widerstehen können, im Vorüberfluge, solcher feenhaften Zauber gestalten mit Anwendung aller Kräfte theilhaftig zu werden. Und dieses Prachtthierchen soll jener tohten Puppenhülle in dunkler Erde entstiegen sein? Ja, und nicht anders. Wunderbar! Es ist als wollte der Allmächtige uns besonders auf dieses Geschöpf



Strichfalterchen.

verblichen und mit demselben auch der des Leuchtfläfers. Die große Königin des Tages verbreitet alles nöthige Licht auf unserm Erdtheil. Wo hält sich der Cucujo mittlerweile auf?

in seinen Entwicklungszuständen hinweisen und uns zurufen: „Mensch, siehe hier ein getreues Bild der Auferstehung von den Todten!“



Swammerdam, welcher tiefe Blicke in die Geheimnisse der Natur gethan hat, und sich wohl bewußt war, wie weit er in seinen Vergleichen gehen durfte, läßt sich im Hinblick auf besagte Verwandlungen der Insekten zu folgenden Bemerkungen hinreißen: „Dieser Vorgang geschieht beim Schmetterling auf solche wundervolle Weise, daß wir die Auferstehung vor unsern Augen abgebildet sehen, daß wir sie mit den Händen greifen können. Sehen wir die Raupe, welche auf der Erde kriecht, sich von Futter schlechter Art nährt, und nachdem sie wochen- ja monatelang unter dieser niedrigen Gestalt ihr bestimmtes Werk vollbracht hat, zuletzt in den Zwischenzustand eines scheinbaren Todes übergehen. In eine Art von Leichentuch gehüllt, in einen Sarg verschlossen und gewöhnlich unter der Erde vergraben, liegt sie da. Von der Wärme der Sonnenstrahlen gerufen, brechen sie aus ihren Gräbern hervor. Die Erde, Luft und Wasser hielten sie als Gefangene fest. Sie werfen ihre Bedeckung ab und mit neuem, hochzeitlichen Schmuck angethan, treten sie den Genuß eines erhabenen Zustandes an, in welchem alle ihre Fähigkeiten entwickelt werden, und sie zur Vollendung ihrer Natur gelangen, wo sie, nicht mehr an die Erde gebunden, die Gefilde der Luft durchstreifen, den Nektar aus Blumentelchen saugen und Liebe ihre beseligende Herrschaft über sie auszuüben beginnt. Wenn wir dieses Alles mit ansehen, sollten wir darin nicht ein lebhaftes Bild von dem dreifachen Zustande erblicken, in welchem der Mensch sich nach und nach befindet, und besonders von jenem glücklichen Tage, wo auf den Ruf Christi, der großen Sonne der Gerechtigkeit, alle Die, welche in den Gräbern ruhen, hervortreten, wo das Meer seine Todten wieder geben und der Tod von dem Leben vernichtet werden wird.“

Und welche Pracht und Mannigfaltigkeit ist in dieser Insek-

tenabtheilung! Welche Weisheit hat der Allmächtige in diesen Schönheiten allein schon geoffenbart! Kaum wird der Leser eine Idee von der Anzahl der verschiedenen Gattungen der Schmetterlinge haben.

Speyer schätzt die Anzahl sämtlicher Schmetterlingsarten auf zweihunderttausend, welche theilweise beinahe überall auf der Erde verbreitet, andere hingegen nur auf gewisse Erd-



Galbtrauervogel (Irges).

theile und Länderstrecken beschränkt sind. Es würde den Leser zu sehr ermüden, wenn man nun da mit einer Beschreibung der verschiedenen Familien beginnen wollte. Naturhistoriker haben die bezeichnendsten Namen für die Schmetterlinge erfunden, welche entweder ihrem verschiedenen Prachtgewande oder ihren sonstigen Eigenthümlichkeiten entsprechen, als da sind Tag-, Nacht- und andere Falter; und unter diesen Hauptar-



ten wieder die Namen der besondern Spezies, von welchen hier nur die schönsten und blumenreichsten Namen erwähnt seien: als z. B. Murofalter, Citronenfalter, Cleopatra, Silberstrich, Perlmutterfalter, Pfauenspiegel, Eisvogel &c. Alle diese Schmetterlinge erscheinen in ihren eigenen Prachtgewändern, wie sie ihnen ihr Schöpfer gleichsam in dunkler Hülle angezogen hat. Nicht allein aber in ihrer Kleidertracht, sondern auch in ihrer Lebensweise kommen größere Unterschiede vor, als man denken sollte. Die einen finden sich immer nur einzeln, weil die Eier vereinzelt wurden, die andern für kürzere oder längere Zeit gesellschaftlich beisammen. Um aber erst recht ein Bild des gesellschaftlichen Schmetterlingelebens zu bekommen, müßten wir mit Bates an den Ufern des mächtigen Maranonflusses im fernen Süden dahinschreiten, oder mit Emerson Tennent in Ceylon lustwandeln. Letzterer

erzählt von Schwärmen prachtvoller Schmetterlinge, welche Flügel anscheinend etliche Meilen breit und von unglaublicher Ausdehnung waren; woher sie kamen, oder wohin sie gingen, wußte Niemand. Die Eingebornen sind der abergläubischen Ansicht, die Pilgerschaft dieser Schmetterlingszüge ende an einem gewissen heiligen Berge.

Prof. D a h bemerkt bei Erwähnung obiger Thatfachen: „Dessenungeachtet braucht der Leser nicht zu verzagen; wir haben immerhin eine herrliche Sammlung dieser Prachtgeschöpfe um uns her, ohne den Strapazen und Unannehmlichkeiten eines tropischen Klimas preisgegeben zu sein.“ Um aber die Geduld der Leser nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen, brechen wir unsere Studien für dies Mal ab. Wir kommen das nächste Mal zu ebenso interessanten Geschöpfen Gottes. Bis dahin Geduld.

## Endlich doch erhört.

Von C. A. Thomas.



o oft wir auch noch das fünfte Capitel in der Offenbarung Johannis lasen, mußten wir denken, daß die dort erwähnten goldenen Schalen voll Räucherwerks, welche der Apostel in den Händen der himmlischen Zubereiter sah, auch tausende der heißen Gebete enthalten, die gottselige Eltern für ihre inniggeliebten Kinder zum Thron der Gnade beständig emporsenden—für Kinder, die leider auf allerlei Abwege gerathen sind und dem Guten beharrlich den Rücken kehren. Wie viele solcher Eltern schon haben gebetet und sehnlichstvoll auf Erhörung gewartet, bis sie endlich ihr müdes Haupt zum sanften Todesschlummer in das kühle Grab niederlegen mußten. Sie starben, ehe die süßeste aller ihrer Hoffnungen sich verwirklichte. Und wie kommt es denn, daß redliche gottesfürchtige Eltern nicht selten gottlose Kinder haben? Wie das kommt?

Wir wissen, daß dies leider Thatsache ist, aber eben so deutlich wissen wir auch, daß es nur ausnahmsweise und keineswegs in der Regel der Fall ist. Die große Mehrzahl der jetzigen Prediger und Beamten unserer Kirche sind Kinder frommer Eltern und Solcher, die in der Kirche geboren und erzogen wurden. Die Regel ist, daß fromme Eltern auch fromme Kinder haben. Finden wir die erwähnten Ausnahmen, so betrübt es uns, wir müssen unwillkürlich staunen und fragen, warum ist das so? Dem alten Patriarchen Jakob brachen seine Söhne fast das Herz. David war gewiß ein frommer Mann. Seine in dem Worte Gottes niedergeschriebenen Erfahrungen dienten schon Millionen zum unbeschreiblichen Segen. Dennoch hatte er große, große Sorgen mit seinen Kindern. Man denke nur an Absalom. Eli, ein Priester Gottes, hatte zwei grundverdorrene, gottlose Nuben. Tausende guter Eltern seit jenen grauen Tagen der Vorzeit hatten zu trauern, zu weinen und zu beten für ihre undankbaren, entarteten Sprößlinge. Und so lange sie im Thränenthal hienieden walleten, wurden auch Viele nicht erhört, allein ihre Gebete sind dennoch aufbewahrt in den goldenen Schalen voll Räucherwerks, und wer könnte es wohl voraussagen, wie viele noch im Laufe der Zeit erhört werden? Zum Troste solcher sorgender, lieber Eltern erzählen wir den nachstehenden Fall:

Es mögen wohl so etwa fünfzehn Jahre ins Land gegangen sein. Eine sehr geachtete Schwester hielt in dem freundlichen Städtchen R. damals einen kleinen Kaufladen. Sie hatte einen Bruder mit Namen Johann. Dieser wohnte eine kurze Strecke in nördlicher Richtung von dem benannten Ort. Er hatte es im Gebrauch in seinen Mußestunden öfters zu seiner Schwester auf Besuch zu kommen. Johann war ein auffallend schöner Mann: schlank, dabei aber gut proportionirt, von kräftigem Wuchs, anscheinend vollkommen gesund und etwa vierzig Jahre alt. Da wir im Kaufladen und überhaupt mit der Familie gut bekannt waren, so wurden wir gebeten, auch bei Johann gelegentlich einen Besuch zu machen, die Landschaft zu sehen und, wenn thöulich, länger daselbst zu verweilen. Gern nahmen wir die freundliche Einladung an, und hinaus ging's eines Tags aufs Land. Den nächsten Morgen nach dem Frühstück machten wir, in Gesellschaft mit Johann, einen kurzen Spaziergang. Die Witterung war ungemein schön. Die segneten Fluren wogten im lieblichen Grün. Noch war der Gesang der Vögel nicht verstummt; denn unsere Leser wissen ja, daß der wackere Landmann zeitlich frühstückt. Das angrenzende Bächlein ging leise murmelnd seinen gekrümmten Weg zufrieden dahin. Ueberhaupt war der angenehme Eindruck der romantischen Landschaft für uns ein wahrhaft überwältigender. So strolchten wir gemüthlich einem kleinen „Lafe“ zu, den Johann uns gern gezeigt hätte. Wir unterhielten uns, wie das so geht, über allerlei. Ich erfuhr, daß Johann nicht bloß ein geschickter Bauersmann, sondern auch ein thätiges Mitglied der Kirche war. Es schien ihm offenbar, wie das gewiß nicht bei allen Kirchengliedern der Fall ist, mehr Freude zu machen, von Gott und kirchlichen Sachen, als von seinen Feldern, seinem Vieh und dergleichen, zu reden. Johann sprach sehr begeistert. Ein uns unvergeßlicher Strahl innerlichen, himmlischen Glücks glitt über seine Züge, wenn er von seiner Bekehrung zu Gott sprach. Seine christliche Erfahrung war tief, solid, umfassend, und er schien vollkommen glücklich zu sein.

„Johann, du hast große Ursache dankbar zu sein: eine schöne Bauerei, gute Gesundheit und dazu eine lebendige Hoff-



nung des ewigen Lebens," sagten wir endlich. — „Ja," entgegnete er, „ich besitze sehr Vieles wofür ich Gott unablässig Dank schulde; aber ich habe einen bleibenden schweren Kummer, der ohne Zweifel mit mir ins Grab gehen wird. Obgleich ich die Ueberzeugung in mir trage, daß mir der theure Heiland meine Sünden vergab, so läßt doch der Gedanke an einige meiner Sünden gleichsam einen Stachel zurück, der sicherlich niemals herausgezogen werden kann. Geld ist nicht im Stande es zu thun, die Länge der Zeit auch nicht, und Menschen könnten nicht, wenn sie auch wollten — ich beziehe mich hier auf mein Betragen gegenüber meinen lieben Eltern.“

Mehrere Minuten schritten wir schweigend dahin; denn Johann schien tief ergriffen zu sein, und wir wußten im Augenblick auch kaum, was eigentlich zu entgegnen. Zuletzt fragten wir: „Sind deine Eltern beide todt?“

„Ja, schon viele Jahre, und ich bin überzeugt, daß meine Gottlosigkeit ihre Tage um Vieles verkürzt hat.“

„Waren sie religiös?“

„Sawohl, ich glaube (jetzt), daß bessere zwei Menschen niemals lebten; aber sobald ich zum Jüngling heranwuchs, verursachte ich ihnen leider Sorge auf Sorge. Sie starben, als ich noch mit vollen Zügen die Freuden dieser Welt einschlürfte. Ich glaube, sie haben tausende von heißen Gebeten für mich zu Gott empor gesandt. Viele davon hörte ich selbst, denn wir hatten regelmässig Familiengottesdienst; aber lange ehe sie starben, weigerte ich mich, irgendwie daran Theil zu nehmen. Entweder hatte ich einen Vorwand für mein Abwesenheit, oder ich ging einfach aus dem Haus. Allein, jetzt erst sehe ich einen unbeschreiblichen Werth in jenen unablässigen elterlichen Fürbitten. Sie haben sich im Himmel für mich angesammelt.“

„In was bestand denn eigentlich deine Ausgelassenheit?“ fragten wir weiter.

„Ich besuchte die Kirche nicht, ich fluchte, vernachlässigte meine Arbeit, liebte schlechte Gesellschaft, blieb Abends spät aus und noch anderes Schlimmere mehr. Aber ich dachte damals nicht im entferntesten daran, welchen schweren Kummer ich meinen lieben Eltern dadurch bereitete, im Grund galt mir's zu jener Zeit auch ganz gleich. Eine alte Tante, welche bei uns war und jetzt noch dort drüben in dem kleinen Häuschen wohnt, erzählte mir später, was sie zuweilen sah und hörte. Sie muß noch immer weinen, wenn sie davon anfängt. Besonders hat sie mir die Vorgänge einer gewissen Nacht geschildert, die ich auch zum Theil wußte.“

„Und welche Vorgänge waren das?“

„Einfach diese: Als ich an jenem Tag, auf den die Tante sich bezieht, gegen Abend ausging, sagte mir mein alter, guter Vater, mit einem höchst sorgenvollen Blick, daß mein Verhalten bald unerträglich würde, und daß falls ich Punkt zehn Uhr nicht zu Hause sei, so würde er die Thüre schließen. Die Mutter hörte, was er sagte, und sah sehr bewegt drein. Sie wußte nur zu gut, daß er seine Drohung auch ausführen würde. Vor diesem hatte meine arme Mutter meiner oft viel länger geharrt, obgleich zehn Uhr für Bauersleute schon eine späte Stunde ist. Als die alte Tante mir die Vorgänge viele Jahre nachher entdeckte, sagte sie: „Ich sah deine Mutter an jenem Tage mehrere Mal in das Kämmerlein gehen. Ich wußte warum. Sie verstand es, die Sorgen auf Den zu werfen, der gesagt hat, ich solle für euch. Als der Abend hereinbrach, und es anfang spät zu werden, wurde sie sehr unruhig, öffnete wiederholt die Thüre, sah hinaus in das Dunkel der Nacht und horchte mit angehaltenem Athem, ob sie nicht etwa deine Tritte bald vernähme. Dein Vater saß am Tisch und

schien in der Bibel zu lesen; im Grund las er nur wenig, denn er schaute fast mehr in das knisternde Feuer, als in das Buch, sein sonst so heiterer Blick war sehr unwölkt. Er sah oft nach der Uhr, und mir schien es, als sei ihm bange vor dem entscheidenden Moment. Ich selbst war sehr besorgt, da es mir keineswegs unbewußt war, was kommen würde. Meinen neuen Hut würde ich d'rum gegeben haben, hätte ich deine Fußtritte hören können. Endlich schlug die Uhr. Still erhob sich dein Vater und schloß die Thüre. Die Mutter senkte ihr sorgenvolles Haupt, um die Wehmuthszähren, welche ihr über die Wangen rollten, zu verbergen. Das Knarren des alten Schlosses schien ihr gleich einem Pfeil ins Herz zu gehen. O Johann! es ist eine schwere, schwere Pflicht einem Kinde die Thüre zu verschließen — Jemand draußen zu wissen, der im trauten Heim sein sollte. Kein Wort wurde gesprochen. Wir gingen alle zu Bett; allein, es kam kein Schlaf in unsere Augen. Deine Mutter lag noch lange auf ihren Knien. Es war eine unergeliche, sorgenvolle Nacht.“

„Und wann kamst du heim?“

„Kurz vor Mitternacht. Und da ich alles verschlossen fand, ging ich in die Scheune, legte mich aufs Heu und schmeichelte mir, daß ich so leicht ein Nachtlager gefunden. Mein Vater sagte für mehrere Tage äußerst wenig zu mir; allein, die gute Mutter drang in mich, doch um ihretwillen die schlechte Gesellschaft zu meiden, wenn nicht, so würde ich ihre grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringen. — Sie war recht in ihrer Befürchtung. Beide, Vater und Mutter schlummern nun auf dem Kirchhof zu R., nahe an der Eingangspforte auf der westlichen Seite. Wie oft stand ich schon an jener Pforte, um ihre Gräber zu besuchen. Es bricht mir fast jedesmal mein Herz. Eine ganze Nacht, dunkel und schaurig wie sie war, habe ich einmal auf dem kalten Stein gekniet und Gott gebeten, er möge mir doch verzeihen.“

„Und wie bist du zur Bekehrung gekommen?“

„Ich erinnere mich noch gut, daß ich trotz meines Leichtsinns durch das mächtige Anklöpfen und Wirken des heiligen Geistes eines Besseren überzeugt war. Und nichts verfolgte mich mehr, als die heißen Gebete meiner Eltern. Wo ich mich auch immerhin, während des Gebets befinden mochte: ich fühlte mich erreicht. Oft wünschte ich, sie möchten nicht für mich beten; allein, ein Glück war's, daß dieser Wunsch unerfüllt blieb. Mehrere Sonntage nach meines Vaters Tod (er starb zuletzt) ging ich aus Anstandsriicksichten in die Kirche. Und während einer der Predigten erkannte ich meinen sündhaften Zustand dermaßen, daß ich meinte, die Erde müsse sich aufthun und mich verschlingen. Wochenlang ging ich „krumm und gebückt“ unter der Last meiner Sünden einher. Mein Gebet wollte nicht durchdringen. Daß ich in der Bibel — in meines Vaters Bibel — so empfand ich meine Verdammungswürdigkeit um so mehr. Tag und Nacht lag ich auf meinen Knien und schrie zum Herrn um Vergebung. Dank sei seinem Namen, er hat mir meine große Schuld geschenkt und die Gebete meiner lieben Eltern sind endlich doch erhört worden! O, wie wünschte ich, daß sie meine Umkehr erlebt hätten! Ich weiß, sie wären nicht so früh gestorben. Es ist eine schreckliche Sünde für Kinder, ihren Eltern, namentlich guten Eltern, ungehorsam zu sein. Es bringt, früher oder später, bittere Folgen. Gott sei Dank! das Gebet meiner Eltern ist erhört. Sie werden mit Erstaunen und Jubel mich einst im Himmel begrüßen. Wir werden uns dort Wiedersehen; ja, und welch' ein Wiedersehen wird das sein!“

So sprach Johann. Wir hatten mittlerweile unsern Spa-

zergang beendet, und während wir über seine heimatliche Thürschwelle schritten mußten wir bei uns selbst denken: Du hast Recht Johann, es wird ein unerwartetes Wiedersehn sein, dergleichen es im Himmel viele geben wird. Und denken mußten

wir auch: Die Gebete frommer Eltern werden in goldenen Schalen im Himmel aufbewahrt und erhört zu seiner Zeit erhört auch nach ihrem Tod.



### Oben im Baum.

(Nach Wide Awake von R. L.)

Nehbraunes Frauchen  
Droben im Baum  
Putzt dein Kleidchen,  
Federn und Flaum.  
Morgens wenn's grau wird,  
Gehst du schon aus,  
Sorgest fürs Frühstück,  
Kehrest dein Haus,  
Schaust in mein Fenster,  
Thust so tofett,

Nennest mich Faulchen,  
Lieg' ich im Bett.

Nehbraunes Kindchen  
Oben im Baum  
Singt schon ein Liedchen,  
Tagt es noch faum.  
Hurtig beim Aufstehn  
Murret es ne,  
Singet ganz fröhlich

Tirriß lah liß.  
Freundliches Schönnchen  
Wär nie so nett,  
Leg' es bis acht Uhr  
Morgens im Bett.

Bier kleine Kinder  
Oben im Nest  
Zirpen und zwitschern  
Laut durchs Geäst,



Haben kein Frühstück,  
Hungern so sehr,  
Sperren die Mäulchen:  
Mamma, komm her!  
Komm, kleine Mamma,  
Du bist mir nett;  
Nenn mich nicht Faulchen  
Lieg' ich im Bett.

Rehbraunes Frauchen,  
Wär' ich wie du,  
Stielt ich auf Blüthen  
Sommernachtsruh,  
Athmete Zephyr,  
Tränke vom Thau,

Trillerte Lieder  
Nieder zur Au;  
Aber schreit droben  
Hungrig die Brut,  
Denk' ich hier unten  
Schläft sich's doch gut.

## Erstes und Weiteres.

### Aus dem Leben eines alten evangelischen Reisepredigers.

#### X.

Nun ging es nach dem Staat Illinois, und zwar nach dem sogenannten Egypten, im südlichen Theil des Staates. Die bei dem in meiner letzten Mittheilung erwähnten glücklichen Unglück zerbrochene „Carriage“ war wieder hergestellt. Die Reise nach dem Ort meiner neuen Bestimmung war keineswegs eine erfreuliche zu nennen. Wir spannten ein, mußten aber leider das Fuhrwerk, der entsetzlichen Wege halber, stehen lassen und die Wagen des schwarzen Dampfrosses besteigen. An einer einsamen Station lud man uns ab. Wir konnten die Bahn nicht weiter benützen. Es war Nacht. Mit großer Mühe fand ich endlich eine fremde Familie, die uns beherbergte. „Ja,“ sagte die gute Hausfrau, „wir sind auch erst da herein gezogen, wir haben nur eine Stube in Ordnung, könnt aber bleiben, wenns Euch gut genug ist.“ Gut genug war uns, unter solchen Umständen, irgend etwas. Die Aufnahme war zudem auffallend herzlich. Und wie unsere beiden kleinen Mädchen in der Stube herumhüpften, froh, daß sie doch wieder in einem Hause waren! Man trifft eben überall in der Welt gute Leute an.

Den nächsten Tag fuhr uns ein junger Neger auf einem höchst unsanften Gefährt, einem echten Kumpelkasten, durch den damals abhorrlichen Wabash Boden hindurch nach Illinois hinüber — eine gute halbe Tagesreise. Noch jetzt bebaure ich meine Reisegefährten, denn der Wagen schlug derart in große Morastlöcher hinein, daß man fast jede Minute gewärtig sein mußte, irgend einen Knochen am Leibe zu zerbrechen. Doch es ging ohne Malheur ab.

Aber mein Arbeitsfeld? Nun, das lag in zwei Staaten und in etwa dreißig Counties, an beiden Seiten des Wabashflusses. Es umfaßte den südöstlichen Theil von Illinois und den südwestlichen Theil von Indiana, reichte von Terre Haute bis an den Ohio und von Vandalia, Ill., bis beinahe hinauf nach Louisville, Ky. Wir hatten uns da mit unserm Heim zwischen den Grenzen gelagert. An Raum zum Wirken fehlte es uns nicht und auch nicht an Luft und Wasser. Es waren nicht zwei Bezirke nur, sondern zehn bis zwölf (Distrikt). Unausgeseht war ich da vier Jahre lang, auf alle mögliche Weise, Sommer und Winter, Tag und Nacht thätig. Gewöhnlich war ich zwei bis drei Wochen und länger von Heim fort, und in der Regel hie und da nur etliche Tage zu Haus. Das waren denn lange Wochen draußen und kurze Tage daheim. Kommen und gehen, predigen und reisen war, so zu sagen, das tägliche Geschäft. Aber das Reisen auf den weiten Prairies, über den Wabashfluß hinüber und herüber, durch Regen und Sturm, durch Hitze und Kälte, zu Fuß, auf dem Sattel und auf alle mögliche andere Art, das war keine Kleinigkeit, das war ein Reisepredigerleben im vollen Sinne des Wortes; und man mußte mehr können als Brod essen.

Als ich das erste Mal über die weiten Prairies einsam auf

dem Rücken meines Pferdes dahin ritt, fand ich meilenteit alles Gras frisch abgebrannt, und die Erde, so weit das Auge reichte, sah aus, wie mit einem schwarzen Flor bedeckt. Denkt euch: Einst fuhr ich über eine solche Prairie hin — es war grimmig kalt, der Weg schrecklich rauh, und ich hatte noch eine gute Tagesreise vor mir. Qui! Auf einmal springt ein Reif von einem der Räder ab. Was jetzt anfangen? Nach Hülfe sieht man sich hier vergeblich um. Nun, ich nahm ganz einfach den Riemen vom „Halfter“ ab und band damit den zerbrochenen Reif wieder möglichst gut um das Rad. Ein gefährliches Fuhrwerk! Aber es ging noch den ganzen Nachmittags. Abends kam ich bei einem Farmer an, da borgte ich eine Kette, und diese vertrat des nächsten Tages die Stelle des erwähnten Riemens. Morgens in aller Früh ging's weiter. Mittags kam ich in der Stadt M. an und um zwei Uhr stand ich Gottlob! auf der Kanzel.

Ein anderes Mal ging's meilenteit per Eisenbahn durch hohes Wasser. Alles, so weit man sehen konnte, war überschwemmt. Es ging langsam voran. Endlich in T. angekommen (neunzig Meilen von heim), heißt es: „Es kann Niemand nach M., das Gewässer ist zu hoch.“ — So, und doch soll ich heute noch nach M., und bald ist's Nacht und noch sechzehn Meilen. Was jetzt? Ich konnte nicht zurück (heim) und auch nicht vorwärts. Ich bat um ein Quartier in einem Privathaus, aber vergebens. Gut, ich erholte mich ein wenig, so gut es eben ging. Gegen Mitternacht fiel es mir ein, den Bahnzug zu besteigen und so weit heimwärts zu fahren, als möglich. So that ich. Noch etwa sieben Meilen ging ich per „Pedes“ zu einem bekannten Bauersmann, borgte einen Kappen und ritt dann ohne Unterbrechung noch etwa acht Meilen bis nach M. Die Fuhrtour war äußerst beschwerlich, da ich über Felder, Büsche und dergleichen, durch Schnee und Morast hinzuschreiten hatte und selbst einige Mal genöthigt war, die Leute aus dem Schlaf zu wecken, um den Weg zu erfragen. Hunger bekam ich selbstverständlich auch. Zum Glück hatte ich ein Stück Schwarzbrot bei mir, das ich auf einem etwas erhöhten Standpunkt (einer Fenz) mit größtem Behagen unter die Knöpfe brachte. Statt des Wassers, nahm ich sauberen Schnee und löschte damit den durch den scharfen Marsch entstandenen Durst. Nun kam ich auch noch ans Philosophiren:

Wie froh, dachte ich, wäre der reiche Mann in der Hölle gewesen für einen solchen schönen Schneeballen. Freilich, geschmolzen wäre er dort nur zu bald. — Nachdem ich mich erfrischt hatte, ging es dann wieder munter vorwärts. Bis ich die sieben Meilen zurückgelegt hatte, war die Sonne im Osten freundlich lächelnd aufgegangen. Mild warf sie ihre Strahlen auf die Erdenbewohner herab. Ich trat in das Haus des oben erwähnten Farmers (ein Bruder), der mir, nach dem wir zusammen gesüßstückt und dankend unsere Herzen im Familiengebet zu Gott erhoben hatten, gern ein Pferd

lieh. Er ritt sogar selbst mit; denn damals ging man noch weit an eine „Großversammlung.“ Es ging vortrefflich, obgleich auch der Morast über uns zusammen flog, was lag daran. — In M. glaubte kein Mensch, daß ich von L. heraus durchs Wasser kommen könne. Auf einmal stand ich da! „Si, du liebe Zeit, wie bist du hierher gekommen? Man meint ja in der That du kämst vom Himmel herab!“ — Ja, dachte ich, wenn ich vom Himmel herunter käme, dann wäre ich gewiß nicht so schmutzig. Sagte mein College da: „Gestern Abend hat Bruder B. in der Versammlung gebetet, Gott solle dich doch glücklich hierher führen.“ „Ja,“ entgegnete ich, „gebetet habe ich eben auch, da kann man sehen, daß Gott Gebet erhört.“ Bald ging's in des Amtsbruders Stiefeln der Kirche zu, und zur rechten Zeit und Stunde stand ich auf der Kanzel. Froh und selig war die gläubige Veterschaar. Ein andermal hatte ich mich mit meinem Braunen durch den entseßlichen Wabaschboden hindurch gearbeitet. Am Wabaschfluß endlich

angekommen, heißt es: Halt! es kann Niemand hinüber, das Grundeis geht zu stark. Da sah es sauber aus, grauenhaft; aber hinüber mußte ich, es mochte kosten, was es wolle. Das war mein Sinn. Drüben waren Frau und Kinder, von denen ich schon längere Zeit abwesend war. Dazu war auch gar kein Ort zum Uebernachten, und Abend war es schon. Nebel oder wohl, ließ ich meinen Braunen in einer Art Scheune stehen, und durch Jemand, der sich dort herumtrieb, verpflegen, mit dem Versprechen, es solle an guter Bezahlung nicht fehlen. Mit Hilfe eines Andern kam ich dann auf einem sogenannten „Skiff“ kreuz und quer endlich glücklich durch das Eis hindurch und hinüber ans andere Ufer. Gut, die Heimath war wieder einmal erreicht! Eine Woche später ging ich auf dem Eis hinüber meinen Braunen zu holen, fand aber, daß derselbe keineswegs *überfüllt* war. Allein, was thut man nicht Alles, um nach langer Abwesenheit, die lieben Seinen wieder zu sehen!

## Die heidnische Mythologie in ihren religiösen Grundzügen betrachtet.

Von C. A. Paeth.



### VI.

Der erste Blick in die Geschichte des Menschen läßt uns Disharmonie und Widersprüche gewahren. Anstatt ungetrübten Seins nach dem Schöpferwillen, fluthen ungelentke und ungeordnete Kräfte wirr durch einander; brüten düstere Mächte mit ihren Schauern, wogt und braust es über geklüfteten Schlünden als undurchbringliches Chaos! — Aber über diesem Chaos und düstern Getriebe schwebt dennoch, wie bei den Weltanfängen, der Geist Jehovahs! Der Geist, der ordnend, gestaltend und befruchtend auf die wirre Masse einwirkt. Er kennt selbst die analogen Kräfte, die Anknüpfungspunkte, die er tief im Verborgenen gelegt und, die er nur ansahen braucht, um sie in die nöthige Bewegung zu setzen und sie somit, seinem Willen gemäß, gottwärts zu lenken. Trefflich bezeichneten schon mehrere Kirchenväter dieses als die Einwirkung des göttlichen Logos auf die Seele oder den Geist des Menschen.

Jedoch nebst diesem Einflusse oder dieser Einwirkung von außen her müssen wir immer wieder auf die Gottesidee im eigenen Menscheninnern aufmerksam machen. Wenn wir oben die Anknüpfungspunkte des Geistes Gottes im Menschen erwähnten, so dürften wir hier einerseits die Gottesidee auch zu denselben rechnen; indem auch diese für den Menschen unveräußerlich ist. Wir sagen mit Carriere, daß der Gedanke des Unendlichen, daß die Gottesidee dem Menschen eingeboren sei und sie ihm nicht, wie andere Ideen, auf empirischem Wege von außen komme. Sie ist „*vor empirische Mitgift*.“

Obgleich uns hier mehrere Denker widersprechend gegenüber stehen,\*) wird doch bei eingehender Berücksichtigung die Richtigkeit unserer Auffassung sich zur Genüge rechtfertigen. So erklärt sich dann auch für uns ohne Weiteres von selbst das unübersehbare Bewegen des menschlichen Geistes zurück zum absoluten Geist, zu Gott. Die tausend und aber tausend kühnen Unternehmungen, Versuche und Erfindungen sind, obgleich nur verunglückte Irrfahrten, voll tragischer Geschehnisse, dennoch

durch einen heiligen Ernst getragen, der uns Mitgefühl und Thränen abnößt. Das sehnsüchtige Heimwehgefühl nach dem Vaterhause flammt immer wieder von Neuem in der Brust auf und sucht sich durch das Getriebe des sinnlichen und sündigen Seins hindurch zum Vater zu ringen!

Trefflich sagt in diesem Sinne der bibelgläubige „Ergründer der Natur und Menschenseele“ C. H. Schubert: „Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugeborenen Kinde nach der noch ungetamten Mutter schreit, laut wie das Rufen der jungen Raben, nach dem noch nie genossenen Futter, mächtig und still, wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkel geborene Auge, oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze, das noch niemals empfundene Licht suchen, wird in meinem Wesen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seins, aus welcher ich bin. — Nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge dahin, wo die letzten Wogen der Sichtbarkeit verhallen, führe hinab ins Dunkel, da kein Stern mehr ist, da das Geschrei der Angst, da das Zauchzen der Luft, da selbst der tiefste Hauch eines Lebens nicht mehr gehört wird, und bliebe ich da allein und einsam mit mir selber, siehe, so fühlte ich dennoch, daß Er mich hält; ich vernähme seine Nähe, wie das Rauschen eines Adlerflügels in stiller Nacht, und ein Etwas in mir, das nach Gott ruft. Wie der ausgeworfene Anker durch die Meereswogen geradezu hinab zum Felsenrunde, da er ruhet, so ist in mir ein Verlangen, welches seinen Lauf mitten durch die Creaturen zu Gott nimmt. Dies ist das Fragen im Geist des Menschen nach den Anfängen der Dinge; das Fragen, welches rastlos und unstillbar dem Strom entgegen, welcher mit den andern Creaturen spielt, sich hinanringt zur Quelle. Denn er ist es, welcher der Dinge Anfänge in seiner Hand hält; darum, wer diese gefunden, der hat Gott gefunden.“ †)

Indem wir diesen ahnungsvollen Urgrund im Menscheninnern statuiren und in Rechnung ziehen, ist für uns der Mensch ein Gott suchendes, religiöses Wesen; ohne Unterschied, auf welcher Stufe der Natur, Kultur oder Bildung wir ihn

\*) Siehe H. Hoffmann: Die Lehre von dem Gewissen. S. 148.

†) C. H. Schubert: Geschichte der Seele. I. B. 2 ff.



antreffen mögen. Plutarch hat schon hierin das Rechte getroffen, wenn er sagt: „Du kannst Staaten sehen ohne Mauern, ohne Gesetze, ohne Münzen, ohne Schrift; aber ein Volk ohne Gott, ohne Gebet, ohne religiöse Uebungen und Opfer hat noch Keiner gesehen.“ Die neuesten und gründlichsten Forschungen haben bis heute diese Wahrheit bestätigt. Der roheste Fetischismus ist im Grund und Wesen nur Manifestation desselben, im Menschen vorhandenen Triebes. Lassen wir nun diesen „religiösen“ Grundzug oder Trieb, — die Gottesidee im Menschen — gelten und dieses in der ganzen Tragweite, — und bringen andererseits die gefallene Natur, den moralisch verdorbenen Geist in Anschlag, so wird uns mit einem Mal klar, wie der Mensch aus eigener Kraft nicht nur zur Gotteskindschaft und Gemeinschaft nicht vordringen konnte, sondern wie ihm auch sogar je mehr und mehr die wahre Gotteserkenntnis abhanden kommen mußte. Hier gewahren wir einerseits: Drang und Streben zur Gottheit hin, — dort andererseits Unwissenheit, den Weg zu finden und Unvermögenheit ihn zu wandeln.

Wir glauben uns nun an dem Punkte angelangt, wo die Verschiedenheit der Auffassung Gottes, seines Wesens und seiner Eigenschaften zur Entstehung kommen konnte und wo ferner neben der physiologischen Seite der Bildungsfaktoren in der Mythenentstehung auch diejenige durch die Natur und Erscheinung derselben verursachte, entstehen mochte oder mit in Anschlag zu nehmen ist. Es ist offenbar, daß die geheimnißvollen Phänomene der Natur sich der jugendlichen Phantasie uncivilisirter Naturvölker aufs Nachhaltigste bemächtigen und Eindrücke auf dieselbe machen mußten. Wenn aber dieses, dann mußten sie auch offenbar die einerseits obwaltenden Bedingungen werden, den heute vorliegenden Coder der Mythologie füllen zu helfen. Von dieser Auffassung aus gelangen wir dann auch ferner ohne Umgänge zu den Gesetzen, auf wel-

chen wir die verschiedenen eigenartigen Charakterzüge der besonderen Völkermythologien ruhend finden. Wir werden weiter unten diese Sätze ausführlicher darzulegen versuchen.

Wenn die Grönländer ihre *Malina* (die Sonne) mit „brennendem *Mooß*“ vor dem verliebten *Anniga* (dem Mond) fliehen lassen, dessen „*Mooß* verlißt“, und er nur noch bei ihrem „*Mooßlicht*“ sie verfolgen kann; — wenn die Nordländer ihre *Almubla* (die hl. Ruh) gleich nach der Erschaffung der Welt *Odins* Vater *Bur* aus einem „*salzigen Eisberg*“, lecken lassen zc., so zeigt es zur Genüge, wie eng die geistigen Vorstellungen mit der Natur zusammenhängen. Daß aber die Natur auf die Gemüther jener Vorfahren tiefere und nachhaltigere Eindrücke machen mußte, erhellt von selbst aus dem Lauf gewöhnlichen Entwicklungsganges.

Man sah, wohin man schaute, unverständene und unerklärliche Erscheinungen, entgegengesetzte Mächte und Kräfte, die sich, je nach Umständen, wechselseitig beföhden oder ausföhrend vereinigten. Man sah Licht und Finsterniß, Tag und Nacht, Sommer und Winter sich abwechselnd verdrängen, Entstehen und Vergehen in der lebenden und schaffenden Natur aufeinander folgen zc. Was konnte es anders sein, als die geheimnißvollen Götter, die sich also gegenseitig bekämpfend in ahnungsvoller Hüllung den Blicken der Sterblichen zeigen? Die grollenden Donner, die sprühenden Blitze, der tosende Orkan und andere dgl. Erscheinungen, was konnte es anders sein, als die Stimmen der zürnenden Gottheit? Sah man sie nicht gleichsam in den Schleiern des Geheimnißvollen durch das ganze sichtbare Geschaffene sich hindurch ziehen? Und durfte nicht die ahnungsreiche Phantasie unendlich Größeres hinter diesen Erscheinungen sich denken, als der phänomenale Vorgang wirklich zu offenbaren schien?

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Himmelfahrt.

Mein liebster Herr Jesu Christ,  
Daß du heut aufgefahren bist  
Zum hohen Himmelsthron  
Mit Harfen- und mit Cymbelnsklang,  
Deß sage ich von Herzen Dank  
Dir, Gottes ein'gem Sohne.  
Selig, Fröhlich  
Zu dir bringe Und erklinge  
Meine Weiße,  
Daß sie allzeit dich nur preise.

Nichts deiner Huld und Güte gleicht.  
Du hast uns ja den Pfad gezeigt  
Aus dieser Welt voll Wehe;  
Hast segnend deine Hand gestreckt,  
In mir der Hoffnung Keim erweckt,  
Daß ich dich wiedersehe.  
Wahrlich Fahr ich  
Nach gen Himmel Vom Getümmel  
Dieser Erden,  
Um mit dir vereint zu werden.

Mein Jesu, solcher Glaube bleib'  
In jedem Christen, Mann und Weib,  
Bis zu den letzten Tagen.  
Und wenn ich dann das Auge schließ',  
Wird mich ins ew'ge Paradies  
Der Engel Fittig tragen.  
Amen! Amen!  
Auferstehe, Geist, und flehe:  
Dir zur Seite,  
Herr, mir einen Platz bereite!

## Weise Sparsamkeit.

**I**ie verstorbene Herzogin von Kingston besaß ein sehr bedeutendes Vermögen, aber dennoch verstand sie es, mit demselben in einsichtsvoller Weise Haus zu halten. Wenn sie mit ihrem redlichen Haushofmeister die Rechnungen für das Hauswesen durchging, entging ihr nicht die kleinste Ausgabe, selbst zwei Schillinge für Zugemüse wurden nicht übersehen. Einst stellte ihr der Haushofmeister vor, es sei unter der Würde einer Dame von ihrem Stande und Vermögen, sich um so geringfügige Kleinigkeiten zu bekümmern.

„Eben diese große Accurateße,“ war ihre ruhige Antwort, „hält die großen Häuser aufrecht. So bin ich von meinem

Vater erzogen worden, und meine Ansichten hierüber werden sich niemals ändern.“

Später verließ dieser Beamte die Dienste der Herzogin, um selbstständig ein Gut zu bewirtschaften. Unglücksfälle versetzten ihn bald in die traurigste Lage. Der Herzensgüte seiner früheren Gebieterin eingedenk, nahm er zu ihr seine Zuflucht. Sofort schickte ihm diese eine bedeutende Summe mit den Worten: „Wäre ich nicht so gewissenhaft gewesen, mein Freund, bis auf zwei Schillinge das Zugemüse nachzurechnen, so könnte ich vielleicht heute nicht das Vergnügen haben, einem erprobten Diener aus der Noth zu helfen.“ — Eine solche Sparsamkeit wäre heutzutage sehr zu empfehlen.

## Präsident Garfield.

Am 4. März dieses Jahres bezog ein Mann das „weiße Haus“ in Washington, welcher in hervorragender Weise des hohen Postens würdig ist, auf den ihn das Vertrauen seines Volkes berufen hat. Er ist ganz und gar ein „self-made man.“ Sein Lebenslauf gehört zu den interessantesten, von denen wir wissen. Hören wir, woher er stammt, und wie er das wurde, was er jetzt ist.

James A. Garfield wurde am 19. November 1831 zu Orange, Cuyahoga County, im Staate Ohio geboren. Seine Wiege stand in einem einsamen Blockhaus, das sein Vater mitten im Urwald aus Baumstämmen roh gezimmert und mit Schindeln gedeckt hatte. In seinem zweiten Lebensjahre bereits verlor er den Vater; aber die Mutter war der Aufgabe

brange genug zu thun. So ging er 1848 nach Cleveland und arbeitete zuerst als Pferdefnecht, dann als Bootsmann auf einem Kanalboote, welches Kohlen und Eisen nach Pittsburg brachte. Nach avancirte er bis zum Steuermann, aber seine Gesundheit war dieser beschwerlichen Arbeit auf die Länge nicht gewachsen: ein Fieberanfall führte ihn nach kurzer Zeit wieder in das Haus seiner Mutter zurück, die ihn mit Schmerzen einst hatte scheiden sehen und glücklich war, ihn wieder in ihrer Nähe zu haben und ihn pflegen zu können. Die Krankheit, welche drei Monate dauerte, entschied über seine Zukunft; sie überzeugte ihn, daß er dem Seemannsleben entsagen und ein anderes Ziel ins Auge fassen müsse. Als er wieder genesen war, beschloß er mit zwei jungen Gefährten nach Chester zu gehen



Garfield's Heimath in seiner Kindheit.

gewachsen, ihn und seine drei älteren Brüder zu erziehen. Dem Einfluß dieser energischen und frommen Frau schreibt er gerne alle Erfolge seines Lebens zu. Sie lebte nur ihren Kindern und war Tag und Nacht darauf bedacht, ihnen eine gute Erziehung zu geben. Gebet und Bibellesen waren die Grundlage derselben, aber daneben wurde die Arbeit nicht versäumt. Der umsichtigen Frau gelang es, das kleine Besitzthum ihres Mannes mit Hülfe ihrer drei älteren Söhne in die Höhe zu bringen, und James leistete dabei von klein auf eine hülfreiche Hand. Im Sommer arbeitete er im Freien, im Winter stand er an der Zimmermannsbank und fertigte allerhand kleine Stücke für die Nachbarn, um sich etwas zu verdienen.

Den ersten Unterricht genoß der Knabe in einer Distriktschule: außer der Bibel war Robinson Crusoe sein Lieblingsbuch, das er so oft las, bis es in Stücke zerfiel. Diese Lektüre und der lebhafteste Schiffsverkehr auf dem Erie-See erweckten in ihm die Lust zum Seemannsleben; zugleich hoffte er sich dadurch rascher die Mittel zu erwerben, um seinem Bildungs-

und in einem dortigen Institute sich die Kenntnisse zu erwerben, nach denen er so sehr verlangte. Die drei Gefährten nahmen einen Kochofen und Geschirr mit dahin, da sie zu arm waren, um in eine Pension zu gehen. In Chester angekommen, mieteten sie eine Kammer in einem alten Hause und machten sich an die Arbeit.

James Garfield war damals 18 Jahre alt. Seine Fortschritte in allen Gebieten des Wissens waren außerordentlich, und obgleich er in seinen Freistunden in der Werkstätte eines Zimmermanns arbeiten mußte, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, kam er doch bald seinen günstiger gestellten Mitschülern weit voraus. So konnte er schon nach einem halben Jahre in den Schulen der umliegenden Dörfer und im nächsten Jahre in einer höheren Schule Unterricht ertheilen und soviel ersparen, daß er 1851 eine Akademie in Giram zu beziehen vermochte. Dort übernahm er, um seine Ersparnisse zu ergänzen und die größeren Ausgaben zu bestreiten, das Amt eines Klassendieners, d. h. er zündete das Feuer in den Kamin-



nen an, setzte die Stuben u. s. w. Diese niedrigen Arbeiten verhinderten es indeß nicht, daß er viele Freunde unter seinen Mitschülern gewann, die ihn alle sehr hoch hielten und lieb hatten.

Um jene Zeit auch ließ er sich taufen und wurde dadurch Mitglied einer Campbelliten-Gemeinde, an deren Versammlungen er sich als Prediger mit großem Erfolg betheiligte, da dieselbe keine eigentlichen ordinirten Geistlichen hat und jeder das Wort ergreifen darf, der dazu den Drang und Beruf in sich fühlt.

Im Jahre 1854 war Garfield in seinem Wissen so weit fortgeschritten, daß er das Williams-College im Staat New-Jersey mit dem in Hiram durch eisernen Fleiß und selbstverleugnende Genügsamkeit ersparten Gelde besuchen konnte. Die Mitglieder empfingen ihn etwas verächtlich, aber änderten bald ihre Meinung zu seinem Vortheil; denn er verfolgte sein Ziel mit einer solchen Energie, daß er schon nach zwei Jahren sein Examen mit Auszeichnung bestand. Schon damals hatte er — außer den alten Sprachen — das Deutsche tüchtig gelernt und war mit Goethes und Schillers Werken genau vertraut.

Garfield's Studien waren beendet. Er kehrte in seine Heimath zurück, wo man unlängst eine neue Lehranstalt, das „Hiram Eclectic Institute“ errichtet hatte, um unbemittelten Studenten eine klassische Bildung auf christlicher Basis zu billigen Bedingungen zu gewähren. An diesem Institut fand er sofort eine Stelle als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache, und da er sich in derselben auf das rühmlichste hervorthat, wurde er bereits nach einem Jahre einstimmig zum Direktor erwählt. In dieser Eigenschaft hatte er jeden Sonntag eine Predigt zu halten. Das geschah zunächst für die Studenten, aber sein Ruf ging bald über die Grenzen des Institutes hinaus; von weit und breit eilte man herbei, um ihn zu hören. Nun führte er auch ein Mädchen, das einst in Chester seine Mitschülerin gewesen, und mit der er sich in Hiram als Student verlobt hatte, als Gattin heim und begründete damit sein irdisches Glück, das ihm in seinem vielbewegten Leben unwandelbar treu geblieben ist.

Doch seinem Wissensdrange war noch nicht volle Genüge geschehen. Während er lehrte, fuhr er fort zu lernen, und zwar warf er sich mit größtem Eifer auf das Rechtsstudium, das ihn von jeher interessirt hatte. Zugleich fing er an, sich an den politischen Tagesfragen zu betheiligen. Der „unabwendbare Konflikt“ zwischen dem Norden und Süden der Union erregte damals befanntlich die Gemüther aufs heftigste; Garfield stand fest auf der Seite der Abolitionisten und that sich bald so hervor, daß er 1859 in den Senat der Gesetzgebung von Ohio gewählt wurde.

Zwei Jahre darauf kam es zu dem lange drohenden bluti-

gen Entscheidungskampfe, dem auch Garfield sich nicht entziehen wollte. In Hiram hatte sich eine Freiwilligencompagnie gebildet, die meist aus seinen Schülern bestand; er selbst wurde zum Obersten des 42. Ohiorégimentes erwählt und als solcher nach dem östlichen Kentucky kommandirt. Seine militärische Laufbahn war eine ruhmreiche; sein Sieg über den Rebellenführer Humphrey Marshall bei Picketon verschaffte ihm den Rang eines Brigadiergenerals, und im Jahre 1863 wurde er von Lincoln zum Stabschef der Cumberlandarmee ernannt und bald darauf zum Generalmajor befördert.

Um eben dieselbe Zeit hatten seine Landsleute in der Heimath ihn zu ihrem Vertreter im Repräsentantenhause des Congresses erwählt. Nachdem er einige Zeit geschwankt, ob er bis zum Ende des Krieges nicht lieber in der Armee bleiben sollte, entschied er sich doch dafür, diesem ehrenvollen Rufe zu folgen und nahm im December 1863 seinen Sitz im Repräsentantenhause zu Washington ein, den er durch das Vertrauen seiner Mitbürger seit dem fortwährend mit Ehren behauptet hat.



Garfield in seinem sechzehnten Jahre.

Garfield ist ein Staatsmann ersten Ranges; seine Reden über die Finanzfrage sind nach Europa gedrungen und haben ihm dort ebenfalls Anerkennung verschafft. Seit dem Jahre 1877 ist er der Führer der republikanischen Partei. Im Januar 1880 wurde er von der Legislatur des Staates Ohio an Stelle des Demokraten Allen G. Thurman zum Mitglied des Bundes senates erwählt und wurde in denselben am 4. März 1881 eingetreten sein, wenn er nicht bei der letzten Präsidentenwahl zum Oberhaupt der Vereinigten Staaten berufen worden wäre. General Garfield ist ein stattlicher, hochgewachsener Mann — er mißt über sechs Fuß —, Muth, Entschlossenheit und Festigkeit blicken aus den Zügen seines Gesichtes.

Seine Lebensweise ist eine äußerst einfache geblieben, und wenn er sich im Sommer auf sein Gut in Ohio zurückzog, beschäftigte er sich mit Vorliebe mit seinen Feldern und seinen landwirthschaftlichen Etablissements. In seinem Hause, das die christliche Sitte und Zucht unverändert beibehalten hat, und in dem ihm fünf wohlgerathene Kinder erblickt sind, waltet seine hochbetagte 79jährige Mutter wie eine alte Patriarchin, die geistig und körperlich frisch ihm mit weisem Rath zur Seite steht. Die Wahl eines solchen Mannes ist gewiß ein Segen für das Land. Garfield ist ein warmer Freund des deutschen Volkes und der deutschen Literatur.

Als am 18. October 1880 etwa 50 Deutsche von Cleveland ihm eine Ovation darbrachten, antwortete er in folgenden schönen Worten:

„Ihr Redner hat einen Ausspruch Ihres großen Dichters Herder angeführt, in welchem dieser sagt, daß es, um in einem fremden Lande Fuß zu fassen, kein schlimmeres Ding geben könne, als ein Deutscher zu sein. So große Achtung ich vor

Ihrem Dichter hege, glaube ich doch, daß er die fremde Welt verleumdet hat. Der Ausspruch mag von europäischen Ländern wahr gewesen sein, aber nimmermehr war er von dem amerikanischen Festland wahr. Wenn er bei der vor fünf- und zwanzig Jahren in Amerika aufgetauchten Tollheit wahr war,

tigeren Tempels zu helfen, nicht eines gothischen Bauwerks, das aus dem Gestein von den Ufern des Rheines aufgerichtet wird, sondern eines Bauwerkes, das aus den Herzen und Leben, dem Streben und Hoffen Aller errichtet wird, die in dieses Land gekommen sind, um es zu ihrer Heimath zu machen und hier Einrich-



Giram College.

so hat er in unserm neuen Amerika doch längst seine Bedeutung verloren. Sie sind die Vertreter alter und bemerkenswerther Ueberlieferungen Ihres alten Heimathlandes, und ich weiß, Ihre Herzen haben hoch geschlagen bei einem Ereigniß, das erst vor wenigen Tagen an Ihrem Rhein stattgefunden hat, da der großartige Kölner Dom, an dem 630 Jahre lang gebaut worden, vollendet und dem Frieden geweiht wurde. Er hat Herrschergeschlechter, alle Wandlungen auf dem religiösen Gebiete, jeden Wechsel in der Herrschaft und viele Kriege überdauert, um schließlich von Kaiser Wilhelm dem Frieden und den ruhmreichen Erinnerungen Deutschlands geweiht zu werden. Es ist für Sie eine wundervolle Sache, daran theil zu haben,—aber, Mitbürger, ich vertraue, daß Sie hierher gekommen sind, um uns an dem Aufbau eines großar-

Gib treulich mir die Hände,  
Sei Bruder mir und wende  
Den Blick vor deinem Ende  
Nicht wieder weg von mir.  
Ein Tempel, wo wir knien,  
Ein Ort, wohin wir ziehen,  
Ein Glück, für das wir glücken,  
Ein Himmel mir und dir.'

Solcher Art ist der Willkommen, den Amerika allen Menschen entbietet. Ich danke Ihnen für den heutigen Besuch, Mitbürger, ich danke Ihnen für das Wohlwollen, das Sie mir bezeugen, und schließe mit den Worten: Willkommen Alle!"

Mögen unsere gerechten Erwartungen als treue Bürger unter Garfield's Präsidentschaft auf das Herrlichste erfüllt werden!  
(Schluß folgt.)

## Aus Basel.

Von Anna Gölisch.



n einem alten Document vom Jahre 1793 steht ein Bericht, der seines hohen Alters und Inhalts wegen wohl im Ev. Magazin erscheinen dürfte. Der Bericht lautet wörtlich also:

„Die aus den westindischen Inseln zu uns nach Philadelphia gekommene pestartige Krankheit, wüthete desto stärker, je näher der Herbst kam. Am größten war die Sterblichkeit vom August 1793 bis zum 26. October, an welchem Tage sich die Wuth der Krankheit legte. Zehn Aerzte küßten ihr Leben

ein, und die übrigen, die in der Stadt geblieben waren, wurden alle, zum Theil mehrere Male krank. Auch viele Geistliche wurden ein Raub des Todes. Unter den Frauen war das Sterben bei weitem nicht so groß, als unter den Männern. Für Trunkenbolde und Wollüstlinge aller Art, war die Krankheit sehr gefährlich. In unreinlichen Häusern saßte oft ein stilles Grab ganze Familien. In engen Straßen war die Sterblichkeit viel größer, als in großen lustigen Straßen und Häusern. Da es an Krankenwärtern fehlte, so mußten auch Neger dazu



gebraucht werden. Sie ließen sich zwei bis drei Thaler für die Nacht bezahlen. Einige plünderten sogar die Häuser der Kranken. Einzelne Neger haben sich bei dieser Gelegenheit rühmlich ausgezeichnet. Zwei von ihnen haben einen Bericht abgestattet, aus dem ich Folgendes aushebe:

„Als das Sterben aufs äußerste gekommen war, so ward es zuletzt unmöglich hinlänglich Hülfe zu leisten, weshalb denn auch Viele, von ihren Freunden und Verwandten verlassen, starben. Wir fanden die Menschen in den verschiedensten Lagen. Einige lagen wie in Blut getaucht auf der Hausflur hingestreckt, ohne den geringsten Anschein zu ihrer Erquickung auch nur einen Trunk Wasser gehabt zu haben. Andre fanden wir auf dem Bette völlig angekleidet, als wenn sie sich eben ganz ermüdet zum Ausruhen niedergelegt hätten, und wieder andere schienen ihrer Lage nach, worin wir sie fanden, sich todt gefallen zu haben.“

„Bei Beerdigung der Todten hatten wir verschiedene rührende Scenen. Oft fanden wir denjenigen noch am Leben, zu dessen Beerdigung wir gerufen waren, und in andern Häusern, wo entweder der Vater oder die Mutter gestorben war, trafen wir Niemanden an, als kleine unmündige Kinder, welche in ihrer Unschuld glaubten, daß ihre Eltern schliefen. Die schreckliche Lage, und das unschuldige Geplauder dieser Kleinen verwundete und rührte unsere Herzen so sehr, daß wir fast gänzlich entschlossen waren, uns von unserm Geschäfte zurückzuziehen, wenn uns nicht die Nachlässigkeit anderer bewogen hätte, darin fort zu fahren. Als wir unter andern mit dem Sarge in das Haus einer Frau traten, welche wir begraben sollten, rief uns ein kleines liebenswürdiges Mädchen entgegen: Mama schläft, weckt sie ja nicht auf! Als es sah, daß wir die Mutter in den Sarg legten, ward sein Jammer so groß, daß es uns aus aller Fassung brachte, und wir nicht wußten, was wir antworten sollten, als es uns fragte, warum wir seine Mutter in die Riste legten. Wir übergaben es der Aufsicht der Nachbarn, und verließen es mit schwerem Herzen. In einigen Häusern, wo wir den Leichnam eines Vaters oder Mutter megzubringen hatten, fanden wir einen Haufen Kinder, von denen einige das Schreckliche ihrer Lage zu kennen schienen, und deren Geschrei und Verwirrung unser Gefühl zu sehr angriff, um lange dabei verweilen zu können. Oft griffen wir Kinder, deren Eltern dahin gerafft waren, und in der Irre herumliegend, auf, und brachten sie ins Waisenhaus. Der Beispiele waren sehr wenige, daß Nachbarn sich einander besuchten, und selbst Freunde flohen sich einander auf der Straße. Noch weniger nahm man eine Waise auf, die aus einem Hause war, worin die Krankheit geherrscht hatte. Dies schien die größte Barbarei zu sein; und oft erinnerten wir mehrere mit Vorwürfen an die Mittel, die sie in Händen hatten, ihren Nebenmenschen nützlich zu sein; worauf aber bei dem allgemeinen Schrecken nicht lange geachtet wurde.“

Ein Neger, der durch die Straßen ritt, sah wie ein Mann eine Frau zum Hause hinausstieß. Die Frau, welche straukelte, fiel mit dem Gesicht in den Roth, und war nicht im Stande, sich wieder aufzurichten. Der Neger hielt sie anfangs für betrunken, da sie aber in Gefahr war zu erstickn, so nahm er sie auf, und fand sie ganz nüchtern, von der Krankheit aber so ermatet, daß sie nicht im Stande war, sich selbst aufzubellen. Der hartherzige Mann, der sie hinausgeworfen hatte, verschloß die Thür und verließ das arme Weib in der erwähnten Lage, in der sie in wenige Minuten hätte umkommen müssen. Wir wurden davon benachrichtigt und brachten sie nach Buschill. (Ein Hospital.)

Ein Mann drohte uns zu erschießen, wenn wir vor seinem Hause mit einem todtm Körper vorbeigingen. Drei Tage darauf begruben wir ihn selbst.

Ungeachtet der Abwesenheit der obrigkeitlichen Personen in Philadelphia und des beträchtlichen Werths an Eigenthum, das ohne Schutz und Aufsicht war, weil die Eigenthümer es verlassen hatten, und die Personen, die dafür Sorge tragen sollten, verstorben waren, hat man doch nur von zwei Einbrüchen gehört. Ein dritter ward versucht, allein die Diebe wurden entdeckt und in Haft genommen. Den damals gefangenen Verbrechern muß man es zur Ehre der Menschheit laut gestehen, daß einige derselben, die wegen ihres friedlichen und ordentlichen Betragens entlassen wurden, sich freiwillig zu Krankenwärtern anboten und sich trefflich und recht menschenliebend benahmen.

Einige Hauswirthe fasten aus Mitleid den Entschluß, die Bezahlung der Miethe während der Krankheit zu erlassen. Andere hingegen handelten sehr hart und unbarmherzig und nahmen den Armen ihr kleines Eigenthum. Eine reiche Wittwe empfahl einige ihrer Miethsleute der Commission zur Unterstützung. Sehr edel! wird man hier ausrufen; sie erhielten auch wirklich eine kleine Unterstützung. Aber—o Schande!—kaum hatten sie es erhalten, als die Fürbitterin Geld und Kleidungsstücke zu sich nahm. Dies hartherzige, häßliche Weib heißt Williamson. Dergleichen und ähnliche Handlungen sind für den Menschenfreund niedererschlagend, sind eine Beschimpfung des Menschengefühls, welches der Schöpfer so rein, so tief in unsere Seele gepflanzt hat. Es ist daher billig auch noch einiger edlern Jüge zu erwähnen. Wenn gleich Viele auf eine nicht rühmliche Art die Stadt verließen, so zeigten sich doch auch Andere von einer gar trefflichen Seite. Viele übten die Pflichten der Menschenliebe treulich, setzten sich dabei Gefahren aus, die selbst Männer, die im Schlachtgetümmel dem Tode hundertmal Trotz geboten hatten, mit bangen Schrecken erfüllen konnten. Einige sind leider ein Opfer ihrer Menschenliebe geworden. Soll man sie bedauern? Nein! Sie konnten ja wahrlich nie eines rühmlicheren Todes sterben. In dieser schönen Gruppe steht Joseph Jester, ein trefflicher Mann in allen Lebensverhältnissen: als Bürger, als Bruder, als Gatte und Freund, oben an. Er pflegte der Kranken, wo er sie fand, er mochte sie kennen oder nicht; tröstete sie in ihrem Leiden und suchte, so viel nur irgend in seinen Kräften war, ihr Elend zu mildern. Viele, sehr Viele, sind durch seine zärtliche Sorgfalt am Leben erhalten. Oft mußte er die Leichname in den Sarg legen, wenn Niemand da war, der sich diesem Geschäfte unterziehen wollte. Andrew, Agade, Wilson, Tomkins, Helmutz, Fleming, Winckhouse, und Andere thaten dasselbe, waren die Schutzengel der Kranken, waren bei ihnen, wenn oft Gatte und Kinder sie verließen. Neben diesen wahrhaft guten Menschen verdient die herzliche Theilnahme so vieler Edlen in der Gegend umher die ehrenvollste und dankbarste Erwähnung. Die Einwohner von Gloucester und New Jersey zeichneten sich besonders aus. Sie brachten ansehnliche Summen zusammen und kauften Lebensmittel für die Hospitäler. Einige Bürger bei Germantown schickten \$2000; aus Derby kamen \$1400; aus New York \$5000; aus Delaware \$1200; aus Boston verschiedene Artikel, die gegen \$2500 werth waren; auch fehlte es nicht an sehr reichlichen Beiträgen aus vielen andern Gegenden und von mehreren Privatleuten.

Die Zahl der Begrabenen beläuft sich auf 4000; Viele von denen, welche die Stadt verließen, sind außerdem noch auf

dem Lande gestorben.—So hat Gott der Mittel viele in Händen, um die Menschen auf ihre eigene Ohnmacht aufmerksam zu machen und sie zu demüthigen. Seine Züchtigungen wir-

ken zu allen Zeiten, wenn sie gehörig beobachtet und weise genutzt werden, Heil und Segen. Dies werden auch Philadelphiens Einwohner gewiß früher oder später anerkannt haben."

## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenbilde auf Diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren.

Von A. Halmhuber.

### Die Religion des Volks.

Es ist die dritte und eigentlichste Religion Japans haben wir den Buddhismus zu betrachten. Ich nenne den Buddhismus die eigentlichste Religion Japans, einmal weil er das Volk so durchdrungen hat, daß sich etwa neunzig Procent desselben zu ihm bekennen, und dann weil er viel mehr als Schintoismus und Confucianismus das Wesen einer Religion besitzt. Ich bin weit entfernt, dem Buddhismus auch in seiner gesunden Gestalt das Wort zu reden; er ist und bleibt etwas dem Irrthum und der Lüge Entsprungenes, er kann die Reinheit und Seligkeit, welche er verspricht, nicht geben, er führt nicht weniger zur Trostlosigkeit, als irgend eine andere falsche Religion auch; aber er kennt Gefühle, Bestrebungen, sittliche Grundsätze und über das Diesseits hinausreichende Ziele des Menschen; welche wir achten müssen, und welchen gegenüber Pauli Wort an die Athener wohl wiederholt werden darf: Ihr Männer von Athen, ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken allzu gottesfürchtig seid. Ich bin herburchgegangen, und habe gesehen eure Gottesdienste, und fand einen Altar, darauf war geschrieben: „Dem unbekannten Gott.“ Wir können dem Buddhismus in seiner Art Gottesfurcht, Ernst und Streben nach Besserung und Heiligung nicht absprechen, daher er gewiß seine Mission in der Welt hatte; er dient aber nur einem unbekannten Gott und verliert sich nach einem ernststen, sittlichen Anlauf in einen alles in Götter oder ins Nichts auflösenden Pantheismus. Auch wenn er im praktischen Leben nicht noch tausend Verunstaltungen erfahren würde, bliebe er immer noch ein trostloses Religionsystem, welches den Menschen, welchem Gott die Ewigkeit ins Herz gegeben hat, nie befriedigen kann.

„Der Buddhismus ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem geistigen Gebiete der Völkerwelt. Aus einer Reaktion gegen den Bramanismus Vorderindiens hervorgegangen, stellt er der ungezügelten Phantasie des bramaischen Systems den praktischen Verstand, seiner vielgestaltigen Götterlehre die Pflichtlehre, den Bückungen der indischen Heiligen die Tugendübung entgegen. Alle Tugend aber hat nach dem Buddhismus ihr Ziel in der Bezwingung, ja Vernichtung der Sinnlichkeit.“

Der Stifter des Buddhismus ist nach japanischer Lesart Schaka, auch Schaka Niurai genannt. Dieser Schaka ist der Sohn von Dschoonon, König von Nakada. Er lebte zur Zeit des Kerges und starb ums Jahr 475 v. Chr. Er wird von den Buddhisten göttlich verehrt und zuweilen auch Amida Niurai genannt, was etwa so viel als ewiger, unsterblicher Niurai heißt. Dem gegenüber klingt es sonderbar, wenn für Schaka Niurai's Sterben ein besonderer Ausdruck besteht, welcher so viel als in die Vernichtung eingehen heißt. Der ewige, göttlich verehrte Schaka geht in die Vernichtung ein! welch' ein Unsin! Das ist im Allgemeinen der buddhistische Begriff für Sterben und Seligwerden; der Fromme stirbt

und geht in die Vernichtung ein, das heißt, er geht in Buddha auf—und doch lehrt der Buddhismus andererseits ein Paradise, Gokuraku genannt, bevölkert mit Frommen, und eine Hölle, Dschigoku genannt, welche in acht Haupt- und sechzehn Unter-Abtheilungen zerfällt und ein Erdgefängniß, ein Ort der Strafe und einer 84,000fachen Pein ist. Wenn wir hier nicht einen unauslöschlichen Widerspruch annehmen wollen, so müssen wir an den ausgesprochensten buddhistischen Pantheismus glauben, denn nur in ihm kann Einer Alle und Alle Einer sein. Von dem Honbutsu, d. h. Haupt- oder Urbuddha wissen die buddhistischen Priester viel zu erzählen. Ich glaubte anfangs, dieser Honbutsu sei eine Art oberster Gott, der Schöpfer der Welt und der Ursprung und Sammelpunkt aller übrigen Butsu (d. h. Buddhas, auch Fodoke genannt); es scheint aber damit nichts gemeint zu sein als Schaka Niurai, der erste Buddha und Stifter des Buddhismus. Ein Weltenschöpfer scheint gar nicht gelehrt zu werden, wenigstens ursprünglich, wo der Buddhismus überhaupt kein Religionsystem, vielweniger Götzendienst war, sondern ganz ähnlich wie der Confucianismus auf dem Wege der Pflicht und Tugend der Vollkommenheit entgegenstrebte. Heutzutage muß der Buddhismus aber als Götzendienst bezeichnet werden, denn als solchen gebraucht ihn wenigstens das gemeine Volk, wenn es Buddha-bilder macht, sie sinnlos verehrt, als Amulette verwendet und als Dinge betrachtet, welche durch ungebührliche Berührung oder durch Versehen an einen unreinen Platz geschändet werden. Der japanische Buddhismus hat dann wieder seine eigenen Entwicklungsstufen und Spaltungen erlebt, so daß es eine schwierige Aufgabe sein würde, wollte ihn Jemand eingehend und genau schildern. Der vorerwähnte Honbutsu zum Beispiel ist bei den verschiedenen buddhistischen Sekten nicht ein und dasselbe Wesen; eine jede hat ihn sich nach ihrer besonderen Eigenthümlichkeit zurechtgelegt. Was ich hier über den Buddhismus sage, soll ihn nur in seiner alltäglichen Gesamterscheinung unter den Japanesen charakterisiren, ihn nicht aber in seinen Sonderentwicklungen unter den Händen der Priester verfolgen.

Was Judson vom Buddhismus sagt, das gilt auch von seinen Verehrern in Japan: „Sie treiben, getragen von ihren verbienflichen Werken, über den Ocean des Daseins dahin nach dem jenseitigen Ufer, wo das Dasein selbst aufhört, und wo Leid und Lust in der Vernichtung sich endigt.“ Die irdische Welt, welche dem Buddhismus nicht das Werk eines anfangslosen Schöpfers aller Dinge ist, sondern aus dem Leeren von selbst entstand, ist mit ihrer Eitelkeit und Vergänglichkeit, mit all ihrem Leid und Genuß an und für sich selbst das eigentliche Grundübel; und von ihrem Einfluß, überhaupt von allen Eindrücken der Sinnenwelt sich immer freier zu machen, das ist die Aufgabe des tugendhaften Menschen. „Alle Sinne der Außenwelt verschließen, in das Leere, ins Nichts sich versenken und endlich in die höchste Vergeltung des Daseins,



das heißt in die Vernichtung sich auflösen, das ist der höchste Stand der Vollkommenheit und Seligkeit.“ Jeder Mensch, welcher sich es so vernimmt, kann durch ein entsprechendes Tugendleben zum Buddha werden, was mit andern Worten soviel heißt, als daß der Tugendhafte sein eigener Gott selbst ist. Dabei bestehen zwar keine Kasten, denn alle Menschen sind von Natur gleich, aber es bestehen Unterschiede der Vollkommenheit, wobei der Einzelne durch den unabsehbaren Verlauf der Seelenwanderungen in Tugendübung von einer Stufe zur andern emporsteigt, bis er zuletzt im seligen Nichts mit Buddha verschmilzt. Derjenige, welcher auf der Vorstufe des Buddha-werdens angelangt ist und somit in seiner nächsten Existenz Buddha wird, heißt in Japan ein Butsubosatsu. Mit diesen Bosatsu treiben es die Priester bis ins Lächerliche; sie reben von Theetassenbosatsu, von Messerbosatsu, von Hackbrettbosatsu, von Feuerhaufelbosatsu, von Wasserchapsenbosatsu und dergl. Unsinn mehr. Das ist aber eine notwendige Folgerichtigkeit der buddhistischen Lehre: bis ein Mensch Buddha wird, muß er zuvor alles Mögliche gewesen sein, Ochse, Fuchs, Dachs, Schlange, Vogel und s. f.; hat er es schließlich zur Vollkommenheit gebracht, so kann er doch wieder ins Eitle zurückfallen, und dann beginnt die ganze Wanderung wieder aufs Neue. Da ist es nicht zu verwundern, wenn die Lebewesen zuletzt nicht mehr genügen, und demzufolge auch die leblosen Dinge vergöttert werden. Daß der Buddhist in jedem Lebewesen einen werdenden Gott oder Buddha sieht, auch in einer Laus oder in einer Ratte, und das Töden derselben somit für Sünde hält, kann man ihm am Ende noch verzeihen; aber wenn er in derselben Weise das Zerbrechen einer Theetasse, das Abgleiten eines Messers und dergl. zum Vergehen macht, dann wird die Existenz des Menschen über alle Maßen peinlich, und die Zeit ist nicht mehr fern, da er seine eigene Nartheit, ihrer überdrüssig, mit Verachtung gewirkt. Wenn der Buddhismus einen Himmel und eine Hölle kennt, so sind dieselben nur Halstationen der ewigen Umdrehung und Verwandlung, wodurch viel von ihrem Reiz zur Tugend und von ihrer Warnung vor dem Laster hinfällt.

„Die Diener Buddha's, das heißt die Priester, haben vor allen Andern durch Entsagung und Tugend zu leuchten. Unter dem strengen Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorams sammeln sie sich in Klöstern. Sie bilden, durch ihre Vollkommenheit hochgeehrt, den festen Kern der Gemeinde und die Vermittlung zwischen den Unmündigen und dem vollkommenen Buddha. Als Hilfsmittel zur Tugendübung sind die fünf Pflichten Jedermann eingeschärft: kein lebendiges Wesen zu tödten, nicht zu stehlen, nicht der Wollust zu fröhnen, nicht zu lügen, aller berausenden Getränke sich zu enthalten. Dazu kommt die Almosenspende, besonders an die Priester. Den Priestern, die in mancherlei Ehrengraden sich abstufen, liegt die Bestattung der Todten, das Predigen, sowie der Unterricht der Jugend ob, während Gebete und Opfer von den Laien selbst dargebracht werden. Es sind eine ganze Masse heiliger Bücher vorhanden, eine Art buddhistischer Bibel bildend, welche auch vielfach ganz so angewandt wird, wie der Prediger des Evangeliums seine Bibel anwendet. Es werden daraus Texte gewählt, Lehren begründet und Thatfachen beurtheilt. Ich habe mich durch buddhistische Bücher selbst von dieser Thatfache überzeugt; da heißt es oft von einem Wort oder einer That eines frommen Buddhisten: „Stimmt dieses nicht mit der Lehre des Buches so und so überein?“ Es gibt ein Buch vom Gesetz, ein Buch über den Himmel, ein Buch über die Hölle u. dgl.; das Volk hält diese Bücher sehr in Ehren.

Da träumte es z. B. einmal einem gottlosen Menschen, er sei in der Hölle; und weil nun diese erträumte Hölle gerade so aussah, wie das Buch von der Hölle lehrt, bekehrte er sich zum Buddhismus. Neuerdings legen sich die Priester aufs Predigen und aufs Besuchen der Leute, weil sie sehen, wie die Missionare dadurch reizende Fortschritte machen im Gründen von christlichen, gottgeweihten Gemeinden. Aber die buddhistische Predigt ist den meisten Leuten ein laßnes Pferd — sie verstehen das weitgeschweifige Gewälz ihrer halbchinesischen Priester nicht.

Im Vorstehenden habe ich den Buddhismus fast ausschließlich so geschildert, wie ich ihn aus japanischen Büchern und aus eigener Anschauung kennen gelernt habe. Viele Dinge sind mir dabei noch räthselhaft. Welches sind eigentlich die Götter des Buddhismus in Japan? Sind es nicht im Grunde nur unbekannte Irr- und Algeistern? Und doch predigen die Priester immer von Gebetskraft und Gotteskraft; ja sie sagen gerade heraus: dieser Mensch so und so war nicht fromm in eigener Kraft; es war die Aider-Kraft (d. h. Gotteskraft), welche ihm so ein frommes Leben ermöglichte. Wie wir auf den Herrn Jesum hinweisen, so weist der Buddhistenpriester auf die tiefe Gnade und Liebe seines Buddha hin. Und unter Thränen und Bekenntnissen befehrt sich der reumüthige Sünder. Darum habe ich anfangs gesagt, daß ich den Buddhismus für eine eigentliche Religion und für die beste Japans halten muß bei allem Irrthum und Räthselhaften, welche daran haften. Zutreffend sagt darüber Jemand: „Daß ein so trostloses Religions-system, auch wenn es nicht in der Praxis noch tausend Verunstaltungen erfahren würde, in der großen Masse der ostasiatischen Völkerwelt so allgemeine Aufnahme finden und in ihr so festen Halt gewinnen konnte, müßte das seltsamste Räthsel sein, wenn nicht das Heidenthum überhaupt ein Räthsel wäre.“

„Zwölf Jahrhunderte nach dem Auftreten ihres Stifter's fand die buddhistische Lehre durch Vermittlung von Korea auch Eingang in Japan. Im Jahr 552 kam eine ganze Schaar von Aerzten, Wahrsagern, Astronomen und Mathematikern von dorthier an. Diese waren zugleich die ersten Missionare des Buddhismus, welche nach Japan kamen. Sie brachten buddhistische Bücher, Bilder, Rosenkränze, Altargeräthe, Weggewänder als Geschenke an den kaiserlichen Hof, wo all' diese neuen Dinge sorgfältig aufgehoben wurden. Bald wurden im kaiserlichen Palaß selbst buddhistische Gottesdienste gehalten, neue Missionare wurden eingeladen, und schon im Jahr 624 zwei Bonzen als eine Art Papst und Vizepapst von Amtswegen anerkannt. Das Meisterstück priesterlicher Klugheit aber wurde im Anfang des neunten Jahrhunderts ausgeführt, als ein gewisser Kobo, der drei Jahre in China studirt hatte, eine Art Versöhnung zwischen dem alten Nationalglauben und dem fremdländischen Buddhismus zu Stande brachte und dadurch auch den besten Patrioten die neue Art von Frömmigkeit annehmbar machte. Dieser japanische Philo stellte nemlich die Lehre auf, daß die Schinto Gottheiten nichts als Erscheinungen Buddha's in japanischem Gewande und auf japanischem Boden seien. Damit war der Sieg des Buddhismus entschieden. Ins Volk wurde derselbe aber erst durch die Missionsbestrebungen zweier Männer, Schinran und Nishikiren, gebracht, welche eigentliche Apostel der neuen Lehre wurden. Alles zusammengekommen kann man sagen, daß es 900 Jahre brauchte, bis ganz Japan zum Buddhismus bekehrt war. Was Japan noch heute ist, das hat es zum größten Theil der anregenden, befruchtenden, ausgleichenden, einigenden Wirkung des Buddhismus zu verdanken.“ (Fortsetzung folgt.)

## Der stolze General.

Erzählt von D. Gwalb.

In einem Lande weit fort im Osten wohnte einst ein mächtiger König, der Herrscher einer großen heidnischen Nation. Dieser König hatte einen Lieblings-General, ein Mann, welcher ein großes militärisches Talent besaß und schon viele und große Siege für sein Vaterland errungen hatte, so daß ihn sein Fürst als Belohnung zum Befehlshaber seiner ganzen Armee erhoben hatte. Aber dieser erfolgreiche General wurde von einem Feinde angegriffen, den er nicht besiegen konnte. Dieser Feind war eine schreckliche Seuche, welche jenem Lande eigen und bei dem Namen Ausatz bekannt war. Kein Arzt konnte diese Krankheit heilen. Der General und seine Familie waren darüber hoch betrübt. Sein König grämte sich ebenfalls über das Schicksal seines Lieblings-Offiziers und alles, das Geld und Macht verschaffen konnte, wurde herbeigebracht und zu seiner Wiederherstellung verwendet; aber Alles war umsonst, und er hatte keine andere Aussicht als die, als ein elender Ausätziger leben und sterben zu müssen.

Die Gemahlin des Generals hatte eine kleine Dienstmagd, welche aus ihrer Heimath, wo der wahre Gott angebetet wurde, weggeschleppt worden war. Diese bemitleidete den kranken großen Mann, und eines Tages wagte sie es zu ihrer Herrin zu sagen:

„Ich kenne einen Mann, der meinen Herrn heilen könnte. O ich wünsche, er könnte ihn consultiren!“

„Wer ist er, und wo wohnt er?“ fragte die Herrin begierig.

„In der großen Stadt meines Vaterlandes, Madame.“

„Was für ein Arzt ist er, und von welcher Art sind die Medicinen, welche er gebraucht?“

„Er ist gar kein Arzt, Madame, sondern ein Prophet, und Gott hilft ihm Wunder zu thun.“

„Hat er je Ausatz geheilt?“

„Ich kann nicht sagen, daß er je irgend Jemand geheilt hat, aber ich weiß, daß er vermögend ist, denn er hat schon viele Dinge verrichtet, die ebenso schwierig waren.“

„Welche Dinge?“

„Er hielt einen Strom auf, bis er ihn gekreuzt hatte! Er machte eine bittere Quelle süß! Er machte einen Topf voll vergifteter Suppe genießbar! Er bewerkstelligte es, daß ein Krug voll Del einer Wittve eine Anzahl Krüge füllte, so daß sie dasselbe verkaufen und ihre Schulden bezahlen konnte. Er machte einen kleinen todtten Knaben wieder lebendig.“

„O, wie konnte er das zu Wege bringen?“

„Er ist ein Prophet, Madame, und ein Prophet in meinem Vaterlande kann vorher sagen, was geschehen soll, und kann thun, was kein König, Arzt oder General zu Wege bringt.“

„Der General muß zu ihm gehen,“ sagte die Frau, „es kann für den Propheten nicht schwerer sein Jemand vom Ausatz zu heilen als einen Knaben vom Tode zu erwecken.“

Diese wundervollen Geschichten kamen dem Könige zu Ohren, und weil es ihm sehr darum zu thun war, das Leben seines Lieblings zu verlängern, entschloß er sich sogleich ihn nach jenem Lande, wo der Prophet war, zu schicken. So gab er ihm dann eine prächtige Kutsche, eine Truppe Reiterei und Diener als Begleiter und eine große Anzahl Feierkleider nebst einer Summe von \$20,000 in Silber und \$6000 in Goldmünzen, schickte

ihm auch einen Empfehlungsbrief an den König jenes Landes und schickte ihn fort. Nun kann aber nicht jeder König einen guten Brief an einen Fremden schreiben, und als am Ende seiner Reise der General sich mit dem Brief dem fremden König präsentirte, erwies sich das Schriftstück so fehlerhaft und kurz, daß es bald zu Unannehmlichkeiten geführt hätte. Der Inhalt war ungefähr wie folgt: „König so und so, dies ist mein General so und so; er hat den Ausatz, und ich habe ihn zu Dir gesandt, ihn zu heilen.“

Der König hätte fast geflucht, als er den Brief las und zerriß wirklich seine Kleider vor Aufregung. „Wie unvernünftig!“ rief er aus; „ich wundere, ob er meint ich könne Wunder thun? Einen Ausätzigen zu heilen! Er hat es nicht erwartet. Er sucht nur Ursache um Krieg mit mir anzufangen, und dieser General ist ein Spion.“

Es war große Gefahr vorhanden, daß die Sache mit einem Krieg, anstatt mit einer Kur ende.

Ein Glück war es für den General, daß der Prophet von ihm und dem seltsamen Zweck seines Besuchs hörte und nach ihm sandte. Der General zog mit seiner prunkvollen Karosse nach der Wohnung des Propheten. Jener aber kam nicht heraus, um ihn zu empfangen, ja selbst nicht an die Thür, um ihn zu sehen, sondern schickte seinen Diener hinaus und ließ ihm sagen, er müsse sieben Mal in dem Flusse des Landes, der aber noch viele Meilen entfernt war, schwimmen. Bis zu dieser Zeit hatte sich der stolze General beherrscht. Es muß höchst unangenehm für ihn gewesen sein die lange Reise zu machen, die Schmerzen seiner Krankheit auszustehen und dann für einen Spion gehalten zu werden. Jedoch so lange ihm die Hoffnung einer Kur vorlachte, konnte er alles ertragen. Aber solche Behandlung von dem Propheten war zu viel für ihn. Er gab Befehl, daß der Zug sogleich umdrehen solle und fuhr im größten Zorn von dannen. „Abfurd! Lächerlich! Dieser Prophet ist ein Schwindler!“ rief er aus, sobald er athmen konnte. „Eine solche Kur! Ich hätte nicht so weit zu kommen brauchen, um mich einfach in einem Fluß zu baden! Da hätte ich doch bessere Flüsse in meinem eigenen Lande, in welchen ich mich hätte waschen können. Der Prophet kam 'mal gar nicht heraus, um mich zu sehen. Ich dachte, er würde jedenfalls herauskommen und seinen Gott anrufen und durch großartige Ceremonien die Heilung an mir vollziehen. Aber anstatt dessen schickt er mich auf und ab an den Ufern eines Flusses und befiehlt mir, ich solle mich sieben Mal in seinem trüben Wasser baden. Was kann das helfen? O, muß ich dennoch als ein elender Ausätziger in mein Vaterland zurückziehen, um von all den anderen Generälen ausgelacht zu werden, weil ich auf Anrathen eines dummen Dienstmädchens auf eine Narrenreise geschickt wurde, um bloß von dem berühmten Propheten befohlen zu werden in einem schmutzigen Fluß zu schwimmen!“

Es war wirklich Gefahr vorhanden, daß er heim gehen würde ohne geheilt zu sein, nicht weil das vorgeschriebene Mittel nicht das rechte war, sondern weil er nicht gewillt war, es anzuwenden. Gerade so war schon mancher Sünder zu stolz zu Christi Kreuz für Erlösung zu gehen und ging so in seinen Sünden zu Grunde.



Dieser General jedoch hatte etliche sehr verständige Diener. Einer von denselben wagte es zu ihm zu sagen: „General, das Mittel ist sehr einfach. Warum sollte man es nicht versuchen? Es kann Ihnen ja doch nichts schaden. Hätte der Prophet Ihnen etwas verordnet, was schwierig oder vielleicht gefährlich gewesen wäre zu thun, so würden Sie es gethan haben. Wie vielmehr sollten Sie dieses so einfache Mittel nicht anwenden!“

Des Generals Zorn hatte sich etwas abgekühlt, und er willigte ein. Er fuhr an den Fluß, badete sich siebenmal, und zu seiner großen Freude war er vollständig geheilt. Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. In großer Eile fuhr er zurück nach des Propheten Wohnung und bot demselben eine große Belohnung an. Dieser wollte jedoch nicht das Geringste entgegennehmen. Die Heilung war eine freie von Gott gewesen, und er verkauft nichts an seine Geschöpfe; kein Wunder könnte je mit Geld bezahlt werden.

Nebstdem mußte der Prophet, daß der General mit zwei Nebeln behaftet war, von welchen eins seinen Sitz im Körper und das andere in der Seele hatte; das eine war der Ausfall, welcher, wenn nicht geheilt, den zeitlichen Tod zur Folge hatte, das andere war der Stolz, welcher ihn dem ewigen Tod aussetzte. Es war des guten Propheten Wunsch, daß er von beiden geheilt werde. Sein Körper war gesund, aber seine Seele würde nicht geheilt werden, hätte der Mann Gottes sich bezahlen lassen, denn dadurch würde des Generals Stolz genährt worden sein. Wie die Sache aber jetzt stand, mußte er fühlen, daß er Gott für seine große Güte nicht bezahlen könne, sondern verpflichtet sei, ihm die fernere Zeit seines Lebens zu dienen. Er entsagte sogleich allem Götzendienste seines Volkes und gelobte, nur den wahren Gott anzubeten und das auf immer. Mit einem gebemüthigten und dankbaren Herzen trat er nun glücklich seine Rückreise nach seiner Heimath an.

Der Prophet hatte jedoch einen Diener, dem es nach dem Gelde und den Feierkleidern des Generals gelistete. „Ich

kann nicht einsehen,“ sagte er zu sich selbst, „daß der General — ein so reicher Mann und so willig zu bezahlen — so ungehorsam wieder heimkehren sollte. Da wäre ich doch ein rechter Narr, wenn ich nicht ein nettes Stümchen für mich sicherte,“ und mit einem Schwur machte er sich auf und rannte dem Zuge nach.

Der General sah ihn kommen, hielt seinen Wagen an, stieg ab und lief ihm entgegen. „Alle gesund daheim?“ fragte er. „Ja,“ sagte der Diener, „aber es sind soeben zwei arme Studenten der Theologie zu meinem Herrn gekommen, und er hätte gerne Kleider und etwas Geld für sie.“ Dieses war jedoch alles erlogen, aber der General hatte nicht den geringsten Verdacht, und er gab ihm sogleich einen Anzug für jeden Studenten und nebstdem noch drei oder vier tausend Dollars in Bar. Der Diener machte sich dann wieder auf den Rückweg mit seinem Plunder und war höchst vergnügt über seinen Reichtum. Er versteckte das Geld und die schönen Kleider und dachte, Niemand würde wissen, auf welche Weise er diese Werthsachen an sich gebracht habe. Jedoch sobald er in das Haus kam, fragte ihn der Prophet: „Wo bist du gewesen?“ „Ich bin nirgends gewesen, mein Herr,“ sagte der lügenhafte Diener. „Ah, wußte ich nicht, wie du dem General folgtest, und wie er dir entgegen kam, und was du von ihm erzieltest? O du falscher, habgütiger Mensch! Der Ausfall, von dem der General geheilt wurde, soll für immer auf dir und deiner Familie haften.“ Der elende Diener ging hinaus vom Angesichte seines Herrn voller Ausfall. So läßt auch jede Lüge und jede unehrliche Handlung einen Ausfall auf der Seele zurück.

Aber der General ging in sein Vaterland ein neuer Mensch, und das kleine Mädchen hatte die Freude zu wissen, daß alles, was sie gesagt hatte, sich als wahr erwiesen habe. Obzwar sie nur ein kleines Sklavenmädchen war, so wußte sie doch, weil sie den wahren Gott kannte, was für den General mehr werth war, als alles Wissen der Aerzte und großen Männer jener heidnischen Nation.

## „Näher, mein Gott, zu dir!“

Vom Editor.

**D**as war ursprünglich die Sprache und der Herzenserguß der Frau Sarah Flower Adams, geboren in Cambridge, England, im Februar 1805. Die Geschichte dieser Dame war bis jetzt dem Volk, das ihr Lied schon nahezu ein halbes Jahrhundert doch so hochschätzte, verhältnißmäßig nur wenig bekannt. Ihr Vater war Editor einer wöchentlichen Zeitschrift in Cambridge; ihre Mutter eine Frau von hoher Begabung und feiner Bildung. Sie selbst war die Jüngste unter ihren Geschwistern. Von Jugend auf kannte man sie als eine Person, die immer einen sehr gesunden Geschmack in der Literatur an den Tag legte. In späteren Jahren hingegen zeichnete sie sich auch durch Ernst und Eifer im Christenthum rühmlichst aus. Sie schrieb fleißig, beides Poesie und Prosa, für die Zeitschriften jener Zeit; und ihre Kritik über Kunst wurde sehr geschätzt und mit großer Rücksicht entgegen genommen. Frau Adams heirathete jung. Sie hatte eine schwächliche Constitution, allein trotzdem hielt sie unter mancherlei körperlichen Leiden dennoch ihre Feder beständig im Gang, ihre Gedanken

und ihr Schreiben immer auf das Höhere, Himmlische richtend. Zu welcher Zeit und unter welchen Umständen Frau Adams gleichsam die Inspiration für das ausgezeichnete Lied bekam, dessen Echo seither fast auf der ganzen Erde wiederhallte, ist nie bekannt geworden. Allein, man vermuthet, daß es in einer Zeit besonderer Trübsale entstand, wo ihr Geist unter dem Drucke der Sorgen sich über alles Irdische siegreich empor-schwang. Sie wird es kaum geahnt haben, daß ihr Lied, vielleicht durch alle kommenden Zeiten hindurch in den Gottes-häusern, wie in der trauten Heimath, erschallen werde. Es wurde im Jahre 1841 in England, in einer Sammlung geistlicher Lieder, herausgegeben von Herrn Fox, zum erstenmal publizirt. Bald erschienen die lieblichen Reime jedoch in verschiedenen Sammlungen und wurden überall mit großer Freude empfangen. Und gegenwärtig kann fast jeder Christen-mensch, jung oder alt, die herrlichen herzerhebenden Verse auswendig. Und selbst in Ländern, wo das Panier des Kreuzes noch nicht so allgemein aufgepflanzt ist, da erfreut sich

das Lied einer eben so großen Bekanntschaft und Beliebtheit. „Letztes Jahr,“ sagt Dr. Cuyler in seinem *Herzensleben*, „als die Professoren Smith, Hitchcock und Park ihren Weg nach dem Fuße des Libanon hinabwandten, gewahrten sie eine kleine Gruppe syrischer Studenten, in Reih und Glied stehend, welche mit freudigen Blicken das betreffende Lied sangen. Es waren Studenten aus dem neuen Collegium von Beirut zu Abieh. Sie sangen es, versteht sich, in der arabischen Sprache. Als die Professoren näher traten, ertönte der schöne Vers sanft durch die leicht bewegte Abendluft:

Näher, mein Gott, zu dir,  
Näher zu dir!  
Wenn auch des Kreuzes Last  
Lieget auf mir,  
Doch will ich singen hier:  
Näher, mein Gott, zu dir,  
Näher zu dir!“

„Ich bin nicht sehr leicht zum Weinen zu bringen,“ sagte Professor Hitchcock, als er den seltenen, rührenden Auftritt beschrieb, „aber ich muß gestehen, daß, als wir durch die Reihen dieser syrischen Jünglinge ritten, da wurden mir unwillkürlich meine Augen doch ein wenig feucht.“ „Und,“ fährt Dr. Cuyler fort, „wenn es den hingeschiedenen, seligen Menschengeistern erlaubt ist, die Vorgänge auf Erden zuweilen zu beobachten, so mögen wir uns vielleicht vorstellen, mit welcher Wonne der verklärte Geist der Sarah Flower Adams ihren Herzensgesang erschallen hörte im Lande der heiligen Geschichte.“ Wer das Lied ins Deutsche übertragen hat, ist uns unbekannt, aber jedenfalls hat der geschätzte Uebersetzer dadurch dem deutschen Volk einen segensreichen Dienst gethan. Das Plätzlein, welches dem Lied in unserem neuen Gesangbuch angewiesen ist, hätte sicherlich nicht besser verwendet werden können.

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XIII. Section: Religiöse Institutionen der Bibel — Stiftshütte.

Eine religiöse Institution ist im Grunde nichts anders, als die Verwirklichung einer religiösen Idee und sittlicher Kraft. Die große religiöse Hauptidee ist die Erlösung. Aus ihr sind alle biblischen Einrichtungen entsprungen. Was der Erlösungs-idee von Anfang an Kraft, Leben und Sieg verlieh, war der sie durchdringende Geist Gottes. Wie er bei der Schöpfung schon thätig war (auf den Wassern brütete), so auch später nicht minder bei der Erlösung. Aus dem Erlösungsplan, vollführt in der Fülle der Zeit, durch Jesum Christum und durch die Kraft des heiligen Geistes ist hervorgegangen: Das Wort der Wahrheit, das selig machen kann Alle, die daran glauben. Dann ist aber auch die Kirche, ein Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit, entstanden. Durch die allmähliche Entwicklung des herrlichen Erlösungswerkes: dem Menschen den rechten Begriff mitzutheilen, ihn zur Annahme vorzubereiten, und damit er es unter Gottes Beistand auch endlich verkündige, traf Gott mancherlei Einrichtungen. Diese sind zunächst bildlich, der Schatten des kommenden Wesens; dann auch mittheilender, fördernder Natur; wiederum haben sie das Gepräge alter Denkmäler und erinnern an die Thaten, die sowohl im alten, als neuen Bund geschahen.

Da gibt es Institutionen, die von Orten und Organisationen, andere von Zeiten und Festen, wieder andere, welche von Personen und Aemtern, und noch andere, die von Ceremonien und allerlei Vorschriften handeln und dergleichen mehr. Die älteste religiöse Institution ist vielleicht der Altar. Das Material desselben bestand aus Erde (2. Mose 20, 24.) oder aus Stein (2. Mose 20, 25.; 3. Mose 8, 31.). Er ist ein Sinnbild göttlicher Verehrung, besonders durch die darauf gebrachten Opfer. In jeder Religion findet man den Altar, Cain und Abel pflegten ihre Gottesdienste an einem dieser Altäre, wie sie vermuthlich von Adam zu thun gelehrt waren (1. Mose 4, 3. 4.). Noah baute dem Herrn einen Altar (1. Mose 8, 30.). Ebenfalls Abraham (1. Mose 12, 7.; 13, 4.; 22, 9.). Und Isaac (1. Mose 26, 25.); auch Jakob (1. Mose 33, 20.; 35, 1. 3.) und Moses (3. Mose 17, 15.). Der Altar war eigentlich

gleichsam der Kern des jüdischen Cultus und der Hinweis auf bessere Dinge in dem christlichen Haushalt. Die Stiftshütte ist die Entwicklung der Altaridee, und wurde zu allererst in der Wüste am Berge Sinai 1490 Jahre vor Christo aufgerichtet. Die Herstellungskosten derselben wurden zum größten Theil durch freiwillige Beiträge des Volkes zusammengelegt und betrugen mit Einschluß der Gewänder für die Priester wahrscheinlich nicht weniger als anderthalb Millionen Thaler; und dennoch war die Opferwilligkeit des Volkes so groß, daß ihre Gaben für den Zweck mehr als ausreichend waren und Moses im Lager ausrufen ließ: „Niemand thue mehr zur Hebe des Heiligtums.“ Und „da hörte das Volk auf zu bringen.“ (2. Mose 36, 5. 6.) Allein der Werth der edlen Metalle, welche zum Bau der Stiftshütte verwandt wurden, muß ungeheuer gewesen sein. Die heilige Schrift gibt das Gewicht des Goldes, Silbers und Erzes, welches verbraucht worden ist, genau an (2. Mose 38, 24-29.) und Dr. Kitto schätzt den Werth desselben, nach unserm Gelde, auf nahezu eine Million dreimalhundert Tausend Thaler. Das Holz, welches zum Bau verwendet worden, muß äußerst dauerhafter Art gewesen sein, es geht dies aus der Thatfache hervor, daß diese Stiftshütte das Haus war, um welches herum die Israeliten anbeteten, bis David die Bundeslade von Kirjath-Jearim nach dem Berge Zion bei Jerusalem bringen ließ (1. Chr. 14, 5-14.; 16, 1-28.) und wo sie sich versammelten, bis Salomo den Tempel erbaute (2. Chr. 1, 3.) ein Zeitraum von 487 Jahren. Luther nennt es „Föhrenholz.“ Man nimmt jetzt allgemein an, daß dasselbe zur Gattung der Azazien gehört hat. Dr. Kalisch übersetzt das ebräische Wort immer mit „Azazienholz.“

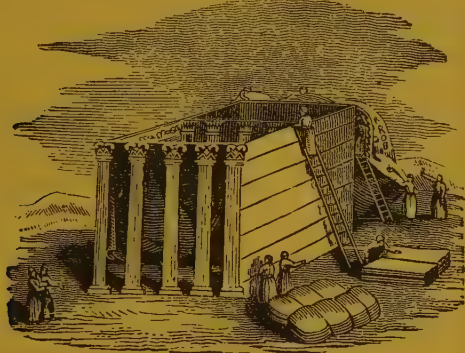
Der göttliche Baumeister gibt das Maß in Ellen an. Die Gelehrten sind sich über die genaue Länge der ebräischen Elle nicht einig. Nach den besten Autoritäten wird sie um ein Geringes kürzer, als unsere Elle gewesen sein.

Das Gebäude bestand aus zwei Abtheilungen (2. Mose 26, 33.; 3. Chr. 9, 1-3.) und einem unbedeckten Vorhofe (2. Mose 27, 9.). Die erste Abtheilung hieß das „Heilige“ (3. Chr. 9, 2.; 2. Mose 26, 33.); die zweite das „Allerheiligste“ (2. Mose 26, 33.; 3. Chr. 9, 3.) Diese letzte Abtheilung hatte ihren Namen von dem Umstande, daß die Wolke, durch welche Jehovah



seine Gegenwart offenbarte, in derselben auf „dem Gnadenstuhl“ ruhte (3. Mose 16, 2.), augenscheinlich durch das Dach hernerdesteigend.

Der Vorhof war von sechzig Säulen eingeschlossen (2. Mose 27, 10–16.). Ihre Knäufe waren von Silber, ihre Schäfte von Erz, und ruhten auf ehernen Füßen (2. Mose 27, 10, 11, 17, 18.). Sie wurden durch Schnüre befestigt, welche von den Knäufen bis zur Erde reichten und zu beiden Seiten mit ehernen Nägeln zu diesen hineingetrieben wurden (2. Mose 27, 19.). Außerdem scheinen sie noch durch silberne Stangen oder Ringe, welche die Knäufe untereinander verbanden, befestigt gewesen zu sein. Von den Knäufen herab hing ein Vorhang von gewirnter, weißer Seide (2. Mose 27, 9, 11, 12, 14, 15.), wahrscheinlich netzartig gearbeitet, so daß die draußen stehenden Stämme die Vorgänge drinnen beobachten konnten; indem keinem andern, als dem dienstthuenden Stamme erlaubt war, sich der Wohnung des Allerhöchsten über den Altar im Vorhofe hinaus zu nähern. Ein gestickter Vorhang, von ausgezeichneter Schönheit, aus gelber, scharlachener, rosinrother und gewirnter weißer Seide kunstvoll gearbeitet, hing im Mittelpunkt von den vier Säulen, an der Ostseite, herab, und bildete den Eingang (2. Mose 27, 16.).



Die Stiftshütte.

Wir gehen jetzt zur Beschreibung der eigentlichen Stiftshütte über, von welcher wir eine Zeichnung, ohne Ueberdachung, geben, damit um so besser ihre innere Einrichtung gesehen werden kann. Die heilige Schrift sagt, daß sie aus Sockel- (Füßen), Brettern, Säulen, Vorhängen und Decken bestand.

Es wird am besten sein, wenn wir mit der Bedachung beginnen—deren vier waren. Die äußere bestand, nach Luthers Uebersetzung, aus Dachsfellen (2. Mose 26, 14.). Diese Umschreibung des ebräischen Wortes ist indeß von den Gelehrten verworfen worden. Alle unsere Uebersetzer scheinen es sehr schwierig gefunden zu haben, das Thierfell, welches im Ebräischen gemeint ist, richtig zu bezeichnen. Die besten Autoritäten sprechen sich zu Gunsten des Seehunds-felles aus, welches vielfach als Zeltbaldach benützt wird.

Die zweite Decke, heißt es, seien rothgefärbte Widderfelle gewesen. Die folgende, dritte, in der heiligen Schrift Teppich genannt, war aus Ziegenhaar gemacht. Sie bestand aus elf Theilen; sechs davon waren so zusammen gefügt, daß sie den einen Teppich bildeten und die übrigen fünf den andern. Wenn diese beiden großen Teppiche auf die Hütte gelegt wurden, bildeten sie eine einzige Decke, indem sie mit fünfzig Schleislein (d. h. Häkchen oder Knöpfe) von Erz mit einander verbunden wurden (2. Mose 26, 11.).

Die letzte, gleichfalls Teppich genannt, war mit blauer Seide, Rosinroth, Scharlach und gewirnter Seide auf Lein-

wand gestickt. Es waren auch goldene Cherubim darauf (2. Mose 26, 1.). Dieser Teppich bestand aus zehn Theilen, von denen je fünf einen Teppich bildeten (2. Mose 26, 3.). Diese beiden großen Teppiche waren ebenfalls so eingerichtet, daß, wenn sie auf die Hütte gelegt wurden, sie eine einzige Decke bildeten, indem sie mit fünfzig Schleislein von gelber Seide und fünfzig goldenen Hefen aneinander geheftet wurden (2. Mose 26, 4, 5.).

Die heilige Schrift erzählt uns, daß die, welche verständige Weiber waren, gelbe Seide, Rosinroth, Scharlach, weiße Leinwand und Ziegenhaare spannen (2. Mose 35, 25, 26.), und daß die weisen Männer Teppiche wirkten (2. Mose 36, 8.).

Drei Wände der Stiftshütte waren aus mit Gold belegten Brettern aufgeführt—zwanzig bildeten die Nordwand (2. Mose 26, 20.); zwanzig die Südwand (2. Mose 26, 18.) und die westliche Rückwand (2. Mose 26, 22, 23.). Jedes Brett ruhte auf zwei schweren, silbernen Klößen, Füße genannt (2. Mose 26, 19, 21, 25.). Die Bretter wurden mittelst zweier Zapfen in die Klöße, in welchen sich entsprechende Löcher befanden, eingelassen (2. Mose 26, 17.).

An jedem Brette scheinen vier goldene Ringe gewesen zu sein (2. Mose 26, 29.). Die Bretter wurden durch hölzerne Niegel, die ebenfalls mit Gold belegt waren, und die durch die Ringe von einem Ende bis zum andern hindurch geschoben wurden, zusammengefügt (2. Mose 26, 27.), während, wie es scheint, ein anderer Nagel mitten durch die Bretter selbst hindurch getrieben wurde (2. Mose 26, 28.; 36, 33.).

An der Westseite waren die Ecken unten und oben durch Klammern an einander befestigt (2. Mose 26, 24.). Auf diese Weise waren drei Wände gebildet, so fest, als man sie sich nur denken kann.

Durch Stricke, welche zwischen dem obern Ende eines jeden Brettes und draußen fest in die Erde getrieben, ehernen Zeltpfählen gespannt waren, wurden die Seitenwände verhindert, nach innen zu fallen (2. Mose 38, 20.). Daß sie nicht nach außen fallen konnten, verhielt die beträchtliche Gewichte der Bedachung.

Wir haben oben gesagt, daß die Stiftshütte in zwei Räume abgetheilt war, das Heilige und das Allerheiligste.

Vor dem Eingange zum Heiligen hing, an goldenen Haken befestigt, von fünf vergoldeten, hölzernen Säulen ein Vorhang herab. Derselbe war wahrscheinlich demjenigen, vor dem Eingange zum Vorhofe in jeder Hinsicht gleich. Diese Säulen ruhten auf ehernen Klößen, Füße genannt (2. Mose 26, 36, 37.). Indem sie diesen Vorhang in die Höhe hoben, traten die Priester in das „Heilige.“ Hier verrichteten der Hohepriester und die Priester täglich ihr Amt.

Das „Allerheiligste“ war von dem „Heiligen“ durch vier vergoldete hölzerne Säulen, von denen ein an goldenen Haken befestigter Vorhang herabhing, getrennt. Dieser Vorhang war auf Leinwand blau, rosinroth und scharlach gestickt. Goldene Cherubim waren darauf gestickt (2. Mose 26, 31, 32.), so daß er dem Teppich, der zur Decke diente, glich (2. Mose 26, 1.). Es war ein ähnlicher Vorhang, der im Tempel zu Jerusalem das „Allerheiligste“ vom „Heiligen“ trennte und auf wunderbare Weise in zwei Stücke zerriß, von oben an bis unten aus (Matth. 27, 50, 51.), als unser großer Hohepriester Jesus (Ebr. 3, 1.), der sein Blut am Kreuze Gott opferte zur Vergebung unserer Sünden (Ebr. 9, 14.; Matth. 26, 28.), zeigte, daß er dadurch allen Gläubigen die Thür zum wahren „Allerheiligsten“ weit geöffnet habe (Ebr. 10, 19.). Der Apostel gebraucht diesen Vorhang als ein Symbol des Leibes Jesu in

jener Stelle der heiligen Schrift, wo er sagt: „So wie wir denn nun haben, liebe Brüder, die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu, welchen er uns zubereitet hat zum neuen und lebendigen Wege, durch den Vorhang, das ist, durch sein Fleisch“ (Ebr. 10, 19. 20.).

Die vier Säulen, an welchen der Vorhang hing, ruhten auf silbernen Klöken, Füße genannt (2. Mose 26, 32.). Im Ganzen waren 165 von diesen Füßen vorhanden. Die 60 unter den Säulen des Vorhofs waren von Erz (2. Mose 27, 10–16.). Die 5 unter den Säulen am Eingange zum „Heiligen“ waren ebenfalls von Erz (2. Mose 26, 37.). Die 4 unter den Säulen am Eingange zum „Allerheiligsten“ waren von Silber (2. Mose 26, 32.). Die 96, welche das Fundament der Bretter bildeten, waren gleichfalls silbern (2. Mose 26, 19–21. 25.). Indem er den Vorhang aufhob, betrat der Hohepriester das „Allerheiligste.“

### Die Reserve-Armee der Kirche.

Das ist die Sonntagsschule. Sie gehört zur großen kirchlichen Familie, steht unter ihrer Administration und als in derselben geboren, erzogen und herangewachsen, erwartet man mit vollem Recht, daß dieselbe die große Feld-Armee der Kirche in Zukunft zieren, unterstützen, verstärken und die Verlustliste decken werde. Die Kirche Jesu hat besonders zu dieser unsrer Zeit gewichtvolle Aufgaben und harte Kämpfe zu bestehen, und denselben Rechnung zu tragen, nemlich: Die Welt zu Jesu zu leiten, ihr Licht zu sein, das Evangelium des großen Königs in Allen Stücken zu beleben, ihn zu erhöhen, zu verehren, in dem großen Haushalte, wo und wie ihr Meister es auch immer verlangen mag. Daneben hat die Kirche den alten bösen Feind, von dem Luther in seinem „Ein feste Burg ist unser Gott“ singt, zu bekämpfen; gegen sein ganzes finsternes Höllen- und Nachtreich im Felde zu liegen und Blut und Leben für ihren König und sein Reich zu wagen. Diese bestehenden Verhältnisse der Kirche werden immer mehr oder weniger dieselben sein, so lange ihre Triumphlieder noch mit dem Toben der Welt und des Reichs der Finsternis vermengt sind. Der Kampf mag sich noch mehr steigern und entwickeln, bis ihr König mit allen Heiligen erscheinen wird, um Gericht zu halten; wo dann das bisherige Streiterkleid abgelegt und ein neues Gewand, das Siegeskleid, sie auf ewig schmücken wird. Aus diesem ist leicht ersichtlich, welche große Aufgaben zu jeder Zeit unsren jeztigen Reservisten (Sonntagsschülern) zur Lösung übertragen werden müssen. Wir wissen auf Grund der Verheißung, die nicht trüget: *Christi Reich wird siegen!* Ueber diesen Punkt wollen wir uns keine weiteren Gedanken machen, aber — wir wollen loyale Patrioten sein, und der König soll uns zu seinen Kämpfern zählen! Wir wollen unsrem Meister gegenüber mit Ruth sprechen: „Rede mir nicht daren, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehre.“ Petri Wort sei unser Feldgeschrei: „Du hast Worte des ewigen Lebens!“ Während die Kirche zu Felde liegt, daß es glänzt, wie der Tauben Flügel, muß auch die Reserve in Bereitschaft gebracht und zum offenen Felddienst ausgebildet werden. Dazu braucht man die erfahrensten, tapfersten und treuesten Offiziere. Ist das Gegentheil der Fall, so wird die Hoffnung auf die Reserve „zu Schand und Schaben.“ Geübt, mit den Gefahren des offenen Kampfes wohl Vertraute, oder Solche, die fest entschlossen sind, täglich an Erfahrung und Erkenntniß reicher zu werden, sind dazu am tauglichsten.

Theurer Superintendent! Sieh in Gottes Namen doch ernst-

lich dazu, daß die dir anvertraute, köstliche Reserve nur durch treue Jünger Jesu eingeeilt wird. Sei selbst ein Mann voll Glaubens und heiligen Geistes. Bruder! Schwester! Wer du immer bist — du hast ein Talent für Gottes Reich zu wirken und den großen allgemeinen Sieg einstens mitzufeiern. Weigere dich nicht, die große Kinderschaar, die Reserve, zu unterrichten, zu unterweisen. Sonntagsschulen! Stellt eure ausgebildeten Reservisten von Zeit zu Zeit unter die Fahne der Kirche, daß sie weitere, nützliche Verwendung finden. Laßt sie nicht desertiren, oder sonst verdorben und zum Kriegsdienst untauglich werden. Gebt gute Kost, passende Kleidung und Uniform, übt sie in den Waffen unserer Ritterschaft, haltet gute Zucht. Durch den Geist der Liebe und des Ernstes setzt Euch selbst zum guten Exempel, und es wird die Zeit kommen, wo ein Reservist nach dem andern in die Armee der Kirche eintreten wird. Ein Haupterforderniß, sich dort nützlich zu machen, ist gründliche Befehrung. Darauf sollte jedes S. Schuloffiziers Abticht gerichtet sein. Nur dieser eine Zweck ist der edlen S. Schulsache völlig würdig. „D.“ seufzt jezt mancher Lehrer und Lehrerin, „hätte ich's mit allen meinen Schülern doch so weit gebracht!“ Nun, zur Ermunterung sei dir gesagt: Arbeite nur im Glauben und mit Gebet. Thue das Deine, Gott wird sicher das Seine thun, und deine Treue lohnen. Zum Schluß noch eine kurze Erzählung:

Ein sehr frommes, junges Mädchen lehrte eine Klasse in der S. Schule. Durch Ernst, Treue und Freundlichkeit gewann sie bald die Herzen der Kinder, und alle nach einander bekehrten sich zu Gott. Man hat sie dann bald eine andere Klasse zu nehmen, welches sie auch selbstverständlich ohne allen Widerspruch that. In dieser Klasse war nun kein einziges bekehrtes Mädchen, aber es dauerte nicht sehr lange, so lagen sie alle zu den Füßen ihres gekreuzigten Heilandes. Wieder wurde ihr von dem umsichtigen Superintendenten eine andere Klasse unbekannter Schüler übergeben, und wieder hatte sie die Freude auch hier den herrlichsten Erfolg ihres Wirkens zu sehen. Da auf einmal rief ihr der Herr zur Ruhe; ihr Feierabend war gekommen — so früh — aber nicht zu früh, denn ihr Werk war vollbracht. Nach ihrem Ende fand man ihr Tagebuch, in welchem folgende Worte unter Anderm Guten zu lesen waren: „Es ist mein fester Entschluß, täglich einmal für meine Schülerinnen zu beten und jede dabei bei Namen zu nennen.“ Weiter zurück: „Ich bin fest entschlossen, täglich einmal für jedes Kind meiner Klasse zu beten und nicht nachzulassen im Bitten und Flehen.“ Und zum drittenmal dieselben Worte, mit dem Zusatz: „Und zuversichtlich auf des Herrn Segen zu hoffen.“ — S. S. Lehrer und Beamter, wie steht es mit der Reserve bei dir? Wird guter Erfolg gesucht und erzielt? Geo. Dtt.

**Erziehung.** — Drei Dinge sind nöthig, um in irgend einem Fach ein Mann zu werden, nemlich natürliche Anlagen, Studium und Übung. — Ein griechischer Dichter verglich die Erziehung mit einer Sichel in der Hand, weil sie Laster aus der Seele ausrottet und Gottesfurcht einpflanzt. — Es ist eine große Unflughheit, Kinder zu einem Stande oder Gewerbe zu bestimmen, ehe man ihre Gemüthsart und Neigungen gehörig kennt. — Wenig lesen und viel denken, wenig reden und viel hören ist der beste Weg, um unsere Kenntnisse zu vermehren. — Viel Schlechtes wird gethan bloß aus Gewohnheit; durch sie wird uns ein gutes Verfahren eben so leicht werden, als ein böses. — Beispiele entschuldigen keine Fehler.



## Sonntagschul-Lektionen.

Zweites Quartal.

## Die Kreuzigung.

## 10. Lektion: Lukas 23, 33-46. — Sonntag den 5. Juni 1881.

33. Und als sie kamen an die Stätte, die da heißt Schädelstätte, kreuzigten sie ihn dafelbst, und die Uebelthäter mit ihm, einen zur Rechten, und einen zur Linken.

34. Jesus aber sprach: Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun. Und sie theilten seine Kleider, und warfen das Loos darum.

35. Und das Volk stand, und sahe zu. Und die Obersten sammt ihnen spotteten seiner, und sprachen: Er hat Andern geholfen, er helfe ihm selber, ist er Christ, der Auserwählte Gottes.

36. Es verspotteten ihn auch die Kriegsknechte, traten zu ihm, und brachten ihm Essig,

37. Und sprachen: Bist du der Juden König, so hilf dir selber.

38. Es war auch oben über ihm geschrieben die Ueberschrift; mit griechischen, und lateinischen, und hebräischen Buchstaben: Dies ist der Juden König.

39. Aber der Uebelthäter einer, die da gehängt waren, lä-

sterte ihn, und sprach: Bist du Christus, so hilf dir selbst und uns.

40. Da antwortete der andere, strafte ihn, und sprach: Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammniß bist?

41. Und zwar wir sind billig darinnen, denn wir empfangen, was unsere Thaten werth sind; dieser aber hat nichts Ungeschicktes gehandelt;

42. Und sprach zu Jesu: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst.

43. Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.

44. Und es war um die sechste Stunde, und es ward eine Finsterniß über das ganze Land, bis an die neunte Stunde,

45. Und die Sonne verlor ihren Schein, und der Vorhang des Tempels zerriß mitten entzwei.

46. Und Jesus rief laut, und sprach: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände. Und als er das gesagt, verschied er.

**Haupttext:** Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen. — Joh. 12, 32.

**Einführung.** — Nach der vorigen Lektion verließ Jesus Jericho und wanderte Jerusalem zu. Am Freitag Nachmittag erreichte er Bethanien, wo er den folgenden Sabbath verweilte. Tags darauf, Sonntag den 2. April, hielt er seinen Einzug in Jerusalem. Montags reinigte er zum zweiten Mal den Tempel. Dienstags weisagte er von der Zerstörung Jerusalems und dem Ende der Welt. Mittwochs verweilte er wahrscheinlich in Bethanien. Donnerstag Abends hielt er das Passahfest und setzte das hl. Abendmahl ein. Kurz nach diesem begann sein Seelenleiden in Gethsemane. Hierauf wurde er von Judas verrathen, von den jüdischen Behörden gefangen und mißhandelt, vom unbeständigen Volke verlassen, durch falsche Zeugen verläumdete, von Petrus verleugnet, aber vom heidnischen Richter für unschuldig erklärt und, von weinenden Frauen und treuen Jüngern umgeben, nach Golgatha geführt.

**Texterklärung.** — Inhalt: Christus, der König aller Könige, wird von seinem Volk erkannt und stiftet die Versöhnung der Welt.

**Der Kreuzigungsact.** — Vers 33. Nach der damaligen Ordnung wurde Christus vor dem Stadthor hingerichtet. Ebr. 13, 12. Der Ort der Kreuzigung ist Golgatha, d. h. Schädelstätte. Diesen Namen hat derselbe wahrscheinlich daher, weil es ein runder, kahler, schädelartiger Hügel war. Nach etlichen Bibelauslegern wird er auch so geheißen, wegen der vielen Schädel, die sich hier befanden. Es war gegen 12 Uhr Mittags, als die Kreuzigung vollzogen wurde. Joh. 19, 14. Der Tod am Kreuze war der schrecklichste Tod, den nur ein Missethäter erleiden konnte; er war höchst schmachvoll und schmerzhaft, und so schimpflich, daß man diese Schande keinem römischen Bürger zufügen durfte, so groß sein Verbrechen auch immer war. Die Kreuzigung geschah auf folgende Weise: Das Kreuz, welches aus einem Pfahle und Querbalken T oder aus zwei Balken X bestand, wurde aufgerichtet, dann zuerst die Füße des Missethäters angenagelt und darnach die Hände. Zu Zeiten wurde jedoch auch das Kreuz auf die Erde gelegt und nach der Annagelung wurde dasselbe aufgerichtet. Bemerkenswerth ist noch besonders, daß Christus in der Mitte von zwei Uebelthätern gekreuzigt wurde. Hierdurch war er 1. Von den Juden als der verdammlichste der Verbrecher hervorgehoben; 2. Wurde dadurch auch Jes. 53, 12. erfüllt; und 3. Ist Christus als der König aller Könige dargestellt, zu dessen Rechten und Linken die ganze Welt gestellt wird.

Das Mitleid unseres Erlösers. — Vers 34. Hier offenbart sich die unendliche Barmherzigkeit Jesu. Seine Liebe siegt

über den Haß seiner Feinde; sein Tod war nicht die Verdammniß der Welt, sondern deren Versöhnung; das Blut des Lebensfürsten, welches hier Golgatha färbte und nekte, redet bessere Dinge, als Abels Blut. In seiner Liebe bittet Christus für seine Mörder. Denn er wußte, daß sie sich unter der Macht der Finsterniß befanden, sie wußten nicht, daß sie in ihm den Messias kreuzigten. Apstg. 3, 17. Christus wird weiter ganz entkleidet. Die Kriegsknechte theilen seine Kleider unter sich. Das Weitere hierüber siehe Joh. 19, 23. 24.; und Psalm 22, 19.

Der Spott der Feinde. — Vers 35-38. Entsetzlich geht's auf Golgatha her. Das Volk befand sich in den Händen ihrer Obersten. Manche Personen aus dem gemeinen Volke waren fast nüchtern geworden — aus ihrem Laumel; allein als ihre Obersten kamen, da entlud sich ihr bitterer Spott aufs neue über das Haupt des göttlichen Dulders. Die heidnischen Soldaten folgen hierauf ihrem gottlosen Beispiel; sie treten an ihn heran und bieten ihm ihren betäubenden Essig, und fordern ihn auf, wenn er doch der König der Juden sei, so möge er sich selber helfen. Die Ueberschrift, wodurch die Juden beschuldigt wurden ihren eigenen König gekreuzigt zu haben, vermehrte nur noch ihre Wuth. Aber Pilatus gab durch diese Ueberschrift in den drei großen Hauptsprachen der civilisirten Welt Jesu seinen rechten Namen und seine rechte Würde. Er ist der König aller Könige. Hier auf Golgatha hat er ein ewiges Königreich gegründet und den glorreichsten Sieg errungen über alle seine Feinde.

Der begnadigte Schächer. — Vers 39-43. „Die Wahrheit läßt sich nicht tödten,“ sagt Geisler. Und dieses verurtheilt sich auch auf Golgatha. Aus der tiefsten Erniedrigung strahlt dennoch seine Gottheit hervor. Verspottet ihn auch die Menge des Volks, vom Obersten bis zum Geringsten, stieß ihn auch die ganze Welt von sich aus, wurde er gleich von allen Jüngern verlassen und von einem sterbenden Schächer verlästert; so brechen sich dennoch die Strahlen seiner Gottesglorie Bahn ins Herz des andern Schächers. Derselbe erkennt sich als einen verlorenen Sünder; aber in Christo sieht und erkennt er seinen Erretter. Und während die ganze Menschheit die Würde Christi in den Staub zu treten sucht, ist er der Einzige, der für seine ehre Eintritt, der das Treiben der ganzen Welt verdammt und sich Jesu Unschuld und Messiaswürde annimmt. Mit viel mehr Bewunderung aber blicken wir auf die erste Offenbarung der schrankenlosen Herrlichkeit der Gnade, wie sie am Kreuze zu walten begonnen hat. Jesus sprach den auf ihn vertrauenden Schächer gerecht, er nahm den verrufenen Räuber zum Mitgenossen seiner Herrlichkeit an; und zwar

ohne weitere Bedingung. Ja wahrlich, ein treuer Hoherpriester! Dem reuigen Schächer wird das Paradies verheißen. Unter diesem Ausdruck wird uns der Ort aller seligen Geister bezeichnet.

**Finsterniß und Tod.**—Vers 44-47. Um drei Uhr Nachmittags verbreitet sich eine schauerliche Finsterniß über das ganze Land. Keine Sonnenfinsterniß war dies; denn es war Vollmond. Die Natur scheint zu trauern und das Werk der Finsterniß mit Nacht zu bedecken. Sicherlich verstummen jetzt die Spötter, ein Schreden ergreift die Feinde Christi, sowie die ganze Schöpfung. Der Vorhang des Tempels, welcher das Heilige vom Allerheiligsten trennte, reißt entzwei. — „Wer beschreibt die Bestürzung der Söhne Aarons?“ — Hiermit ist uns kund gethan, daß Christus mit seinem Blut ins Heiligthum einging, uns mit Gott versöhnt und den Zutritt zum Gnadenstuhle gebahnt. Jesus empfiehlt sodann seinen Geist den Händen des Vaters und stirbt.

**Lehre.**—1. Die Kreuzigung Christi zeigt uns: 1) Die Größe unserer Schuld, und 2) die unendliche Liebe Gottes. — 2. Die Unwissenheit und Blindheit des Herzens ist vielfach die Ursache der Feindschaft gegen Christum. — 3. Der Geist Christi vergibt und bittet für die Feinde. — 4. Alle Sprachen und Zungen können unter dem Scepter Christi ewige Ruhe und Sicherheit genießen. — 5. Christus hat das verschlossene Paradies wieder geöffnet; wer im Glauben sich ihm ergibt und auf ihn traut, wird dasselbe offen finden. — 6. Nachdem Christus gestorben ist, brauchen wir kein Opfer mehr für die Sünde, sondern er ist mit seinem Blut ins Allerheiligste eingegangen und hat eine ewige Erlösung erworben.

**Illustrationen.**—1. Bligableiter. — Gleichwie man einen Bligableiter auf das Haus stellt, um die jagenden Einwohner bei einem Gewitter vor dem Blitz zu schützen, so hat Christus die Blitze des göttlichen Zorns durch sein williges Leiden von der Menschheit abgewandt, und er litt selbst die ihm durch falsche Zeugen aufgebürdete Schuld und Strafe, damit wir als die wirklichen Schuldner frei ausgehen möchten.

2. Das Kreuz, ein Schlüssel. — Damascen vergleicht das Kreuz Christi mit einem goldenen Schlüssel, der uns die Pforte des Paradieses öffnet; Demjenigen aber, der es verachtet, wird es zu einem eisernen Schlüssel, um die Pforte der Hölle vor ihm zu öffnen.



**Wandtafelklärung.** — Hier sieht der Leser in der Mitte der Erdkugel ein Kreuz mit einem Magnet und der Inschrift: Christus. Das soll nicht bloß anzeigen, daß Christus der große Mittler der Welt ist, sondern auch, daß er durch die Anziehungskraft des Kreuzes, gleich einem Magnet, die Menschen von allen Enden der Erde zu sich ziehen und erretten werde. Die beiden Kreuze zur Rechten und Linken deuten auf die mitgekrenzigten Mörder, von welchen einer angenommen, der andere aber verworfen wurde. Sie sind auch zugleich die Repräsentanten der Menschheit: einige nehmen Christus an, andere verworfen ihn. Ein Hauptpunkt in der Lektion bleibt der, sein Tod ist unser Leben. Er starb für uns.

## Der Gang nach Emmaus.

### 11. Lektion: Lukas 24, 13-32. — Sonntag den 12. Juni 1881.

13. Und siehe, zweien aus ihnen gingen an demselben Tage in einen Flecken, der war von Jerusalem sechzig Feldweges weit, des Name heißt Emmaus.

14. Und sie redeten mit einander von allen diesen Geschichten.

15. Und es geschah, da sie so redeten, und befragten sich mit einander; naheste Jesus zu ihnen, und wandelte mit ihnen.

16. Aber ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten.

17. Er aber sprach zu ihnen: Was sind das für Reden, die ihr zwischen euch handelt unterwegs, und seid traurig?

18. Da antwortete einer, mit Namen Kleophas, und sprach zu ihm: Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem, der nicht wisse, was in diesen Tagen darinnen geschehen ist?

19. Und er sprach zu ihnen: Welches? Sie aber sprachen zu ihm: Das von Jesu von Nazareth, welcher war ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten, vor Gott und allem Volk;

20. Wie ihn unsere Hohenpriester und Obersten überantwortet haben zur Verdamnis des Todes, und gekreuziget.

21. Wir aber hofften, er sollte Israel erlösen. Und über das alles ist heute der dritte Tag, daß solches geschehen ist.

22. Auch haben uns erschreckt etliche Weiber der Unsern, die sind frühe bei dem Grabe gewesen,

23. Haben seinen Leib nicht gefunden, kommen und sagen, sie haben ein Gesicht der Engel gesehen, welche sagen, er lebe.

24. Und etliche unter uns gingen hin zum Grabe, und fanden es also, wie die Weiber sagten; aber ihn fanden sie nicht.

25. Und er sprach zu ihnen: O ihr Thoren und trüges Herz, zu glauben allem dem, das die Propheten geredet haben;

26. Mußte nicht Christus solches leiden, und zu seiner Herrlichkeit eingehen?

27. Und fing an von Mose und allen Propheten, und legte ihnen alle Schriften aus, die von ihm gesagt waren.

28. Und sie kamen nahe zum Flecken, da sie hingingen; und er stellet sich, als wollte er weiter gehen.

29. Und sie nöthigten ihn, und sprachen: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget. Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben.

30. Und es geschah, da er mit ihnen zu Tische saß; nahm er das Brod, dankte, brach es, und gab es ihnen.

31. Da wurden ihre Augen geöffnet, und erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen.

32. Und sie sprachen unter einander: Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öffnete?

**Haupttext:** Und sie sprachen unter einander: Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öffnete?—Lukas 24, 32.

**Einleitung.** — Nachdem Jesus am Kreuz seinen Geist den Händen seines Vaters übergeben hatte, wurde sein Leib in die Felsengruft des Joseph von Arimathia gelegt. Hier ruhte er ungefähr 36 Stunden, von Freitag Abend bis Sonntag Morgen. Mit dem Grauen des dritten Tages ereignete sich seine glorieiche Auferstehung. Nach der Auferstehung erschien er den Seinen bis zur Himmelfahrt wenigstens zehn Mal in lebendiger Gestalt. Zum ersten offenbarte er sich der Maria

Magdalena, Mark 16; Joh. 20, 14. Dann erschien er ben andern Weibern, Matth. 28, 9, 10.; dem Petrus, Lukas 24, 34. Den zwei Jüngern in unserer Lektion; den Aposteln in Jerusalem ohne Thomas, Joh. 20, 19. Diese fünf Offenbarungen geschahen am Tage der Auferstehung. Zum sechsten Mal waren die Apostel, mit Thomas unter ihnen, gegenwärtig, Joh. 20, 26-29. Weiter zeigte er sich den sieben Jüngern am galiläischen Meer, Joh. 21, 1. Auch den Aposteln auf



dem Berge in Galiläa, Matth. 28, 16. Manche Ausleger nehmen an, daß auf diesem Berge auch die fünfhundert Brüder mit gegenwärtig waren, wovon Paulus redet 1. Cor. 15, 6. Zum neunten erschien er Jakobus, 1. Cor. 15, 7; und endlich allen Aposteln bei der Himmelfahrt.

**Auslegung.** — I. Der Gang. — Vers 13-14. Es ist Sonntag Nachmittag als unsere beiden Emmaus-Jünger — wahrscheinlich zwei der Siebenzig — still und in sich gehend die 8 Meilen lange, bergige Straße von Jerusalem nach Emmaus ziehen. Hinter ihnen ist Jerusalem in großer Bewegung. Die Schriftgelehrten, Pharisäer und Priester sind in wilder Aufregung und eilen von Haus zu Haus, um das erfommene Gerücht zu bestätigen, daß die Jünger Jesu den Leib ihres Meisters gestohlen hätten. Die kleine, durch die Schrecken des Charfreitags verjagte Jüngerschaft ist gleichfalls in großer Bestürzung. Diefelbe wurde noch vermehrt durch die Botschaft der Frauen. Sie schweben so zu sagen zwischen Furcht und Hoffnung, und empfinden dabei aufs lebhafteste die Wahrheit: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel.“ In dieser Gemüthsstimmung und mit Reden von diesen Dingen beschäftigt, haben unsere beiden Wanderer schon eine Strecke des Weges zurückgelegt, als auf einmal (Vers 15.) Jesus sich als Fremdling ihnen naht. Aber in weiser Absicht Gottes werden ihnen durch ein Wunder die Augen gehalten, daß sie ihn nicht erkennen. Wahrscheinlich hielten sie ihn für einen der Festpilger, der von Jerusalem seiner Heimath zuwandere. Um den beiden Jüngern ihren Zweifel zu bannen und den Glauben zu hellen Flammen anzufachen, offenbart er sich nicht gleich als ihr Meister, sondern er thut durch Oeffnung der Schrift ihnen erst die geistlichen Augen auf. Um auf die Ursache des Kammers ihrer Herzen zu kommen, richtet er Vers 17. die Frage an sie, was denn der Gegenstand ihrer so lebhaften Unterhaltung, und die Ursache ihrer Traurigkeit sei.

Vers 18.—Wahrhaft erhaben ist es nun, wie sie ihr ganzes Herz vor Christo erschließen und die Ursache ihres Kammers darlegen. Diese Frage befreit sie zwar sehr. Nach ihrer Meinung war ein Jeder, der beim Feste in Jerusalem war, in nichts mehr interessiert, als in der Geschichte Golgathas. Hier sehen wir, daß sie im Herzen an Jesum hingen. Kleophas kann sich daher kaum einer gewissen Entrüstung hierüber verhehlen. „Bist du allein unter den Fremdlingen?“ etc., redete er ihn an. Jesus läßt sich hierauf dann die ganze Sache erzählen.

Vers 19-24.—Wahrscheinlich sprachen bei dieser Rede Beide abwechselnd. Lukas faßt hier ihre Reden in Eins zusammen. Die Worte zeigen uns so recht, was Jesus war in ihren Augen. Ihr Glaube an ihn als den verheißenen Messias war noch nicht zur vollen Gewißheit gelangt. Der Name „Christus“ kommt während ihres ganzen Gespräches gar nicht über ihre Lippen. Sie nannten ihn „Jesus von Nazareth.“ Aber trotzdem, daß er unter die Verbrecher gezählt war von den Obersten in Israel, so bekannten sie doch, daß er ein Prophet und außerordentlicher Gesandter Gottes sei. Denn als Solcher hätte er sich in Worten und Thaten erwiesen; nicht nur vor Menschen, sondern auch vor Gott. In so weit war also ihr Glaube unerschüttert. Aus ihren Worten blickt weiter, daß sie die köstliche Hoffnung hatten, er wäre der Messias, der Erlöser Israels. Aber dieser Glaube war bei ihnen am Wanken seit seinem Tode. Durch das Gerücht der Weiber etc. war ihr Gemüth sodann noch mehr aufgeregter worden, daß sie also zwischen Furcht und Hoffnung schwebten. Bei allem diesem aber hingen sie mit einem liebenden Herzen an ihren Meister.

II. Die Schriftdeutung. — Vers 25-27. In derselben schildt Christus. 1. Ihren Unglauben. Er nennt sie Thoren, d. h. erkenntnißarme, unverständige Personen, und „tragen Herzens“ etc. 2. Schildert er uns die Reden der Propheten als vollkommen zuverlässig, für welche Gott unbedingten Glauben fordert. 3. Bezeichnet er den blutigen Ausgang seines Lebens als ein „Muß“, als eine in Gottes Erlösungsplan begründete Nothwendigkeit, ja als die unerlässliche Bedingung seiner Verherrlichung als der gottmenschliche Retter der Welt. Nicht durch gewaltige Predigten, nicht durch große Wunder, nicht durch eine glanzvolle Offenbarung seiner Herrlichkeit wollte und konnte Gott die Welt erlösen und Christum zu seiner Herrlichkeit einführen; — nein, sondern nur durch sein eigen Blut. Jes. 53, 10-12; Ps. 22; 1. Mose 3, 15. Der Unglaube der Jünger hatte seinen Grund in der Unkenntniß

der hl. Schrift. Dieses ist auch heute noch sehr viel der Fall. Weil das Volk die Schrift nicht kennt, darum glaubt es nicht.

III. Das Erkennen. Emmaus ist erreicht. Christus stellt sich, als wolle er weiter gehen. Aber der Fremdling war den Jüngern fast unentbehrlich geworden und in ihrer Gastfreundschaft nöthigten sie ihn, bis er bei ihnen einkehrte. Sie führen ihn in ihr freundliches Heim und bereiten ein einfaches Mahl, Christus übernahm sodann das Amt des Hauspriesters am Tische. Er spricht das Dankegebet, nimmt das Brod, und bricht es, gerade so wie er früher zu thun pflegte. Bei dieser seiner Handlung werden ihre Augen geöffnet, sie erkennen ihn, — vielleicht nur an dem Danken und Brodbrechen, vielleicht auch bei Oeffnung seiner Hände an den Nägelmalen. Aber ihr Verkehr mit ihm muß ein geistiger werden, und ehe sie es sich's versehen, ehe sie ihn berechnen konnten, war er verschwunden, von ihnen genommen. Aber die Gewißheit, daß er auferstanden war, daß er der verheißene Messias sei, war bei ihnen jetzt unantastbar. Die große Thatfache: „Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten,“ lag klar vor ihren Augen entfaltet. In tiefster Ueberzeugung konnten sie nun mit Iob sprechen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Möge der Herr solches auch allen unseren E. S. Arbeitern und Schülern schenken!

**Lehrgedanken.** — 1. Die Auferstehung Christi ist der Grundstein unseres Glaubens und unserer Hoffnung. — 2. Um gründlich von der Auferstehung Christi überzeugt zu werden, müssen wir: 1) ein bekümmertes Herz haben, welches Christo offen steht; 2) schriftmäßige Belehrung über das Heilswerk; 3) persönlichen Umgang mit Jesu. — 3. Christus kehrt nicht bei uns ein, es sei denn, wir heißen ihn willkommen.

**Illustrationen.** — Oeffnung der Schrift. Ein sächsischer Kronprinz gab einst seiner Braut ein kostbares Geschenk. Allein, von Außen erschien dasselbe wie ein eisernes Ei. Die Braut des Kronprinzen fühlte sich hierüber so ernüchtert, daß sie es auf die Erde warf. Allein, hierdurch war eine geheime Feder des Eies berührt worden; es flog auseinander und ein silberner Dotter rollte aus demselben hervor. Schnell hob nun die Beschenkte das Geschenk auf und berührte im Aufheben eine andere Feder, worauf ein goldener Vogel aus dem Dotter hüpfte. Jetzt hellte sich das Antlitz der Getäuschten. Sie nahm den Vogel in ihre Hand, — und wer beschreibt ihre Freude, als bei Berührung einer neuen Feder eine mit Juwelen besetzte Krone zum Vorschein kam. Aber das Herrlichste wartete ihrer noch. Denn die Krone fiel aus zusammen und in ihrer Hand lag ein kostbarer aus Diamanten verfertigter Verlobungsring. — So verhält es sich mit der Bibel und den Wahrheiten der Religion. Wir erkennen sie nicht bis Christus unsere Augen öffnet, und die geheimen Federn dieser Schätze des Wortes Gottes berührt.



**Wandtafelerklärung.** — Die Hauptperson in der Section vom Gang nach Emmaus ist der Fremdling. Wer war derselbe? Der beiden Jünger Augen waren gehalten, und so kannten sie ihn anfänglich nicht. Endlich, aber als ihre Augen geöffnet wurden, erkennen sie in ihm ihren Herrn und Meister: Christus. Dann aber auch empfangen sie durch ihn die Erklärung des Gesetzes und der Propheten. Nicht blos ihre leibliche Augen, sondern auch die Augen ihres Verständnisses werden auf einmal durch den Fremdling geöffnet. Nur Jesus kann uns sein Wort, seine Person, sein Heil enthüllen.

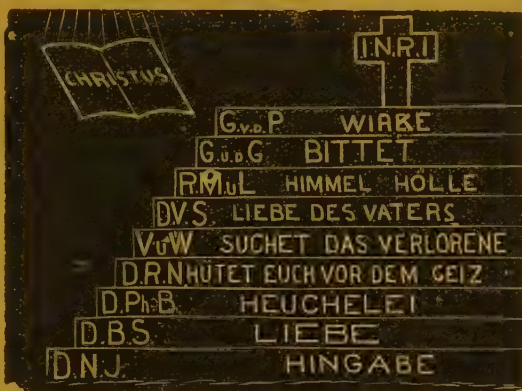
# Uebersichtstafel.—Zweites Viertel.

(Sonntag den 19. Juni 1881.)

Section.	Sectionstitel.	Thema.	Haupttext.	Inhalt.	Lehre.
1.—Lukas 9, 51–62.	Die Nachfolge Jesu.	Durch Kreuz zur Krone.	Lukas 9, 62.	1. Die unduldsamen Nachfolger. 2. Der unüberlegte, 3. Der Jägernde, 4. Der uneinsichtige Nachfolger.	Die wahre Nachfolge Jesu fordert Liebe, Selbstverleugung und Entschiedenheit ohne Aufschub.
2.—Lukas 10, 25–37.	Der barmherzige Samariter.	Wahre Nächstenliebe.	3. Mose 19, 18.	1. 1. Geheß der Liebe. 2. Beispiel der Liebe.	Wahre Nächstenliebe zeigt sich in der That gegen die Bedürftigen ohne Unterschied der Person.
3.—Lukas 11, 37–47.	Die Pharisäer bestrafen.	Die Sündenreinheit.	Matth. 23, 3.	1. Ungewaschene Hände. 2. Unreine Herzen. 3. Scham, statt Sein. 4. Unentraglichen Burden.	Das Wesen der wahren Religion besteht in einem reinen mit Liebe erfüllten Herzen.
4.—Lukas 12, 13–21.	Der reiche Mann.	Die himmlischen Schätze.	Lukas 12, 15.	1. Warnung vor dem Geiz. 2. Thorheit des Geldes. 3. Strafe des Geizes.	Dem Segnen wird Gottes Segen zum Fluch.
5.—Lukas 15, 1–10.	Verloren und wiedergefunden.	Jesus, der Retter der Verlorenen.	Lukas 15, 10.	1. Die murrenden Pharisäer. 2. Das verlorene Schaf. 3. Freude im Himmel. 4. Der wiedergefundene Geringe.	Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.
6.—Lukas 15, 11–24.	Der verlorene Sohn.	Verloren und wiedergefunden.	Lukas 15, 18.	1. Im Vaterhaus. 2. In der Fremde. 3. In Noth und Elend. 4. Zurück im Vaterhaus.	Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.
7.—Lukas 16, 19–31.	Der reiche Mann und der arme Lazarus.	Der arme Reiche und der reiche Arme.	Ephr. 14, 32.	1. Contrast auf Erden. 2. Contrast in der Ewigkeit. 3. Die große Klüft. 4. Unmöglichkeit der göttlichen Offenbarung.	Im Vaterhaus. 2. In der Fremde. 3. In Noth und Elend. 4. Zurück im Vaterhaus.
8.—Lukas 18, 1–14.	Gleichnisse vom Gebet.	Die Kraft des Gebets.	Lukas 11, 9.	1. Das erste Gebet. 2. Das selbstgerechte Gebet. 3. Das demüthige Gebet.	Im Vaterhaus. 2. In der Fremde. 3. In Noth und Elend. 4. Zurück im Vaterhaus.
9.—Lukas 19, 11–27.	Gleichnisse von den Pfländen.	Gotte ein gerechter Herrscher.	Röm. 14, 12.	1. Die anvertrauten Pfländer. 2. Die treuen Knechte. 3. Der Schalkstucht. 4. Die Abrechnung.	Im Vaterhaus. 2. In der Fremde. 3. In Noth und Elend. 4. Zurück im Vaterhaus.
10.—Lukas 23, 33–46.	Die Kreuzigung.	Das große Verlöbniß.	Joh. 12, 32.	1. Des Kreuzes Last. 2. Mitleid des Lebenden. 3. Der Feinde Spott. 4. Der begnadigte Schwächer. 5. Ginsterniß und Lob.	Im Vaterhaus. 2. In der Fremde. 3. In Noth und Elend. 4. Zurück im Vaterhaus.
11.—Lukas 24, 13–32.	Der Gang nach Emmaus.	Der Auferstandene.	Lukas 24, 32.	1. Trübte Herzen. 2. Gehaltene Augen. 3. Schriftklärung. 4. Geöffnete Augen.	Im Vaterhaus. 2. In der Fremde. 3. In Noth und Elend. 4. Zurück im Vaterhaus.
12.—.....	Wiederholung.	Uebers. Darstellung.	Apf. 20, 35.	1. Beifügung. 2. Erfüllung. 3. Verheißung. 4. Auftrag. 5. Abschied. 6. Anbetung.	Im Vaterhaus. 2. In der Fremde. 3. In Noth und Elend. 4. Zurück im Vaterhaus.
13.—Lukas 24, 44–53.	Missionslection.	Das Evangelium für die Welt.	Mark. 16, 20.	1. Beifügung. 2. Erfüllung. 3. Verheißung. 4. Auftrag. 5. Abschied. 6. Anbetung.	Im Vaterhaus. 2. In der Fremde. 3. In Noth und Elend. 4. Zurück im Vaterhaus.
<b>Sectionsfragen.</b>					
1. Section.—Wie viele Nachfolger werden uns hier vorgeführt? Woran setzte es den beiden Ersten? Dem Zweiten? Dem Dritten und Vierten Nachfolger? Was verlangt Christus von seinen Nachfolgern?	den Pharisäern? Womit vergleicht er sie? Was sollen wir nach Christi Worten zuerst rein halten?				
2. Section.—In welchem Gebot ist das ganze Gesetz zusammengefaßt? Wer übertrat dieses Gebot? Wer befolgte es? Was ist unsere Pflicht hiengegenüber?	Section.—Was gab die Veranlassung zu diesem Gleichniß? Wobor wartet Christus hier? Worin bestand die Thorheit dieses reichen Mannes? In was besteht der wahre Reichtum, wonach wir trachten sollen?				
3. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				
4. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				
5. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				
6. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				
7. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				
8. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				
9. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				
10. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				
11. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				
12. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				
13. Section.—Was sprach unser Heiland hauptsächlich an?	Section.—Zu wem redet Christus dieses Gleichniß? In wiefern gleicht der Sünder einem verlorenen Schaf? In wiefern einem verlorenen Groischen? Warum ist Christus ein guter Hirte? Wie können wir Freude im Himmel erwecken? Ist dieses unser Bemühen?				



8. **Lectio.**—Welche Beweggründe sollen uns zum anhaltenden Gebet treiben? Warum schiebt Gott die Errettung seiner Auserwählten manchmal auf? Wie soll nach dem zweiten Gleichniß unser Gebet beschaffen sein? Wessen Gebet wurde nicht erhört? Und wessen Gebet wurde erhört? Warum?
9. **Lectio.**—In welcher Hoffnung lebte das Volk, welches Jesu folgte? Wie suchte es Jesus von diesem Wahn zu befreien? In welchem Sinne ist Jesus ein König? Was gibt Jesus jedem seiner Knechte? Wozu? Was ist der Lohn der treuen Knechte? Was der Lohn des Schalksknechtes? Was der Lohn seiner Feinde?
10. **Lectio.**—Welches weltberühmte Ereigniß fand hier statt? Warum wurde Christus gekreuzigt? Was ist die Frucht seines Todes? Worin erkennen wir in der Lectio besonders seine Liebe gegen Sünder? Was trug sich beim Tode Christi zu? Was wurde durch seinen Tod erfüllt?
11. **Lectio.**—Wer wanderten mit einander auf dem Wege nach Emmaus? Was redeten sie mit einander? Wer gesellte sich zu ihnen? Was ist nöthig, um gründlich von der Auferstehung Christi überzeugt zu werden? Wie öffnete Christus ihre Augen? Was sollen wir Alle als Frucht eines nahen Umgangs mit Christo erwarten? Sind unsere Augen geöffnet?



**Bandtafelserklärung.**—Die Wiederholung veranschaulicht wir diesmal dadurch, daß wir dem Leser eine Art Stufenleiter vorstellen. Jede Stufe enthält die Anfangsbuchstaben des respectiven Lectiönstittels, mit einer Andeutung des Inhalts. Das Kreuz auf der Stufenleiter deutet auf die zehnte und links das bestrahlte Buch auf die erste Lectio. Die S. S. Arbeiter haben also ganz interessante Anknüpfungspunkte, die sie leicht mit Erfolg entwikkeln und der Schule bleibend einprägen können. Probirt's!

## Missionslection.

### 13. Lectio: Lukas 24, 44–53.—Sonntag den 26. Juni 1881.

14. Er aber sprach zu ihnen: Das sind die Reden, die ich zu euch sagte, da ich noch bei euch war; denn es muß alles erfüllt werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Moses, in den Propheten, und in den Psalmen.

15. Da öffnete er ihnen das Verstandniß, daß sie die Schrift verstanden,

16. Und sprach zu ihnen: Also ist es geschrieben, und also mußte Christus leiden, und auferstehen von den Todten am dritten Tage,

17. Und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern, und anheben zu Jerusalem.

**Haupttext:** Sie aber gingen aus und predigten an allen Orten.—Mark. 16, 20.

**Einführung.**—In unserer heutigen Lectio werden uns die Abschiedsworte Jesu an seine Jünger geschildert und seine Himmelfahrt lebhaft dargestellt. Die Abschiedsworte des Herrn enthalten den Auftrag zur Evangelisation der Welt.

**Texterklärung.**—Vers 44. Den Glauben der Jünger bekräftigt Jesus durch das Zeugniß seiner vorigen Reden und durch Bezugnahme auf das Alte Testament. Er bezeichnet ihnen hiermit seine irdische Wirksamkeit als abgeschlossen und drückt noch dem Alten Testament das Siegel einer untrüglichen göttlichen Offenbarung auf. Vers 45. Die Juden hatten den Schrifttext rein aufbewahrt; aber der Kern derselben blieb ihnen verschlossen. Jesu Jünger aber sollten in den wahren Geist der Schrift geführt werden. Er thut dies, indem er ihnen die Weissagungen, sowie auch die Erfüllungen zu Gemüthe führt. Und was er besonders aus der reichen Schatzkammer des göttlichen Wortes ihnen vorhält, ist, daß der große durch Christum ausgeführte Heilsrathschluß allen Völkern offenbare werden soll. Wir betrachten nun diesen großen Missionsauftrag etwas näher. Er schließt vier Punkte in sich: 1. Es soll gepredigt werden, laut ausgerufen werden, was zur Seligkeit der Menschen nothwendig ist. 2. Dieses Predigen soll in Jesu Namen geschehen; von seinen Dienern, die er dazu beruft, und die an seiner Statt die Menschen bitten: „Lasset euch versöhnen mit Gott.“ Es gibt keinen andern Namen, darinnen wir selig werden können, als der Name Jesus. Apg. 4, 12. 3. Der Predigt-Inhalt soll Buße und Vergebung der Sünden sein. Der Evangelist Markus redet nur vom Predigen des Evangeliums. Doch dieses faßt Alles in sich. Das Wort

48. Ihr aber seid des alles Zeugen.

49. Und siehe, ich will auf euch senden die Verheißung meines Vaters, 3. hr aber sollt in der Stadt Jerusalem bleiben, bis daß ihr angethan werdet mit Kraft aus der Höhe.

50. Er führte sie aber hinaus bis gen Bethanien; und hob die Hände auf, und segnete sie.

51. Und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen, und fuhr auf gen Himmel.

52. Sie aber berieten ihn an, und kehrten wieder gen Jerusalem mit großer Freude:

53. Und waren allwege im Tempel, priesen und lobten Gott.

Buße meint oftmals in heil. Schrift das ganze Werk der Bekehrung eines Sünders zu Gott; und faßt also Erkenntniß und Bekenntniß der Sünde, wahre Reue über dieselbe und das Kommen zu Christo in sich. Matth. 9, 13.; Lukas 15, 7. Diese Buße ist zwar ein Geschenk Gottes (Apg. 5, 31.; 11, 18.); dennoch aber wird sie hier mehr als Pflicht des Sünders betrachtet. Der Mensch soll Buße thun. Apg. 3, 19.; 17, 30. Die Vergebung der Sünden ist jedoch mehr ein Akt Gottes und begreift in kurzen Worten das selige Bewußtsein der Gotteskindschaft in sich. Luther sagt: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.“ 4. Diese Predigt ist für alle Völker. Wir als Christen sollen allen Völkern dieses Evangelium bringen. Die einheimische Mission kann den Platz der auswärtigen nicht einnehmen, obzwar es erst daheim anfangen muß. Der Grund hierfür ist: Die Heiden sind den Segen des Christenthums eben so bedürftig wie wir; sie müssen Christum kennen lernen. Sodann hat Christus sein Blut für Alle vergossen; und die Missionsarbeit zeigt, daß das Evangelium, wo es gepredigt wird, einen segnenden Einfluß ausübt. Die große Frage ist nun: Was ist zu thun, um den Auftrag Christi zu befolgen? Die Antwort ist: 1. Wir müssen Missionare aussenden. 2. Das Missionswerk unterstützen durch das gläubige Gebet und durch unsere Gaben. 3. Wir müssen selbst in unserem Bekenntniß und in unserem Wandel lebendige Zeugen von Christo sein; denn das Licht, welches am hellsten daheim brennt, scheint auch am weitesten in die Ferne. 4. Vor allem Anderen aber müssen wir von Christo hierzu ausgerüstet und mit der Fülle des heil. Geistes getauft

werden. Trotzdem, was die Jünger schon gehört, gesehen und gelernt hatten von Jesu, mußten sie doch noch zehn Tage auf Pfingsten warten. — Hier wurden sie dann angethan mit Kraft aus der Höhe, der heil. Geist nahm bleibenden Besitz von ihren Herzen, und diese Erfahrung sicherte ihnen den Erfolg in der Missionsarbeit. Möge auch Christus uns als Kirche sammt unserer Sonntagsschule also taufen mit seinem heil. Geist.

Vers 50–53. — Die Zeit der vierzig Tage, der mündlichen Unterhaltung, ist zu Ende gekommen für die Jünger. Jesus führt sie zu den Thoren Jerusalems hinaus bis gen Bethanien, bis auf die östliche Höhe des Delberges. Bethanien war ungefähr 1½ Meile von Jerusalem entfernt und grenzte an den östlichen Abhang des Delberges. Hier angekommen, breitet er dann segnend seine Hände über den Kreis seiner Jünger, und in dieser seiner hohenpriesterlichen Stellung hebt er sich zu sehend vor den Augen der erstaunten Jünger von der Erde gen Himmel, schwebt in stiller geräuschloser Majestät zur Rechten des Vaters. Mit Gesäßen der Ehrfurcht schauen sie ihm schweigend nach. Ihr erster Laut ist die Stimme der Anbetung. Sie wissen jetzt, durch wen sie zum Vater kommen können, sie kennen jetzt den großen Mittler zwischen Gott und den Menschen; und anstatt sich einsam und verlassen zu fühlen, sind sie voller Freude. Ihren Erlöser erkennen sie jetzt als den über uns thronenden Himmelskönig, der bei den Seinen ist alle Tage bis an der Welt Ende. In freudiger Stimmung warten sie im festen Glauben auf seine Verheißung bis der Tag der Pfingsten erfüllt ward.

**Lehre.** — 1. Die heil. Schrift ist ein vollständiges Zeugnis von Jesu. — 2. Jesus allein hat die Schlüssel unseres Verständnisses, sowie auch die Schrift zu öffnen; ohne ihn bleibt uns der Kern des Wortes Gottes verschlossen. — 3. Die herrliche Frucht des Todes und der Auferstehung Christi ist, daß allen Völkern der Weg zum ewigen Leben eröffnet ist. — 4. Nicht Medner oder Schwächer, nicht Kirchenfürsten will Christus haben, um sein Reich auszubreiten, sondern wahre Zeugen; Zeugen, die aus Erfahrung reden können. — 5. Um die Verheißung des Vaters zu erlangen, müssen wir mit Ernst, im Glauben und im Namen Jesu, darum beten. — 6. Christus unser Erlöser ist uns voran gegangen in den Himmel, um uns die Stätte zu bereiten.

**Kleinkinderlasse.** — Der Lehrer lege den Kindern besonders die Missionsfrage ans Herz. Um dieses erfolgreich zu thun, erzähle er ihnen, daß auch unsere Vorfahren Heiden waren, und durch die Missionsthätigkeit der wahren Christen sind sie mit dem Heil in Christo bekannt geworden. Hierauf schildere er ihnen die Segnungen des Christenthums, woraus ganz nothwendig folgen sollte, daß wir die frohe Botschaft anderen Völkern, die Christum noch nicht kennen, bringen. Hierzu

aber bedarf es ein warmes Herz, ein gläubiges Gebet und einen geöffneten Geldbeutel. Daß diese Pflicht wichtig ist, sehen wir hauptsächlich daran, weil dieselbe das letzte Gebot Christi ist.

**Illustrationen.** — 1. Der große Befehl. — Graf Wellington begegnete einst einem jungen Geistlichen, mit welchem er über die Unwissenheit und heidnische Finsterniß der Hindus zu sprechen kam. „Halten es Ihre Gnaden nicht für unnütze Geldverschwendung, den Hindus das Evangelium predigen zu lassen?“ fragte der Geistliche. Der Graf erwiderte sogleich: „Sehen Sie sich doch einmal ihren großen Marschbefehl an: „Gehet hin und prediget das Evangelium aller Creatur.“ — 2. Warum nicht schon früher? — Ein Missionar las einst den Kaffern die frohe Botschaft des Evangeliums vor, worauf einer der Häuptlinge ausrief: „O, warum ist dieses süße Lebenswort nicht schon eher zu uns gekommen?“



**Bandtaselersklärung.** — Man weiß ja, daß die Posaune, besonders in den Büchern des alten Testaments, als treffendes Bild des Evangeliums benützt wird. Allen Völkern soll also das Heil in Christo durch das Evangelium übermitteln werden. Daher heißt es: Prediget das Wort, nemlich nach allen Enden der Erde. Dies Wort ist durch das aufgerollte Buch vorgestellt. Die Verkündigung des geoffenbarten Heils ist Zweck und Ziel der christlichen Mission. Die lichtstrahlende Hand soll auf die Segnung vor der Himmelfahrt und die Taube auf die darauffolgende Ausgießung des hl. Geistes hindeuten. Alles Punkte, die gute Verwerthung finden dürften.

## Winterstübchen.

**Zum Frieden in der Ehe.** — Wie häufig kommt Johann verstimmt von der Arbeit, weil nicht alles nach Wunsch gegangen ist, oder Minna ist übler Laune, weil die Kinder unruhiger als gewöhnlich waren. Wie oft sagt man in solchen Fällen, wo freundliche Worte die Verstimmung heben würden: „Wie verkehrt du diesen Abend bist!“ Das führt zu der Erwiderung: „Ich bin durchaus nicht verkehrt, aber du reizest mich immer!“ Dann gibt ein Wort das andere, und der Abend wird höchst ungemüthlich. Ich kenne ein Paar, bei dem dies oft vorkam, was sie dann sehr unglücklich machte. Aber sie hatten einander wirklich lieb und mehr gesunden Menschenverstand als viele Leute. Darum überlegten sie, wie diesem Zustande der Dinge abgeholfen werden könne. Sie kamen überein, daß, wenn Johann Verdruß bei der Arbeit gehabt hatte, er bei der Heimkehr die Mütze auf einem Ohr tragen solle, damit dann Minna ihr Bestes thue, um ihn zu erheitern. Wenn dagegen ihre Gemüthsverfassung durch die Mütze des Hauses gestört war, mußte bei Johans Rückkehr ein Zipfel ihrer Schürze aufgesteckt sein, damit er dann lebenswürdiger als gewöhnlich sei. Der Erfolg übertraf alle Erwartung. Mancher fröhliche Abend wurde erlebt. Einmal aber befanden sie sich in Verlegenheit. Eines Abends kehrte Johann, seine Mütze bedeutend auf einer Seite tragend, nach Hause zurück. Wie groß aber war sein Schrecken, als er

bei seinem Eintritt fand, daß auch Minna's Schürze aufgesteckt war! Was war zu thun? Wessen Pflicht war es, nachzugeben? Sie sahen sich fragend an und mußten dann herzhaft lachen. Johann reichte seiner Frau die Hand und sie verlebten, wie sie oft erzählt haben, einen ihrer glücklichsten Abende.

**Zur Preisstatistik.** — Am 1530 kostete die Unterhaltung der ganzen Universität Wittenberg 3795 Gulden. Dennoch verbieten Luxusgesetze dem Rektor, mehr als 120 Gäste auf einmal zu laden. Aber in jener Zeit kostete die Klosterrückkehr nur sechs Groschen und ein Hase zwei Groschen. Für „Tisch, Disciplin und Habitation“ eines Studenten nahm der Professor jährlich ein Pauschquantum von dreißig Gulden.

**Es geht nicht.** — Ein Sonntagsschullehrer hatte seiner Klasse die Geschichte vom reichen Manne und armen Lazarus erzählt; als er nachher fragte: „Nun, Knaben, welcher von beiden möchtet ihr lieber sein, der reiche Mann oder der arme Lazarus?“

Ein Knabe antwortete: „Ich will der reiche Mann sein, so lange ich lebe, und der arme Lazarus, wenn ich sterbe.“

Und ist es nicht das, was die Masse der Menschen versucht zu thun? Alle wünschen den Tod des Gerechten zu sterben, nachdem sie das Leben des reichen Mannes gelebt haben, aber es geht nicht.



## P f i n g s t e n .

Gottes Geist wird ausgegossen,  
Horch, es rauscht schon mächtiglich;  
Und es rufen Gottes Kinder:  
Laß es träufeln auch auf mich!

Schon sieht man die Wolken steigen  
Fern am Himmel hoch empor;  
Und mit sehnsuchtsvollem Herzen  
Tritt nun Gottes Volk hervor.

Horch, schon hört man Donner rollen,  
Und ein Blitzstrahl fährt herauf;  
Sünder fangen an zu beben,  
Gottes Volk schaut gläubig auf.

Offen stehn des Himmels Fenster,  
Und der Segen strömt herab —  
Hoch erfreut sind Gottes Kinder  
Ueber diese Himmelsgab'.

Brächtig fließt der Strom der Gnade,  
Sünder, Kinder, steigt hinein!  
Wer darin sich hat gewaschen,  
Wird von allen Sünden rein.

Dieser Strom fließt frei für Alle,  
Fließet frei und mächtiglich;  
Tritt herzu, verzagte Seele,  
Denn er fließet auch für dich.

**Die Bibel.** — Ein armer Hirt in Frankreich, der eine Frau und viele Kinder, aber wenig Geld besaß, hatte sich längst eine Bibel gewünscht. Endlich war so viel zusammengepart, daß er sich vom Krämer eine alte Bibel kaufen konnte. Nun las er jeden Tag darin zu seines Herzens Erquickung. Und wie er eines Tages auch so liest und ein Blatt umschlägt, weil die Seite zu Ende ist, so stimmt das nicht. Er schlägt nochmals zurück und bemerkt, daß zwei Blätter zusammengeklebt sind. Und als er sie vorsichtig von einander geschnitten, so liegt dazwischen ein Papier von 100 Thalern an Werth. Stumm vor Schrecken sitzt er da und weiß nicht, was er davon denken soll. Bei dem Papier liegt aber ein Zettel, auf dem geschrieben steht: „Diese Summe habe ich mit sehr viel Mühe zusammengebracht; da aber meine natürlichen Erben lauter reiche Leute sind, so übergebe ich dir dies Vermächtniß, dir, der du so andächtig diese Bibel liest.“ Und darunter steht ein Name. Nun kannst du dir die Freude, die Ueberraschung des armen Hirten denken. Aber in unseren Bibeln, lieber Freund, liegen solche Schätze auch, oder vielmehr noch viel köstlichere Schätze, die uns reich machen in Gott. Suche nur nach in deinem Exemplar. Du wirst einen Segen darin finden, den du in Zeiten der Noth für 100 Thaler nicht hingeben wirst. Den Katholiken gegenüber rühmen wir uns fort und fort, die heilige Schrift zu haben, und wie viele Protestanten lassen sie ungelesen liegen! Die Christen der alten Zeit ließen sich fürs liebe Gotteswort martern und verbrennen, und wir, die wir es unangefochten besitzen dürfen, werfen es oft unbenuzt bei Seite. Ist das nicht eine Schande?

**Papa Wrangel.** — Als Wrangel Regimentscommandeur geworden war und sein Regiment zum ersten Male exercierte, rief er vor Beginn die Offiziere vor die Front. Die Herren ritten ihm zu langsam, er sagte deshalb: „Ich bitte, nochmal einzutreten!“ und rief dann zum zweiten Male: „Die Herren Offiziere!“ Die Herren kamen gerade wie zuvor in gewohntem, ruhigem Galopp. „Wenn ich Ihnen rufe, meine Herren, dann kommen Sie in dem Carriere; ich bitte nochmal einzutreten!“ Als nun die Offiziere zum dritten Male gerufen wurden, sah man ein Jagen und Wettrennen ohne gleichen; ein junger Herr war seines feurigen Pferdes noch nicht Herr und ritt im vollsten Lauf seinen Regimentscommandeur derauf an, daß das eine Bein desselben über den Pferderücken zurückgeschoben und Wrangel selbst, aus dem Sitz gebracht und mit dem andern Fuß im Bügel, an der Seite seines erschreckten, in langen Schenken davon eilenden Pferdes hing. Mit den Händen hielt er sich in der Mähne fest, seiner Truppe ein merkwürdiges Schauspiel bietend. Nachdem es ihm gelungen war, den einen Fuß aus dem Bügel zu ziehen, ließ er

sich fallen und bestieg das Pferd eines Wachtmeisters, der aus der Front heraus seinem Commandeur nachgejagt war. Wrangel kam nun zu den versammelten Offizieren zurück und sagte: „So, meine Herren, wünsche ich von Sie, daß das Reiten im Regiment künftig betrieben wird.“

**Leßing-Anekdote.** — Es mögen etwa vierzig Jahre her sein, daß in einer Berliner Gesellschaft darüber gestritten wurde, ob Leßing Tabak geraucht hätte. Da entsann sich einer der Anwesenden, daß in einem Dorfe bei Wolfenbüttel noch die einstige Wirthschafterin des Bibliothekars lebte. Nächsten Sommer wurde eine Excursion nach dem Dorfe unternommen und der Greisin die streitige Frage vorgelegt. Die Antwort lautete: „Sei harre nix, hei kunne nix, hei dochte ooch nix, aber smöden dat' hei den ganzen Dag.“

**Gegen Schwachhaftigkeit.** — Ein Kaufmann in Barmen hat über seinem Arbeitspulte folgenden Vers angebracht:

„Sag, was du willst, kurz und bestimmt,  
Laß alle hohlen Phrasen fehlen!  
Wer nutzlos unsere Zeit uns nimmt,  
Bestiehlt uns — und: Du sollst nicht stehlen!“

**In einer Gesellschaft** sprach man an einem kalten Winterabend von einem erfrorenen Menschen. „Ich denke“, nahm Einer das Wort, „das Erfrieren muß ein leichter Tod sein. Man setzt sich hin, schläft ein, und er w a c h t man, so ist man t o d t.“

**Der höchste Feiertag.** — Pfarrer: Nun sag' du mir einmal, Hans, welches ist der vornehmste Feiertag im ganzen Jahr?

Hans: Die Kirrau!

Pfarrer: Die Kirchweih? Wie magst du so albern reden. Sieh', da mußt dich ja vor dem Kleinen dort schämen, der muß d'rüber lachen, daß du nicht Geisweiseres zu sagen gewohnt hast. Nun sag's ihm einmal, Peterl, welches der vornehmste Feiertag im ganzen Jahr ist!

Peter (triumphirend): Wenn geschlacht't werd!

**Strafe nie im heftigen Zorn.** — „Ich würde dich schlagen; wenn ich nicht erzürnt wäre“, sprach der heidnische Philosoph Zeno zu einem Sklaven, der ihm eine Schüssel mit heißer Suppe über den Kopf gegossen hatte.

Man muß allezeit so strafen, daß der Apfel bei der Ruthe sei“, sagte Dr. Luther.

„Strafe muß sein wie Salat,  
Der mehr Del, als Essig hat.“

sagt ein Mann aus neuerer Zeit. Aber strafen muß man, wenn's Noth thut.

**Ein Mann in Galveston, Texas,** hat einen Esel zu verkaufen. Er hört, daß ein Freund in Houston einen Esel kaufen will. Er telegraphirte zu ihm also: „Freund, wenn du einen Esel Nr. 1. haben willst, so denke an mich.“

## Anagramm.

Im Meere liegt es, was ich mein',  
Oft ist es groß, oft ist es klein.  
Doch nimm zuerst den letzten Laut,  
So wird es auf dem Feld erbaut,  
Und dann gefocht, ist gern es du,  
Ein Bratwürstlein wohl auch dazu.

## Charade.

Ein Buchstabe wird mit der Ersten genannt,  
Die Zweite ist König in mächtigem Land,  
Das Ganze als Hauptstadt ist jedem bekannt.

## Auflösung der Räthsel im Aprilheft.

**Rebus.** — Streben nach Weisheit. — B. Birken, J. Matter, Ch. Hegnauer, F. F. Meyer, S. Laichinger, A. Schaub, F. Walker, R. Werthe, C. D. Thomas, W. Strödel, J. Hurter, C. A. Ermeling, D. D. Speicher, W. H. Althoufe, R. Kaste, A. Reinte, A. Hammer, A. M. Wilhelm, Heinrich, Emma und M. C. Blangard.

**Charade.** — Sigismund. — B. Birken, J. Matter, Fr. Glarner, A. Schaub, F. Eiben, A. D. Schaff, A. Mähler, A. und F. Köhler, F. Walker, C. D. Thomas, W. Strödel, J. Hurter, C. A. Ermeling, D. D. Speicher, W. H. Althoufe, A. Hammer, J. A. Dente, C. Urbanitz, M. C. Blangard, R. Werthe, A. Reinte.

**Logograph.** — Baal = aal. — M. Matter, B. Birken, F. Eiben, S. Laichinger, A. Eilert, A. Schaub, A. Mähler, A. und F. Köhler, F. Walker, R. Werthe, W. Strödel, J. Hurter, C. A. Ermeling, D. D. Speicher, W. H. Althoufe, R. Kaste, A. Reinte, A. Hammer, Maria Dente, J. A. Dente, C. Urbanitz, A. M. Johann, Heinrich und Emma Blangard.

# Nach der Heimath.

Armin Stein.

*Ruhig.  
mf.*

1. Nach der Hei-math fü = her Stil = le Sehnt sich heiß mein mü = des Herz,  
2. Ach, so oft ich hier er = wa = che, Im = mer, im = mer bleib ich matt;

Dort hin = auf, wo Freud die Fül le, Im = mer im = mer heimatwärts.  
Ach, so oft ich hier auch la = che, Nim = mer nim = mer werd ich satt.

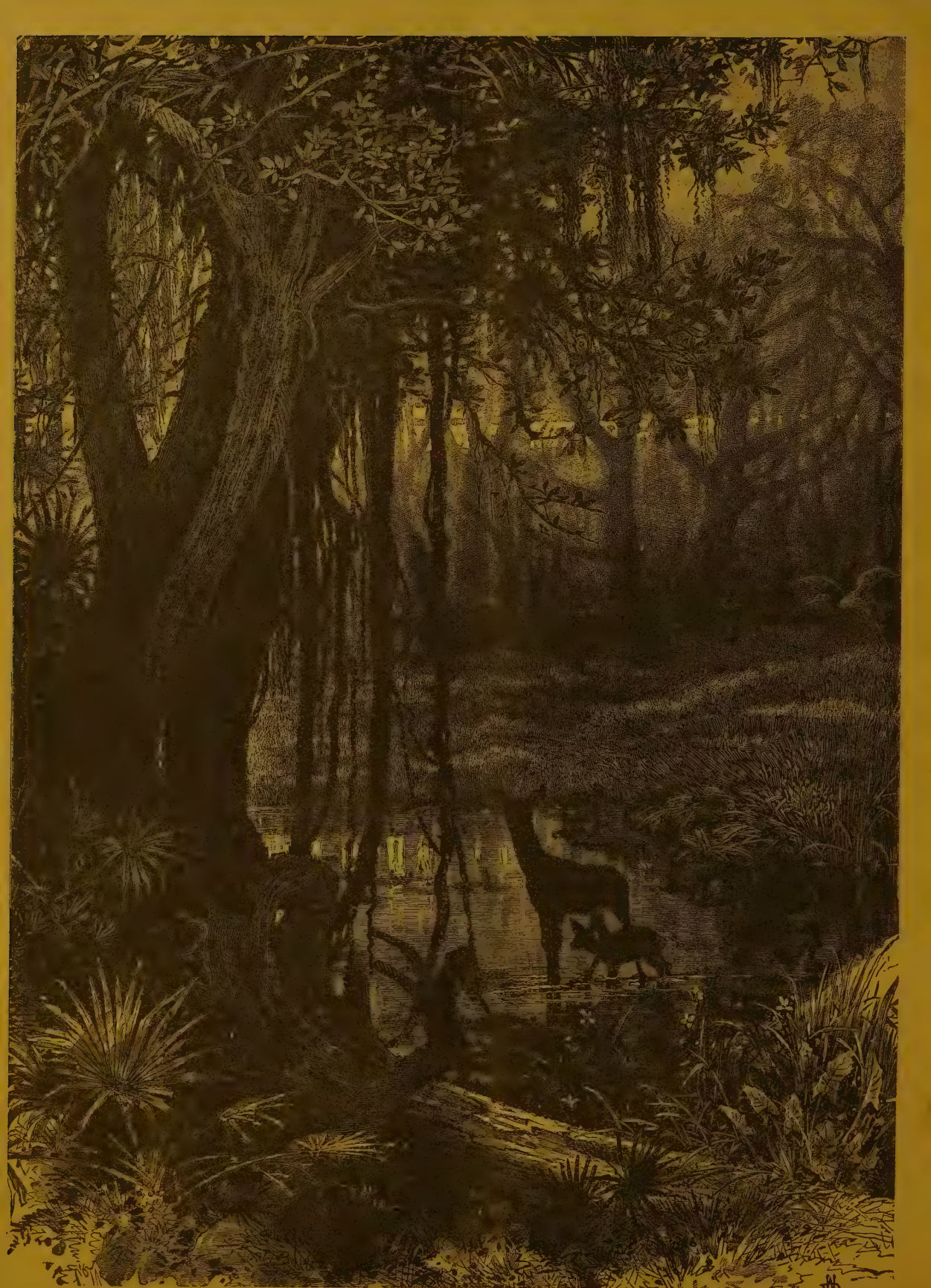
Nach der Hei math ew' = gem Lich = te Schau ich auf in dunk = ler Nacht,  
Doch da = heim werd' ich er = wa = chen Nach dem Bild, das He = sus hat,

*mf.* Nach des Ba = ters An = ge = sich = te, Nach des neu = en Him = mels Pracht.  
Dann füllt sich mein Mund mit La = chen, Dann, Herz, wirfst du e = wig satt.

*mf.* *rall.*







Waldeinsamkeit.



## Waldheimath.

(Von Julius Lohmeyer.)

**D**at dich nach fernen fremden Landen  
Der Sturm des Lebens einst entführt,  
Wo kaum dein Gruß noch wird verstanden,  
Dein deutsches Lied kein Herz mehr rührt.

Und klagst du einsam, wie so lange  
Kein laut der Heimath traf dein Ohr,  
Gesah dir's, daß auf stillem Gange  
Zum Hochwald sich dein Schritt verlor:

Dann ward dir wohl in frohem Rauschen  
Die Seele frei von jeder Dual,  
Als hörtest du des Waldes Rauschen  
In deinem trauten Heimathsthal.

Dir ward als ob durch Laub und Kronen  
Dasselbe Lied der Sehnsucht schallt;  
Denn, deutsches Herz, in allen Zonen  
Ist eine Heimath dir der Wald!

## Ein Licht angezündet vom Herrn.

(Von A. Steen.)

**V**ur mit großer Mühe gelang es dem müden Mädchen,  
weiter zu kommen; die wunden Füße versagten ihr  
fast den Dienst. Der Weg schien heute gar kein Ende  
nehmen zu wollen; endlich aber war doch die wohl-  
bekannte Thür erreicht, an welche sie schüchtern klopfte.

Mit Frau Fink war eine gründliche Veränderung vorgegan-  
gen; sie ließ nicht wie früher das Kind an der Thür stehen,  
sondern nahm alsbald die müde Taube in ihre Arme, daß sie  
sich dort ausruhe.

„D, wenn je Jemand ganz abgespannt gewesen, so bist du  
es, Kind,“ sagte mitleidig die Hausfrau, als sie die matten  
Züge des todtmüden Kindes beim Gaslicht erblickte. „Komm,  
setz dich, und wenn du dich ein wenig erholt hast, so erzähle  
mir, was dir fehlt.“

Nach und nach wurde sie die traurige Geschichte Jennys  
gewahr; herzliche Theilnahme und innere Empörung stritten  
beim Hören derselben bei Frau Fink um die Wette.

„Ja,“ polterte sie endlich heftig heraus, „es gibt wirklich  
Leute, die schlimmer sind als das Vieh, ohne alle natürliche  
Liebe. Aber sei ruhig, Kind; so lange sich nichts Anderes  
findet, soll mein Haus dein Heim sein. Trockne deine Thrä-  
nen; du weißt, das Weinen regt mich so auf.“

„D Frau Fink, habe ich recht verstanden, darf ich hier blei-  
ben?“ rief Jenny aus, indem ihr blaßes Gesicht plötzlich vor  
Freude und Dankbarkeit strahlte. „Dann will ich alle Haus-  
arbeit für Sie thun, ich kann es ziemlich gut, und weiß ja  
sonst nichts, womit ich Ihnen Ihre Güte vergelten kann.“

Damit war Frau Fink vollkommen einverstanden, und  
sprach noch ihr Vertrauen aus, daß Jenny ein gutes Mädchen  
sein werde, meinte auch, der Abschied von Herrn Hudson würde  
ihr jetzt nicht so schwer werden.

„Geht Herr Hudson weg?“ fragte Jenny, schmerzlich über-  
rascht. „Ja, er geht ins Missionshaus, um sich dort als  
Missionar für ferne Länder auszubilden. Es wird mir  
schwer, daß ich ihn verlieren muß, aber du weißt, Jenny, in  
vielen, vielen irdischen Dingen geht's ganz anders, als wie  
wir gern möchten. Dein Wille geschehe! geizt uns  
zu sagen, ob's Einem auch manchmal bitter-schwer wird.“

„Aber er wird doch wiederkommen, nicht wahr?“ fragte  
Jenny schüchtern.

„Wirkliche, treue Missionare kommen nicht leicht zurück;  
nur wenn die dringendste Nothwendigkeit es fordert, verlassen  
sie ihre Arbeit. Sie haben die Hand an den Pflug gelegt, und  
bleiben dabei, und ich bin überzeugt, ein solcher Missionar  
wird Herr Hudson sein. Aber du wirst ihn sehen, ehe er fort-  
geht; er wird uns oft besuchen. Er muß noch Manches ler-  
nen, ehe er fortgeht unter die Wilden.“

Mit Entsetzen lauschte Jenny auf den letzten Theil des Be-  
richtes. Da wurde an die Thür geklopft — und wer trat  
herein? Es war Niemand anders, als der freundliche Jüng-  
ling selbst, über den die Beiden so eben gesprochen.

Vor dem freundlichen Gesicht verschwanden plötzlich die  
Wolken des Schreckens und Entsetzens aus Jenny's Antlitz,  
und Albert hörte mit großer Theilnahme Frau Fink's Bericht  
über das Schicksal ihres Schützlings. Als sie geendet, nahm  
er das Wort. „Da fällt mir etwas ein,“ sagte er, „ich denke,  
etwas Gutes. Was meinen Sie, würde es nicht gut für  
Jenny sein, wenn Ihre Schwester sie nächstens mitnehmen  
wollte nach Canada? Hier hat sie nichts, was sie bindet, und  
drüben in unsern Colonien würde Ihre Schwester ihr leicht  
ein Unterkommen bei guten Leuten verschaffen können. Was  
denkst du, Jenny, möchtest du wohl in ein neues Land jenseit  
des Oceans gehen, und dort dein Brod verdienen?“

„Entschuldigen Sie, ist es das Land, wohin auch Sie gehen?“ war die Antwort der Angeredeten.

„Nein, nein, Jenny, so ist's nicht. Ich gehe zu armen Leuten, die nichts wissen von Gott und unserm Heiland, die nichts kennen von Trost und Friede und Freude, in ein Land voller Finsterniß, wo man sogar die kleinen Säuglinge lebendig mit ihren gestorbenen Müttern begräbt. Es wäre schon werth, sein Leben dazuwenden, und wenn's auch nur wäre, diesem ä u ß e r n Jammer und Elend Einhalt zu thun — aber wie viel m e h r noch dürfen wir ja den armen, blinden Heiden mit dem kostbaren Evangelium bringen! Selig sollen sie werden, S i m e l s e r b e n, durch denselben Heiland, der sie sowohl liebt wie uns, der auch sie waschen will von den Sünden mit seinem theuren Blut, der gekommen ist in die Welt, die Sünder, a l l e Sünder, selig zu machen! Diese Botschaft dürfen wir ihnen bringen!“

„Ich wollte, ich wäre ein Mann oder eine große Dame und hätte viel gelernt; ich würde gewiß auch hingehen,“ sagte Jenny lebhaft. „Und wenn ich auch weiter nichts könnte, als hingehen und bitten, daß sie doch die kleinen Wesen nicht lebendig begraben — ich würde doch gehen.“ „Aber ich kann jetzt nichts thun,“ fügte sie traurig hinzu, „kann nicht einmal der armen Mutter mehr etwas vorsingen oder mit ihr reden. Ach, wie unnütz komme ich mir vor, Niemandem kann ich nützlich sein!“

„Geduld, Jenny, Geduld,“ erwiderte ihr Lehrer freundlich. „Es wird sich schon nach und nach ein Plätzlein, das du ausfüllen kannst, und irgends ein kleines Werk für dich finden, tiebes Kind. Und höre, obgleich du s e l b s t nicht zu den Heiden gehen kannst, so hast du doch etwas damit zu thun, daß ich gehe.“

„Ich?“ fragte Jenny erstaunt.

„Ja, Kind. Als du zum ersten Mal hier warst, fast wie ein Heidenkind, hungrig und durstig, von Gott und dem Heiland zu hören, und als du dann so froh wurdest in seiner Erkenntniß, da entstand in mir das brennende Verlangen, dieselbe köstliche Botschaft auch hinauszutragen unter die fernen Heiden, die da noch wohnen in Finsterniß und im Lande der Todesschatten. Jetzt ist mein Weg mir klar, und so Gott will, werde ich nach einigen Jahren sein Bote unter dem armen, fernen Volke sein. Welch ein herrliches Werk!“

„Gewiß ist es das,“ erwiderte Frau Fink, „aber es wird jetzt Zeit, Ihr Abendbrod zu nehmen, der Thee ist fertig.“

Albert konnte nichts gegen diesen Wink seiner sorgsamen Hauswirthin einwenden. Dann, nachdem er sich durch ein einfaches Abendbrod gestärkt hatte, besprach er wieder mit ihr Jenny's Zukunft. Da Frau Fink's Schwester Aufwärterin auf einem Dampfschiff war, das regelmäÙige Fahrten zwischen London und Quebec machte, konnte er den Gedanken, daß Jenny mit dieser reise und durch sie einen guten Dienst und ein Heim in Canada erhalten möchte, nicht wieder los werden, und auch Frau Fink leuchtete der Plan als ein guter ein. Albert meinte, es würde nicht schwer sein, das Reisegeld zu erhalten, die Sorge dafür wolle er schon auf sich nehmen; die praktische Hausfrau wußte es aber noch viel besser, indem sie meinte, es gäbe immer noch Passagiere, bei deren Kindern Jenny sich als Kindermädchen nützlich machen könne, — dann käme sie umsonst mit.

Da augenblicklich nichts weiter in der Sache gethan werden konnte, sprach Frau Fink noch ihre Freude aus, daß sie der Waise nun vorerst ein Heim in ihrem Hause anbieten könne, und mit großer Freude und Ueberraschung sah Fink, als

er später nach Hause kam, die Tochter seines verstorbenen Kameraden, ganz wie mit zur Familie gehörig, in der warmen Küche sitzen, emsig mit seiner Frau um die Wette nähend. Fink war so gutmüthig und freundlich.

„Nun, Jenny,“ redete er sie in seiner gewöhnlichen heitern Weise an, „es sieht ja aus, als ob du hier zu Hause wärest!“

„Da hast du gerade das Rechte getroffen,“ antwortete ihm seine Frau, und erzählte nun weiter von Jenny's Verlassenheit.

„Schon gut, Frau,“ fing Fink wieder an, nachdem diese erklärt, daß sie vorerst das Kind bei sich aufnehmen wolle, „ich denke, dies ist das allerchristlichste Werk, das du meines Wissens je gethan hast. So etwas gefällt mir, und jedenfalls bist dadurch den Engeln näher, als gewöhnliche Leute.“

„Sprich nicht solchen Unsinn,“ erwiderte Frau Fink ziemlich kurz. „Es ist nichts mehr, als eines Christen Pflicht, denen Gutes zu thun, die es bedürfen.“

„Nun, Frau, sei nicht böse,“ sagte er in fröhlicher Laune, „das meine ich ja auch. Aber es hat doch Zeiten gegeben, wo gewisse Christen nicht so pflichttreu waren.“

Frau Fink fühlte zwar den Vorwurf, aber da sie gar wohl erkannte, wie viel Strafpredigten, keineswegs im Ton und Geist christlicher Lindigkeit, sie früher ihrem Eheherrn gehalten, nahm sie ruhig, ohne Widerworte, seinen zarten Wink hin. —

Frau Fink's Schwester, die Aufwärterin, machte bei ihrer diesmaligen Rückkunft von Canada wie gewöhnlich ihren Besuch in dem kleinen Hause, in welchem unsere Jenny jetzt als Familienglied betrachtet wurde. Alle Pläne über die Zukunft des Kindes wurden erwogen und besprochen, und Minna rieth sehr zur Uebersiedlung nach Canada, wo sie mit leichter Mühe Jenny in einer christlichen Familie eine passende Stelle verschaffen könne. „Aber noch lasse ich sie nicht ziehen,“ sagte Frau Fink entschieden, „auch noch nicht mit dem nächsten Schiff; sondern diesen Winter bleibt sie bei mir. Das arme Kind soll sich erst ein wenig erholen; sie ist nicht sehr stark und würde die kalten, rauhen Winterstürme auf der See nicht ertragen.“

Und so geschah es; Jenny blieb durch den Winter bei ihrer gütigen mütterlichen Freundin, die indessen unermüdet für ihre Pflegbefohlene dachte und arbeitete, und als Jenny Mitte Mai die Reise über den fernen Ocean antrat, war sie so vollständig mit Kleidung und allem Nöthigen versehen, daß Frau Fink mit Stolz eine eigene Tochter so ausgerüstet hätte ziehen lassen können. Unter den Passagieren war eine Familie mit drei Kindern, in deren Dienst Jenny durch Vermittlung der Aufwärterin trat.

Herr Braun, das Haupt der Familie, war lange Jahre Direktor einer Provinzialbank gewesen, allgemein geachtet und geliebt. Leider hatte er in den letzten Jahren sein Amt nicht mehr mit seiner früheren gewissenhaften Treue verwaltet; durch die Bekanntschaft mit neuen Freunden, welche das Jagdvergnügen der regelmäßigen Arbeit vorzogen, verführt, hatte er sein Geschäft vernachlässigt, das allgemeine Zutrauen war ihm dadurch natürlich nach und nach entzogen worden, und später auch seine Stelle. Jetzt unter den früheren Bekannten eine weniger angesehenen Stellung einzunehmen, sich einzuschränken und durch angestrengten Fleiß sich ein Fortkommen zu suchen, dazu fehlte dem verwöhnten Ehepaar der Muth; falsche Scham bekam die Oberhand, und so war, wenn unter Zittern und Beben, der Entschluß greift, lieber fern von den alten Bekannten, in fremder Umgebung das Heil zu versuchen und nach Canada überzufiebern.



Der Gedanke an eine Seereise war freilich etwas Grauenhaftes für Frau Braun, und als sie sich nun wirklich an Bord des großen Dampfschiffes befand, wurde sie schon auf der Themse, als kaum das Boot angefangen, sich zu bewegen, vor lauter Angst und Einbildung seekrank und überhäufte in kindischer Weise ihren Mann mit lauten Klagen, daß er sie zu einer so schrecklichen Reise veranlaßt habe. Wie würde es erst in der Nacht gehen, ja wie erst, wenn ein Sturm sich erhöhe! Es würde ihnen gewiß irgend ein Unglück bevorstehen, das behauptete Frau Braun fest. Aber als nun aus der eingebildeten Seekrankheit eine wirkliche wurde, — doch wir wollen nicht versuchen, eine Beschreibung davon zu machen; wer je selbst Tage lang diese schreckliche Krankheit durchgemacht hat, weiß es am besten, und kann der, wenn auch etwas kindischen, nervösen Frau, in solch jammervollem Zustande sein Mitgefühl nicht ganz versagen.

Doch auch dieses Uebel ging vorüber, und nach einigen Tagen war der kleinen Dame nur noch die große Mangellichkeit geblieben. Jenny war ihre rechte Hand, die Kinder konnten keinen Augenblick ohne ihre junge Wärterin fertig werden. Es waren ihrer drei: ein Knabe war drei Jahr, ein Mädchen fünf und die kleine, welche zu Jenny's großer Freude eben so hieß wie ihr verstorbener Liebling, also Baby Nell, war erst fünfzehn Monate alt.

Jenny war äußerst glücklich unter den Kindern, und da sie weder an Seekrankheit noch an Mangellichkeit litt, war ihr die Seereise ein herrlicher Genuß, und gern hätte sie dieselbe um Vieles verlängern mögen.

Schon längst war die Hälfte des Weges ohne Sturm und Unfall zurückgelegt, so daß sogar Frau Braun muthiger wurde und nun doch zu glauben anfing, daß sie glücklich das canadische Ufer erreichen würden. Es war eine prachtvolle Nacht; Mond und Sterne leuchteten in seltner Klarheit am wolkenlosen Himmel; ein sanfter Wind brachte die silbernen Wellen in mermelnde Bewegung, während das Schiff wie ein lebendiger Koloß sie durchschnitt und sich einen schäumenden Fußweg, weiß wie Schnee durch dieselben bahnte, während die kostbare Ladung desselben, eingeschlummert unter der Musik der großen Wasser, sich dem süßen Schlaf in die Arme geworfen hatte.

So war Stunde auf Stunde in ungestörter nächtlicher Ruhe vergangen, der Mond verbarg sich schon fast am westlichen Horizont, als plötzlich die Schlafenden durch eine eigenthümliche Bewegung des Schiffes geweckt wurden. Im Nu war das Bild des Friedens in eine Schreckensscene verwandelt; lautes Schreien und Lärmen ließ sich hören, ein wildes Durcheinander, und, was auf dem Meer das Entsetzlichste ist, der markerschütternde Ruf: „Feuer! Feuer!“ erscholl den Schlaftrunkenen gellend in's Ohr. Halbbekleidet sah man die Passagiere in panischem Schrecken sich auf's Deck drängen, das Angstgeschrei der Frauen und Kinder erfüllte die Luft.

In einer Minute war der Capitän auf seinem Posten, dieser treffliche, tüchtige Mann, so ruhig und voll Geistesgegenwart, als ob es gar keine Gefahr gäbe, und sein gutes Beispiel übte einen wunderbaren Einfluß auf die ihn umringenden ängstlichen Passagiere und die Schiffsmannschaft aus.

„O Capitän, retten Sie uns!“ schrien einige Frauen in verzweifelter Angst.

„Das werde ich mit Gottes Hilfe thun!“ rief er laut. „Aber unbedingten Gehorsam muß ich fordern und die allergeheueste Ordnung. Im schlimmsten Falle ist für uns Alle in den Böten Raum, aber ehe wir dazu unsere Zuflucht nehmen, soll Alles versucht werden, unser Schiff zu retten. Jetzt Jeder auf seinen Posten!“ — Willig folgte Jeder. Alles wurde

versucht, das Feuer zu löschen, als aber die Gefahr wuchs, wurden von einem Theil der Mannschaft die Böte heruntergelassen.

Es war eine furchtbare Zeit, namentlich für die armen Frauen und Kinder, die auf einem Ende des Schiffes zusammengedrängt, als müßige Zuschauer auf die fast übermenschlichen Anstrengungen der Männer blicken konnten.

Frau Braun war über Erwarten ruhig, und, ob sie auch innerlich zitterte vor Furcht, konnte sie doch ihre Kinder mit einigen ermutigenden Worten trösten. Zu Jenny gewandt, flüsterte sie freilich mit bebenden Lippen: „O Jenny, was sollen wir anfangen? Was ist zu thun, selbst wenn wir vom Feuer errettet werden? Zusammengedrängt in diesen kleinen Böten, wer weiß, wie lange dem ungestümen Meer preisgegeben, — o, wie wird's uns gehen!“

„Wir müssen dem Herrn vertrauen, Madame. Er hat einst auf dem Meer gewandelt, und Er ist uns nahe, wenn wir Ihn anrufen,“ sagte Jenny. Sie saß auf dem Deck, die kleine auf den Armen, die sie durch sanftes Hin- und Herwiegen und zärtliche Worte zu beruhigen suchte.

„Ach, aber wie Viele sind schon als Schiffbrüchige angekommen!“ fuhr Frau Braun fort. „Ja, Noth lehrt beten, aber hört Gott denn, wenn man sich sonst nicht um Ihn kümmert hat?“

„Meine Bibel sagt: „Rufe mich an in der Noth, so will Ich dich erretten und du sollst mich preisen!“ Daran glaube ich,“ antwortete Jenny.

„Ach, ich kann's nicht!“ murmelte Frau Braun, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend und ängstlich hin- und herrückend. „Aber, Kind, du glaubst zwar, wie du sagst, aber wenn nun dennoch ein nasses Grab unserer wartete?“

„Nun, Madame,“ erwiderte Jenny freudig, „ich weiß, wenn Er ruft, geht's durch den Tod zu Ihm: darum fürchte ich mich nicht. Im finstern Todesthal wird Er mich nicht verlassen.“

„O, Jenny, wie kannst du nur so reden!“ rief Frau Braun aus. „Mir ist der Tod schrecklich, und doch wage ich nicht, um Errettung zu bitten, weil ich fürchte, der Herr hört mich nicht! O, was soll ich anfangen!“

Jenny that ihr Möglichstes, ihre aufgeregte, ängstliche Person zu beruhigen und dieselbe zu ermutigen, doch den Herrn anzurufen, der uns immer hört, auch wenn nur die äußere Noth uns zuerst zu Ihm treibt, und ob wir vorher uns auch nicht um Ihn gekümmert hätten. „Er ist wirklich ein rechter Nothhelfer, und hat gesagt: „Wer zu mir kommt, den will Ich nicht hinausstoßen,“ und Er weiß ja auch, daß wir uns zu Niemandem sonst in solcher Noth wenden könnten, und wenn's zum Sterben gehen soll, gibt's außer Ihm ja auch keinen Helfer und Heiland, der uns durchhelfen könnte. Der Schwächer am Kreuz hatte sich in seinem ganzen Leben nicht um den Heiland gekümmert, erst zur letzten Stunde kam er, und doch wies der Herr Jesus ihn nicht ab. Sollen wir jetzt ertrinken, so können wir dasselbe Ihm sagen, was mein armer Vater in seinen letzten Stunden oft betete: „Hels des Heils, öffne mir, Virg mich, ew'ger Hort, in dir!“ Er wird uns gewiß den Felsen fühlen lassen, wenn wir im Versinken sind.“

„O, wenn ich doch auch so getrost dem Tode ins Angesicht schauen könnte!“ rief Frau Braun in flehendem Ton, indem sie mit gefalteten Händen ihr thränenvolles Angesicht erhob zu den Sternen, die in ihrer stillen, herrlichen Pracht der angstgefolterten Seelen da unten auf dem brennenden Schiff fast zu spotten schienen, und ihre sehnüchigen Worte fanden

ein Echo bei Vielen, welche aufmerksam auf das Gespräch gelauscht hatten.

„Schauen Sie auf Jhn, Madame!“ bat Jenny; „Er hilft gewiß. Sie kennen ja den Spruch: ‚Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß des Menschen Sohn erhöht werden, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.‘ Also wenn wir Jhn ansehen oder an Jhn glauben, so errettet Er uns.“—

„Aber das ist nicht Alles, Kind,“ sagte Frau Braun eifrig. „Sagt nicht die Bibel auch, daß wir wie d e r g e b o r e n sein müssen, wenn wir selig sterben wollen, und wenn wir nun jetzt eines plötzlichen Todes sterben müßten, ach, da wäre uns ja keine Zeit mehr gelassen, uns zu befehlen! Ist hier kein Prediger, nicht irgend Jemand, der uns Auskunft geben könnte?“

Ein älterer Herr beantwortete mit zitternder Stimme diese Frage: „Gelobet sei Gott,“ sprach er feierlich, „ich weiß, an wen ich glaube, und Jhm befehle ich mich an in dieser ernsten Stunde mit Leib, Seele und Geist. Ihre kleine Magd, Madame, ist wirklich von Gott gelehrt, sie hat wirklich Jhnen das Evangelium so klar dargelegt, wie kein Prediger es besser könnte. Also, wie die Schlange in der Wüste, mußte des Menschen Sohn erhöht werden. Die Israeliten sahen auf die Schlange, wie Gott geboten hatte, und lebten; also werden auch wir, wenn wir auf den für uns gekreuzigten Heiland sehen, leben, und dieser Blick auf den Heiland wirkt Befehung; sobald wir seine Liebe erkennen und an unsern Herzen erfahren, verschwindet die Finsterniß der Sünde. Alles wird Licht, wir sind in Christo Jesu neue Creaturen geworden. Läßt uns dann der Herr noch länger hier, so werden wir Früchte des Glaubens hervorbringen, wo nicht, so hat er uns bloß die hohe Gnade und Freude versagt, in seinem Weinberg zu arbeiten, seinen heiligen Namen zu verherrlichen und in unserm Maße Andern zum Segen zu sein. Der Schächer am Kreuz und Alle, welche in der ersten Stunde, so eben vor Thor-schluß, noch in das Reich Gottes eingingen, hatten diese Freude zwar verwirkt, aber die volle Seligkeit droben nicht.“—

„Wie einfach und leicht machen Sie uns den Heilsweg,“ sagte Frau Braun mit großem Ernst, „und ich habe mir Alles immer so schwer gedacht. Könnte ich doch glauben, was Sie sagen!“

„Nicht weil ich es sage,“ erwiderte der alte Herr, „sondern weil der Herr selbst es so sagt, weil er selbst in seiner Liebe den Weg so einfach gezeichnet, und die Bedingungen so leicht gemacht hat, daß sogar ein Kind es fassen kann. Lassen Sie sich nicht durch den Gedanken, daß sie früher hätten kommen sollen, zurückhalten, jetzt zu kommen. Gottlob! noch ist es nicht zu spät, nicht für Einen von uns; Er wird unsere Gebete nicht verschmähen oder uns abweisen, ob auch Viele erst jetzt in der Noth Jhn suchen. Nach seinem wunderbaren Rath hat Er gewiß gerade deshalb diese große Gefahr über uns kommen lassen, daß Niemand seinen Gnadenruf länger überhöre, sondern alsbald auf Jhn sehe und gerettet werde. Sollen wir zusammen beten?“

„Ja, ja!“ ertönte es aus manchem Mund, und ungeachtet der knisternden Flammen und des Lärms, trotz des Ab- und Zulaufens der arbeitenden Männer, knieten die Hülfslosen nieder, und wohl selten ist der Himmel Zeuge einer solchen Ge-

betsversammlung gewesen. Wie inbrünstig stiegen in dieser ernsten, feierlichen Stunde aus den geängstigten Herzen die Gebete empor!

Ja, es war gewaltiger Ernst, im Angesichte eines schrecklichen Todes, denn trotz aller Anstrengungen der wackeren Männer und ihres braven Capitäns wollte es ihnen nicht gelingen, Herr des schrecklichen Elements zu werden. Mit furchtbarer Gewalt riß das Feuer um sich; der Kampf mit den Flammen mußte aufgegeben werden, und man war genöthigt, sich einem andern unsichern Elemente anzuvertrauen. Die Böte waren bald gefüllt. Jetzt war es wieder der brave Capitän, der durch seine Ruhe und seinen unerschrockenen Muth die Hoffnung der Schiffbrüchigen belebte. „Wenn Gott uns das gute Wetter erhält, ist's nicht unmöglich, die Küste zu erreichen, oder,“ sagte er, „was noch besser ist, Er schickt uns vielleicht bald ein Schiff.“

Es war ein neues Grausen für Frau Braun, als sie mit den Jhren und vielen Andern in das erste Boot hinuntergelassen wurde. Als dasselbe gefüllt war, ruderten sie von dem Schiff und winkten unter vielen Thränen den am Geländer ihnen nachschauenden Leidensgefährten Lebewohl zu.

Die Sterne waren nach und nach verblichen, der Mond war untergegangen, die graue Dämmerung hatte sich über das Meer verbreitet, die Silberstrahlen des Lichts folgten, im Osten verkündete das goldene Morgenroth, das einen unheimlichen Glanz auf die zügelnden Flammen des brennenden Schiffes warf, die Ankunft der Himmelskönigin, und gerade in dem Augenblicke, als das erste vollbeladene Boot langsam vom Schiffe abglitt, stieg die Sonne in voller Pracht am Horizont auf und verbreitete eine nicht zu beschreibende Herrlichkeit über die unermessliche Wasserfläche; in jeder Welle spiegelten sich ihre willkommenen Strahlen.

„Ein gutes Vorzeichen!“ sagte Einer der Schiffbrüchigen heiter, als jedes Auge unwiderstehlich einen Augenblick von diesem großartigen Schauspiel gefesselt wurde.

Aber die erheiternde Stimme fand keinen Wiederhall in den matten, schmerz erfüllten Herzen. Gar Mancher hatte einen theuren Freund oder eine liebe Verwandte auf dem Wrack zurücklassen müssen, und die Aengstlichen späheten alsbald wieder nach diesen aus, ob auch sie ihnen bald in einem andern Boot folgen möchten.

Alle erreichten glücklich die Böte, kein Einziger wurde zurückgelassen. Der Capitän selbst war der Letzte, der das Schiff verließ. Es war freilich auch die höchste Zeit, denn die lechzenden Flammen hatten schon Gesicht und Hände des ungleichlichen Befehlshabers geschwärzt.

Möge Gott Euch geleiten und beschützen in Euren zerbrechlichen Fahrzeugen! Möget Ihr Alle am Ufer danken können dem Herrn Herrn, der da hilft und auch vom Tode errettet, und singen:

Nach dem Schiffbruch fuhren wir  
Sicher durch die Wellen,  
Lassen, großer Schöpfer, Dir  
Unsern Dank erschallen!  
Loben Dich mit Herz und Mund  
Loben Dich zu jeder Stund;  
Christ Kyrie! Ja, Dir gehört die See!

(Fortsetzung folgt.)





## Aus dem Leben der Insekten.

Bearbeitet von einem Naturfreund.



## IV.

**F**urchtbare, drückende Hitze ist an der Tagesordnung. Die Sechsfüßler befinden sich jetzt in ihrem besten Elemente. Wandle über den Wiesengrund, über das Getreide- oder Stoppelfeld dahin, überall siehst du ein reges Leben, ein kreuz und quer Ueber-einanderhüpfen von tausenden der munteren Geschöpfe, und ein tausendfacher Chor von Musitanten tönt dir entgegen. Alle scheinen es darauf abgesehen zu haben, dem Wanderer durch Feld und Wald die Langleiße zu vertreiben. Die zahlreiche Betterschaft der „Schrecken“ lenken für heute insonderheit unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Grasperde, Grashüpfer, Sprengesel, Heuschrecken, Fangschrecken, Gespensterschrecken u. s. w. bilden zusammen eine recht heitere Gesellschaft von Saitenspielern. Mit den Schenkeln der Hinterbeine geigen die Männchen, aber nur diese, an den Flügeldecken und bringen dadurch die schrillenden, wenig anhaltenden Töne hervor. Durch sehr rasche Reibung der Schenkel an den Flügeldecken werden diese als dünne Häute in schwirrende Bewegung gesetzt und tönen nach denselben Gesetzen, wie die mit Bogen gestrichenen Violinsaiten. Beim Zirpen halten die Thiere ihre Flügeldecken etwas lose, wodurch der Ton heller wird. Die verschiedenen sehr zahlreichen Arten geigen jede auf ihre eigene Weise, so daß ein auf dergleichen Dinge geübtes Ohr diese und jene Art an dem Getöse erkennt.

Ein Blick auf unsere Abbildung stellt uns aber eine besondere Gattung, ein Geschöpf Gottes, dar, welches nicht sowohl wegen seiner musikalischen Begabung von jeher so viel von sich reden machte, sondern das vielmehr als Geißel der Menschen in der Hand Gottes in den Annalen der Geschichte verzeichnet steht. Es ist die *Wanderheuschrecke*.

Auch die heilige Schrift gedenkt ihrer wiederholt. Salomo zählt sie zu den vier kleinen Dingen, welche klüger sind, denn die Weisen, und sagt Spr. 30, 27.: „Die Heuschrecken haben keinen König, und dennoch ziehen sie alle in Schaaren aus.“ Joel nennt sie Cap. 2, „ein groß und mächtig Volk; das Land vor ihm sei wie ein Lustgarten, aber nach ihm wie eine wüste Einöde, und Niemand werde ihm entgehen. Sie, die Heuschrecken, seien gestaltet wie die Kasse und rennen wie die Reiter. Sie sprengeten daher oben auf den Bergen, wie die Wagen rasselten, und wie eine Flamme loderte im Stroh, wie ein mächtig Volk, das zum Streit gerüstet ist“ u. s. w. So der Prophet. Welch eine Schilderung, aber ganz richtig und naturgetreu. „Die Heuschrecken“, sagt der Autor von „The Unwritten Word“, „formiren sich in geschlossenen Reihen, gleich den Bataillonen einer disciplinirten Armee, und marschiren auf das Commando eines göttlichen und geheimnißvollen Willens. Ein einziger Geist beherrscht die mächtigen Schaaren, und sie ziehen dahin, zahllos wie die Schneeflocken, und dunkel wie die Wolken. \* \* \* Wenn sie in Billionen heranrücken, scheint es, als ob der Staub der Erde lebendig ge-

worden sei. Nichts vermag ihnen Widerstand zu leisten. Sie steigen in die tiefsten Thäler hinab und fliegen über vierzehntausend Fuß hohe Berge. Sie troken dem Schwert, dem Speer und der Kanone und ziehen mitten durch die Reihen der Armeen.“ Sie sind daher mit Recht als eine Armee Gottes zu betrachten. Der Kaiser Alexander von Rußland sandte einst ein Heer von dreißig tausend Mann aus, um sie zu verscheuchen, jedoch vergeblich. Mehr als einmal hat man Züge gesehen, welche fünfhundert Meilen lang waren. In Rußland bedeckte im Jahre 1825 ein solches Heer den Grund auf vierhundert Meilen hin so vollständig, daß ein Fuhrwerk nur wie durch tiefen Sand hindurch fahren konnte. Eine solche Armee hielt einst die Kriegsmannschaft Karl's XII. von Schweden in ihrem Marsche auf.

Afrika scheint den Verwüstungen seitens dieser Thiere von jeher ausgesetzt gewesen zu sein. Als Adamson 1750 am Senegal angekommen war, erschien, während er sich noch auf der Rhebe befand, frühe acht Uhr, ein dickes Gewölk, welches den Himmel verfinsterte. Es war ein Schwarm Heuschrecken, welcher ungefähr einhundert und achtzig Fuß über der Erde schwebte und eine Strecke von etlichen Meilen Landes bedeckte, nachdem er wie ein Wolkenbruch herabgefallen war. Hier ruheten sie aus, fraßen und flogen weiter. Diese Wolke wurde durch einen starken Ostwind herbeigeführt und zog den ganzen Morgen in der Gegend umher. Nachdem die Thiere das Gras, die Früchte und das Laub der Bäume abgefressen hatten, ließen sie selbst das Rohr nicht verschont, mit dem die Hütten gedeckt waren, so dürr es auch sein mochte. Gegen Ende März 1724, zeigten sich in der Verbere die ersten Heuschrecken, nachdem längere Zeit Südwind geweht hatte. Mitte April hatte sich ihre Zahl derartig vermehrt, daß sie Wolken bildeten, welche die Sonne verfinsterten. Vier Wochen später breiteten sie sich in den Ebenen von Metidja und der Nachbarschaft aus, um ihre Eier abzulegen. Im folgenden Monate sah man die junge Brut hunderte von Quadratruthen bedecken. Indem sie ihren Weg geradeaus nahmen, erklommen sie die Bäume, Mauern und Häuser und vernichteten alles Laub, das ihnen in den Weg kam. Um sie aufzuhalten, zogen die Einwohner Gräben und füllten sie mit Wasser, oder errichteten einen Holzhäufen und andern Brennstoffen, dieselben anzündend, aber alles war vergeblich. Die Gräben füllten sich mit den Leichnamen an, die Feuer erloschen. Nach einigen Tagen folgten neue Schaaren eben erst ausgekrochener Heuschrecken nach. Sie zernagten die kleinen Zweige und die Rinde der Bäume, von denen ihre Vorläufer die Früchte und Blätter gegessen hatten. Die Verpeerungen, welche durch diese Plagegeister in den verschiedenen Jahrgängen auch in Kansas angerichtet wurden, sind Jedermann bekannt.

Die Araber älterer und neuerer Zeit schreiben diesen Geschöpfen die Macht und Gefährlichkeit der stärksten Thiere der Erde zu. Sie sagen, dieselben hätten das Gesicht eines Pferdes, die Augen eines Elephanten, den Nacken eines Stiers, die Hörner eines Hirsches, die Brust eines Löwen, den Bauch eines Scorpions, die Flügel eines Ablers, die Schenkel eines Kameels, die Füße eines Straußes und den Schwanz einer Schlange. Die Erde erbebe vor ihnen, der Himmel erzittere, Sonne und



Mond verdüsterten sich und die Sterne hörten auf zu scheinen. Ein arabischer Poet läßt in einem Gedicht eine Heuschrecke zu Mahomet sagen: „Wir haben die Macht, die ganze Welt und Alles, was darinnen ist, aufzuzehren.“ Es wird auch erzählt, daß die Araber schon, um sie zu verschrecken, vier Verse aus dem Koran auf die Flügel von vier Heuschrecken geschrieben

menen Insekten. In Lemnon brachte eine jede Person jährlich ein gewisses Maas dieser Insekten vor das Obergericht. Man kann daraus auch eine Hauptlehre ziehen, nemlich diese: Wie viel leichter es ist, das Böse im Keim zu ersticken, als es zuerst über sich hinaus wachsen lassen und dann erst bekämpfen zu wollen.—Die erwähnten Thierchen mögen nun aus der Sippe



Wanderheuschrecke.

hätten, mit welchem Erfolg, wird nicht gemeldet. Eine bedeutend sicherere Maßregel hatten einst die alten Afrikaner ergriffen, um die Landplage der Heuschrecken zu entfernen; die thaten es durch — Geseze; nemlich so: Die Leute wurden gezwungen drei Mal des Jahres die Feinde zu tödten, einmal als Eier, das zweite Mal als Larven und endlich als vollkom-

mene Insekten. In Lemnon brachte eine jede Person jährlich ein gewisses Maas dieser Insekten vor das Obergericht. Man kann daraus auch eine Hauptlehre ziehen, nemlich diese: Wie viel leichter es ist, das Böse im Keim zu ersticken, als es zuerst über sich hinaus wachsen lassen und dann erst bekämpfen zu wollen.—Die erwähnten Thierchen mögen nun aus der Sippe der „Schrecken“ alle übrigen ihrer Vetter vertreten. Ihnen reiht sich die Familie der Grillen an. Wer kennt es nicht, das in den Wohnungen der Menschen sich heimisch machende, menschenscheue Heimchen? Und doch mögen verschiedene Eigenthümlichkeiten dieses Thierchens nicht allgemein bekannt sein. Es soll nemlich, wie die Krebs und die See Anemonen beschädigte oder ganz fehlende Glieder wieder aus sich heraus ersezen können, so lange sie noch in der Häutung begriffen sind. Ein Beobachter hatte z. B. zum Zweck des Studiums sich das Vergnügen gemacht, eine Anzahl Grillen zu fangen und in ein Zuckerglas hinein zu thun, das oben wohl verwahrt wurde. Er berichtet über das Resultat, wie folgt:

„Am andern Morgen war ein heiles Heimchen eine Seltenheit. Gewöhnlich fehlten Beine, Fühler, ja selbst Stücke aus dem Leibe. Die Springbeine, welche sich die Schrecken in der Gefangenschaft leicht abstrampeln, und andere Glieder

waren größtentheils verschwunden. In ihrer Gefräßigkeit und dem Mergel über das unfreiwillige enge Zusammensein hatten sie sich einander angenagt, die fehlenden Theile waren aber auch halb wieder ersetzt.“ Das Heimchen liebt die Wärme, weshalb das gesellige Beisammensein so vieler in und um die Backöfen und andern warmen Aufenthaltsörtern. Ihre eige-



ne Behaglichkeit drücken sie durch ihr beständiges Gezirpe aus. „Ein einzelnes unterbricht mittelst desselben die nächtliche Ruhe auf nicht unangenehme Weise,“ sagt Brehm, „die vielstimmigen Concerte können aber Diejenigen zur Verzweiflung bringen, welche sie allnächtlich mit anhören müssen.“ Schreiber erinnert sich hier, eine Fabel von der Ameise und der Grille gelesen zu haben, welche etwa also lautet:

Eine alberne Grille von Jugend gewohnt  
Zu durchstreifen den Lenz und die Sommermond',  
Beschwerte sich laut, als zu Hause sie sah,  
Daß kein Vorrath vorhanden, der Winter so nah.  
Kein Blümchen will blühen,  
Kein Krümchen zu sehn auf den schneeigten Höhen.  
O weh, seufzt das Heimchen! wie wird mir's noch gehn?

Am Ende verlassen von jeglichem Trost,  
Ganz trüfend vor Kälte und zitternd vor Frost,  
Da spricht sie die sparsame Ameise an:  
Gib mir Obdach, daß ich mich herbergen kann,  
Ich will es nur borgen, ich bezahle dir's morgen;  
Wo nicht, so vergeh ich vor Mangel und Sorgen.

einem solchen Bau einer andern begegnet, die ihn entweder anlegte, oder als verlassenem früher bezog, so weicht keine von beiden freiwillig. Sie beißen sich, stoßen, gleich Ziegenböden, mit den Köpfen gegeneinander, und ist der Sieg auf einer Seite so vollständig, daß der Gegner auf dem Kampfsplatz liegen bleibt, so wird seine Leiche aufgefressen. Die Löcher, nicht viel weiter als der Umfang des Thieres, gehen erst wagerecht in die Erde und senken sich weiterhin etwas nach unten. Sie werden vornehmlich angelegt, wenn von Seiten des Männchens der Gesang beginnt, also zeitig im Frühjahr.

Unsere zweite Abbildung vergegenwärtigt uns wieder einen andern Charakter: den Ohrwurm. Ein Blick auf das Geschöpf läßt uns den ihm beigelegten Namen als sehr unnatürlich erscheinen; sieht doch der Bursche mehr aus wie ein Käfer als Wurm und wurde derselbe auch schon von Naturhistorikern unter die Ordnung der Käfer gestellt, und „Zangenkäfer“ genannt. Dann soll er vollends auch noch ein Ohrwurm sein. Er soll es nemlich auf des Menschen Ohren abgesehen haben, in dieselben hineinkriechen und dieselben kneipen, daher sein



Ohrwurm.

Die Ameis' erwidert: „O Heimchen, mein Herr,  
Das Leihen und Borgen fällt Ameisen schwer.  
Doch sage mir, hast du bei Sommersfülle  
Nicht Vorrath gesammelt?“ „Nein,“ sagt die Grille.  
„Ich sang und ich sang  
Den ganzen Tag lang mit fröhlichem Klang.“—  
„Ei, könntest du singen  
Im Sommer, so magst du nun tanzen und springen.“

Es wird in obigen Strophen der große Contrast der beiden erwähnten Thierchen angedeutet und mit Recht nennt ein Dichter das Heimchen: „die faule Grille,“ und diese Bezeichnung gilt namentlich der Feldgrille. Diese Eigenthümlichkeit mag vielleicht auch Veranlassung dazu sein, daß die Grille gern einen schon vorhandenen Bau benützt ob rechtmäßig oder unrechtmäßig, darüber macht sie sich nicht viel Sorgen. Dieselbe Unart finden wir ja auch bei andern Thieren. Es soll sogar leider bei Menschen nicht selten vorkommen. Bei unsern Grillen nun entstehen dadurch häufig Kämpfe, denn wenn eine in

seinen Namen. Er ist deshalb vielfach gefürchtet. Dem Kinde wird der Genuß der Beeren verleidet, wenn ein Ohrwurm nach dem andern aus dem Dunkel der dicht gebrängten Weintrauben herausspaziert; die Köchin wirft entrüstet den Blumenkohl von sich, wenn beim Zergliedern des Kohlkopfes das braune Ungethüm mit seinen drohenden Zangen an das Tageslicht kommt. Der gemeine Mann meint, er müsse seine Ohren vor ihm schützen, damit er nicht hineinkrieche und das Trommelfell zerkneipe. Aber auf die Ohren hat er es trotz seines Namens am wenigsten abgesehen. Es mag wohl zuweilen vorkommen, daß er dem einen oder dem andern, welcher leichtsinnig genug war, sich in das Gras schlafen zu legen, in das Ohr gekrochen ist, weil das Insekt solche dunkle Verstecke liebt. Auch der Gärtner fürchtet dieses Geschöpf als Zerstörer seiner besten Nelkenblüthen und Georginen. Sie sind auch gefräßige Gesellen und spielen den Baumfrüchten durch ihr Anbohren oft übel mit. Ihre Nützlichkeit andererseits wiegt aber auch einiger-

maßen wieder dafür auf, indem sie gegen verschiedene den Weizenfeldern und andern der gleichen Kernfrüchten gefährlichen Insekten zu Felde ziehen.

Die Abbildung stellt uns drei verschiedene Arten des Thieres dar. Fig. 1. ist der gemeine Ohrwurm; er ist überall in Europa zu Hause, aber nirgends gern gesehen. Fig. 2. stellt uns den großen Ohrwurm eine über die ganze Erdoberfläche verbreitete Familie dar. Die Jangenglieder kennzeichnen sich vor denen des gemeinen Ohrwurms durch ihre Geradheit aus. Fig. 3. stellt uns das ungeflügelte Insekt dar. Auch ist oben der gemeine Ohrwurm in fliegender Stellung zu sehen. Die Zange der Leibespitze macht jeden Ohrwurm als solchen kenntlich. Dieselbe dient zur Vertheidigung, denn sie

kneipen wüthend um sich, wenn sie am forderen Körperteile angefaßt werden.

Nur noch eine Eigenthümlichkeit dieses Thierchens sei schließlich hier erwähnt. Das Weibchen besitzt eine außerordentliche Mutterliebe. Es legt seine Eier in die Vertiefungen und zwar an feuchten Stellen der Erde. Die Mutter bemacht dieselben mit größter Zärtlichkeit, trägt sie beim Eintrocknen dieser Stellen an feuchtere Orte. Die Larven sind zuerst beim Austreten an's Licht weiß, verwandeln sich jedoch in wenigen Stunden. Die Mutter sammelt dieselben unter sich, wie eine Henne ihre Küchlein. Die jungen hingegen kennen keine Dankbarkeit oder Kindesliebe, denn nicht eher haben sie eine hinreichende Größe erreicht, so überfallen sie ihre Mutter, dieselbe aufzufressen, falls sie irgendwie beschädigt werden oder sterben sollte

## Die Entscheidung einer Königin.

Von T.

Es sind schon viele Jahre her, da geschah es einmal, daß die Königin der Sprachen eine Proklamation erließ, des Inhalts, daß an einem gewissen Tage eine Versammlung ihrer Bürger, aller Classen, abgehalten werden solle. Sie befahl den Leuten, daß sie der Königin treuen Diener, das Alphabet, bestehend aus sechsundzwanzig Buchstaben nehmen sollten, und wer unter ihnen damit das süßeste Wort zu bilden im Stande wäre, der solle mit einer goldenen Krone gekrönt, und zur Rechten der Königin auf ihren Thron gesetzt werden. Die Proklamation verbreitete sich mit Windes Schnelligkeit über das ganze Land, und Tausende fingen an zu sinnen, welches Wort sie wohl bilden und wählen sollten. Und damit nicht etwa Jemand sonst das gewählte Wort erfahren möge, blieben Alle sein stille, und machten gelehrte Miene, als wollten sie sagen: „Ich weiß schon ein Wort, aber ich werde mich bestens hüten, es vor der Zeit herauszulassen.“ Endlich, nach langem Harren, kam der bestimmte Tag. Anwesend waren: Die Königin mit der verheißenen, goldenen Krone und dem Alphabet, sammt einer großen Menge Volks. Die Frage war nun, wer wohl zuerst das nach seiner Meinung süßeste Wort zusammen stellen solle? Da entschied denn die Königin, daß Jedermann sein Wort recht vorsichtig auf ein Zettelchen schreiben, dasselbe zusammenlegen und in ein Kästchen, welches sie zu diesem Zwecke bereits mitgebracht habe, werfen möge. Sie wolle dann das Wort durchs Loos herausnehmen lassen, es laut vorlesen, den respektiven Schreiber aufrufen, und sofort, mit Gottes Hülfe, über jedes einzeln entscheiden. Die gespannte Volksmenge drängte sich nun voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, dicht um die Königin her. Im ganzen großen Versammlungs-saale herrschte lautlose Stille. Jemand griff in das bedeutungsvolle Kästchen, zog eines der Zettelchen heraus, und übergab es der Königin. Nachdem sie dasselbe geöffnet hatte, las sie laut: **G e l d !**

„Wem gehört dieses Wort?“ fragte die Königin.

„Es ist das meineig“, antwortete ein alter, wettergebräunter, abgehärteter Geizhals.

„Und warum hältst Du dafür, daß ‚Geld‘ das süßeste Wort in der menschlichen Sprache sei?“

„Einfach deshalb, Ihre Majestät“, gab der Mann zurück,

„weil wir alle des Geldes bedürfen, alle dafür arbeiten, und uns desselben freuen. Mit Geld kann man alles Erdenkliche und Beliebige kaufen, irgend etwas damit ausrichten, und allermeist weil die heilige Schrift ja auch selbst sagt: Und das Geld muß ihnen alles zuwege bringen (Pred. Sal. 10, 19). Es ist das süßeste Wort, das je gesprochen wurde.“

„Da möchte ich bitten“, entgegnete die Königin, „verschiedener Meinung sein zu dürfen, mein Herr. Zunächst entstellen Sie offenbar den richtigen Sinn der citirten Bibelworte. Sie halten dafür, daß das Geld irgend etwas beschaffen und leisten könne. Ist dem wirklich so? Würde es, zum Beispiel, einen kranken Menschen gesund machen können? Wäre es wohl vermögend, ihn in der Stunde des Todes aufzuheitern, und ihm den Trost des ewigen Lebens zu spenden? Kann Geld die Brandmale des Gewissens heilen? Das verstorbene, geliebte Kindlein wieder lebendig machen und den Armen der Mutter zurückgeben? Oder wird es einst der Seele die Pfortenthore der glänzenden Gottesstadt da drüben öffnen, damit dieselbe sich selbiger Unsterblichkeit erfreuen könne? Nimmer! Geld ist höchstens ein äußerst schlüpfriges Mittel, Nahrungsforgen ferne von unserer Thür zu halten. Dagegen erzeugt es Stolz, Lust nach verbotenen Dingen, es ist ein unerbittlicher Herrscher gegenüber der Armen. Geld, alter Freund, ist absolut nichts weniger als das lieblichste Wort.“

Wieder griff Jemand in das inhaltsreiche Kästchen, holte noch eines der beschriebenen Papierchen hervor, und händigte es unter andauernder Spannung des Volkes der Königin ein. Sie entfaltete dasselbe, und darauf stand in höchst zierlichen Buchstaben das Wort: **G h r e.**

„Und wer von Euch beansprucht denn das?“ fragte Ihre Majestät, die Königin.

„Meine Wenigkeit“, antwortete ein stattlicher junger Mann in glänzender Uniform.

„Und was wären wohl Ihre Gründe für die Wahl dieses Lieblingswortes?“ bat die gütige Herrscherin.

„Mir scheint meine Wahl über alle Argumente erhaben“, gab dieser zurück, „denn das Kind in der Schule, der spielende Knabe, die sorgenden Eltern, der Gelehrte, der seine Tage und sein Talent der Wissenschaft widmet, der Matrose, der sein



Leben der stürmischen See preis giebt, der nach Stellung und Amt ringende Politiker, der Soldat, welcher todesmuthig in den feurigen Schlund der Kanonen blickt: Alle sind lebendige Zeugen, daß *G h r e* allein vor allen andern das Wort sein kann, das den süßesten Klang und Wiederhall im menschlichen Ohr und Herzen hat."

"Sie stellten wichtige Gründe auf," sagte die Königin, "allein ich kann nach allem nicht mit Ihnen übereinstimmen. *Ehre* ist sicherlich ein gewaltiger Beweggrund die Menschen zu den unglaublichsten Versuchen und Handlungen zu bestimmen. Dessenungeachtet kann es Ihrem Blick nicht entgangen sein, daß das Ringen nach *Ehre* die Selbstsucht im Herzen anfaßt und entwickelt, es löst oft die zartesten Familien- und Freundschaftsbande auf, tritt die heiligsten Rechte Anderer rücksichtslos unter die Füße, bricht sich Bahn durch blutgetränkte Schlachtfelder und bringt nicht selten Nationen in Jammer und Elend. Ich kann Ihnen, junger Herr, mit dem besten Willen die goldene Krone nicht zusprechen."

Wiederum sah die staunende Menge dieselbe Hand in das Kästchen greifen und ein beschriebenes Blatt zu Tage fördern, auf welchem das Wort *L i e b e* verzeichnet stand.

"Wem mag das gehören?" forschte die edle Frau mit sanfter Stimme und ernstem Blick.

"Meine gnädige Herrin," sprach ein blühender Jüngling, dessen Wangen vor Aufregung zu glühen schienen, während Tausende von Jünglingen und ebenso vieler Jungfrauen um ihn her bereit standen, zum Zeichen ihrer Zustimmung laut aufzujuchzen.

"Und Ihre Gründe, junger Mensch?"

"Liebe geht über begründende Argumente, Madam. Sie ist offenbar die Selbstaufopferung der Mutter für ihr Kind, und des Kindes für seine Mutter. Der Drang der Liebe ist's, der die Sehnsucht nach der Heimath weckt, der die Wittve im Elend tröstet und versorgt, der die Jugend bestimmt, den besten Freund zu suchen, den das Leben bietet. Dieser Drang

allein kann des Alters irdische Stütze sein, Liebe athmet aus den melodischen Tönen der besiedelten Sänger des Waldes, sie hallt wieder in dem Gurren der trauernden Taube, sie durchzieht geheimnißvoll die ganze lebende Creatur, und wir haben Ursache zu glauben, daß sie den Engeln im Himmel nicht fremd ist."

"Sicherlich eine treffliche Beweisführung," sagte die Königin, "allein ich muß etwas Zeit haben, die Sache zu überlegen, ehe ich entscheide."

Noch einmal wurde ein beschriebenes Blatt aus dem Kästchen geholt, und unter lautloser Stille las die Gebieterin sanft und leise das Wort *J e s u s*.

"Wem gehört das?" fragte sie.

"Ich schrieb es," entgegnete ein allerliebste, kleines Mädchen, das von dem Eindruck der auf sie herniederschauenden Menge fast zu Boden sank.

"Und kannst Du mir auch sagen, mein Kind, warum Du dafür hältst, daß *Jesus* das lieblichste, s ü ß e s t e Wort ist in der Welt."

"Nein, Königin, a b e r i c h f ü h l e e s."

"In Wahrheit, Kleine, Du fühlst recht! Da ist auch nicht eine einzige Tugend, noch Schönheit des Charakters, noch wahre Größe, überhaupt nichts Erhabenes, Schönes, Liebenswürdigen und Gutes, das nicht in *Jesus*, in seinem Namen zu finden wäre. Er ist Reichthum, *Ehre*, Ruhm und die Liebe im vollkommensten Sinne des Wortes. Noch ist keine Sprache der Erde gefunden worden, in welche das Wort „*Jesus*“ nicht unübersetzt eingeführt werden konnte. Jude und Grieche, vom Totentoten bis hinauf zu den gebildeten Nationen der Erde: Alle verherrlichen diesen Namen. *Jesus* ist das süßeste, erhabenste, wohlklingendste Wort, der ruhmreichste, kräftigste Name auf Erden und im Himmel. Komm, liebes Kind, setze dich zu meiner Rechten und empfang die goldene Krone—ein schwaches Bild jener Krone der Herrlichkeit, welche *Jesus* Dir an jenem Tage auf dein Haupt setzen wird."

## Vom alten Heim.

Der berühmte Arzt Dr. Heim, der viel weggab, aber auch viel einnahm, hatte eine große Summe durch ein Handelshaus, welches Bankrott machte, verloren. Aufeland bezeugte ihm einige Tage nachher seine Theilnahme. "Es ist mir nicht lieb," antwortete Heim, "daß Sie mich daran erinnern; ich habe es, Gott lob! unter den Füßen."

— "Wie haben Sie das gemacht?" "So wie ich es zu machen pflege, wenn ich mir selbst nicht helfen kann. Und das konnte ich hier nicht. Ich konnte die fatale Sache gar nicht vergessen; ich dachte Tag und Nacht daran. Das schöne Geld so mühsam erworben, und nun auf einmal verloren! Verwünscht! Selbst meine armen unschuldigen Kranken litten darunter, denn ich war immer zerstreut. Auch zu Hause hatte ich keine Freude mehr; meine gute Frau, sonst immer heiter, ließ selbst bei Tische, wo sich der Mensch doch erholen soll, den Kopf hängen; wir saßen stumm und verdrüsslich einander gegenüber, und unsre sonst so fröhlichen Kinder sahen uns schüchtern an. So konnte und durfte es nicht bleiben, das fühlte ich wohl. Das schöne Geld war einmal weg, und mit ihm hatten wir verlo-

ren das erste Gut des Lebens: die Zufriedenheit. Ich armer Erdenwurm, unfähig, aus dieser Noth herauszukommen, nahm meine Zuflucht zum Allmächtigen. Ich eilte auf mein Schlafzimmer, schloß die Thür hinter mir zu, und bat auf meinen Knien recht inbrünstig, daß mir Kraft und Muth, Freudigkeit und Ruhe wiedergegeben werde. Da war es mir, als wenn der liebe Gott erschiene, und er sprach zu mir: „Du bist eines armen Predigers Sohn, und ich habe dich gesegnet in deinem Berufe, so daß du ein gemachter Mann bist. Und nun, Heim, sei kein dummer Junge und hör auf zu winseln! Sonst komme ich dir noch ganz anders. Ich habe den Schlüssel zu allen Geldkästen, und kann dir den Verlust hinlänglich ersetzen. Drum sei wieder frischen Muthes, und gib mir deine Hand darauf, daß du wieder fröhlich deinem Berufe leben willst!“ Das habe ich versprochen; Weib und Kind sind auch wieder heiter; ich habe es wieder vergessen, es ist unter den Füßen, und ich bin nun wieder vergnügt in meinem Gott. Das thut und vermag ein Gebet, wenn es ernstlich ist; und nun lassen Sie uns von etwas andrem sprechen."



## Der Juniata.

Von C. A. Thomas.

Der liebliche kleine „blaue Juniata“ entspringt bekanntlich in den Allegheny Gebirgen und ergießt sich nach einem Marsch von etwa einhundert Meilen in den mächtigen Susquehanna. Die Scenerien entlang seinen Ufern zeichnen sich aus, sowohl durch große Varietät, als auch durch Bestimmtheit und Milde des Entwurfs und Ausdrucks. Man nimmt sofort wahr, daß der Fluß die ihm in seinem Lauf ent-



gegen gekommenen Hindernisse beides durch strategisch-künstliche Einlenkungen, als auch vermöge seiner natürlichen Kraft, erfolgreich aus dem Wege geräumt hat. An vielen Stellen hat er sich mit unwiderstehlicher Macht gegen hohe Felswände geworfen und dieselben zersprengt. An andern Orten hingegen windet er sich langsam, anscheinend furchtsam, um die Hindernisse und schlängelt anspruchlos durch stille Thäler und Felspalten. Zuweilen meint man, die Berge hätten sich von den angreifenden Stromschnellen zurückgezogen und hie und da zahlreiche „Wächter“ aufgestellt, um den Juniata in seinem Fortgang zu beobachten. Indessen sind die durchschnittenen Berge, die oft thurm hohen Ufer und die monströsen Wächter ähnlichen Hügel alle in höchst romantische Gestaltungen modellirt, so daß nur sehr selten schroffe, nackte Felsabhängige zu gewahren sind. Dazu kommt nun noch, daß das

Thal und ein Theil der kleineren Berge unter Cultur stehen. Viele der Letzteren erheben sich sanft mit ihren frischen, amuthigen baumbewachsenen Häuptern in einiger Entfernung und zeigen dem staunenden Beschauer theils den Fortschritt der Landwirtschaft, sowie auch den luxuriösen Urwaldbau, ehe der Fuß der Civilisation diese Gegenden betrat. So zu sagen fast jede Stunde im Tage und jeder Wechsel der Jahreszeit verleiht diesen romantischen Thälern und Gebirgsketten neuen Reiz und frische Färbung. Nicht selten hüllen die Morgennebel dieselben als wie in einen dichten Schleier ein; sobald jene jedoch von der Sonne durchstoßen und zerstreut sind, so erheben sie sich wolkenförmig und segeln durch die Luft, machen

hie und da an den höheren Bergkuppeln Halt, als wollten sie in etwa ausruhen, ehe sie sich mit ihren Gesellen in den oberen Wolkenregionen vereinigen.

Ein vollends erhabener Anblick ist's, wenn die liebe Abend-



sonne ihre goldenen Strahlen auf diese Berge und Thäler herabsenkt, während tief dunkler Schatten sich über das Wasser und die baumbewachsenen Ufern ausbreitet. Und dann wenn der Frühling mit allem seinem Zauber sich erst einstellt



und die Gegend mit frischem Grün bekleidet! Der Sommer gestaltet dies zwar in eine etwas dunklere Färbung, allein er bietet reichen Ersatz darin, daß er dem Auge die hochreifen, gelben Erntefelder entgegen hält. Der Herbst streut seine Kleinodien dann gleichsam über Alles aus und lichtet die un-

Luft ragen. Prachtvoll! Hinreißend!! In dem Juniata-thal ist fast jeder Baum mit dem bekannten „Virginia creeper“ umrankt, und zwar nicht selten von der Wurzel bis zum höchsten Ast. Sie und da umfaßt eine stärkere Ranke mehrere andere und bindet sie zusammen, als ob sie den Gegenstand



durchsichtigen Wälder, nachdem er in der Erzeugung der bunten Farbenpracht der Blätterwelt seine höchste Kunst entfaltet hat. Dann kommt der greise Wintermann und breitet seinen schneeweißen Mantel über die ganze Scenerie, während die hohen immer grünen Tannen gleich dunkeln Thürmen in die

ihrer ersten Umarmung müde geworden sei. Fast jede Meile Wegs entlang dem Juniata zeigt dem Beobachter neue herrliche Scenerien, verschieden und oft wechselnd wie die Bilder in einem Kaleidoskop. Wie herrlich sind doch die Werke unseres Gottes! Ueberall spricht seine Weisheit und Macht zu uns.



## Werdet wie die Kinder.

Von Dr. Th. Christlieb, Professor und Universitätsprediger in Bonn.



2.

Daraus folgt dann aber auch das Andere, daß wir dies nicht bloß werden, sondern auch bleiben müssen, um den schon betretenen Weg in's Himmelreich nicht wieder zu verlieren. — Aber wie? An Jahren können wir ja nicht Kinder bleiben, an Einsicht und Erfahrung dürfen wir's nicht. In allen Stücken sollen wir's nicht. Kinder haben ja auch schon ihre Fehler und Unarten. Darum müssen wir fragen: In welchen Stücken sollen wir wie Kinder bleiben?

Der ganze Vorgang in unserm Texte und die Worte des Herrn lassen uns auch darüber nicht im Zweifel. Ja wir haben das Hauptstück der gottgefälligen Kindesart gegenüber dem eiteln Ehrgeiz der Erwachsenen längst erkannt, — die anspruchslose Demuth. Das ist die Himmelreichsgewinnung, die, einmal erreicht, ohne Seelengefahr sich nicht wieder verlieren darf, und die auch auf demselben Weg erhalten wie erlangt wird, durch Selbsterniedrigung, durch stetes Herabzwingen und in den Tod Geben des natürlichen Sinnes mit seinem Hoffartssflug und allen seinen eiteln, trohigen und selbstsüchtigen Trieben und Begierden. Aus jener Grundgewinnung der Demuth und Einsicht entspringen aber viele liebliche Eigenschaften des Kindes, in denen wir ihnen ähnlich bleiben müssen, um ins Himmelreich eingugehen. Merken wir noch in Kürze die wichtigsten, die uns das Kind im Texte vor Augen stellt.

Wie schön ist am Kinde dort der kindliche Gehorsam des Glaubens, des arglosen Vertrauens! Jesus „ruft es zu sich.“ Es folgt sogleich, wohl ohne den fremden Meister zu kennen, ganz treuherzig. Der freundlich lockende Ton der Stimme des Erzherzten hat ihm schnell das Herz abgewonnen. Da kommt kein ängstlicher Zweifel auf. Der Mann kann's nicht böse meinen. „Er stellte es mitten unter sie.“ Es läßt sich ruhig seinen Platz anweisen und fürchtet sich nicht im Kreis der fremden Männer. Es läßt Alles mit sich anfangen und argwöhnt nichts. Es vertraut dem freundlichen Manne, der es gerufen, und erwartet von ihm nur Gutes. Und mit dieser kindlichen Folgsamkeit, mit diesem arglosen Vertrauen trifft es das rechte Verhalten. So sehen wir es ja auch sonst an den Kindern.

Liebe Freunde, werdet und bleibet wie die Kinder in diesem Stück! So will Gott euch haben. Anders taugen wir nicht in sein Reich und zu seinen Kindern. Seinem Ruf, seinem Willen und Wort gegenüber gibt es nur ein richtiges Verhalten, das Ihn, der es so unendlich wohl mit uns meint, nicht verunehrt: kindlichen Gehorsam in arglosem Glauben und Vertrauen. Durch die Selbsterniedrigung zur Buße wirst du fähig, solchen Glaubensgehorsam zu lernen, und durch dieselbe fortwährende Selbsterniedrigung unter den heiligen und gnädigen Willen Gottes, durch anspruchslose Demuth und argloses Vertrauen wirst du in dieser kindlichen Folgsamkeit dich auch erhalten können. Ohne sie, ohne Glauben ist's unmöglich, Gott zu gefallen (Hebr. 11, 6.). Darum werde und bleibe ein Kind im Gehorsam des Glaubens, der vom Herrn sich rufen, sich seinen Platz anweisen, sich Schritt für Schritt in die Heilserkenntnis und weiter auf dem Heilsweg führen läßt. Darin vor Allem hat jener Männerkreis, der dort das Kind

umstand, wieder den Kindern ähnlich werden und bleiben müssen. Wie Manches, das in den Worten des Meisters ihnen erst unverständlich war, haben sie den Kindern gleich eben auf das Ansehen des Lehrers hin auf Treu und Glauben einstweilen annehmen müssen, bis sich ihnen allmählig dessen inneres Verständniß erschloß. So wuchsen sie an Erkenntniß und wurden die Lehrmeister der Menschheit. Wie mancher Weg, den der Herr sie nachher führte, als er sie wie Schafe mitten unter Wölfe stellte, bald da, bald dorthin, war ihnen erst dunkel und dem natürlichen Sinn ganz zuwider. Aber sie berathen sich nicht mit Fleisch und Blut, suchen nicht mehr eigene Ehre, nur die ihres Herrn, nicht eigenen Vortheil, nur die Förderung seines Reiches, und in dieser steten Unterordnung alles Eigenen unter die heilige Reichsfrage des Meisters, in dieser steten Selbstverleugnung und Selbsterniedrigung lernen und üben sie den Gehorsam des Glaubens, werden und bleiben sie willig folgende Kinder, lassen vertrauensvoll sich rufen und führen, bis ihr Glauben zum Schauen wird.

Und wie ist dieser Glaubensgehorsam ihnen zum Segen geworden! In ihm zeigte und erprobte sich ihre Treue. Er ward die Kraft und die Freudigkeit ihres Lebens und Wirkens, der Trost und Friede ihres Leidens und Ueberwindens. O schon die kleinste Folgsamkeit gegen den Herrn belohnt sich. Der Fischer Petrus, der dort nach des Herrn Wort auf die Höhe fährt und sein Netz auswirft (Luc. 5, 4.), durfte das erfahren, wie der große Apostel, der nun ganz verlernt hat, selbst über sich zu verfügen, und von einem Andern sich gürteten und führen läßt, wohin das natürliche Gefühl am wenigsten will, auf die Höhe des Märtyrertums (Joh. 21, 18.). — Und wer mag sagen, welchen Segen schon das Kind in unserm Texte von seiner Folgsamkeit davontrug? Hat doch eine spätere kirchliche Sage aus ihm den nachherigen Märtyrer Ignatius, Bischof von Antiochien, gemacht und hiermit wohl nicht unrichtig wenigstens das angedeutet, daß diese Begegnung mit dem Herrn eine bleibende Segensspur in der Lebensentwicklung des Kindes zurückließ.

Wer gesegnet sein und bleiben will, der werde und bleibe wie ein Kind in argloser Folgsamkeit gegen die Stimme des Herrn. Er ruft auch euch. Wenn nicht als Muster, so doch als Glieder möchte er euch alle hereinstellen in den Kreis seiner Jünger und Nachfolger, der jetzt so viel größer geworden. Daß doch Alle, die in falsche Höhen sich verstiegen, wieder herabsteigen, klein werden und in kindlicher Glaubensdemuth verharren möchten! Selig, die nicht sehen und doch glauben, die kindlich dem Vater folgen und allezeit sprechen: „Dein Wille geschehe,“ auch wenn ihnen noch dunkel ist, wozu er gut ist. Das nichtsehende, aber vertrauensvolle Glauben bringt es weiter als das Alles sehen wollende und immer zögernde Zweifeln. Jenes führt zum Schauen, dieses zum Erblinden!

Aus diesem kindlichen Vertrauen fließt noch Anderes, darin die Kinder uns ein bleibendes Vorbild vor Augen stellen. Wie schön steht ihnen ihre Freiheit von Sorgen! Welch liebliches Zeugniß legen sie unbewußt darin ab von ihrem unerschütterlichen Vertrauen auf Vater und Mutter! Die lassen sie ruhig für alles Nöthige sorgen, ohne sich zu ängsten, und treffen auch damit ganz das Rechte. — O Sorgenbeladener, werde



und bleibe auch darin wie ein Kind! Je älter, je sorgenbeschwerter und verstrickter bist du geworden. Hast dich nicht allein, ja wohl nicht so sehr mit nöthigen und wichtigen, als vielmehr mit viel unnöthigen Sorgen beladen, die das Wachsthum deines Glaubens aufhielten, vielleicht erstickten. Hast, wenn auch halb unbewußt, deinen Vater im Himmel damit verunehrt, als ob er kein Vertrauen verdiene und du selbst Alles machen müßtest. Kehre um auch von dieser falschen Bahn und lerne täglich von deinen Kindlein! Wie sie dich, so laß du deinen Vater im Himmel sorgen, der da weiß, was du bedarfst. Je schwerer die Zeiten, je mehr Gelegenheit hast du, deinen Vater zu ehren durch kindlich sorgloses Vertrauen. Ob die Plagegeister ängstlicher Sorge noch so oft dein Herz bekümmern und beschweren wollen,—ein kindlich gläubiger Blick zum Thron des reichen, allgütigen Vaters, und sie sind verschucht. Du' das deine im Frieden, Er hat das seine noch nie veräußert und Macht und Mittel genug, auch in der trübsten Zeit seine Kinder zu versorgen. Wer in Wahrheit beten kann: „Unser Vater im Himmel,“ der darf und soll auch alle seine Sorge auf Ihn werfen, dem sagt der Apostel: „Sorget nichts, sondern in allen Dingen laßet eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksgiving vor Gott kund werden“ (Phil. 4, 6.). Darum—bleibt sorgenfrei wie die Kinder!

Aus der arglosen Demuth, aus dem herzlichsten Vertrauen quillt ferner die reiche Liebe der Kinder, und wenn in einem, so gilt's in diesem Hauptstück: werdet und bleibet wie die Kinder! Wie sind sie so verschwenderisch darin, und wir Alte zeigen damit! Darum sind und bleiben sie darin unser Vorbild. Weil ihre Liebe so reich, daher die ganze Frische der Gefühle, um die wir das Kindesalter so oft beneiden. Wir schließen durch unsere Rüste so oft die Herzen Anderer zu, und sie schließen sich dieselben so schnell und leicht auf durch die Wärme ihrer Zuneigung. Wir gewinnen ihnen durch Freundlichkeit bald das Herz ab, aber noch schneller sie uns. Seht noch einmal das Kind in unserm Texte. Der freundlich rufende Herr gewinnt ja freilich des Kindes Herz, daß es willig folgt, aber dieses hat durch seine Treuherzigkeit sofort auch dem Herrn das Herz so sehr abgewonnen, daß Er es in seine Arme schloß, wie Marcus berichtet: „Er stellte es mitten unter sie und herzte dasselbige“ (Matth. 9, 36.). Glückseliges Kind! Mit deiner willigen Hingabe hast du es so weit gebracht wie ein Johannes,—bis an die Brust, ja wohl noch weiter—bis an den Mund Jesu!—

Du als Kind dessen, der die Liebe selbst ist, in sein Reich eingehen willst, der lasse von Ihm sein enges, selbstsüchtiges Herz ausweiten zu reicher, allezeit mittheilsamer und dienstwilliger, sich immer ganz und voll hingebender Liebe, wie sie aus einem treuherzigen Kinderantlitze uns entgegenleuchtet. Nur liebende Kinder kann heute noch der erhöhte Herr zu sich ziehen und in den Kreis der oberen Jünger stellen.—So bleibet den Kindlein ähnlich in herzlicher Liebe, werdet und bleibet freigebiger damit gegen Jedermann; lernet wie die Jünger in der Gottseligkeit brüderliche Liebe darreichen und in der brüderlichen allgemeine Liebe“ (2. Petri 1, 7.), so werden eure Gefühle frischer bleiben und wird ein Schimmer ewiger Jugend euch begleiten und aus eurem Wesen hervorleuchten, der euch kennzeichnet als Kinder dessen, der uns zuerst geliebt, und damit als Erben seines Reiches.

Da ist endlich noch ein wichtiges Stück, darin wir wie Kinder bleiben müssen, das auch aus ihrer anspruchlosen Demuth wie aus ihrem guten Gewissen entspringt, ihre herzlichste Freude und Dankbarkeit. Wir Erwachsene werden

oft auch durch werthvolle Geschenke nicht mehr zu wirklicher Freude, zu aufrichtigem Danke gebracht. Alles läßt uns ziemlich gleichgültig, wenn wir auch Anstands halber uns bedanken. Wie häßlich diese verknöcherte, selbstzufriedene Sattigkeit und wie bedenklich Gott gegenüber, wenn auch seine Gaben ohne demüthige Dankbarkeit hingenommen werden!—Wie viel schöner, zarter, frischer, demüthiger sind wieder die Kinder darin! Jede Kleinigkeit, jeder freundliche Blick freut sie. Beim geringsten Geschenk sieht man ihnen die helle Lust und Dankbarkeit aus dem Auge brechen. Wie fröhlich mag dort das Kind aus jenem Kreise wieder weggegangen sein, nachdem der Herr es gesegnet. Es weiß nicht recht, wie ihm geschah, aber sein kleines Herz jauchzt in heiliger Ahnung eines empfangenen Segens.

D ihr alten Herzen, werdet und bleibet auch darin wie die Kindlein! Wollt ihr ins Reich der Freude und des ewigen Lobpreises Gottes eingehen, lernet wieder wie Kinder euch herzlich freuen und danken über jede Gabe des Vaters, vor Allem über die Gabe aller Gaben, die er euch nicht blos gegeben, sondern trotz aller Gleichgültigkeit bis heute gelassen hat, über die Gabe des Sohnes. Je tiefer ihr die eigene Armuth, Ohnmacht und Unwürdigkeit erkennet, je leichter wird euch solche Freude, solcher Dank. Was uns so oft daran hindert, das ist ja im tiefsten Grunde nur unser natürlicher Stolz. Darum bleibt die Demuth und Selbsterniedrigung auch hier die Mutter eines echten Kindesinnes, der besten Freude und herzlichsten Dankbarkeit. „Freuet euch in dem Herrn allwege, und abermal sage ich: freuet euch!“ (Phil. 4, 4.). „Saget Dank allezeit für Alles Gott und dem Vater in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi“ (Eph. 5, 20.), mahnt der Apostel. Wer Kindesgehorsam und Vertrauen, kindliche Sorgenfreiheit und Kindesliebe sich bewahrt, dem fehlt auch die Kindesfröhlichkeit nicht. Darum selig, wer da wird und bleibt wie die Kinder!

Gewiß haben die Kinder viel zu lernen von uns Erwachsenen, aber viel auch wir von ihnen, so viel, daß Mancher verzagen möchte, ob es ihm je noch möglich ist. Lernet man doch in der Jugend viel leichter als später. Und ist dort das Lernen oft schwer genug, das Berlernen im Alter ist viel schwerer. Jenes ist ja ein fröhlich hoffendes Aufbauen, dieses ein schmerzliches Abbrechen. Und wie tief schneidet es ein!—Sieh zurück in deine Kindheit! Du hast ja einst auch eine Zeit anspruchsloser, treuherziger Einfachheit gehabt, da du noch nicht so hoch von dir dachtest, demüthig, gehorsam, gläubig, liebevoll und liebestroh warst. Dahin sollst du zurückkehren. Welch' weiter und schwerer Weg! Nicht blos der Unglaube, der ohne Gott Alles aus der Natur werden und in die Natur zurückkehren läßt, auch wir Christen können und müssen von einem Kreislauf des Lebens leben. Er heißt: werdet wie die Kindlein! Zurück zu dem sich wieder klein und schwach, arm und hilflos Fühlen ohne den Vater, zur Anspruchslosigkeit und Einfachheit, die sich von einem Höheren weihen und leiten und dankbar alles gute schenken läßt, mit einem Wort—zur Kindheit! Gewiß, eine schwere Aufgabe. Aber ein Wort, haben wir gesehen, zeigt den Weg zu ihrer Erfüllung: die Selbsterniedrigung. „Wer sich selbst erniedrigt wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich“, der kommt nicht blos hinein, sondern durch seine Demuth vor Andern zu Ehren. Je kleiner vorher, desto größer und angesehener nachher. Haben es jene Jünger lernen können, warum du nicht?

Sieh noch einmal hinein in jenen Kreis! Da steht neben dem Kinde noch ein Kind, einer, der trotz reifer Jahre ein Kind

geblieben war, gehorsam wie ein Kind, und mehr wie ein Kind, sich erniedrigend und Allen zum Knechte machend wie ein Kind, gläubig und vertrauensvoll vom Vater sich führen lassend wie ein Kind, sorgenlos auch in Sturm und Mangel wie ein Kind, liebend und selig in Liebe wie ein Kind. Daher lebt er auch fort in ewiger Jugend, ein Herr und König, — aber ein Kind zugleich! Lernet von Ihm, denn Er ist sanftmüthig und von Herzen demüthig. Ob in der Welt oder in der Wissenschaft noch so hoch gestiegen, wollt ihr eingehen in's Himmelreich, müßt ihr den Rückweg zur wahren Kindheit finden wie jener sterbende Gelehrte, den ich in seinem letzten Leiden sagen hörte: „Man wird wieder wie ein Kind.“

Verschieb es aber nicht bis zuletzt! Stell' jetzt schon fleißig ein Kind neben dich und besieh dich, ob du klein genug für's Himmelreich bist. Wird dir die Selbsterniedering schwer, sieh in die Krippe zu Bethlehem, wie tief sich Der erniedrigte, der

darin liegt. — Dreißig Jahre ehe der Herr das Kind in unserm Texte nahm, da nahm der Vater im Himmel auch ein Kind, seinen eingeborenen Sohn, und stellte Ihn mitten unter die hoffärtige, alternde Menschheit, als wollte er sagen: Werdet wie das Kind! es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen! — Gleichwie das Jahr sich rückwendet zu seinem Anfang, so sollst es auch du zu deiner Kindheit. Dies Rückwärts ist allein das rechte Vorwärts, weil das wahre Aufwärts. Nicht hoffärtige, trogige oder zweifelnde und grämliche Alte, nur Kindesseele tangen in's Reich Gottes. Darum: je weiter vorwärts an Jahren, desto tiefer rückwärts durch den Demuthsgeist der Kindheit zur wahren Kindheit, zur ewigen Jugend, zur Fülle des Lebens, der Liebe und Freude in Gott! Dazu helfe uns und dazu segne uns der große Kinderfreund um seiner Liebe willen! Amen.

## Obelisk von Luxor.

**E**gypten, das Wunderland der alten Welt, ehemals ein großes, selbstständiges Reich, jetzt aber eine unter der Hoheit des türkischen Sultans von einem Vizekönig regierte Provinz in Nord-Afrika, besitzt bekanntlich eine große Anzahl Denkmale der Bau- und Bildnerkunst, welche nach einer Dauer von Jahrtausenden und trotz aller Zerstörungen, die Feindes und Glaubenswuth, Raubgier und Stumpfsinn des jeweilig herrschenden Volkes daran verübt, noch immer in den großartigsten Ueberresten dastehen.

Diese Denkmale — namentlich die kolossalen Pyramiden und Obelisk und Unter-Egyptens und die merkwürdigen Ruinen von Theben und Memphis in Ober-Egypten — geben uns ein Bild von der Cultur der Egypter, die so alt ist als irgend eine, von der wir Kenntniß haben. Die Reisenden können nicht Worte finden, um den Eindruck zu beschreiben, den die gewaltigen Bauwerke auf den Beschauer hervorbringen. Wenn man die Karte von Egypten aufschlägt, so findet man unter dem sechs-

undzwanzigsten Breitengrade am rechten Nilufer das Dorf Luxor verzeichnet, dessen Name vielleicht jedem Gebildeten be-

kannt sein dürfte, eben weil sich in der Nähe dieses Dorfes eine Anzahl jener großartigen Ruinen und Baudenkmäler befinden. Dieser einige Tausend Einwohner zählende Ort liegt inmitten der Trümmer des Tempelplatzes der im Alterthum hochberühmten, hundertthorigen Stadt Theben. Ueberhaupt ist die ganze Umgebung des Dorfes auf Stundenweite hin ein einziges großes Trümmersfeld riesenhafter Bauten und Denkmäler. Es sind im Ganzen fünf Ortschaften, welche zu beiden Seiten des hier sehr breiten Nils liegen, die auf dem Boden des alten Theben stehen.

In Vorstehendem seht ihr zunächst die



Obelisk von Luxor, wie sie einst in kolossaler Größe den Eingang eines Grabtempels schmückten. Sie sollen als Sonnenuhren insofern gedient haben, als man nach dem Schatten, den sie warfen, und den man nach Linien im Fußboden genauer abgrenzte, die Zeit ziemlich genau bestimmen konnte.



Auch dienten sie als Chroniktafeln, was man aus den auf ihren Steinflächen eingegrabenen Inschriften entziffert hat. Oft findet man in den Bauernhäusern Luxors kostbare Reste der alten Stadt Theben. Vieles ist auch verschleppt worden und zahlreiche Sammler führen noch jetzt die Andenken an die alte Zeit hinweg.

Im Jahre 1831 ward einer der beiden größten Obelisken von Luxor dem Franzosenkönig Louis Philipp von dem Vicekönige von Egypten, Mehemet Ali, zum Geschenk gemacht und von jenem nach Paris geschafft. Der gewaltige, 5000 Centner schwere Block wurde mit unsäglich Schwierigkeit im December 1831 auf dem Nil eingeschifft und langte erst im December 1833 in Paris an, wo er im October 1836 aufgerichtet wurde. In der Mitte eines der imposantesten Pariser Plätze, der Place de la Concorde, erhebt sich der ägyptische Obelisk, ein Monolith von nahezu 69 Fuß Höhe auf einem 12 Fuß hohen Piedestal.

Vier Fontainen, nach dem Muster des berühmten Springbrunnens des Petersplatzes in Rom umgeben den Obelisk. Eine Balustrade (Schutzeinfassung) mit Säulen und Candelabern umgibt den ganzen Platz, der als ganzes einen großartigen Eindruck macht.

Was aber unsere Bilder noch weiter vorstellen, nebst den Obelisken im Vordergrund, ist mitten im Dorfe Luxor und

zwar nördlich des großen Isthempels und der gewaltigen Sphinx-Allee, der großartige Ruinenrest des ungeheuern Grabtempels, den Amenophis, ein kunstliebender Pharao, erbauen ließ. Vieles von dem Riesenbau ist noch unter Schutt und Rasen vergraben, nur die zwei mächtigen Thore oder Pylonen nebst einem Säulengange von den riesigsten Verhältnissen und hundert von Säulen und Gemächern schauen noch heraus.



Ansicht von der Seite.

Andere schöne erwähnenswerthe Antiken aus Egypten sind die Sculpturen aus der Harfenspielergrötte Thebens, der prächtige Sarkophag und die Zierathen und Papyrusrollen aus den Königsgräbern bei Theben (da wo jetzt das Dorf Medinet-Abu liegt), namentlich die Schätze aus dem Grabmale des Königs Ufiri I., ferner den schönen Kopf der Säule des Oshmandias, sie sieht man nicht in Paris, sondern zu London aufgestellt und zwar im britischen Museum daselbst. Schon des Cambyses, in Theben eingebrungene Soldaten hatten nach Herzenslust geraubt und geblindert, die kostbarsten Werke der Kunst in der Haft des Stehlens gerschlagen, so daß der Kunstsammler oft nur mühselig die zu einem Werke gehörigen Stücke zusammenbringt. Leider weiß eben nicht Jeder die mühevollen Werke der Kunst, wie sie es in Wahrheit verdienen, zu schätzen.

## Ernstes und Heiteres.

### Aus dem Leben eines alten evangelischen Reisepredigers.

#### XI.

Aber jetzt will ich von meinen vielen Reisen auf meinem großen Arbeitsfelde schweigen und auch noch sonst etwas erzählen.—Ich hatte schon in Deutschland viel von den sogenannten Separatisten gehört, war aber bis jetzt niemals mit einem solchen persönlich zusammen gekommen. Hier nun, in diesem Egypten, sollte ich dies Vorrecht haben. Das kam nemlich so: Es war Sonntag Vormittag vor der Feier des heiligen Abendmahls. Die Kirche war angefüllt mit andächtigen Zuhörern, und die Versammlung war reichlich gesegnet. Da bemerkte ich während des Gebets, als sich Alle knieten, daß ein fremder alter Mann mitten unter den Andern allein sitzen blieb. Und wirklich! Nach dem Gottesdienst stand er vor der Kirchenthür und wartete auf mich. „Könnt ich nicht ein wenig mit dir sprechen?“ „D ja, recht gern, kommt nur mit hinüber in das nächste Haus dort.“—Er ging mit. Daselbst angekommen, setzten wir uns. „Und nun,

was soll's sein?“ „Ja,“ sagte der Alte, indem er tief aufathmete und eine Pause machte, — „sieh! da sind tiefe Sachen in der Bibel, Geheimnisse, die nicht Jeder versteht. Im Alten Testament ist die Rede von reinen und unreinen Thieren. Die reinen haben die Zuden essen dürfen, die unreinen hingegen nicht. Man hat beide an der Spur erkannt. Die reinen hatten gespaltene Klauen, die unreinen dagegen nicht. Und sieh! das hat etwas zu bedeuten. Wir müssen es auf uns anwenden.“ „Ja, mein lieber Mann,“ sagte ich, „Euch hat man heute auch an der Spur erkannt.“ „Wie so?“ „Wie so?“ das will ich Euch sagen. In der Kirche diesen Vormittag haben sich während des Gebets Alle gekniet, nur Ihr allein habt eine Ausnahme gemacht und seid sitzen geblieben, und da habe ich Euch sogleich an der Spur erkannt.“ „So, so,—jetzt hab' ich's! Ja sieh, so geht's, wenn man mit einem Großkopf anbindet. Mir geschieht's aber recht, warum habe ich mein Maul nicht gehalten? So hat mir's schon einmal Einer in

Ohio gemacht. Jetzt kann ich wieder gehn, ich hab genug.“ „Nein, jetzt geht Ihr noch nicht,“ entgegnete ich, „Ihr müßt zuerst mit uns zu Mittag speisen, dann gehen wir diesen Nachmittag noch einmal mit einander in die Kirche und Ihr macht hoffentlich eine bessere Spur.“ Ein anwesender junger Amtsbruder, der bis daher still zugehört hatte, mußte jetzt tief Odem holen. Er fragte den Alten: „Sollen wir gleich mit Euch auf die Kniee gehen und beten?“ „Wann ich dich einmal zum Beten haben will, dann will ich es dir schon kund thun.“ „Nun,“ sagte ich, „Ihr bekennst doch ein Christ zu sein, betet Ihr denn nicht?“ „Nicht wie Ihr.“ „Nun, das muß ja auch nicht gerade so sein; betet Ihr daheim mit Eurer Familie?“ „Nein!“ „Das ist aber schlimm — ein alter Christenbekenner, schon von Deutschland her, und kein Gebet in der Familie!“ „Wie kann man beten, wenn sie Alle gegen Einem sind: Weib und Kinder?“ „Nun, betet Ihr denn für Euch allein im Verborgenen?“ „Nein, auch das nicht.“ „Noch schlimmer! Ihr wollt ein Christ sein und lebt ohne Gebet dahin, habt eine Familie gebetlos aufgezogen und seid so alt geworden; das ist ja traurig, und es wäre gewiß hohe Zeit, daß Ihr herzlich Buße thun und Gott um Gnade und Vergebung der Sünden bitten würdet. An Eurer Stelle würde ich es nicht wagen noch eine Stunde länger so hinzuleben. Wollt Ihr denn auch ohne Gebet sterben?“ Jetzt war das Mittagessen bereit, aber dem lieben Alten war Essen und Trinken vergangen; er setzte sich zwar an den Tisch, rührte aber nichts an, und machte sich bald nachher stillschweigend davon. Später sagte er in seiner eigenthümlichen Redeweise zu den Leuten: „Ein Wein hat mir der Prediger abgeschlagen.“ „So,“ sagte ich, als ich es hörte, „wenn ihm nur der liebe Gott das andere auch noch abschlägt!“ — Ob das je geschehen ist, weiß ich nicht.

Hier habe ich nun noch ein Seitenstück zu Obigem. In derselben Gegend traf ich einen anderen alten Greis, der lag auf dem Krankenbett und war am ganzen Leibe so mit Gicht behaftet, daß er kein Glied rühren und sich selbst mithin nicht im Geringsten helfen konnte. Seine Frau war bereits todt. Sein Sohn und dessen Weib, bei denen er weilte, mußten ihn pflegen, wie ein kleines Kind. Ich setzte mich zu ihm hin ans Bett. „Wie geht's, Vater?“ fragte ich. „Ja! wie wird's gehen? schlecht, wenn man so da liegt, wie ich.“ „Ja, Ihr seid scheint's recht krank, liegt Ihr schon lange?“ „Schon drei Jahre.“ „Das ist gewiß hart; Ihr könnt Euch wohl gar nicht bewegen?“ „Ich kann keinen Finger regen, aber das Herz ist gesund und essen kann ich auch.“ „Habt Ihr viel Schmerzen?“ „Nicht, daß es der Noth werth wäre.“ „Ihr habt doch wohl eine gute Hoffnung auf ein besseres Leben, nicht wahr?“ „Besseres Leben? ach was! — ich war meiner Lebtag lustig, und ich wär's heute noch, wenn ich nur könnte. Mich würde jeder Cent reuen, den ich nicht für die Lustbarkeit ausgegeben hätte. Zu Deutschland war ich Fuhrmann, da ist's fröhlich hergegangen, hier ist's ja gar nichts.“ „Das hat eben Alles ein Ende, und so, mein lieber Alter, nimmt eben unser Leben auch ein Ende, und da ist nichts notwendiger für uns, als daß wir eine gute Bereitschaft treffen für die Ewigkeit. Ihr habt jetzt noch schön Zeit den Herrn zu suchen.“ „Ach was, ich bin I . . . und dabei bleibe ich. Von meinem Glauben falle ich nicht ab.“ „Schon gut, wenn der Glaube recht ist, wenn es der Glaube ist, von dem der Apostel spricht: Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christ. Und: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden

hat. — Durch den wahren Glauben wird man wiedergeboren, — so lehrt uns die Bibel.“ „Ach, geht mir weg mit Eurer Bibel, man kann nicht alles glauben, was in der Bibel steht.“ „Aber, lieber Freund! Ihr sagtet vorhin Ihr wäret I . . . Nicht alles glauben, was in der Bibel steht, das habt Ihr in Eurer Kirche sicherlich nicht gelernt; da seid Ihr leider schon vom Glauben abgefallen.“ Endlich, nachdem wir noch Einiges gesprochen hatten, frug ich, ob ich mit ihm beten solle? — „Nichts da! Ich brauche Niemand zum Beten. Mit dem werd . . . Pfaffen! Ich wollte sie würden mir vom Leibe bleiben, ich denke, ich habe Hölle genug hier.“ Sohn und Schwiegertochter waren beide ernsthafte Christen und hatten regelmäßig Familien-Gebet, aber in seiner Gegenwart durfte leider nicht gebetet werden. Er wurde endlich so unaussprechlich, daß man ihn nach New York zu einem andern Sohn, der wie er gesinnet war, nehmen mußte.

Noch etwas Besseres. Einst besuchte ich einen alten Greis, der eben so krank war, wie der obige, und auch so verpflegt werden mußte, aber er war ein seliges Kind Gottes. Ich setzte mich zu ihm hin und frug ihn unter Anderem: „Wird Euch die Zeit nicht lang?“ „Ja, im Anfang ist sie mir wohl oft lang geworden, aber nun bin ich an meine Lage gewöhnt. Ich kann schon drei Jahre nicht mehr ausgehen und auch nichts mehr thun. Es kommen immer viele Leute, um mich zu besuchen. Da ist es mir dann nur darum zu thun, daß sie auch Nutzen und Segen bei mir bekommen möchten. Könnte ich es doch den Leuten allen recht sagen, was für eine Herrlichkeit und Seligkeit es ist, ein Kind Gottes zu sein. Nichts freut mich mehr, als wenn Leute kommen, die mit mir singen und beten.“ Ich kam, um diesen frommen Greis zu trösten, aber als ich fort ging, dachte ich: Du hast viel mehr Trost von ihm bekommen, als er von dir. So war es. Und welch ein Unterschied zwischen den beiden Alten!

Ähnliche Fälle könnte ich noch manche erzählen, muß aber abbrechen, und aus vielen, noch eine kleine Bekehrungsgeschichte mittheilen, ehe wir wieder von Illinois scheiden. Dort war ein verheiratheter netter junger Mann, von christlichen Eltern erzogen, aber unbekehrt. Einmal wagte ich es mit ihm über Religion anzuknüpfen, fand ihn aber ziemlich trocken und verschlossen. Ich frug ihn endlich: „Nun, Wilhelm! hast du denn keinen Glauben an das Christenthum?“ „Kraum, wenn ich nicht eine so fromme Mutter hätte,“ gab er zur Antwort. „Dann glaubst du doch daran, und auch daß deine Mutter eine wahre Christin ist? Das freut mich — komm denn und suche auch den Herrn, weil er noch zu finden ist.“ — „D es hilft mir doch nichts.“ „Warum nicht?“ „Ich habe zu lange gegen Besserwissen gesündigt.“ „Es ist noch Gnade auch für dich. Der Herr Jesus ist gestorben für alle deine Sünden, auch für die, welche du gegen Besserwissen begangen hast.“ Endlich ließ er sich überreden, kniete mit Andern in der Kirche nieder, und wir beteten mit ihm. Sein Herz schien aber verschlossen und unbewegt, wir hielten etliche Abende an und es schien als wollte er ganz muthlos werden. Eines Abends predigte ich über die Worte: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“ Nach der Predigt beteten wir wieder mit ihm und hielten ihm die Verheißungen des Herrn vor; auch betete er selbst recht ernstlich. Da, auf einmal wurde sein Herz erfüllt mit Kraft und himmlischem Frieden, freudig stand er auf, eilte dann, ehe er heim ging, zuerst zu seiner Mutter, die zu Hause krank darnieder lag, sprang fastig die Treppe hinauf in ihr Zimmer, fiel nieder und rief mit Thränen: „O Mutter! dein Gebet ist erhört!“



## Präsident Garfield.

## II.

In einer Schilderung des Lebens Garfields auf dem Canal, finden sich einige Anekdoten, die in Anbetracht der veränderten Verhältnisse des Erzählens werth sind. Es war an einem Juli-Morgen des Jahres 1847, als Garfield sich an Bord des „Evening Star“ begab und sich Capitän Letcher, seinem Vetter, mit den Worten vorstellte: „Ich kam hierher, um mich auf einem Schiff zu verdingen, aber sie jagen mich weg und nennen mich ein Grünhorn vom Lande und fragen mich, ob ich während eines Sturmes auf einen Mast klettern könne.“

„Und was hast du ihnen gesagt?“ fragte der Capitän.

„Ich sagte ihnen, ich würde es versuchen.“

Dem Capitän gefiel der Muth des Knaben, und er übergab ihm ein Paar Pferde. Bald fuhr das Boot ab, und jetzt lasse ich den Capitän mit seinen eigenen Worten weiter erzählen: „Bald hatten die Jungen das Boot durch die erste Schleufe. Jim war da mit seinen Pferden, und im Nu waren wir fort. Bald trafen wir ein Boot, und die beiden Treiber kamen in Streit wegen der Taue. Das Boot war durch sein eigenes Gewicht vorwärts getrieben, den Pferden beinahe auf die Hacken, und da eine kurze Strecke weiter ein Abzugscanal mit einer Brücke darüber war, so rief mein Steuermann: Hurrah, Jim, treibe deine Pferde an, oder dein Tau wird sich an der Brücke verwickeln.“ Jim trieb die Pferde an, doch als sie gerade auf der Mitte der Brücke waren, wurde das Tau straff, und warf die Pferde und den Treiber in den Canal. Sie wären beinahe alle ertrunken, und meine Meinung ist, daß wir in dem Falle einen guten Präsidenten verloren hätten. Aber Ende gut, Alles gut. Nachdem Alles wieder in Ordnung war, frug ich Jim: Was machtest du in dem Canal?“

„O, ich nahm nur ein Morgenbad!“

An der Elmien-Schleufe wechselten wir Pferde. Ein anderer Treiber kam an die Reihe und Jim kam mit seinen Pferden an Bord. Nachdem er seine Pferde besorgt hatte, kam er aufs Deck und ich dachte, ich wollte ihn ein wenig in den Anfangsgründen der Geographie, des Rechnens und der Grammatik examiniren. Denn ich war zu der Zeit gerade grün genug, mir einzubilden, daß ich Alles wüßte, denn wissen Sie, ich hatte schon drei Winter in den Hinterwäldern von Steuben County, Indiana, unterrichtet.

Jim, sagte ich, ich höre, du hast etwas gelernt und wenn du nichts dagegen hast, möchte ich mich selbst dapon überzeugen.

Von hier nach der Pancake-Schleufe ist noch ein weiter Weg, und wir werden gut Zeit haben. Ich möchte einige Fragen an dich stellen!“

„Ich habe nichts dagegen,“ sagte Jim, „aber geben Sie mir keine zu schwere Fragen.“ Ich stellte mehrere an ihn, und er beantwortete alle, und dann lehrte er den Stiel um und gab mir einige Fragen auf, die ich aber nicht beantworten konnte. Ich fühlte genau wie ein Junge, der Streit angefangen hat, und dann sagt: Wenn du mir nichts thust, thue ich dir auch nichts.“

Jim, sagte ich zu ihm, du hast einen zu guten Kopf um ein Holzhaßer oder ein Canaltreiber zu werden. Gehe noch ein Quartal zur Schule und du wirst im Stande sein zu unterrichten, und dann kannst du aus dir machen, was du willst.“

„Glauben Sie, Capitän?“ und ich weiß, daß es ihn zum Nachdenken veranlaßte.

Alles ging gut bis ungefähr zehn Uhr Abends. Um die Zeit näherten wir uns den einundzwanzig Schleusen von Akron und ich schickte einen meiner Leute voran, um die erste Schleufe fertig zu machen. Gerade als er hinkam, trat ein Mann von einem herunterkommenden Boote ihm entgegen, und sagte, „öffnet diese Schleufe nicht, unser Boot ist gerade am Einfahren.“ Aber mein Mann machte Einwendungen und fing an das Thor zu drehen. Beide Boote waren jetzt nahe bei der Schleufe, und ihre Lichter schienen so hell wie der Tag, während beide Männer sich auf einen Kampf vorbereiteten. Ich winkte meinem Mann heran

und frug ihn: Warst du zuerst hier?“ Das ist schwer zu entscheiden,“ antwortete er, „aber wir werden die Schleufe doch haben.“

„Gut, sei es wie du sagst,“ rief ich ihm zu, und wir bereiteten uns auf einen Kampf vor. Jim hatte gehört, was gesagt worden war, und mich auf die Schultern klopfend, sagte er: „Sagen Sie mir, Capitän, gehört die Schleufe uns?“

„Dem Gesetze nach gehört sie uns wahrscheinlich nicht, doch werden wir sie auf jeden Fall haben.“

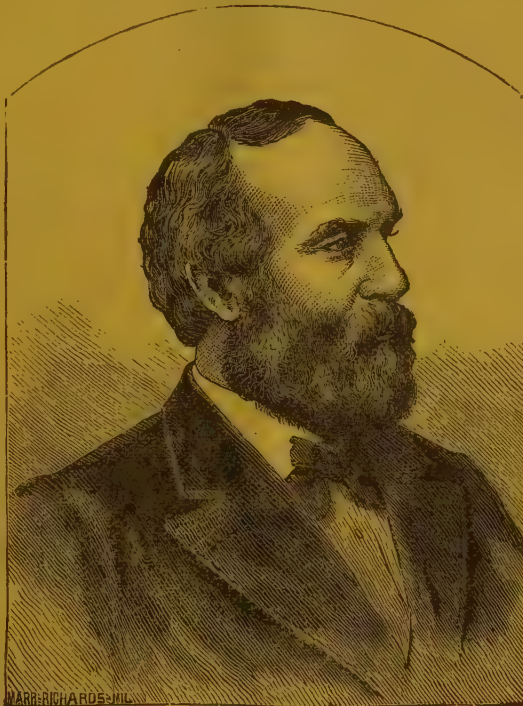
„Nein,“ sagte der Knabe, „wir werden sie nicht haben.“

„Und warum nicht?“ frug ich erstaunt.

„Weil sie uns nicht gehört.“

Ich sah, daß Jim Recht hatte, und so rief ich aus: „Jungen, laßt sie die Schleufe haben!“

Am nächsten Morgen waren wir durch alle einundzwanzig Schleusen, und waren im Summit See. Es war ein schöner Morgen. Der andere Treiber trieb seine Pferde an, und alle schienen guter Laune zu sein. Es wurde zum Frühstück geru-



James A. Garfield.

fen. George Lee, unser Steuermann, kam heraus und setzte sich zum Frühstück nieder und die ersten Worte, die er sprach waren: Jim, was ist mit dir los?

„Nichts,“ sagte Jim, ich habe in meinem Leben nie besser gefühlt.“

„Aber warum warst du dafür die Schleuse aufzugeben?“

„Ich dachte sie gehörte uns nicht.“

„Jim, du bist ein Feigling,“ antwortete er, „du taugst nicht zum Bootsmann. Du magst gut genug sein Holz zu spalten,

ihn tüchtig durch. Warum schlägst du nicht zu?“ Aber Jim schlug nicht, denn der Mann lag am Boden und war in seiner Gewalt. Murphph sprach seine Reue über seine Wuth aus, und dann gab Garfield ihm die Hand, und sie wurden bessere Freunde als je zuvor. Dieser Sieg eines Knaben von sechzehn Jahren über einen Mann von fünfunddreißig stellte seinen Ruf für Tapferkeit wieder her, und erwarb ihm die Achtung seiner Genossen. Die Bootleute des Canals erinnern sich noch heute dieses Ereignisses.“ — Der junge Garfield blieb vier Monate auf dem Canal, und fiel während dieser Zeit vierzehn Mal ins Wasser. Sein letztes unwilliges Bad machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und war der Wendepunkt in seinem Leben. Es gab seinem Leben eine andere Richtung, setzte ihm ein Ziel, nach dem er streben konnte und machte einen Mann aus ihm.

In einer regnerischen Nacht war er damit beschäftigt ein Tau abzuwinden. Es fing sich in einer engen Ritze. Er gab einen starken Ruck, doch hielt es, dann noch einen stärkeren Ruck, es gab nach und er flog rückwärts ins Wasser, während das Boot ruhig weiter glitt, ohne daß der Unfall von Jemand bemerkt worden wäre. Er schien verloren zu sein, doch wie er fiel, griff er instinktmäßig nach dem Tau und es hielt. Es hatte sich wieder in der Ritze gefangen, und jetzt zog er sich an dem Tau wieder aufs Deck und war gerettet. Was war es, das ihn gerettet, war es die Liebe seiner braven Mutter, oder sein eigenes Gebet, das er im Wasser hersagte? Er wußte es nicht, und lange stand er da auf dem Deck in seinen triefenden Kleidern und dachte darüber nach.

Nachher warf er das Tau wohl noch hundert Mal nach der Ritze, doch gelang es ihm nicht, dasselbe zu fangen, und dann setzte er sich hin und dachte nach: „Ich habe dieses Tau hun-

oder Ritze zu fassen, aber ein Mann oder ein Knabe taugt nicht in ein Boot, wenn er nicht für sein Recht eintreten kann.“

Jim gab keine Antwort.“

Dieses war seine erste Fahrt, und hier wie immer machte er seine Sache gut, und zwar so gut, daß ihm eine höhere Stellung anvertraut wurde. Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß bemerkt werden, daß er dies ebensosehr der hohen Achtung zu verdanken hatte, die der Capitän von seinem Muth hegte, wie seiner treuen Pflichterfüllung als Treiber. Denn er zeigte bald, daß er nicht ein Feigling war, und es war auf dieser ersten Fahrt, daß er seinen ersten Kampf bestand, und seinen ersten Sieg ersocht.

Von diesem Kampf ist kein offizieller Bericht erstattet worden, und kein Bulletin hat des Knaben Sieg verherrlicht. Was hier darüber folgt, ist dem Bericht des Capitäns entnommen.

„Der „Evening Star“ war in Beaver, und ein Dampfschiff war bereit, ihn nach Pittsburg zu bringen. Der Knabe stand auf dem Deck, und ein paar Fuß davon stand einer der Arbeiter, Namens Murphph, ein großer stämmiger Bursche von fünfunddreißig Jahren, als vom Dampfer das Schlepptau geworfen wurde. Durch einen plötzlichen Ruck des Bootes flog das Tau über des Knaben Schulter und in die Richtung von Murphph. Nimm dich in Acht, Murphph, rief ihm der Knabe zu, aber es war zu spät, denn das Tau hatte schon Murphphs Hut ins Wasser geschlagen. Der Knabe drückte sein Beileid aus, aber es war von keinem Nutzen. Der Mann flog in großer Wuth auf ihn zu, seinen Kopf wie ein wild gewordener Stier niederhaltend. Garfield trat schnell zur Seite und versetzte ihm einen furchtbaren Schlag hinter das Ohr, so daß er in das Boot auf das Kupfererz, mit dem das Boot beladen war, fiel. Haue den dummen Menschen durch, Jim,“ rief ihm Capitän Lecker zu, „wenn er nicht mehr Verstand hat, als über eine solche Kleinigkeit böse zu werden, haue

ihn tüchtig durch. Warum schlägst du nicht zu?“ Aber Jim schlug nicht, denn der Mann lag am Boden und war in seiner Gewalt. Murphph sprach seine Reue über seine Wuth aus, und dann gab Garfield ihm die Hand, und sie wurden bessere Freunde als je zuvor. Dieser Sieg eines Knaben von sechzehn Jahren über einen Mann von fünfunddreißig stellte seinen Ruf für Tapferkeit wieder her, und erwarb ihm die Achtung seiner Genossen. Die Bootleute des Canals erinnern sich noch heute dieses Ereignisses.“ — Der junge Garfield blieb vier Monate auf dem Canal, und fiel während dieser Zeit vierzehn Mal ins Wasser. Sein letztes unwilliges Bad machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und war der Wendepunkt in seinem Leben. Es gab seinem Leben eine andere Richtung, setzte ihm ein Ziel, nach dem er streben konnte und machte einen Mann aus ihm.

In einer regnerischen Nacht war er damit beschäftigt ein Tau abzuwinden. Es fing sich in einer engen Ritze. Er gab einen starken Ruck, doch hielt es, dann noch einen stärkeren Ruck, es gab nach und er flog rückwärts ins Wasser, während das Boot ruhig weiter glitt, ohne daß der Unfall von Jemand bemerkt worden wäre. Er schien verloren zu sein, doch wie er fiel, griff er instinktmäßig nach dem Tau und es hielt. Es hatte sich wieder in der Ritze gefangen, und jetzt zog er sich an dem Tau wieder aufs Deck und war gerettet. Was war es, das ihn gerettet, war es die Liebe seiner braven Mutter, oder sein eigenes Gebet, das er im Wasser hersagte? Er wußte es nicht, und lange stand er da auf dem Deck in seinen triefenden Kleidern und dachte darüber nach.

Schlachtfeld wie es jetzt erscheint.



Schlachtfeld wie es jetzt erscheint.

bert Mal geworfen; ich hätte es zehn Mal so oft werfen können, ohne daß es sich gefangen hätte. Zehn mal hundert sind Tausend, so waren die Chancen gegen mein Leben wie tausend zu eins. Gegen solche Chancen konnte nur Gott es retten und es muß deshalb des Rettens werth sein. Wenn das so ist, werde ich es nicht auf einem Kanalboot wegworfen. Ich werde nach Hause gehen, mir eine Erziehung verschaffen und ein Mann werden.“

Er befolgte diesen plötzlichen Entschluß, und in nicht langer Zeit stand er vor der kleinen Hütte in der Wildniß Ohios. Es



war spät, als er ankam. Die Sterne schienen hell, der Mond war schon untergegangen. Doch bei dem Licht des Feuers, das durch das Fenster schien, sah er, wie seine Mutter vor einem offenen Buche kniete und für ihren Sohn betete. Er trat ein, umschlang ihren Hals und legte seinen Kopf an ihre Brust. Was er sagte, weiß ich nicht, aber an ihrer Seite erstarkte er in dem Entschlusse, sich einem besseren Leben zu widmen. So ging der Samen auf, den die treue Mutter unter Sorgen und Thränen gepflanzt hatte.

Hiram College, welches noch lange in Verbindung mit Garfield genannt werden wird, war im Jahre 1851 erbaut worden, und er war einer der ersten Schüler der Anstalt. Seine Einführung beim Vorstand wird folgendermaßen von Frederick Williams, einem Mitgliede des Vorstandes, beschrieben:

„Der Vorstand hatte eine Sitzung bei geschlossenen Thüren, als der Diener eintrat und meldete, daß ein junger Mann draußen wäre, der den Vorstand sofort zu sprechen wünschte. Da kein Einwand erhoben wurde, trat der junge Mann ein, und indem er sich an den Vorstand wandte, sagte er:

„Meine Herren, ich suche mir eine Bildung zu erwerben und möchte Sie ersuchen, mir zu erlauben, die Feuer zu machen und die Stuben zu fegen als Theil der Bezahlung meiner Ausgaben.“

Herr Williams, der ihm einen ernsten und festen Willen ansah, sagte dem Vorstand: „Meine Herren, ich denke, wir versuchen diesen jungen Mann.“

Ein anderes Mitglied sagte ihm: „Welche Garantie haben wir, daß die Arbeit zu unserer Zufriedenheit ausgeführt werden wird?“

„Versuchen Sie mich,“ war die Antwort, „versuchen Sie mich auf zwei Wochen, und wenn die Arbeit nicht zu Ihrer vollen Zufriedenheit gemacht ist, will ich ohne ein Wort gehen.“

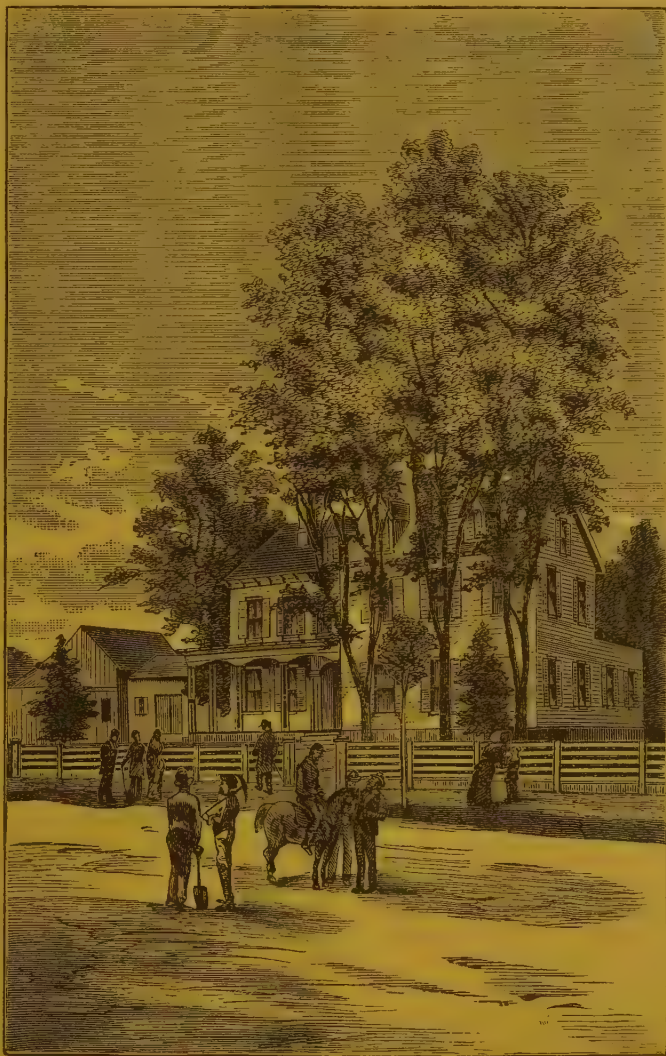
Sie nahmen ihn beim Wort, und so wurde Garfield mit neunzehn Jahren als Bedell an der Anstalt angestellt, deren Präsident er später wurde, und zu deren späteren Entwicklung er so Vieles beitrug.“

Sein dortiges Leben kann nicht besser beschrieben werden, als es von einer Mitschülerin geschehen ist, einer Dame, die jetzt in Illinois wohnt, und die einer der ersten Jöglinge in Hiram war: „Als ich zuerst in das College kam, bezahlte er seinen Unterricht durch Bedellsdienste. Ich sehe ihn noch jetzt vor mir, wie er des Morgens dastand, den Glockenstreich in der Hand, und wie er für jeden, der bei ihm vorbei ins Schulzimmer trat, ein freundliches Wort hatte. Er war ohne Zweifel der beliebteste Schüler der Anstalt. Er war immer guter Laune, und unterhielt sich gern und gut. Er war wichtig und

nie um eine Antwort verlegen, aber seine Witze, obgleich immer treffend, waren zugleich harmlos, und nie that er mit Willen Jemanden wehe.

Später wurde er Hilfslehrer und während er die alten Sprachen studirte, um sich für das College vorzubereiten, unterrichtete er in einigen der übrigen Gegenstände. Er war ein ausgezeichnete Lehrer, immer mit Erklärungen bereit, und besaß in einem sehr hohen Grade die Gabe, das Interesse der Schüler zu wecken, und ihnen dann den Gegenstand klar zu machen.

In der Rechnenklasse waren neunzig Schüler, und ich kann mich nicht erinnern, daß das Interesse der Schüler je nachgelassen hätte. Es kam nie vor, daß ein Schüler ungezogen war oder seine Pflicht versäumte. Den Schülern, die schwer von Begriff waren, oder die aus Scheu nicht gut antworten konnten, widmete er besondere Aufmerksamkeit



Garfield's Heimath in Mentor, O.

und erweckte in ihnen durch aufmunternde Worte Selbstvertrauen. Er machte wenige Vergnügungen mit. Er war dazu viel zu fleißig und zu begierig, jede Gelegenheit zum Studiren aufs Vollste auszunützen.

Er nahm regelmäßig Theil an den Betstunden. Er hatte in seinem Benehmen eine Liebenswürdigkeit, die ihm die Achtung und Freundschaft Aller einbrachte.

Er war immer bereit, einem die Hand zu schütteln, und dies in einer Art und Weise, die ein freundliches Gefühl für Alle zeigte. Er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, seinen knappen

Geldvorrath zu vergrößern. Eines seiner Talente war Mezzotintzeichnen, und er gab hierin Unterricht. Ich war hierin eine seiner Schülerinnen und habe noch das Bild eines Kreuzes, an dem er einige Striche gezeichnet hat. Am Rande steht sein eigener Name und der der Schülerin. Es sind auch noch zwei andere Zeichnungen aus der Zeit von ihm vorhanden, das eine ein europäischer Vogel auf einem Baume und das andere eine Kirchhofsszene im Winter. Zu jener Zeit nannten ihn die Lehrer und Schüler: „Der zweite Wehster“, und es war beinahe sprichwörtlich geworden, daß er noch einmal ins Weiße Haus kommen würde. In dem Lyceum gehörte er bald zu den besten Sprechern.

Während des Juni ging die ganze Schule in Wägen auf ihren jährlichen Ausflug nach Randolph, ungefähr fünfundzwanzig Meilen weit ab. Er war die Seele des Ausflugs, dann und wann in einen Strom von Beredsamkeit ausbrechend über einen Vogel oder eine Schlingpflanze, oder einen der Nissen des Urwaldes. Er recitirte Gedichte Stunden lang, da er mit einem ausgezeichneten Gedächtniß ausgestattet war. In dem Institut waren die Mitglieder wie Brüder und Schwestern, alle vereint in dem Bestreben, vorwärts zu kommen. Sie kleideten sich alle einfach, und nirgends war ein Versuch, sich mobisch zu kleiden.

Ein recht klares Bild von der späteren Lehrthätigkeit Garfield's in Hiram gewinnt man aus einigen Bemerkungen, die er im Jahre 1877 einem Freunde gegenüber machte. Sie waren Theile einer Unterredung, welche er mit einem früheren Mitschüler hatte, als er eine seiner meisterhaften Reden in dem heißen Wahlkampfe dieses Jahres gehalten, und sich des Abends unter den berühmten alten Büchern von Guernsey County, Ohio, niedergelegt hatte: „Ich habe an Nichts mehr Freude gehabt“, sagte er, „und es hat mir Nichts im späteren Leben mehr Genugthuung gewährt, als daß ich jungen Leuten zu einer höheren Bildung verholfen habe.“

„Wenn ich jetzt einen Rückblick auf mein Leben werfe,“ fuhr er fort, „so erinnere ich mich mit ganz besonderer Freude daran, wie ich diese Belagerungen geplant, wie ich die Erstürmung der Festungen überlegt habe; wie ich gestrebt habe, in das innerste Gemüthsleben einzudringen, und zuletzt den Belagerten zu einer besseren Würdigung seiner selbst, zu einer höheren Auffassung des Lebens und der Rolle, die er selbst darin zu spielen hat, zu gewinnen. Die Haupthindernisse, die ich zu überwinden hatte, um diese Siege zu gewinnen, waren die Eltern oder Vormünder der jungen Leute selbst. Ich erinnere mich besonders zweier solcher Fälle, in denen ich die jungen Leute ihren Eltern förmlich abkämpfen mußte. Beide Knaben sind heute berühmte Erzieher, der eine der Präsidenten eines College, der andere einer der tüchtigsten Lehrer in einer öffentlichen Schule. Keiner von diesen beiden wäre meiner Ansicht nach aus einer untergeordneten Laufbahn herausgekommen, wenn nicht ich oder Jemand anders sie für etwas Höheres gewonnen hätten. Es gibt eine Zeit im Leben eines jeden jungen Mannes, in der der geringfügigste Umstand ihn in die eine oder andere Richtung führen kann. Er hat noch wenig Selbstvertrauen und ist sich noch nicht bewußt, was er anfangen will. Seine Eltern sind vielleicht arm und denken, daß ihr Sohn bereits eine bessere Erziehung besitzt, als sie je erhalten haben, und daß das genug ist. Diese Eltern sind manchmal zu besorgt, was ihre Jungen anfangen werden, wenn sie das College verlassen. Sie sprechen zu viel zu dem jungen Mann, und ich habe oft bemerkt, daß der Jüngling, der den besten Mann abgibt, oft am meisten an seinen eigenen

Kräften zweifelt. Ich denke oft an diese Periode in meinem Leben, und bedaure einen jungen Mann zu dieser Zeit von ganzem Herzen. Einer der jungen Leute, von denen ich spreche, kam zu mir am Schlusse des Frühjahrsquartals, und nahm von mir in meinem Arbeitszimmer Abschied. Ich bemerkte, daß er noch blieb. „Sie werden doch im Herbst wiederkommen, Heinrich,“ sagte ich zu ihm. Er antwortete mir nicht, und als ich mich nach ihm umdrehte, bemerkte ich, daß seine Augen voller Thränen waren. Endlich brachte er heraus: „Nein, ich komme nicht nach Hiram zurück. Vater sagt, ich habe genug gelernt, und daß er meine Arbeit auf der Farm gebraucht, und daß dem Farmer eine Bildung doch nichts nützt.“

„Ist Ihr Vater hier?“ frug ich, da mir die Sache fast ebenso zu Herzen ging, wie dem Knaben selbst. Er war ein besonders tüchtiger Mensch, einer von diesen großen, unbeholfenen, scheuen und zugleich gescheiterten Menschen, aus denen später tüchtige Männer werden. Er war noch lange kein Wunderkind. Aber er konnte arbeiten, und wenn er Etwas durch schwere Arbeit erworben hatte, dann schätzte er es.

„Ja, Vater ist hier, und holt meine Sachen ab,“ sagte er, mit mehr Thränen in den Augen.

„Nun, nimm es Dir nicht so sehr zu Herzen,“ sagte ich, „bitte, sage ihm, daß Herr Garfield ihn sehen möchte, ehe er das Dorf verläßt. Sage ihm nicht, daß es Deinetwegen ist, sondern bloß, daß ich ihn sehen möchte.“ Innerhalb einer halben Stunde kam der Vater herein. Er war ein kräftiges Exemplar eines Yankee der Western Reserve. Ich hatte etwas von dem Manne früher gehört und wußte, wie ich ihn zu nehmen hatte.

„Sie sind also gekommen Heinrich nach Hause zu nehmen?“ Der alte Mann antwortete „Ja.“ „Ich habe nach Ihnen geschickt, weil ich mit Ihnen über Heinrichs Zukunft sprechen wollte. Ich hoffe er kommt zum Herbst zurück.“

„Nein, ich denke nicht. Ich bin nicht länger im Stande ihn zu schicken. Er hat genug Erziehung für einen Farmer genossen, und ich habe bemerkt, daß wenn einer zuviel davon bekommt, dann wird er faul. Ein gebildeter Farmer ist ein Humbug. Heinrich ist jetzt schon so weit, daß er lieber seinen Kopf in ein Buch steckt, als daß er arbeitet. Er hat kein Interesse am Vieh, noch an den Verbesserungen der Farm. Jeder Andere hängt vom Farmer ab, und ich denke, wir haben jetzt schon zu viele gebildete Menschen, die herumstehen und sich vom Farmer ernähren lassen.“

„Es thut mir leid Sie so sprechen zu hören,“ sagte ich, „denn Heinrich ist wirklich einer der tüchtigsten Schüler, die ich je gehabt habe, und ich nehme ein großes Interesse an ihm. Was ich Ihnen sagen wollte, war, daß seine Erziehung bis jetzt Ihnen nur Kosten gemacht hat. Doch wenn Sie ihn nächsten Herbst kommen lassen, wird er weit genug fortgeschritten sein, um im Winter zu unterrichten, und sich selbst und auch Ihnen weiter helfen zu können. Er kann sehr wenig auf der Farm im Winter verdienen, während er als Lehrer ein gutes Salär erhält. Was sagen Sie dazu?“

Die Idee war ihm eine neue. Er sagte bloß: „Glauben Sie wirklich, daß er nächsten Winter unterrichten kann?“

„Gewiß glaube ich es,“ antwortete ich, „und wenn auch nicht dann, so wird er es doch in sehr kurzer Zeit können.“

„Nun, dann will ich es mir überlegen. Er möchte selbst sehr gerne zurück, und werde ich ihn wohl gehen lassen müssen. Ich habe es mir nie so gedacht.“

Ich wußte, daß ich gewonnen hatte. Es war die Geldfrage, die dem alten Mann Sorge machte, und ich wußte, daß die



aus dem Wege geräumt wurde, wenn Heinrich anfang zu unterrichten und sich selbst Geld verdiente. Er kam wirklich zum Herbst zurück, und als er mit Hiram fertig war, graduirte er in einem östlichen College."

In Beziehung auf den zweiten jungen Mann erzählte General Garfield seinem Freunde Folgendes:

"Das war eine andere Sache. Ich wußte, daß dieser junge Mann uns ebenfalls der Geldfrage wegen verlassen wollte, aber ich kannte seinen Vater gut genug, um zu wissen, daß der Fall mit der größten Vorsicht behandelt werden müsse. Er war ein Mann von streng religiösem Gefühl; und ich dachte, daß er von der Seite gefaßt werden könne. Als ich den Brief des Sohnes erhielt, in dem er mir mit großem Kummer mittheilte, daß er nicht zur Schule zurückkehren könne, sondern sich zufrieden geben müsse sein Leben lang ein Farmer zu bleiben, obgleich es gegen seine Neigungen sei, überlegte ich mir die Sache, und entschloß mich in der Kirche zu predigen, die der

alte Herr besuchte. Ich nahm zum Text die Parabel von den Talenten, und im Laufe der Predigt hob ich besonders hervor, daß die Kinder die Talente wären, die den Eltern anvertraut wären, und wenn diese Talente nicht vermehrt und entwickelt würden, so wäre eine große Pflicht veräümt. Nach der Kirche besuchte ich die Eltern des Knaben, und fand daß ihnen etwas schwer auf dem Herzen lag. Zuletzt wurde der Text der Predigt vorgenommen und durchgegangen, und während der Unterhaltung kamen wir auch auf den jungen Mann zu sprechen. Ich sprach mich dahin aus, daß er ermutigt werden sollte, einen tüchtigen Cursum durchzumachen und fügte hinzu, daß es für Eltern nichts wichtigeres gäbe als alles, was in ihren Kräften stehe für ihre Kinder zu thun. Von da an kam der Knabe regelmäßig zur Schule, bis er graduiert hatte."

Garfield's Privatleben ist makellos, sein Gemüth hochherzig und edel, seine persönliche Erscheinung Achtung gebietend und anziehend, seine Fähigkeiten und Rechthchkeit über allen Zweifel erhaben.

## Eine sonderbare Rache.

Nach dem stenographischen Erzähler.—Von D. Ewald.

Wenn man von B. in die Moldau fährt, so sieht man gerade an der Grenze, wo die Straße bei J. den Dnießer überschreitet, auf einem Hügel ein stolzes Schloß liegen, mit hohen weißen Mauern und blendenden Fenstern. Ein prächtiger Garten umgibt es und zieht sich den Hügel hinab und weit in die Ebene hinein. Das ist vielleicht der schönste Herrensitz in B. und sicherlich der reichste. Er gehört dem „Baron Sch.“, wie er überall genannt wird, dem Manne, der einst Schamolen Knechtslein geheißen und jetzt der mächtige Freiherr Sigismund von R. ist.

Der Mann hat einen großen Weg gemacht, er ist wie ein Pfeil nach seinem Ziele geschossen. Es gelingt nur wenigen Menschen; denn die meisten sind wie ein Kreisel, sie bewegen sich viel, laut und rasch, aber sie drehen sich immer um sich selbst herum und kommen nicht von der Stelle. Der Pfeil macht nicht mehr, nicht lautere, nicht raschere Bewegungen, aber schießt immer auf sein Ziel los. So Baron Sch. Er hatte sein Ziel fest ins Auge gefaßt und ist sicher darauf zugeschwunden, obwohl er nur ein Auge hatte. Aber auch er war ursprünglich ein Kreisel und nur durch ein Ereigniß ist er zum Pfeil geworden: durch einen Peitschenhieb. Es ist eine ganz sonderbare Geschichte.

Vor mehr als vierzig Jahren war's, da lebte in J. eine blutarne Wittve, die sich und ihren Sohn durch ein Gewerbe ernährte, von dem zwei Menschen in einem so kleinen Städtchen schwerlich satt geworden. . . . Sie war eine Zuckerbäckerin. Diese Frau hieß Miriam Konnstein. Der Sohn half der Mutter, kaum daß er Gehen und Rechnen konnte; er war der Verkäufer der Waare. Unermüdlich lief der kleine Sch. durch die Straßen und rief: „Kaufet Fladen! Kaufet Fladen und Zuckermanteln! Kauft! Kauft!“

Aber es gibt wenig Rascher in der Gasse, und Hochzeiten und Beschneidungen, wo man eine Zuckerbäckerin ins Haus nimmt, kommen auch nicht täglich vor. Die Kreuzer flossen nur sehr spärlich in die kleine Wirtshaus, und der Hunger thut weh, und der arme Schamolen weinte oft bittere Thränen über seinen süßen Kram.

Die beste Kundschaft, die er hatte, wohnte eine halbe Meile vom Städtchen, hoch oben auf dem Schlosse. Dieses Schloß gehörte damals dem Baron B., der überaus reich war und trotz seiner Verschwendung kaum mehr verbrauchen konnte als das Ertragniß seiner ungeheuren Güter. Er lebte fast nie auf dem Schlosse, weil es ihm da zu still und zu langweilig war, sondern entweder in Paris oder in Baden Baden. Und zwar lebte er in Baden Baden, wenn seine Frau in Paris war, und ging nach Paris, wenn seine Frau nach Baden Baden kam. Es war das eine friedliche Vereinbarung zwischen den Gatten und sie vertrugen sich im Uebrigen ganz gut. Auch der einzige Sprößling aus dieser Ehe, der junge Baron W., lebte nicht auf dem Schlosse, sondern wurde in einer berühmten Bildungsanstalt bei Krakau erzogen.

Es hauste oben also nur das Gesinde. Nun kennt ihr wohl das Sprichwort der Polen: „Er ist faul und genüßig wie ein Lakai.“ Das traf auch dies Mal zu. Der kleine Schamolen fand immer seine Rechnung dabei, wenn er mit seinem Korb hinaufgekauft kam, und machte daher unverdrossen in Sonnenhitze und Winterkälte den weiten Weg. Freilich bekam er hier zu jedem Kreuzer auch einen Puff, aber daran wird ein jüdisches Kind in J. mit der Zeit gewöhnt.

So war er allmählig dreizehn Jahre alt geworden, und wer weiß wie lange er noch mit den Fladen und Zuckermanteln seiner Mutter herumhaufrt hätte, wäre nicht jenes Ereigniß eingetreten, welches ihn aus einem Kreisel zu einem Pfeile machte.

Das war im August, an einem sehr heißen Tage und gegen die Mittagstunde. Da kauften Schamolen wieder einmal den steilen Weg zum Schlosse empor und lief schnell, trotz der großen Hitze. Denn diesmal hatte er es besonders eilig, es war Freitag und im Hause keinen Kreuzer für den Sabbath. Und wenn der Hunger an jedem Tage wehe thut, am Sabbath thut er doppelt weh.

Wie Schamolen so hinauflief in seiner Herzensangst und berechnete, was noch in der letzten Stunde alles zu kaufen sei, überhörte er es, daß Fußflänge immer näher schollen, bis er

sich endlich nur noch knapp durch einen Sprung vor dem Reiter retten konnte, der im Galopp den steilen Berg heruntergesprengt kam. Es war ein blasser Jüngling mit einer Jagdbüchse auf der Schulter. . . . Der junge Baron P., der eben zu den Ferien nach dem väterlichen Schlosse heimgekehrt war. Er lachte laut auf, als er den häßlichen Judenjungen gewahrte, der vor Schreck zitterte und in seiner Angst vergessen hatte, die Mütze abzunehmen. Dann wandte er sein Roß und ritt langsam auf Schamolen zu, bis er dicht vor ihm hielt. Dieser drückte sich zitternd an die Bergwand.

„Warum hast du nicht gegrüßt, du Judenhund?“ fragte der junge Baron und schwang die Peitsche. „Weil ich . . . so . . . erschrocken war,“ stammelte Schamolen.

Der junge Mensch ließ die Reitpeitsche sinken und dachte einen Augenblick nach. Dann lachte er hell auf. „Also, du fürchtest dich sehr vor dem Pferde?“ fragte er. „Nun, so höre. Du stellst dich hierher,“ er wies auf die Mitte des Weges. „Hierher!“ wiederholte er zornig, und der Junge stellte sich zitternd auf den angewiesenen Platz, „und von dieser Stelle rührst du dich nicht, bis ich es dir erlaube. . . . Hörst du? Wehe dir, wenn du einen Schritt thust,“ . . . er griff an seine Büchse, . . . „ich schieße dich nieder wie einen tollen Hund!“

Damit sprengte er wieder den Berg hinauf, wandte dann sein Pferd und kam blüschnell wieder den Weg herabgesprengt und gerade auf den Jungen zu. Im nächsten Augenblick sprang er bei Seite und . . . die Hufe trafen nur den Korb, den er umhängt trug und zertrümmerten ihn, daß die Süßigkeiten im Staube umherrollten; auch der Knabe fiel nieder, aber nur von der Erschütterung.

„Hundsblut! du hast dich doch gerührt!“ rief der Baron und riß die Büchse von seiner Schulter. Dann besann er sich doch und begnügte sich mit der Reitpeitsche rasend auf den Jungen einzuhaufen, der sich zu seinen Füßen wand. Bald schlug er mit der Gerte, bald mit dem Knopfe.

Da schrie Schamolen entsetzlich auf, griff nach seinem rechten Auge und sank bewußtlos zusammen. Der junge Baron sprengte davon.

Eine Stunde später brachte ein barmherziger Bauer auf seinem Heuwagen den noch immer bewußtlosen Knaben mit dem blutigen, furchtbar entstellten Antlitz in die Judenstadt und der Mutter ins Haus.

Es soll nicht gesagt werden, was die arme Frau dabei litt, und wie sie sich geberdete, dergleichen läßt sich gar nicht erzählen.

Der Arzt wurde geholt und brachte Schamolen wieder zum Bewußtsein und wusch und verband seine Wunden. Auch gab er gute Hoffnung auf seine baldige Genesung. Aber das rechte Auge war verloren; es war ausgeronnen und unheimlich starrte Einem die leere Augenhöhle entgegen.

Am Tage, als Schamolen zuerst wieder außer dem Bett war, kam ein unerwarteter Besuch. Der dicke Gregor, der Leiblatai des jungen Barons. Er brachte zwei Dukaten und erklärte, sein junger Herr sei bereit, aus Erbarmen auch den Arzt und den Apotheker zu bezahlen, wenn Schamolen von jeder Klage absehen wolle. Aber dieser sprang wild auf. „Geht!“ schrie er, und sein einziges Auge funkelte dabei so wild auf, daß der dicke Mann schnellstens gehorchte und daheim rapportirte: „Halten zu Gnaden, Herr Baron, aber ich glaube, Sie haben diesem Juden nicht nur das Auge hinausgeprügelt, sondern auch den Verstand . . . der Kerl war wie ein Thier.“

Als Schamolen ausgehen konnte, war sein erster Gang zum Gericht. Der Gemeinde-Vorsteher erbot sich mit ihm zu gehen, aber Schamolen lehnte es ab. „Ich danke Euch,“ sagte er, „aber ich bin kein Kind mehr, der Schlag hat mich plötzlich um zehn Jahre älter gemacht. Auch will ich ja nur mein Recht suchen.“

Er ging zum Richter und brachte seine Klage an. Die wurde aufgenommen, und der Prozeß begann und wurde geführt wie . . . wie der Prozeß eines armen Judenjungen gegen einen polnischen Baron in J. geführt zu werden pflegt. Aber das Urtheil kam wenigstens rasch, schon nach einem Monat. Da wurde Schamolen zum Gericht gerufen, und der Herr M. schrie ihn hart an: „Du hast gelogen, Jude! Du bist dem gnädigsten Herrn Baron nicht ausgewichen und hast Dich an das Pferd gedrängt, und da hat Dich die Peitsche unversehends getroffen. Sei froh, daß Dich der gnädige junge Herr nicht gegen Verleumdung anklagt, sei ihm dankbar! Und jetzt trolle Dich!“

Schamolen ging Heim. Als er zu seiner Mutter in die Stube trat, schrie diese entsetzt auf: „Kind, wie siehst Du aus? Ist Dir wieder ein Unglück geschehen?“

„Ja,“ erwiderte er, „ein noch größeres Unglück . . . ich habe mein Recht nicht bekommen können! Er murmelte allerlei vor sich hin und sagte dann wieder laut: „Ich will thun, wie der Herr Richter von mir verlangt hat, . . . ich will ihm dankbar sein.“

„Sohn,“ schrie die alte Frau in Todesangst, „ich sehe es an Deinem Gesicht . . . Du willst Dich ins Schloß stehlen und selbst ihn im Schlaf ermorden.“

„Nein,“ erwiderte Schamolen und lächelte. „Das wäre freilich auch . . . aber dann werden sie mich aufhängen, und wer soll dich ernähren? Nein, ich muß es auf andere Art versuchen, ich muß ein reicher Mann werden!“

„Ach! dein Verstand ist verwirrt,“ klagte die Mutter; und noch heftiger weinte sie, als Schamolen ihr seinen Entschluß sagte, nach E. auszuwandern. Aber er blieb fest dabei. Er verkaufte das einzige, was sein war und durch seinen Abgang in der Wirthschaft entbehrlich wurde . . . sein Bett und sein Bettzeug. Dafür bekam er fünf Gulden, weil er noch einige alte Bücher darauf gab. „Ich werde meinen Gewinnst ehrlich mit Dir theilen,“ versprach er seiner Mutter beim Abschied. Mit den fünf Gulden ging er nach E. — und kaufte sich dort einen kleinen Kram von Zündhölzchen, Seife, Pomade, Federn 2c. und haufte damit in den Gasthäusern und auf den Gassen herum. Und weil er unermüdlich war und für sich selbst fast gar nichts gebrauchte, so konnte er nicht nur seine Mutter unterstützen, sondern auch etwas zurücklegen.

Nach zwei Jahren war er so weit, daß er diesen Handel aufgeben und einen anderen einträglicheren beginnen konnte. Er wurde nemlich ein „Dorfgeher,“ was ein furchtbar mühsames Gewerbe ist. So ein Mensch wandert mit einem großen Pack auf dem Rücken, in dem sich Alles befindet, was Bauern brauchen können, von Dorf zu Dorf, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt. Er wird meist nicht mit Geld bezahlt, sondern in Früchten und Zellen. Aber gerade dadurch wird das Gewerbe einträglich.

Nachdem er drei Jahre Dorfgeher gewesen, kehrte er zur Stadt zurück und öffnete in einer Nische am Marktplatz einen Laden von tausend Kleinigkeiten. Auch dies Geschäft gedieh, und er konnte bald ein ordentliches Gewölbe mieten und seine Mutter reichlicher unterstützen. Er selbst aber lebte nach wie vor von trockenem Brode und gönnte sich höchstens am Sabbath ein Stück Fleisch.



Als er drei und zwanzig Jahre alt war, zehn Jahre nachdem er in C. angekommen, starb seine Mutter. Sie starb in seinen Armen. Als er sie begraben hatte, und die achttägige Trauerzeit vorüber war, kehrte er nach C. — zurück. Zufällig geschah es, daß der junge Baron im glänzenden Paqueton bei ihm vorüber saufte. Er hatte damals gerade die Verwaltung seiner Güter übernommen. „Es ist gut, daß er mir gerade jetzt begegnet,“ sagte Schamolen zu seinem Gefährten, „der Schmerz hätte mich sonst eine Zeit lang lässig gemacht.“

Nun stand Schamolen allein in der Welt, aber er arbeitete fieberhaft fort, als müßte er eine große Familie ernähren und ward so allmählig ein wohlhabender Mann. Und weil er dabei auch tüchtig und ordentlich war, so gelang es ihm, trotz seiner Einäugigkeit, eine der reichsten Erbinnen der Stadt zur Frau zu bekommen. Nun gründete er ein großes Geschäft mit ausgedehnten Niederlagen und mit einer glänzenden Firma Tafel: „Gemischte Waaren-Handlung von Samuel Nonnstein,“ und als er sich damit noch nicht genug Arbeit geschafft hatte, etablirte er noch ein zweites großartiges Geschäft.

Jetzt erst zeigte Schamolen so recht, welche ungeheure Arbeitskraft und Entschlossenheit in ihm steckte. Er durchreiste Deutschland und Frankreich, dann Rußland und die Moldau und schuf sich überall neue Ankaufs- und Absatzquellen. Nach zehn Jahren war er einer der reichsten Kaufleute der Gegend. Da starb seine Frau, nachdem sie ihm ein Töchterlein geboren. Nun brachte Schamolen einen neuen Plan zur Ausführung; er verkaufte seine beiden Geschäfte mit großem Nutzen und wurde Getreidehändler. In der Moldau und Ungeland kaufte er, und nach dem Westen verkaufte er. Nur bei einem Gutsbesitzer kaufte er nie, bei dem Baron W. von P., obwohl ihm der Verwalter desselben dringend ein günstiges Angebot machte. Der arme Mann war nemlich in beständiger Verlegenheit, wie er die ungeheuren Summen, die sein Herr gebraucht, zusammenscharren sollte. Denn was dem alten Baron trotz seiner Verschwendung kaum gelungen, das brachte W. glänzend zu Stande: er verspielte in jedem Monat so viel, als er im Jahre einnahm. Seine Gattin, eine Dame aus französischer Familie, that ebenfalls redlich das Ihrige, den ungeheuren Reichtum des Hauses zu untergraben. Und so war der Verwalter in Nothen und Schamolen wäre ihm sehr gelegen gewesen. Aber dieser lehnte ab und erwiderte mit sonderbarem Lächeln: „Ich habe mir einmal vor fünf- und zwanzig Jahren das Wort gegeben, daß ich mit Ihrem Herrn nur ein Geschäft abschließen will, und das Geschäft ist noch nicht reif . . .“

Die Zeit verging. Schamolen ward immer reicher, heirathete wieder eine Frau, die ihm große Mitgift zubrachte, und dann kam das Jahr 1848 heran und in diesem wilden Jahre ward aus dem reichen Mann ein Millionär. Herr Sigismund Nonnstein, wie man ihn nun, da er so reich war, allmählig respektvoll zu nennen begann, hatte die Verproviantirung der Russen in Ungarn übernommen und dabei ein ungeheures Geschäft gemacht. Von da ab setzte er sich zur Ruhe und erwiderte immer, wenn man ihn zu einer neuen Unternehmung einlud: „Ich warte!“

Er hatte nicht lange zu harren. Man kann auch mit einem riesigen Vermögen fertig werden, wenn man ein riesiger Verschwenker ist. Zwei Jahre noch und Baron W. sammt Gemahlin konnten nicht mehr in Paris leben und auch in Z., wohin sie sich zurückgezogen, hatte dies seine Schwierigkeit. Denn von all ihren Gütern gehörte in Wahrheit kein Gras-

halm mehr ihnen und von allen Seiten drängten die Gläubiger auf sie ein. Die Baronin kehrte zu ihrer Familie nach Frankreich zurück und der Baron, der wohl oder übel zurückbleiben mußte, suchte seinen Trost im Champagner und dann in der Schnappsflasche. Da mit einem Male konnte er freier athmen, das Drängen der Gläubiger hörte mit einem Schlage auf. Schamolen hatte alle Wechsel und Forderungen an sich gekauft und seine Millionen daran gesetzt. Das ist das erste schlechte Geschäft, das Schamolen Nonnstein in seinem Leben gemacht, sagten die Leute und wunderten sich darüber, und noch größer ward ihre Verwunderung, als Schamolen anscheinend gar keine Schritte that seine Forderungen einzubringen.

Aber dieser war nicht unthätig. Er hatte ein Gesuch an den Kaiser gerichtet, und um die Gnade gebeten, Güter erwerben zu dürfen. Denn damals konnten die Juden in Galizien keinen Grundbesitz erwerben. Er ging selbst nach Wien, sein Gesuch zu unterstützen. Aber es war vergeblich. „Hätte ich einen Mord begangen,“ sagte er, „ich hätte mich vielleicht frei gemacht, aber dieses eine ist nicht zu erreichen.“

Dann ging er Tage lang brütend umher; er kämpfte einen schweren Kampf. Endlich war sein Entschluß gefaßt. Er trat vor sein Weib, welches er sehr liebte, und sagte zu ihr: „Ich bin entschlossen mich taufen zu lassen und Christ zu werden. Erschrecke nicht, weine nicht, höre mich ruhig an. Ich muß es thun. Mein ganzes Leben wäre sonst eine Lüge, eine Narrheit, eine verfehlte Speculation. Ich muß die Güter des P. erwerben. Ich habe entbehrt und gearbeitet wie vielleicht kaum noch ein Mensch auf der Erde. Aber ich will nicht meinen Lohn dafür, ich will nur mein Recht. Also es ist keine Frage, daß ich es thue. Aber dir stelle ich es frei. Wie sehr du mir lieb bist, brauche ich dir nicht zu sagen. Aber dennoch erkläre ich dir . . . ich füge mich, wie du es entscheidest. . .“

Auch sie liebte ihn sehr, aber sie konnte den Glaubenswechsel nicht über ihr Herz bringen. Sie schieben. Schamolen trat zur christlichen Kirche über und nahm den Namen Sigismund Nonnstein an. Auch seine eben herangeblühte Tochter aus erster Ehe ließ sich mit dem Vater taufen und erhielt den Namen Maria.

Welches ungeheure Aufsehen dieses Ereigniß im ganzen Lande erweckte läßt sich gar nicht beschreiben.

Am Tage nach der Taufe machte Schamolen alle seine Forderungen gegen W. geltend. Es geschah, was vorauszusehen war. Die Güter kamen zur Feilbietung, und Schamolen erstand sie. Der Baron verschwand, man wußte nicht wohin er sich gewendet hatte. Schamolen zog auf das Schloß bei Z. und lebte dort mit seiner Tochter Maria.

Im Jahre 1854, als der Staat rüstete und sehr viel Geld brauchte, kaufte sich Schamolen den Freierberrntitel. „Aber doch,“ sagte er häufig, „habe ich noch nicht mein ganzes Recht . . . es fehlt noch etwas.“

Auch dieses sollte der seltsame Mann erlangen. Man erfuhr eines Tages durch die P.-Zeitung, daß der unbegreifliche Bagabund und Trunkenbold Baron W. durch einen edlen Wohlthäter für Lebenszeit versorgt worden sei.

So war es auch. Der edle Wohlthäter war Baron Sigismund Nonnstein. Er hatte den Bagabund in Lemberg im buchstäblichen Sinne des Wortes von der Straße aufgelesen und gab ihm auf seinem Schlosse einen Zufluchtsort. Nur keinen Schnapps bekam er. Und warum? „Wenn er Schnapps trinkt,“ sagte Schamolen, „dann denkt er nicht

nach. Und er soll nachdenken. Ich will mein Recht haben.“

Aber der Trunkenbold that dem neuen Herrn nicht lange den Gefallen. Im Hochsommer des nächsten Jahres war auf dem Schlosse ein großes Fest. Baron Ronnecki verheirathete seine einzige Tochter mit einem Adeligen, einem Husaren-Rittmeister. An dem festlichen Abend gelang es W. Schnapps zu bekommen. Er trank sehr viel und taumelte dann zur

Thür hinaus und den Weg hinab, auf dem er einst dem Zudenjungen begegnete.

Er ist nie wieder ins Schloß zurückgekommen. Am nächsten Morgen fand man ihn am Fuße der Bergeswand zerschmettert liegen. Ob er in seiner Trunkenheit den steilen Abhang hinabgefallen, ob er sich selbst hinabgestürzt hat, das bleibt für immer unentschieden.

## Biblische Städte.

Von H. Cordes.

### Thessalonich.

Dieses war im Alterthum die volkreiche, blühende und wohlhabende Hauptstadt Macedoniens. Es ist recht malerisch am Nordostrande des thermäischen Meerbusens gelegen. Die Beschreibungen über die Stadt sagen, daß die weiß getünchten und bethürnten kyklopischen Mauern,

anlaßt dieser Gemeinde zwei apostolische Schreiben zu senden, welche wir als die ersten Schriften des Neuen Testaments betrachten können. Der jetzige Name von Thessalonich ist Saloniki. Sie ist nächst Constantinopel die wichtigste Stadt der europäischen Türkei. Ihre Einwohnerzahl beläuft sich von 70,000 bis 80,000, wovon die eine Hälfte Juden, die andere

Halbte Griechen und Türken sind. Nach den neueren Berichten besitzt sie mehr als 20 Kirchen und eine Menge Synagogen.

### Corinth.

Bei der Beschreibung dieser Stadt werden wir ins schöne, im Alterthum so berühmte und fruchtbare Land der Selenen versetzt. Corinth war die Hauptstadt der griechischen Provinz Achaja, der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs zwischen Osten und Westen, das Hauptlager der philoso-



Thessalonich.

nebst den an Immergrün und Cyressen reiche Umgebung, der Stadt einen herrlichen, reizenden Anblick verleihen. Ursprünglich war sie eine griechische Colonie und führte den Namen Therna. Dieser Name aber wurde von Cassander zu Ehren seiner Gattin, Schwester Alexanders des Großen, in Thessalonica umgewandelt. In den ersten drei Jahrhunderten war sie die Hauptstadt des Ostens, sie hatte über 200,000 Einwohner und besaß einen bedeutenden Handel. Ihre Lage an dem Vereinigungspunkte mehrerer wichtiger Straßen mit der großen römischen Heerstraße, welche Rom mit den Ländern östlich vom ägäischen Meere verband, machte es zu einem wichtigen Plaze. Hauptsächlich war dies der Fall in Beziehung auf die christliche Kirche. Im Jahre 52 besuchte nemlich der Apostel Paulus in Begleitung des Silas und Timotheus diese Stadt, predigte hier drei Sabbathe nach einander das Evangelium und gründete eine blühende Gemeinde dort. Da aber die Juden über den Erfolg des Evangeliums erbittert wurden, und den Pöbel gegen Paulus und die Gemeinde aufregte, verließen Paulus und Silas die Stadt und zogen nach Berba. Kurze Zeit darauf fand sich sodann der Apostel ver-

phischen Schulen, künstlerischer Thätigkeit und feiner Weltbildung. Unter einem heiteren, tiefblauen Himmel, mit einem gesunden, glücklichen Klima entfaltete das bildungsfähige, talentvolle, freisinnige und genügsame griechische Volk hier die geistigen Genüsse der Poesie, Kunst und Wissenschaft zu herrlicher Blüthe. In ihrer Blüthezeit war Corinth eine der größten, bevölkersten und reichsten Städte Griechenlands. Ihre Einwohnerzahl stieg auf 300,000 und ihre Reichthümer waren unermesslich. Berühmt war die Stadt besonders durch die in ihrer Nähe gehaltenen istsmischen Spiele, worauf Paulus im ersten Corintherbrieфе 9, 24. hindeutet. Diese Festspiele, lehrte die Geschichte, zierten die Stadt mit dem Glanz und der Pracht ihrer Gebäude; aber sie führten auch allgemeinen Sittenverderbnis, Ueppigkeit und Gottlosigkeit ein; besonders berüchtigt sind dieselben wegen des hier gepflegten, schändlichen Venusdienstes. Ihre eigentliche Bedeutung in der Geschichte verdankt jedoch die Stadt ihrer unvergleichlichen Lokalität. Sie lag auf der Landenge zwischen dem jonischen und ägäischen Meere, auf der Brücke, die das eigentliche Griechenland mit dem Peloponnes verbindet. Ihre beiden herrlichen



Häfen, Lechaon im Westen und Kenchrea im Osten, boten den besten Verkehr mit Morgenland und Abendland dar, und führten eine Menge von Handelsschiffen und fremden Kaufleuten in die Stadt. Die Stelle derselben bildet eine tafelförmige Hochfläche am nördlichen Fuße eines steilen Felsberges, dessen umfangreicher Gipfel sich fast 2000 Fuß senkrecht über dem Meerespiegel erhebt und den Schlüssel zum Peloponnes bildete. Auf diesem nackten, baumlosen Felsen, auf dessen Höhen noch heute die berühmte Quelle Pirene fließt, lag das Acco-Corinth, eine mit gewaltigen Festungswerken versehene Citadelle. Fast keine Stadt besitzt eine Festung, welche dieser gleich zu stellen wäre, wenn sie recht aufgebaut würde, selbst das ungeheure Bollwerk von Gibraltar nicht.

teten sich vor Perianders Zorn, wenn ihr böses Trachten ver-rathen würde und bestanden auf ihrem Vorhaben. Als jede Aussicht auf Rettung verschwunden war, ließ Arion seinen Gesang und sein Saitenspiel ertönen und sprang dann in die Fluthen hinab. Aber Delpbine waren dem Schiffe gefolgt und trugen den Sänger ans Land. Er eilte nach Corinth zu Periander, welcher die Schulbigen ausfindig machte und mit Verbannung bestrafte.“ Im Jahre 140 vor Chr. wurde die Stadt von den Römern fast gänzlich zerstört; allein Julius Cäsar machte sie zu einer römischen Colonie und in kurzer Zeit gelangte sie wieder zu ihrer früheren Pracht und Größe. Von besonderem Interesse für uns aber ist Corinth durch die Geschichte des Apostels Paulus. Derselbe verweilte nemlich auf



Corinth.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde Corinth von Thessalischen Minyern ums Jahr 1350 vor Christo gegründet. 1104 kam es unter die Herrschaft der dorischen Könige. 655 gerieth es aber nach Vertreibung derselben in die Hände der demokratischen Monarchen, oder der sogenannten Tyrannen. Der berühmteste unter diesen war Periander, einer der sieben Weisen Griechenlands. Die Sage erzählt: „Periander hatte zum Freund den Sänger und Zitherspieler Arion von Lesbos, der sich lange in Corinth aufhielt und mit seinen schwungvollen Chorkliedern die Opferfeste auf dem Isthmus verherrlichte. Um seine Kunst auch in weiteren Kreisen hören zu lassen, durchzog er Italien und Sicilien, und wollte dann mit den erworbenen Gaben von Tarent nach Corinth zurückkehren. Unterwegs faßten die Schiffsleute, lüstern nach seinen Schätzen, den Plan, ihn ins Meer zu werfen. Umsonst bot ihnen Arion alle seine Schätze als Preis seines Lebens an; sie fürch-

seinen Missionsreisen hier achtzehn Monate, und gründete unter fast unüberwindlichen Hindernissen und Schwierigkeiten eine blühende christliche Gemeinde daselbst; eine Gemeinde, die in diesem Centrum des Handels und Verkehrs, in diesem blühenden Sitze des Reichthums, der Bildung, aber auch des Verderbens, eine heilsame Wirkung ausübte, und in welcher die übernatürlichen Geistesgaben der ersten Christenheit zu herrlicher Blüthe entfaltet wurden. Später beehrte der Apostel diese Gemeinde mit zwei seiner Sendschreiben. In den letzten Jahrhunderten des Alterthums und im frühen Mittelalter litt Corinth zu wiederholten Malen furchtbar durch die Einfälle barbarischer Völker in den Peloponnes; zu diesem kam dann später der Druck der türkischen Herrschaft, so daß es zu einem ärmlichen unansehnlichen Städtchen von ungefähr 8000 Einwohnern herabgesunken ist. Hier haben wir wieder ein Beispiel wie zerstörend der Islam wirkt.

## A u s T e x a s .

Von Daniel Kreh.

## IV.

Es gab eine Zeit, da auch im Heimathland das Reiten zu Pferd beim Reisen in allgemeinem Gebrauch war. Bestehende Umstände brachten dieses mit sich. Die jetzt paradiesisch aussehenden Landschaften mit ihren sie kreuz und quer durchschneidenden, meistens gut gebahnten und solid gemachten Straßen, sahen vor Jahren wild aus und waren fast unpassirbar, weshalb man am besten und sichersten entweder zu Fuß oder zu Pferd und Sattel fortkommen konnte. Jetzt sieht man daselbst nur selten einen Sattel im Gebrauch. Die lieben Bauern fahren zweispännig mit extra-schönen, aufgebuckelten „Buggyäulen“ und silberbeschlagenem Geschirr in glänzenden, neumodischen Kutschen; denn sie können's „affordiren“, und die Wege sind gut. In den Städten hier ist Letzteres auch der Fall; auf dem Lande jedoch selten. Will der Landmann in die Stadt fahren, so spannt er, je nach dem er Ladung mitnehmen will, mehrere Joch Ochsen oder eben so viele Gespann Pferde oder Esel an den Wagen oder Karren, ladet Weib und Kinder, wenn sie mit wollen, gemüthlich oben auf die Fracht, während er nebenher geht und die Peitsche schwingt. Hat er Pferde oder Esel, so reitet er gewöhnlich auf einem der hinteren und hält die Zügel, und den beständig bereit gehaltenen „langen Faser“ läßt er dafür sorgen, daß der Lebensgeist der vor Mattigkeit oft hin und her wankenden Thiere rege gehalten wird. Oft sieht man nicht allein mehrere Gespann vor, sondern sogar neben einander hermarschiren. Ich wünsche, ich könnte den lieben Lesern des Magazins einen Mexikaner mit Weib und Kindern auf seinem „Family-Buggy“ sitzend — ein kleiner, zweiräderiger Karren — und einen „Steinesel“ (donkey) treibend, abgemalt vorführen. Im Norden würde ein solches Fuhrwerk mehr Aufsehen erregen, als wenn der „Barnum“ käme. Viele der Landleute haben mehrere Tagereisen in die Stadt zum Markt. Kochtessel, Proviant, Betszeug &c. nimmt man mit. Die Frau oder, falls sie nicht dabei ist, der Mann kocht bei einem „Campfeuer“ das Essen, und nach angenehmer Nachtruhe geht's wieder munter vorwärts. Dabei sehen diese Leute, obwohl von der Sonne gebräunt, doch gesünder und frischer aus als viele ihrer „Brüder und Schwestern“ im Norden, die dieses nicht brauchen.

Auf dem Sattel reisen ist noch sehr allgemein hier. Fast Alle reiten, und fast Alle ohne Unterschied des Geschlechts verstehen es auch. Will Jemand an einen zwei Meilen entfernten Ort gehen, so läuft er lieber erst vier Meilen auf der Prairie umher, sein Reitpferd zu holen, als daß er jene zwei Meilen unter die Füße nimmt; denn das zu Fuße gehen auf offener Straße, wenigstens wenn's eine ziemliche Strecke ist, scheint dem Texaner beinahe eine Ungeheuer zu sein.

Will der Bauer seinem Sohne oder Tochter ein Geburtstags- oder Hochzeitsgeschenk machen, so ist ein schöner Sattel eins der beliebtesten. Männer, Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder reiten. Erstere in die Kirche, in die Stadt, auf Besuch, nach dem Vieh &c., Letztere in die Schule, welche oft meilenweit entfernt ist. „Frischen“ nimmt sein „Schwesterchen“ hinter sich auf seinen „Steinesel“, welcher sich geduldig hin und her „zerren“ läßt und muthig drauf los trippelt

mit seiner köstlichen Last. Am Schulhaus angelangt, wird Freund „Langohr“ an einen langen Strich festgebunden, um sich seine Mahlzeit im Gras zu suchen, bis ihn des Abends seine jugendliche Herrschaft wieder heimreitet. Die Reitpferde werden meistens besonders gehalten und für diesen Zweck eingeeübt. Ihr Gang ist der zwischen Trapp und Schritt, „basy“ genannt. Es ist merkwürdig, was sie auf diese Weise so schnell fortkommen, ohne den Reiter so sehr zu ermüden. Viele gehen auch den kurzen Galopp. Eines Abends erzählte mir ein Arzt, wie eine Frau bei dunkler Nacht sieben Meilen nach der Stadt und wieder heimritt, um ihrem kranken Kinde Arznei zu holen — eine Aufgabe, vor welcher die zarten Damen des Nordens zurückschrecken würden. Der Reiter hat hier auch eine eigenthümliche Weise, auf seinem Sattel zu sitzen. Ein vom Norden Kommender wird, wenn er nicht nachmacht, tüchtig ausgelacht. Die Texaner und Mexikaner haben ein außerordentliches Geschick im Reiten. Dem Geübten ist es ein Leichtes, dabei allerlei Kunststücke, z. B. ein in den Boden gestecktes Taschenmesser, während das Pferd im schnellsten Galopp geht, mit der Hand aufzuheben. Beim Gebrauch der Lasso (Schlinge) erreicht die Kunst im Reiten ihren Höhepunkt. Diese Schlinge nimmt der Reiter in die Hand und jagt dem Vieh oder den Pferden so lange nach, bis er sie eingeholt, worauf er ihnen die Schlinge um den Hals wirft und sie an seinen Sattelschnopf festbindet, bis sie zahm geworden sind. Kürzlich las ich in einer Zeitung, daß zwei junge Männer einen großen Bären auf diese Weise fingen. Nachdem sie ihm die Lasso umgeworfen hatten, ließen sie ihn so lange toben, bis er sich fest verwickelt hatte und todtmüde war, worauf sie ihn mit einem Messer tödteten. Das Reisen zu Pferd ist beim heißen Wetter sehr beschwerlich. Ist man ermüdet, so kann man, weil oft viele Meilen weit Niemand wohnt, keine Herberge finden. Und sollte man auch so glücklich sein, ein Haus zu treffen, so nehmen die Leute Einen nicht gerne auf aus Furcht, der Fremde möchte ein „Nobody“ sein. Die meisten Leute halten eine ganze Anzahl böser Hunde, welche wüthend auf jeden Fremden losgehen. Ein Prediger erzählte mir, daß er einst auf ein Haus zuritt. Er stieg ab vom Pferd und wollte ins Haus gehen. Niemand kam ihm entgegen, als mehrere erbitterte Hunde. Er hatte nichts in der Hand, sich zu vertheidigen. Der eine sprang ihm an die Brust und stürzte ihn rücklings zu Boden. Nur mit Mühe konnte er sich aufraffen und davon eilen. Etliche Mal wäre es mir beinahe ebenso ergangen. Hier in der Stadt ist es auch schlimm genug. Jede Familie scheint ein halbes Duzend Hunde haben zu müssen. Das Geheul durch die Nacht ist ungeheuer. Kürzlich mußte ein kleines Mädchen wegen eines Hundes sein Leben einbüßen. Der Vater desselben hatte auf dem Weg nach Haus seine Tabakspfeife verloren, und schickte seine Tochter, dieselbe zu suchen. Als sie am Haus eines Negers vorbei gehen wollte, kam ein Hund wüthend auf sie los gerannt und erschreckte sie dermaßen, daß sie mit dem Ausruf: „Papa! Mamma!“ todt niederstürzte. Wenn ich an des Vaters Stelle wäre gewesen, ich hätte wenigstens dem Tabakraucher von da an ewige Feindschaft geschworen.

Ein anderes Reiseabenteuer erzählte mir kürzlich ein lutheri-



scher Prediger. Er wollte zu Pferd an eine Synodalversammlung reisen, verirrte sich aber in der Wildniß und in den Bergen. Die Nacht brach herein und noch war nichts von einem Haus zu sehen. Nachdem er sich bis nach Mitternacht mühsam fortgeschleppt hatte, erreichte er, von Müdigkeit und Hunger ganz erschöpft, ein Häuschen. Aber die Bewohner desselben wiesen ihn mit harten Worten ab und wollten ihn durchaus nicht aufnehmen. Er war aber entschlossen, sich nicht fortjagen zu lassen, drängte mit Gewalt zum Thor hinein und sattelte sein todtmüdes Pferd ab, worauf er sich ins Haus machte. Da sah es aber verdächtig aus. Niemand grüßte ihn. Kaum hatte er sich auf einen Stuhl niedergesetzt, als zwei Männer mit gespannten Revolvern sich neben ihn setzten und ihm stumm in die Augen starrten. Er merkte, was da los sei, und suchte seine Geistesgegenwart zu behalten. Ohne

sich zu regen, sagte er ihnen ein freundliches „guten Abend“. Offenbar war er bei Pferde Dieben eingekehrt, und sie hielten ihn für einen Detektiv. Als sie sich überzeugt hatten, daß er das nicht sei, fingen sie an zu sprechen, gaben ihm ein gutes Essen und Nachtlager und ließen ihn den nächsten Morgen unbeschädigt wieder fort gehen. Der liebe Gott beschützt seine Knechte auch in der größten Gefahr und macht, daß sogar sonst böse Menschen ihnen Gutes thun müssen. Kein Haar fällt von ihrem Haupte ohne ihres Vaters Willen, darum fürchten sie sich auch in der größten Noth nicht.

„Auf meinen lieben Gott  
Trau ich in Angst und Noth,  
Er kann mich allzeit retten  
Aus Trübsal, Angst und Nöthen;  
Mein Unglück kann er wenden,  
Es steht in seinen Händen.“

## Günstig verirrt.

Von W. Th. Henninges.

Es dunkelte; ein bleigrauer Himmel hing dicht und schwer über den Tannen, die vereinzelt mit zerzausten Kronen, kahl in die Luft starrenden Zweigen und hier und da verkohlten Stämmen umherstanden. Der so schon unebene Boden mit seinen Wassertümpeln und stellenweis schilfigem Grafe war noch unweigerlicher durch umherliegende Stämme und wüstes Gestrüpp. Alles machte den Eindruck des Unwirthlichen, denn nirgends zeigte sich eine Spur menschlichen Thuns; dabei wurde die Luft kälter und rauher, und einzelne Schneeflocken, die hernieder zu schweben begannen, deuteten an, was weiter zu erwarten stand. Ein paar Krähen flogen krächzend dem nahen Walde zu; vielleicht die einzig lebende Wesen ringsum. Doch nicht, denn es bewegte sich Etwas in der tiefen Dämmerung zwischen den Stämmen und kam langsam näher. Eher verrieth es das Knacken und Brechen des trocknen Gezweiges auf dem Boden als die Erscheinung des Mannes, der sich mühsam über den feuchten Grund fortarbeitete, denn sein Aeußeres war eben so grau wie die Umgebung, und seine Bewegungen zeigten an, daß er müde und matt war. Wieder hatte er sich passend und watend aus einem Wasserloche herausgeholt und blieb dann, sich an den nächsten Baum lehnd, stehen, um zu ruhen.

„Eine nette Aussicht für die Nacht,“ murmelte er vor sich hin, die Hände auf einen tüchtigen Stock stützend, den er im Walde erst frisch geschnitten hatte. „Aufsteigenden Rauch kann man gar nicht mehr wahrnehmen, wenn auch eine Hütte in der Nähe wäre, und ebenso wenig winkt ein freundliches Licht durch ein Fenster.“

Auch ohne diese Aeußerung gehört zu haben, konnte man leicht errathen, daß der Mann ein Fremdling in dieser Gegend war, wo er sich, wie es ganz den Anschein hatte, vergeblich nach einer Behausung für die Nacht, welche sehr unfreundlich zu werden drohte, umschaute. Am ersten ließ sich vermuthen, daß ihn die Jagdpassion in die gegenwärtige Lage gebracht, denn an hübschen Bändeliers hing ihm ein Gewehr über dem Rücken und sonstiger Schießbedarf an den Seiten. Sein Gesicht deutete auf mittlere Jahre; ein paar kluge, wohlwollende Augen blickten unter dem tief in die Stirn gedrückten Gute und frisch gerötheten Wangen aus dem dunkeln Vollbarte hervor.

„Muß doch noch einen Versuch machen unter Dach und Fach zu kommen,“ sprach er sich ermunternd zu. „Es hat den Anschein, als ginge es dort abwärts, und das spricht für einen Wechsel der Gegend.“ So machte er sich wieder auf und ließ seine müden Glieder weiter arbeiten. Es ging aber immer langsamer, und fast drohten sie ihm ganz und gar den Dienst zu versagen. „Da!“ rief er plötzlich, und blieb wieder stehen, „ist's ein Licht, oder ein Stern dort unten? — Nuth, Nuth, Alter, es wird wohl ein Fensterchen sein, welches mich durch seinen milden Schein einladet zu kommen, denn der Himmel ist überall schwarzgrau und läßt keinen Stern durchblicken. Aber ruhen muß ich erst, ich kann für jetzt nicht weiter, und es scheint noch fern zu sein.“

Drinnen, von wo das Licht kam, sah es zwar ärmlich aber heimisch aus. Es war nur ein einzelnstehendes altes Blockhaus, aber die Fenster Scheiben, durch welche die Lampe ihren Schein weit hinaus in die unfreundliche Nacht, die immer stürmischer wurde, warf, waren hell. Zuweilen segte der Wind durch die aus rauhen Steinen aufgebaute Esse zum weiten Feuerplatz hinunter, daß die Funken der brennenden Holzseite prasselnd umherflogen. In der Nähe desselben, auf einem alten Schaukelstuhl, saß die einzige Inwohnerin des Hüttchens einsam und allein — ein altes Mütterchen, auf deren Scheitel die sechziger Jahre das Haar ernstlich gebleicht hatten. Sie nähte emsig; doch dann und wann ruhte die fleißige Hand, und die frommen Augen blickten nach der Bibel auf dem Tische, oder vielleicht auch nach einem beschriebenen Blatte Papier, welches auf dem offenen Buche lag. Wieder ruhte ihr Blick auf jener Stelle. Sie stützte den Arm auf die Stuhllehne und den Kopf in die Hand; ein schwerer Seufzer hob die Brust und eine Thräne trat in die Augen, die Hände falteten sich zum Gebet, während die Lippen sich zitternd bewegten. Da klopfte es an die Thür. Sie erschraf ein wenig ob der plötzlichen Unterbrechung der Stille und ihres heißen Gebetes, aber sie erhob sich sogleich und öffnete. Vor ihr stand unser nächtlicher Wanderer. Er bat mit matter, aber freundlicher Stimme um Einlaß. Ein Blick in sein Zutrauen erweckendes Antlitz war genügend, es ihm zu gewähren. Nachdem er sich seiner Jagdgeräthschaft entledigt, nahm er den ihm gebotenen Stuhl am Feuer an und erzählte, wie es ihm übel ergangen, indem

er von seiner Jagdgesellschaft abgekommen und sich verirrt habe. Doch habe er jetzt alle Ursache sich glücklich zu schätzen, noch in ein so freundliches Quartier gekommen zu sein, nachdem er sich schon darauf gefaßt gemacht, die Nacht draußen im Unwetter zuzubringen, was ihm sicherlich übel genug bekommen sein würde.

„Wenigstens sind Sie doch im Trocknen und Warmen,“ sagte die gute Alte in herzlichem Tone, während sie ein Gefäß mit Wasser an einem Hafen über dem Feuer aufhing, „und eine Nacht läßt sich ja auch in der ärmsten Hütte zubringen.“

„Wohnen Sie hier ganz allein, Mütterchen?“ fragte der Gast theilnehmend.

„Nun ganz allein,“ antwortete sie ruhig. „Mein lieber Vater ist mir vor ein paar Jahren in die Ewigkeit vorausgegangen, und ich werde wohl bald folgen. Ach, ich freue mich ja darauf; wenn mir nur der gütige Gott noch ein Gebet erhört, kann ich ruhig sterben.“

„Das betrifft wohl Ihre Kinder?“

„Nicht Kinder, aber meinen Enkel, meines Sohnes Sohn. Seine Eltern sind beide todt, und er ist in der Stadt. Er ist ein lieber, braver Junge und hat's wahrlich nicht verdient, daß ihm so übel mitgespielt wird. Als ihm die Eltern schnell hintereinander am Nervenfieber weggestorben waren—er war ihr einziges Kind—hinterließen sie ihm ein Häuschen und Gärtdchen im Dorfe hier gleich hinterm Busche. Er war damals vierzehn Jahre alt. Da sprach mein Mann selig mit dem alten Herrn Pastor und fragte, was wohl nun aus dem Jungen werden solle. Der meinte dann, das bißchen elterliche Nachlaß könne ihm doch nicht viel helfen; es würde ihm mehr nützen, wenn es noch an seine Erziehung verwendet würde. Damit waren wir denn auch ganz einverstanden. Das Grundstückchen wurde verkauft, und er ging in der Stadt noch zwei Jahre auf die Schule. Darnach kam er zu einem Bankherrn, und da ist er nun schon drei Jahre immer brav und ehrlich. Und nun“—da floß plötzlich ein Thränenstrom über ihre Wangen herab; endlich konnte sie schluchzend weiter sprechen—„nun, denken Sie sich, lieber Herr, was das für ein Schrecken war, als ich gestern diesen Brief von ihm bekam!“—dabei war sie aufgestanden, trocknete mit der Schürze in der einen Hand ihre Thränen und reichte mit der andern ihrem Gaste den auf der Bibel liegenden Brief.

Der Mann nahm das Schreiben und sah zuerst nach der Ueberschrift. Er stutzte; dann aber las er: „Meine liebe, theure Großmutter,“ in aller Hast (denn mir bleibt keine halbe Stunde Zeit dazu) schreibe ich dir nur, um dich zu beruhigen, für den Fall, daß du möglicherweise durch Andere etwas hören solltest über eine Beschuldigung, welche mich treffen soll. Ich gebe dir die Versicherung, daß ich vollkommen rein und frei bin an dem, was mir zur Last gelegt wird; aber ich bin von einem Kollegen im Comptoir, er heißt Corbin Lagge, dem ich nimmermehr so etwas zugetraut hätte, schändlich verleumdet und betrogen worden. Derselbe hat durch Schlauei ein

von mir geschriebenen Namen so benutzt, als hätte ich einen falschen Wechsel über tausend Dollars auf denselben ausgestellt, welchen Betrag ich bekommen haben soll. Trotz dem, daß es die niederträchtigste Lüge ist, spricht der Schein gegen mich. So eben hat mir der Comptoirbediener ein Zettelchen zugesteckt, wodurch er mir mittheilt, daß ich mit Officeschluß festgenommen werde, und erbietet sich, wenn ich etwa noch an Jemand schreiben wolle, den Brief zu besorgen. Du, lieb Großmütterchen, bist die einzige Person, an welche ich zu schreiben habe, und so benutze ich das Anerbieten. Unser eigentlicher Prinzipal ist gegenwärtig verreist, darum muß die Entscheidung über diesen Fall verschoben werden, bis er zurückgekehrt ist. Darauf steht noch meine einzige Hoffnung, denn er ist gerecht und klug; er erkennt vielleicht, trotz all dem, was gegen mich spricht, daß ich unschuldig bin. Wie es auch komme, ich bin auf Alles gefaßt, Gott wird es leiten. Und so weiß ich auch, liebe Großmutter, daß du für mich beten wirst, und daß dich unser himmlischer Vater erhört. Gedanke in Liebe deines treuen Enkels, Samuel Hansen.“

Der Herr las den Brief noch einmal schweigend über und legte ihn dann auf den Tisch, indem er sagte: „Ich kann mir denken, daß Sie ihn in Ihrem Gebet nicht vergessen haben.“

„Seit dem ich den Brief bekommen, habe ich nicht aufgehört, für ihn zu bitten,“ erwiderte sie, „und mein letztes Gebet war, als Ihr Klopfen an der Thür mich unterbrach.“

„Vielleicht war das ein Zeichen, daß es erhört ist,“ entgegnete er mit recht trostvoller Zuversicht.

„Das wolle Gott!“ sprach sie.—Unterdessen brodelte es im Kessel über dem Feuer. Das brachte das Mütterchen in Thätigkeit. Sie holte herbei, was ihr Hüttchen enthielt, machte Thee, legte zwei Eier in das übrige kochende Wasser, deckte den Tisch mit einem saubern weißen Tuche, brachte schöne frische Butter und ein ganzes Brod herein, und lud dann freundlich und bescheiden ihren Gast zum Mahle. Er beobachtete ihr Thun, und es freute ihn die manierliche Sorglichkeit der braven Alten. Er machte, zu ihrer Genugthuung, reichlichen Gebrauch von dem ihm Vorgelegten und versicherte dabei, daß es ihm lange nicht so gut geschmeckt habe, als an diesem Abend.

Am andern Morgen bei guter Zeit und nach eingenommenem Frühstück, verließ der Gast das Hüttchen, indem er seiner Wirthin herzlichsten Dank sagte und ihr noch einmal guten Muth einsprach.

Drei Tage darnach, Abends zur selben Zeit als der Fremde eingekehrt, saß Großmütterchen wieder auf derselben Stelle wie damals und gedachte der Trostworte, die er ihr gesagt. „Ob er wohl wahr gesprochen,“ sagte sie vor sich hin, „wann werde ich wieder Nachricht von dem Jungen bekommen?“

Da that sich die Thür auf, und mit Jubel stürmte Samuel herein und warf sich der lieben Alten um den Hals mit dem Ausruf: „Dein Gebet ist erhört, Großmütterchen, es ist Alles recht, mein Herr hat eine Woche Urlaub gegeben und, denke nur wie seltsam, er läßt dich freundlich grüßen.“—

## Das Dreigestirn.

Der Glaub' enthüllt des Seins Bedeutung,  
Dem Irdischen schenkt er hohen Zweck  
Und zieht mit ernstprophet'ischer Deutung  
Des Ewig'n Vorhang halb hinweg.

Band der Vollkommenheit, o Liebe!  
Du Kose voller Himmelsgluth,  
Des Herzens wildgebor'ne Triebe  
Besprengst du mit des Kreuzes Blut.

Es hält geschwisterlich das Hoffen  
Der ird'schen Tage buntes Band,  
Im Blau des Auges straßt ihm offen  
Das ew'ge schöne Vaterland.



## Die heidnische Mythologie in ihren religiösen Grundzügen betrachtet.

Von C. A. Paeth.

## VII.

Hier schlugen die Bogen des Meeres brausend das Ufer und schäumen in wilder Wuth; dort rauscht der Bergstrom raschen Laufes, wie verfolgend und verfolgt ins Thal hinab; der Bach murmelt seine halblauten Töne rastlos fort, der Blätterjuch des Waldes flüstert geheimnißvolle Melodien; — dies der schlummernde Pan, der also „im Traume sich vernehmen läßt;“ — die Blumen neigen wie verliebt ihre Kelche und Kronen gegeneinander. —

Ausdrücke von Jorn, Furcht, Schauer, Schmerz, Sehnsucht, Hoffnung, Liebe u. s. w. treten wechselnd an das junge Kind der Natur heran und ziehen es beschaulich in den Zusammenhang dieser Geheimnisse und Wechsel Dinge hinein, damit es ahnungsvoll und verlangend nach dem großen Mittelpunkt des Gesammten suche und frage und ihn also „fühlen und finden“ möge.

Aus dem gewöhnlichen Entwicklungsgange läßt sich dieses leicht begreifend erklären und überblicken, daß den Menschen unwillkürlich das sie umgebende Geschehene und an der Hand liegenden und gewahrten Naturobjecte, als zur Betrachtung und zum Nachsinnen sie auffordernd, vorkommen mußten. „Das Allererste war etwas Greifbares,“ das sie vor sich erblickten, und das sie anstauten, entweder besonders schätzten oder auch fürchteten. Da die freundliche Seite der Natur aber, wie es scheint, uns Menschen minder in das Auge fällt als die dunkle, so dürfen wir sagen: die Furcht war der erste und vorherrschende Beweggrund, daß sie vor einem außerwöhnlichen Gegenstand sich demüthigten aus Erkenntniß ihrer eigenen Unzulänglichkeit und Schwäche. Wenn es ihnen nicht leicht möglich war, mit einem Dinge fertig zu werden, so legten sie ihm wunderbare Eigenschaften bei, es mochte etwas Lebendes oder Lebloses sein. Gewöhnlich dächte ihnen ein solcher Gegenstand gefährlich, oder sie meinten doch, daß eine bedeutende Kraft von ihm ausgehe, wenn es auch in Wirklichkeit nicht der Fall war. Ein eigenthümlicher Zauber schien an derartigen Auffälligkeiten zu haften.“ \*)

Hier dürfte der Ort sein, zugleich der obigen Anführung einige Sätze über den niedern „kindischen“ Fetischglauben beizufügen, jedoch um nicht den Gedankengang zu unterbrechen, überlassen wir dieses noch für jetzt dem Nachdenken des Lesers. Später wollen wir am geeigneten Ort der Betrachtung des Fetischismus Rechnung tragen.

Wie nicht anders zu erwarten, konnte der Geahnte, Gesuchte und Gefürchtete mit solchen Hülfsmitteln und auf solchem Wege nicht gefunden werden. Die Begriffe von ihm mußten, im besten Falle, sehr beschränkte und irrige und die Zufriedenheit und Ruhe des Geistes ein fremdes Gut bleiben. — Daher denn der nächste Schritt in historischem Sinne der war, daß man von der Betrachtung der sichtbaren Dinge und der nächsten Naturphänomene ausgehend, das Auge zum Firmamente als zu dem hohen „Himmel“ richtete. „Und wenn dann der Blick nachdenkender Beschauer des Himmels (sowie der Blick der Menschen überhaupt) sich in die wimmelnde Sternenvelt versenkte, und das Glimmern und Funkeln der Strahlenkränze

ein Wesen des Lebens in den unerreichten Höhen zu verrathen schien, wenn dann plötzlich ein vorüberschießender Stern aus der bleichen Schaar der kleinen Lichter, oder aus der dunklen Pforte des Himmelsgrundes hervorprang, und seinen Weg gleichsam mit leuchtenden Faden bezeichnend, wieder verschwand und die langsam gemessene Bewegung des Auf- und Niederganges, wie ein plötzliches Ereigniß, den alltäglichen Lauf der Dinge unterbrach, dann entstand in den menschlichen Gemüthern die Ahnung von geheimnißvollem Geschehen und waltendem Gescheide in den fernen lustigen Räumen. Mit dem eigenen Ich verflochten in das Geschehen des irdischen Wechselganges von Leid und Freude, unterworfen den unwandlbaren Fügungen des Geschicks, wählte der Mensch auch in der himmlischen Welt ein Gegenbild der irdischen, der menschlichen Welt, auf deren Bühne, statt vergänglich, ohnmächtiger Menschen, ewige, vergöttlichte Wesen unter der Lenkung des Schicksals sich bewegten. Die strahlenden Sterne erschienen ihm als lichtverklärte Angesichter der Himmlischen. Selbst die Auserwählten des Glückes und der Macht . . . von welchen die Sage der Väter, forterbend von Geschlecht zu Geschlecht, die zaubervolle Kunde gab, suchte nun der Blick unter jenen Schaaeren am hohen Himmelsgrunde.“ \*\*) Schon hier möchten wir darauf aufmerksam machen, wie ein Vorrücken zum Sternendienst sich Bahn brechen konnte und brach.

Unter den Gestirnen mußten selbstverständlich die Sonne und der Mond das Hauptaugenmerk auf sich lenken. Denn war es nicht Erstere, die man täglich wie „einen Bräutigam aus seiner Kammer“ hervorgehen und wie „ein Feld“ den Weg laufen sah? War sie es nicht, die als die große Lebensspenderin mit ihrem herrlichen Licht und ihrer wohlthuernden Wärme ununterbrochen Menschen und Thiere erfreute und selbst dem Gewächs das Gedeihen verlieh? Und müßte ihr Wegbleiben nicht nothwendig von Tod und Verderben begleitet sein? — „Der Mond war die nächst bedeutende Erscheinung, die am Firmament sich zeigte; in seinem Aussehen dem Sonnenrund am ähnlichsten unter Allem, was man schaute, konnte auch diese Licht spendende Scheibe nichts Anderes bedeuten als ein göttliches Wesen, das im Luftraum hinschwebte und Herrschaft über die Erde und jedes Ding derselben ausübte.“ †)

Daß der Sternendienst, resp. Sonnendienst, sehr alt und weit verbreitet war, ist genügend bekannt. Die Ägypter, Egyptianer, Perser, Aethiopier, Indier und später auch die Griechen und Römer pflegten denselben, und obgleich die Verehrung der Sonne bei den verschiedenen Völkern verschiedene Modificationen erfuhr, so kommen sie doch fast Alle darin überein, sie für „ein mächtiges, die Welt mehr oder minder selbstständig regierendes Götterwesen zu halten.“ Der im Alten Testament oft vorkommende Baal (auch Herr, Beherrscher der Welt), dessen Verehrung auch das „auserwählte Volk“ oft theilte, war vorzugsweise der Sonnengott. Bei den Griechen ἥλιος, bei den Römern Sol. Bekannt ist, wie noch 220 n. Chr. der römische Kaiser Antonius Helio galus den Sonnenkultus oder Baalsdienst aus Syrien im römischen Reich einführte. (Fortsetzung folgt.)

\*) Dr. Minckwitz in Vollmers Wörterbuch der Mythologie aller Völker. XXII.

\*) Dr. Vogler, Buch der Erde. I. S. 4 und 5.

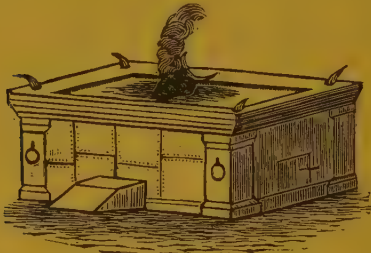
†) Minckwitz in Vollmers Wörterbuch XXVI.

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XIV. Religiöse Institutionen der Bibel: Geräthschaften der Stiftshütte.

In dem Vorhofe befand sich ein Altar (2. Mose 27, 1.), der „Brandopfer-Altar“, genannt (2. Mose 40, 10.). Auf ihm brannten beständig Theile von Opfertieren, deren Blut Gott zum Sühnopfer für die Sünde des Volks dargebracht war. Das Feuer durfte nimmer verlöschen (3. Mose 6, 13.). Seine



Der Brandopfer-Altar.

Bestimmung ist am besten mit den Worten der Schrift zu bezeichnen (3. Mose 8, 15.), „daß er ihn versöhnete“, nemlich das sündhafte Volk mit Gott.

Gleiche Bestimmung hatte das Kreuz (Col. 1, 20-22.), von welchem dieser Altar ohne allen Zweifel das Vorbild ist. An demselben versöhnte Christus uns, wie das neue Testament lehrt, mit Gott.

Die feierliche Handlung der Versöhnung wurde durch die levitischen Priester vollzogen, die zu diesem Zwecke, das Blut des Sündopfers, welches ein Bußfertiger opferte, auf den Altar sprengten. Also machte Christus, von welchem diese Priester und Opfer Bilder sind, Frieden für uns mit Gott durch das Blut an Seinem Kreuz.



Das Handfaß.

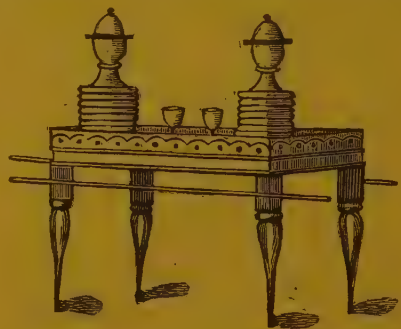
Der Altar war von Holz gemacht, mit ehernen Platten überzogen, und hatte an den vier Ecken Haken, „Hörner“ genannt, wahrscheinlich als Sinnbild der Kraft. Diese wurden bisweilen dazu benutzt, um daran die Opfertiere, bevor sie geschlachtet wurden, festzubinden. Der Psalmist sagt: „Bindet das Festopfer mit Stricken bis an die Hörner des Altars.“ (Ps. 118, 27. Ref. Uebers.) Oben auf befand sich ein eherner Rost, durch welche die Asche in einen Raum, unten im Altar, hinein fiel, zu welchem wahrscheinlich, an der Seite, eine Thür führte,

um dieselbe bequem entfernen zu können. An zwei Seiten war er mit Ringen versehen, durch welche hölzerne, mit Erz überzogene Stäbe gesteckt wurden, damit die Leviten ihn gemächlich auf ihren Schultern tragen konnten, wenn das Volk, mit dem Symbol der göttlichen Majestät an der Spitze, auf der Wanderung war. War der Altar aber im Gebrauch, dann wurden diese Stäbe herausgezogen. Stufen waren verboten (2. Mose 20, 26.), und da, wegen der Höhe des Altars, es offenbar nicht



Der Leuchter.

möglich war, ohne irgend ein Mittel zum Hinaufsteigen, das Opfertier hinaufzulegen und zu bereiten, so glauben wir, daß an drei Seiten des Altars eine schräge Erhöhung von Erde angebracht, die vierte dagegen, wegen der Thür, freigelassen wurde. 3. Mose 9, 22. heißt es: und Aaron „stieg herab, da er das Sündopfer, Brandopfer und Dankopfer gemacht hatte.“ Als Moses Aaron zum Hohenpriester in Israel geweiht, und Aaron zum ersten Male den Altar bedient hatte, indem er Gott das Opfer für das ganze versammelte Volk dargebracht, da „kam Feuer aus vom Herrn, und verzehrte auf dem Altar das Brandopfer und das Fett. Da das alles Volk sahe, frohlockten sie, und fielen auf ihr Antlitz“ (3. Mose 9, 24.). Auf diesem Altar verbrannte der Hohenpriester jeden Morgen



Tisch mit den Schaubroden.

und Abend ein Lamm, nachdem er vorher das Blut desselben, als ein Sühnopfer für die Sünden des Volks geopfert hatte (2. Mose 29, 38-42.).

Ferner stand in diesem Hofe, zwischen dem Altar und der Stiftshütte, das ehernen Handfaß. Dasselbe enthält das Wasser, womit die Priester sich Hände und Füße waschen mußten, ehe sie in die Stiftshütte traten, oder den Altar bedienten. Die Nichtbeachtung dieses Gebots hatte Todesstrafe zur Folge (2. Mose 30, 20, 21.).

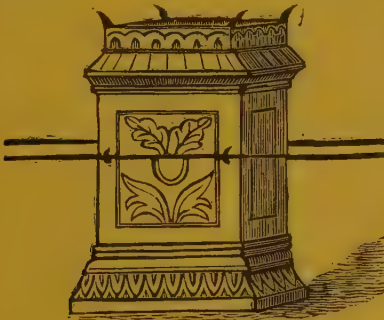


Dieses Händewaschen der Priester war es ohne Zweifel, welches David, als Ausdruck seiner frommen Gesinnung, folgende Worte in den Mund legte: „Ich wasche meine Hände mit Unschuld, und halte mich, Herr, zu deinem Altar“ (Ps. 26, 6.).

Dies Handfaß war aus den ehernen Spiegeln gemacht, welche die israelitischen Weiber zu tragen pflegten, wenn sie sich vor der Hütte des Stifts versammelten; eine Mode, die sie, wie es scheint, aus Egypten mitgebracht hatten. Moses wollte wahrscheinlich, durch Verwendung dieser Spiegel zum Handfaß, solchem Gebrauche ein Ende machen (2. Mose 38, 8.; 1. Petri 3, 3. 4.).

Im „Heiligen“ befand sich ein Leuchter. Derselbe war massiv „von feinem, dichten Golde“ gemacht, und bildete eigentlich ein, mit Mandelblüthen darstellenden Verzierung, reichgeschmücktes Gestell für Lampen. Er hatte sieben „Röhren“ oder Arme, hielt ein Talent (Centner) an Gewicht, und war ungefähre dreiunddreißig Tausend Thaler werth (2. Mose 25, 31–39.). Auf jeden Arm wurde eine Lampe mit Olivenöl gestellt.

Das „Heilige“ enthielt ferner einen Tisch, genannt: der Tisch mit den Schaubroden. Er war von Holz gemacht, mit feinem



Der Räuchaltar.

Golde überzogen und hatte oben am Rande herum einen goldenen Kranz (2. Mose 25, 23–30.; 26, 35.).

Wenn das Heer auf der Wanderung war, wurde dieser Tisch durch die Leviten getragen und zwar mittelst hölzerner, vergoldeter Stäbe, welche durch goldene Ringe gesteckt wurden.

Er wurde deshalb der Tisch mit den Schaubroden genannt, weil auf ihm die zwölf ungeäuerten Kuchen lagen, durch

welche die zwölf Stämme im Hause des Herrn symbolisch vertreten wurden. Diese Kuchen lagen in zwei Schichten auf goldenen Tellern, und auf jeder Schichte stand ein Gefäß mit brennendem Weihrauch (3. Mose 24, 5–7.).

Der Räuchaltar. — Der letzte Gegenstand von Wichtigkeit, welchen das „Heilige“ enthielt, war ein Altar, auf welchem Räuchwerk brannte. Er war von Holz und vergolbet. Er hatte einen goldenen Rand, welchen die Bibel „Kranz“ nennt. Zwei vergoldete, hölzerne Stäbe, durch goldene Ringe gesteckt, machten es den Leviten möglich, diesen Altar zu tragen, wenn das Volk auf der Wanderschaft war (2. Mose 30, 1–6.).

Jeden Morgen und Abend eröffnete der Hohepriester Israels den öffentlichen Gottesdienst damit, daß er auf diesem Altar Räuchwerk opferte (2. Mose 30, 7. 8.). Um die Zeit des Räuchopfers war auch die Zeit des öffentlichen Gebets (Luc. 1, 10.). Das Verbrennen von Weihrauch und anderen wohlriechenden Spezereien überhaupt war ein Sinnbild des Gebets. David gebrauchte es in diesem Sinne. „Mein Gebet müsse vor dir taugen, wie ein Räuchopfer“ (Psalm 141, 2.). Ebenso der Apostel Johannes (Offenb. 8, 4.; 5, 8.).

Die Bundeslade. — Das Einzige, welches sich im „Allerheiligsten“ befand, war der Thron der Herrlichkeit Jeho-



Die Bundeslade.

vah's, die Bundeslade genannt. Die Lade war ein Kasten von Holz (Lade bedeutet Kasten oder Kiste) innen und außen mit „feinem Golde überzogen“ (2. Mose 25, 10. 11.). Oben umher war sie mit einem Rande, der goldene Kranz genannt, verziert (2. Mose 25, 11.). Zwei vergoldete, hölzerne Stangen gingen durch goldene Ringe, damit die Priester die Lade tragen konnten, wenn das Volk weiter wanderte (2. Mose 25, 12–14.).

## Sonntagschul-Lektionen.

Drittes Quartal.

### Israel in Egypten.

#### 1. Lektion: 2. Mose 1, 1–14. — Sonntag den 3. Juli 1881.

1. Das sind die Namen der Kinder Israels, die mit Jakob in Egypten kamen; ein Jeglicher kam mit seinem Hause hinein:

2. Ruben, Simeon, Levi, Juda,

3. Issaschar, Sebulon, Benjamin,

4. Dan, Naphthali, Gad, Affer.

5. Und aller Seelen, die aus den Lenden Jakobs gekommen waren, derer waren siebenzig. Joseph aber war zuvor in Egypten.

6. Da nun Joseph gestorben war, und alle seine Brüder, und Alle, die zu der Zeit gelebet hatten;

7. Wurden die Kinder Israels, und zeugeten Kinder, und

mehrten sich; und wurden ihrer sehr viele, daß ihrer das Land voll ward.

8. Da kam ein neuer König auf in Egypten, der wußte nichts von Joseph,

9. Und sprach zu seinem Volk: Siehe, des Volks der Kinder Israels ist viel, und mehr, denn wir.

10. Wohlan, wir wollen sie mit Eist dämpfen, daß ihrer nicht so viel werden. Denn wo sich ein Krieg erhöhe, möchten sie sich auch zu unsern Feinden schlagen, und wider uns streiten, und zum Lande ausziehen.

11. Und man setzte Frohndiöte über sie, die sie mit schweren Diensten drücken sollten; denn man baute dem Pharao die Städte Pithon und Raemes zu Schatzhäusern.

12. Aber je mehr sie das Volk drückten, je mehr sich es mehrete und ausbreitete. Und sie hielten die Kinder Israel wie einen Greuel.

**Haupttext:** Und machten ihnen ihr Leben sauer, mit schwerer Arbeit im Thon und Ziegeln, und mit allerlei Fröhnen auf dem Felde.—2. Mose 1, 14.

**Einführung.**—Die Schriften Mose bilden die Urkunde der Wort- und That-Offenbarungen Jehovah's. Der Kern derselben, um den sich alles Andere gruppirt, ist der Bund zwischen Gott und seinem Volke. Alles, was diesem vorausgeht, ist Vorbereitung, und was demselben nachfolgt, ist Entwidlung. Dieses gibt den Schriften eine fundamentale Bedeutung für die ganze hl. Schrift. Dem Inhalte nach zerfallen dieselben in fünf Bücher, von denen jedes wichtige Lehren unseres Glaubens enthält. In Genesis, „Anfang,“ wird uns die Geschichte der Schöpfung und die Berufung des Volkes Gottes beschrieben; in Exodus, „Auszug,“ dessen Erlösung; in Leviticus, „Priesterbuch,“ ihr Gottesdienst; in Numeri, „Zählungen,“ ihre Reise durch die Wüste; und in Deuteronomium, „Wiederholung,“ ihre Erfahrungen. Die ganze Geschichte dieser Bücher umfaßt ungefähr einen Zeitraum von 2553 Jahren. Hierpon fallen ungefähr 145 Jahre auf das 2. Buch Mose von Joseph's Tod bis zur Einweihung der Stiftshütte. Der Hauptinhalt dieses Buches ist die Geschichte der Knechtschaft der Kinder Israels in Egypten, ihre wunderbare Erlösung durch Mose, ihr Zug in die Wüste, die Gesetzgebung und der Bau der Stiftshütte. Am Schlusse des letzten Jahres ließen wir in unserem Studium die Nachkommen Israels in Egypten. Unsere heutige Lektion hebt nun gerade wieder da an, wo wir dazumal aufhörten. Die Zeit der Lektion fällt zwischen 1635 und 1575 v. Chr. Vom Tode Josephs bis zur Geburt Mose.

**Erklärung.**—I. Die Vermehrung Israels.—Vers 1-7. Hier werden uns zuerst die Söhne Jakobs mit ihren Familien angeführt. Wir lassen sie ordnungsgemäß folgen: Ruben und 4 Söhne, Simeon und 6 Söhne, Levi und 3 Söhne, Juda, 3 Söhne und 2 Großsöhne, Issachar und 4 Söhne, Sebulon und 3 Söhne, Dina und 1 Sohn, Gad und 7 Söhne, Aser, 4 Söhne, 1 Tochter und 2 Großsöhne, Benjamin und 10 Söhne, Dan und 1 Sohn, Naphtali und 4 Söhne, Joseph und 2 Söhne, mit Jakob sind es zusammen 70 Seelen. Unter dem Schutze und Einfluß Josephs, welcher ungefähr 80 Jahre königlicher Statthalter in Egypten war, erging es den Kindern Israels gut. 1635 starb sodann Joseph. Sein Alter war 110 Jahre. Die Verheißungen Gottes begannen sich nun zu erfüllen. 1. Mose 15, 5. hatte Gott zu Abraham gesagt: „Siehe gen Himmel, und zähle die Sterne, kannst du sie zählen? Also soll dein Same sein.“ Die Kinder Israels mehrten sich auf eine erstaunungswürdige Weise. Aus 70 Personen, mit den Weibern 75 (siehe Apg. 7, 14.) wurden in 215 Jahren 600,000 streitbare Männer oder zwei bis drei Millionen Menschen. Zu dieser merkwürdigen Vermehrung mußten ohne Zweifel folgende Ursachen viel beitragen: 1. Die Israeliten führten ein ländliches Leben, waren somit gesund. 2. Sie hatten Raum in einem dünn bevölkerten Lande. 3. Waren sie frei von moralischen Unreinigkeiten im Vergleich mit anderen Nationen. 4. Verheirateten sich fast alle Juden in einem frühen Alter, meistens schon zwischen 16-18 Jahren. 5. Kinder zu gebären galt als eine Ehre unter ihnen. Unfruchtbarkeit wurde als Fluch betrachtet. 6. Das Klima in Egypten war auch besonders hierzu geeignet. Dr. Franklin Johnson sagt: „In keiner Provinz geschieht die Vermehrung so schnell, als im Lande Gosen.“

II. Israel in Knechtschaft.—Vers 8-14. Der Zustand der Ruhe und des Friedens dauerte nach dem Tode Josephs noch ungefähr 60 Jahre. Dann aber kam ein anderer König auf. Mehrere Schriftausleger meinen dieser König habe Salatis geheißt. Unter der Regierung des Königs Timaï soll nemlich vom Morgen her ein mächtiges Kriegsheer in Egypten eingebracht sein, sich des Landes bemächtigt, und die königlichen Bringen mit dem Schwerte erwiirget haben; und aus diesem Volk hat sich Salatis des ägyptischen Thrones bemächtigt und die Israeliten zu Sklaven gemacht. Andere nehmen an, daß dieser neue König Raemes hieß. Hiernach haben zwischen dem

13. Und die Egypter zwangen die Kinder Israel zum Dienst mit Unbarmherzigkeit.

14. Und machten ihnen ihr Leben sauer, mit schwerer Arbeit im Thon und Ziegeln, und mit allerlei Fröhnen auf dem Felde, und mit allerlei Arbeit, die sie ihnen auslegten mit Unbarmherzigkeit.

König unter welchem Joseph gestorben, und diesem, dessen hier gedacht wird, erst eine Königin und dann 5 Könige regiert. Dieser König wußte nichts von Joseph, von seinen Verdiensten um Egyptenland. Egyptenland achtete die Güte Gottes nicht. Von Joseph's Tode an wurde es undankbar. Erst vergaß es Joseph und eine Zeit lang darnach wollte es auch nichts mehr von Gott wissen. Der König sprach dann zu seinem Volk, — vielleicht in einer öffentlichen Versammlung oder durch seine Räte —, daß den Egyptern für die Zukunft eine große Gefahr drohe von Seiten der Israeliten. 1. Fürchtete er Israel, in seinem eignen Lande und 2. war ihm bange, daß es zum Lande hinauszuziehen würde. Hieraus geht hervor, daß Israel den Egyptern nützliche Dienste leistete, und daß Pharao die Verheißungen Gottes für Israel kannte. Seine ganze Absicht war dies Volk in seiner Gewalt zu behalten. In seiner Staatsklugheit rieth er nun Israel scharf zu bewachen, hart zu beschäftigen und an Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Unmenschlich wurden sie nun zu öffentlichen Frohndiensten gezwungen, um auf diese Weise sie beschäftigt zu halten und den Egyptern zu nützen. Die beiden Städte Pithon und Raemes wurden zu königlichen Schatzhäusern gebaut. Diese beiden Städte lagen an dem Kanal, welcher das rothe Meer mit dem Nil verband. Hierzu mußte nun Israel die Ziegel liefern. Besondere Bögte, Aufseher, wurden angestellt, sie anzutreiben und zu mißhandeln, wenn sie ihre gewisse Zahl Ziegel nicht lieferten. Aber trotz dieser barbarischen Behandlung breiteten sie sich immer mehr aus. Eine gesunde Politik würde darauf geführt haben, sie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen, und ihnen gleiche Rechte mit diesen zu geben; aber dieses erlaubte der allgemeine Abscheu nicht, den die Egypter gegen sie als ein Hirtenvolk hegten. Bei all diesem aber hatte Gott herrliche Absichten. 1. Wurden sie auf diese Weise vor dem Götzendienste der Egypter bewahrt, sie bekamen einen Widerwillen gegen das Treiben dieses Volkes. 2. Wollte Gott sich in ihrer Befreiung als Herr über Himmel und Erde offenbaren, damit alle Völker seinen Namen fürchteten, und Israel ihm als ihrem Gott dienen sollte.



**Wandtafelklärung.**—Zunächst lenken wir die Aufmerksamkeit auf das Wort, welches Gott Abraham (1. Mose 15, 14.) gesagt hatte. Es fing an sich zu erfüllen: „Man wird sie zu dienen zwingen.“ Und so treffen wir denn Israel in unserer Lektion in der Knechtschaft. Diese illustriren wir durch das vorstehende Joch, und dadurch, daß das Wort „Israel“ unter dem Joch zu stehen kommt. Es war besonders harte Arbeit (leibliche Knechtschaft), mit welcher Pharao das Volk drückte, und somit war für sie in Egypten keine Ruhe zu erwerben. Nun vergesse man nicht, daß die Welt ein Egypten, der Sündendienst eine Knechtschaft und Satan ein harter



Pharao ist. Die Worte auf dem Joch lese man deßhalb so: Pharao's Herrschaft, Herrschaft Satans und mache dann die nöthige Anwendung.

**Praktische Gedanken.** — 1. Israels Knechtschaft in Egypten ist ein geeignetes Bild von der Knechtschaft der Sünde. Nach und nach gerieth Israel in diese Knechtschaft, so verhält es sich auch mit dem Sünder. — 2. Der Feinde Uebermuth kann Gottes Segen nicht hemmen, trotz aller ihrer List und Macht. — 3. Die christliche Kirche kann weder durch List noch Gewalt gedämpft oder vertilgt werden, sondern je mehr sie verfolgt wird, desto mehr breitet sie sich aus. Das Blut der Märtyrer ist ihr Same. Gottes Weinberg trägt um so reichlicher, wenn er blühet. — 4. Der Gerechte ist wie ein Palmbaum, den keine Stürme entwurzeln können. — 5. Gott legt den Seinen oft ein Kreuz auf und läßt sie in Bedrängniß kommen; aber nur damit sie sich zu ihm wenden und damit die Sehnsucht nach dem ewigen Leben vermehrt werde.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer führe die Kleinen zurück auf die Geschichte von Joseph, wie er den Egyptern so viel

Gutes erwiesen, wie er seines Vaters ganze Nachkommenschaft nach Egypten gebracht. Hierauf zeige er dann die Undankbarkeit der Egyptianer, die kurz nach seinem Tode alle seine Verdienste um Egypten vergaßen und die Nachkommen seines Vaters schwer drückten und mißhandelten. Gott habe bei allem dem seine Verheißungen treu erfüllt, sie gesegnet und beschützt. Hauptsächlich aber suche der Lehrer dieses auf das Leben anzuwenden; nemlich Gott verläßt die Seinen nicht, wenn sie gleich leiden, sondern es soll Alles zu ihrem Besten dienen.

**Illustrationen.** — 1. Wie die großen Flüsse ihren Ursprung oft in einer kleinen Quelle haben, so kommen auch große Nationen aus einer einzigen Familie. — 2. Egyptische Drangsal. Ein Reisender erzählt: „Während unseres Weilens in Alexandria sahen wir eine große Anzahl Weiber und Kinder barfuß und in Lumpen gehüllt an einem Bau beschäftigt. Mehrere Trohnböge standen unter ihnen mit einem Steden und trieben sie zur Arbeit an. Die Erde, Steine &c. wurden meistens auf den Rücken der Arbeiter herbeigeschafft. Der Lohn war dabei sehr gering. — ein Seitenstück zu der Knechtschaft Israels in Egypten.“

## Der kommende Retter.

### 2. Section: 2. Mose 2, 5-15. — Sonntag den 10. Juli 1881.

5. Und die Tochter Pharao's ging hernieder, und wollte baden im Wasser; und ihre Jungfrauen gingen am Rande des Wassers. Und da sie das Kistlein im Schilf sahe; sandte sie ihre Magd hin, und ließ es holen.

6. Und da sie es aufthat, sahe sie das Kind; und siehe, das Knäblein weinete. Da jammerte es sie, und sprach: Es ist der ebräische Kindlein eins.

7. Da sprach seine Schwester zu der Tochter Pharao's: Soll ich hingehen, und der ebräischen Weiber eine rufen, die da säuget, daß sie dir das Kindlein säuge?

8. Die Tochter Pharao's sprach zu ihr: Gehe hin. Die Jungfrau ging hin, und rief des Kindes Mutter.

9. Da sprach Pharao's Tochter zu ihr: Nimm hin das Kindlein, und säuge mir's; ich will dir lohnen. Das Weib nahm das Kind, und säugte es.

10. Und da das Kind groß ward, brachte sie es der Tochter

Pharao's, und es ward ihr Sohn; und hieß ihn Mose, denn sie sprach: Ich habe ihn aus dem Wasser gezogen.

11. Zu den Zeiten, da Mose war groß geworden, ging er aus zu seinen Brüdern, und sahe ihre Last, und ward gewahr, daß ein Egyptianer schlug seiner Brüder, der ebräischen, einen.

12. Und er wandte sich hin und her, und da er sahe, daß kein Mensch da war, erschlug er den Egyptianer, und verscharrte ihn in den Sand.

13. Auf einen andern Tag ging er auch aus, und sahe zweien ebräische Männer sich mit einander zanken; und sprach zu dem Ungerechten: Warum schlägest du deinen Nächsten?

14. Er aber sprach: Wer hat dich zum Obersten oder Richter über uns gesetzt? Willst du mich auch erwürgen, wie du den Egyptianer erwürgest hast? Da fürchtete sich Mose, und sprach: Wie ist das laut geworden?

15. Und es kam vor Pharao, der trachtete nach Mose, daß er ihn erwürgete. Aber Mose flohe vor Pharao, und hielt sich im Lande Midian, und wohnte bei einem Brunnen.

**Haupttext:** Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao's. — Ebr. 11, 24.

**Einführung.** — Unsere heutige Section schließt einen Zeitraum von 40 Jahren in sich, von 1571–1581 vor Chr. In derselben werden wir mit dem großen Gottesmann Moses bekannt. Sein Leben zerfällt in drei Mal 40 Jahre. Die ersten 40 brachte er in Egypten zu; die zweiten 40 war er in Midian; und während der dritten 40 führte er die Kinder Israel aus Egypten bis an die Grenzen des gelobten Landes. In unserer Section haben wir nun die Geschichte der ersten 40 Jahre in kurzen Worten dargestellt. Moses, dieser merkwürdige, hervorragende Staatsmann, wurde geboren 1571 vor Chr., nahe bei Joan in Egypten. Sein Vater hieß Amram, seine Mutter Jochebed, beide aus dem Geschlechte Levi's.

**Erklärung.** — I. Moses Errettung. — Vers 5-9. Da es dem Pharao trotz alles Druckes nicht gelang die Vermehrung unter Israel zu beeinträchtigen, so brütete er einen elenden, unmenschlichen Plan aus, nemlich: Alle neugeborenen Söhne erwürgen zu lassen. Wie die Hebammen seinem Befehl nicht gehorchten, so durchstreiften auf sein Geheiß bestellte Mörder die Wohnungen Israels und ermordeten in der Wiege Alles, was männlich war. Um diese Zeit wurde Mose geboren. Wie durch ein Wunder Gottes blieb er drei Monate vor den Mördern verborgen. Endlich aber gab seine Mutter die Hoffnung auf, ihm länger eine Freistadt bei ihr zu gewähren. Die Noth einerseits und das Vertrauen auf Jehova's Hüfte andererseits ließen sie eine List versuchen zur Rettung ihres Kindes. Sie legte ihren Liebling in ein Kistchen von Papyrus, wartete sodann die Zeit ab, da des Königs Tochter zu baden pflegte und legte dasselbe in den Schilf, an dem Orte, wo die Tochter des

Königs sich aufhielt. Moses Schwester befand sich in der Nähe und beobachtete ihren Bruder. Die Augen der Königs Tochter fielen nun auf das Kistchen im Schilf, sie ließ es holen, öffnete es und fand in demselben ein schönes Kind, welches durch sein Weinen dermaßen ihr Mitleid erregte, daß sie beschloß, es zu retten. Jetzt näherte sich ihr Mirjam, des Kindes Schwester und erbot sich eine der israelitischen Hebammen zu holen, welches des Königs Tochter bewilligte. Mit raschen Schritten eilte sie zu ihrer Mutter, die ohne Zweifel mit bangen Gefühlen auf eine Nachricht von ihrem Kinde wartete. Mutter und Sohn finden sich jetzt wieder. Moses wird adoptirter Sohn der ägyptischen Königstochter und wird seiner eigenen Mutter zur Auferziehung wieder gegeben. Wahrlich, Gottes Wege sind wunderbar!

II. Moses Erziehung. — Vers 10. So erlernte denn Moses im Hause seiner Eltern und unter seinem Volke: 1. Die Sprache der Israeliten; 2. wurde er auch bekannt mit dem Gott Israels; 3. lernte er auch ihren Gottesdienst, ihre Verheißungen und Hoffnungen kennen; 4. endlich gingen ihm auch ihre Leiden in Egypten zu Herzen. Und alles dieses suchte seine Mutter ohne Zweifel recht tief in seine empfängliche Seele zu pflanzen. Diese Erziehung war für das künftige Leben Moses von großer Bedeutung. Als er nun endlich groß geworden, der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, brachte ihn seine Mutter der Tochter des Königs wieder. Diese betrachtete ihn nun als ihr eigenes Kind, gab ihm den Namen Mose, weil sie ihn aus dem Wasser gezogen. So wurde denn aus einem Sklaventind ein Königskind. Die unterschiedlichen Geschichten

und Uebersieferungen berichten, daß er zu Heliopolis studirte und auswuchs als ein ägyptischer Priester. Hier wurde er in aller Weisheit der Ägypter unterrichtet. Apgs. 7, 22. Er lernte die Rechenkunst, Geometrie, Astronomie, Medizin und Musik; er erfand mehrere Maschinen zum Bauen, Kriegsführen, Landmessen u. s. w.; er führte, nach Josephus, siegreiche Kriege gegen die Moabiten; vor allem Anderen aber wurde er auch in die Geheimnisse der ägyptischen Religion eingeführt. So war denn Moses ausgerüstet einer der leitenden Staatsmänner Ägyptens zu werden; sicherlich standen ihm hohe Stellen im Reiche in Aussicht. Wir betrachten nun

III. Mosis Wahl. — B. 11-15. Ebr. 11, 24. lehrt uns Paulus: „Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao's. Und erwählte viel lieber, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben.“ Sicherlich war die Versuchung bei Mose groß, ehe es bei ihm zur vollen Entscheidung kam. Er hatte zu wählen, ob er ein Sohn der Tochter Pharao's oder ein Sohn Abrahams sein wollte. Am königlichen Hofe waren Ehre, Reichthum, Gemächlichkeit und Lustbarkeiten aller Art für ihn in Aussicht; unter dem Volke Israels hingegen erwarteten seiner Verfolgung, Ungemach, Mühe und Arbeit. Aber dennoch entschied er sich mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden. Die Ursache dieser Entscheidung war, weil er im Glauben über die Dinge der Zeit und Sichtbarkeit hinaus schaute. Die Mißhandlungen seines Volkes erfüllten ihn mit einem gerechten Unwillen gegen die Ägypter; die Verheißungen Gottes ließen ihn eine glorreiche Zukunft für sein Volk hoffen, und so sah er an die Belohnung. Mögen auch wir mit ihm stets das gute Theil erwählen! Bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre blieb er am Hofe des Königs, dann aber erfolgte die Trennung. Die Ursache war, daß er sah, wie ein Hebräer von einem ägyptischen Frohnvogt mißhandelt wurde; hierüber empörte sich sein Gefühl dermaßen, daß er den Ägypter ermordete. Kurz darnach wollte er dann Frieden stiften zwischen zwei streitenden Hebräern. Hier abgewiesen und von Pharao, der die ganze Sache erfuhr, verfolgt, floh er ins Land Midian, wo er sich vierzig Jahre aufhielt, bis ihn Gott der Herr rief, sein Volk zu erlösen. Die Midianiter waren Nachkommen Abrahams und wohnten unweit des Berges Sinai.

**Lehrgedanken.** — 1. Wir sehen hier was nöthig war, Mose vorzubereiten für das große Werk, wozu ihn Gott ausersehen hatte. — 1. Bedurfte er den Einfluß und der Liebe einer gläubigen Mutter, damit er gute israelitische Erziehung erhielt. Mütter können in dieser Hinsicht sehr viel zum Segen der Welt beitragen. — 2. Bedurfte er eine königliche Schatzkammer, um ihm eine wissenschaftliche Ausbildung zu geben. Gott öffnete Pharao's Palast und dessen Schulen, um Mose dieses zu schenken. — 3. Es war eine volle, ungetheilte Entscheidung und Hingabe für Gott und sein Volk notwendig. Moses muß eine entschiedene Wahl machen zwischen zwei Welten. — 4. Er mußte überzeugt werden, wie unvorbereitet sein eigenes Volk sei für ihre Befreiung. Er schlägt dem Ägypter zum Heile Israels und wird davogen von seinen Brüdern getadelt. — 5. Er bedurfte Beharrlichkeit, Geduld und Unterhaltung mit Gott. Dieses konnte er in den 40 Jahren in der Wüste lernen. — 2. Es gibt

eine große Entscheidung für Alle, eine Entscheidung, wozon unser Wohl und Wehe für alle Ewigkeit abhängt. — 3. Hat Gott uns durch seine Gnade frei gemacht von der Macht der Finsterniß, so soll es unser Bestreben sein, auch unsere Mitmenschen zu befreien. — 4. Die ersten Erfolge, ein Christ zu sein, mögen Verlust und Unannehmlichkeiten sein; aber das Ende davon ist unaussprechliche Freude und Herrlichkeit.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer schildere den Kindern die wunderbare Erhaltung Mose, hierbei mache er sie auf die Treue Gottes aufmerksam und auch, daß schon Kinder Großes verrichten können, wie z. B. hier die Schwester des Moses. Weiter lege er ihnen die Wahl Mose ans Herz und stelle ihnen den Segen vor, wenn auch sie selbst wie Mose, Daniel und Maria das gute Theil erwählten und es mit Gottes Volk halten.

**Illustrationen.** — 1. Segen einer frommen Mutter. Vor mehreren Jahren trat in einem Seminar eine Anzahl Studenten der Theologie zusammen, und unter Anderem wurde auch der Vorschlag gemacht zu untersuchen, wie viele von ihnen wohl fromme Mütter hätten. Sie waren höchst erstaunt und freudig überrascht, als es sich fand, daß von 120 Studenten mehr als 100 von ihren Müttern zum Gebet angehalten und durch ihre Ermahnungen und Belehrungen zum Heiland geführt worden waren. — 2. Um Mosis Wahl zu illustriren, führe man die Berufung Abrahams, die Geschichte von Ruth, Daniel 2c. an.



**Wandtafelserklärung.** — Gott führt seine Pläne, wenn auch oft langsam, so doch immer sicher und siegreich aus. Da Pharao entschlossen war Israel aufzureiben, so mußte der Herr eingreifen, was er dadurch that, daß er für sie einen kommenden Retter bestimmte. Die Tafel stellt uns denjenigen einstellend als Knäblein im Schilfstäbchen auf dem Nil schwimmend dar. Er wurde der Sohn der Tochter Pharao's, entsagte jedoch dieser Würde, wurde Hirte in Midian und wählte viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden. Wichtige Punkte! Hiedurch ward er endlich Israels Retter. Wie nun Moses jenes Volkes Retter wurde, so ist auch Christus (man denke hier an die Krippe) der Retter der Menschheit geworden. Wie passend und herrlich!

## Mosis Berufung.

### 3. Section: 2. Mose 3, 1-14. — Sonntag den 17. Juli 1881.

1. Mose aber hütete der Schafe Jethro's, seines Schwähers, des Priesters in Midian, und trieb die Schafe weiter hinein in die Wüste, und kam an den Berg Gottes Soreb.

2. Und der Engel des Herrn erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Busch. Und er sahe, daß der Busch mit Feuer brannte, und ward doch nicht verzehret.

3. Und sprach: Ich will dahin, und besehen dies große Gesicht, warum der Busch nicht verbrennet.

4. Da aber der Herr sahe, daß er hinging zu sehen; rief ihn Gott aus dem Busch, und sprach: Mose, Mose! Er antwortete: Hier bin ich.

5. Er sprach: Trist nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von

deinen Füßen; denn der Ort, da du auf stehst, ist ein heiliger Land.

6. Und sprach weiter: Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, und der Gott Jakobs. Und Mose verbüllte sein Angesicht, denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen.

7. Und der Herr sprach: Ich habe gesehen das Elend meines Volks in Ägypten, und habe ihr Geschrei gehört über die, so sie treiben; ich habe ihr Leid erkannt,

8. Und bin hernieder gefahren, daß ich sie errette von der Ägypter Hand, und sie ausführe aus diesem Lande, in ein gut und weit Land, in ein Land, darinnen Milch und Honig fließet;



nemlich an den Ort der Cananiter, Hethiter, Amoriter, Phereziter, Heviter und Jebusiter.

9. Weil denn nun das Geschrei der Kinder Israel vor mich gekommen ist, und habe auch dazu gesehen ihre Angst, wie sie die Egypter ängsten;

10. So gehe nun hin, ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk, die Kinder Israel, aus Egypten führest.

11. Mose sprach zu Gott: Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe, und führe die Kinder Israel aus Egypten?

### Haupttext: Er sprach: Ich will mit dir sein.—2. Mose 3, 12.

**Einleitung.**—Nach seiner Flucht vor Pharao kam Moses zu Reguel, dem Priester in Midian. Dieser gab ihm seine Tochter Zippora zum Weibe, mit welcher er zwei Söhne, Gerson und Eliezer, zeugte. Mächtig wurde hier Moses Glaube geprüft; denn ein Jahr verging nach dem andern, ohne daß die Leiden seiner Brüder gemindert wurden, und der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs schien sein Volk vergessen zu haben. Mose aber wartete im Glauben auf die Hülfe des Herrn. Endlich aber war das Volk Israel und auch sein Erlöser bereit; das Maas der Gottlosigkeit der Amoriter und Egypter war voll und die göttliche Stimme, welche Jahrhunderte geschwiegen, wurde wieder gehört. Die vierzig Jahre der Prüfung Mose erinnern uns an die vierzig Tage der Versuchung Christi, welche er durchmachte, ehe er sein Volk erlöste.

**Texterklärung.**—I. Die Erscheinung Gottes.—Vers 1-6. Moses schämt sich nicht, obgleich er soweit als königlicher Prinz gelebt, seinem Schwäger die Schafe zu hüten. Arbeit ist keine Schande. Der Mann muß das Geschäft ehren, nicht das Geschäft den Mann. Die Frage des Lebens ist nicht so viel, was unsere Arbeit ist, sondern, wie wir sie thun, welchen Geist und welche Fähigkeiten wir darin offenbaren. Wahrscheinlich war es in der trockenen Jahreszeit, als Moses mit den Schafen Jethros zu dem Berge Gottes (Horeb) kam. Dieser Berg wird „Berg Gottes“ genannt, weil Gott hier vielfach seine Herrlichkeit offenbarte. Nahe diesem Berge befindet sich ein fruchtbares Thal, in welchem Moses die herrlichste Weide für die Schafe fand. Hier in der stillen Einsamkeit, ferne von dem Treiben der Welt, war eine höchst passende Stätte zur Offenbarung Jehobahs. Der Engel des Herrn—der Engel des Bundes, der Sohn Gottes—erschien hier in einer feurigen Flamme aus dem Busch. Daß dies kein erschaffener Engel war, sehen wir aus Vers 4 und 6, wo er „Gott“ genannt wird. Die Offenbarung Gottes in einer feurigen Flamme stellt uns ihn dar als ein lichtbringendes, scheinendes Wesen, ein Wesen, welches mit seiner Gegenwart reinigend, erwärmend und verzehrend wirkt. Ob der Busch, worin die Offenbarung vor sich ging, ein Dornbusch war oder nicht, hat wenig Bedeutung. Der brennende Busch kann uns: 1. Die Kinder Israels in Egypten darstellen; sie befanden sich im Feuer der Trübsal, aber wurden dabei doch nicht verzehrt, denn der Herr war in ihrer Mitte. 2. Bildet dieses uns die Kirche Christi ab. Der Herr ist in ihrer Mitte; er erleuchtet, reinigt und belebt sie; er bringt sie sicher durch alle Verfolgungen und Trübsale. Mose betrachtete dieses Gesicht mit Bewunderung. Er nahte sich daher demselben; aber wahrscheinlich ohne an eine göttliche Offenbarung zu denken. Der Herr redet ihn daher Vers 4 an und hält ihn zurück. Der Sohn Gottes sprach weiter: „Tritt nicht herzu“ u. s. w. Hierdurch sollte eine heilige Ehrfurcht und Demuth bei Mose erweckt werden. Wollen wir mit Gott verkehren, so müssen wir demüthig, ehrerbietig und mit aufrichtig reinem Herzen zu ihm nahen. Das Schubauziehen hatte eine ähnliche Bedeutung, als wenn wir vor Jemand den Hut abziehen. Die Stätte, wo sich Gott offenbart, wird durch Gottes Gegenwart heilig und kein Unreiner sollte sich hinzu nahen. Siehe Ebr. 10, 19-22. Hierauf gibt sich Gott Mose zu erkennen. „Ich bin der Gott deines Vaters“ u. s. w. Hiermit will er sagen: Ich bin derselbe Gott, der Abraham, Isaak und Jakob gesegnet hat, der ihnen herrliche Verheißungen gegeben. Der Gott, der sein Volk nie verläßt, der seinen Bund treulich hält. Diese unerwartete Offenbarung des Namens Gottes, die Warnung vor dem Herznahen, und das Bewußtsein sich in der göttlichen Gegenwart zu befinden, erweckte im Gemüthe Moses eine Ehrfurcht und Scheu, welche sich in der Verbeckung seines Angesichts zeigten. Kein Wunder dieses; denn selbst die heil. Engel verdecken vor der Majestät und Glorie des Höchsten ihre Angesichter. Jes. 6, 2.

12. Er sprach: Ich will mit dir sein. Und das soll dir das Zeichen sein, daß Ich dich gesandt habe: Wenn du mein Volk aus Egypten geführet hast, werdest ihr Gott opfern auf diesem Berge.

13. Mose sprach zu Gott: Siehe, wenn ich zu den Kindern Israel komme, und spreche zu ihnen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt; und sie mir sagen werden: „Wie heißt dein Name?“ was soll ich ihnen sagen?

14. Gott sprach zu Mose: Ich werde sein, der Ich sein werde. Und sprach: Also sollst du zu den Kindern Israel sagen: Ich werde's sein, der hat mich zu euch gesandt.

II. Die Berufung Moses zum Führer Israels.—Vers 7-10. Mose hatte vielleicht schon fast geglaubt, der Herr hätte sein Volk vergessen; allein hier hören wir, daß Gott ein tiefes Interesse in dem Wohle Israels hatte. Warum Gott nicht schon eher zu ihrer Rettung kam, hatte seinen Grund wahrscheinlich auch darin, weil Israel noch nicht dazu bereit war. Aber jetzt, da ihr Geschrei zu ihm gedrungen, sei er hernieder gekommen, um sie zu erretten von der Egypter Hand, und ins gelobte Land, ins Land Canaan zu bringen. Dieses Land wird hier ein weites Land genannt im Vergleich mit dem Lande Gosen; es wird gut genannt, wegen der Fruchtbarkeit und des schönen Klimas; es wird genannt ein Land, darinnen Milch und Honig fließt, weil, wegen der fetten Weide, sich hier eine Menge Vieh und Bienen befanden. In diesem Lande wohnten die in Vers 8. genannten Völker. Zur Ausführung seines Planes aber wollte Gott Mose gebrauchen, er sollte dazu das Werkzeug sein in seiner Hand. „So gehe nun hin; ich will dich zu Pharao senden“ u. s. w., redete er ihn an. Auf ähnliche Weise spricht er zu allen seinen Knechten; wenn auch nicht hörbar, so doch empfindbar.

III. Moses Einwendungen gegen diesen Ruf.—Vers 11-14. Die erste Entschuldigung, welche er vorbrachte, war seine persönliche Untüchtigkeit zu diesem großen Werke. „Wer bin ich 80jähriger Hirte, daß ich soll 2 Millionen Menschen befreien aus der Hand des mächtigen Pharaos?“ Allein Gott entkräftet diese Entschuldigung, indem er spricht: „Ich will mit dir sein.“ Diese Verheißung mußte alle Schwierigkeiten auf der Seite Moses aus dem Wege räumen. Denn „ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Paulus sagt an einer andern Stelle: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht.“ Desheys letzte Worte waren: „Das Beste von allem ist, daß Gott mit uns ist.“ Wahrlich ein unumschließlicher Trost! Weiter gibt er ihm denn gleich die Zeichen seines Bestandes. Siehe Vers 12. Moses zweite Entschuldigung war, daß er den Namen Gottes nicht wisse. In diesem liegt ein tiefer Gedanke. Nach dem Namen einer Person wurde nemlich auch deren Charakter, Autorität und Macht beurtheilt. Moses will also sagen: Ich kenne dich nicht genug, daß ich den Kindern Israels befriedigende Auskunft geben könnte über ihre Fragen bezüglich deines Wesens. Gott aber hebt dem Mose auch diese Schwierigkeit, indem er ihm seinen Namen nennt. Er spricht: Also sollst du zu den Kindern Israel sagen: Ich werde sein, der Ich sein werde. Dieser Name kommt nach seinem Ursprung mit dem Namen Jehovah überein; nur bezeichnet er Gott mehr als einen Einigen, während Jehovah ihn mehr in seiner Dreieinigkeit darstellt. Er bedeutet, daß Gott, der Mose sandte, ewig sei im Wesen und in sich selbst bestehe, daß er treu und unveränderlich sei in seinen Verheißungen und allmächtig in deren Erfüllung. Als Vater hat sich uns Gott erst im Neuen Testament geoffenbart.

**Lehrgedanken.**—1. Gott hat merkwürdige Wege seine Knechte für ihren Lebensberuf vorzubereiten. 40 Jahre hatte Mose im Palast Pharaos zugebracht, dann suchte er vor der grausamen Rache Pharaos eine Zuflucht am Horeb. Während er hier in der Einsamkeit weilte, erschien ihm Gott, und sandte ihn wieder zurück, seine Brüder zu erlösen. Elias wurde ebenfalls in der Einsamkeit für seinen Lebensberuf vorbereitet. So Johannes der Täufer in der Wüste; Luther im Augustinerkloster. —2. Um die Offenbarungen Gottes zu empfangen, müssen wir 1. Von der Welt und der Sünde ausgehen (1. Joh. 2, 15; 2. Cor. 6, 17). —2. Müssen wir von unserer irdischen Weltweisheit ausgehen (1. Cor. 2, 14). —3. Der Glaube kann in dem brennenden Busch Christum erkennen. Der Busch stellt seine menschliche Natur dar und die Flamme seine göttliche. —4. Je geschickter ein Mann zu sein



pflegt zu einem Beruf, desto weniger achtet er sich selbst; keiner aber sollte aus Kleinmüthigkeit sich weigern dem Herrn zu folgen, sondern auf seine Hülfe trauen, sollte man gehorchen.

**Kleinkinderklasse.** — Man kann den Kindern 1. Die Geschichte Mose nach seiner Flucht erzählen, wie er nach Midian kam und auf welche Weise er mit Jethro bekannt wurde, wie er nachher in der Wüste die Offenbarung erhielt und den Ruf, Israel zu erlösen. — 2. Gebe er ihnen die Ursachen an, warum Mose so bevorzugt wurde. Er war nemlich ein frommer Mann, machte eine kluge Wahl, unterhielt sich viel im Gebete mit Gott, traute seinen Verheißungen zc. Vor allem Andern aber war es die Gnade Gottes, welche den Mose erwählte und tüchtig machte.

**Illustrationen.** — 1. Christus das Wort. — W. Greenfield wurde einmal von einem Ungläubigen gefragt: „Können sie mir die Ursache angeben, warum Christus das Wort genannt wird?“ Die Antwort war: „Wie die Worte das Mittel der gegenseitigen Unterhaltung sind, so ist Christus als das Wort der einzige Mittler zwischen Gott und uns; nur durch ihn können wir mit Gott verkehren.“ Aehnlich haben wir es auch aufzufassen, wenn Christus hier Engel des Herrn heißt. — 2. Beruf. — Wie der Vogel Strauß Flügel hat und doch nicht fliegt; so haben auch manche Personen eine Berufung, aber sie folgen derselben nicht; sie haben Worte, aber sie arbeiten nicht.

**Wandtafelserklärung.** — Gottes Plan reißt langsam zur Vollendung. Der kommende Retter wird nach dieser Lektion

berufen und auch zum Theil schon ausgerüstet. Was dabei besonders unsere Aufmerksamkeit erregt, ist der brennende Busch, den die Zeichnung in der Mitte vorstellen soll. „Ich bin mit dir,“ gibt Mose die nöthige Ermuthigung. „Siehe ich bin bei euch,“ gibt der Kirche, der Sonntagsschule, dem S. C. Arbeiter den rechten Hinterhalt. Der brennende Busch mag sowohl Israel, als die christliche Kirche darstellen. Jehovah ist darinnen. Wie nun der Herr für Mose einen Beruf und Arbeit hatte, so auch nicht minder für uns. Was ist unser Beruf? Unsere Arbeit?



## Moses und Aaron.

### 4. Lektion: 2. Mose 4, 27-31.; 5, 1-4. — Sonntag den 24. Juli 1881.

27. Und der Herr sprach zu Aaron: Gehe hin Mose entgegen, in die Wüste. Und er ging hin, und begegnete ihm am Berge Gottes, und küßte ihn.

28. Und Mose sagte Aaron alle Worte des Herrn, der ihn gesandt hatte, und alle Zeichen, die er ihm befohlen hatte.

29. Und sie gingen hin und versammelten alle Ältesten von den Kindern Israel.

30. Und Aaron redete alle Worte, die der Herr mit Mose geredet hatte, und that die Zeichen vor dem Volk.

31. Und das Volk glaubte. Und da sie hörten, daß der Herr die Kinder Israel heimgesucht und ihr Elend angesehen hätte; neigten sie sich, und beteten an.

**Haupttext:** Er sandte seinen Knecht Mose, Aaron, den er hatte erwählt. — Psalm 105, 26.

**Einleitung.** — Es war, wie die zuverlässigsten Schrifterklärer behaupten, im Herbst oder Winter 1492-1493 v. Chr., als Mose nach Egypten zog, Israel zu erlösen. Nach der Offenbarung auf Horeb kam er wieder nach seinem Schwiegervater in Midian und bereitete sich vor für diese Reise. Nach den besten Autoritäten regierte zu dieser Zeit Thothmes II. als Pharao auf dem ägyptischen Thron. Ohne Zweifel ahnte dieser stolze, ehrgeizige Fürst nichts davon, was sich in kurzem in seinem Reiche ereignen werde. Er hatte wohl schon von Mose und dessen wunderbaren Geschichte gehört; er hatte erfahren, daß derselbe zu seiner Zeit ein merkwürdiger Charakter war, einen großen Einfluß ausübte und von dem Könige verfolgt, geflohen sei. Aber daß dieser verjagte Israelit ihm jetzt so nahe sei, um durch Gottes Macht Israel aus Egypten zu führen, daran dachte er am allerwenigsten.

**Texterklärung.** — In dieser Lektion haben wir den Anfang zur Befreiung Israels. Wir betrachten in derselben I. Die Personen, welche sich Gott hierzu bediente. Vers 27, 28. Moses Charakter ist uns bekannt. Wir machen uns daher zuerst mit Aaron bekannt. Aaron, der Bruder Moses, war der älteste Sohn Amrams. (2. Mose 6, 20.) Mirjam, die Schwester, war älter; denn Aaron war bloß 3 Jahre älter als Mose, während dem sie schon alt genug war auf Mose acht zu geben, da er auf den Nil gelegt wurde, und schon einen Theil zu seiner Errettung beitrug. (2. Mose 2, 4-8.) Mit Aaron macht uns die hl. Schrift erst in dem Capitel unserer Lektion

Cap. 5. 1. Darnach gingen Mose und Aaron hinein, und sprachen zu Pharao: So sagt, der Herr, der Gott Israels: Laß mein Volk ziehen, daß mir's ein Fest halte in der Wüste.

2. Pharao antwortete: Wer ist der Herr, deß Stimme ich hören müsse, und Israel ziehen lassen? Ich weiß nichts von dem Herrn, will auch Israel nicht lassen ziehen.

3. Sie sprachen: Der Erbräuer Gott hat uns gerufen; so laß uns nun hingehen drei Tagereisen in die Wüste, und dem Herrn, unserm Gott, opfern, daß uns nicht widerfahre Pestilenz oder Schwerdt.

4. Da sprach der König in Egypten zu ihnen: Du, Mose und Aaron, warum wollet ihr das Volk von seiner Arbeit frei machen? Gehet hin an eure Dienste!

bekannt. Während der Verbannung Mose hatte er sich verheirathet und wurde der Vater von 4 Söhnen. Nach dem Wort des Herrn (2. Mose 4, 14. 15.) diente er als der Hefner Mose und handelte selten auf seine eigene Verantwortlichkeit; er nahm in der Befreiung und Führung Israels eine untergeordnete, aber wichtige Stellung ein. Er wurde als erster Hohepriester Israels erwählt, und aus seinen Nachkommen gingen alle Priester Israels hervor. Zu ihm geschah, wie er noch in Egypten lebte, und Mose schon auf der Reise war, das Wort des Herrn, daß er seinem Bruder entgegen gehen sollte. Vielleicht war es durch eine geheime, aber kräftige Bewegung seines Gemüths, oder auch durch einen Traum, oder Gesicht. Aaron folgte dem Ruf Gottes, ging hin in die Wüste und am Berge Gottes — Horeb oder Sinai — traf sich dieses Brüderpaar. Ohne Zweifel war es eine große Freude des Wiedersehens nach einer so langen 40jährigen Trennung. Diefelbe war denn auch die Ursache, daß sie sich küßten. Hiermit wurde eine herzliche brüderliche Liebe bezeugt und auch die Vereinigung zu diesem so wichtigen Werke, der Befreiung Israels. Mose machte nun den Aaron mit der ganzen Absicht Gottes bekannt. Er erzählte ihm, wie ihm der Herr erschienen, was er ihm gesagt und befohlen, wie er ihm Aaron beieordnet habe, und alle Zeichen, die er ihm vor Pharao und Israel zu thun befohlen hatte. Die Vereinigung dieser beiden Männer, zu dem großen Unternehmen, Israel aus Egypten zu führen, war also getroffen.



II. Ihre Unterredung mit den Ältesten Israels. — Vers 29-31. Gleich nach ihrem Zusammentreffen auf Horeb begaben sich nun Mose und Aaron zu den Kindern Israels, versammelten unter ihnen die Ältesten, weil dieselben gewöhnlich den größten Einfluß ausübten und die ersten Grenzstellen einnahmen zu der damaligen Zeit. Aaron legte ihnen dann die göttlichen Befehle und Verheißungen vor; und bezeugte auf Befehl Mose durch die Zeichen, welche 2. Mose 4, 2-9. beschrieben sind, ihre göttliche Sendung. Moses Furcht und Einreden wurden nun allhier gleich zu Schanden. Das Volk, welches er sich als unglaublich vorstellte, glaubte dem Wort des Herrn. Dies war es was auf Seiten Israels erforderlich war zu ihrer Befreiung. Der Herr konnte nichts thun, bis das Volk es erkannte, daß er für sie streite, sie beschütze und leite. Wäre doch auch ihr Glaube so fest geblieben! Sie neigten sich hierauf vor Gott, dankten ihm, daß er sie heimgeführt, und ihnen diese Männer zur Befreiung aus ihrem Elende gesandt habe. Merke: 1. Gott bringt uns stets Beweise genug, um unsern Glauben zu rechtfertigen. Moses war den Kindern Israels fremd geworden; aber Aaron war ihnen bekannt. Er hatte eine willkommene Botschaft — Befreiung, welche er mit der Kraft Gottes durch Wunder als Wahrheit bestätigte. Wenn nun die Botschaft des Evangeliums eine solche Kraft Gottes offenbart, daß es Sünder erweckt, bekehrt und zu neuen Menschen macht, die in Gerechtigkeit leben, so haben wir eben so viel Beweis für die Göttlichkeit dieser Botschaft, als die Kinder Israels hier hatten. 2. Das Hören geht dem Glauben voran. Gott sandte Aaron zum Reden, ehe er Glauben verlangte, daß die Zeit der Erlösung da sei. Gott sendet auch heute noch seine Prediger, damit die Leute glauben sollen. (Römer 10, 17-18.) 3. Israel bekannte hier ihren Glauben an diese Botschaft Gottes öffentlich. So müssen auch wir im Glauben Christum als unsern Heiland bekennen, um seine Gnade zu erlangen. 4. Durch den Glauben wird die Erlösung gewiß. Durch denselben sicherten sie sich die Israeliten; und so müssen auch wir. „Dir, geschehe, wie du geglaubt hast.“ Matth. 8, 13.

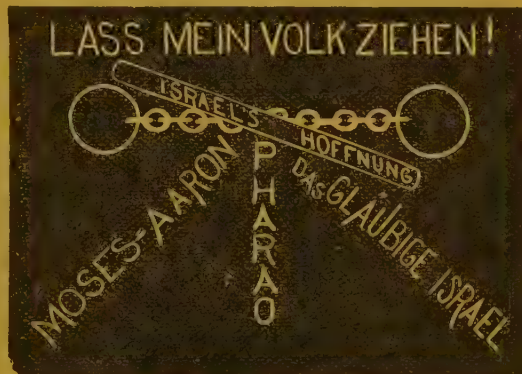
III. Ihre Unterredung mit Pharao. — Cap. 5, 1-4. Erst mußte Israel selbst reis für seine Befreiung. Und nun, da dieses der Fall war, gingen Mose und Aaron zu Pharao. Wahrscheinlich waren sie begleitet von mehreren der Ältesten Israels. Als Ort, wo Pharao regierte, nehmen wir am sichersten Tanis an — das Joan der Bibel. Ps. 78, 12, 43. Hier machten sie nun ihr Begehren kund. Sie kamen nicht zufällig, nicht als Bettler, sondern als Gesandte Gottes. So bewiesen sie sich denn auch Pharao gegenüber. Auf Befehl des Herrn verlangten sie, er solle Israel, das Volk Gottes, frei geben, dem Herrn ein Opfer zu bringen. Gott machte Pharao nicht gleich mit dem ganzen Vorhaben seines Willens bekannt. Hätte derselbe dem Wort des Herrn gehorcht, so würde er ihm mehr davon gesagt haben. Dieses Opfer sollten sie ihm bringen in der Wüste. Es forderte dies daher eine wirkliche Freilassung aus Egypten. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf dieser Befehl Gottes den Pharao. Er hatte sicher eine niedere Idee von dem Gott Israels. Und doch hatte derselbe Egyptenland so viel Gutes erwiesen. Er stellte sich in seinem Stolz gegen diesen Gott. Er fragte: „Wer ist der Herr, deß Stimme ich hören müße?“ u. s. w. — Ein wahres Bild der Feinde Gottes. Er war voller Unwissenheit, Selbstsucht und Widerspenstigkeit. Dieser Gott, wonach so Viele mit Pharao spottend fragen, ist: 1) Ihr Schöpfer, 2) ihr größter Wohltäter und ihr Erhalter, 3) ihr Erlöser, 4) ihr Regierer. Diesen Gott können wir erkennen: 1) In den Werken der Natur, 2) in den Fügungen der Vorsehung, 3) in den Empfindungen unsers Geistes, 4) in der Bibel. Mose und Aaron wiederholten nun mit verdoppelter Ernst ihre Anliegen. Sie wiesen darauf hin, daß Gott strafen könne und werde, wenn sie seinem Befehl nicht gehorchen würden. Aber der König

blieb taub gegen die Stimme Gottes; und anstatt Israel frei zu geben, vermehrte er ihre Arbeit.

**Lehrgedanken.** — 1. Gottes Arbeiter wirken unter der göttlichen Leitung und nach dessen weisen Einrichtung. Vers 27. — 2. Gottes Arbeiter wirken in Harmonie mit einander; sie sind frei von aller Selbstsucht, Eifersucht und allem Neid. Vers 27-29. — 3. Gottes Arbeiter treten nicht in ihrem eigenen Namen auf, sondern im Namen des Herrn. Vers 30. — 4. Gottes Arbeiter tragen in Wort und That das Siegel des Höchsten mit sich. Vers 30, 31. — 5. Gottes Arbeiter müssen auf Widerwartigkeiten gefaßt sein, dabei aber stets auf Gott vertrauen. Vers 2-4.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer erzähle den Kindern wie Gott so treu ist in seinen Verheißungen. Er hatte zu Mose gesagt, er wolle ihm Aaron als Gehülfen senden. Hier finden wir nun, daß Gott zu Aaron spricht, daß er Mose entgegen gehen soll. Weiter lege er ihnen ans Herz, daß sie, wie die Kinder Israels, die Botschaft der Erlösung im Glauben annehmen sollen. Wie nemlich Gott entsand Mose und Aaron zur Befreiung Israels aus der Knechtschaft Pharao sandte, so hat er auch Christum gesandt, um uns vom Satan und der Sünde zu befreien.

**Illustrationen.** — 1. Brüderschaft. Ein Hindu und ein Seeländer begegneten sich auf dem Verdeck eines Missionschiffes. Beide waren vom Heidenthum bekehrt und waren Brüder in Christo, konnten aber in ihrer Sprache einander nicht verstehen. Sie deuteten ein Jeder auf seine Bibel, schüttelten einander die Hände und blühten einander freundlich an, aber das war Alles. Zuletzt erwachte im Herzen des Hindus ein glücklicher Gedanke. Er rief mit plötzlichem Entzücken aus: „Hallelujah!“ Der Neuseeländer rief ebenso erfreut: „Amen!“ Beide hatten sich durch diese zwei Worte als Brüder in Christo erkannt. — 2. In Egypten wurden einst hunderttausend Mann beschäftigt, um für einen irdischen König eine Pyramide zu bauen. Wie viel mehr sollten wir denn nicht wie Mose und Aaron in der Befreiung der Menschen begriffen sein. Wir alle können Hand an legen, Sünder zu retten vom Verderben.



**Wandtafelklärung.** — Mose und Aaron schickten sich an, ihren hohen Auftrag zu vollführen. Sie richteten an Pharao des Herrn Wort: Laß mein Volk ziehen! Die „Kette“ sammt dem „Stab“ sollen Israels Lage vorstellen, jene die Knechtschaft, dieser die in Aussicht stehende Befreiung. Das erste Wunder, das Moses that, war das von sich Werfen des Stabes, der zur Schlange wurde — ein Hoffnungsstrahl für Israel. In der Befreiung hilft dann auf der einen Seite Moses und Aaron, auf der andern das gläubige Volk. Ohne diesen Glauben des Volkes konnte der Herr seinen Zweck nicht erreichen. O, für mehr Glauben!

## Moses und die Zauberer.

### 5. Lektion: 2. Mose 7, 8-17. — Sonntag den 31. Juli 1881.

8. Und der Herr sprach zu Mose und Aaron.

9. Wenn Pharao zu euch sagen wird: Beweiset eure Wunder; so sollst du zu Aaron sagen: Nimm deinen Stab und wirf ihn vor Pharao, daß er zur Schlange werde.

10. Da gingen Mose und Aaron hinein zu Pharao, und thaten, wie ihnen der Herr geboten hatte. Und Aaron warf seinen Stab vor Pharao, und vor seinen Knechten; und er ward zur Schlange.



11. Da forderte Pharao die Weisen und Zauberer. Und die ägyptischen Zauberer thaten auch also mit ihrem Beschwören.

12. Ein jeglicher warf seinen Stab von sich, da wurden Schlangen daraus; aber Aarons Stab verschlang ihre Stäbe.

13. Also ward das Herz Pharao's verstockt, und hörte sie nicht; wie denn der Herr geredet hatte.

14. Und der Herr sprach zu Mose: Das Herz Pharao's ist hart, er weigert sich, das Volk zu lassen.

15. Gehe hin zu Pharao morgen. Siehe, er wird ans Wasser

**Haupttext:** Dieselben thaten seine Zeichen unter ihnen, und seine Wunder im Lande Sams.—Ps. 105, 27.

**Uebersichtliches.** — Die Zeit unserer Lektion fällt aller Wahrscheinlichkeit nach ins Jahr 1492 v. Chr. Die erste Plage ereignete sich, wie Viele annehmen, in der Mitte Juni, wo der Nil bereits aus seinen Ufern getreten war. Die zweite, die Frösche, im September. Die siebente Plage, der Hagel, kam, da die Gerste in den Aeckern stand, ehe der Weizen groß war, somit im Februar 1491. Die letzte, die Tödtung der Erstgeburt, kam im März oder April. Der Ort in der Lektion war Joan, die Residenzstadt Egyptens. Nachdem Mose und Aaron zum ersten Mal von Pharao abgewiesen wurden, warteten sie eine Zeit lang, redeten mit Gott, welcher ihnen dann gebot aufs neue die Befreiung Israels zu verlangen, und mit den Wundern ihre göttliche Sendung zu bestätigen.

**Texterklärung.** — I. Die Zeugnisse der göttlichen Sendung. — Vers 8-12. Wenn der Gesandte eines Königs mit einer Botschaft zu einem andern König kommt, so kann man mit Recht erwarten, daß er das Siegel oder Zeugnis dieses Königs bei sich trägt, wobei man weiß, daß er wirklich die Wahrheit redet. Es konnte somit auch nicht anders erwartet werden, als daß Pharao Beweise für ihre göttliche Sendung verlangen werde. Solche Siegel fehlen denn auch den wahren Gesandten Jehovahs nicht. Gott der Herr hatte seine beiden Knechte in der Lektion mit Kraft ausgerüstet, übernatürliche Dinge zu verrichten. Als Pharao nach diesen Zeugnissen fragte, warf Aaron seinen Stab vor Pharao, und es ward eine Schlange daraus. Hier haben wir nun ein wahres Wunder. Unter Wunder versteht man, eine That, welche nicht aus den bekannten Gesetzen der Natur abgeleitet werden kann, sondern durch die übernatürliche Kraft Gottes bewirkt wird, und zwar zur Ausführung seines Heilsplanes. Wie Pharao dieses sieht, ruft er seine Weisen und Zauberer, Männer, die in der ägyptischen Kunst und Wissenschaft, in allen Künsten und Schlichen gut unterrichtet waren. Nach der Meinung Pharao's waren Moses und Aaron bloße Zauberer, und daher wollte er sehen, ob nicht die ägyptischen Zauberer dasselbe thun könnten. Diese thaten denn auch wie Aaron gethan, — daß sie aber dasselbe thaten, wird jedoch nicht gesagt. Da dies eine vielfach kritisirte Stelle ist, wollen wir die Wunder hier ein wenig näher untersuchen. Was im christlichen Sinn ein Wunder meint, habe ich schon gesagt. Daß Gott diese übernatürlichen Dinge verrichten kann und auch oft gethan hat und noch thut, lehrt uns seine Allmacht, die Bibel und Geschichte klar und deutlich. Es fragt sich somit ob Moses Thaten hier wirkliche Wunder waren, und in wiefern die Werke der Zauberer mit denselben übereinstimmen. Diese Thaten Moses waren göttliche Wunder: 1. Weil sie über alle Kräfte der Natur hinausgingen. Noch nie ist aus einem Stabe eine Schlange geworden. 2. Verrichtete er dieselben zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschheit. 3. Dieselben geschahen frei, offenbar vor den Augen vieler Menschen. 4. Sie waren keiner geoffenbarten Wahrheit entgegen, sondern bestätigten dieselbe nur. Ganz anders verhielt es sich jedoch mit den Wundern der Zauberer. 1) Müßen wir zwar sagen, daß sie auch ihre Stäbe anscheinend zu Schlangen machten. Viele Bibelausleger nehmen jedoch an, daß diese Zauberer wirkliche Schlangen als Stäbe bei sich führten, und es ist sicher, daß sie in der Kunst, mit den Schlangen Teufelskünste zu treiben gut unterrichtet waren. Sodann finden wir, daß Aarons Stab, der zur Schlange geworden war, ihre Stäbe verschlang. Weiter finden wir, daß sie versuchten wie Mose, Läuse hervorzubringen, und es nicht vermochten. 2) Verrichteten die Zauberer dieses, der Wahrheit zu widerstehen. (2. Timoth. 3, 8.) Es konnten daher keine göttliche Wunder sein. 3) Finden wir auch, daß sie nur Plagen über Egypten bringen konnten, oder dieselben vermehren; aber dieselben doch nicht wegzunehmen vermochten. Wenn ein Mann an einer Krankheit leidet, und der Arzt kann nur die

gehen; so tritt gegen ihn an das Ufer des Wassers, und nimm den Stab in deine Hand, der zur Schlange ward,

16. Und sprich zu ihm: Der Herr, der Erbräer Gott, hat mich zu dir gesandt, und lassen sagen: Laß mein Volk, daß mir's diene in der Wüste. Aber du hast bisher nicht wollen hören.

17. Darum spricht der Herr also: Daran sollst du erfahren, daß Ich der Herr bin. Siehe, ich will mit dem Stabe, den ich in meiner Hand habe, das Wasser schlagen, das in dem Strom ist, und es soll in Blut verwandelt werden;

Krankheit vermehren, so ist er kein wahrer Arzt; ebenso wenig waren daher diese Thaten der Zauberer wahre Wunder. Denn sie richteten nur Schaden an, und konnten nichts wieder gut machen. Sie führten Pharao's und Egyptens Ruin herbei. In Beziehung auf dieses lies 2. Thess. das 2. Cap.

II. Pharao's Verstockung und deren Folgen. — Wie die Sonne das Wachs zerhmilt und den Lehm hart macht, so werden auch die Herzen der Menschen durch die Güte und Offenbarung Gottes entweder erweicht, bußfertig gemacht und erneuert, oder sie werden immer härter. Das letzte war nun bei Pharao der Fall. Die Ursachen hievon haben wir nicht bei Gott zu suchen, sondern bei Pharao selbst. Sie waren diese: 1. Die Botschaft Gottes an ihn enthielt ein Gebot, dem er sich widersetzte. Es lag nicht in der Botschaft, daß sein Herz verhärtet wurde, sondern in der Art und Weise, wie er diese Botschaft wirken ließ an seinem Herzen. Er schloß seine Augen vor diesem göttlichen Lichte und wurde endlich ganz blind. 2. Gab er sich dem Teufel und dessen Anhang in die Arme. Der gute und der böse Geist wirken beide am Herzen des Menschen. Welchem der Mensch sein Herz öffnet, der zieht ein, und darnach wird auch die Wirkung sein. Jeder neue Willensakt, wodurch wir uns für das Böse entscheiden, bringt uns immer weiter von Gott und macht die Umkehr schwerer. So ging es bei Pharao; so geht es noch bei vielen Tausenden. Wie dieses bei Pharao seine Wirkung zum Guten hervorbrachte, so läßt nun Gott seine Macht den Pharao fühlen und führt mit einem mächtigen Arm Israel aus Egypten. Mose und Aaron erhalten Befehl als Wasser in Egyptenland, das fast gänzlich aus dem Nil kam, und so gutes Wasser war, in Blut zu verwandeln. Auf diese Weise kamen 10 verschiedene Plagen über Egypten bis Israel auszog.



**Wandtafelserklärung.** In allem seinem Thun ist Gott im Ernst. So auch mit der Aufforderung an Pharao: Laß mein Volk ziehen! Nun zeigt uns aber diese Lektion, nicht bloß, was der Herr vermag, sondern wie weit ein Mensch in seiner Blindheit und Verstocktheit abirren kann. Wir weisen auf der Tafel auf letzteren Umstand hin, durch ein mit einem Stein angefülltes Herz. Stein ist hart, so war Pharao's Herz. Das Uebrige in der Zeichnung bedarf keine Erklärung. Die Lektion gibt charmante Gelegenheit an die Hand, praktische Anwendungen aufs Leben und das menschliche Herz überhaupt zu machen.

**Lehre.** — 1. Obgleich Gott es weiß, daß an manchen Gottlosen alles Preibigen verloren ist, so läßt er sie doch warnen, damit sie keine Entschuldigung haben. — 2. Gott läßt den Geist der Lüge oft merkwürdige Dinge verrichten, auf daß unser Glaube geprüft werde. 5. Mose 13, 3. — 3. Es gibt gewisse



Kräfte, wodurch Menschen im Irrthum gehalten werden. Unter diesen sind: (1) Die Natur mit ihren Geheimnissen und ihrer Kraft; (2) menschliche Herrschaft mit ihrer Autorität, ihrer Macht, ihre Heere und Gefängnisse; (3) menschliche Weisheit mit ihrem Betrug und wunderbaren Erzeugnissen; (4) menschliche Religion mit ihrem Aberglauben, ihrer Priesterschaft und Schrecknisse; (5) menschlicher magnetischer Einfluß mit seiner Zauberkräft. 4. Die Sache unseres Gottes trägt endlich den Sieg davon. Daniel 2, 44.

**Kleinkinderklasse.** — In dieser Section kann man den Kleinen so recht das böse Herz des Menschen darstellen und wie Gott an demselben arbeitet. Pharao hatte ein solches Herz. Es war voller Stolz, Ehrfurcht, Geiz, Unglauben und Aberglauben; es war hart wie ein Stein, daß es nicht einmal diesen Wundern glauben wollte. Hierauf schildere man ihnen,

wie das Herz des Menschen sehr böse wird; wenn man Gottes Geist widerstrebt und Christum nicht darin einkehren läßt u. s. w.

**Illustrationen.** — Verhärtung des Herzens. — 1. An den Winterabenden haben wir eine doppelte Ursache, warum der Boden von einem Moment zum andern härter wird. Auf der einen Seite ist der Frost die Ursache, auf der andern Seite aber ist das die Ursache, weil die warme Sonne, welche allein den Frost zurückhält, sich entzieht. Unsere Herzen werden hart, wenn wir sie vor den erwärmenden Strahlen der Gnaden Sonne verschließen. — 2. Eine andere Illustration gibt uns hier das Beispiel des Judas Ischarioth. Er war unter dem Einfluß des sanftmüthigen, liebevollen und reinen Erlösers; aber indem er sich gegen dessen Einfluß verschloß, wurde sein Herz so hart, daß er seinen Meister verrieth.

## Winterstübchen.

**Der Unterschied.** — Wir haben von einem Drucker gehört, der jedes Mal, wenn seine Mitarbeiter ausgingen zum Bier, die Summe, welche sie vorausgaben, auf die Bank trug. Nach fünf Jahren hatte er auf diese Weise fünfhundert ein und zwanzig Dollars und sechs und achtzig Cents erspart. In diesen fünf Jahren hatte er nicht einen Tag durch Krankheit verloren. Dagegen waren drei seiner Mitarbeiter zu Trunksolden geworden. Bald erwarb der „Kaltwassermann“ die Druckerei für sich und wurde ein reicher Mann.

Wie viele Bierpennige könnten für Gottes Reich erspart und gegeben und wie manche Druckerei für Jesus gekauft, wie mancher spärlich besoldete Knecht des Herrn besser versorgt und wie mancher, der müßig am Markte steht, in den Weinberg gesandt werden! Alles das und noch viel mehr für ersparte Bierpennige, oder auch Schnapps- und Weingroschen!

**Mahlzeiten in früherer Zeit.** — Zur Zeit Franz I., Königs von Frankreich, um das Jahr 1515 hieß es sprichwörtlich: „Steh' auf um fünf und is' Mittag um neun, besp're um fünf und geh' zu Bett um neun, so taunst du's bringen zu neunzig und neun.“ Die Sitte, um neun Uhr des Morgens Mittag zu machen, verlor sich aber bald. Nur die Vornehmen dinirten noch lange nachher spätestens um zehn Uhr und soupirten um fünf oder sechs Uhr des Abends. Karl V. pflegte um zehn Uhr zu Mittag und um sieben Uhr zu Abend zu speisen, und um neun Uhr war der ganze Hof zu Bette. Um sechs Uhr im Winter und zwischen acht und neun Uhr im Sommer wurden überall die Glocken geläutet, um die Leute zu mahnen, daß es Zeit sei, das Feuer auszulöschen.

**Gehören Sie zu den Frommen?** — So redete ein Herr in einem Speisehaue seinen Tischnachbar an, welcher soeben ein stilles Tischgebet für sich gesprochen hatte. Der wurde aber nicht verlegen, sondern erwiderte sofort: „Gehören Sie zu den Gottlosen?“ Darauf konnte, oder wollte jener freilich nicht antworten, aber der tiefe heilsame Ernst, welcher die ganze Tischgesellschaft, die vorher gelächelt hatte, überkam, war auch eine Antwort.

**Demuth.** — Eine einfache Frau aus der Gemeinde des sel. Woltersdorf, die mit der Titulatur nicht auf ganz gutem Fuße stand, begann ihre Privatbeichte jedes Mal mit den Worten: „Unwürdiger Herr!“ (statt „Hochwürdiger Herr!“) Jahr für Jahr ließ der Pfarrer sie genähren, ohne sie je zu corrigiren, und als sie endlich starb, sagte er mit aufrichtigem Bedauern: „Ach! jetzt ist die Frau gestorben, welche mir alle Vierteljahre die Wahrheit gesagt hat!“

**„Ach wenn es doch alle Tage Sonntag wäre!“** — So heißt es in einem Liede. Es ist aber auch in Wirklichkeit alle Tage der Woche Sonntag. Sonntags bei uns Christen, Montags bei den Griechen, Dienstags bei den Persern, Mittwochs bei den Ägyptern, Donnerstags bei den Ägyptern, Freitags bei den Türken und Sonnabends bei den Juden.

**Abgetrumpft.** — Der Magistrat einer preussischen Stadt schrieb an einen Bürger „Herrn Tischlermeister N.“ Dieses „Herrn“ war auf dem Couvert ausgefrichen und darüber geschrieben „Dem.“ Der Tischlermeister fand das mit Recht beleidigend und beschwerte sich bei dem Magistrat.

„Ach was!“ antwortete der Herr Bürgermeister, „was ausgefrichen ist, das ist so gut als ob es nicht da steht. Es heißt einfach: Dem Tischlermeister N.“ und damit beruhigen Sie sich.“ „Gut,“ sagte der Tischlermeister und ging. Am andern Tage richtete er an den Magistrat ein Schreiben mit der Aufschrift: „An den nasenweißen Magistrat zu X.“ Dieses „nasen“ hatte er ausgefrichen und darüber ganz klein „hoch“ geschrieben. Der Bürgermeister ließ ihn vor sich kommen und fuhr ihn mit barocken Worten an, wie er sich eine solche Frechheit herausnehmen könne. „Was wollen Sie denn?“ antwortete gelassen der Bürger. „Sie haben mir ja gestern gesagt, was ausgefrichen ist, ist so gut als ob es nicht da steht. Ich habe „nasen“ ausgefrichen; es heißt also einfach „An den hochweisen Magistrat zu X.““

**Zerstreutheit.** — Ein berühmter Arzt in Wien, der nebst dem, daß er sehr geschickt war, auch eben so zerstreut sich zeigte, hatte eines Tages eine Audienz bei seiner Majestät dem Kaiser erhalten, um sich für eine empfangene Auszeichnung zu bedanken. Er mußte mit noch einigen zur Audienz Befohlenen warten, bis ihn die Reihe zum Eintreten traf, und bat nun die Anwesenden um Erlaubniß, seinen Hut aufbehalten zu dürfen, da er an Schnupfen leide. Plötzlich ruft der dienstthuende Kammerherr den Doctor zum Eintreten auf. Dieser eilte, dem Rufe zu folgen, und da er vergessen, daß er seinen Hut auf dem Kopfe hatte, nahm er einen am Fenster stehenden Hut in die Hand und eilte in den Audienzsaal. Beim Eintreten lagte ihm der Kaiser ins Gesicht. Der Doctor blieb verblüfft stehen. Da fragte ihn der Kaiser: „Lieber Doctor, welcher von den beiden Hüten gehört eigentlich Ihnen, der den Sie aufhaben, oder der, den Sie in der Hand halten?“ „Ach, Majestät,“ erwiderte schlagfertig der Doctor, „zwei Hüte sind wirklich zu viel für einen Mann, der seinen Kopf hat.“

**Zu viel gesagt.** — Die Bau-Committee einer neulich in New Jersey vollendeten Kirche wollte eine Steinplatte, den Namen derselben nebst einen Bibelvers, als Motto, enthaltend, über der Thüre anbringen lassen. Der Bibelvers: „Mein Haus soll ein Bethaus heißen,“ wurde als passend befunden, worauf einer der Committeemänner, der sehr eilte, den Steinhauer beauftragte, den 13. Vers des 21. Capitels Matthäi in die Platte einzumetzeln. Der Committeemann war nemlich der Meinung, der Vers beschließe mit den Worten, die er gebrauchen wolle. Natürlich folgte der Steinhauer den Anweisungen, begann wie oben angegeben und arbeitete getrost fort, bis der Vers vollständig ausgehöhlet war.

Man denke sich aber nun den Schreck und das Entsetzen des sieben Committeemannes, da der Stein geliefert wurde! Da stand ganz deutlich: „Mein Haus soll ein Bethaus heißen; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“ Der Steinarbeiter behauptete aufs Entschiedenste, er habe der Ordre Folge geleistet. Ingegnen bestand unser verblüffter Committeemann darauf, das Motto sei nicht dasjenige, welches man gewünscht habe, und vom Stein könne man nun keinen besonderen Gebrauch machen. Derselbe befindet sich jetzt in des Steinhauers Hof, und man könnte ihn ohne Zweifel zu einem billigen Preis kaufen. T. C. M.

**So Gott will.** — Ein Leinweber war ein Bruder Lustig und schaute dabei, wenn er seine Sprünge durchs Leben machte, weder nach oben noch nach unten. Der Mann hatte seit etlichen Wochen ziemlich fleißig an einem Stück Leinwand gearbeitet und hatte nur noch wenige Schüffe mit seinem Weber-schifflein zu thun, dann war er fertig. Es war Sonnabend Nachmittag, er konnte heute noch abschneiden, seine Löhnung holen und dann morgen sich einen lustigen Sonntagnachmittag machen. „Frau,“ — so rief er — „heut werde ich gleich fertig!“ — „So Gott will!“ sprach die Frau, welche ein frommes Weib war. „Ei,“ so sprach der Weber, „wenn er auch nicht will, so werde ich doch fertig.“ Er schoß das Schifflein gar eifrig durch die Fäden, aber der Wurf war zu kräftig; es fiel hinab unter den Webstuhl. Der Mann, im Zorn über sein Unglück, sprang vom Sitz herunter, gerieth aber dabei zwischen die Fußkanten und brach ein Bein. Es dauerte jetzt sechs Wochen, bis er sein Stück Leinwand fertig kriegte.

**Treffende Antwort.** — Als ein wegen seines Witzes bekannter Herr eines Tages in eine Gesellschaft aufgeblasener Leute kam, beführten ihn diese: „Ah! Sie machen so ausgezeichnete Witze, geben Sie uns gleich einige Ihrer besten Funken!“

„Sie wissen doch, meine Herren,“ entgegnete der Angefrochene, „daß es polizeilich verboten ist, da Funken zu schlagen, wo Stroh lagert.“

**Tüchtig ausgeheilt.** — Ein Herr Hauberle, der 51 Jahre 7 Monate Schulmeister in einem schwäbischen Städtchen war, hat während dieser Zeit ausgeheilt: 911,527 Stochschläge, 124,000 Rutenhiebe, 20,989 Pfötschen und Klaps mit dem Lineal, 136,715 Handchünisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüsse und 22,763 Notabenas mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik. 777 Mal hat er Knaben auf Erbsen knien lassen und 613 auf ein dreieckig Solz; 5001 mußten Viel tragen, 1707 die Ruthe hoch halten, einiger nicht so gewöhnlicher Strafen, die er im Falle der Noth aus dem Stegreif erfand, zu geschweigen. Unter den Stochschlägen find ungefähr 800,000 für lateinische Vocabeln, und unter den Rutenhieben 73,000 für biblische Sprüche und für Verse aus dem Gesangbuch. Schimpfwörter hatte er etwas über 3000, davon ihm sein Vaterland ungefähr  $\frac{2}{3}$  geliefert hatte,  $\frac{1}{3}$  aber von eigener Erfindung war.

**Aus der Gerichtsstube.** — Ein Richter fragte einen vor ihm stehenden Mann: „Habt Ihr gegen den einen oder andern der Zeugen etwas einzubeden?“

Angelagter: „Ja, gegen den Schröder; dem hab' ich vor zwei Jahren zu seiner Frau verholfen, und das trägt er mir heute noch nach.“

In einem andern Falle sagte der Präsident eines Berliner Gerichtshofes zu einem Eckensteher: „Angelagter, Sie sind überführt — fünf Zeugen sagen aus — Sie gesehen zu haben, wie Sie dem Kaufmann Schwindelmeyer eine goldene Uhr aus der Tasche gestohlen haben.“

Angelagter: „Und ich kann wenigstens zwanzig ufbringen, die et nich gesehen haben.“

**Mark Twain über die deutsche Sprache.** — Bekanntlich bilden die langen Worte unserer Sprache den Schrecken der Ausländer. Der oben genannte geniale amerikanische Humorist schreibt: „Einige deutsche Worte sind so lang, daß sie eine Perspektive haben: Freundschaftsbeziehungen, Forstwirtschaftsverwaltungsverordnungen, Stadtverordnetenversammlungen, Dilettantenaufdringlichkeiten. Das sind keine Worte mehr, es sind alphabetische Prozeffionen. Und sie sind nicht selten; der Leser kann eine beliebige deutsche Zeitung zur Hand nehmen, um sie majestätisch über die Seite marschiren zu sehen — und wenn er etwas Phantasie hat, kann er sogar die Banner wehen sehen und Musik dazu hören. Sie verleihen dem trivialsten Gegenstande einen magischen Zauber. Ich interessire mich sehr für diese Merkwürdigkeiten. Wenn immer ich einer guten begegne, stoppe ich sie aus und stelle sie in mein Museum. Auf diese Weise habe ich eine werthvolle Sammlung angelegt. Bekomme ich Duplikate, tausche ich sie mit andern Sammlern aus und vermehre so die Mannigfaltigkeit meiner Kollektion. Hier einige Exemplare, die ich kürzlich auf der Auktion eines alten Sammlers erwarb: Alterthumswissenschaften, Kleinkinderbewahranstalten, Wiederherstellungsbestrebungen, Waffenstillstandsverhandlungen, Unabhängigkeits-

erklärungen. — Natürlich, wenn eine dieser grandiosen Gebirgsketten sich über die gedruckte Seite erstreckt, schmückt und veredelt sie die literarische Landschaft, aber zugleich bildet sie eine große Verlegenheit für den Anfänger, denn sie verbarrikadirt seinen Weg; er kann nicht darunter durchbrechen, oder hinüberklettern, oder hindurchkriechen. — Er ruft das Wörterbuch zu Hülfe; doch, laßt alle Hoffnung fahren. Das Wörterbuch muß irgendwo eine Grenze haben — und läßt diese Art Worte aus.“

**Starke Ahnung.** — Ein Schüler, im Hause eines hungrigen Unverwandten untergebracht, schrieb bald an seinen Vater: „Lieber, guter Vater! Wenn ich noch einen Monat in diesem Hause leben muß, so ich Ihnen zusichere, daß ich in vierzehn Tagen vor Hunger gestorben sein werde.“

### Sinnspruch.

Alle Schlösser, alle Schließen  
An der Menschen Hand' und Füßen  
Können herzlich mich verbrießen.  
Ein Schloß nur aus Herzensgrund  
Lob ich' — das a m M e n s c h e n u n d.

**Ein Bäcker, der neben dem Ochsenwirth wohnte und darum „Ochsenbäcker“ hieß,** wurde eines Tages vor Gericht gerufen, wo ihn der Amtsrichter barisch fragte: „Sind Sie der Ochsenbäcker?“ Der Bäcker stellte sich, als ob er nicht höre, und der Amtsrichter wiederholte die Frage mit verstärkter Stimme. „Verzeihen Sie, Herr Amtsrichter, ich höre etwas schwer,“ bemerkte der Bäcker und stellte sich dicht neben den Amtsrichter, der ihm nun in die Ohren schrie: „Ich frage, ob Sie der Ochsenbäcker sind?“ Der Bäcker antwortete ganz gelassen: „Nein, Herr Amtsrichter — ich bin nur der Bäcker neben dem Ochsen.“

**Ein wahrer Märtyrer aus der Pflanzenwelt.** — Der Flachs wird, ehe ihn die Hausfrau verwendet: erkrankt, hierauf geböhrt, gebroschen und erschlagen, zerbrochen, geschwungen, mit Heceln zerkratzt und gebunden; ferner gegangen, zerzaust, geküßt, geleckt, durch die Finger gezogen und gehäspelt; dann wird er gejotten, gebrüht, aus dem heißen in das kalte Bad gebracht und mit Kolben gebläut, über den Stock gelegt, auf Kugeln gewunden, aufgespult und ausgedreht; nachher durch die engen Strahlen eines Webstuhles getrieben, zerschnitten, verarbeitet, gebraucht und endlich — dem Lumpensammler übergeben.

**„Wo steht Lessing?“** — fragte ein zur jüngst stattgehabten Lessing-Feier in Braunschweig eingetroffener Fremder ein Paar Husaren des dortigen Regiments, dessen Kaserne ganz in der Nähe des Lessingplatzes, auf welchem das Denkmal steht, gelegen ist. Nach längerem Besinnen, wobei sich die Beiden vom Lande begünstigten, eben ausgerichteten Vaterlandsvertheidiger unverwandt anstahen, meinten sie: „Dat könne wie nich leggen, die unse Schwadron steht he nich.“

### Rebus.



### Palindrom.

Mit düstern Schleiren umhüll' ich  
Die heitere, sonnige Flur;  
Ließt du mich rückwärts, so bin ich  
Eine treibende Kraft der Natur.

### Letternräthsel.

Mit an willst du um etwas bitten,  
Wie mit der Vorsilb' er;  
Mit **be** geh' in Palast und Gütten,  
Begrüße Knecht und Herr(n);  
Mit **der** wirßt du geprüfet sehr;  
Zu rathen ist es gar nicht schwer.

### Auflösung der Räthsel im Maiheft.

Charade. — Beispiel. — D. D. Schweizer.  
Logograph. — Blende, Lenze, Ende. —  
Letternräthsel. — Baiken, Balkan. —







In den Adirondack Gebirgen.





## Am Hudson.

Von C. G.

### I.

**E**s ist einmal Mode geworden im Hochsommer der Gluth-  
 hitze der vier Mauern zu entfliehen, um die Gebirgs-  
 und Waldbesluft aus erster Quelle zu schöpfen und sich  
 neue Kräfte für die schweren Aufgaben des Lebens zu sam-  
 meln. Freilich treibt auch die Langelweile manche Schaufel-  
 stuhlbesitzerin und manchen Modehelden hinaus in die freie  
 Natur, das braucht indessen einem Erholungsbedürftigen seine  
 Landluft nicht zu verkümmern. Sonderbar ist es, daß in un-  
 serer Zeit viele Amerikaner Europa bereisen, ehe sie die Natur-  
 schönheiten unseres wunderbaren Amerikas auch nur annä-  
 hernd kennen gelernt haben. Es ist wohl wahr, es hat einen  
 sonderbaren Reiz in dem sagenhaften, historischen Europa zu  
 reisen, wo man auf Schritt und Tritt den grauen Denkmälern  
 einer reichen Vergangenheit begegnet, wo jedes Fleckchen Erde  
 alte Historien erzählt, und wo der forschende Geist unablässig  
 in die Vergangenheit versetzt wird und in der Gegenwart  
 kaum zu sich selber kommen kann. Man vergißt aber zu  
 leicht, was Göthe einmal so schön sagte:

„Amerika, du hast es besser  
 Als unser Continent, das alte;

Hast keine verfallene Schlösser  
 Und keine Basalte.  
 Dich stört nicht im Innern  
 Zu lebendiger Zeit  
 Unnützes Erinnern  
 Und vergeblicher Streit.“

Europas Vergangenheit weckt bei jedem neuen Schritt elegi-  
 sche Gefühle; Amerikas reiche Zukunft, stimmt stets zu freudi-  
 ger Hoffnung. Ist der Boden auch weniger geschichtlich und  
 von keinem geheimnißvollen Legendenschimmer umwoben, so  
 stört uns auch nicht „unnützes Erinnern und vergeblicher  
 Streit.“

Schweizeralpen hat Amerika freilich nicht, auch keine sächsi-  
 sche Schweiz, aber ein Felsengebirge, ein Yellowstonehal und  
 unergleichliche californische Naturwunder. Einen Neckar mit  
 seinen Rebhügeln und einen Rhein mit seinen Burgen und Rui-  
 nen haben wir auch nicht, aber einen Hudson mit reizenden  
 Ufern und einen Niagara anstatt eines Rheinfalles. Dazu ist  
 Amerika reich an großen und kleinen Seen und herrlichen Ge-  
 birgslandschaften; an merkwürdigen Höhlen, an unermeßli-  
 chen Wäldern und wildromantischen Naturparks, die durch  
 Eisenbahnen oder Dampfschiffe leicht erreichbar sind und den  
 müden Städtlern unzählige, von der modernen Kultur unbe-  
 lecte, Sommerastorte darbieten. Und welche Erquickung ist



es, durch die luftigen Wälder zu streifen, schroffe, steile Bergeshöhen zu erklimmen, am Ufer des Sees sich zu tummeln, auf leichten Rähnen zu fahren und in den klaren Fluthen sich zu baden. Solche Erquickung darf sich der Mensch nicht nur gönnen, nein, es kann unter Umständen auch ein Gottesdienst daraus werden. Der Mensch ist ja kein Lastthier, das feu-

Wunderbaren Reiz bieten im Sommer die romantischen Ufer des Hudson, den man nicht mit Unrecht zuweilen den „amerikanischen Rhein“ genannt hat. Von den wilden Höhen des Adirondack-Gebirges im Norden des Staates N. Y. windet er sich zwischen bewaldeten Höhen dem atlantischen Ocean zu. Im Jahre 1609 von Henry Hudson, einem berühmten



Die Palisaden.

chend unter seiner Bürde an der Herrlichkeit seines Gottes, die sich in der Natur offenbart, vorübergehen müßte. Der 104. Psalm steht nicht umsonst in der Bibel. (Man wolle ihn daher gefälligst nachschlagen und lesen. Ebr.) Selbst ein dem Menschen angeborenes Verlangen zieht ihn zuweisen mit un- widerstehlicher Gewalt hinaus in Gottes freie Schöpfung. Der Mensch ist nicht blos ein Stück Natur, so zu sagen—er ist das Centrum, das Haupt der irdischen Schöpfung. Mit tausend Fäden ist er an sie geknüpft und sie an ihn; ein fortwährender, geheimnißvoller und elektrischer Strom von allen möglichen Seiten spielt zwischen uns und der uns umgebenden Welt und so kann es ja nicht anders sein, als daß ihre Lebensregungen in unserer Brust verwandte Saiten erklingen und bald höher, bald tiefer tönen lassen. Sich in der Natur zu erfreuen, ist nicht nur wahrhaft menschlich, sondern auch echt christlich. Selbstverständlich bekommt die Natur eine höhere Weihe, wenn man in derselben überall das Wesen Gottes vernimmt, ich meine, wenn man in der Schöpfung den Schöpfer sieht, Den, „durch den Alles gemacht ist, und ohne welchen nichts gemacht ist, das gemacht ist.“ Ohne Jesum lachte die Schöpfung Gottes nicht so traulich und festlich in uns hinein. Seine Liebe überströmt die Höhen und Thäler mit dem Freudenglanz der Unsterblichkeit. Ohne ihn kann uns die Natur mit ihren herrlichen Scenerien wohl zur Bewunderung, zur Sehnsucht nach dem Unendlichen begeistern, aber es bleibt doch eine Trauer, ein wehmüthig bitteres Gefühl im Herzen zurück. Nur mit dem Heiland allein ist die Erde und der Himmel schön. Die herrlichen Naturbilder sind Wegweiser, die uns mit Andacht füllend den Weg nach Oben weisen sollen. So besingt z. B. Rückert die Waldandacht in dem Verslein:

„Orgeltöne brausen durch der Tannen Haar,  
Und mit stillem Grausen kniee ich am Altar,  
Den in Waldeshallen mir der Frühling baut,  
Und des Herzens Wallen wird im Liede laut.“

britischen Seefahrer entdeckt, hat man ihn nach dessen Namen benannt. Von rechts und links stürzen größere und kleinere Bäche von den Bergen herab in den Fluß. Die bedeutendsten sind: Hoosic, Mohawk, Sacandoga und Balthill. Von seiner Mündung aufwärts bis Troy, eine Strecke von 150 Meilen, ist der Hudson schiffbar; und eine Fahrt auf einem der schwimmenden Paläste mit aller Eleganz und mit unübertrefflichem Comfort ausgerüstet gehört zu den angenehmsten Reisetouren die man vielleicht irgendwo in der Welt

machen kann. Längs des unteren Laufes windet sich die Eisenbahn hin, dem Reisenden auch hier jeden Moment einen anderen Anblick und Durchblick darbietend. Bei der Mündung des Mohawk verläßt die Bahn den Hudson um erst 50 Meilen weiter oben bei Fort Edward seine Ufer wieder zu berühren.



Westpoint gegenüber.

Diese Strecke hauptsächlich bietet dem Auge des Wanderers die interessantesten Naturschönheiten dar und alles ist dazu ange- than, dieses Stückchen Erde zu einem Eden Americas zu ma- chen. Dieser Gegend ist auch die reizende Scenerie, welche das Titelbild vorstellt, entnommen. Hat sich Jemand einmal in



diese Berge geflüchtet, um Rasttag zu halten, dem wird es jeden Sommer ergehen, wie dem echten Schweizer in der Fremde, den jeder Schall des Waldhorns mit Sehnsucht und Heimweh nach den heimatlichen Bergen erfüllt.

Die Gegend, durch welche sich der obere Hudson windet, war vor etwa zwei Jahrhunderten öfters der Schauplatz blutiger Indianerkriege. Im Jahre 1709 wurde eine Militärstraße durch diese Wildniß gehauen, auf welcher die feindlichen Heere im Kriege Englands mit Frankreich einige gefährliche Ueberfälle bewerkstelligten. Die Folge war, daß die Colonisten sich bis nach Fort Edward zurückziehen mußten, welches, obwohl nur aus Baumstämmen und Erde erbaut, einen sichern Zufluchtsort vor den Ueberfällen der Indianer bildete und der Schauplatz mancher wichtiger Kriegsoperationen war. Als Burgoyne seinen Kriegszug von Canada aus unternahm, wurde der Militärweg durch jene Wildniß von General Schuyler durch Verhaue gänzlich unpassirbar gemacht."

Die Bergwildniß von Fort Edward aufwärts bis zur Quelle des Hudson, die unser Bild auf der ersten Seite zeigt, kann in ihrer Großartigkeit und Erhabenheit, in ihrer Wildheit und bunten Mannigfaltigkeit von keinem Maler im Bilde wiedergegeben werden. Alle Beschreibungen und Gemälde blieben bis jetzt weit



Ansicht von „Turks Face.“

tiefe Klüfte und Abgründe in die nie ein lachender Sonnenstrahl dringt, die stillen kleinen Vergseen, mehr als hundert an der Zahl, die sich in drei verschiedenen Abtheilungen um die wildromantischen Berge gruppiren, die einsamen Tristen und Pfade des Wildes, die klaren Forellen-Bäche, in denen sich der blaue Himmel spiegelt, und der grüne Laubwald von den Sängern der Natur belebt, verleihen dieser Bergwildniß einen eigenthümlichen geheimnißvollen Zauber. In den letzten 25 Jahren sind viele Bücher über dieses Wunderland geschrieben worden, aber immer neue Reize findet der Tourist in dieser Gebirgswelt mit ihren tausenden von Naturwundern.

Auf diesem romantischen Fleckchen Gotteserde hausten früher wilde Indianerstämme an die nur noch die eigenthümlichen Namen ihrer Wohnsitze erinnern. So soll der Name Adirondack „Kinde-Effer“ bedeuten, eine Bezeichnung, welche ein kriegerischer Stamm einem benachbarten friedliebenden Bergvolke spottweise beilegte.

Nicht immer haben leider die Europäer so mit den Indianern gehandelt wie sie hätten sollen. Eine rühmliche Ausnahme davon liefert uns bekanntlich die Geschichte von William Penn, dem Eigenthümer und ersten Gouverneur von Pennsylvania. Auch andere Beamte unseres Landes haben sich dadurch ausgezeichnet, daß sie für die Rechte der Indianer einstanden, sie liebevoll und gerecht behandelten und ihnen den Beweis lieferten, daß das Christenthum die Menschen veredele. Man vergesse ja nicht die vorstehenden, äußerst gelungene Abbildungen gehörig in Augenschein zu nehmen.



Den Hudson hinab.

hinter der Wirklichkeit zurück. Die zahlreichen und zum Theil wirklich großartigen Wasserfälle, wobei wir nur an „Baker's Falls, Glens Falls und Jessups Falls erinnern wollen, die

## Reich belohnt.

(Von Ferdinand Zschäbig.)



## I.

Es war ein bitter kalter Wintertag. Der Schnee knirschte unter den Füßen der eilfertig dahinschreitenden Leute, die Bärte der Männer starrten von Eis, auf den Bäumen hockten die Krähen mit aufgeborstetem Gefieder, und in der Luft, von der untergehenden Sonne in mattes, kaltes Licht getaucht, schwebten flimmernde Eiskristalle.

Da bog ein etwa zwölf Jahre altes Mädchen aus einem Seitengäßchen der Stadt D. um die Ecke nach einer der Hauptstraßen ein.

Sie lief, so rasch ihre, in alten, zertretenen Zeugschuhen stehenden Füße sie nur tragen wollten, denn das kurze, ärmliche Röckchen, das sie trug, und ein altes durchscheinendes Tüchlein, das sie um den Hals genommen, waren nicht im Stande, den schneidend kalten Luftzug von ihrem frierenden Körper abzuhalten, und zusehend schauerte sie in sich zusammen. Am Arme hingen ihr ein paar neue Handföhrchen, mit denen sie einer großen Korbmwarenhandlung zusteuerte, und sie mochte wohl die Absicht haben, dieselben dort zu verkaufen.

Da betrat sie einen schmalen Durchgang neben der Kirche. Dort pfiß ihr die eilige Zugluft noch schärfer ins Gesicht, und sie beeilte sich doppelt, die garstige Stelle so schnell wie möglich zurückzulegen. Da gewahrte sie, halb in den Schnee eingesenken, ein kleines, viereckiges Päckchen neben dem schmalen Fußpfade. Rasch bückte sich das Kind und griff danach. Es war ein vorsichtig eingeschlagenes Kästchen, in welchem sich ein schwerer Gegenstand weich hin- und herschob. Schüchtern um sich blickend, ob sie wohl von Jemand gesehen worden sei, trat sie in die Tiefe eines gewölbten Kircheneinganges, um ungestört ihren Fund zu untersuchen. Als sie die Hülle vorsichtig entfernt und das Schächtelchen geöffnet hatte, blickte ihr aus demselben ein kostbarer Ring, geschmückt mit einem edlen Steine, blendend entgegen.

Die eben noch im Froste erbebenden Glieder des Mädchens durchschloß es fieberisch heiß bei dem Gedanken an den unerwarteten Besitz dieses Kleinods, das sie mit leuchtenden Augen betrachtete.

„O, wenn der mein wäre!“ redete sie flüsternd in sich hinein. „Wenn ich hingehen und ihn verkaufen dürfte! Was für eine Hand voll Geld würde ich dafür bekommen. Was könnte ich da meiner armen kranken Mutter, dem blinden Vater alles mitnehmen? Aber könnte ich denn nicht? Habe ich doch gehört, daß es in der großen Stadt Leute gibt, die alle solche Dinge kaufen, ohne zu fragen, woher sie kommen! O ich gehe!“

„Nein, gehe nicht!“ so erhob sich in ihrem Innern laut und dringlich eine Stimme; „gehe nicht, der Ring ist nicht dein! Du machst dich zur Diebin!“

Erschreckt von diesem ersten Zuruf ihres Gewissens fuhr sie zusammen und ein angstvolles: „O Gott, nein!“ drang ihr auf die Lippen. Eilfertig, als wolle sie ihn vor sich selbst verbergen, packte sie den Ring wieder ein und schob ihn in die Ta-

sche, dann eilte sie rasch entschlossen aus ihrem Versteck hervor und nahm hastig den unterbrochenen Gang wieder auf.

Da sah sie drüben über der Straße einen Polizeimann aus einer Conditorei treten und langsam weiter schreiten. Schnellen Fußes eilte das Mädchen, dem plötzlich aller Frost vergangen zu sein schien, dem Manne nach und stand bald darauf an seiner Seite.

„Was willst du, Kind?“ fragte sie dieser in freundlichem Tone.

„O,“ antwortete sie halblaut, hell zu ihm aufblickend, „ich habe etwas gefunden; hier das Kästchen; es ist ein goldener Ring darin!“

„Mädchen, du bist ein Glücksvogel,“ redete der Polizeimann weiter, „eben ließ mich da oben in der Conditorei ein Herr rufen, der einen Ring wie diesen hier verloren hat. Der muß es sein; siehe hin, die Buchstaben P. B. und die Jahreszahl 1870, die mir genannt wurden, stehen darin. Komm mit, du armes Ding, du magst dem Herrn sein Eigenthum selbst bringen, es wird an einer guten Belohnung gewiß nicht fehlen, denn er war über seinen Verlust sehr betrübt!“

Klopfenden Herzens folgte das ehrliche, brave Mädchen nach der Conditorei, wo der fremde Herr, mit Schreiben beschäftigt, vertriehlich am Tische saß.

„Freuen Sie sich, Herr,“ rief ihm schon von der Thüre her der Polizist entgegen, „Ihr Ring ist gefunden! Danken Sie es diesem braven Kinde hier, daß Sie wieder in den Besitz Ihres Eigenthums kommen; sie ist die ehrliche Finderin!“

Freudig überrascht erhob sich der Herr von seinem Sitz und langte schon von fern nach dem ihm dargebotenen Kästchen.

„Ja, ja, er ist's!“ rief er beglückt aus, als er es mit raschem Griff geöffnet hatte. „O, ich danke dir, Kind, du machst mir eine unendliche Freude; dieser Ring ist mir viel, sehr viel werth! Er ist ein Andenken an meinen einzigen Sohn! Der zog im Jahre 1870 mit nach Frankreich, und da trug er auch diesen Ring zum ersten Male. Als ich ihn darauf nach der Schlacht bei Sedan sterbend im Lazarett wieder fand und ihn begraben mußte, habe ich den Ring als theures Andenken von seinem Finger gezogen!“

Die Stimme des Fremden war weich geworden und in seinen Augen glänzte eine Thräne, während er liebevoll die Hand auf die Stirn des innerlich bewegten Mädchens legte. Dann wendete er sich zu der still von fern stehenden Kellnerin und sagte: „Bringen Sie doch diesen Kleinen hier eine Tasse Kaffee, aber hübsch heiß und Kuchen dazu!“

Bald erschien das Gewünschte und der Herr nöthigte das Mädchen zum Niederstigen. Während dieses aber verlegen zulangte, zog er den Polizeimann auf die Seite und führte ein Gespräch mit ihm, wobei er oft theilnehmende Blicke nach jener richtete. Unterdeß hatte das Mädchen ihre Tasse Kaffee mit Behagen geschlürft und that verlegen einen Schritt nach der Thür.

„Warte nur, Kind, so rasch geht's nicht,“ rief ihr der Fremde zu, leutselig zu ihr hintretend; „ich gehe mit dir, laß mich nur erst bezahlen!“

Das war bald geschehen, und mit einem herzlichen: „Nun komm und führe mich zu euch!“ sah sie sich, staunend über



diese Forderung, veranlaßt, dem Voranschreitenden zu folgen. Wie sie so raschen Schrittes neben ihm ging, hatte dieser viel zu fragen nach dem Vater, nach der Mutter, den Geschwistern, nach ihrem Ergehen.

Es klang recht traurig, was das arme Mädchen zu erzählen hatte. Ihr Vater, ein armer Korbflechter, war seit zwei Jahren erblindet und konnte nur sehr wenig arbeiten; oft reichte sein Verdienst nicht einmal zum Brode. Die Mutter war schon den ganzen Winter krank und hatte bei den drückenden Entbehrungen ihrer Armuth keine Aussicht auf Genesung.

Gerührt hörte der Herr seiner kleinen Begleiterin zu und stand bald mit ihr vor ihrem niedrigen Häuschen, innerlich frierend und zuschauend, als er die, vom matten Schein einer drinnen brennenden Lampe gerötheten, eiligen Fenster erblickte.

„Geh' voran, Kind, und öffne uns die Thür,“ sagte er und schritt dem klink vorausschreitenden Kinde nach in das niedrige Zimmer, das kalt und öde im trüben Lampenlichte vor ihm lag. Graue, feucht glänzende Wände umschlossen den engen, dunstigen Raum. Die Fenster starren vor Eis, das in dicken Lagen an der dünnen Wand herunter hing, und dürrtges, zerbrechliches, altersgraues Hausgeräth stand umher. An dem Ofen, durch dessen löcherige Thür einige matt in der Nähe verglimmende Kohlen glühten, saß, eine alte, rissige Decke über den Knien, ein bleiches, abgezehrtcs Weib in einem Großvaterstuhl, auf dessen Seitenlehne zwei kleinere Kinder hockten, nur halb bekleidet und die frostrothen, bloßen Füße an der erkaltenden Wand des Ofens wärmend. In der Ecke aber saß vor einer niedrigen Werkbank der blinde Korbflechter, neben sich einige Hände voll Weidenruthen, und tastete mit halb erstarrten Fingern unsicher an seiner Arbeit umher.

Bei dem lauten, herzlichen „Guten Abend!“ des eintretenden vornehmen Herrn fuhr die ganze, stumm und in sich gekehrt daßigende Familie in die Höhe, wie eine Schaar hungernder Vögel. Der Blinde ließ die Hände sinken und erhob fragend die lichtlosen Augen, voll Staunen den fremd klingenden Gruß des Eintretenden erwidern. Dieser aber trat rasch auf den blinden zu, erfaßte mit beiden Händen die abgemagerte Rechte desselben und drückte sie warm.

„Lieber Freund,“ begann er, von dem ganzen Bilde der schweigenden, drückenden Noth, das hier vor ihm stand, im tiefsten Herzen ergriffen, „lieber Freund, Sie sind zwar blind und deßhalb sehr zu beklagen. Aber glücklich sind Sie dabei doch, so glücklich wie ein Mann es immer sein kann, der der Vater eines so braven Kindes ist, wie Ihre Tochter da!“

„Die Minna?“ fragte der Korbflechter voll Ueberraschung; „was ist's denn mit der? Kind, wo bist du denn? Komm doch einmal zu mir!“

Und das Mädchen, das sich still an seine Mutter angeschmiegt hatte, verließ seinen Platz und schlich beschämt zum Vater, der, aus dem lichtlosen Dunkel seiner Blindheit heraus unsicher in der Luft umhergreifend, die Tochter innig an sich zog.

„Was ist's denn mit dir?“ fragte er forschend weiter. Doch der Fremde ließ ihr keine Zeit zum Sprechen und erzählte mit bereiten Worten alles, was sich zugetragen.

Die erloschenen Augen des Vaters leuchteten im Schimmer aufquellender Thränen, und mit vor Freude zitternder Stimme flammelte er: „Gott, ich danke dir, daß du uns in unserm Jammer wenigstens nicht ganz ohne Freude lässest!“ Er küßte sein liebes Kind zärtlich auf die Stirn und schob sie dann wieder der still weinenden Mutter zu.

Der Fremde aber, der kaum vermochte seine Nührung zu beherrschen, sprach weiter: „Mein lieber Freund, ich bin nicht bloß gekommen, um Ihnen von Ihrem braven Kinde zu erzählen; ich wollte zugleich auch sehen, ob ich wohl etwas für Sie thun könnte! Erzählen Sie mir doch von Ihrer Erblindung, und wie das Alles so gekommen; vielleicht ist Hilfe!“

Schlüchtern und nur mit Mühe über seine Verlegenheit hinwegkommend, begann der arme Mann. Mit schlichten Worten schilderte er die Geschichte seines Unglücks. Er war infolge einer Erkältung staarblind und damit zugleich fast ganz erwerbsunfähig geworden. Mangel und Anstrengung hatten die Kräfte seines fleißigen, tüchtigen Weibes aufgerieben, sie war erkrankt, und so hatte die bitterste Noth bei ihm Quartier genommen. Es war eben die alte Geschichte vom Jammer der hilflosen Armuth, die jeden veranlassen sollte, zu helfen, zu geben, so viel er kann!

Geben! ach, es ist ja nichts seliger als dies!

So mochte wohl auch der Fremde, Herr Brandis, denken. Hingegenommen von den schlichten Worten des Unglücks erhob er sich von seinem knarrenden Stuhle, zog sein Geldtäschchen heraus und drückte der stumm zu ihm aufblickenden kranken Frau ein blinkendes Goldstück in die Hand.

„Nichtwahr,“ sagte er bittend, „Sie nehmen das an? Es ist der Funderlohn für Ihre Kleine, machen Sie sich heute Abend ein warmes Stübchen. Morgen, will's Gott, denke ich noch einmal bei Ihnen vorzusprechen!“

Damit reichte er mit einem freundlichen „Behüt Gott!“ allen die Hand, auch den Kindern, die sich hinter die Lehne des Sorgenstuhls zurückgezogen hatten. Minna ergriff das trübe Lämpchen und leuchtete ihm zur Thür hinaus.

Drinnen aber im Stübchen hörte man laute Dankesworte und Segenswünsche, und die brave Tochter ruhte, den reinsten Himmel im Herzen, an der Brust der Mutter; dem Vater aber war die Arbeit aus den Händen gesunken. Nur kurze Zeit aber dauerte es, da prasselte im Ofen ein lustiges Feuer und eine lange nicht gefühlte, behagliche Wärme durchzog den niedrigen Raum. Eine, wenn auch nur mit Mühe von der kranken Mutter hergestellte Suppe dampfte auf dem Tische, bei deren Genuß sich alle mit dankbaren Worten des freundlichen Herrn erinnerten, der unter sie getreten war wie ein segnender Bote des Himmels.

## II.

Im Hotel zum Schwan saß Herr Brandis in seinem Zimmer bei dem mild gedämpften Lichte der Lampe in ein Buch vertieft, und auf seinem ernstfreundlichen Gesicht ruhte der Schimmer des Bewußtseins einer edlen That, der das Menschenantlig ja so schön verklärt. Er war ein reicher Mann. Vormalis Großgrundbesitzer an der Elbe, hatte er seit dem Tode seines einzigen Sohnes alle seine Besitzungen aufgegeben und hatte mit seiner Frau, die durch den Verlust ihres Lieblinges auf das Tiefste erschüttert worden war, bald in der Schweiz, bald in Italien gelebt. Jetzt war er schon seit einigen Tagen hier, um auf den Wunsch seiner Gemahlin, die sich nach Ruhe sehnte, ein Haus zu kaufen.

So hatte er denn heute, kurz vorher, ehe ihn der Verlust seines Ringes mit der armen Familie Dieser zusammengeführt, den Handel abgeschlossen, und die freundliche Willa Margarete draußen an dem lieblichen Fluße, mit ihrem umfangreichen, an den Wald stoßenden Park und dem lieblichen Blick auf die, in blauer, duftiger Ferne ruhenden Berge, sie war sein Eigenthum, das er mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit zu bezie-

hen gedachte. Auf morgen hatte er seine Abreise bestimmt gehabt, der Koffer stand schon gepackt. Indes hatte er den dienstthuenden Kellner bedeutet, ihm sein Zimmer für den nächsten Tag noch offen zu halten, da ihn ein unerwarteter Zwischenfall noch zurückhalte.

Er hatte damit sein, dem armen Korbflechter gegebenes Versprechen gemeint, das ihn am nächsten Vormittag schon sehr zeitig zum Ausgehen veranlaßte.

Es mochte gegen Mittag sein, da hielt vor der Thür des bekannten Häuschens ein Wagen, den, gefolgt von Herrn Brandis, zwei sein gekleidete Herren verließen. Beide waren Aerzte, und der eine ganz besonders von der Augenheilanstalt des Dr. S. heringeholt, um die Augen des Blinden zu untersuchen. Nicht gering war die Verwunderung der armen Korbmachersleute, als die drei Herren so unerwartet eintraten. Doch Herr Brandis erklärte ihnen mit herzlichen Worten die Absicht ihres Kommens, und schon nach wenigen Minuten saß der gute Defer erwartungsvoll an dem kleinen Fenster, das heute, frei von der undurchdringlichen Eisbede, dem Glanze der hellen Winter Sonne bereiten Eintritt gestattete. Vor ihm stand der Arzt, dessen geübter Blick rasch die Lage der Dinge erkannte und die Entwidlung des Staates so weit vorgeschritten fand, daß die Operation jeden Augenblick vorgenommen werden konnte.

Als Herr Brandis dem Blinden mittheilte, daß er die Absicht habe, die Kosten der Heilung zu tragen, erfaßte dieser stumm die Hände des edlen Mannes und führte sie voll Inbrunst an die Lippen. Doch mit einem milben: „Nicht doch, lieber Freund, nicht doch!“ entzog er sich ihm und wendete sich dem andern Arzte zu, der sich mit der kranken Frau beschäftigte, und fragte in lebhaftem Tone: „Und Herr Doktor, wie steht's hier?“ „D.“ sagte jener rasch, „gar nicht bedenklich, wenn wir nur kräftige Nahrung schaffen können; in einigen Wochen ist das Uebel dann gehoben!“

Herr Brandis erklärte sich sogleich bereit, auch dafür Sorge tragen zu wollen, und dann verließen alle drei das enge Stübchen, begleitet von den Segenswünschen seiner Bewohner.

Die Verhältnisse derselben gestalteten sich nun rasch zum Bessern, denn Herr Brandis erfüllte sein Versprechen in der umfassendsten Weise. Die kräftige Nahrung und die treue Pflege einer sorglichen Nachbarin halfen der Frau Defer bald auf, und als sie soweit war, ihr kleines Hauswesen selbst wieder zu führen, da kam denn auch die Reihe an ihren blinden Gatten, und eines Tages erschienen zwei Männer aus der Augenklinik, um ihn dahin abzuholen.

Seine Frau vergoß bittere Thränen, als er hinweg gehen wollte, doch er tröstete sie mit den Worten: „Laß gut sein, Mutter, ich bin so voller Hoffnung, daß mir jetzt schon ist, als hätte ich mein Augenlicht wieder. Du und die Kinder, betet für mich, daß alles wohl gelingen möge. Hat uns denn der liebe Gott nicht seinen Engel schon ins Haus gesendet? Und wir sollten nicht weiter auf seine Hülfe bauen?“ Und die Männer geleiteten ihn an den Wagen, hoben ihn hinein und fort ging es.

In dem ohnehin so stillen Häuschen wurde es jetzt noch stiller, die Mutter ging sorgenbeschwert ihren Geschäften nach, und den Kindern war es, als könnten sie durch jedes laute Wort ihren Vater stören, so innig, so ununterbrochen dachten sie an ihn, um so mehr, da sie von der Mutter wußten, daß die Operation noch aufgeschoben worden sei, um ihn bei besserer Pflege erst die nothwendigen Kräfte gewinnen zu lassen.

Endlich aber war der längst gefürchtete, längst erhoffte Tag

erschienen. Kurz und aufregend war die verhängnißvolle Stunde der Operation, aber mit einem innigen: „Gott sei Dank, alles nach Wunsch gelungen!“ legte der Arzt sein blitzendes Messer zur Seite und dem Verwundeten eine schwarze Binde über die Augen, und ließ ihn dann nach einem völlig dunkeln Zimmer führen.

Kaum war dies geschehen, so erschien Frau Defer, ihren Mann zu besuchen und zu hören, wann die Operation vor sich gehen werde. Aber wie jubelte sie auf, als sie von dem Arzte hörte, daß bereits alles glücklich vorüber sei. Mit lauten Dankesworten sank sie in die Kniee und helle Freudenthränen strömten ihr über das Gesicht. Daß sie ihren Mann heute nicht sehen sollte, war ihr allerdings recht schmerzlich, doch fügte sie sich gern und eilte hinweg, um zu Haus die frohe Kunde zu bringen.

Noch saß sie, Athem schöpfend, in ihrem Lehnstuhle, umdrängt von den Kindern, die gespannt ihrer Rede lauschten, da klopfte es an die Thür und ein Mann überbrachte einen Brief.

Herr Brandis schrieb. Er war in D. zu einem kurzen Geschäft anwesend und beschied Frau Defer auf den Nachmittag zu sich ins Hotel. Voll Neugier konnte sie kaum die Stunde erwarten, und als sie endlich vor ihrem edlen Wohlthäter stand, wäre sie wohl, von dem Gefühle des Dankes überwältigt, vor ihm in die Kniee gesunken, wenn er ihr dazu Zeit gelassen.

„Ihrem Manne geht's gut, wie ich hörte, ich war draußen bei ihm!“ sagte er rasch, „übrigens wissen Sie das ja bereits. Nun aber möchte ich einen Wunsch aussprechen, und es sollte mich sehr freuen, wenn Sie auf denselben eingehen würden. In meinem neuen Besitzthum bedarf ich eines Hausmeisters, und dabei habe ich an Ihren Mann gedacht. Was meinen Sie, würde er sich nach seiner hoffentlich baldigen Genesung wohl dafür entschließen können? Sie würden natürlich auf meinem Grundstück wohnen, denn das Nebengebäude ist dazu ganz hübsch eingerichtet. Ich bitte Sie daher, dies mein Anerbieten sobald als thunlich Ihrem Manne mitzutheilen und mich von Ihrem Entschluß in Kenntniß zu setzen. Das weitere würde ich dann schon veranlassen!“

Frau Defer vermochte sich kaum zu fassen bei dieser neuen, glücklichen Ueberraschung und konnte den Tag kaum erwarten, wo sie ihrem Manne die frohe Aussicht eröffnen durfte. Natürlich war er sogleich bereit, das Anerbieten seines edlen Wohlthäters anzunehmen, und schon nach wenigen Wochen hatte seine Familie in der fröhlichsten Stimmung den Umzug bewirkt und sich, von einem Bevollmächtigten des Herrn Brandis unterstützt, bald heimisch eingerichtet. An der Stelle der früheren, alten, brüchigen Hausgeräte standen neue, wenn auch schlicht und einfach, ein Geschenk ihres großmüthigen Freundes, und Mutter und Kinder waren in ihren sauberen Kleidern und der munteren Gesichtsfarbe kaum wieder zu erkennen.

Da kamen sonnig und lachend die ersten Tage des Frühlings ins Land; die Erde feierte ihn mit ihren fröhlichsten Liedern und mit freudigem Jubelruf begrüßte ihn die Amsel. Durch die kahlen Bäume zog im leisen Rauschen der Odem des neuen Lebens; im Grunde blühten die Schneeglöckchen und auf den Rabatten des Gartens strahlten golden die Kelche der ersten Krokus.

Da saß die kleine Minna mit fröhlichem Gesicht unter ihrer Hausthür auf einem niedrigen Schemel, vor sich einen Korb voll frischer, duftiger Fichtenzweige. Ihre kleine Schwester hockte neben ihr auf der Schwelle und brach ihr die einzelnen



Zweiglein zurecht, während das fünfjährige Brüderchen, nur mit Mühe sein wildes Stedenpferd händigend, ihr mit neugierigen Blicken zusah.

Sie flocht eine Guirlande, denn morgen war der Tag, der längst ersehnte, wo der Vater geheilt und aufs neue mit der Himmelsgabe des Lichtes beschenkt, — wo er den Seinigen wiedergegeben werden sollte.

Und die Stunde kam. Frisch und kräftig trat der Vater unter seine Familie und hielt sie mit selig zum Himmel gerichteten Blicke umarmt.

„Habe Dank, lieber Gott,“ flüsterte er, „daß du mich das hast erleben lassen, und segne, segne den, der so unendlich viel an uns gethan! Du aber, mein Herzenskind,“ sagte er mit weicher Stimme zu Minna, ihr freudestrahlendes Gesicht zu sich emporrichtend, „du, und ihr, Kinder, lernt daraus, erkennt an unserem Schicksale, wie reich der liebe Gott oft selbst die kleinste Pflichterfüllung segnet!“

Und die Sonne stieg höher, die Bäume blühten und der Lenz war gekommen mit aller seiner Pracht. Da zog auch Herr Brandis in sein neues Heim und für die Familie Deser kam die Zeit, wo sie des übernommenen Amtes in aller Form zu warten hatten. Aber was die Liebe thut, das gelingt stets, und so wurde es auch den schlichten, braven Leuten nicht

schwer, sich das Vertrauen und die Zueigung ihrer Herrschaft in vollem Maße zu erwerben.

Besonders war es die liebenswürdige, kluge Minna, die mit ihrem offenen, zutraulichen Wesen sich bei Frau Brandis bald in die höchste Gunst gesetzt hatte. Sie war fast stets im Herrenhause und wurde, von einer alten freundlichen Gesellschaftsdame in allerlei schönen Dingen unterrichtet, ihrer Gebieterin bald unentbehrlich und erheiterte dieser, der der Schmerz um ihren todtten Sohn noch immer das Gemüth verbüfterte, durch ihre harmlose Heiterkeit manche trübe Stunde.

Als Minna aber der Schule entwachsen war, zog sie ganz ins Herrenhaus hinüber, und besetzt von der wärmsten Dankbarkeit kannte sie nur den einzigen Gedanken, ihrer gütigen, fast mütterlichen Herrin durch die treuesten, hingebendsten Dienste das zu vergelten, was Herr Brandis an ihr und den Ihrigen gethan. Als dieser aber einmal auf der schattigen, von wildem Wein umspielten Veranda neben seiner Gemahlin am Kaffeetische saß und mit ihr das stille, rastlose Schaffen der freundlichen, sorgsamen Dienerin beobachtete, da reichte jene ihm die Hand und sagte: „Ich bin dir doch recht dankbar, daß du dich damals der armen Familie angenommen; Gott hat uns in diesem Mädchen für das kleine Opfer in der That reich, sehr reich belohnt!“

## .. Aus dem Leben der Insekten.

Bearbeitet von einem Naturfreund.

### V.

Die Spinne wirkt mit ihren Händen (figürlich von den Füßen gesprochen), und ist in der Könige Schlösser.“ Spr. 30, 28. So sprach der weise Salomo, welcher zu seiner Zeit, als der größte Naturkundige galt. Er verstand es, nicht allein „von der Ceder Libanons an, bis zum Ijop, der aus der Wand wächst,“ zu reden, sondern auch „über Vieh und Vögel, über Gewürm und Fische“ Belehrung zu erteilen, wie kein Anderer. 1. Kön. 4, 31-34.

Die Spinne als unsere Hausgenossin ist zwar allbekannt. Nichtsdestoweniger verdient sie nach ihrer wunderbaren Beschaffenheit als Künstlerin etwas genauer betrachtet zu werden. Wir bewundern ihre Kunstfertigkeit im Spinnen, begreifen aber gewöhnlich nicht welche Verwandtniß es mit ihren Spinnwerkzeugen hat, oder wo sie das Material hernimmt.

Aus ihrem siebartigen durchbrochenen Ende tritt in Form eines Tröpfchens der klebrige Spinnstoff hervor und wird von der Spinne auf verschiedene Weise zu Fäden gesponnen. Dieser gummiartige Stoff erstarrt in der Luft zu Seide und dient der Spinne bald nur zur Umhüllung der Eier, bald zur Anlage einer sichern Wohnung, oder zum Bau eines Nests. Unmittelbar vor dem etwas röhrenförmigen After tritt das wunderbare Spinnwerkzeug, die sogenannten Spinnwarzen hervor. Bei manchen Spinnen gibt es ein Paar mehrgliederige, wie Schwänzchen über der Leibes Spitze hinausstehende Spinnwarzen, aus welcher jeder zahlreiche Spinnröhren hervortreten, so mikroskopisch einzig, daß auf einem Raun, so klein wie ein Stecknadelkopf, wohl tausend derselben sich befinden. Aus jeder Spinnröhre wird ein Faden erzeugt, so daß je nach der verschiedenen Spinnenart, oder auch nach verschiedenen Berechnungen fünfhundert bis fünftausend solcher Fäden sich un-

mittelbar nach ihrem Austritt zu einem einzelnen vereinigen. Die gewöhnlichen Fäden sind so fein, daß man vierundzwanzig derselben verbinden müßte, um der Dicke des Seidenfadens im Puppengehäuse des Seidenwurmes gleich zu kommen. Trotz dieser Dünne aber kann doch jeder Faden ein Gewicht tragen, welches sechs Mal größer ist, als das des Thieres, welches ihn verfertigt.

Wie die Spinne sich an solchen Fäden in senkrechter Richtung herabläßt und am eigenen Faden wieder hinaufklimmt hat wohl Jedermann schon gesehen; aber Viele haben wohl noch nicht bemerkt, daß solche Wanderungen auch in wagerechter Richtung vorgenommen werden können. Dazu gehört aber schon ein besonderer Kunstgriff von Seiten der Spinne. Und worin besteht dieser? Sie wirkt zuerst nach dem Ziele ihrer Wanderung ein feuchtes Kügelchen, welches mit einem feinen Faden in Verbindung steht, den aber das Thierchen nicht losläßt. Er muß ihm zur Strafe dienen. Das Kügelchen klebt am entfernten Körper an, und die Spinne wandert auf dem dadurch befestigten Faden durch die Luft ihrem Ziele zu. Brehm sagt in Bezug auf die Spinnwerkzeuge dieses Thierchens, man dürfe nicht meinen, daß bei Bereitung eines Fadens stets alle Spinnröhren in Thätigkeit seien, die Spinne habe es vielmehr in der Gewalt, einzelne oder mehrere derselben wirken zu lassen, je nachdem der Faden diesem oder jenem Zwecke dient.

„Die Spinne,“ sagt Brehm weiter, „gehört zu den armen Webern, und arbeitet, wie diese, um sich den Lebensunterhalt zu erwerben, muß aber mit dem Rohstoffe sparsam zu Werke gehen, weil dieser ihr bei guter Kost reichlich, bei kärglicher nur sehr sparsam zufließt und der Faden, der einmal aus dem Leibe heraus ist, nicht wieder in denselben zurückgezogen wer-

den kann. Wie von den verschiedenen Wespen eine jede die Baukunst in anderer Weise betreibt, so und noch weit mehr gehen die Spinnen in Bezug auf ihre Webereien auseinander. Die einen, wie die allbekannte Kreuzspinne, fertigen ein Rad, die andern, wie die gemeine Hausspinne, dichtere Gewebe, noch andere Röhren, Säcke 2c., und man hat ihnen hiernach Namen wie Rad-, Nest-, Sack- und Röhrenspinnen beigelegt. Es gibt aber auch zahlreiche andere, welche gar keine Fallstricke auswerfen, um ihre Beute damit zu fangen, sondern frei an geeigneten Vertickeiten derselben aufkriechen und gewissermaßen in ehrlicherem Räuberhandwerke durch Nachlaufen oder im Sprunge ihr Schlachtopfer erhaschen.“

Hat der geschätzte Leser noch niemals auch in der Kunst dieses Thierchens Gottes Allmacht und Weisheit bewundert, zu-

lange fortsetzt, bis sie jenen mit den Füßen erfasst. Wenn ein Faden noch nicht die gewünschte Spannung hat, läßt sich durch seitliche kürzere Fäden leicht nachhelfen. Ist der Rahmen glücklich angelegt, so zieht die Spinne, an ihm hinkriechend und den Faden abhaltend, einen Durchmesser, begibt sich nach dessen Mitte und zieht, immer wieder dahin zurückkehrend, die Strahlen nach allen Seiten, den letzten als Weg für die Anlage des nächsten benützend. Die Verbindung aller dieser Strahlen durch Ringe bleibt nun als leichteste Arbeit noch übrig. Auf ähnliche Weise werden die senkrechtstehenden Netze gewoben. Mit nach unten gerichtetem Kopf hängt z. B. die Kreuzspinne in der Mitte ihres Gewebes da, zieht sich aber gern in irgend ein schützendes und verborgenes Plätzchen zurück, von wo sie unbeachtet bleiben, selbst aber Alles beobachten

kann, wobei sie zugleich durch einige straff angezogene Fäden (gleichsam ihren Telegraphenbräuten) mit dem Mittelpunkt in Verbindung steht, welche ihr durch jede Erschütterung die Ankunft einer Beute sofort wissen lassen. Die Art und Weise, wie sie mit ihrem Opfer verfährt, ist hinlänglich bekannt. Ihre Kunstgriffe im Netzstellen und Umgarnen ihres Opfers, ist oft füglich mit den Fallstricken der Sünde verglichen worden. Das tüchtige Lauern auf Beute in einem verborgenen Hinterhalt und das gegenseitige Befinden, besonders der Weibchen und Männchen, charakterisiren jene



Wasserspinnne.

mal am frühen Morgen, wenn noch überall auf Fluren und Wiesen die Thautropfen wie Edelsteine funkeln und auf dem ausgebreiteten Spinnennetz sich die sieben Regenbogenfarben im Glanz der Morgensonne spiegeln? Welch eine Pracht! Und welche geometrische Berechnungen und dann welche Kunst und Mühe erforderte es, von Seiten dieses Geschöpfes, um ein solches Gewebe zu Stande zu bringen, wobei der Anfang das schwierigste Kunststück bildet. Dieses geschieht, indem das Thierchen von Gegenstand zu Gegenstand sich begibt, auf jedem derselben seinen Faden befestigt, bis der äußere Reif oder Rand des Rades vollendet ist. Ein Mittel, um einen entfernten Gegenstand zu erreichen, besteht darin, daß sich die Spinne an einem Faden aufhängt, zu schwingen anfängt und dies so

kleinen Finsterlinge, die Spinnen. Diese beiden Züge, so wie ihre äußere Erscheinung, machen sie dem Menschen allgemein verhaßt. Man flieht und verabscheut sie vielfach, jedoch mit Unrecht und aus Vorurtheil. Ein gewisser Schreiber tritt als Lobredner für diese Geschöpfe Gottes auf und sagt, daß er dabei zum Theil nur dem Grundsatz gerecht werde, welchen ihn seine unvergeßliche Großmutter lehrte, als er noch ein Knabe war. Dieselbe ging von der Ansicht aus, daß man dem Menschen und vor allem dem Kinde jede unbegründete und darum thörichte Furcht vor Ammenmärchen und besonders auch vor dem kleinen Geziefer nicht nur durch Belehrung, sondern auch durch das Beispiel benehmen müsse. Als sie einst sein Entsetzen und die kindische Aeußerung desselben bemerkte, welches



der Anblick einer feisten Kreuzspinne hervorgerufen hatte, schalt sie ihn nicht nur tüchtig aus, sondern suchte ihm zugleich das Thörichte seines Benehmens begreiflich zu machen. Sie nahm eines dieser Thiere in ihre Hand, um ihm dessen Unschädlichkeit darzuthun, wies ihn auf das kunstvolle Netz desselben und auf seine Jagd nach lästigen, den reifen Trauben später nachtheiligen Fliegen hin und setzte es dann wieder an seinen Platz.

Was auch immer dem Spinnengeschlecht übel nachgeredet werden mag, so hat es doch auch wieder andererseits viel Rühmliches für sich. Eine lobenswürdige Eigenschaft der Spinne ist ihre Mutterliebe. Das Weibchen erweist ihrer beträchtlichen Anzahl rundlichen weißen Eiern, welche es in Spalten und Löcher hineinlegt und zuweilen mit einer Hülle von Spinnfäden umgibt, die größte Sorgfalt. So beraubte man einst eine Gartenspinne ihrer Eier und bedeckte dieselben leicht mit Erde; die Mutter lief einige Fuß weit fort, zog dann ihre Füße zusammen und legte sich wie todt nieder. Nach kurzer Zeit kehrte sie, als Alles ruhig schien, wieder an den Ort zurück und untersuchte jede Erdscholle, bis sie zuletzt den ersuchten Gegenstand entdeckte. Sie legte die Eier behutsam bloß, reinigte sie, umspann sie mit frischen Fäden und trug sie dann in eine geheime Spalte. Die Zuneigung der Spinnen zu ihren Jungen ist so groß, daß sie sich lieber ihre Glieder abreißen lassen, ehe sie dieselben preisgeben. Die Jungen einiger Arten werden eine Zeit lang von der Mutter genährt, die meisten aber sorgen für sich selbst, da sie sich sehr schnell entwickeln. Die Spinnen sind bekanntlich auch gute Wetterpropheten; es gehört freilich etwas Mühe dazu, um sie zu beobachten und nach und nach aus ihrem Gebahren zu lernen.

Dem Leser wird hier auf einem trefflich gelungenen Bilde die Wasserspinne dargestellt. Wie bei jeder andern Sippe fehlen auch bei ihr die acht vollkommen ausgebildeten Augen nicht. Sie zeichnet sich von den übrigen Arten namentlich dadurch aus, daß sie fast beständig im Wasser lebt; sie athmet zu dem Behufe durch Lungenfäden und Luftröhren zugleich, durch diese im Vorderleibe, wie es scheint, durch jene in der hintern Körperhälfte. Im äußern Ansehen leicht mit andern Spinnenarten zu verwechseln, unterscheidet sie sich aber durch ihre Lebensweise wesentlich von diesen allen. Sie wählt stehende oder nur sanft fließende Gewässer, welche reich an Milben und kleinen Insekten, an Meerlinsen und verschiedenen andern Wasserpflanzen sind, zu ihrem Aufenthaltsorte,

schwimmt hier umher und baut hier ihr Nest. Sie kann indeß auch kürzere Zeit außerhalb ihres Elementes leben. Geoffroy sah, wie eine und die andere bei Verfolgung des Raubes heraustrat, den ergriffenen Gegenstand aber mit sich hinabnahm. Man betrachte das Bild genau und sehe sich das Thun und Treiben dieser emsigen Seilergesellschaft an. Aber was sind da unter der Oberfläche des Wassers für Ballonähnliche Gefäße, an welchen die Spinnen ihr Gewebe befestigen? Es sind die sogenannten Luftblasen. Wenn nemlich unsere kleine Taucherin ein Nest bauen will, so kommt sie an die Oberfläche des Wassers und redt auf dem Kopfe stehend, oder den Bauch nach oben gerichtet, die Spitze ihres Hinterleibes aus jenem hervor und in die Luft, breitet die Spinnwarzen auseinander und huscht schnell wieder in das Wasser. Auf diese Weise nimmt sie unabhängig von dem Silberkleide des Hinterleibes eine kleinere oder größere, der Leibes Spitze anhängende Luftblase mit sich hinab. Mit dieser schwimmt sie an



Feldscorpion.

den Pflanzenstengel, welchen sie sich vorher als passendes Bläschen für ihre Wohnung auserkoren hatte und heftet dort die Blase an. Dies kann natürlich nur mittels des Spinnstoffes geschehen, welcher aus den Warzen als eine Art Faden hervordringt, mit den Hinterfüßen geordnet wird und die Luft der Blase vom Wasser abschließt, weil diese sonst ohne Weiteres wieder nach oben perlen würde. Hierauf wiederholt sie ihr erstes Verfahren, holt sich eine zweite Luftblase, welche unten am Stengel durch die zweckmäßige Vergrößerung des sie haltenden Nadenetzes mit der ersten vereinigt wird, und fährt fort bis allmählig die kleine Taucherglocke mit ihrer Oeffnung nach unten etwa in der Größe einer Walnuß fertig ist. Verschiedene Fäden müssen natürlich während des Wachsthums derselben ihr den nöthigen Halt geben und andere, um den Eingang nach allen Richtungen ausgezogene, dienen als Fallstricke für die heranschwimmende Beute.

Schließlich sei hier noch ein anderes viel gefürchtetes Insekt

erwähnt, nemlich der Skorpion. Er gehört auch zu den Spinnenthieren und unter diesen zur Ordnung der Glieder-spinnen. Er ist von Alters her als Sinnbild giftsprühender Tücke und Bosheit betrachtet worden. Die zweite Abbildung vergegenwärtigt uns einen solchen, wie er eben im Begriff steht, sich nach seinem verborgenen Schlupfwinkel, unter dem Felsen zurückzuziehen, wie sie überhaupt sich solche Aufenthaltssorte wählen.

Auch die Bibel gedenkt ihrer als gefährlicher Thiere. Moses hält einmal dem Volke Gottes schützende Gnade vor, welche sie durch eine grausame Wüste geführt habe, wo feurige Schlangen und Skorpionen gehaust hätten. 5. Mose 8, 15. Sirach meinte sogar, diese Thiere seien zur Rache geschaffen. Sir. 39, 36. Christus aber gab seinen Aposteln Macht, auf Skorpionen zu treten (Luc. 10, 19.), allerdings bildlich geredet und zwar auf die Hindernisse im Werke Gottes hindeutend, immerhin aber uns das Geschöpf als gefährlich voraussetzend.

Die Skorpionen leben vorzugsweise in heißen Ländern und in den wärmern Theilen der gemäßigten Zonen. Da sie die Wärme ungemein lieben, so bringen sie nicht selten in die menschlichen Wohnungen ein, verkriechen sich in die Betten, in Kleider und Fußbedeckung, welche sie vorfinden; ja hier und da, wo das lästige Ungeziefer der Schaben überhand genommen hat, sieht man sie gar nicht ungern, weil sie denselben nachstellen. Auf diese Weise oder auch im Freien kann ihnen der Mensch leicht zu nahe kommen, und dann pflegt der Stich ihrerseits unvermeidlich zu sein, denn sie meinen sich vertheidigen zu müssen. Aus freien Stücken aber thun sie dem Menschen nichts zu Leide. Sie führen in dem gekrümmten Stachel

an ihrer Hinterleibsspitze eine für ihresgleichen unfehlbare tödtliche Giftwaffe, die für größere Thiere und den Menschen in besonderen Fällen nachhaltige schlimme Wirkungen oder wohl auch den Tod herbeiführen kann. Der Stich des kleinen Haus-skorpion ist meist ohne nachtheilige Folgen, indem derselbe schnell heilt. Der Feldskorpion ist weit größer und bedeutend gefährlicher. Die Abbildung stellt uns den letztgenannten und zwar in natürlicher Größe dar. Der Stich des Thieres ist ungemein schmerzhaft und brennend, erzeugt örtliche Entzündung, Lähmung, Fieber, Ohnmacht und Uebelkeit. Die europäischen Arten verwunden am schwächsten, die afrikanischen und asiatischen, vielleicht wegen ihrer bedeutenderen Größe, am heftigsten. Die Eingebornen Afrikas, welche weit und breit vom Stiche des Felsen-skorpions zu leiden haben, legen sich eine Binde fest um die Wunde und sich selbst als Patienten nieder, bis sie sich wieder wohler fühlen. Merkwürdig ist die Erfahrung, daß sich der menschliche Organismus mit der Zeit an das Gift des Skorpions gewöhnt. Eine zweite Verletzung wirkt weniger heftig und nachhaltig, als die erste, und die dritte abermals schwächer, als die zweite. Es wird erzählt, daß Jemand, der diese Erscheinung an sich selbst probiren wollte, es bald dahin brachte, daß er nur den dadurch verursachten, vorübergehenden Schmerz und nichts weiter empfand. Kann der Leser aus diesem Umstand nicht auch mit mir eine Lehre und Warnung ziehen? nemlich diese: Wer die Gewissensbisse einmal über das andere unbeachtet läßt, der wird zuletzt an dergleichen gewöhnt und fühlt endlich die Kraft derselben nicht mehr.

## Ein Licht angezündet vom Herrn.

(Von A. Steen.)

### VII.

Der ganze Tag verging in der einförmigen Bewegung des Bootes auf dem Meere, welches in Frau Braun's Augen zwar rauh schien, aber in Wirklichkeit recht ruhig zu nennen war. Vom Morgen bis zum Abend spähte man, aber kein Segel wollte sich sehen lassen; die Sonne stand hoch im Mittag, ja trat schon langsam ihren Weg von Süden nach Westen an, und immer noch spürte man nicht das geringste Rettungszeichen, auch kein einziges Boot mit den andern Unglücksgefährten ließ sich blicken.

So nahte der Abend heran. Speise und Trank wurde Jedem zugetheilt, und trotz aller Treuherzigkeit genoß jeder seine Portion. Wie sollte es aber gehen in der Nacht, namentlich mit den weinenden Kindern, ohne Bett, ohne irgend welche Bequemlichkeit!

„Welch schrecklicher Gedanke, die Nacht in solchem Zustande auf offener See zuzubringen!“ rief Frau Braun, indem sie sich fester an ihren neben ihr sitzenden Mann klammerte. „Freundlich tröstend redete dieser ihr zu und umschlang sie mit einem Arm, während er in dem andern sein ältestes Töchterlein hielt, das auf seinem Knie eingeschlafen war. Die Mutter hatte den Knaben auf dem Schoß, und Jenny mit dem Kleinen vollendete die kleine Familiengruppe.

„O Philipp!“ rief Frau Braun wieder aus, „wie werden wir durch die Nacht kommen?“

„Wir müssen Geduld haben und die Hoffnung nicht verlieren. Sieh, wie gut ist es bisher gegangen, das Wetter ist so milde, die See so ruhig und wir haben Mondschein.“

„Aber wenn ein Sturm käme!“ sagte sie wieder schauernd.

„Wir müssen dem Allmächtigen vertrauen,“ erwiderte er, ohne eigentlich recht zu wissen, was Gottvertrauen sei. „Uebrigens ist alle Aussicht da, daß das Wetter beständig bleibt, und hoffentlich wird morgen irgend ein Schiff kommen und uns aufnehmen.“

„O, wenn Gott in seiner Barmherzigkeit das doch gewähren wollte!“ sagte Frau Braun mit großem Ernst und hob ihre Augen zum Abendhimmel empor, an welchem ein Stern nach dem andern blinkte.

„Wir wollen ernstlich darum beten,“ sagte Jenny leise. Auch sie war sehr angegriffen, aber das Gebet zu ihrem allmächtigen Helfer und Heiland hielt sie aufrecht und gab ihr solche Ruhe und Zuversicht, daß sie auch ihrer Umgebung beruhigende Worte sagen konnte.

Die Männer, welche am Tage ein wenig geschlafen hatten, ergriffen jetzt die Ruder, während die Andern die Nachtruhe suchten. Bald war Alles im Boot still; Stille herrschte oben an dem majestätisch erleuchteten Sternenhimmel; die Stille des weiten Meeres wurde nur durch das Gemurmel der sich kräuselnden Wellen und die tastmäßigen Ruderschläge der Schiffbrüchigen unterbrochen. Da plötzlich unterbrach Jen-



ny's kleiner Pflingling mit lautem Schreien die nächtliche Ruhe, und die kleine Wärterin that Alles, ihr Baby Nest wieder in Schlaf zu wiegen. Als Alles nicht helfen wollte, versuchte sie, durch Singen das Kind zu beruhigen und sang mit leiser Stimme das Lied, welches sie in der Sonntagsschule gelernt hatte:

Fels des Heils, geöffnet mir,  
 Birg mich, ew'ger Hort, in dir!  
 Laß das Wasser und das Blut  
 Deiner Seite heil'ge Fluth  
 Mir das Heil sein, das frei macht  
 Von der Sünden Schuld und Macht!

Dem, was dein Geseze spricht,  
 Kann mein Wert genügen nicht,  
 Mag ich ringen, wie ich will,  
 Fließen auch der Thränen viel,  
 Tilgt das doch nicht meine Schuld,  
 Herr, mir hilfst nur deine Huld!

Da ich denn Nichts bringen kann,  
 Schmiege' ich an dein Kreuz mich an  
 Nacht und bloß—o, fleid' mich doch!  
 Hülflos—ach, erbarm dich noch!  
 Unrein, Herr, flieh' ich zu dir!  
 Wasche mich, sonst sterb' ich hier!

Jetzt, da ich noch leb' im Licht,—  
 Wenn mein Aug' im Tode bricht,—  
 Wenn durchs finstre Thal ich geh,—  
 Wenn ich vor dem Richter steh,—  
 Fels des Heils, geöffnet mir,  
 Birg mich, ew'ger Hort, in dir!

Jenny hatte zwar das Lied mit leiser, sanfter Stimme gesungen, doch hatte der liebliche Gesang Alle aus dem Schlummer geweckt, und Alle waren tief davon ergriffen. Sogar Männer, abgehärtet gegen Wind und Wetter und Gefahr, ungewohnt, Thränen zu vergießen, wandten sich ab, um sich heimlich die Thränen aus den Augen zu wischen, und mancher Seufzer stieg empor aus den Herzen derer, die auf das köstliche Lied gelauscht und es wie eine Engelsbotschaft aufgenommen hatten.

Frau Braun hatte unter stillen Thränen jedes Wort des Liebes verschlungen. O, wie beneidete sie ihr Kindermädchen um ihren kindlichen Glauben und ihre Gemüthsruhe! Wie nichtig erschien ihr Alles, was die Welt bietet, gegen die Religion, um welche sie sich nie bekümmert hatte, gegen einen Glauben, der einem einfältigen Mädchen solchen Frieden schenkte, daß sie im Angesichte des Todes rühmen konnte: „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist doch du, Herr, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.“

Sie betete ernstlich, wie sie nie zuvor gethan, und erfuhr auch die Erhörung ihres Gebetes: ihr Herz wurde stille, ruhig lehnte sie sich an ihren Mann und schlief bald eben so sanft wie die Kinder. Auch Jenny, die Kleine auf ihrem Schooß fest umschlungen, nickte schlaftrunken und ließ nach und nach ihren Kopf auf das Knie ihres Herrn sinken, zu dessen Füßen sie saß, und schlief ein.

Frau Braun und den übrigen Schläfern schien es, als ob sie so eben erst eingeschlafen seien, als plötzlich lautes Rufen Alle aus ihrem Schlummer weckte, und wie wurde jedes Herz der freudigen Hoffnung voll, als es durch die Morgendämmerung erscholl: „Ein Schiff! ein Schiff! Es feuert gerade auf uns zu!“

„O Madame, hat nicht der Herr geeilt, uns zu helfen?“ sagte Jenny erfreut. „Erst hat Er uns durch den Schlaf er-

quickt, und nun können wir desto besser auf das große Schiff kommen.“

„Aber wir sind noch weit davon,“ sagte Frau Braun furchtsam. „Wer weiß, ob sie uns wirklich sehen, oder wenn auch, ob sie uns aufnehmen können.“

Inzwischen ließen die Ruderer als Nothzeichen eine Rakete aufsteigen, und welche Freude, als die armen Schiffbrüchigen, die erwartungsvoll auf den Erfolg ihres Nothsignals nach dem fernen Schiffe ausschauten, bemerkten, wie ihr Hilferuf von demselben beantwortet wurde und wie dann das stattliche Schiff mit vollen Segeln zu ihrer Rettung herbeieilte. Wie Engelsflügel erschienen ihnen die weißen Segel, lauter Jubel erfüllte die Herzen, und „Gelobt sei Gott! Danket dem Herrn!“ in solchen und ähnlichen Worten machte sich die Freude Luft.

„O Jenny, Kind, wir sind gerettet, wir sind gerettet!“ rief Frau Braun, zitternd vor Aufregung, Jenny's Arm ergreifend. „Hast du nichts zu sagen? Wir sollten ja Alle laut jubeln!“

„O Madame,“ erwiderte Jenny, „ich dachte gerade: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat, und ich hoffe, wir werden nie, nie es vergessen. Aber, wo mögen die andern Bote sein! Ach, wenn doch auch ihnen solche Rettung zu Theil würde!“

„Ja, die Andern! Möge Gott sich ihrer erbarmen, wie Er sich unserer erbarmt hat! Amen! Amen!“ ertönte es jetzt von allen Seiten.

Unterdessen war das Schiff näher gekommen. Es zeigte sich, daß es ein französisches war, und da kam es Allen sehr gut zu Statten, daß Frau Braun des Französischen so mächtig war. Sie erzählte dem Capitän ihre ganze traurige Geschichte; dieser mit der seiner Nation angeborenen Höflichkeit hörte aufmerksam zu und versicherte, daß er mit Freuden die Schiffbrüchigen aufnehmen wolle. Sein Schiff sei zwar vollbeladen mit Waaren, er wolle ihnen aber alle nur mögliche Bequemlichkeit bereiten.

Das Besteigen des Schiffes war zwar noch mit Gefahr und Schwierigkeiten verbunden, aber mit vieler Vorsicht und Gehuld gelang es; Alle hatten endlich das schwankende Fahrzeug verlassen und befanden sich wohlbehalten an Bord des rettenden Schiffes. Zwar nahm dasselbe seinen Lauf nicht nach der Küste, welche sie gesucht hatten, sondern steuerte auf Boulogne los—aber was machte das! Keiner dachte jetzt daran, dazu war die Freude zu groß—sie waren ja gerettet!

Der Mensch denkt und Gott lenkt! Statt in Canada, finden wir etwa drei Wochen später unsere Jenny wieder auf englischem Boden.

„Wir mögen nun unser Fortkommen hier haben oder Mangel leiden,—nichts vermag mich wieder aufs Meer zu bringen,“ sagte Frau Braun entschieden, als die Reisenden endlich in Dover ans Ufer traten, und Jenny, Kind, du mußt uns nie verlassen,“ fügte sie hinzu.

Jenny sah sehr schwach und angegriffen aus; die Leiden und Entbehrungen ihrer ersten und letzten Seereise hatten deutliche Spuren bei ihr zurückgelassen; kaum war sie im Stande, das Kind zu halten. Frau Braun war freilich hoffnungsvoll und muthig, und meinte, sie Alle würden sich auf dem Lande bald wieder erholen. Sie, die stolze verwöhnte Frau, war wie umgewandelt, und meinte, den dummen Stolz wollten sie jetzt fahren lassen, ihr Mann brauche sich nicht zu schämen, eine Stelle als Schreiber oder Commis anzunehmen, sie wolle

sich mit einer kleinen Wohnung begnügen, mit Jenny alle Hausarbeit angreifen, ja, sie war willig, Alles, Alles zu thun, wenn sie nur im lieben, alten England bleiben könne.

Bald hatten sie ein billiges, einfaches Hotel ausgesucht, in welchem sie sich vorläufig niederließen, natürlich auch Jenny. Diese hatte zwar zuerst als Frau Braun so freundlich ihr gesagt, daß sie immer bleiben müsse, geschwiegen, im Gedränge am Ufer hatte ja die Kleine sie ganz in Anspruch genommen, jetzt aber kam sie und sagte in ihrer gewöhnlichen höflichen, bescheidenen Weise: „Ich möchte so gern bei Ihnen bleiben, Madame, und ich will für Sie arbeiten, so gut ich nur immer kann.“

Freundlich nahm ihre Herrin diese Worte auf, und versprach, wenn ihre Verhältnisse besser würden, wolle sie nicht vergessen, welch ein zuverlässiges, treues Mädchen sie ihr in den schweren Zeiten gewesen. Das selbstlose Mädchen dachte aber nicht im Entferntesten daran, sondern bat nur um das, was zu ihrem nothwendigen Unterhalt erforderlich sei; Kost und Kleidung seien ihr genug, Lohn erwarte sie durchaus nicht.

Das Gerücht von dem verunglückten Schiffe hatte gar bald England erreicht und die Tagesblätter hatten weit und breit durchs ganze Land die Namen der Passagiere desselben getragen. Philipp Braun's Freunde machten eine rühmliche Ausnahme—zu ihrer Ehre muß man es aussprechen—von den gewöhnlichen Weltfreunden, die bekanntlich gern Genossen des Glücks und der Freude derer sind, die sie Freunde nennen, im Unglück aber kalt und fremd ihnen den Rücken kehren. Braun's Freunde bewährten sich vielmehr als Freunde in der Noth und thaten Alles, um ihn fortzuhelfen. Durch ihre Bemühungen erhielt er bald eine Stelle in London, und ob auch zuerst mit keiner hohen Einnahme, so genügte doch dieselbe den bescheidenen Ansprüchen, welche das fleißige Ehepaar machte. Frau Braun griff im Hause tüchtig mit an, sparte und richtete Alles praktisch ein; man hätte in der fleißigen Hausfrau die früher so nervöse, zarte, verwöhnte, elegante Dame nicht wieder erkannt.

Jenny war also wieder in London, kaum eine Stunde Weges von ihrer Pflegemutter, und nachdem Frau Braun in ihrem kleinen Hause die nöthigsten Einrichtungen besorgt hatte, gewährte sie gern Jenny's Bitte ihrer Pflegemutter, Frau Fink, schriftlich Nachricht über die letzten Ereignisse zu geben.

Frau Fink ließ nicht lange auf Antwort warten, schon am folgenden Tage war sie selbst da. Es war rührend, die sonst so starke, feste Frau zu sehen, wie sie immer und immer wieder Jenny in ihre Arme nahm und ans Herz drückte und ihren Thränen der Freude und der Nahrung freien Lauf ließ. Eine Mutter hätte sich nicht mehr über ein wiedergeschenktes Kind freuen können. Dann, fast als ob es einer Frau unwürdig wäre, zu weinen, trocknete sie hastig ihre Thränen und versuchte wieder ganz fest zu sein. Sie ließ sich von Jenny Alles erzählen, was sie freilich größtentheils schon aus den Tagesblättern wußte, und fragte dann noch besonders nach ihrer Schwester. Diese war mit in einem der andern Böte gewesen, welche die, in dem ersten Boote, aus den Augen verloren hatten. Das konnte Jenny Frau Fink mittheilen, daß ihre Schwester ihr noch beim Hinunterlassen vom Schiff ins Boot behülfslich gewesen, daß sie so freundlich Abschied von ihr genommen mit den Worten: „Sei gutes Muthes, Kind, wir werden uns wiedersehen!“—„Ich glaube, sie meinte, im Himmel,“ fügte Jenny hinzu.

Frau Fink verbarg still weinend das Gesicht in beiden Händen, dann, als sie sich beruhigt hatte, hielten die Beiden ein

langes Gespräch über Jenny's jetzige Stellung und ihre Zukunft, und die treue Pflegemutter freute sich, daß ihr Schützling hier so wohl aufgehoben war und von ihrer Herrschaft geschätzt und geliebt wurde. Sie lud Jenny freundlich ein, sie zu besuchen, diese aber mochte Nichts bestimmt annehmen, da Frau Braun sie jetzt kaum entbehren könne. Daß sie übrigens der freundlichen Einladung Folge leisten werde, sobald sie nur irgend abkommen könne, war ja selbstverständlich. Mit herzlichen Worten schied dann die gute Frau. Sie bat Jenny noch, ihrer fürbittend zu gedenken, daß sie im Blick auf ihre geliebte Schwester, die wahrscheinlich in dem Meer ihr Grab gefunden, recht beten könne: Dein Wille geschehe!

Woche auf Woche war vergangen, immer noch war keine Nachricht von der Schwester da. Das Boot, welchem der Capitän und seine Frau mit Andern sich anvertraut hatten, wurde zwar endlich, nachdem es Tage lang auf dem Meer umhergeworfen war, von einem vorbeisegelnden Schiffe gesehen, das den Rest der armen Schiffbrüchigen aufnahm—ach, es waren ihrer nur noch Wenige, der Tod hatte schrecklich unter der kostbaren Ladung des gebrechlichen Fahrzeugs aufgeräumt!—aber von den andern Böten und den Insassen derselben hörte man gar Nichts, und die trauernden Verwandten konnten die Ihrigen nur der unendlichen Barmherzigkeit Gottes anbefehlen.

Die Anstrengung, mit welcher Jenny die nun folgenden zwei Jahre arbeitete, überstieg fast die Kräfte der jungen Magd. Sie war unermüdlich, immer willig, viel mehr zu thun, als von ihr gefordert wurde. Nur dann und wann, sehr selten, kam eine Waschfrau, alles Andre im Haushalt, sammt Nährarbeit und Pflege der Kinder besorgte Frau Braun ganz allein mit ihr. Und wie manchmal bedurften die Kinder bei Unwohlsein der besonderen Pflege, und als Frau Braun einmal vierzehn Tage krank war, lag die ganze Last allein auf Jenny's Schultern. Es war fast zu viel, da sie ja auch ohnedies gar nicht stark war.

Daß ihre Herrschaft vorwärts kam, war leicht zu sehen und war für Jenny eine große Freude. Immer netter und eleganter wurde die Einrichtung des Hauses, ein Stück Möbel nach dem andern wurde angeschafft, und wenn auch nicht in so großartigem Styl, so bekam doch Alles wieder in etwa das Ansehen ihrer früheren Häuslichkeit.

Als aber nach einiger Zeit die Familie einen noch viel größeren Schatz und Zuwachs erhielt durch die Geburt eines lieben Kindleins, wurde auch noch eine tüchtige Magd für Küche und Hausarbeit ins Haus genommen. Jenny sollte von jetzt an nur für die Kinder sorgen. Das war ihr natürlich eine große Erleichterung, und als sie später mit den Kindern drei Wochen nach Brighton gewesen und so recht die frische Seeluft genossen hatte, kehrte sie gestärkt und heiter zurück und mit neuem Muth ging's an die Arbeit.

So verging wieder ein Jahr, aber leider hatte nach und nach das Gefühl der Müdigkeit wieder so die Oberhand bei Jenny gewonnen, daß das arme Mädchen zuweilen fast darunter erlag. In den drei Jahren, welche sie in der Braun'schen Familie verlebte, hatte sie sich in ihrem äußern Wesen sehr zu ihrem Vortheil verändert, ihr Benehmen und ihre Sprache hatten sich in ungekünstelter Weise veredelt und verfeinert. Ihr Lohn war ein beträchtlicher geworden, und manches Pfund konnte sie zurücklegen. Sie war immer sehr nett gekleidet, fast übertrieben reinlich, aber sehr einfach; kein Penny wurde unnütz ausgegeben; für unnöthige Schmuckfachen hatte sie auch die geringste Ausgabe gescheut. Ihre Erspar-



nisse wurden zu einem besondern Zweck zurückgelegt, den sie eines Tages ihrer Herrin, als sie dieselbe um Erlaubniß bat, einen Nachmittag bei Frau Fink zubringen zu dürfen, auf ihr Befragen anvertraute. Einfach kindlich erzählte sie: „Sie kennen ja meine Geschichte, Madame, ich habe Ihnen mehr als einmal erzählt, wie unwissend ich war, und wie ich mich freute, als ich etwas lernen durfte. Wie oft habe ich gewünscht, eine reiche Dame zu sein, damit ich vielen armen Mädchen, wie ich früher eins war, helfen könnte. Ach, es gibt ihrer so Viele, ich war nur Eine aus Tausenden, wovon die meisten noch viel elender sind, als ich es war! Nun habe ich ein wenig gespart; ich denke, es reicht aus, zwei arme Mädchen zu kleiden und zur Schule zu schicken — und wer weiß, welchen Segen es Ihnen bringt, wenn sie dem Straßenleben entrissen und nun als Christkinder unterrichtet und erzogen werden. Es würde Ihnen um ihrer Kinder willen nicht angenehm sein, wenn ich selbst in die schmutzigen, ungesunden Wohnungen ginge, und

eben darum möchte ich gern zu Frau Fink, um sie zu bitten, zwei der ärmsten kleinen Mädchen für mich auszusuchen.“

Gern hätte ja Frau Braun die Bitte ihres treuen Mädchens sogleich erfüllt, allein da der kleine Wilhelm gar nicht wohl war und der besonderen Pflege bedurfte, mußte der Besuch noch für einige Tage aufgeschoben werden.

Jenny selbst war zwar nicht eigentlich krank, aber doch auch immer noch gar nicht recht kräftig zu nennen. Sie war so mager und aufgeschossen, zu groß für ihr Alter, „ganz aus der Kraft gewachsen,“ wie Frau Braun zuweilen bemerkte, wenn des Mädchens Kraftlosigkeit nur zu deutlich zu sehen war. Sie selbst suchte mit freundlichem Lächeln, halb spassend, ihre Herrin damit zu beruhigen, die Zeit des Wachstums müsse ja bald vorbei sein, wenn sie nicht eine ungeheure Riesin werden sollte, die sich in den Schaubuden für einen Penny sehen lassen könne.

(Schluß folgt.)

## Aus dem Lipperland.

Von Paul Beck.

### I.

Das Fürstenthum Lippe bildet eine der schönsten Landstrecken Westphalens. Nah und fern hört man von der Anmuth und Schönheit dieses Landes reden, und schwerlich wird man im ganzen nördlichen Deutschland eine ähnliche Gegend finden, die so viele Natur Schönheiten in demselben kleinen Raum darbietet. Berge und Wälder, Hügel und Thäler durchziehen das ganze Land; es fehlt aber auch nicht an ausgedehnten Thalebenen mit fruchtbaren Aekern und Wiesenflächen. Kein Wunder, daß man es auch das „schöne Lipperland“ nennt.

Für die Glieder der Evang. Gemeinschaft hat es noch ein anderes Verhältniß mit dem „schön“ sein. Wir haben hier nemlich ein wackeres Häuflein Seelen, die durch die Wirkksamkeit der Evang. Gemeinschaft Jesum gefunden haben, und die nun mit Ernst ihr Seelenheil ausschaffen. In Detmold, der Hauptstadt des Landes, sollten wir ein Kirchlein besitzen, was dem Werke Gottes hier im Lippischen ungemein Vorſchub leisten würde. Nun, vielleicht gelingt es dem Schreiber dieses ein größeres Interesse für das Missionswerk alhier zu erwecken. Möge es der Herr schenken!

Das kleine Lipperländchen nimmt in der Weltgeschichte eine größere Stellung ein, als mancher andere größere Staat. Hier hat Hermann der Cherusker die römischen Heerschaaren geschlagen und Deutschland im Jahr 9 nach Christus vom römischen Joch befreit. Hier steht auch das größte Denkmal der Welt, welches die deutsche Nation dem Hermann gesetzt hat.

### Die Schlacht im Teutoburger Wald.

Hermann, auch Armin genannt, war der Sohn des Segimer, Häuptling der Cherusker, und wurde geboren im Jahr 17 oder 16 vor Christo. Als Jüngling trat er mit seinem Bruder Flavius, wie viele andere germanische Edle, in römische Kriegsdienste und kämpfte wahrscheinlich unter Sarturninus als Anführer deutscher Hülfsvölker in Paenonien und Dalmatien. In dem römischen Heere wurde er in der Kriegskunst der Römer geschult, er lernte ihre Politik, ihren Charakter und ihre Gesinnung kennen. Durch seine große Tapferkeit erwarb

er sich römisches Bürgerrecht und die römische Ritterwürde. Gegen Ende des Jahres 8 kehrte er in seine Heimath zurück.

Die Römer hatten schon längst versucht, die freien germanischen Volksstämme in ihre Welt Herrschaft herein zu ziehen und sie zu ihren Unterthanen zu machen. Sie hatten auch bereits schöne Erfolge in Germanien gehabt. Der Kaiser Augustus sah den Zeitpunkt gekommen, Deutschland zu einer römischen Provinz zu machen. Er ernannte Publius Quintilius Varus zum Statthalter, welcher die Einrichtung der neuen Provinz ins Werk setzen und die Verwaltung derselben übernehmen sollte. Hermann aber wirkte im Geheimen unter seinem Volke und begeisterte mit seiner Rede die übrigen Fürsten und Anführer desselben. Er trat an die Spitze des cherusischen Bundes, der fast alle westphälische Völkerschaften umfaßte, um dem verhassten Feind den Untergang zu bereiten.

Varus merkte in seinem Hochmuth nichts. Selbst als Hermann's Schwiegervater, Segestes, den ganzen Plan verrieth, blieb er in seiner Sicherheit und hielt die Deutschen für viel zu einfältig, als daß sie einen so klugen Anschlag erdenken sollten. Um nun Varus von seinem festen Lager weg in gefährlichere Gegenden zu locken, mußte ein entfernteres Volk einen Aufstand erregen. Varus brach mit einem Heere von mindestens 40,000 Mann gegen dasselbe auf. Als die Römer mitten in den Wildnissen des Teutoburger Waldes waren, in der Gegend der Dörenschlucht, fielen verabredeter Weise die Deutschen von allen Seiten auf sie ein. Die Römer dachten an keinen Angriff; ohne Ordnung, mit vielem Gepäck, sogar mit einem Haufen Frauen und Kinder, zogen sie durch das rauhe Waldgebirge. Der Sturmwind brauste in den Gipfeln der Bäume und der Regen hatte den Boden ganz durchweicht. Da kamen plötzlich von allen Höhen und aus allen Schluchten die Schaaren der Deutschen, die solche Wege und solches Wetter gewohnt waren, hervor und griffen die erschrockenen Römer an. Diese vertheidigten sich, so gut es ging. Aber die Sehnen der Bogen waren vom Regen erschlafft, die übrigen Waffen waren auch meist verdorben. Am Abend gelang es ihnen, einen Platz zum Lager zu finden und sich zu verschanzen, so daß sie

doch einige Stunden ausruhen konnten.—Am zweiten Schlachtag setzten die Römer ihren unseligen Marsch fort. In geordneterem Zuge gelangten sie weiter auf waldfreies Terrain, erlitten aber auch hier Verluste. Und als nun die Germanen, deren Zahl stets zugenommen hatte, mit vermehrtem Ingrimm auf die Römer losstürzten, da geriethen Fußvolk und Reiterei in die größte Unordnung, so daß sie sich selbst schaden. Die geschwächten Legionen konnten am Abend nur ein Lager mit niedrigerem Walle und seichterem Graben aufschlagen, als es

eigentlich römischer Kriegsgebrauch war. Dann aber brach der dritte Schlachtag an. Der Regen troff vom Himmel, und ein mächtiger Sturm durchbrausete den Wald. Allgemeine Muthlosigkeit herrschte bei den Römern. Die Deutschen aber griffen wieder frisch an und jubelten laut, daß der Haufen der Römer immer kleiner und kleiner wurde. Hermann war die Seele des Kampfes; in ungestümer Tapferkeit sprengte er auf die Römer ein; sein Beispiel und Zuruf lenkte die Schaaren. Varus, bereits verwundet, sah den gewissen Untergang seines ganzen Heeres vor Augen. An Allem verzweifeln, stürzte er sich in sein Schwert; seinem Beispiel folgte auch Eggius, der erste Lagerpräfekt und viele andere Offiziere. Der Adlerträger der 17. Legion brach den Adler von der Stange und warf sich mit ihm in den blutigen Sumpf.

Der Widerstand der Römer hörte auf, die Anführer waren dahin gesunken. Sejonius, der zweite Lagerpräfekt, ergab sich mit dem Ueberbleibsel des Heeres auf Gnade und Ungnade. Die Reste der Germanen war furchtbar. Schreckliches Gericht harrte der Gefangenen: in den heiligen Hainen, an den Altären sanken sie hin, ein wohlgefälliges Opfer den heimischen Göttern; besonders hartes Loos traf die gefangenen Abolaten.

Einem von diesen rissen sie im Zorn sogar die Zunge heraus, unter dem Zurufe: „Nun höre auf zu zischen, Ratter!“ Andern wurden die Hände abgehauen und die Augen ausgerissen. Des Varus Haupt wurde von dem halbverbrannten Kumpfe getrennt und an Marbod geschickt, der es Tiberius überbandte. Von einem Hügel aus hielt Hermann eine feurige Rede an die Sieger; er pries die Macht der Deutschen, welche endlich das schmachliche Joch der Fremden zerbrochen, er rühmte die ausharrende Tapferkeit der Krieger und den gewaltigen Sieg, voll

Hohn und Spott wies er hin auf die eroberten römischen Feldzeichen und Adler.

Die Nachricht von dieser Niederlage verbreitete in Rom Furcht und Schrecken. Der greise Kaiser erbebt, zerschneidet sein Kleid und mit dem Kopf gegen die Wand rennend, rief er verzweiflungsvoll aus: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“

Hermann hat also den Ruhm die deutsche Sprache, Sitte, Gesinnung und Recht gerettet zu haben; seinem Einfluß, Macht und Tapferkeit gelang es seinem Vaterland die Schmach zu ersparen ein römisches Land zu werden! — Um jene Zeit aber lebte noch ein Mann, der weit mehr ausgerichtet hat für die Menschheit als dieser, der nicht bloß Deutschland, sondern die ganze Welt befreite und erlöste vom Joch der Sünde und



Das Hermann's Denkmal bei Detmold.

der Gewalt des Satans, der ein Fürst dieser Welt ist. Es ist der Herr Jesus Christus! Kennst du ihn, lieber Leser? Hat er dich auch schon frei gemacht, recht frei?!

## II.

Die deutsche Nation hat dem Cherusker Hermann auf der Grotenburg, eine Stunde von Detmold, der Hauptstadt des Lipperlandes ein riesiges Denkmal gesetzt, zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands vom Römerjoch. Der Bildhauer Ernst von Bandel hat die Idee der Gründung und Ausfüh-



zung dieses Denkmals übernommen. Im Jahr 1837 durchwanderte Bandel den Teutoburger Wald und erkannte in dem 1200 Fuß hohen Gipfel der Grotenburg den geeignetsten Punkt zur Errichtung des Hermanns Denkmals. Von dieser Bergesspitze aus, hat man den vollständigen Ueberblick über die Gegend, wo Hermann den Varus schlug. Im Jahr 1833 steckte Bandel den Platz für das Denkmal ab, und am 9. Juli desselben Jahres wurde mit den Arbeiten auf dem Berge begonnen.

Der Kegelform der Grotenburg sich anpassend hat Bandel für den Unterbau den Kreis als Grundform und bei deren weiteren Theilung das Zwanzigeck genommen, um an allen Seiten gleiche Ansichten zu erlangen. Auf dem Baugrund des Denkmals, welcher 11 Fuß tief ist, wurde in der Mitte eine Kupfertafel niedergelegt, auf welche eingäht war, daß C. von Bandel im Jahr 1838, als Leopold, Fürst zur Lippe, regiert, die Tafel gelegt, um darauf Armin, dem Befreier Deutschlands ein Denkmal zu errichten, als ein Mahnzeichen zur Einigkeit aller deutschen Stämme!

Der Sockel des Unterbaues hält 66 Fuß im Durchmesser und ist 23 Fuß 8 Zoll hoch. Auf diesem runden Sockel steigt 33 Fuß 9 Zoll hoch senkrecht der Mittelbau empor, welcher in seiner Grundform ein regelmäßiges Zwanzigeck ist. An diesem schließen sich zehn strahlenförmig auslaufende Strebe Pfeiler an. Ueber diesem Mittelbau strebt eine Wulst- und Gewölbeconstruction 12 Fuß 6 Zoll hoch empor, welche dem Baue die Krönung gibt. Ueber dieser Wulst- und Gewölbeconstruction läuft um den ganzen Bau eine Gallerie, von 4 Fuß Lichtbreite und mit einer 4 Fuß 9 Zoll hohen Brustwehr umgeben; auf ihr haben 300 Menschen bequemen Raum. An der Ostseite des Denkmals ist eine 8 Fuß breite Treppe angelegt. In dem Mittelbau steigt man auf einer Wendeltreppe 69 Stufen auf die Gallerie. Von dieser Gallerie setzt sich eine Treppe mit 28 Stufen weiter fort in dem hohlen Kuppelraum, in welchem die Grundlage des eisernen Befestigungsgerüsts des Standbildes ist.

In mehreren Nischen des Denkmals sind auch Verzierungen angebracht. In der einen ist das Relief des deutschen Kaisers Wilhelm I. Dasselbe ist 5 Fuß im Quadrat gegossen, aus einer in der Schlacht bei Gravelotte eroberten Kanone, welche der Kaiser auf Bitten Bandels zu diesem Zweck geschenkt hatte. In der Mitte der Platte ist der Kopf in Profil, ohne Lorbeerkranz, welchen der Kaiser sich verbeten hatte. Ueber dem Kopf stehen die Worte: Wilhelm Kaiser; über diesen in kleiner Schrift links: 22. März 1797, rechts: König von Preußen, 2. Januar 1861; unter dem Kopf die Worte: Erster Kaisertag Versailles 18. Januar 1871, unter 1871 in kleineren Zahlen 1870, links von dieser Zahl: Krieg 17. Juli 1870, rechts Frieden 26. Februar 1871. Von unten her zieht sich zu beiden Seiten des Kopfes hinauf ein Eisenkranz, links mit den Namen: Saarbrücken, Weisenburg, Woerth, Spichern, Forbach, Courcelles, Bionville, Gravelotte, Metz, Rheims, Beaumont, Sedan, Rouen, Amiens, Dieppe; rechts: Pontarlier, Rimpelgard, Belfort, Dijon, Neu-Breisach, Straßburg, Colmar, St. Denis, Tours, Orleans, Paris, Mencon, Le Mans. Unter dieser Porträtplatte ist eine Kupferplatte, welche die Inschrift trägt:

Der lang getrennte Stämme vereint mit starker Hand,  
Der welche Macht und Lücke siegreich überwand,  
Der längst verlernte Söhne heimführt zum deutschen Reich  
Armin, dem Retter, ist er gleich.

In der nächsten Nische befindet sich die Inschrift:

Nur weil deutsches Volk verwirrt und durch Uneinigkeit

machtlos geworden, konnte Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen, mit Hilfe Deutscher Deutschland unterjochen; da endlich 1813 scharten sich um das von Preußen erhobene Schwert alle Deutschen Stämme ihrem Vaterlande aus Schmach die Freiheit erkämpfend.

Leipzig 18. October 1813. Paris 31. März 1814.

Waterloo 18. Juni 1815. Paris 5. Juli 1815.

Die folgende Nische enthält eine Stelle aus Tacitus (Annal. II., 88):

Arminius liberator hanc dubie Germaniae et qui non primordia populi Romani, sicut alii reges ducesque, sed florentissimum imperium lacessierit: proeliis ambiguus, bello non victus.

Endlich noch: Am 17. Juli 1870 erklärte Frankreichs Kaiser, Louis Napoleon, Preußen Krieg, da erfunden alle Völkerstämme Deutschlands und züchtigten von August 1870 bis 1871, immer siegreich, französische Uebermuth unter Führung des Königs Wilhelm von Preußen, den das deutsche Volk am 18. Januar zu seinem Kaiser erhob.

An dem obersten Steinringe des Baues sind an der Ostseite die Worte eingebauen:

„C. von Bandel 9. Juli 1838, 17. Juni 1846.“

Der ganze Unterbau ist von hartem Quadersandstein ausgeführt. Alle Schichten desselben liegen horizontal, alle Ecken und Kanten sind fugenfrei.

Zur Verhütung irgend welcher möglichen Schiebung sind die Werkstücke in den Fugen durch Ebern verbunden. Im Ganzen lagern vom Fuß des Sockels, bis zum Ringe auf der Kuppel 57 Steinschichten.

Auf den 93 Fuß hohen Unterbau kommt die Figur. Diese erhebt sich von einer 5 Fuß hohen Sockelplatte aus, welche auf den die Kuppel schließenden Steinring gearbeitet ist; sie stützt sich mit dem linken Arme auf den Schild, so daß sie in einer etwas gesenkten Stellung dasieht, und erreicht eine Körpergröße von 50 Fuß 4 Zoll, von der Sockelplatte bis zur Helmspitze 55 Fuß; bis zur rechten erhobenen Faust 61 Fuß und bis zur Schwertschärpe 85 Fuß. Mit der Standplatte ist die ganze Figurenhöhe 90 Fuß, der Unterbau mißt 93 Fuß, mithin ist die Höhe des ganzen Denkmals 183 Fuß. Die Gewandung der Figur ist ein enger mit Pelz verbrämter Rock mit kurzen Aermeln, enge Lederhose, mit Pelz verbrämte Schnürstiefel. Ein faltiger Mantelüberwurf, der über der Brust festgehalten wird, umwallt den Oberkörper, ein Flügelhelm bedeckt den Kopf. Mit dem linken Fuß tritt sie auf einen römischen Legionsadler und Ruthenbündel. Der Schild wiegt 23 Centner, in der Mitte desselben steht das Wort: Treuefest; die rechte erhobene Faust hält das Schwert, dasselbe ist 24 Fuß lang und wiegt 11 Centner. Auf jeder Seite desselben steht eine Reihe vergoldeter Buchstaben in erhöhter Schrift und zwar:

Deutsche Einigkeit meine Stärke,  
Meine Stärke Deutschlands Macht.

Die Figur besteht aus ungefähr 200 Kupferstücken mit einem Gewicht von 237 Centner, ohne die Winkel und das, was nicht mit gerechnet werden kann. Alles ist aus geraden Kupferblechen von Bandel selbst angefertigt und getrieben worden, wie er selbst sagt: „mit Hammer und Zange, mit Feuer und Armschmalz!“

Das Befestigungsgerüst der Figur ist von Eisen. Der Haupttragcylinder ist 67½ Centner, der rechte Beincylinder ist 33 Centner und die Schiene im linken Beine von Doppel-T-Eisen ist 24 Centner schwer. Die beiden Brustcylinder wiegen je 20 Centner, der Kopfcylinder 15 Centner. Die Rippen

des Eisengerüstes innerhalb des Schildes sind 36 Centner schwer. Wir sehen, daß eine ungeheure Schwere auf dem steinernen Unterbau ruht.

Daß dieser gewaltige Bau auch viel Geld gekostet hat, obgleich Bandel seine Arbeit dazu schenkte, ist leicht erklärlich. Man gibt die runde Summe von 90,000 Thaler an. Dafür hätte manches Kirchlein können gebaut werden, und gewißlich würde dem deutschen Volk mehr Segen daraus entstanden sein, als dieses Denkmal demselben nützt.

Als im Sommer 1880 der theure und werthgeschätzte Bischof Escher seinen ersten Besuch im Lippischen machte, um das Missionswerk daselbst kennen zu lernen, wurde auf ein Besuch des Denkmals projectirt, zumal in der Nähe desselben eine Landbestellung für ihn ausgegeben war.

Es war ein ungemein heißer Tag, als der werthe Bischof Escher, der liebe Bruder Hinte, Borsf. Vestefer des Norddeutschland Districts, und Schreiber dieses, die 20 Kilometer von Lemgo über Detmold nach dem Denkmal auf der Grotenburg marschirten.

Als wir den 1200 Fuß hohen Gipfel der Grotenburg erstiegen hatten, waren wir wie im Schweiß gebadet! Nach einer

kurzen Erholung bestiegen wir noch das Denkmal bis zur Gallerie. Von da aus konnten wir das ganze Lipperland übersehen, bei klarem Wetter und mit Ferngläsern versehen, soll man bis Dortmund, Minden, Rinteln und noch weiter sehen können. Mein Herz fühlte sich recht gehoben, von einem solch hohen Standpunkt aus, die vielen Städte und Dörfer des schönen Lipperlandes zu erblicken, die alle noch von der Ev. Gemeinschaft besetzt werden sollen. Die Zeit ist gewiß nicht mehr fern, wo eine Stadt und ein Dorf um's andere, sich uns aufschließt, und von unsern Missionaren bereist werden kann, welche die Fahne Zmannuels entfalten und das Wort vom Kreuz verkündigen; bald wird man allgemein singen hören vom Sieg, ja vom Sieg in den Hütten der Gerechten! Ich konnte nur im Stillen seufzen: O Herr, segne das Lipperland!

Wir stiegen nun wieder herunter, und war uns das Besteigen des Berges schon sauer geworden, so war der Rückweg nicht minder beschwerlich. Am Abend hatten wir Gelegenheit den theuren Bischof Escher noch einmal predigen zu hören. Die Ewigkeit wird's offenbaren, welchen Segen diese Predigt gestiftet! Möge der Herr noch Großes hier thun; und sich ein mächtiges Volk erwecken, das zu allen guten Werken geschickt ist!

## Fortschritte in Palästina.

Es war im Jahre 1846, als ein junger Württemberger (C. Schick) sich in das heilige Land begab und dort seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Seitdem ist derselbe als einer der tüchtigsten Palästinaforscher bekannt geworden und hat zahlreiche Berichte, Pläne, Karten in die alte Heimath gesandt, wo die württembergische Regierung sein Streben durch die Verleihung des Titels eines königlichen Bauraths anerkannte. Es ist jetzt ein Menschenalter darüber vergangen, seit Schick sich in Palästina befindet; er hat die großen Veränderungen, welche in dem Lande sich vollzogen, unter seinen Augen vor sich gehen sehen und dieses hat ihm Anlaß zu einem Rückblick gegeben, indem er ausführlich die Fortschritte der letzten 35 Jahre schildert.

Indem wir einzelnes daraus hervorheben, sehen wir, wie gewaltig der Einfluß der europäischen Kultur und Civilisation auf dieses unter türkischer Botmäßigkeit stehende Land ist und wie trotz Mißregierung und mohammedanischem Fanatismus das Gute auch dort sich allmählig einbürgert, so daß der Ausblick in die Zukunft ein durchaus erfreulicher ist. Wie mag es in hundert Jahren im heiligen Lande aussehen? Mit dem bis jetzt erzielten Fortschritte vor Augen dürfen wir wohl antworten: Wesentlich besser als heute!

Aber der Fortschritt war langsam. Das erste Räderfuhrwerk kam im Jahre 1858 nach Jerusalem und wurde zum Veranschaffen der Steine beim Bau des österreichischen Hospizes verwendet. Zehn Jahre später fuhrn einige Konsuln schon in Chaisen und dann wurden auch die Thore der heiligen Stadt so eingerichtet, daß ein Wagen sie passiren konnte; daraus ergab sich die Verbesserung des Pflasters und mit der Zeit wurde die wichtige Straße von Jerusalem nach seinem Hafen Jaffa so verbessert, daß gegenwärtig der Weg von den Reisenden zu Wagen in einem Tage zurückgelegt werden kann; selbst bis Bethlehem gehen Wagen.

Verkehr bringt Verkehr. Im Jahre 1846 berührte nur alle vier Wochen ein Drieser Dampfer die syrische Küste, der aber nur in Beirut landete, von wo die Passagiere in arabischen

Segelbooten nach Jaffa fahren mußten. Jetzt laufen in Jaffa alle Wochen mehrere Dampfschiffe an. Vor einem Vierteljahrhundert ging jeder Brief von Jerusalem mit der türkischen Post erst nach Beirut und von dort auch kamen die Briefe für Jerusalem an. „Da lief denn ein Mann, der wieder lesen noch schreiben konnte, mit den Briefen in ein Sacktuch gebunden, in den Straßen der Stadt hin und her und jeder konnte sich da seine Briefe aussuchen und nehmen, wenn er die darauf haftende Tage bezahlte, wobei viele verloren gingen.“ Heute gibt es verschiedene europäische Postanstalten in Jerusalem, und die Briefe werden so sicher befördert wie bei uns. Dazu haben alle Hafenstädte und die wichtigsten Binnenstädte Telegraphen. Wir können direkt nach der Geburtsstätte des Heilands telegraphiren.

Natürlich hat die Zahl der Reisenden mit der Verbesserung der Verkehrsanstalten sich wesentlich gehoben und eine natürliche Folge war die Errichtung von Hotels. Ehedem wurden Reisende bloß in den Klöstern aufgenommen; in Jaffa entspricht das von einem deutschen (Hardegg) gehaltene „Jerusalem Hotel“ allen Ansprüchen, und das große „Mediterranean Hotel“ in Jerusalem wird ebenfalls gelobt. Nun trafen auch die Franziskanerklöster bessere Einrichtungen zur Aufnahme der Reisenden und nicht selten werden in ihnen hohe Gäste aufgenommen. Im armenischen Kloster zu Jerusalem können jetzt 6000 Pilger wohnen. Protestantische Reisende finden Unterkunft im Hospiz der Johanner des protestantischen Zweiges. Selbst in der Jerichoebene steht ein „Jericho-Hotel“, freilich primitiver Natur, aber doch besser als der kahle Boden und in Bethlehem besagt das Schild eines Deutschen, daß man dort einkehren möge.

Deßgleichen haben sich die Wohlthätigkeitsanstalten gehoben. Die Londoner Mission errichtete das erste Spital; es folgte Moses Montefiore mit der Erbauung eines Spitals für Juden, die Kaiserswerther Diakonissenanstalt u. s. w. Jetzt gibt es in Jerusalem schon zwölf studirte Aelzte, darunter drei Deutsche, und in Bethlehem wohnt ein deutscher Apotheker.



Nützlich ist auch der Fortschritt auf dem Gebiet des Erziehungswesens gewesen. Gab es auch niedrige arabische Schulen schon lange, so besteht doch erst seit zwölf Jahren eine höhere Schule für mohammedanische Jünglinge, wo auch Französisch gelehrt wird. In Naplus wird eine ebensolche Schule errichtet. Vor allem aber wirken die christlichen Schulen für die Volksbildung. Den Anfang damit machten schon vor 40 Jahren amerikanische Missionare, die später nach Beirut übersiedelten. Der evangelische Bischof Gobat errichtete 1847 verschiedene Schulen für das Volk, in denen auch englisch gelehrt wurde und infolge dessen rafften sich auch Katholiken und Griechen auf, bauten Schulen und jetzt können in Dörfern und Städten verhältnismäßig mehr Menschen lesen und schreiben als früher. Selbst höhere Schulen sind entstanden; sie alle wirken segensreich, können aber hier nicht aufgeführt werden, und wir begnügen uns mit der Erwähnung jener des „Tempel“, der bekannten protestantischen Sekte aus Württemberg. Handwerke werden in dem von der englischen Mission errichteten Industriehaus gelehrt, aus welchem jene in ganz Europa bekannten Schnitzereien aus Olivenholz stammen. Ueberall im Lande, besonders auch in Jerusalem, haben die verschiedenen Handwerke und der Handel in den letzten fünfzehn Jahren sehr zugenommen, während früher in der Hauptstadt manche Handwerke ganz fehlten; auch war vieles von europäischen Erzeugnissen gar nicht zu bekommen. „Ich erinnere mich, daß ich vergeblich nach Eisendraht oder Schrauben suchte, und noch weniger einen Schleiffstein fand. Jetzt ist hier alles zu erwerben, was ein Europäer etwa brauchen mag, sei es an Kleidern, an Mobiliar oder Nahrungsmitteln.“ Auch für den gewöhnlichen Mann haben sich die Verhältnisse gebessert; es fehlen nicht Bäcker, und Jerusalem hat seinen Konditor und schon sind Dampfsmühlen eingerichtet, welche die Handmühle verdrängen.

In dem holzarmen Lande fehlte es an Brennmaterial, jetzt

ist dasselbe durch regen Steinkohlenhandel genügend vorhanden, die hohen Delpreise führten das Petroleum ins Land, das jetzt selbst in den Hütten der Armuth brennt. Für die zunehmende Handelsthätigkeit sprechen auch die zahlreichen neuen Geschäfte und Verkaufsläden, die sich, seit Schick in Jerusalem wohnt, vervierfacht haben. Oft genug ist schon der Bau einer Eisenbahn von Jerusalem nach Jaffa besprochen worden, doch scheitert derselbe noch daran, daß Jaffa keinen Hafen, nur eine Khebe besitzt, und der Hafenbau müßte dem Bahnbau vorangehen.

Auch auf dem Gebiete der Bauten herrscht Fortschritt; in Jerusalem hat sich in den letzten 25 Jahren die Zahl der Wohnstätten verdreifacht, Bethlehem macht den Eindruck einer neugebauten Stadt, ebenso Nazareth und Haifa am Fuße des Karmel, wo die deutsche Kolonie sich befindet, macht mit seinen rothen Ziegeldächern und deutschen Inschriften einen überaus freundlichen Eindruck. Auch Straßenbeleuchtung gibt es jetzt in Jerusalem, und auf dem lateinischen Kloster daselbst ist eine Uhr angebracht, nach der man sich allgemein richtet — eine wichtige Neuerung!

Wichtiger als alles dieses ist die wachsende Toleranz und die Abnahme des Fanatismus der Araber; ruhig reitet der Christ durch die heilige Stadt, was ihm früher kaum gestattet war. Bei Gastmahlen erhält der fremde Gast ein Besteck, was früher nicht Sitte war, statt des alten Divan sieht man Stühle und Sofas, Christen und Juden dürfen die Moscheen besuchen und seit 1854 ist es den Christen auch gestattet, Glocken auf ihren Kirchen anzubringen; auch neue Kirchen werden gebaut, trotz der mohammedanischen Vorstellung, daß die Ungläubigen im Gebiete des Islams keine Gotteshäuser erbauen sollen. Bastonade und Prügelstrafe ist abgeschafft und die Rechtspflege hat Fortschritte gemacht; nur eine Zeitung fehlt noch in Palästina, abgesehen von zwei jüdischen Wochenschriften in hebräischer Sprache. Druckereien existiren in den meisten Klöstern.

## Hätten wir gedacht.

Nach dem Englischen von C. A. Paeth.



Hätten wir beim letzten Scheiden  
Von dem Freund, so heißgeliebt,  
Es gedacht: daß bald bei seinem  
Grab wir stünden, tiefbetrübt;  
Wär' dann so gesprochen worden? —  
Jener Scherz so leicht vollbracht? —  
O, daß jetzt der tiefe Kummer  
Es doch machte ungefragt!

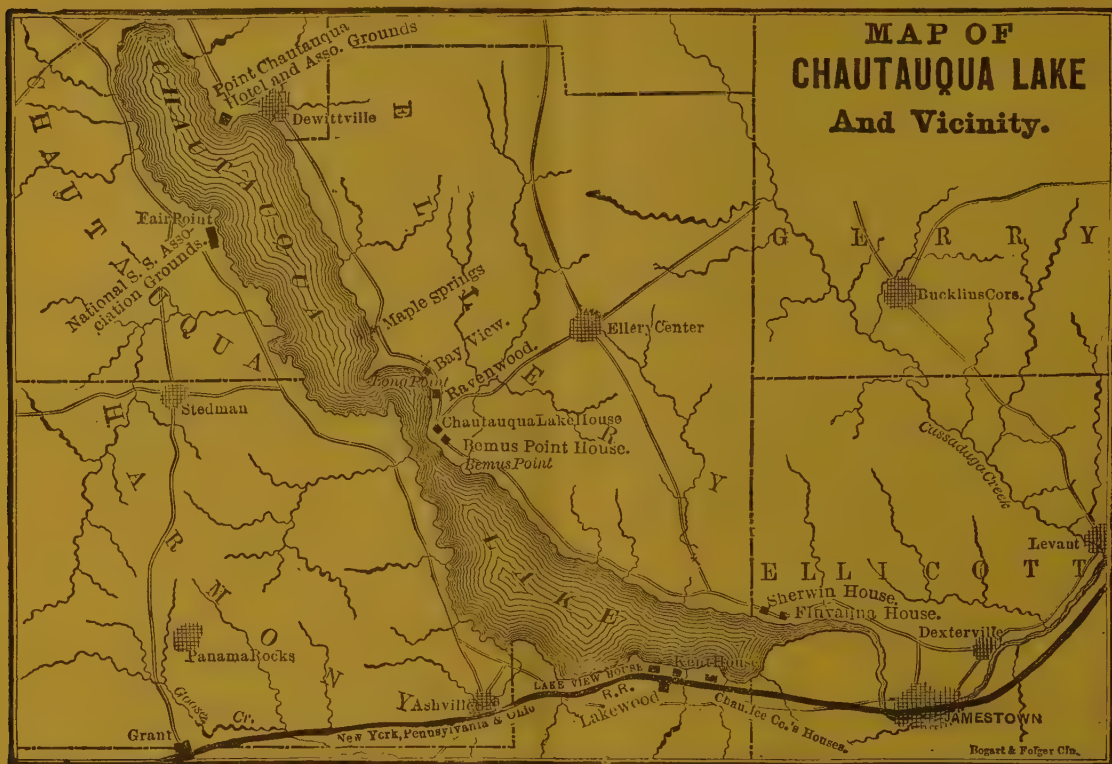
Hätten wir gedacht: daß solche  
Trennung uns wird fern entzwei'n,  
Daß sobald Geliebte würden  
Jenseits Jordans Ufer sein!  
Wäre jene scharfe Kede,  
So satyrisch, dann gescheh'n?  
Jene unbedachte Handlung,  
Hätte man sie je geseh'n?

Hätten wir gedacht: die Mahnung  
Wird' des Freundes Letzte sein,  
Hätten dann wir so gespöttelt?  
So gezeigt des Leichtsinns Schein?

Hätten wir gedacht: daß jenes  
Fragen Alles, Alles sei,  
Wär' es dann uns Müß' gewesen? —  
Daß wir es gewünscht vorbei? —

Hätten wir gedacht: die Thräne,  
Die vom Auge niederrann,  
Könnten wir nie wieder stillen,  
Hätten wir's nicht gleich gethan?  
Hätten wir gedacht: wir stünden  
Also nah' dem Scheideziel,  
Was wär' uns zu schwer gewesen?  
Welche Mühe wohl zu viel?

„Hätten wir gedacht!“ — In welchen  
Kummer dieses Wort uns setzt!  
Hätten wir, — so wären men'ger  
Falten an der Stirne jetzt. —  
„Hätten wir gedacht ans Sterben!“  
Soll das sein der Ruf im Tod?  
Gott verhüt's! — Wir alle wissen,  
Daß er herrscht und täglich droht!



## Chautauqua.

Einer der lieblichsten Sommerrastorte Amerikas liegt bekanntlich im äußersten Nordwesten des Staates New York. Ein kristallheller See zieht sich in einer Länge von 20 Meilen zwischen üppig bewaldeten Hügelreihen hin, auf deren Höhen da und dort unternehmende Amerikaner stattliche Sommerhotels erbaut haben, die während der heißen Sommermonate reichlich frequentirt werden. Tausende der vergnügungssüchtigen oder erholungsbedürftigen Städter, denen es die Mittel erlauben, schließen Haus und Hof und halten hier oben im Norden des Staates ihre Villeggiatura, d. h. sie essen, trinken, schlafen, baden, fischen, und verbringen die Zeit des Tages mit Besuchen, Croquettspielen und Bootfahren in den nahen Flüssen oder Seen.

Man weiß nur verhältnismäßig wenig von der früheren Geschichte dieses lieblichen Wasserbeckens. Die alten Ansiedler thun in ihren Sagen und Ueberlieferungen desselben kaum Erwähnung; und in Bezug auf seine erste Entdeckung ist's vollends schwer sich gehörig zu informiren. An dem Tagebuch des Vaters Bonnacamp, der den französischen Entdecker, De Celoron, von Lachine, Canaba, nach dem Ohio begleitete, haben wir so zu sagen die einzige authentische Beschreibung der Entdeckung des Chautauqua Lakes. Und die ist eben so spärlich, als fast unzugänglich. Es war am 23. Juli 1749 als De Celoron's Expedition diese Gebirgs-Region und den Lake erreichten. Der erste Anblick war für den „weißen Mann“ vollends überwältigend. Die Entdecker hatten sich unter diesen Schwierigkeiten von Portland, zehn Meilen vom Ufer des Erielake durch die Wildniß über Berge und Thäler, ihre „Canoes und Baggage“ auf dem Rücken tragend,

hingearbeitet und gelangten so endlich an das Nordende, des Wasserbeckens, in der Gegend des jetzigen Countysizes von Chautauqua. Hier stieg dann die kleine Expedition wieder ein und fuhr frohen Herzens und gehobener Stimmung die ganze Länge des Lakes hinauf und campirten Abends unweit des Ausflusses, da wo jetzt das blühende Städtchen Jamestown liegt. In etwa 4 Tagen war der Ohio, das Ziel der Reisenden, erreicht. Die Gesellschaft ging den Conewango hinab, von da in den Allegheny und erreichten endlich „La Belle Riviere,“ von wo aus sie unmöglich weiter vorwärts kommen konnten. Die Franzosen nannten den See „Chatacouin“ und die Indianer, die damals die Gegend noch bewohnten, „Juduqua.“ Schon seit 1828 fährt man auf diesem Lake zwischen Jamestown und Mayville mit Dampfsschiffen. So viel aus der „grauen Vorzeit“ Chautauquas.

Und welch eine reizende Umgebung hat der kristallhelle See! Er liegt 723 Fuß über dem Niveau des Erie-Sees, oder 1362 Fuß über dem Ocean, und ist das höchst gelegene Wasserbecken östlich vom Felsengebirge, welches mit größeren Dampfsschiffen besafren werden kann. Das bis auf den Boden durchsichtige Wasser ist von zahlreichen Fischarten belebt. Durch bewaldete Hügelreihen geschützt, haben die stattlichen Dampfer, die gleich Schwänen die blauen Fluthen durchkreuzen, nur wenig mit dem allgemein gefürchteten Sturm zu kämpfen. Das Klima ist außerordentlich gesund und Erholungsbedürftigen sehr zu empfehlen. Die Luft ist klar und frei von Malaria, und sanfte Winde wehen beständig vom Westen oder Südwesten her. In Amerika wird unter demselben Breitengrad im Hochsommer kein angenehmeres Klima zu finden sein. Der



eigentliche Grundcharakter jener anmuthigen Walddeshöhen ist natürliche Majestät und Erhabenheit. Sene wellenförmige, bald schroff abstürzende, bald sanft anstrebende Waldgehänge mit ihrem üppigen Baum- und Pflanzentwuchse, über welchen sich der klare, blaue Himmel ausbreitet, haben etwas unbefchreiblich Ergreifendes. Mich dünkt, eine solche Umgebung wecke in dem, der erschlossene Sinne für Gottes Werke in der Natur hat, einen ganz neuen Sinn und Lebenston, das Grundgefühl so zu sagen einer ganz neuen Existenz. Unnennbare Empfindungen reduplicirten in mir die Uner schöplichkeit der wunderbaren Umgebung, als ich mich, auf dem Verdeck eines Dampfers stehend, den Eindrücken der Außenwelt hingab. Man kann da so recht die Welt und ihre Sorgen und Mühen vergessen, und man erinnert sich an die schönen Worte des Dichters, der da sang:

ebenfalls nicht an allen nöthigen und bequemen Einrichtungen: Post- und Telegraphen-Verbindungen, Kofthäuser und Speisefäle, Wasserleitung und Beleuchtung, Buch- und Victualenhandlung 2c. 2c., alles ist an seinem Platz. Leute verschiedener Sprachen und Nationalitäten versammeln sich an diesem Ort alljährlich, um Vorträgen und Diskussionen beizuwohnen, welche hauptsächlich die Beförderung des S. S. Werkes im Auge haben. Letztes Jahr soll diese Waldstadt von mehr als 150,000 Menschen besucht worden sein. Fast alle Gebiete menschlichen Wissens, mit denen ein Bibeldhrift vertraut sein sollte, sind hier von Fachmännern vertreten. Viele der größten Gelehrten und prominentesten Prediger stehen mit Chautauqua in Verbindung. Der vor mehreren Jahren gegründete "Literary and Scientific Circle" macht es sich zur Aufgabe, das Studium der Natur, der Kunst und Wissenschaft und beson-



#### Vemus Point.

Wunderföhriger Mann, welcher der Stadt entflohr!  
Jedes Säufeln des Hains, jedes Geräusch des Bachs,  
Jeder blinrende Kiesel  
Predigt Tugend und Weisheit ihm."

Die interessantesten Aussichtspunkte am Chautauqua See sind: Glubanna, Griffith's Point, Lakewood, Vemus Point, Bay View, Maple Springs, Fair Point und Point Chautauqua. Am lehterwähnten Orte veranstalten die Baptisten jährliche Zusammenkünfte, zu welchem Entzweck mehrere Hotels nebst einem großen Tabernacle errichtet worden sind. Am berühmtesten ist das am westlichen Ende des Sees drei Meilen von dem Städtchen Mayville gelegene Fair Point. Hier kaufte "The Sunday-School Assembly" mit dem berühmten Dr. J. H. Vincent an der Spitze, 50 Acker des prächtigsten Waldes, in welchem in wenigen Jahren eine allerliebste Waldstadt entstanden ist. Gefaßterte Straßen und siebenstöckige Geschäftshäuser findet man hier glücklicherweise nicht, dafür aber ländliche "Cottages," schattige Parkanlagen, Springbrunnen und frische Luft in großer Fülle. Es fehlt

ders der biblischen Literatur mit dem täglichen Berufsleben so zu verbinden, daß auch Diejenigen, welche das Vorrecht nicht haben und nicht hatten, sich eine akademische Ausbildung zu verschaffen, doch im Stande sein mögen, das gewöhnliche Gebiet eines Collegestudenten zu durchwandern und sich im richtigen, klaren und anhaltenden Denken zu üben. Man publicirte eine entsprechende Anzahl billiger Textbücher, legte einen vierjährigen Studiencurfus aus, der so eingerichtet wurde, daß man nach einem dreiviertelstündigen, täglichem Studium das Examen zu passiren im Stande ist. Chautauqua ist somit keine Universität, aber eine großartige, weitverzweigte Volksschule, die man ihres bedeutenden christlichen Einflusses wegen aufs Wärmste besonders allen Sonntagschularbeitern empfehlen kann. Die Masse des Volkes wird hier mit der Denkweise christlicher Gelehrten und den fähigsten Männern in der Sonntagschule in unmittelbare Verbindung gesetzt, so daß auch der strebsame, lernbegierige Arbeiter und gemeine Mann sich schließlich eine einigermaßen wissenschaftliche Weltanschauung erwerben kann. Alles Wissen dreht sich aus-





nahmslos im Angelpunkt der heil. Schrift und der Sonntagsschule. Zahlreiche Localvereine stehen mit dem Hauptquartier in Verbindung, und wer nicht im Stande ist, Chautauqua zu besuchen, der kann sein Examen schriftlich passiren. Die Interessen der Gesellschaft vertritt eine zu diesem Zweck gegründete Monatschrift ("The Chautauquan") in welcher viele während der Jahresversammlung gehaltene Vorträge publicirt werden. Der "Daily Assembly Herald" wird im August während die Assembly tagt an Ort und Stelle publicirt. Die verschiedenen Lehrgegenstände sind in vier Departements eingetheilt: 1. Das kirchliche, in welchem Fragen, die sich auf die Kirche, die Kanzel und die Familie beziehen, besprochen werden. 2. Das philanthropische, auch das Reform-Departement genannt, in welchem man die Sociale- und Temperenzfrage beleuchtet. 3. Das Biblische- und Sonntagsschuldepartement, und 4. Das wissenschaftliche Departement. Vor zwei Jahren eröffnete man auch ein Institut für auswärtige Missionen. Nicht minder wichtig ist die "Chautauqua Normal School of Languages" in welcher griechisch, lateinisch, hebräisch, deutsch, französisch, italienisch, anglosächsisch und englisch gelehrt wird. Der Zweck dieser Schule ist S. S. Lehrer vertraut zu machen mit der neuesten Lehrmethode und das Interesse für philologische Studien zu heben und zu fördern.

Wir haben mit dem Gesagten nur die Hauptpunkte berührt, die uns Chautauquas Leistungen vergegenwärtigen, wodurch uns ein ungefährender Ueberblick gewährt wird. Es ist erstaunlich, wie sehr dieses Institut alljährlich seinen Einfluß erweitert, und wie groß die Leistungsfähigkeit in weniger als 10 Jahren schon geworden ist. Tausende haben sich aus allen Theilen der Union als Studenten einschreiben lassen, und Leute

aus allen Lebensstellungen und Altersklassen sind dabei vertreten.

Das Erfreulichste ist, daß man da oben am Chautauqua See Kunst, Wissenschaft, Erbauung und Erholung auf eine treffliche Weise in den Dienst der christlichen Religion gestellt hat und gewiß, es kann Niemand den Ort verlassen, ohne an Leib und Seele gestärkt, angeregt und belehrt worden zu sein. Von den bedeutendsten Männern Amerikas stehen auf dem Rostrum des Amphitheaters und bezeugen, daß Gott die höchste Seligkeit für Den bereitet habe, der die Vernunft unter den Gehorsam Christi zu stellen gelernt hat.

Wie aus den Blättern zu ersehen ist, so sind die Vorbereitungen für die diesjährige Zusammenkunft in Chautauqua sehr ausgedehnt. Nicht nur hat man wieder äußerst gebiegene Redner engagirt, sondern die Sache im Ganzen entwickelt sich noch immer mehr und mehr. Leider ist es wahr, daß es einem gemeinen, einfachen Sonntagsschularbeiter derzeit fast unthunlich ist — zumal wenn er arm sein sollte — dort mit einzustehen. Auch fällt es einem ruhigen Beobachter keineswegs schwer, zu sehen, daß bei der Entwidlung der Chautauqua-Idee sich gar Manches eingeschlichen hat und noch einschleicht, das namentlich nach unsern deutschen Anschauungen theils nicht auf das Sonntagsschulgebiet gehört, noch auch mit dem einfachen Geist des Christenthums verträglich ist. Bei dem Streben nach gesundem Fortschritt in dem herrlichen Sonntagsschulwerk darf eben keineswegs der so gern modernisirende Volksgeist freien Spielraum haben. Aber abgesehen von dem, sollten unsere lieben Mitarbeiter, denen es Umstände und Mittel erlauben, Chautauqua alljährlich besuchen. Wie oben gesagt, es geht Niemand ohne Erbauung und Belehrung und ohne körperliche Erholung von dem romantischen Plätzlein. Die Dinge, die man dort von reifen, erfahrenen Arbeitern lernt, lassen sich daheim im engeren Kreise gar prächtig verwerthen. Man kommt aus dem sogenannten „Alltagsgeleise,“





in dem man so gerne an vielen Orten fährt, heraus. Ein Geist des Forschens und Fortschreitens wehet einem überall an. Man wird von der dort herrschenden großen Sonntagsschulidee erfasst und belebt. Eben, um eine regere Beinhoh-

Namentlich sollten die Sonntagsschularbeiter der Ev. Gemeinschaft in der Nähe, aus den Erie, Ohio, Michigan, Canada und New York Conferenzen von dem Vorrecht Gebrauch machen.

Dürfen wir dieses Jahr eine bessere Theilnahme erwarten?



Griffith's Point.

nung anzutreiben zeigen wir, nach dem die Jahre her schon so viel Lobendes im Magazin geschrieben wurde, nun Chautauqua in Bild, in der Hoffnung, daß sich nicht Wenige entschließen mit uns und Andern der Versammlung beizuwohnen.

Kommt, theure Brüder! Man darf durchaus nichts unberücksichtigt lassen, um sich für den hohen Beruf eines Sonntagsschularbeiters gründlich auszubilden. In Chautauqua kann man dies thun.

## Sommernacht-Idylle.

Von C. A. Thomas.

„O Sommernacht, so reich an Frieden,  
So reich an stiller Himmelsruh!“

Hier sitze ich auf dem mit lieblichem Immergrün dicht umrankten „Portritt“ meines trauten, gemüthlichen Heims. Es ist Abend — der Vorabend des von mir oft mit heißer Sehnsucht erwarteten Sabbath's. Die „Last und Hitze“ der auf den Schwingen der Zeit dahingeegleiteten Woche, ist mit Gottes Hülfe getragen. Rings um mich her ist's einsam und stille. Der laute, geräuschvolle Tag ist in den geheimnißvollen Schooß der Ewigkeit, von wannen er auch kam, zurückgekehrt. Als ein gottentsandter Bote hat er nun, wie unendlich viele seiner Gebrüder, dem Zweck seines Daseins entsprochen. In seiner Tasche trägt er ein genaues Protokoll der Gedanken, Worte und Werke der Menschen, die in seinem Bereiche lebten. Einst wird er dasselbe als Auferstandener dem ewigen Richter auf dem lichtumstrahlten Throne als Basis zur bestimmten Rechenschaft unterbreiten. Jetzt schon sehe ich es im Geist, wie Tausende, ob des in Flammenschrift

fernhin leuchtenden Protokolls erschrecken und zittern; aber ich gewahre auch, wie sich Tausende hoch freuen, indem sie die kleine gute That, an diesem Tage in Gott gethan, in unendlich vermehrter Auflage wiederfinden, mit unbeschreiblichem, unerwartetem Lohn. Unwillkürlich frage ich mich: Was hast du heute, was hast du durch die Woche für die Menschheit, für deinen Gott und Herrn geleistet? War's wohl des Niederschreibens werth? Ist nichts Unrechtes zu verzeichnen? Wollt es Gott! In meinem Innern ist's fein ruhig.

Doch siehe! Mutter Natur hat ihr weißgraues Nachtgewand angelegt, anscheinend in tiefes Schweigen versenkt, als durchwehe sie eben ein Schauer temporärer Melancholie. Ah! sie ruht nur, wie ich und alle Creatur, von den vergangenen Mühen in etwa aus und sammelt Kräfte für den im Osten heraufsteigenden neuen Tag. Nicht der leiseste Windeshauch ist auch vernehmbar. Die hohen dichtbelaubten Pappeln vor mir stehen lautlos da, gleich ehernen Statuen. Unter den Bewohnern des Himmels könnte es kaum stiller, friedlicher

fein. Welch eine Harmonie der Sphären! Die Lerche ruht von ihrem Liebe, bescheiden zirpt im nahen Gras die Grille nur. Das unheimliche Rauschen der Schwingen eiflicher Fledermäuse, die Finsterniß mehr lieben, denn das süße Tageslicht, dringt soeben unliebsam und störend an mein Ohr. Der milde Thau fällt bereits sanftflühend in reicher Fülle aus den höheren Schichten des Luftkreises auf die Erde und läßt sich auf Wald und Flur segnend, belebend nieder. Wie ein leidender Lazarus einen tröstenden Himmelsboten freudigst bewillkommt, so dünkt mich, nimmt jedes Pflänzlein und Grashälmllein den köstlichen Labetrunk, dankvoll sich verneigend, entgegen. Der gütiggroße Schöpfer weiß die rechte Zeit und Stunde. Was er erschaffen hat, das kann und will er auch erhalten. Die Menschen haben sich aus dem summennden, tosenden Getreibe des Tages in ihre Wohnungen zurückgezogen, unter ihnen auch die frühlich spielende, lärmende Kinderchaar. Ich gewahre, wie man drüben im Nachbarhause beim röthlichen Schein der Lampe im trauten Kreis der Lieben noch kurze Muße pflegt. Werden sie dem Herrn auch noch danken, ehe sie Morpheus' Arm bald sanft umschließt? Wird das:

Nun leg ich mich zu schlafen nieder,  
Bitte, Gott, sei mein Behüter —

über die Lippen der Kleinen wallen und in den zierlichen Räumen widerhallen? Es wär' zu hoffen. —

Noch bin ich allein, und doch nicht ganz allein. Hingerissen von dem unwiderstehlichen Zauber dieser unvergleichlich schönen Sommernacht schaut mein Auge, mein Geist, mein Glaube durch den unermesslichen Raum zu Gott, dem unsichtbaren, aber fühlbaren Lenker des Weltenalls empor. Er ist mein, und ich bin sein. Ich schaue dürstend zu ihm auf, er blickt mit seinem freundlich lächelnden Vaterantlitze in Christo seinem lieben Sohne gar gnädig auf mich nieder. Wohl ist's Nacht; aber dennoch schläft und schlummert der treue Hüter Israels da oben nicht. Wie ist doch meinem Herzen so wohl! Wie erseht sein Nahesein auch die beste menschliche Gesellschaft! Das gerade ist's, was diese stille Juninacht für mich so voll reinen Zaubers macht. —

Sieh', eben steigt am Horizont im Osten dort der Mond, als wie hinter der nahen Bergesspitze, aus dem düstern Wald empor. Gerade noch in Zeit, du lieber, alter trauter Geselle. Willkommen auch! Wie, selbst seit dem vierten Schöpfungstage, da diese Welt noch in reinster Gottesunschuld lag, erschienst und schienst du einem Menschen schöner und mit dir das Sterngefunkel um dich her. Unwillkürlich summe ich vor mir hin die klangvollen Dichterworte des frommen alten Claubius, die ich schon auf Deutschlands unvergeßlichen Gauen sang:

Der Mond ist aufgegangen,  
Die gold'nen Sternlein prangen  
Am Himmel hell und klar.  
Der Wald steht schwarz und schweiget,  
Und aus den Wiesen steigt,  
Der graue Nebel, wunderbar!

Ja, du stiller, einziger, nächster Nachbar dieser Erde! Du friedlicher Schiffer der Luft! Wie ist dein Glanz so überaus mild und weich! Wie ist dein Licht, obwohl geborgt von der Sonne, so höchst willkommen. Schon manchem wetterharten Seefahrer und manchem müden Wanderer auf der bestaubten Straße hast du mit deinem sanften Antlitze — und liehest du es auch nur halb hinter den grauen Wolken hervorleuchten — den

Weg gezeigt. Du warst willkommen. Nach Sturm und Ungewitter indessen hat ebenwohl dein Blick auf manche Stätte der Verwüstung und manches unheimliche Wack am Strande gleichsam trauernd herabgeschaut. So will's mich nun einmal beüben. Könnst'st viel erzählen, was auf Erden hier geschah, wär' dir der Hebe Gab' verliehen! O, ja. Du trefsendes Bild meines eigenen Seins und Lebens. Von Natur ist's leider in mir und um mich überall dunkel. Wie du, so leuchte auch ich nur in fremdem Glanze. In welchem? Im Glanze der Sonne der Gerechtigkeit Jesu Christi. In seinem Licht, sehe ich das Licht. Er muß alles bei mir durchleuchten, durchwärmen, durchwirren. In ihm bin ich Alles, ohne ihn nichts. Halt! Ohne ihn Finsterniß. Ist das nichts? Ja, ich weiß es, ich soll der Welt leuchten. Der helle Schein meines Wandel's soll die grauenvolle sittliche religiöse Nacht verschleichen helfen. O Jesu, durchstrahle mein Herz, meinen Sinn!

Du stiller, lieber Abend, du einzig herrliche mondbeglänzte Zaubernacht! Was bringt so lieblich in sanften Wellenschlägen über die Fluren an mein lauschendes Ohr heran? Es ist der linde Ton einer Flöte. Der sanfte Athemhauch der Nacht verklärt denselben in meiner Brust zu einem Wonne-ton. Und dabei denke ich an Kranke, an arme Wittwen und Waislein, an Dürftige und Solche, denen an diesem Abend des Mondes Glanz und der Sternen Pracht so getrübt erscheinen wollte, und die sich mit einem schweren Herzen und mit thranendem Auge zur Ruhe nieder legten und an noch vieles Andere. Müde aber freudig ziehe ich mich in die wohlbekannten Räume, auf mein Zimmer zurück. Mir ist's, als sollte ich ruhen. Und ruhen werde ich einmal dort drüben, wo keine Nacht mehr sein wird, Hallelujah! Wie stille! Nur die sanften, regelmäßigen Athemzüge der lieben Meinigen und das Ticken der Uhr sind vernehmbar. Aber die verborgene Lebenswerkstatt: Ich behorche sie! Wie die Lungen arbeiten! Wie die Brust sich hebt! Wie der Obem flüstert! Wie das Herz klopft! Wie die Pulse zittern! Wie die Wangen glühen! Wie das Blut umläuft, und der Milchsaft seine Kanäle durchströmt zu des Leibes Erhaltung! Was bedarf es weiter Zeugniß? Ihr sehet: das Leben ruhet in der Nacht, aber nicht überall ruhet es. Und selbst wo es ruhet, ist die Ruhe nur scheinbar. Mit-ten durch die Ruhe gleitet allenthalben Bewegung. Wer bewegt an seinem Herzen die Widren? Wer lebt, wo das Leben erloschen scheint? Ich sinke auf meine Kniee, schaue dankend zum Herrn empor und bete noch ein Gebet aus meiner Jugend —

Müde bin ich, geh' zur Ruh',  
Schließe meine Augen zu;  
Bater, laß die Augen dein  
Ueber meinem Bette sein.

Hab' ich Unrecht heut' gethan,  
Sieh' es, lieber Gott, nicht an;  
Deine Gnab' und Jesu Blut  
Machen allen Schaden gut.

Alle, die mir sind verwandt,  
Gott, laß ruhn in deiner Hand;  
Alle Menschen, groß und klein,  
Lasse dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh',  
Nasse Augen schließe zu;  
Laß in deiner Engel Nacht  
Sanft uns ruhen diese Nacht —

und schlafe ruhig ein.



## Die Uhr.

Von Germanikus.



Was man täglich um sich hat, das blickt man bekanntlich zuletzt mit einer Art Gleichgültigkeit an, und man kommt endlich auf den Gedanken, es sei immer so gewesen; oder vielleicht bringt die Nacht der Gewohnheit es so weit, daß man einen Gegenstand täglich, ja stündlich gebraucht, ohne überhaupt irgend etwas dabei zu denken. Dieses ist besonders auch hinsichtlich der Uhren der Fall. Seit fast in jedem Zimmer eine Uhr steht, und eine solche in der Westentasche zu tragen, als ein Zeichen von herangerückter Männlichkeit gehalten wird, lernen die Kinder die Ziffern kennen und die Zeit angeben, ohne daran zu denken, daß die Uhr, welche so treue Dienste versieht, eigentlich ein großes Kunstwerk ist, welches noch zu den modernen Erfindungen gehört. So groß ist die Macht der Gewohnheit geworden, daß Mancher seine Uhr aus der Tasche zieht, um zu sehen, „wie die Zeiger auf der Uhr stehen,“ daß er über dem Herausziehen das Sehen vergißt. Es ist sogar schon vorgekommen, daß Einer seine Uhr jeden Abend aufzog und erst nach vier Jahren entdeckte, daß es eigentlich eine Nachtaguhr war.

Zweihundert Jahre vor Christi Geburt wußte man sozusagen noch nicht „was Zeit es war.“ Nur am Schatten erkannte man, ob die Sonne die Mittagslinie gekreuzt habe, und an einem beständig zunehmenden Murren in der Gegend des Magens empfand man, daß es Essenszeit sei. Etwa ums Jahr 158 v. Chr. wird zum ersten Mal bei den alten Griechen eine Wasseruhr genannt. Die alten Philosophen und Oratoren jener Zeit trieben ihre Reden oft so in die Länge, daß man endlich auf den verwegenen Gedanken kam, ihnen die Zeit abzumessen. Dieses war besonders in den Gerichten der Fall, denn die Advokaten machten ihre Vertheidigungsreden und Anklagen so umfassend, daß auch die geringfügigsten Prozesse ganze Wochen in Anspruch nahmen. Als aber die Wasseruhr in Gebrauch kam, gab es bei den Griechen „Prozesse mit Wasser“ und „Prozesse ohne Wasser,“ weil je nach der Ansicht der Richter und der Wichtigkeit der Sache die Uhr gebraucht oder nicht gebraucht wurde. Aber auch da war das Maß des Wassers wieder verschieden, je nach den mehr oder minder wichtigen Arten der Prozesse. Diese Uhr wurde „Klepsydra“ genannt und bestand aus zwei aufeinander stehenden Gefäßen, deren oberes eine enge Abzugsröhre besaß. Vor dem Beginn einer Rede mußte der Richter die Klepsydra mit dem gesetzlich vorgeschriebenen Maße von Wasser füllen lassen. Mit dem Beginn der Rede fing das Wasser zu fließen an, und sobald das Gefäß sich entleert hatte, mußte die Rede enden, ob sie fertig war oder nicht. Von dort stammt auch das heute noch zum Theil gebrauchte Sprichwort: „Das Wasser ist ihm ausgegangen.“

Die Römer verbesserten die Uhr schon bedeutend und nannten sie Stundenjammler. Sie war von Kupfer gemacht und gehörte zum Inventar des Hauses, galt also beim Verkauf des Hauses als mitverkauft. Auch bei den Römern wurde die Uhr zuerst nur angewendet, um den Rednern bei Gericht die Zeit abzumessen. Die Römer waren die Ersten, welche die Sonnenuhr kannten. Plinius berichtet, daß bis zum ersten Punischen Kriege täglich ein Herold die Mittagszeit öffentlich

ausrufen mußte, sobald er am Schatten der Sonne wahrnahm, daß sie ihren höchsten Standpunkt erreicht hatte. Von den Römern haben wir sehr wahrscheinlich die vortreffliche Eintheilung des Tages in vierundzwanzig Stunden, welche Eintheilung alle modernen Völker angenommen haben. In jedem Hause befand sich das „Solarium,“ — Sonnenzimmer oder Söller, von welchem es in dem Justinianischen Gesetzbuch heißt, daß die Sonne ein absolutes Erforderniß zur Abmessung der Zeit sei. Deshalb hat kein Nachbar unter irgend einem Vorwande das Recht durch Neubau dem Söller den Sonnenschein zu entziehen. Daher stammt auch das Sprichwort, wenn man einen Menschen als recht niederträchtig und selbstsüchtig schildern will, daß man sagt: „er würde seinem Nachbar vor die Sonne bauen, wenn er könnte.“

Die dritte Art Uhren, welche man kannte, war die Sanduhr, deren man heute noch viele unter dem Namen Stundenglas findet, anstatt des Wassers gebraucht man bei diesen Uhren trockenen Sand, und kann, wenn leer, gerade umgekehrt werden. Auch die Sanduhr wurde vornehmlich bei Gerichten gebraucht. Der Redner, welcher genau auf die Minute achtete, und dessen Zunge gleichsam dem Zeiger gehorchte, hatte den höchsten Gipfel der Redekunst erreicht. Auch bei Schauspielen wurde das Glas gebraucht, und wenn es abgelaufen war, mußte das Spiel zu Ende sein. Die Sonnenuhren wurden besonders von den Hirten bei ihren Heerden verfertigt, und es forderte große Übung, sie recht fein und zierlich auszu schnitzen. Sie erlangten eine solche Fertigkeit darin, daß man schon bei den Römern Sonnenuhren fand, welche man in der Tasche tragen konnte.

Die deutsche Uhr — womit natürlich die alte „Schwarzwälder“ gemeint ist — wird schon einmal von Shakespeare erwähnt, aber nicht lobend; er zieht gleich darüber her: „Wie bei den Weibern, ist stets an ihnen zu bessern, und immer sind sie aus dem Geschick.“

Die erste Uhr, welche je gemacht wurde nach mechanischen Prinzipien, wurde angeblich ums Jahr 760 von Papst Paul I. dem König Pepin von Frankreich als Geschenk übersandt; die Räder derselben maßen 3 Fuß im Durchmesser. Die erste Uhr, welche des Namens würdig war, hat ein Sarazene im 13. Jahrhundert verfertigt. Die erste Uhr, welche öffentlich aufgestellt wurde, ist in der Canterburys Kathedrale, und wurde 1292 dort errichtet. Im Jahr 1368 wurde zu Westminster die erste Uhr, welche die Stunden durch Schlägen anzeigte, errichtet. Die erste Uhr, die man in der Tasche tragen konnte, wurde 1530 verfertigt. Im Jahr 1644 erfand Galileo der Jüngere den Pendulum.

Die künstlichste Uhr befindet sich zu Straßburg im Münster; dieselbe wurde aber in neuerer Zeit vielfältig nachgeahmt und in manchen Stücken übertroffen. Die größte Uhr in der Welt befindet sich auf dem Staatshaus zu London; die vier Zifferblätter messen je 32 Fuß im Durchmesser, der große Zeiger bewegt sich jede Minute zwischen 13 und 14 Zoll. Die Uhr geht acht und einen halben Tag wenn aufgezogen; sie schlägt jedoch nur 7 Tage und zeigt somit irgend eine Vernachlässigung an. Das Schlagwerk jener Uhr aufzuziehen, nimmt

zwei Stunden Zeit in Anspruch. Der Pendulum ist fünfzehn Fuß lang, die Stundenglocke ist 8 Fuß hoch, 9 Fuß im Durchmesser und wiegt 15 Tonnen. Der Hammer wiegt 1500 Pfund. Nach dem Schlagen dieser Uhr verrichten die Schnellschreiber des Parlaments ihre Arbeit. Sie schlägt alle Viertelstunden und jedes Mal tritt ein neuer Schreiber seine Arbeit an, während der andere abgeht und seine Notizen vervollständigt und zum Druck übergibt.

Es wäre noch manches beizutragen, aber weil die späteren Verbesserungen noch neu sind, überlasse ich es dem Leser des Magazins nach Belieben zu ergänzen. Merke: Wie geht deine Uhr? Nicht die an deiner Wand oder in deiner Tasche meine ich, sondern die deines Wandels. Zeigst du der verirrtten Welt, daß du ein Christ bist? Kann sie an dir merken, was sie thun muß, um selig zu werden? Wäre zu hoffen.

## Erstes und Weiteres.

### Aus dem Leben eines alten evangelischen Reisepredigers.

#### XII.

Nun verlassen wir Illinois und gehen wieder nach Ohio, nicht willkürlich, sondern auf kirchliche Verordnung hin. Diesmal haben wir aber eine förmliche Plaisirreise; wir fahren nemlich per Dampfschiff den schönen Ohiofluß hinauf nach Louisville und von dort nach Cincinnati und endlich per Eisenbahn nach D. Da bleiben wir nun wieder etliche Jahre. D. war meine alte Heimath, denn von hier bin ich ja vor achtzehn Jahren nach Osten gezogen, ohne Pferd, ohne Sattel und hatte nichts als diesen — nein, ich hatte auch keinen Stab. Jetzt komme ich vom Westen wieder hieher mit — zwei Heerden? Nein, — Frau und fünf Mädchen. Die meisten der lieben alten Freunde sind noch da, trotz manchen Stürmen, Gott sei gelobt! Auch das alte Kirchlein steht noch, in welchem ich meine erste Predigt hielt, aber dasselbe ist jetzt in ein altes Pfarrhäuslein umgestaltet worden. Hier geht's gut, die Kirche ist immer voll Leute und man hat herrliche Gottesdienste und einen herzerhebenden Gesang. An Arbeit fehlt es auch nicht; denn einem fleißigen Prediger wächst in der Stadt kein Gras unter den Füßen. — Die seit Jahren für gut und schön gehaltene Kirche will jetzt schon nicht mehr genügen, und es wird später auch eine viel größere und schönere gebaut werden. — Einmal nun kommt da auch der Bischof auf Besuch nach D. Die Predigersfrau gab sich viel Mühe (wie einst die Martha) ein gutes Abendessen herzustellen, und als dasselbe soweit fertig war, um aufgetragen zu werden, denkt euch! da fällt der alte wacklige Kochofen ganz unerwartet um mit allem, was drauf und dran war. Hat das aber nicht ausgesehen: Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, Sauce, Ruß, Asche, Feuer, Ofenrohr und Kaffe, alles lag in der alten Sommerküche im schönsten Durcheinander auf dem Boden. Fast ein Bißchen zu bunt! Es ist aber jetzt keine Zeit, lange hinzusehen und zu „maulen“; der Bischof sitzt d'rin und wartet aufs Essen. Nun ja, wir halfen uns aus dem Dilemma so gut und so schnell, als es eben ging. Der Bischof dankte dem lieben Gott für die Gaben, und es hat ihm doch noch recht gut geschmeckt.

Die liebe Seele, die mich hier, als ich von Deutschland kam, zuerst als Fremdling aufnahm, ist während unseres Hierseins nach schwerem Leiden selig zur Ruhe eingegangen. Man erlaube mir, ihr dies schlichte Dentmal zu setzen:

Dein Lauf ist nun vollendet,  
Das Kleinod ist erreicht.  
Dein Glaube hat gesieget,  
Dein Sieg war unter'm Kreuz. —

An deines Lebens Ende,  
Dicht an des Grabes Rand,

Schaust du getrost hinüber  
Ins bess're Vaterland.

Nie werde ich vergessen,  
Was du an mir gethan.  
Leb' wohl denn unterdessen!  
Bald komm' auch ich hinan.

In Jesu Namen scheiden,  
Trennt nur auf kurze Zeit.  
Wir folgen dir mit Freuden  
Zur sel'gen Ewigkeit.

Von D. ging's nach Verlauf von zwei Jahren nach L. Hier wohnten wir wieder unten in der Kirche. Es gefällt uns aber gut in der Stadt, denn wir trafen auch diesmal wieder sehr gute Leute und konnten mit Vergnügen und im Segen unter ihnen wirken. Einige zwar haben's in einer Hinsicht fast zu gut gemeint. Das erste Mal als ich einer gewissen Familie einen Besuch abstattete, sagte die Frau sofort zur Magd: „Lisb, gehe tapfer 'nunter in den Keller und hole ein Glas Bier herauf für den Bruder!“ „Ja, so pressirt das Ding nicht, laß du nur dein Bier im Keller,“ sagte ich. „Ja, trinkst du kein Bier? — Nun, so bringe ein Glas Wein, Lisb.“ „Ich will auch keinen Wein; wenn ich komme, dann sollst du nicht nach Bier und Wein springen.“ „Nicht? Ei, die — —.“ „Macht nichts aus, ich komme nicht deshalb.“ Die Frau war klug und folgte mir. Ich hatte auch nach diesem nie die geringste Mühe mehr in dieser Hinsicht, wenn ich in den Familienkreis eintrat. Ein gewisser Mann dort hat meinen Mäßigkeitsreden leider nicht so gefolgt. Der hat durch die Woche hindurch ungefähr sechs Mal ein ganz klein Häuschchen bekommen; freilich, er hat dann am allerbesten gefühlt, und wollte dabei noch ein Christ sein. Ich habe ihm die Sache oft in Liebe vorgestellt, habe ihn gefragt, ob er mir nicht versprechen wolle, gar kein Bier mehr zu trinken, es sei doch viel schöner, wenn der Christ von Allem gänzlich frei sei, zu dem wäre es auch besser für seine Familie, und besonders für seinen Sohn; ich besürchte, sagte ich, das Ding geht immer weiter und am Ende werde noch seine ganze Familie ruinirt u. s. w. Aber das war „leeres Stroh“ gebroschen. — „Da brauchst du keine Bange zu haben, ein Glas Bier schadet mir nichts, ich kann mich mäßigen, ich werde doch so viel Mann sein“ u. s. w. „Du wirst schon sehen, wo es hinführt, und an mich denken, wenn's zu spät ist,“ entgegnete ich. Und richtig! so war's! Es vergingen nur wenige Jahre, da mußte er mit Herzeleid erfahren, daß ich recht hatte.

In L. hatte ich auch Gelegenheit zu sehen, wie man nicht nur das Trinken, sondern auch das „Hängen“ gewohnt wer-



den kann. Die Leute sagen ja, man könne Alles gewohnt werden. Da war nemlich ein deutscher Metzger, dem hat ein Glas Bier nach seiner Meinung auch als nichts geschadet, bis er endlich so weit war, daß er nicht nur Ochsen und Schweine schlachtete, sondern auch seine eigene Frau tödtete. Weil er wahrscheinlich nicht Geld genug hatte, so haben die Kentucky mit dem „Dutchman“ kurzen Prozeß gemacht. An einem schönen Morgen fuhren sie ihn in einer Carriage hinaus vor die Stadt, der Todtenwagen mit dem Sarg vor ihm her. Tausende von Menschen folgten nach. Beim Galgen angekommen wurde er schier zerdrückt. Die Carriage mit den schwarzen Rappen und dem armen Sünder fährt langsam durch die Menge dahin. Endlich macht sie Halt, der Schlag öffnet sich, man steigt aus, in der Mitte geht ein Mann in mittlerem Alter. Er schreitet herzhaft allein die Galgensufen hinauf. Ein Geistlicher steht bei ihm und betet. „Macht's kurz!“ unterbricht ihn der Malifikant. Das nächste ist der Strick. Man zieht denselben langsam über die schwarze Kappe herab—es klappt und der Boden unter seinen Füßen ist weg. Auf dem Weg in die Ewigkeit! Ein Sprung ins Dunkle! Die Aerzte fühlen den Puls und zählen dessen Schläge. Endlich heißt's: „Gone!“ Achzehn Minuten blieb er hängen, er war's nun gewohnt! „Macht's kurz!“ waren seine letzten Worte, aber ich fürchte, die Ewigkeit wird ihm ziemlich lang werden! An diesem nemlichen Ort hatte ich ein altes deutsches Mütterlein, eine Wittve, in der Gemeinde, die wohnte ganz allein in der Stadt draußen. Da hat denn ihre Schwiegertochter, die etwa eine halbe Meile von ihr entfernt wohnte, das Mütterchen einmal eingeladen, sie zu besuchen. Sie folgt der Einladung, hält sich einen halben Tag auf, der Sohn geht zufällig hinaus in die Scheune, die Schwiegertochter, die noch recht freundlich war, zieht kaltsblütig ein Weil aus dem Bett heraus und schlägt die alte Mutter todt. Der Sohn draußen

hört die dumpfen Schläge und den Fall, geht hinein und findet seine alte Mutter sterbend auf dem Boden liegen. So hat also, nach viel Arbeit, Mühe und Sorgen für ihre Kinder, die arme alte Mutter endlich ihr Leben auf solch' schauerhafte Weise enden müssen! — Ich hätte Lust hier ein extra Capitel über „gute und schlechte Kinder“ einzuschalten, aber Zeit und Umstände erlauben es nicht; jedoch kann ich nicht umhin, wenigstens einen kleinen Fall, der auch während meines Hierseins vorfam, zu erwähnen. Ein kleines Mädchen von etwa zehn Jahren ging nemlich in die Sonntagsschule. Ihr Vater war ein Spötter und Verächter des Wortes Gottes. Eines Tages nun hatte das Mädchen die Bibel zur Hand, um seine Sonntagsschul-Section zu lernen. Der Vater, welcher sich darüber hätte freuen sollen, führte dann dem Kinde gegenüber eine gotteslästerliche Sprache, und nannte Das, was in der Bibel stehe „Humbug.“ — „Vater!“ sagte das Kind, „wenn das Humbug ist, was in der Bibel steht, dann ist das auch Humbug: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, denn das steht auch d'rin.“ — Das hätte den Spötter sollen zur Besinnung bringen; allein, das war leider nicht der Fall.

Nach etlichen Jahren mußten wir wieder weiter. „Es ist gar nicht recht,“ sagen Manche, „kaum hat man einander kennen und lieben gelernt, so muß man wieder scheiden.“ — Ja, wir können's einmal nicht ändern und müssen uns eben gedulbig drein fügen, es hat das auch sein Gutes. Der große Bahnzug braust mit uns auf der langen Brücke über den schönen Ohiofluß von Kentucky nach Indiana dahin. Ein Theil der Lieben stehen am Ufer und schauen uns mit Thränen nach, bis wir ihren Augen entschwunden sind. Sie kehren um und gehen trauernden Herzens heim. Wir aber finden an andern Orten wieder neue Freunde, eine Lichtseite des Reisepredigerlebens.

## Die heidnische Mythologie in ihren religiösen Grundzügen betrachtet.

Von C. A. Paeth.

### VIII.

**A**ls mit dem Stern- oder Sonnenkultus zusammenhängend und in etwa ineinandergreifend, darf man den Thierdienst bezeichnen. Es ist offenbar, daß der Blick des andächtigen Beschauers sich von den Strahlenzügen der Götter, die er in den lustigen Höhen gewahrte auch wieder zurück in die eigene Umgebung flüchten mußte, von wo er ausgegangen und Göttergestalten vordem gewahrt hatte. Wie broben die Gefilde des Himmels voll wimmelnder Gestalten erschienen, so sah man auch um sich in der Natur das waltende Leben ganz besonders, wie sich concentrirend, in den verschiedenen Thiergestalten offenbaren. War es wenigstens nicht leicht zu errathen, daß sich in die verschiedenen Gestalten die Götter geflüchtet oder versteckt hätten?

Auch hier liegt als Bildungselement, wenigstens der Entstehung nach, das „Furcht- und Abhängigkeits-Gefühl“ vorherrschend zu Grunde.

Als besonders hervorragend in diesem Sinne ist die Schlange zu bezeichnen, die ihrer schädlichen Natur und ihrem dämonischen Wesen nach dem Menschen als in vieler Hinsicht übergeordnet und gefährlich erscheinen mußte. Sie spielt ganz be-

sonders in der indischen und ägyptischen Mythologie eine bedeutende Rolle. Bei andern Thieren hingegen ist die Nützlichkeit der hervorragende Charakterzug, und unter diesen sind es besonders der Stier und die Kuh, die vor andern eine hohe Verehrung genossen. In der Symbolik erscheint der Stier als das Organ der zeugenden Naturkraft, er ist der Weltstier, der nach der persischen Mythologie den Samen alles Lebens in sich schließt. Die Kuh mußte, um den Dualismus der Natur zu versinnlichen, als Symbol der weiblichen Gottheit dienen. Wir werden unten über den Thiercultus am gehörigen Platz zu handeln suchen.

Wir sehen wie auf tiefem Wege die Apotheosirung der Elemente, der Pflanzen, Sterne, Thiere u. v. sich gehen konnte und ging; wie die Zahl der Götterwesen zu einem Heer heranwachsen mußte, wie der religiöse Standpunkt aber leider mit dem Wachsthum des Polytheismus ein immer tieferer wurde.

Es ist fast unerklärlich wie Mythologen, besonders neuere, sich zu der Annahme eines fiktiven Entporkommens des religiösen Bewußtseins bekennen können und selbst das in die geoffenbarte Religionsgeschichte mit in den vergleichenden Betracht zie-

hen! Auch Goldziher läßt in seiner "Mythology among the Hebrews" diesen unphilosophischen Grundzug durchblicken. Die biblische Opferung Isaak's durch seinen Vater Abraham ist nach ihm eine Mythe, deren Inhalt ist, daß die Nacht den Tag besiege und läßt ihm zwei Perioden des hebräischen Opferkultus erscheinen. Das Gebot des Menschenopfers ist durch Elohim, den nach seiner Meinung von den Hebräern früher gedachten Gott, das Verbot durch Jehova, einen der spätern, mehr entwickelten Periode des hebräischen Opferkultus, gedachten Gott gegeben.—Wer auch nur einigermaßen den Geisteslauf der alten Völker beobachtet, wird sogleich zur Genüge finden, daß nicht eine Entwicklung oder ein Fortschritt in sittlich-religiösen Anschauungen, sondern vielmehr Verfall, Entfittlichung und Zimmertiefersinken der Menschheit unter dem Wachsthum des Polytheismus die Geschichte kennzeichnet. Wo aber das Gegentheil sich zeigt, ist die Wirkung auf außerhalb der Menschheit liegende Ursachen zurückzuführen.

Verirren und tiefer sinken kann der Mensch, nachdem er einmal gefallen, von selbst; aber sich zum Göttlichen wieder zu erheben, kann er nie aus eigener Kraft. Das Gesetz der Gleichheitserzeugung findet hier seine volle Anwendung, und die hl. Schrift lehrt unsre in Rede stehende Frage unverhohlen so, daß der Ewige selbst aus freier Liebe durch eine Gottesthat die Menschheit erheben oder erlösen kann. Daß nicht ein Emporarbeiten, sondern ein Tiefersinken des religiösen Bewusstseins die Völkergeschichte kennzeichnet, bestätigen genügende Belege. Selbst das Vorkommen des einen Gottes-Namens unter derselben Bedeutung bei den verschiedenen Urvölkern spricht dafür, daß das reinere Gottesbewußtsein sich nicht erst im Laufe der Zeit entwickelt oder gebildet, sondern zuerst, wie auch die Offenbarung sagt, dem Menschen inne wohnte. So sind die ältesten Gottesnamen der verschiedenen Völker sämtlich von derselben Wurzel abgeleitet und so ziemlich im Sinne von Elohim gebraucht. „Die arischen Völker haben „Deva,“ die Griechen „Zeus,“ die Lateiner „Deus,“ die Perser „Daeva,“ die Chinesen „Thiau,“ die Japanesen „Ten,“ die Germanen „Tiuz,“ zc. \*) Jedoch die spätern Zeiten las-

sen uns bei dem einen Volke Götter finden, von denen bei dem andern keine Spur vorhanden ist. Wo der wahre Gott verloren und der Aberglaube sich seinen eigenen gezaubert hat, wird das „Götterheer“ bald die Folge sein, denn „der Aberglaube ist nothwendig produktiv,“ bemerkt Steffens ganz richtig. Wollen unsre modernen Pantheisten uns hier einwenden: daß wir gegen die Analogie jeder empirischen Psychologie schließen, wenn wir nicht ein Emporrücken oder Entwickeln zum männlichen, reinern Bewußtsein auch in religiöser Hinsicht zu geben, so darf ein weiterer Hinweis auf die Geschichte der Geisteskultur genügen, um die Wahrheit unsers Satzes darzuthun. Zudem sagen wir mit Nachdruck: Daß Wissenschaft und Religion für uns zwei durchaus gesonderte Gebiete sind, die sich nicht nothwendig bedingen, so daß eines des andern Werth oder Grad bestimmen sollte. Wer will, um auf die Geschichte zu verweisen, z. B. in den alten Nilbewohnern nur bildungslose und rohe Naturmenschen erkennen? Ihre Fertigkeit in Kunst und Wissenschaft war unbestreitbar eine größere als gewöhnliche. Noch heute, nach dem der Fuß der Zeit Heben und seine Pharaonenpaläste zu Staub getreten, bewundern wir in den alten Trümmern und in den noch erhaltenen Pyramiden die einstige Größe des alten Nilvolkes. Was aber ist der Stand des sittlich-religiösen Treibens und Denkens dieses Volkes? Wer würde in den Anbetern von Krokodilen, Katzen, Igmeneen, Stieren zc. dieselben Egypter erkennen? Uebergewen wir die kunstfertigen Phönizier und Syrer, die poetisch-philosophischen Indier, die beschaulichen und industriellen Chinesen und reden nur von dem gebildetsten der Urvölker; von ihnen, die noch heute Künstlern und Gelehrten als Lehrer und Muster dienen. Die Griechen — Thales, Anaximander, Diogenes, Pythagoras, Zeno, Heraklit, Empedokles, Protagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles und eine Menge außer ihnen! Sind sie nicht sämtlich Männer des Gedankens und der Weisheit? Und stand nicht das gesammte Volk, dem sie angehören, auf einer hohen Kulturstufe? Was war aber dagegen das ethische Streben oder der religiöse Standpunkt dieses Volkes? War nicht sogar ihr Götterdienst mit entfittlichendem Schmutz angefüllt?

(Fortsetzung folgt.)

\*) Erhard Apologetik II. S. 13.

## V o r w ö r t s !

Nach Anregungen aus der Sonntagschul-Convention zu E . . . von R. L.

Sie saßen beisammen mit fröhlichem Sinn  
Einander in Freundschaft gewogen,  
Sie brausten am Ufer des Eries dahin  
Vom schneaubenden Dampfstoß gezogen.

Sie kamen vom Süden, vom Ost und vom West,  
Einhundert und noch viel mehr Meilen,  
Bei ernster Berathung und heiterem Fest  
Im Bunde der Brüder zu weilen.

Sie kamen mehr Einsicht, mehr Thatkraft und Muth  
Im Sonntagschulwert zu erwerben,  
Nun zogen sie heim, mit erneuerter Gluth  
Dem Herrn mehr Jünger zu werben.

Soll blühte die Freude auf jedem Gesicht,  
Sie dachten der glücklichen Stunden,  
Die sie in Erfüllung erhabener Pflicht  
Im Kreis der Geschwister empfunden.

Der erste sprach: Brüder, wie ist es so schön  
Am Werke des Meisters zu schaffen,  
Und ob uns die Feinde auch drohend umstehn,  
Der Herr gibt uns siegreiche Waffen.

Doch zeig' ich vor allem den Lämmern so gern  
Die Auen der himmlischen Weide —  
Und immer erhielt ich zum Lohne vom Herrn  
Ein reiches Maß seligster Freude.

\* \* \* \* \*

Ein anderer sprach: Brüder, ich muß es gestehn,  
Oft kam mir der schone Gedanke,  
Als ob solch Beisammensein außen zwar schön  
Im Innern an Zweifelmuth trankte.

Wohl sah' ich das Ziel unsres Strebens von fern,  
Doch glaubt' ich wir kämen nicht näher,



Drum zeigt' ich die Mängel des Weges so gern  
Als neidisch rechthaberischer Späher.

Dem Ziel nicht, dem Wege nur war ich so feind —  
Jetzt helfe ich willig ihn bahnen  
Und folge von nun an den Besten vereint  
Zum Siege den siegreichen Fahnen.

\* \* \*

Je öfter ich komm', sprach ein dritter halblaut,  
Je kleiner erschein ich mir immer,  
Das Werk doch, das Gott sich durch uns ausgebaut,  
Erglänzt stetz in lichterem Schimmer.

Froh fühl' ich des Frühlings belebenden Hauch  
Im Reich der Natur mich umwehen,  
Ein ewiges Pfingsten erleb' ich mir auch  
Im Reiche der Geister zu sehen.

Den Disharmonien erbau'n wir ein Wehr,  
Gern will ich als Baustein mich bringen  
Und leis als Kadenz im melodischen Meer  
Der Weltharmonie mit verklingen!

Die Menschheit wird größer, wir selber so klein  
Wie Stäubchen im Kreislauf der Welten,  
Der Geist strebt zum Urquell nach engem Verein  
Und will hier als Ich nichts mehr gelten.

\* \* \*

Ich weiß, daß das Loos mir aufs Lieblichste fiel,  
Sprach einer gedämpft sympathetisch —  
Genieße und lerne ich täglich so viel,  
Bin ich glücklich — beglückend poetisch.

Da hebet das Herz in der Brust sich so frei,  
Da zuckt es von mächtigem Regen,  
Der Herr zieht in lieblichem Säuseln vorbei,  
Krönt lächelnd mit Heil und mit Segen.

Wo scheinbar die Wölbung des Firmaments ruht,  
Da blühen noch lachende Auen,  
Der Wand'rer eilt vorwärts mit fröhlichem Muth,  
Das ihm noch Verhüllte zu schauen.

So dehnet sich endlos des Geistes Gebiet,  
Der blöde Blick siehet nur Schranken,

Hoch hebt sich der Sinn von der Liebe durchglüht  
Zur Freiheit der freisten Gedanken.

Das Sklavenjoch, das uns die Selbstsucht aufzwingt,  
Verwandelt die Liebe in Flügel,  
Mit denen die Seele sich himmelan schwingt  
Zu Zion's Vollkommenheitshügel.

\* \* \*

Und weil sich die Liebe am leichtesten übt  
Am wehrlos vertrauenden Kinde,  
So fleh' ich, daß Er, der die Kleinen so liebt,  
Zu gleichem Sinn uns auch entzünde.

Und fühl't man den Lämmern sich liebend vereint,  
Bald lernt man um Sünder zu werben,  
Man segnet den Flucher, man liebet den Feind  
Und reißt ihn aus Nacht und Verderben.

Bis Wahrheit mit milde erwärmendem Schein  
Die irrenden Geister durchflammt,  
Bis alle dem herrlichen Streben sich weih'n,  
Das göttlich der Gottheit entstammt.

Bis alle vom Streiter zum Sieger gereift  
Im Kampf gegen Irrthum und Sünde,  
Begeist'ung fürs Edle die Herzen ergreift  
Und ewig am Erw'gen entzünde.

Dann spricht, der die Zeit der Aeonen bestimmt,  
Sein alles neuschaffendes: Werde,  
Und herrlich im Frühroth des Weltabbaths glimmt,  
Die neue entsündigte Erde.

\* \* \*

Es schnaubet das Dampfroß und schnell't sich mit Nacht  
Hellflürend auf stählernen Spuren,  
Langwachsende Schatten, Vorboten der Nacht,  
Durchhuschen ihm folgend die Fluren.

Die Aeden, auf die wir so gerne gelauscht,  
Bringt endlich das Scheiden zum Ende;  
Doch als man die letzte Begrüßung getauscht,  
Drückt man sich noch einmal die Hände.

Und Alle vom Süden, vom Ost und vom West,  
Gelobten hochfreudig bekommen,  
Mit neuer Verstärkung zum Sonntagschulffest.  
Im nächsten Jahr wieder zu kommen.

## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenblicke auf Diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren.

Von A. Halmhuber.

### Bedürfniß einer Erneuerung.

**V**enn die antiken Heiden dem Christenthum den Vorwurf machten, seit seiner Erscheinung in der Welt sei aller Segen gewichen, so thaten sie ihm sehr Unrecht; sie gestanden damit aber eine Thatfache von der größten Wichtigkeit ein: sie fühlten, daß die alte Welt mit ihren tausend Göttern und mit ihrer aus allen vier Winden gesammelten Weisheit bedeutend fränke, daß es rasch abwärts einem geahnten Unglücke entgegengehe, und daß, wenn dasselbe verhindert werden solle, etwas Entschiedenens geschehen müsse. Daß Gott einst die Zeit der Unwissenheit übersehen habe, nun aber allen Menschen an allen Enden gebiete, Buße zu thun — davon fühlte das alternde Heidenthum etwas; aber Buße thun im rechten Sinne wollte es nicht. Es fühlte das Bedürf-

niß einer Erneuerung, aber es wollte sich selbst helfen. „Eine Hülfe schaffende Kraft aber fehlt der alten Welt. Nachdem ihre Blüthezeit, die Zeit einer verhältnismäßigen Gesundheit vorüber, nachdem einmal das Verderben eingetreten ist, ist sie diesem auch unrettbar verfallen. Das Heidenthum trägt keine sittlich erneuernde Kraft in sich.“

„Oder wo sollte sie liegen? In der Religion? Die heidnischen Götter sind weder die Urheber des Sittengesetzes, noch Vorbilder seiner Erfüllung. Ebensowenig geht von ihnen die Kraft zur Erfüllung des Sittengesetzes aus. Buße, Erneuerung durch Buße hindurch, das sind den Heiden ganz fremde Begriffe. Darin liegt der tiefste Grund, weshalb von der heidnischen Religion wohl eine reactionäre Bewegung, nicht aber eine sittliche Erneuerung, nicht eine Wiedergeburt

ausgehen konnte. Oder sollte sie etwa vom Staate ausgehen? Der Staat bedarf der Religion, sie ist seine festeste Grundlage. Aus dem religiösen Leben kann auch eine Erneuerung des Staatslebens hervorgehen zu neuer Blüthe nach zeitweiligem Verfall, aber niemals kann umgekehrt der Staat mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften das religiöse und sittliche Leben eines Volkes erneuern. Es bleibt noch die Philosophie. Diese schwacht gar viel von Tugend, aber wie man zu der vielgepriesenen Tugend kommt, wie man selbst ein anderer Mensch wird, wie man den Tod überwindet — das weiß in Wirklichkeit keiner von allen ihren Schönrednern zu sagen. Und auf das Volk hat die Philosophie erst recht keinen Einfluß. So ist also nirgends im Heidenthum eine Kraft zu finden, welche der Riesenaufgabe einer sittlichen Erneuerung der alten Welt gewachsen wäre."

„Der heidnische Staat faßt zwar noch einmal alle seine Kräfte zusammen, um dem immer stärker werdenden Christenthum zu widerstehen und sich selbst zu helfen. Nach einer Zeit des Unglaubens kommt nothwendig eine Zeit des Aberglaubens; denn weder der einzelne Mensch, noch ein Volk kann die Leere des Unglaubens auf die Dauer ertragen. Aber auch Drafel, Zauberei und allerlei Mysterien wollten die ersehnte Hülfe nicht bringen.“ Da war schließlich das Zustandekommen eines philosophischen Systems, wie das des Neuplatonismus, etwas ganz Begreifliches. Man greift nach dem Alten zurück und mischt ihm allerlei neue Bildungselemente bei. „Die Idee, daß das Göttliche in verschiedenen Abflusungen sich offenbart und wirkt, bildet sich zu einer förmlichen Hierarchie von höheren und niederen Göttern aus; an die überweltlichen Götter reihen sich die weltbewohnenden, und unter diesen stehen die Dämonen, gute und böse. Das Volk betet die weltbewohnenden Götter als seine Götter an, während sich der Weise zu dem Einen Höchsten aufschwingt. Die Einheit des in der Welt wirkenden Göttlichen gab die philosophische Grundlage für Magie und Mantik, und der ganze hergebrachte Cult, das ganze Zauberverwesen konnte beibehalten werden. So gestaltete sich der Neuplatonismus zur Theologie des restaurirten Heidenthums aus, dem hier seine wissenschaftliche Begründung für die Gebildeten gegeben werden sollte. Jetzt erkennt man bereits als Bedürfniß an, was man früher verpöthete, und sucht es auf dem Boden des Heidenthums selbst zu befriedigen. Auch der heidnische Cultus soll vergeistigt, das Grobmaterielle der Thieropfer beseitigt, auch da soll Fürsorge für die Unterweisung des Volkes getroffen werden. Man sieht, die Restauration des Heidenthums steht bewußt oder unbewußt selbst unter dem Eindrucke des Christenthums.“

„Ohne Zweifel hat das Heidenthum sich dem Christenthum erheblich genähert, ja geradezu etwas vom Christenthum in sich aufgenommen, und dennoch würde es wenig Kenntniß der menschlichen Natur verrathen, wollten wir darauf die Hoffnung einer freundlichen Stellung zu demselben gründen. Für manche Einzelne sind diese Annäherungen ohne Zweifel die Brücke gewesen, über die ihr Weg sie ganz in die Kirche führte; aber im Ganzen und Großen mußte die Annäherung dem Gegensatz nur verschärfen. Denn nun glaubte man auf heidnischer Seite alles selbst zu haben, was das Christenthum bot. Das Gute, welches man jetzt dem Christenthum nicht mehr absprach, besaßen die Heiden nach ihrer Meinung in viel reinerer Gestalt. Dann hatte aber das Christenthum um so weniger Recht zu existiren. Das frühere Heidenthum hätte im Grunde gar nicht die Kraft gehabt, einen entscheidenden Kampf gegen das Christenthum zu

führen. Die Restauration hat dem Heidenthum wieder neue Kraft verliehen, das ist nicht zu leugnen, wenn die Kraft auch nicht die rechte ist. Deshalb kann man jetzt auf den Gedanken kommen, in dem restaurirten Heidenthum die religiöse Grundlage für die Restauration des Staats- und Volkslebens zu suchen, und so zu einer Restauration der alten Welt überhaupt zu gelangen. Dafür war aber die Vorbedingung die Vernichtung des Christenthums. Je unnatürlicher die Restauration war, desto fanatischer war sie, und das restaurirte Heidenthum, das erst beginnt mit der ganzen Gluth des Fanatismus, führt den Kampf der Vernichtung gegen das Christenthum. Die Kämpfer sind einander näher getreten, aber nicht um einander die Hand zu reichen, sondern nur einander um so fester zu fassen zum letzten verzweifelten Ringen.“

Ich habe diese trefflichen Worte Dr. Uhlhorn's darum so ausführlich hier mitgetheilt, weil sie ein jeder an Japans Befehrung Theilhabende wohl beherzigen sollte. Wie der Menschen Herzen sich gleichen, so gleichen sich auch die Schicksale der Völker und auch die Wege der Mission unter ihnen. Die Entwickelung der Dinge in Japan hat aber bereits so viele Anklänge an die Zeit der Restauration der alten Welt, oder mit andern Worten, an die Zeit, da die alte Welt sich selbst helfen wollte, daß wir billig nach Anhaltspunkten forschen in der Geschichte des römischen Reiches, unsere Schritte und Blicke für die Zukunft darnach zu richten. Kurz gesagt, Japan ist heutzutage gerade daran, eine Restauration auszuführen, bei welcher allerlei Gutes vom Christenthum entlehnt und mitbenützt werden soll, während das Christenthum selbst ganz entschieden verpöthet bleibt. Regierung wie Volk sind auf dem besten Wege, eine Religion und Sitte zu schaffen, w o b e i m a n auf heidnischer Seite Alles selbst zu haben meint, was das Christenthum bietet. Und alle diejenigen, Missionare nicht ausgenommen, welche glauben, die Japanesen erst gründlich civilisiren und erst nachher befehren zu müssen, helfen ihnen mit in diesem eitlen Wahn. Es ist ja bereits offenbar, daß die civilisirten Japanesen viel gleichgültiger und feindlicher gegen das Christenthum gesinnt sind, als ihre ungelehrten und heidnisch-biggotten Landsleute; es ist erfahrungsmäßig viel wahrscheinlicher, daß so ein neumodischer Japanese ein Atheist und Socialist wird, als ein wahrer Christ. Er dünkt sich so viel oder noch mehr zu sein, als ein Christ, besonders als ein Christ von heutzutage, welcher durchschnittlich leider nur eine Carrikatur seiner todesmuthigen, frommen Vorbilder der Vorzeit ist. An der Hand der Geschichte der alten Welt steht ganz Japan gerade so da, wie der einzelne „Civilisirte“: es wird das Christenthum durch friedliche Berührung nie lieb gewinnen, dieses wird sich vielmehr seinen Weg durch gewaltige Kämpfe hindurch bahnen müssen. Drei Dinge ahmt Japan der alten Welt bewundernswürdig nach: Es will sich selbst eine Religion schaffen, indem es nach dem Muster des Neuplatonismus allerlei Religionsysteme zusammenmischt; es führt durch neue Geseze und Einrichtungen vieles von christlichen Nationen Gelernte bei sich ein; es fühlt das Bedürfniß, dem Christenthum gegenüber sich zu verjüngen, es will diesen Verjüngungsproceß aber aus sich selbst heraus vornehmen, um dem Christenthum auch nicht einmal danken zu müssen. Im Folgenden wird der geneigte Leser reichliche Bestätigung dieser Behauptung finden.

Es wäre natürlich zu weit gegangen, wollten wir die Parallele zu weit ziehen und in Japans Verjüngung einfach eine Wiederholung der Geschichte der alten Welt sehen. Die Faktoren, mit welchen wir rechnen müssen, sind dazu viel zu ver-



schieden. Andererseits aber finden wir in der Verührung Japans mit dem Christenthum Züge, welche so auffallend als das Ringen des untergehenden antiken Heidenthums mit dem aufblühenden Christenthum erinnern, daß wir geradezu auf eine Vergleichung angewiesen sind. Seit das Christenthum oder wenigstens die demselben entsprungene Civilisation in Japan bekannt geworden sind, befriedigen die alten Religionen, so wie sie sind, nicht mehr. Wie weit eine Umgestaltung oder Neubildung auf diesem Gebiete vorgeschritten ist, dürfte schwer mit Bestimmtheit zu sagen sein; daß aber bereits etwas in dieser Richtung geschehen ist, unterliegt keinem Zweifel. In der alten Reichshauptstadt Mijako oder Kioto, jener besondern Pfliegerin der Götter, hat sich eine neue buddhistische Sekte gebildet, welche nur Cinen Buddha anerkannt und verehrt, sich also dem Monothetismus unmittelbar anschließt. Wo anders lesen wir vom Buddhismus Folgendes: „So ist denn alle Aussicht vorhanden, daß dem besten Theil der Nation noch allerlei Gelegenheit geboten wird, mit dem Evangelium bekannt zu werden. Mittlerweile geräth der Buddhismus dermaßen in Abgang, daß die Zahl der Mönche sich seit fünf Jahren um ein Dritttheil vermindert hat. Die fremden Sitten und Wissenschaften (namentlich Erdkunde und Chemie) gehen ihm ans Leben; so machen sich denn viele junge Priester an die Schulen her und lesen die Bibel. Der Schintoismus erfreut sich vorerst der allerhöchsten Gunst und scheint sich durch ausgedehnte Bauten und Ausbesserungen von Tempeln verjüngen zu wollen; wesentlich aber ist es ein todter, kalter Atheismus, der blinden Gehorsam fordert, wie ihn das junge Japan kaum mehr aufzuwenden vermag. Die denkenden Japaner haben derzeit keinerlei Religion; sie geben sich jener Zweifelsucht hin, welche so oft am Sterbelager einer alten Religion sich entfaltet, und das Vorpiel zu einer neuen Phase des Strebens nach höherer Wahrheit bildet.“ Wo anders heißt's: „Den buddhistischen Priestern (oder vielmehr Mönchen) wurde mitgetheilt, daß die Schließung, ja Confiscation ihrer Tempel demnächst erfolgen werde, und daß sie entweder als Soldaten in die Armee treten oder durch anderweitige Beschäftigung ihren Unterhalt verdienen müssen. Die Wichtigkeit dieser Verfügung läßt sich kaum gehörig würdigen; denn wie die tatsächlichen Verhältnisse standen, hatten wohl die Bettelmönche in Japan so viel oder mehr zu sagen als die Daimiyos.“

Dem soeben Gesagten scheint das, was im Nachfolgenden vom Schintoismus gesagt wird, stracks zu widersprechen. Allein es handelt sich beim Buddhismus sowohl wie beim Schintoismus nur um ihre Stellung zum Staate, um Schutz und Befolgung durch denselben. Da der Staat nun beide gleicherweise auf eigene Füße stellen will, kann man sagen, beide seien gefallen oder im Fall begriffen; insofern aber der

Schintoismus die Religion der Beamten, der Buddhismus aber die Religion der Masse des Volkes ist, haben beide in ihrem Theil noch große Bedeutung. Somit werden wir das Nachstehende, welches Missionar Greene am 1. Juli 1873 zu Kobe in Japan schrieb, mit dem Vorstehenden wohl vereinen können: „Leider ist das Edikt in Betreff der freien Ausübung des Christenthums, worüber die Zeitungen und Tausende amerikanischer Christen sich freuten, nicht den Entschlüssen der Japanischen Regierung, sondern der geschäftigen Phantasie eines allzuemfigen Berichterstatters entsprungen. Wir fühlen uns dadurch indessen nicht sehr niedergeschlagen, denn die Duldung ist nur eine Frage der Zeit. Der Schintoismus ist gefallen, und da wir in dieser Staatsreligion immer unsern gefährlichsten Feind sahen, ist sein Sturz uns gewissermaßen eine Ermutigung.“

„Die Proklamation, welche dem Schintoismus den Schutz der Regierung entzog, war uns ein etwas räthselhaftes Aktenstück. Es enthielt unter Anderem folgende Klausel: Alle Gesuche von Personen, welche über religiöse Gegenstände Vorträge zu halten oder Vereine zur Anhörung solcher Vorträge zu gründen wünschen, sind an das neue Departement für Religion zu richten.—Auf diese Klausel gestützt wollen wir in Verbindung mit der reformirten und presbyterianischen Mission jetzt um die Erlaubniß einkommen, Vorträge über die christliche Religion zu halten und Gemeinden zu gründen. Wir glauben nicht, daß dieses Gesuch etwas schaden kann, während es möglicherweise von großem Nutzen sein könnte.“

„So viel zeigt sich von Tag zu Tag klarer, daß unser Hauptkampf dem Buddhismus gelten wird, der, wie ich glaube, sich hier in weit kräftiger Gestalt darstellt als in China oder irgend einem andern Theil der Welt. Der Umstand, daß er in so vielen Punkten sich mit dem Christenthum berührt, macht es zu einer gebieterischen Nothwendigkeit, daß wir uns mit seinen Lehren und seinen Beziehungen zum Christenthum genau bekannt machen. Die jüngste der hiesigen Sekten bereitet sich schon seit einiger Zeit auf diesen Kampf vor, indem viele ihrer Priester sich mit dem Studium des Christenthums befassen. Da dürfen wir billig nicht zurückbleiben. Nicht lange her war ein Priester hier, um bei dem Gouverneur dieses Hafenplatzes die Erlaubniß zur Eröffnung einer Schule nachzusuchen, in welcher es seine Absicht ist, die Lehren des Buddhismus, des Confucianismus und des Christenthums abzuhandeln und die Ueberlegenheit des ersteren über die beiden letzteren nachzuweisen. Auch heißt es, der Sohn eines der Aeltesten dieser Sekte sei im Begriff, abzureisen oder schon unterwegs, um durch ein aufmerksames Studium der praktischen Wirkungen des Christenthums sich auf dessen Bekämpfung in Japan vorzubereiten.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die beiden Bettler.

Von H. Mühsfeld.



zwei Bettler begegneten sich eines Tages auf der Landstraße. Der Eine sagte:

„Unser Geschäft ist doch ein sehr armseliges; ich habe Lust es aufzugeben.“

„D, meinst du das?“ erwiderte der Andere; „nun, mit

mir ist das nicht so; ich finde es als ein blühendes Geschäft, das mir jeden Tag besser gefällt.“

„Das wundert mich,“ war die Antwort. „Wir haben doch so viel Widerwärtigkeiten zu bestehen. Wir dürfen z. B. zu ein und derselben Person nicht zu oft kommen.“

„Das ist bei mir nicht der Fall,“ entgegnete der Andere; „je öfter ich gehe, desto baldier werde ich erhört.“

„Wie kann das möglich sein!“ rief sein Gefährte aus. „Ich werde oft als ein träger Bursche oder unter ähnlichen Namen abgewiesen, und ich kann an viele Thüren klopfen, ehe ich einige Cents oder ein Stück Brod bekomme.“

„Nun, ich kann in Wahrheit sagen,“ hob der Andere an, „daß ich für das, was ich erbitte, stets etwas Besseres bekomme.“

„Da bist du ein glücklicher Mensch, zumal in dieser harten Zeit, wo die Leute meist nur die Köpfe schütteln und sagen, sie könnten nichts geben und hätten das Betteln selbst bald nötig.“

„Davon habe ich noch nichts gehört. Ich gehe dahin, wo ich weiß, daß die Hülle und Fülle vorhanden ist, mehr als genug für Alle, die dort bitten wollen, und Jedem wird etwas zu Theil.“

„Da weiß ich nicht, wie du das anstellst; siehe, mache ich ein trauriges Gesicht, so nennt man mich einen Heuchler; komme ich mit froher Miene, so heißt's, ich bedarf keines Almosen; mit beidem also kann ich keinen Erfolg haben.“

„Bei mir ist das anders; bin ich traurig, so werde ich mit Mitleid aufgenommen; bin ich voller Freude, so empfangen ich überschwenglichen Segen.“

„Das ist in der That wunderbar! Erzähle ich den Leuten meine Noth, so sind sie bald meines Klagens müde und sagen, es wäre nicht wahr, trotzdem ich keine Lüge gesprochen.“

„Wie anders ist es da bei mir! Ich kann meine Sorgen und Nöthen nicht zu oft erzählen; jeden Tag soll ich mit denselben kommen, und so tief ist das Erbarmen dort, wo ich bitte, mit mir, daß man den Inhalt meines Flehens besser weiß und erkennt, als ich selbst.“

„Sage mir, wo o bittest du denn?“ fragte erstaunt der Bettler.

„An der Thür des Himmels,“ entgegnete sein Gefährte — „und wo bittest du?“

„O, ich bettle von der Welt,“ war die Antwort.

„Dann ist es kein Wunder, wenn du deines Geschäftes müde bist. Komm und versuche es an meiner Thür. Hast du dort deinen Stand, so wirst du niemals enttäuscht und nie und nimmer mit leeren Händen weggeschickt werden.“

## Die Sonntagschule.

### Was ich von S. Schul-Conventionen weiß.

Solche Conventionen sollten eine Zusammenkunft von S. Schul-Arbeitern sein, an einem leicht erreichbaren Ort und zu einer gutgewählten Zeit gehalten. Sie sollten zum Zweck haben:

1. Zu erfahren, was in der Vergangenheit bezweckt wurde, und was in Zukunft geschehen soll auf dem ganzen von der Convention repräsentirten Gebiet.

2. Einander gegenseitig aufzumuntern in diesem Werk und womöglich die erfolgreichste Methode zur Betreibung desselben zu erfahren.

3. Die S. Schul-Arbeiter durch Anreden, Vorlesungen und Beispiele zu belehren, auf welche Weise man den Zweck wohl am Besten erreichen kann.

4. Gegenseitige Inspiration und Aufmunterung in der S. Schul-Arbeit; durch Meinungsaustausch, Gebet und brüderliche Berathung über Unterrichtsmethode, Hindernisse, deren Entfernung und Erfolg.

Warum erzielen solche Conventionen keinen bessern Erfolg?

1) Wegen mangelhafter Vorbereitung durch die leitende Committee.

2) Wegen mangelhaften Plans; Mangels an System und Ziel.

3) Zu viel Bekomplimentirung und gegenseitige Schmeicheleien.

4) Mangelhafte Auswahl von Rednern und Führern; dieses ist eine ganz natürliche Folge von Nr. 3.

5) Zuviel auf dem Programm; zu fein geschnitten und zu hart getrocknet.

6) Mangel an gehöriger Ordnung in der Leitung der Geschäfte.

7) Allzuspäte Bekanntmachung vorher, während der Convention und nachher.

8) Nicht genug Gottesdienstliches bei den Uebungen.

9) Die zu öftere Wiederholung vieler Themata.

10) Mangel an Ernst und vereiniger Wirkksamkeit, das bei der Convention erlernte in der S. Schule einzuführen und zu verwerthen. Fidelius.

### Für Normalklassen.

#### XV. Religiöse Institutionen der Bibel: Opfer 2c.

Ehe wir zur Erklärung der Opfer übergehen, müssen wir zuvörderst bemerken, daß die eigentlichen Opfer in drei Klassen zerfielen, — Sündopfer, Brandopfer und Dankopfer. Die Opferthiere — Ochsen, Ziegen, Lämmer 2c., durch welche Christus den Juden sinnbildlich vorgestellt wurde, bis er kam, als der unschuldige Träger des Jornes Jehovahs, anstatt der Uebertreter seiner Gebote, — mußten „ohne Wandel,“ d. h. ohne Körpergebrechen sein.

Die allgemeine Regel war, daß es für den Einzelnen genügte, wenn er ein Sündopfer opferte. Wenn dagegen das ganze Volk zusammengenommen für seine Sünden opferte, mußten alle drei Arten von Opfern dargebracht werden.

Personen, die im Amte standen, sowie Privatpersonen des Volks, opferten bisweilen freiwillig, im Fall gewisser Sünden, aber auf Gottes Anordnung, alle drei Arten Opfer. In einem solchen Fall wurden sie vom Priester, in der oben angegebenen Reihenfolge, dargebracht; nemlich: zuerst das Sündopfer, dann das Brandopfer und zuletzt das Dankopfer.

Das Blut all dieser Opfer fühlte die Sünden; das Dankopfer war außerdem aber noch ein Festmahl des Herrn auf seinem Altar oder „Fische“ (Mal. 1, 7.), woran der Herr, vermittelst des Feuers, der Priester, der es für den Sünder opferte, und der Sünder selbst, der durch dasselbe versöhnt wurde, Theil nahmen. Dieses war der Grund, weshalb es zuletzt geopfert wurde.

Wir wollen nun die hier abgebildeten Opfer kurz erklären. Sie gehören eigentlich alle zur Klasse der Sündopfer.

Wenn ein Mann, überzeugt von seinen Sünden, so arm war, daß er kein Lamm oder Böcklein als Sündopfer vor dem



Herrn opfern konnte, so war es ihm gestattet, dafür zwei Turteltauben oder zwei junge Tauben zu bringen (3. Mose 5, 7.).

Wenn ein Mann so arm war, daß er auch nicht einmal ein Paar Tauben opfern konnte, dann war es ihm vergönnt, statt dessen eine Quantität Mehl zu bringen (3. Mose 5, 11.).

Wenn ein Hohepriester aus Unkenntniß der Gesetze wider den Herrn sündigte, mußte er, wenn er es entdeckte, dafür Sühne thun. Er that solches mit dem Blute eines jungen Jarren (3. Mose 4, 3.).

Dieses ist eines der Sündopfer, von welchen das Blut als Versöhnung im Heiligthum dargebracht werden mußte, indem



dasselbe sieben Mal vor dem Vorhang gesprengt und mit demselben jedes Horn am Räuchaltar benetzt wurde. Der Rest des Blutes wurde durch den Priester, der gesündigt hatte, zu den Füßen des ehernen Altars im Vorhofe ausgegossen, und nachdem er einen Theil des Fettes vom Opferthiere auf den Altar gelegt hatte, schickte er das Uebrige außerhalb des Lagers, damit es dort verbrannt wurde (3. Mose 4, 5-12.).

Wenn die ganze Gemeinde, aus Unkenntniß des Gesetzes, gesündigt hatte, und dessen inne wurde, so mußten die zwölf Ältesten, einer von jedem Stamme, einen Jarren als Sündopfer bringen und durch Auflegen ihrer Hände die Sünden der Gemeinde auf denselben übertragen (3. Mose 4, 15.), bevor er vor dem Herrn geschlachtet wurde.

Der Hohepriester empfing das Blut, ging damit in das Heiligthum, sprengte dasselbe sieben Mal vor den Vorhang und benetzte jedes Horn auf dem Räuchaltar damit, so das Opfer darbringend und dafür Vergebung für das schuldige Volk empfangend. Alsdann kam er wieder heraus in den Vorhof,



und nachdem er einen Theil des Fettes auf den Altar gelegt hatte, schickte er das Uebrige außerhalb des Lagers, um dort verbrannt zu werden (3. Mose 4, 15-21.).

„Darum auch Jesus, auf daß er heiligte das Volk durch sein eigenes Blut, hat er gelitten außen vor dem Thor“ (Ebr. 13, 11. 12.).

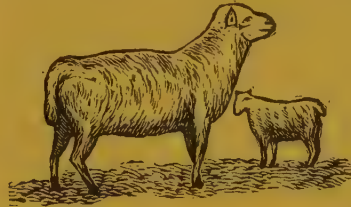
Das Sündopfer des Hohenpriesters und dasjenige der Gemeinde, wovon das Blut dem Herrn innerhalb der Stifftshütte geopfert wurde, scheinen die einzigen Opfer gewesen zu sein, welche außerhalb des Lagers verbrannt wurden.

Die Sündopfer einzelner Personen aus der Gemeinde wurden das Eigenthum der Priester, die das Blut und das Fett davon auf dem Altar im Vorhofe opferten, das Fleisch dagegen wur-

de von den Priestern in der Stifftshütte verzehrt (3. Mose 6, 24-30., vergleichen mit 10, 16-18.).

(3. Mose 16.) An diesem Tage versammelte sich das ganze Volk um die Stifftshütte, und „castete“ seinen Leib den ganzen Tag, seiner Sünden wegen (3. Mose 16, 29.).

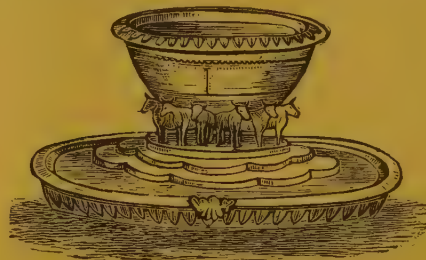
Der Hohepriester legte im Heiligthum seine prächtigen Kleider ab (Vers 4, 23, 24.), wusch sich und trat in den Vorhof heraus, angethan wie ein gewöhnlicher Priester (Vers 4.). Vor dem Altar stand ein Jarren zu seinem Sündopfer (Vers 3.). Der Hohepriester übertrug zuerst seine eigenen Sünden auf den für ihn zum Sündopfer bestimmten Jarren, indem er seine



Hände auf dessen Kopf legte; alsdann schlachtete er denselben und trug das Blut ins „Allerheiligste.“

Jetzt nahm er eins der Sündopfer der Gemeinde, welches dieses Mal in zwei jungen Ziegenböcken bestand.

Auf den Kopf des einen derselben übertrug er durch Auflegen der Hände die Sünden des Volks; dann schlachtete er ihn, fing das Blut auf und kehrte mit demselben in das „Allerheiligste“ zurück, sprengte einige Tropfen davon gegen den Gnadenstuhl und sieben Mal davon vor denselben (Vers 15.). Alsdann kehrte er wieder in den Vorhof zurück und der „lebige Bock“ wurde vor ihn gebracht (Vers 7-10.). Durch Auflegen beider Hände übertrug er die Sünden des Volks auf denselben, indem er gleichzeitig bekannte, „auf ihn alle Missethat der Kinder Israels, und alle ihre Uebertretung in allen ihren Sünden“ und legte sie „dem Bock auf das Haupt“ (Vers 21.). Also beladen, schickte er ihn durch einen Mann, „der vorhanden“ war, lebendig aus dem Lager, damit er ihn in der Wüste frei laufen lasse.



Das ehernen Meer.

Die Bedeutung dieser symbolischen Handlung deutet die heilige Schrift mit folgenden Worten: „Daß also der Bock alle ihre Missethat auf ihm in eine Wildniß trage; und lasse ihn in die Wüste“ (Vers 22.).

Möge Christus einen Jeden von uns in Gnaden tüchtig machen, daß wir durch den Glauben unsere Sündenlast auf ihn werfen können, so daß er für uns das sei, was der „lebige Bock“ für die Israeliten bedeuten sollte; denn „Fürwahr, er trug unsere Krankheit, und lud auf sich unsere Schmerzen“, und „der Herr warf unser Aller Sünde auf ihn“ (Jes. 53, 4, 6.).

Der Hohepriester kehrte dann in das „Heilige“ zurück, zog

seine Kleider aus, wusch sein Fleisch mit Wasser und zog seine eigenen Kleider wieder an (3. Mose 16, 24.). Dann begab er sich zum ehernen Altar und opferte zwei Widder als Brandopfer für sich und für das Volk (Vers 24, 3, 5.); opferte das Fett von den geschlachteten Sündopfern auf dem Altar und schickte das Uebrige außerhalb des Lagers, damit es daselbst völlig verbrannt werde (Vers 25, 27.). Der Mann, der den Boß aus dem Lager in die Wüste führte, und die Männer, welche die Sündopfer des Priesters und des Volks hinaus-schleppten und verbrannten, mußten alle ihre Kleider reinigen und ihr Fleisch mit Wasser baden, ehe sie in das Lager zurück-zehren durften.

### Ein wesentliches Stück in der S. Schule.

Von allen Büchern, die in die Hände der Jugend kommen, sollte die Bibel obenan stehen und den Ton in der Sammlung von Kenntnissen, beides auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Religion, sowie überhaupt in der Bildung des Charakters, angeben.

Wir leben in einer Zeit, wo Wahrheit und Lüge, Glaube und Unglaube, Tugend und Laster, sich öffentlich auf der Straße, in den Werkstätten und sogar auf der Bühne, begegnen, und um die Oberherrschaft kämpfen. Auch legt besonders der schmeichelhafte Rationalismus seine Grundsätze ungenirt vor die Jugend hin und fordert auf doch auch 'mal ein wenig Vernunft in religiösen Fragen zc. zu gebrauchen. Nun, das ist ein Zeichen der Zeit.

Und daß diese Thatsache das heranwachsende Geschlecht zum fleißigen Studium in der hl. Schrift anspornen sollte, nicht als ob die Wahrheit so leicht von der Lüge besiegt werden könnte, sondern zu seiner Selbstbesserung, liegt offenbar am Tage; denn in der Schriftkenntniß liegt unsere Macht, das Feld der Wahrheit für den Herrn zu behaupten, und die Lüge mit all ihren feingespinnenen Systemen zu verdrängen. Unser Gebrauch von einem Mittel zur Erreichung des Zwecks hängt von der Kenntniß und Einsicht ab, welche man von demselben hat; und ebenso ist es mit der Wahrheit des gegebenen Wortes. Nur derjenige, welcher mit der Bibel bekannt ist (minder oder mehr) kann sich dieselbe zum bleibenden Nutzen machen. Wie nöthig daher, daß die Jugend sich vornehmlich durch Auswendiglernen von Theilen der hl. Schrift für die ernstlichen Erlebnisse und drängenden Lebensfragen gehörig vorbereitet!

Daß diesem Punkte mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden dürfte, um eine gründlichere und umfangreichere Kenntniß der hl. Schrift bei Jung und Alt zu erzielen, darf kaum in Frage gezogen werden. So trefflich auch die Einrichtung mit den S. S. Sectionen ist, nimmt man dennoch wahr und muß es öfters von Vätern und Müttern in der Kirche hören, daß zu wenig Kernsprüche aus der Bibel von den Kindern gelernt werden. Diesem Uebel könnte aber leicht abgeholfen werden, wenn dasselbe recht eingesehen und demselben auf eine zweckmäßige Weise begegnet würde. Auch wird in diesem Punkte das Interesse des Schülers nicht das des Lehrers übersteigen. Wenn es wahr ist: „Wie der Hirt, so die Heerde,“ dann gilt auch dieses: Wie der Lehrer, so die Klasse.

Für einmal wird die Jugend durch das Auswendiglernen von Bibelversen besser mit der Bibel selber, d. h. mit ihrer Abfassung, Einrichtung, Bücher zc. bekannt. Obwohl man von dem Studierenden erwarten sollte, daß er den Zusammenhang der Sectionen, wenn derselbe nicht zu ausgedehnt ist, lerne,

so wäre doch mancher Schüler geneigt, nebst der Section noch andere Abschnitte zu memoriren. Dieser eine Umstand würde dem Schüler, wie dem Lehrer, eine bedeutende Hülfe in der Betrachtung der Section sein. Weiter würde es dem Lernenden selber nähere Bekanntschaft mit dem Worte geben. Nebst einer Kenntniß von den Autoren der Bücher zc. würde der Geist, der Kern, die wesentliche Lehre des Wortes durch dessen inwohnende Kraft dem Herzen nahe gebracht werden zu seiner Erleuchtung und Befehrung, nichts zu sagen von dem Nutzen für das Gedächtniß, das durch das Lernen auch selbst stärker wird. Freilich kommt es hier auch auf die Talente an, die man hat. Reich Begabte fassen viel und Großes auf, minder Fähige weniger, aber Alle behalten doch manches Gute zu ihrer Selbstbesserung. Daher keine Entschuldigung.

Ferner gehört ein solcher Schatz von Bibelversen zur späteren notwendigen Ausrüstung des S. S. Lehrers. Da nun die künftigen S. S. Lehrer, auch Prediger, eben aus den Klassen der jetzigen Bibelforscher hervortreten werden, so liegt schon der Segen, der dem Lehrer späterhin eine unentbehrliche Hülfe im Unterrichtgeben sein wird, auf der Hand. Wohl heißt es öfters: „Was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß,“ aber heiß sollte es jeden Lehrer machen, der wenig zur Bestätigung der in Frage stehenden Lehre vor seiner Klasse anführen kann. Dies sollte den Schülern deutlich gemacht und eingeschärft werden. Dann ist es auch eine Waffe für den geistlichen Kämpfer. „Ergreift das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes,“ Christus begegnete dem Teufel bei der Versuchung durch die scharfen Pfeile der göttlichen Wahrheit auf eine treffliche Weise; denn er sprach: „Es steht geschrieben“ der Teufel quotirt auch Schrift, aber nach seiner verkehrten Art. Er ist ein Lügner, ein Feind und Mörder, und ist noch nie in der Wahrheit bestanden; aber klug ist er, die alte Schlange ist voll Arglist und Schlaueit.

Alle Kämpfer Gottes haben viel geistliche Ausrüstung nöthig, um gegen den jetzigen bösen Zeitgeist zu streiten. Und ist nicht unser Gnadenstand stark oder schwach nach dem Verhältniß von gründlicher Schriftkenntniß, die man hat? Und wie gut kommt dieselbe bekehrten S. Schülern und Neubefehrten überhaupt?

Aber endlich lohnt das Auswendiglernen die Jugend darin, daß es zum besseren Verständniß der Predigt dient; es zieht die Aufmerksamkeit auf das gepredigte Wort und weckt ein Verlangen das Gelernte auch zu verstehen. Und welch ein Vortheil für den Prediger selbst! Er wird besser verstanden und seine Auslegung mit der Begleitung des hl. Geistes erzielt dann eher die Befehrung der Schüler, welche doch Hauptaufgabe der Kirche und S. Schule ist. Auch wird es den Prediger zur richtigen Anführung der Bibelstellen anspornen, fintemal er weiß, daß er Bibelforscher und Schriftkenner vor sich hat, die auch etwas beurtheilen können.

Schließlich denn: Im Alter, wenn das Auge dunkel, das Ohr verschlossen, das Gedächtniß schwach wird, kommt das Gelernte sehr zu statten, wie uns betagte Pilger sagen. Es sind goldene Aepfel in silbernen Schalen. Da wird ein Stein nach dem andern aus dem Schatzkästlein des Gedächtnisses hervorgeholt, in die Schleuber gethan und zur Verwunderung aller an seinen richtigen Ort gelangt. Unbeschreiblich ist der Segen von Schriftkenntniß, aber ohne Mühe und harte Arbeit wird man es auch hierin schwerlich weit bringen können. „Wer reichlich säet, wird reichlich ernten; wer kärglich säet, wird kärglich ernten.“ „Wer im Sommer (in der Jugend) sammelt, der ist klug; wer aber in der Ernte schläft, der wird zu schanden.“ Ja, Herr, „deine Rechte sind mein Lied im Hause meiner Wallfahrt.“ M. L. W i n g.



## Sonntagsschul-Lektionen.

Drittes Quartal.

## Das Osterlamm.

## 6. Lektion: 2. Mose 12, 1-14. — Sonntag den 7. August 1881.

1. Der Herr aber sprach zu Mose und Aaron in Egyptenland: 2. Dieser Monat soll bei euch der erste Monat sein; und von ihm sollt ihr die Monate des Jahres anheben.

3. Saget der ganzen Gemeinde Israel, und sprecht: Am zehnten Tage dieses Monats nehme ein Jeglicher ein Lamm, wo ein Hausvater ist, je ein Lamm zu einem Hause.

4. Wo ihrer aber in einem Hause zum Lamm zu wenig sind, so nehme er es und sein nächster Nachbar an seinem Hause, bis ihrer so viel wird, daß sie das Lamm aufessen mögen.

5. Ihr sollt aber ein solches Lamm nehmen, da kein Fehler an ist, ein Männlein, und eines Jahrs alt; von den Lämmern und Biegen sollt ihr es nehmen.

6. Und sollt es behalten bis auf den vierzehnten Tag des Monats. Und ein jegliches Häuflein im ganzen Israel soll es schlachten zwischen Abends.

7. Und sollt seines Bluts nehmen, und beide Pfosten an der Thür, und die oberste Schwelle damit bestreichen, an den Häusern, da sie es innen essen.

8. Und sollt also Fleisch essen in derselben Nacht, am Feuer gebraten, und ungesäuert Brod, und sollt es mit bittern Salzen essen.

9. Ihr sollt es nicht roh essen, noch mit Wasser gekocht, sondern am Feuer gebraten, sein Haupt mit seinen Schenkeln und Eingeweide.

10. Und sollt nichts davon überlassen bis morgen; wo aber etwas überbleibt bis morgen, sollt ihr's mit Feuer verbrennen.

11. Also sollt ihr's aber essen. Um eure Lenden sollt ihr gegürtet sein, und eure Schuhe an euren Füßen haben, und Stäbe in euren Händen, und sollt es essen, als die hinweg eilen; denn es ist des Herrn Passah.

12. Denn ich will in derselben Nacht durch Egyptenland gehen, und alle Erstgeburt schlagen in Egyptenland, beides unter Menschen und Vieh. Und will meine Strafe beweisen an allen Göttern der Egypter, Ich der Herr.

13. Und das Blut soll euer Zeichen sein an den Häusern, darinnen ihr seid, daß, wenn ich das Blut sehe, vor euch übergehe, und euch nicht die Plage widerfahre, die euch verderbe, wenn ich Egyptenland schlage.

14. Und sollt diesen Tag haben zum Gedächtnis, und sollt ihn feiern dem Herrn zum Fest, ihr und alle eure Nachkommen, zur ewigen Weise.

**Haupttext:** Denn wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert. 1. Cor. 5, 7.

**Einleitung.** — Nach langem Warten schlug endlich die Stunde der Erlösung für Israel. Kaum hatte Pharao Mose und Aaron zum letzten Mal von sich getrieben, da kam die Stimme Gottes und rief Israel zum Auszug. Neun Plagen hatte Jehovah bereits über die Egypter kommen lassen; aber ohne den Willen des stolzen Königs zu brechen. Jetzt jedoch stand ihnen die letzte Plage bevor, wodurch Pharao gezwungen wurde den Befehlen des Herrn zu gehorchen. Zum dankbaren Andenken der Erlösung aus dem Lande der Knechtschaft und der Sammlung zum Volke Gottes, wurde nun den Israeliten geboten das Passah zu halten.

Der Centralpunkt desselben war das Passahlamm, durch dessen Blut Israel verschont blieb in der Nacht, da der Würgengel alle ägyptische Erstgeburt schlug. Dieses Passahlamm aber war Israel als Symbol des Lammes Gottes im Neuen Bunde gegeben, welches die Sünden der Welt trug und durch dessen Blut wir gerecht und rein werden. Ev. Joh. 1, 29; 1. Joh. 1, 7.

**Erklärung der Lektion.** — Das I., womit wir in der Lektion in Berührung kommen, ist die neue Zeitrechnung Israels. Vers 2. Die Israeliten hatten bis jetzt nur das bürgerliche Jahr. Dieses wurde zum Andenken an die Erschaffung der Welt gefeiert und fing zu Ende des Monats September an. Mit der heutigen Lektion aber wurde auch ein Kirchenjahr eingeführt. Dasselbe begann mit Ende März, mit dem Aehrenmonat Nisib, oder Nisan, welches fliehen bedeutet, weil Israel in demselben aus Egypten floh. Mit Recht sollte dieser Monat der erste sein, denn die Juden sagen selbst im Talmud: „Im Monat Nisan ist das Volk aus Egypten erlöst, und in demselben Monat werden auch wir durch den Messias erlöst werden.“ Dieses ist auch geschehen, nur will es Israel nicht erkennen. Es ist hierbei noch zu bemerken, daß die Juden ihre Jahre nach Monden berechneten und somit wenigstens jedes dritte Jahr 13 Monate hatte.

II. Der Hauptgegenstand der Lektion ist die Einsetzung des Osterlammes. Vers 3-14. Moses und Aaron erhielten Befehl unter Israel Vorkehrungen zu treffen für das Passah. Am zehnten Tage dieses Monats, vier Tage vor dem Auszug, mußte jeder Hausvater ein Lamm nehmen, um es am Tage des Passahs bereit zu haben. Es war dies eine nöthige Maßregel zur Vorbereitung auf das Fest. Das ganze Israel war in zwölf Stämme getheilt; jeder Stamm zerfiel wieder in Familien und die Familien wieder in Häuser. Jedes Haus hatte

sein Hausvater. Für jedes Haus sollte ein Lamm genommen werden, es sei denn ihrer waren zu wenige dasselbe zu essen. Vers 4.

Das Passahlamm ist ein herrliches Bild von Christo. Die Vergleichungspunkte sind folgende: 1. Es mußte das Lamm von einem Schaf oder einer Ziege sein; Christus ist das Lamm Gottes; er war sanftmüthig, geduldig und unschuldig. Jes. 53, 7. 2. Das Lamm mußte ein Jahr alt sein. Christus hat sich auch für uns geopfert in den besten Jahren seines Lebens. Dieses zeigt ihn als einen mächtigen Sündenträger. 3. Das Lamm mußte ohne Fehler sein. Es deutet somit auf die Reinheit unseres Erlösers, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes. 1. Petri 1, 19. Sein Richter (Pilatus), sowie auch sein treulofer Jünger Judas, erklärten ihn für unschuldig. 4. Dieses Lamm wurde geschlachtet und am Feuer gebraten; so wurde auch Christus vom Volke Israel zum Tode am Kreuze verurtheilt; er wurde gemartert und um unserer willen von dem Feuer des Jornes Gottes getödtet.

Das Blut dieses Lammes wurde aufgefangen und zur Besprengung gebraucht. Das Fleisch hingegen wurde gegessen mit bitteren Salzen oder Kräutern. Dieses zeigt uns, daß wir im Glauben mit dem Blute Christi unsere Herzen besprengen und im Glauben ihn genießen sollen. Christus spricht: „Wer mein Fleisch isst und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben—der bleibet in mir und ich in ihm.“ Ev. Joh. 6, 54. 56. Wie die Juden dieses Passahlamm genossen, so sollen auch wir Christum theilhaftig werden. Sein Geist und sein Sinn müssen in uns wohnen, falls wir ins ewige Leben eingehen wollen.

Weiter mußten sie das Lamm ganz essen. Vers 10. Durch dieses sollte die Heiligkeit dieses Lammes dargestellt werden. Es durfte nichts von demselben unkommen. Auch Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. Gott hat uns einen vollkommenen Erlöser gegeben. 1. Cor. 1, 30. Dieses aber fordert, daß wir ihn als vollkommenen Heiland annehmen. Ferner mußten die Israeliten es eilig essen. Vers 11. Ihre Lenden mußten umgürtet sein, an ihren Füßen mußten sie Schuhe haben, und Stäbe in ihren Händen. Hierdurch sollte ihnen angezeigt werden, daß sie Wanderer nach Canaan seien, daß ihre Heimath nicht in Egypten sei. In gleicherweise sollen wir auch das Mahl des Herrn genießen. Wir sollen dabei fertig sein, zur Reise nach dem Himmel, für Gott zu arbeiten; wir müssen

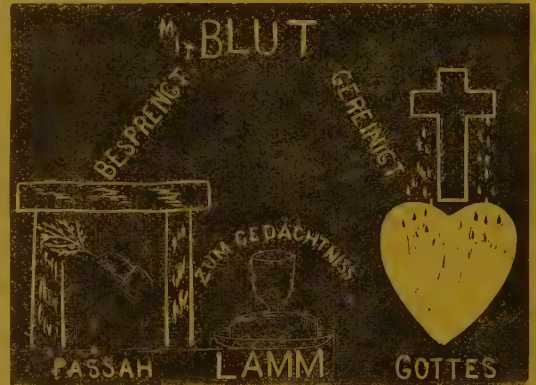
allen Sünden entsagen, alles Ungöttliche und Eitle fliehen. In derselben Nacht ging dann Gott der Herr durch seinen Würgengel durch Egyptenland und schlug alle Erstgeburt. Die Juden aber mußten, um von diesem Engel verschont zu bleiben, ihre Thürpfosten und Ueberschwellen mit dem Blut dieses Lammes bestreichen. Dadurch wurde Israel von den Egyptern unterschieden. Der Engel ging vor ihnen über. Das Blut schützte sie. So ist es auch mit dem Blut des Sohnes Gottes. Sobald wir im wahren Glauben zu ihm unsere Zuflucht nehmen, sind wir geborgen. Gott sagt: „Das Blut soll euer Zeichen sein an den Häusern darin ihr seid, daß, wenn ich das Blut sehe, vor euch übergehe“ u. s. w. Die Lektion, die Gott uns hierdurch einschärfen will, ist die große Lehre der Stellvertretung. Das Blut der Lämmer war Vorbild von der großen Thatfache auf Golgatha. Die Juden fuhren nach dem Befehl Gottes auch fort sie zu opfern, bis Jesus Christus selber für uns starb und diesem Schattenwerk ein Ende machte.

**Nutzenwendung.** — 1. Von der Erlösung durch Christi Blut fängt eine neue Zeitrechnung für jeden Erlösten an. 2. Diese heutige Lektion war sehr wichtig für Israel. Sie heiligte die Heimathen des Volkes; sie heiligte die Erstgeburt, und ihr bestes Eigenthum; sie heiligte das Blut. Sie lehrte die Nothwendigkeit des göttlichen Schutzes durch das Blut der Besprengung; sie lehrte, daß wir Pilger sind und keine bleibende Stadt in dieser Welt haben. 3. Nur die, welche im wahren Glauben ihre Herzen besprengen mit Christi Blut, werden errettet. 4. Wir sollen nie vergessen, daß wir Gott viel Dank und Liebe schulden für unsere Errettung. 5. Die göttliche Erlösung ist vollkommen; sie befreit nicht nur vom Tode, sondern auch von aller Herrschaft des Bösen.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer suche den Kleinen bei dieser Lektion die Stellvertretung in der Versöhnung klar zu machen. Er schildere ihnen, wie die Juden das Passahlamm schlachteten und essen mußten; wie sie mit dessen Blut ihre Thürpfosten und Ueberschwellen bestrichen; wie dann der Würgengel durch Egypten zog, hier von einem Haus in's andere ging, und alle Erstgeburt erwürgete, aber vor allen blutbestrichenen Häusern überging. Hierauf mache er die Anwendung: Wir befinden uns Alle von Natur in großer Gefahr und können nur gerettet werden, wenn wir im Glauben zu dem Blute Christi Zuflucht nehmen. Dazu benütze er die folgende

**Illustration.** — Es wird erzählt, daß in der Nacht, da der Würgengel durch Egypten zog, sich in einem der Häuser in Israel ein krankes Mädchen befand. Sie war die Erstgeborene in der Familie, und lag in großer Unruhe auf ihrem Lager, so

daß sie nicht einschlafen vermochte. Als es anfang dunkel zu werden, rief sie ihren Vater zu sich und sagte: „Vater, ist unsere Thür mit dem Blut bestrichen?“ Ihr Vater sagte, daß er Jemand befohlen habe, dieses zu thun, und er denke, es sei Alles in Ordnung. Für einen Augenblick schien die Tochter beruhigt; aber nach etwa einer Stunde kam die Unruhe wieder. „Vater,“ rief sie, „trage mich zur Thür, damit ich gewiß weiß, ob das Blut dort ist.“ Ihr Vater nahm sie auf seinen Arm und trug sie zur Thür. Es war eine finstere Nacht, und da die Tochter nichts von dem Blute sah, streckte sie ihre Hand aus und berührte die Thürpfosten. Hier fand sie das Blut. Ganz vergnügt legte sie sich jetzt zur Ruhe. Möchten doch alle Menschen so besorgt um die Rettung ihrer Seele sein!



**Bandtafelserklärung.** — Der Apostel sagt: „Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung“ (Erlösung). Das finden wir auch besonders in unserer Lektion deutlich gelehrt und abgebildet. Bei den Israeliten geschah die Errettung durch Besprengung der Thürpfosten mit dem Blut des Passahlammes, wo hingegen unsere Erlösung allein durch das am Kreuz für uns geflossene Blut Jesu Christi geschehen kann. Dies Blut wäscht das Herz weiß, rein. Im heiligen Abendmahl werden wir an die Opferung des Lammes Gottes neu erinnert. Merke: 1. Das Blut zog eine Linie zwischen Erretteten und Verlorenen. 2. Es mußte vergossen werden. 3. Es mußte angewendet (gebraucht) werden. 4. Es war das einzige Rettungsmittel. Daher unten der Vergleich: Passahlamm—Lamm Gottes (Christus).

## Das rothe Meer.

### 7. Lektion: 2. Mose 14, 19–27. — Sonntag den 14. August 1881.

19. Da erhob sich der Engel Gottes, der vor dem Heer Israel her zog, und machte sich hinter sie; und die Wolkensäule machte sich auch von ihrem Angesicht, und trat hinter sie.

20. Und kam zwischen das Heer der Egypter, und das Heer Israel. Es war aber eine finstere Wolke, und erleuchtete die Nacht, daß sie die ganze Nacht, diese und jene nicht zusammen kommen konnten.

21. Da nun Mose seine Hand reckte über das Meer, ließ es der Herr hinweg fahren durch einen starken Ostwind die ganze Nacht, und machte das Meer trocken; und die Wasser theilten sich von einander.

22. Und die Kinder Israel gingen hinein, mitten ins Meer auf dem Trocknen; und das Wasser war ihnen für Mauern, zur Rechten und zur Linken.

23. Und die Egypter folgten, und gingen hinein ihnen nach,

alle Kasse Pharao, und Wagen, und Reiter, mitten ins Meer.

24. Als nun die Morgenwache kam, schauete der Herr auf der Egypter Heer, aus der Feuersäule und Wolke, und machte ein Schrecken in ihrem Heer;

25. Und stieß die Räder von ihren Wagen und stürzte sie mit Ungestüm. Da sprachen die Egypter: Lasset uns fliehen von Israel; der Herr streitet für sie wider die Egypter.

26. Aber der Herr sprach zu Mose: Recke deine Hand aus über das Meer, daß das Wasser wieder herfalle über die Egypter, über ihre Wagen und Reiter.

27. Da reckte Mose seine Hand aus über das Meer: und das Meer kam wieder vor Morgens in seinen Strom, und die Egypter flohen ihm entgegen. Also stürzte sie der Herr mitten ins Meer.

### Haupttext: Saget den Kindern Israels, daß sie ziehen. — 2. Mose 14, 15.

**Einleitung.** — Der Erfolg von der letzten Plage in Egypten, der Erwürgung der Erstgeburt, war, daß Pharao die Israeliten plötzlich frei ließ. Als dieselben das Land verließen, erreichten sie nach einer dreitägigen Reise den westlichen Arm des rothen Meeres, welcher unter dem Namen Meerbusen von

Suez bekannt ist. Dieser westliche Arm des rothen Meeres ist ungefähr 170–180 Meilen lang und im Durchschnitt 20 Meilen breit. Das ganze Meer hingegen hat eine Länge von 1800 Meilen und eine Breite von 190 Meilen. Während nun Israel ausgezogen war, gereute es den Pharao, daß er das-



selbe aus seinem Dienste gelassen hatte. In Eile brachte er daher seine Armee und 600 auserlesene Streitwagen zusammen, um Israel wieder zurück zu führen. Man denke sich nun, welch ein Anblick es gewesen sein mag, als die zwei bis drei Millionen Israeliten längs dem Meere gelagert waren. — Sie glaubten, jetzt seien sie erlöst aus ihrer Knechtschaft; aber auf einmal erblickten sie das blitzende Kriegsheer der Ägypter wieder hinter sich. In ein Entkommen war hier nicht zu denken. Denn die Nacht war gerade am Einbrechen, vor ihnen und zu ihrer Rechten versperrten hohe Berge den Weg, zu ihrer Linken aber befand sich das tiefblaue, unruhige Meer, und von hinten folgten ihnen die Ägypter auf den Fersen nach. — Alles Volk hielt die Hoffnung auf ein glückliches Entkommen für verloren. Nur ein Mann hielt den Muth aufrecht. Es war Mose. Und mit Bewunderung betrachteten wir in dieser kritischen Lage den Glauben dieses Mannes Gottes. — Wie das ganze Israel dem peinlichen Gefühl ihres Zustandes in ein Murren wider ihn Luft zu machen suchte, flößt er dem verzagten Volke Muth ein und verhält sich ganz ruhig; aber dabei steigt aus dem innersten Grunde seines Herzens ein gläubiges, vertrauensvolles Gebet zum Throne Jehovahs, welchem sogleich die Antwort folgt. Der Herr sprach zu ihm: „Was schreiest du zu mir?“ u. s. w. Siehe Vers 15–18.

**Texterklärung.** — I. Die göttliche Beschützung vor Pharao. Vers 19. 20. Als Gott ausgerebet hatte, erhob sich sogleich der Engel des Herrn und stellte sich zwischen die Ägypter und Israel. Desgleichen geschah mit der Wolfensäule, in welcher er verborgen war. Dieser Engel des Herrn ist ohne Zweifel derselbe, welcher Mose im feurigen Busch erschien, der Sohn Gottes. Bisher war derselbe in einer Wolke, die am Tage dunkel und in der Nacht feurig war, vor Israel hergezogen, und hatte ihnen den Weg gezeigt. Jetzt aber trat derselbe auch auf als ihr Beschützer. Ja, nicht nur ein Führer, sondern auch ein Beschützer ist Christus. Er spricht zu seinem Volk: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage.“ Matth. 28, 20., und „der dich behütet, schläft nicht.“ Ps. 121, 3. Die Wirkung von dieser veränderten Stellung des Engels war wundervoll. Ehe Pharao Israel berühren konnte, mußte er seine Hand an den Allmächtigen selbst legen. — Wie sicher wird sich nun Gottes Volk angesichts dieser Thatfache gefühlt haben! Ebenso sicher und sorgenlos dürfen auch wir unter den Fittigen unseres allmächtigen und treuen Erlösers ruhen. Siehe Römer 8, 31.

II. Die Theilung des rothen Meeres, Vers 21. 22. — Moses nahm hier auf Befehl Gottes seinen Stab, trat ans Meeresufer und rechte seinen Arm über die Wasser. Diesem folgte ein heftiger Ostwind, welcher die Meeresfluth aus einander theilte und Israel Bahn machte in tiefen Wassern. Gott der Herr bediente sich hierbei eines natürlichen Mittels. Aber ungeachtet dessen verliert dieses Wunder nichts von seiner Bedeutung. Denn daß man auch ohne ein Wunder zur Zeit der Ebbe und eines starken Ostwindes das rothe Meer durchwaten konnte, wird fast von allen Reisenden, die das rothe Meer gesehen, bestritten. Als Beispiel möchte ich nur anführen, daß Napoleon Bonaparte auf seiner Expedition nach Egypten es versuchte, bei sehr niedrigem Wasserstande dieses Meer zu durchreiten. Es war gegen Abend, als er diese dummdreiste Reise unternahm; aber die Fluth kam schneller, als er erwartete. Sein tollkühnes Unternehmen wurde ihm bald von den Wassern verwehrt. Obwohl er Führer bei sich hatte, so kam er doch kaum mit dem Leben davon. Im Glauben an Jehovah traten die Israeliten diesen Durchgang an (Ebr. 11, 29.), und ohne den Verlust einer einzigen Seele erreichten sie gegen Morgen das andere Ufer. Der Ort dieses Durchgangs wird sehr verschieden bestimmt. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber fand derselbe bei dem Gebirge Kolzum statt, wo das Meer ungefähr gegen 15 Meilen breit sein soll.

III. Der Ägypter Untergang. Vers 23–27. Wie die Ägypter sahen, daß Israel so glücklich durchs Meer kam, meinten sie, dieser Weg stände auch ihnen offen. Sie waren daher in ihrem blinden Eifer so unbesonnen, daß sie Israel folgten. Aber das unruhige Element war nicht in ihrer Gewalt. Denn Gott der Herr, den Pharao nicht erkennen wollte, zog seine Hand zurück, wie sie die Tiefe des Meeres betraten. Die Wolke, welche den Erlösten des Herrn Licht und lieblich erschien, verwandelte sich vor den Augen der Ägypter in ein drohenbes Ungewitter. Der Herr schaute um die Morgendämmerung (bei Anbruch des Tages) aus der Wolfensäule auf der

Ägypter Meer. Dies rief unter demselben die größte Verwirrung hervor. Ähnlich wird es sein am großen Tage des Weltgerichts, wo Christus zum Schrecken der Gottlosen erscheint. Offb. 6, 15–17. An eine Verfolgung Israels wurde nun nicht mehr gedacht, sondern nur an die Rettung des eigenen Lebens, und in ihrer Bestürzung und Verwirrung flohen sie sogar der Gefahr entgegen. Moses reckte sodann auf Gottes Geheiß seine Hand wieder über das Wasser; aber diesmal nicht zur Erlösung, sondern zum Verderben für die Ägypter. Das Meer trat wieder in seine Grenzen und bedeckte das ganze ägyptische Meer.

**Lehrgedanken.** — 1. Die Erlösung Israels ist ein Vorbild von unserer Erlösung durch Christum. Bei derselben kamen hauptsächlich dreierlei Personen in Betrachtung: 1) Die Kinder Israels, sie bezeichnen uns die Erlösten des Herrn. 2) Pharao und die Ägypter, sie sind ein Bild des Satans und der Sünde. 3) Moses, welcher uns unseren großen Erlöser, Christum, darstellt. — 2. Die Erlösung Israels bezeichnet uns auch die persönliche Erlösung des Christen. Beide geschehen unter der Beprengung des Blutes; beide werden verfolgt von ihren Feinden; beide haben den allmächtigen Engel des Herrn als Beschützer; beide werden in ein Land geführt, wo Milch und Honig fließt. — 3. Wenn wir in der Noth auf den Herrn schauen und im Glauben ihn anrufen, so hilft er uns; und wenn es durch Feuer und Wasser geht. Dies ist die große Lehre der Lektion.

**Kleinkinderklasse.** — Die beste Weise, den Kindern die Lektion auszulegen, ist, daß der Lehrer ihnen zeige, wie Gott den Kindern Israel so wunderbarlich durchgeholfen hat. Er schildere ihnen hierbei deren Lage. Auf der einen Seite waren sie von Bergen, auf der andern mit dem Meer eingeschlossen und von hinten kamen die Ägypter. Gott aber theilte dann das Meer u. s. w. Er wende dieses an als Gleichniß für die, die Gott lieben. Weiter stelle er ihnen dann das schreckliche Ende der Gottlosen dar, wovon Pharao und die Ägypter ein schlagendes Beispiel liefern.

**Illustration.** — Wunderbare Rettung. — Zur Zeit der blutdürstigen Königin Maria war Barber, ein protestantischer Märtyrer, bereits an den Marterpfahl festgebunden, und das Holz zum Feuer schon um ihn herum gelegt, und man wartete nur noch auf den Befehl der Königin, um den Haufen anzuzünden. In dieser äußersten Krisis kam aber plötzlich die Nachricht vom Tod der Königin. Barber erhielt hierauf mit noch mehreren Märtyrern die Freiheit und predigte wieder das Evangelium. Man lese auch Daniel, Cap. 3 und 6.



**Wandtafelserklärung.** — Israel befand sich, als sie an das rothe Meer kamen, in einer wirklich kritischen Lage. Dahin läßt der Herr im Leben oft kommen, um seine Güte und Macht zu offenbaren. Aber er ist stets bereit zu helfen. Vor sich das Wasser, etwa fünfzehn Meilen breit, hinter sich das Meer Pharaos und auf beiden Seiten unübersteigliche Berge. Wo kein Weg ist, kann Gott Wege schaffen. Diese sind, wie die Tafel anzeigt, stets sicher, d. i. für sein Volk. Der Engel und die Wolfensäule waren Israels „Wehr und Waffe,“ aber der Ägypter Verderben. (B. 24.) Daher sagt David (Ps. 1, 6.): „Der Herr kennet den Weg der Gerechten.“ 2c. Gott führt, schützt und rettet sein Volk. Man verwende diese Punkte.



## Das Manna.

## 8. Section: 2. Mose 16, 1-8. — Sonntag den 21. August 1881.

1. Von Elim zogen sie, und kam die ganze Gemeinde der Kinder Israel in die Wüste Sin, die da liegt zwischen Elim und Sinai am fünfzehnten Tage des andern Monats, nachdem sie aus Egypten gezogen waren.

2. Und es murrete die ganze Gemeinde der Kinder Israel wider Mose und Aaron in der Wüste,

3. Und sprachen: Wollte Gott, wir wären in Egypten gestorben durch des Herrn Hand, da wir bei den Fleischtöpfen saßen, und hatten die Fülle Brod zu essen; denn ihr habt uns darum ausgeführt in die Wüste, daß ihr diese ganze Gemeine Hungers sterben lasset.

4. Da sprach der Herr zu Mose: Siehe, ich will euch Brodt vom Himmel regnen lassen, und das Volk soll hinaus gehen,

und sammeln täglich, was es des Tages bedarf; daß ich's versuche, ob es in meinem Gesetz wandle oder nicht.

5. Des sechsten Tages aber sollen sie sich scheiden, daß sie zweifältig eintragen, weder sie sonst täglich sammeln.

6. Mose und Aaron sprachen zu allen Kindern Israel: Am Abend sollt ihr inne werden, daß euch der Herr geführt hat,

7. Und des Morgens werdet ihr des Herrn Herrlichkeit sehen; denn er hat euer Murren wider den Herrn gehört. Was find wir, daß ihr wider uns murret?

8. Weiter sprach Mose: Der Herr wird euch am Abend Fleisch zu essen geben, und am Morgen Brodts die Fülle; darum, daß der Herr euer Murren gehört hat, daß ihr wider ihn gemurret habt. Denn was find wir? Euer Murren ist nicht wider uns, sondern wider den Herrn.

**Haupttext:** Moses hat euch nicht Brodt vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das rechte Brodt vom Himmel. — Joh. 6, 32.

**Einleitung.** — Wir treffen in unserer Section die Kinder Israels in der nördlichen Gegend der Wüste Sin. Es war dies ungefähr einen Monat nach ihrem Auszug aus Egypten. Nach dem Durchgange durchs rothe Meer stimmten sie einen herzerhebenden Lobgesang zum Preise Jehovas an. 2. Mose 15, 1-26. Hierauf nahmen sie ihren Weg südwärts nach Marah. Während dieser Reise wurden sie sehr vom Durst geplagt, denn sie wanderten drei Tage ohne einen frischen Trunk Wassers zu erhalten. Da endlich ertönt das Freudengeheul: Wasser! Wasser! durch die Reihen der Wanderer. Aber wie sie trinken wollen, finden sie, daß es bitter ist. Die Enttäuschung über diese Sache veranlaßt sie nun zum Murren gegen Mose. Mose machte hierauf das Wasser süß, tränkte sie und führte sie zu den zwölf Wasserbrunnen in Elim. Von hier zogen sie nun zu dem Orte unserer Section.

**Legterklärung.** — I. Das murrende Israel, B. 1-3. Die Wüste Sin hat ihren Namen von dem Gebirge Sinai. Es war eine unfruchtbare, von allen Lebensmitteln entblößte Enklave, und ist dieselbe von der Wüste Zin oder Kades wohl zu unterscheiden. Siehe 5. Mose 32, 51.; Jos. 15, 3. Die Speisen, welche Israel aus Egypten mitgeführt hatte, waren bereits verzehrt, und die Sorge des Volks war nun, wo sie zu essen hernehmen sollten. Es war dieses auch in so weit nicht unrecht; aber anstatt daß sich Israel im gläubigen Gebet zu Gott gewandt hätte, dessen Fülle sie ja schon so oft erfahren hatten, fingen sie an zu murren wider Mose und Aaron. Hierdurch wird ihr unglaubliches, verdorbenes Herz offenbar. Wie unverständlich war es, dem Mose die Schuld zu geben. Und wie ungerecht war dieses gegen Gott! Nach aller Erfahrung der göttlichen Weisheit, Güte und Kraft, sind sie voll qualender Sorgen und Unzufriedenheit. Aber geht es nicht auch uns schwer, im beständigen Glauben durch die Wüste dieser Welt zu pilgern? Und doch haben wir eine viel herrlichere Offenbarung und einen viel mächtigeren Führer als sie. Das israelitische Volk ging so weit in ihrem Murren, daß sie wünschten, mit den Egyptern ungesonnen zu sein, da jene Speise die Fülle hätten. Ist es nicht auch oft der Fall, daß Christenbekenner sich wieder nach den Fleischtöpfen der Welt (Egyptens) sehnen? Möge Gott uns Gnade geben, daß wir stets im Glauben nach Kanaan und nie nach Egypten zurückschauen.

II. Das Himmelsbrod. Vers 4-2. Mose kam auf das Murren hin ohne Zweifel zu Gott, legte ihm die Sache vor und bat ihn, in dieser Angelegenheit zu helfen. Gott verspricht dann Mose, daß er dem Volke Speise verschaffen wolle. Hier sehen wir die große Geduld und Liebe Gottes. Anstatt sie für ihren Unglauben zu züchtigen, wie sie es verdient hatten, that er ihnen Gutes, um dadurch ihre Herzen zu ihm zu ziehen. Gott gab ihnen nun das Manna, damit er sie vierzig Jahre speiste. 2. Mose 16, 35. Dieses Himmelsbrod fiel des Nachts mit dem Thau herab, welcher es bedeckte, bis die Sonne den Thau verzehrte. Daß dieses Manna von dem gewöhnlichen Manna, welches noch heute in jenen Gegenden zu finden ist, verschieden war, lehrt uns 1. die Thatsache, daß es das ganze Jahr fiel, nur nicht am Sabbath, während das ge-

wöhnliche nur zu einer gewissen Jahreszeit zu finden ist. 2. Dieses Manna lag auf der Erde, das gewöhnliche hingegen wird von den Blättern der Bäume gesammelt. 3. Das gewöhnliche Manna gab dem Leibe keine Kraft, während dieses die beste Nahrung für denselben lieferte. Gott der Herr wollte Israel aber auch durch diese Wohlthat prüfen; er wollte sehen, ob sie jetzt nicht nach seinem Gesetz wandelten. Mose und Aaron verkündigten das dem Volk im voraus, damit sie Gott fürchten sollten. Meist dem Brod wird ihnen nun auch noch Fleisch gegeben, indem der Herr jeden Abend eine Menge Wachsteln über ihr Lager führt, wovon sie genug aufheben konnten, um alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Nebenbei sei hier auch bemerkt, daß die Israeliten neben diesem noch Milch und dergleichen Speisen von ihrem Vieh erhielten. Sie hatten somit gar keine Noth in der Wüste. Bei dieser Thatsache aber dürfen wir die geistliche Bedeutung des Mannas nicht übersehen. Es war eine Einbeutung auf Christum. 1. Cor. 10, 3. 4. Und zwar 1. Indem es unentbehrlich war; Israel bedurfte es nothwendig zur Nahrung. Auch wir müssen Christum genießen, oder wir verderben. Ev. Joh. 6, 53. 2. War das Manna eine freie Gabe, es wurde nicht verdient, noch erkaust. Vergleiche hiermit Jes. 55, 1, und Römer 6, 23. 3. Es mußte jeden Tag gesammelt werden; so müssen auch wir jeden Tag aufs Neue Christum uns aneignen. Zum 4. mußte man es frühe am Morgen sammeln; dasselbe sollte auch mit der Gnade Gottes in Christo geschehen. Am Morgen unseres Lebens, in der frühen Jugendzeit, sollen wir Christum in unser Herz aufnehmen. Er spricht: „Die mich frühe suchen, finden mich.“ 5. War dieses Manna für Alle; auch Christus ist ein Heiland aller Menschen. Jeder kann selig werden, wenn er zu ihm kommt. In ihm ist die Fülle für Alle. Joh. 1, 16.; Tit. 2, 11.; Offb. 22, 17.

**Lehrgedanken.** — 1. Gott führt seine Kinder manchmal in die Wüste, auf daß er seine Macht und Güte um so mehr an ihnen erzeige und ihren Glauben stärke. — 2. Es ist ein großer Unterschied zwischen irdisch und himmlisch gesinntem Herzen. Diese sehnen sich nur nach Gott und seiner seligen Gemeinschaft; jene aber nach guten Tagen und Wollust dieses Lebens. — 3. Unser Manna ist Christus; wer von ihm isst, der wird leben in Ewigkeit. Joh. 6, 51-58. — 4. Christus, als das lebendige Brod, kann allein unsere Bedürfnisse befriedigen; wir sind nach Gott geschaffen, und unser Herz bleibt ruhelos, bis es ruhet in ihm. — 5. Wenn der junge Christ das geistliche Egypten, die Stadt des Verderbens verlassen hat und durch das rothe Meer gegangen, so erwartet er gewöhnlich auf seiner Reise nach dem verheißenen Lande keine große Prüfungen; aber dieselben bleiben nicht aus, da gilt es dann, daß er im Glauben an Gott vorwärts pilgert, bis der Jordan durchkreuzt ist. Doch findet der Christ auch sein Manna und sein Lebenswasser.

**kleintirerkläre.** — Der Lehrer beschreibe den Kleinen die Reise der Kinder Israels bis zur Wüste, und wie dieselben jetzt hier auf eine so ungerechte Art gegen Gott murrten. Hierauf zeige er ihnen die Güte Gottes, die den Israeliten Brod vom



Himmel und Fleisch zu essen gab. Weiter wende er dieses auf sie selbst an; daß sie sich nemlich unter allen Umständen im Gebete zu Gott wenden und nie über die Führungen Gottes murren sollen.



**Wandtafelklärung.**—Der Zustand des Volkes Israel in der Wüste war zunächst ein von Gott gänzlich abhängig; er

dazu zweifeln und misstrauen sie und schauten zurück auf Ägypten. Es war auch ein Prüfungsstand. Und wie behandelt Gott sein Volk? 1. Er prüft ihren Glauben. 2. Er versorgt sie mit Brod. 3. Er hört ihr Murren. 4. Er tadelt sie wegen dieser Sünde. 5. Er lehrt sie eine treffliche Lektion.—Das Manna ist ein Hinweis auf Jesus, auf Gottes Gnade: 1. Sie kommt zur Zeit der Noth. 2. Auch denen, die derselben nicht werth sind. 3. Tag für Tag. 4. Sie muß gesammelt und genossen werden. Daher oben: Jesus unser Manna, oder auch: Unser Manna, Jesus. Diese Erklärung wird jedem Nachdenkenden genügen.

**Illustrationen.**—1. Eine arme Wittve, über welche beschloffen wurde, daß sie an einem Tag nur ein wenig Brod erhalte und am andern ein wenig Wasser, antwortete: Wenn ihr mir mein Fleisch entziehet, so wird Gott mir auch den Hunger nehmen.—2. Brod vom Himmel. Es gibt ein verborgenes Manna, von welchem die Ueberwinder essen. Offb. 2, 17. Es ist dies eine geistliche Nahrung, aus welcher Frieden, Liebe, Freude und Reinheit quillt. Es heißt: „Manna,“ das meint: was ist das? Der wahre Christ fragt sich oft selbst: Was ist es, das mich so erhebt, so freudig macht und mir so reine Gefühle einflößt? Es ist das geistliche Manna.

## Die Gebote.

### 9. Lektion: 2. Mose 20, 1-11.—Sonntag den 28. August 1881.

1. Und Gott redete alle diese Worte:
2. Ich bin der Herr dein Gott, der Ich dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause geführt habe.
3. Du sollst keine andere Götter neben mir haben.
4. Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist.
5. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht. Denn ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missethat an den Kindern, bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen;
6. Und thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben, und meine Gebote halten.

**Haupttext:** Jesus sprach zu ihm: Du sollst lieben Gott deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth. Dies ist das vornehmste und größte Gebot.—Matth. 22, 37. 38.

**Einleitung.**—Ungefähr sechs Wochen nach dem Auszug aus Egypten kam Israel bei dem so wohl bekannten Berg Sinai an. Denn die Gesetzgebung fand fünfzig Tage nach dem Passahfeste statt, wie auch Gott der Herr fünfzig Tage nach dem großen Veröhnungsoffer sein heiliges Gesetz der Liebe durch den heil. Geist ins Herz der Seinen schrieb. Sinai, der Berg der Gesetzgebung, liegt auf der sinaitischen Halbinsel, die durch die beiden Arme des rothen Meeres gebildet wird. Die zwischen der vorigen und heutigen Lektion hineinfallenden Hauptbegebenheiten sind, daß Israel aus einem Felsen getränkt wurde, daß es über die Amalekiter siegte und sich am Berge Sinai lagerte, wo sich Gott ihnen von dem Berge aus offenbarte.

Von der Höhe Sinais sind die Gebote von Gott gegeben worden. Fast nirgends hätte wohl ein passenderer Fußschemel für den Gesetzgeber gefunden werden können, als auf diesen schauerlichen Bergen mit seinen schroffen, in tiefen Schatten liegenden Felswänden. Es wird gesagt, daß ein tiefes Schweigen in der Umgegend des Berges herrscht. Diese Grabsstille, sowie die eigentliche Beschaffenheit der Atmosphäre bewirken, daß die Laute aus weiter Ferne vernommen werden und die Umgegend mit einem sonderbaren Echo erfüllen. Welch ein furchtbares Krachen und Knallen wird daher jener Donner bei der Gesetzgebung verursacht haben. 2. Mose 19, 16-20. Unten am Berge standen die zwei bis drei Millionen Menschen und schauten in die schwarze dicke Wolke auf dem Berge, aus welcher Gott redete. Jeder Donnererschlag mußte

7. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.

8. Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest.

9. Sechs Tage sollst du arbeiten, und alle deine Dinge bescheiden;

10. Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn deines Gottes. Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist.

11. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und alles was darinnen ist; und ruhet am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbatthage, und heiligte ihn.

hier, indem er um die Klippen und durch die rauhen Schluchten dahin rollte, sich vervielfältigen und immer neue erwecken; und während der erste Schlag noch kaum zur Hälfte gebrochen in den Bergen grollte, folgte schon wieder ein neuer und wälzte seine Donner um die Berge. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Israel angesichts dieser Gottesoffenbarung floh und nur von Ferne zum Berge nahte.

**Erklärung.**—Es ist in der Lektion von dreierlei die Rede, nemlich:

I. Von Gottes heiligem Wesen.—Vers 1-6. Gott legt hier zu Anfang seinem Gesetze einen dreifachen Grund unter, welcher uns verpflichtet, seinen Befehlen zu gehorchen. 1. „Ich bin der Herr.“ Hiermit ist uns Gott dargestellt als Schöpfer, Erhalter und Regierer alles Daseins; als das in sich selbst bestehende, alles Leben gebende Wesen, der ein Recht hat Gesetz zu geben und von Allen Gehorsam zu fordern. 2. „Dein Gott.“ Diese Worte deuten auf den Bund zwischen ihm und Israel hin. Sie bezeichnen Jehova als den größten Wohlthäter Israels, als ihr höchstes Gut, der sie glücklich mache. Weiter deutet dies: Ausdrück auch auf die Thatfache hin, daß Israel ihn als Gott angenommen hatte. 3. „Dein Erlöser.“ Er hatte sie aus Ägypten geführt u. s. w. Gott hat somit ein vollkommenes Recht von Israel Gehorsam zu verlangen. Hierauf folgen nun die zehn Gebote, in welchen Gottes Willen enthalten ist. Sie zerfallen in zwei Theile, nemlich in Pflichten gegen Gott und in Pflichten gegen den Nächsten und uns selbst. Matth. 22, 37-39. Auf die erste



Tafel fallen nach unserer Eintheilung vier Gebote und auf die andere sechs. In unserer Section haben wir es nun mit der ersten Tafel zu thun, mit den Pflichten gegen Gott. Das Erste, das wir Gott schulden, ist, daß wir keine andere Götter neben ihm haben. Hier ist also die Vielgötterei verboten. Gott bezeugt uns, daß es keinen Gott gibt ohne ihn, er ist der Alleinige und es ist daher eine Verunehrung des höchsten Wesens, irgend etwas an seine Stelle zu setzen oder ihm gleich zu stellen. Die ganze Götterlehre des Heidenthums wurde hier den Israeliten als falsch und ungerecht dargestellt. Dieses Gebot verlangt weiter, daß wir Gott als unseren alleinigen Gott auch von ganzem Herzen lieben; denn was wir als Gegenstand unserer Liebe erwählen, was unser Herz festsetzt, das ist unser Gott. Auf diese Weise können wir uns selbst zum Gott machen, oder unser Geld, die Vergnügungen und auch unsere Mitmenschen. Gott, als das höchste Gut, soll der Gegenstand unserer Liebe und Verehrung sein.

Zum Zweiten verbietet der Herr den Bilderdienst. Vers 4. 5. Die Sünde in diesem zweiten Gebot besteht darin, daß Gott verunehrt wird, wenn man ihn in einem Bilde oder Gleichniß darzustellen sucht; denn es ist nichts im Himmel und auf Erden, welches man mit Gott vergleichen könnte. Jesajas 4. 25. Er, der Unendliche, der Unsichtbare und Allgegenwärtige ist zu erhaben über alles Ergriffene, daß er damit verglichen werden könnte. Er spricht zu Moße: „Mein Angesicht kann Niemand sehen.“ „Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Joh. 4. 24. In diesem Gebot ist aber auch alle Anbetung und Verehrung der Heiligenbilder oder Statuen verboten. Menschen können von uns geehrt, aber sie sollen nie von uns verehrt werden. Einen besonderen Grund, diese Gebote zu halten, führt Gott nun in den folgenden Versen an (Vers 5. 6.): „Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott“—denn es nicht gleich ist, ob seine Befehle befolgt werden oder nicht—„der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern“ u. s. w. Ohne Zweifel ist diese Drohung und Verheißung auch auf die nachfolgenden Gebote anzuwenden. „Die Heimsuchung der Sünde der Väter an den Kindern, hat darin seinen Grund, daß das Menschengeschlecht ein organisches, streng gegliedertes Ganze bildet. Es ist aber auch nur von denjenigen Strafen die Rede, die unter den Begriff der sogenannten natürlichen Folgen der Sünde fallen; sie treffen die nicht unmittelbar schuldigen Nachkommen darum mit, damit diese vor der Sünde sich warnen und durch die Züchtigung sich üben lassen.“ (Dächsel.) Ebenso verhält es sich auch mit dem Wohlthun. Gott thut den Nachkommen der Frommen wohl, damit dieselben erkennen sollen, wie segensbringend der wahre Gottesdienst ist. Uebrigens bleibt es wahr, wenn die Bibel sagt: „Der Sohn soll nicht um des Vaters Missethat sterben, sondern ein Jeder soll um seiner Sünde willen sterben.“

II. Gottes heiliger Name.—Drittes Gebot. Vers 7. Durch seinen Namen hat Gott uns sein Wesen bezeichnet; wie nun sein Wesen heilig ist, so soll auch sein Name geheiligt werden. Hier hat Gott besonders Bezug auf die Zungenwunden. Denn dadurch wird Gottes Name gemißbraucht. Es geschieht häufig auf ganz unnütze Weise, und sodann auch beim Fluchen, Schwören, Zaubern und Lügen.—Und damit Niemand kleinlich von dieser Sünde denke, fügt Gott hinzu: „Denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen“ u. s. w.

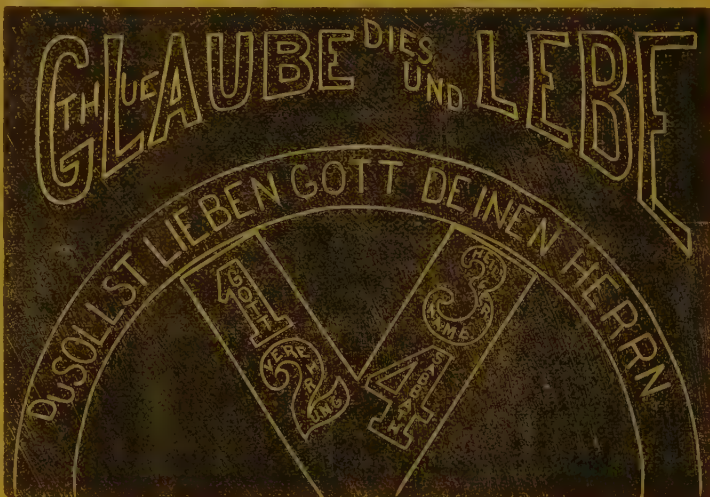
III. Gottes heiliger Tag.—Viertes Gebot. Vers 8-11. In diesem Gebot ist den Juden die Heiligung des siebenten Tages geboten. Dieser Tag war von Anfang an von Gott über die gemeinen Tage erhoben und mit besonderer Glorie bekleidet. Er sollte ein besonderer Tag des Segens und des Friedens werden für die ganze Menschheit, sowie auch für die Creatur. Dieses Gebot sollte und muß auch noch heute befolgt werden. Aus guten Gründen ist zwar im N. T. der

Sonntag an Stelle des Sabbath's getreten. Denn Christi Auferstehung an diesem Tag ist eine noch größere That Gottes, als die Schöpfung, und die Ausgießung des heil. Geistes eine noch herrlichere Offenbarung Jehovah's als die auf Sinai. Die Pflicht, den Tag des Herrn zu heiligen, haben wir ebenso wohl als die Juden. Und die Hauptursache, ihn zu heiligen, ist die, weil er ein Segen für uns ist. Das ist er: 1. Weil unsere physische Natur die Ruhe dieses Tages verlangt. 2. Weil unser geistlicher Mensch hier auf eine besondere Art gesegnet sein will durch die Predigt des göttlichen Wortes u. s. w.

**Lehrgedanken.**—1. Es gibt nur einen Gott mit dem jede Seele durch eigene Erfahrung bekannt werden kann.—2. Dieser Gott ist ein Geist und kann nur im Geist würdig verehrt werden.—3. Er ist ein eifriger und gerechter Gott; er verlangt unseren ganzen Dienst, bestraft das Böse und belohnt das Gute.—4. Für die Auferbauung eines hohen Geistes ist ein heiliger Tag nothwendig. Heilige ihn!

**Kleinfunderlasse.**—Der Lehrer mache die Kleinen darauf aufmerksam, daß die zehn Gebote in zwei Tafeln zerfallen, daß die erste Tafel von den Pflichten gegen Gott und die zweite von den Pflichten gegen den Nächsten handelt. In dieser Section haben wir nun die Pflichten gegen Gott. Ihn sollen wir als den einzigen Gegenstand unserer Liebe verehren und ihm gehorchen; nichts sollen wir ihm zur Seite stellen. Ferner sollen wir seinen Namen nie mißbrauchen; dies suche er besonders den Knaben einzuprägen. Schließlich stelle er ihnen die Wichtigkeit der Heilighaltung des Tages des Herrn vor.

**Illustrationen.**—Nur an einem schuldig.—Ein Rad in der Maschine zerbrochen, macht das ganze unthätig und nutzlos. Ein fehlender Sprosse in der Leiter, macht den Gebrauch auf einmal unsicher. Ein einziges Stück vom Geleise einer Eisenbahn von seiner Stelle entrißt, mag zu einer schauerlichen Katastrophe führen. Ein einziger Zoll aus dem Draht des Telegraphen unterbricht die ganze Verbindung der Linie und macht sie unbrauchbar. Wer will nun sagen, die Uebertretung eines einzigen Gebotes habe nicht viel zu bedeuten. Jakobus wußte daher wohl, was er sagte, da er sprach: „So Jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an einem, der ist es ganz schuldig.“ Jak 2, 10.—(Goldthörner.)



**Wandtafelklärung.**—Die zehn Gebote sind bekanntlich in zwei Tafeln eingetheilt. Zu der ersten Tafel gehören vier und zu der zweiten sechs Gebote. Die ersten vier handeln von unseren Pflichten gegen Gott, die übrigen von unserer Pflicht gegen den Nächsten. Dieser Eintheilung sind wir gefolgt. Die vier ersten Gebote zeigen uns: 1. Daß Gott ein einziger Gott ist. 2. Daß er ein Geist ist. 3. Daß er gerecht und gütig ist, und daß er 4. ein heiliger Gott ist. Nun heißt's oben: Glaube—thue dies und lebe! Die Liebe zu Gott ist dieser vier Gebote Erfüllung.



## Hinterstübchen.

## Uhr und Herz.

Stell' himmelwärts, stell' himmelwärts  
Wie eine Sonnenuhr dein Herz;  
Denn wo das Herz auf Gott gestellt,  
Da geht es mit dem Schlag; da hält  
Es jede Prob' in dieser Zeit  
Und hält sie bis in Ewigkeit;  
Es geht nicht vor, es geht nicht nach,  
Es geht nicht stark, es geht nicht schwach,  
Es bleibt sich gleich, geht wohlgenuth,  
Bis zu dem letzten Stündlein gut.  
Und stehts dann still in seinem Lauf,  
Zieht's unser lieber Herrgott auf.

So lautet ein alter Vers, der wohl schon vor vielen Jahren gedichtet wurde. Und der selige Abraham Strauß pflegte zu sagen: „Unsere Uhr geht gemeinlich verkehrt. Wenn wir etwas von Gott haben wollen, dann geht sie vor, und wenn er etwas von uns haben will, dann geht sie nach. Darum muß die Uhr von Zeit zu Zeit regulirt werden. Der Uhrmacher aber heißt Trübsal; der hängt das Gewicht recht. Trübsal bringet Geduld.“

**Geographisches.** — Professor: Was sind die Folgen der furchtbaren Hitze in den Gegenden um den Aequator?

Schüler: Daß die Bewohner dort keine Desen haben.

**Und er starb.** — Ein Schullehrer befaß einem Knaben, welcher eine ganz neue Bibel hatte, eine Stelle vorzulesen. Der Knabe las: „Petrus hieß ihm ein Ohr ab.“ Hierauf wendete der Knabe um, da jedoch noch zwei Blätter fest an einander klebten, las er weiter: „Und er starb.“ Der Lehrer brach in die Worte aus: „Dummer Junge, so kann's doch nicht heißen!“ — Der Knabe sagt: „Und doch, es steht so da!“ — Der Lehrer nahm die Bibel, findet beim Umwenden, daß es wirklich so lautet, wie der Schüler gelesen und spricht für sich: „Da muß gerade der Brand dazu gekommen sein!“

**Angeschmiert.** — Ein berühmter Maler schlenderte in D... durch die langen Straßen! Da schallt aus einem Hause die Stimme eines Ausrufers, und er tritt ein. Es ist ein Auctionshaus. Einer armen alten Wittve wird das Gerümpel versteigert, weil sie die Miete nicht bezahlen kann. Der reiche harte Hausherr ist der Hauptkäufer. Eben ist ein verräuchertes Bild an der Reihe. Einen Thaler! einen Thaler! Der Maler nimmt das Bild und betrachtet es aufmerksam. „Zwanzig Thaler!“ ruft er laut..... „Fünfzig Thaler!“ ruft der Hausherr..... „Hundert Thaler!“ ruft der Maler..... „Zweihundertfünfzig Thaler!“..... „Dreihundert Thaler!“ ruft der Maler..... „Fünfhundert Thaler!“ ruft der Hausherr..... „Bietet Niemand mehr?“..... Der Maler schweig. Das Bild wurde dem erfreuten Hausherrn zugeschlagen..... „Mein Herr,“ fragte er den Künstler, „welchem Meister gehört dieses Bild an?“..... „Sagen Sie lieber, welchem Schmierer; das Bild ist keinen Thaler werth!“..... „Wie konnten Sie denn da vierhundert Thaler bieten?“..... „Ich that es nur, um einen Salsabschneider zu strafen, der wegen ein paar lumpiger Thaler eine arme Wittve auf die Straße wirft.“

**Ein Geizhals** unter den deutschen Fürsten gab, als auf ihn geschossen, und er mit einem blauen Auge davon gekommen war, plötzlich 1000 Thaler an die Armen seiner Residenz. „Da seht ihr's,“ sagte da das Volk, „um etwas zu geben, muß er sich erst etwas vor sich setzen lassen!“

**Ein Gesichtchen über den Kirchenschlaf.** — Ein alter Geistlicher hatte einen Helfer bekommen und bemerkte nun, daß seit dieser die Gottesdienste hielt, — ein Mann der Gemeinde regelmäßig fehlte, der vorher doch fleißig die Kirche besucht hatte. Natürlich hielt es der alte Seelsorger für seine Pflicht, den Säumigen aufzusuchen und zur Reue zu stellen. Statt seiner aber traf er nur die Frau zu Hause. Auf die Frage, warum ihr Mann seit einiger Zeit die Kirche vernachlässige, antwortete sie: „O Herr Pastor, der junge Herr Helfer, den Sie bekommen haben, spricht so laut und ernst, daß mein Johann gar nicht mehr so angenehm schlafen kann in der Kirche,

wie früher als Sie noch predigten, und deshalb will er auch nicht mehr hingehen.“

**Zur Geschichte des Fächers.** — Da jetzt gerade die Zeit ist, in der es die liebe Sonne recht gut mit uns meint, oder, wie der Schlesier zu sagen pflegt, es oft „recht sich u l“ ist, so greift wohl Mancher zu jenem künstlichen Kühlungs mittel, Fächer benannt, um „bei die Hitz“ sich einigermaßen etwas frische Luft zukommen zu lassen. Somit spielt also der Fächer gegenwärtig eine ziemlich bedeutende Rolle in der schwizenden Menschheit, und wird es uns der gütige Leser deshalb wohl nicht verargen, wenn wir ihm hiermit aus der Lebensgeschichte dieses künstlichen Winderzeugers einige Notizen bringen.

Die erste Dame, welche einen Fächer trug, hieß Kan Si und war die Tochter eines chinesischen Mandarin, der vor vielen, vielen Jahrhunderten gelebt hat. Der hat je einen Mandarin, sei es bei irgend welcher Gelegenheit, ohne Fächer gesehen? In China und Japan ist heutzutage Jedermann mit einem solchen versehen und zwar variiren dieselben in den verschiedensten Größen und Formen. Begegnet du einem Japanesen, so schwenkt er den Fächer zum Gruß; dem Bettler wird eine kleine Münze auf der Spitze des Fächers dargereicht.

In alten Zeiten, unter den Griechen und Römern, sind die Fächer von ungewöhnlicher Größe gewesen; meistens waren sie aus Federn gemacht und wurden von Sklaven über den Häuptern ihrer Herren und Herrinnen getragen, um sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen oder ihnen Luft zuzuwenden.

Catharina von Medicis trug den ersten zehnfaltigen Fächer, der je in Frankreich gesehen wurde; unter Ludwig XIV. wurde mit Fächern ein wahrer Luxus getrieben; manche derselben waren mit Edelsteinen besetzt, deren Werth ein kleines Vermögen repräsentirte.

In England kamen die Fächer zur Zeit Heinrich VIII. in Mode. Ein Fächer, aus Diamanten zusammengesetzt, wurde einst der Königin Elisabeth zum Neujahrstage als Geschenk überreicht.

Die mexicanischen Federfächer, welche Cortez von Montezuma erhalten, waren von auffallender Schönheit. — In Spanien bildet ein großer, schwarzer Fächer mit den feinsten und unentbehrlichsten Toilettenartikeln.

Wird ein japanesischer Beamter hohen Ranges hingerichtet, so erhält er einen Fächer, den er in niedrigem Bogen zu schwingen hat; sobald dies geschehen, zieht der Henker sein Schwert und enthauptet den Verurtheilten. Man ersieht hieraus, daß der Fächer in jenem Lande fast überall eine Rolle spielt. W. M.

**Aus der Schule.** — In einer unteren Knabenschule wird vom Lehrer Heimathkunde gelehrt. Er beschreibt die Vaterstadt der Kleinen und fragt endlich auch: „Unsere Stadt hat mehrere Brücken; wozu dienen diese Brücken wohl?“

„Ich weiß, ich weiß, Herr Lehrer!“ und mehrere kleine Zin ger führen in die Höhe.

Lehrer: „Also sage du mir einmal, kleiner Maxl, wozu hat man denn die Brücken?“

Maxl (voll Freude): „Damit das Wasser unten durchlaufen kann.“

**Kindergebet.** — Die Gartenfrau hat über die Dürre geklagt, der Milchmann hat auch geklagt, und das kleine Erdbeermädchen hat nur wenige verkümmerte Beeren gebracht und gesprochen, es gäbe heuer fast gar keine, weil der Gottessegner, der liebe Regen fehle. Das hat sich das dreijährige Mädchen zu Gemüthe gezogen und dabei in Acht genommen, daß man ihm ein Sprüchlein gelehrt:

„Frommes Kind, das beten kann,  
Hört Herr Christ im Himmel an!“

So faltete es denn seine Händchen und bittet um Regen für Gartenfrau und Milchmann und Erdbeermädchen. Und als es stille schweigt, taucht schon der Wind und die Tropfen fallen gegen die Fenster Scheiben. Die Kleine aber wendet sich um und spricht mit leuchtenden Augen: „Das hat aber schnell geholfen.“









„Sehet die Vögel unter dem Himmel an : sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen ; und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie ?“



## Im Erntefeld.

Erzählt von D. Ewald.

„Nun, wie findest du die Gerste?“  
 „O sie ist völlig reif, und es war hohe Zeit, daß wir begannen, sie zu schneiden.“



„Und wie ist der Ertrag?“

„Sehr gut, mein Herr; ich glaube ich habe noch nie einen besseren gesehen.“

„Gelobet sei der Herr für seine Güte, daß er uns wieder ein fruchtbares Jahr geschenkt hat.“

Diese Tage wurden von einem reichen Farmer an seinen Großknecht gestellt, als er um Mittag ins Erntefeld kam, und wurden von letzterem, welcher am Morgen angefangen hatte, die Gerste zu ernten, beantwortet. Der Farmer war so gut als er reich war, und die Worte des Dankes gegen Gott kamen aus dem tiefsten Grunde seines Herzens.

„Aber was für ein Mädchen ist das,“ fragte er,

als er die Nachleser, welche den Schnittern folgten, beobachtete, und unter welchen sich eine junge Weibsperson befand, die er nie zuvor in seinem Felde gesehen hatte. „Ich bin überzeugt, sie ist keine von den Mädchen unseres Dorfes.“

„Nein, mein Herr, sie ist die junge Wittve, die Ausländerin, welche kürzlich mit ihrer Schwiegermutter, die alte Madame —, in unserem Städtchen ankam.“

„Wirklich, ist sie es? Wie lange war sie schon im Felde?“

„Sie kam heute Morgen früh und bat um Erlaubniß nachzulesen. Ich wußte, Sie würden es ihr nicht abschlagen, und so erlaubte ich es ihr zu bleiben, und sie hat seitdem beständig gearbeitet mit der Ausnahme, daß sie sich einmal ein wenig ausruhte, da sie im Hause war.“

„Es freut mich, daß du ihr gewährtest zu bleiben. Wir müssen gütig gegen sie handeln; ich will selber mit ihr reden.“

So rief er sie und sprach: „Junge Frau, Sie sind willkommen hier, sehr willkommen. Sie können während der ganzen Ernte nachlesen. Die Schnitter werden Sie mit dem größten Respekt behandeln. Sie brauchen durchaus nicht verzagt zu sein.“

Sie verbeugte sich ehrfurchtsvoll und entgegnete: „Sie sind sehr gütig, eine arme Fremde so freundlich zu behandeln.“

„Ich habe Ihre ganze Geschichte schon gehört. Ich weiß, was Sie für unsere Nachbarin, Ihre verwittwete Schwiegermutter gethan haben. Sie verließen Ihr Vaterland und Ihre Eltern und kamen mit Ihr hierher, und jetzt arbeiten Sie hart, sie zu ernähren. Gott wird es Ihnen vergelten,“ und des guten Mannes Augen füllten sich mit Thränen, als er redete.

„Danke Ihnen, mein Herr, für Ihre innige Theilnahme.“

Des Farmers Worte waren nicht leerer Schall. Wenn die Zeit zum Essen kam, bestand er darauf, daß sie mit den Schnittern essen mußte, und er selbst diente ihr mit eigener Hand und half ihr zu Allem, das vorhanden war. Und als sie wieder anfangen zu arbeiten, gab er allen Schnittern besonders Befehl, ihr eine gute Gelegenheit zu geben nachzulesen und hier und da absichtlich eine Handvoll für sie liegen zu

lassen. — Was war denn in ihrer Geschichte, das in dem Farmer für sie ein solches Interesse erregte? Das will ich euch kurz und bündig erzählen. Ungefähr zehn Jahre zuvor hatte ein angesehener, wohlhabender Mann mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen das Dorf verlassen, um ihr Glück in einem fremden Lande zu suchen. Die Lebensmittel waren zu jener Zeit rar, und sie meinten, sie könnten sonstwo ihre Lage verbessern. Aber die

Krankheiten des neuen Klimas rafften den Vater bald dahin. Seine Söhne verheiratheten sich dort, aber auch sie erkrankten bald und hinterließen ihre Frauen und Mutter als kinderlose Wittwen. Die Mutter entschloß sich dann nach ihrem Vaterlande zurückzukehren. Aber was sollten die jungen Wittwen thun? Sie liebten ihre Schwiegermutter aufs Zärtlichste, und im Fall sie mit ihr zögen, so mußten sie in fremdem Land und unter fremden Leuten ihre Heimath machen, und nach einer langen und beschwerlichen Reise stand ihnen dann nur immer noch die größte Armuth bevor, denn ihre Schwiegermutter hatte dort keine freien Besitzthümer mehr. Sie hatte wohl noch etwas Land, aber es war mit einer so schweren Hypothek belastet, daß sie keine Aussicht hatte, irgend etwas daraus für ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Dennoch waren die jungen Frauen nicht willig, sich von der Mutter ihrer ehemaligen Gatten zu trennen, und so traten alle drei die Reise an. Als sie eine Strecke zurückgelegt hatten, und sie sich ausruhten, machte die Schwiegermutter ihre Schwiegertöchter nochmals aufmerksam auf das, was ihnen bevorstehe, und obzwar sie dieselben innigst liebe, so könne sie angesichts bestehender Verhältnisse ihnen doch nicht zumuthen, noch rathe, sie weiter zu begleiten. Die jüngere der Söhnsfrauen entschloß sich dann, obwohl zögernd, zurückzukehren. Sie weinte sehr, küßte ihre Schwiegermutter und Schwägerin und trat den Rückweg an, aber die ältere blieb. „Warum gehst auch du nicht zurück?“ fragte die Schwiegermutter. „Ach, Mutter, muthe mir doch das nicht zu. Ich kann dich nicht verlassen! Nur der Tod soll mich von dir trennen. Ich gehe hin, wo du hingehst, und was auch immer dein Loos sein mag, so bin ich willig, es mit dir zu theilen. Dein Volk soll mein Volk sein, und deine Religion soll die meinige sein.“ Durch Letzteres gewann sie sehr viel. Sie war im Götzendienste erzogen worden, wo hingegen ihre Schwiegermutter eine Anbeterin des wahren Gottes war. Sie sprach so entschieden, daß Letztere keine weiteren Einwendungen machte, und die Beiden setzten ihre mühsame Reise fort, bis sie endlich den Geburtsort der älteren Dame erreichten.

Die Kunde ihrer Rückkehr verbreitete sich bald durch das ganze Städtchen. Die Einwohner erinnerten sich noch sehr gut, mit welchen großen Hoffnungen die Familie ihre Heimath verlassen hatte, um ihr Glück im fernen Lande zu suchen, und als sie nun die Schweregeprüften sahen und hörten, daß der Vater und die Söhne in fremder Erde schlummerten, wurde ihr innigstes Mitleid erregt. Man erfuhr die Einzelheiten der traurigen Geschichte von der Mutter, und die edle Handlung der Schwiegertöchter wurde von Allen, die davon hörten, bewundert und gelobt und gewann für sie die Achtung aller edlen Menschen.

Dieses war die Ursache, daß der Farmer so gütig gegen sie war.

Ihre Nachlese an jenem Nachmittage war eine äußerst ergie-

bige. Sie sammelte einen großen Haufen Aehren, und als sie dieselben am Abend droß, gewann sie fast einen ganzen Bushel reiner Gerste. Sie ging freudig heim zu ihrer Schwiegermutter, und die alte Dame war ebenfalls hoch erfreut über ihren Erfolg. Diese erkundigte sich dann, in wessen Feld sie gewesen sei, und als sie den Namen vernahm, rief sie aus: „Das ist ja ein Verwandter von uns. Er war immer generös. Der Herr segne ihn für diese neue Wohlthat!“

„Er sagte mir ich solle während der ganzen Ernte in seinen Feldern Aehren lesen.“ „Ja, thue das, mein Kind.“ So ging sie dann Tag für Tag ins Feld, arbeitete früh und spät und gewann auf diese Weise für sich und ihre Schwiegermutter reichlichen Lebensunterhalt.

„Meine gute Tochter,“ sagte eines Tages die Schwiegermutter, „du brauchst auch eine Heimath, nachdem ich todt und fort bin. Ich muß dafür sorgen.“

In jenem Lande war ein Gesetz, welches einer jungen kinderlosen Wittve das Recht gab, den nächsten Verwandten ihres verstorbenen Gemahls als Gatten zu beanspruchen. Da dieser Farmer ein Verwandter war, so befahl die alte Dame der Tochter, sich sonntäglich anzuziehen, zu ihm zu gehen und ihm Heirathsanträge zu machen. Mit ihrem gewöhnlichen Vertrauen in dem gefunden Verstande und der Weisheit ihrer Schwiegermutter, gehorchte sie, ging zu dem Farmer und fragte ihn, sie zu heirathen. Der edle Mann empfing sie mit der größten Ehrerbietung. Er hatte sie schon ehedessen mit Wohlwollen betrachtet, und ihr Fleiß und ihre Aufopferung für ihre Schwiegermutter hatten die günstigsten Eindrücke auf ihn gemacht. Er bekannte ihr seine höchste Achtung und Liebe und war sehr dankbar für ihren Antrag. Aber er sagte ihr, daß sie noch einen näheren Verwandten habe, als er sei, und dessen Anspruch auf sie größer sei als der seinige, und daß jener zuerst consultirt werden müsse, um ihre Verehelichung gesetzlich zu machen.

Am nächsten Morgen sprach dann der Farmer bei dem Verwandten vor, welcher sich sogleich willig erklärte, auf seine Ansprüche zu verzichten, worauf ihre Verlobung veröffentlicht wurde. Der Farmer löste jetzt das Land der Schwiegermutter ein, und im Verlauf der Zeit fand die Hochzeit statt. O wie die alte Mutter sich über ihr erstes Kind, ihren Enkel, freute! Dieses Enkels Enkel wurde der König einer großen Nation und der Gründer eines Herrscherhauses, aus welchem eine lange Reihe von Regenten hervorging; und endlich erschien unter seiner Nachkommenschaft Einer, geboren in der nemlichen Stadt, welcher der wunderbarste König war, welcher je in der Welt gelebt hat.

War dies nicht eine herrliche Belohnung, welche diese gute Tochter für ihre Treue gegen ihre Schwiegermutter und für die Wahl, welche sie in der Annahme der wahren Religion machte, erhielt? Und war es nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen im Erntefeld?

## Saat und Ernte.

Saat und Ernte, Frost und Hitze  
Wechseln in des Jahres Kreis,  
Donnerwolken, feur'ge Blitze,  
Wonnertage, Gluth und Eis.

Sieh, jetzt winten volle Aehren  
Lachend auf der weiten Flur;  
Reich will Brod und Kleid gewähren  
Ihren Herren die Natur.

Geh und sammle reiche Garben,  
Der du Samen ausgestreut;  
Deine Körnlein, die erlarben,  
Pflücke hundertfältig heut!

Was soll leben, muß erst sterben,  
Nimm dir da ein Gleichniß ab;

Willst du ein'ge Frucht erwerben:  
Herz, so sinke erst ins Grab!



## Aus dem Leben der Insekten.

Bearbeitet von einem Naturfreund.

## VI.

**G**eliebter Leser! Möchtest du dich in den angenehmen Jahreszeiten eines echten Vergnügens theilhaftig machen, wie dir ein solches in keiner Kunstgalerie geboten wird, so stelle nur einmal tiefergehende Betrachtungen über die Werke der Natur und deren Verrichtungen an. Es bedarf hiezu keiner besondern Gelehrsamkeit, ein Paar willige, offene Augen, sowie etwas Geduld und Ausdauer ist Alles, was du vonnöthen hast.

Hoffentlich gehörst du auch nicht zu jener Klasse, die einem gewissen Thiere gleich, mit gesenktem Kopfe dahingeht, und sich um Gottes schöne Welt weiter nichts bekümmert, als nur insoweit es seine Nahrung darauf sucht. Zwar ist die Zahl Solcher nicht gering, die der Schöpfung Gottes einige Aufmerksamkeit schenken, aber den oberflächlichen *Bienen* Mancher entgeht gerade das Interessanteste.

Bei unsern bisherigen Betrachtungen wird es dem lieben Leser wohl eingeleuchtet haben, daß wir aus dem ganzen unerschöpflichen Naturreich bloß flüchtige Andeutungen machen und da und dort beiondere Einzelheiten hervorheben konnten.

Wir wollen nun noch einen Blick in das Thun und Treiben etlicher Geschöpfe—in das Geschlecht der Hautflügler, welche an Interesse fast alles andere übertreffen, thun. Unter

diesen sei hier die Ordnung der *Immen* zuerst erwähnt.—Das gemeine Honigbienenvolk würde für uns ein ausgedehntes Capitel allein erheischen, wollten wir uns nur einigermaßen mit der Schilderung seines wunderbaren Hauswesens befassen. Ihr Fleiß im Honigsammeln, ihre Ordnungsliebe und ihr planmäßiges und systematisches Zusammenwirken ist geradezu erstaunenswürdig. Die Biene ist kurzweg von jeher als Sinnbild des Fleißes betrachtet worden. Ihr harmonisches gesellschaftliches Leben illustriert das Sprichwort: „In Vereinigung liegt Stärke“ trefflich. Nur Drohnen, die nicht arbeiten, sondern von dem Erwerb der Fleißigen leben, werden endlich von den Letzteren getödtet und hinausgeworfen.

Die Bienen tragen, wie wir wissen, für ihre Brut beides Honig und Blumenstaub ein, jenen wohlverbahrt im Innern ihres Körpers, diesen äußerlich, meist in Form der sogenannten *Säcke* an den Beinen. Nicht selten kommt noch zur Vervollkommnung dieses zierlichen Apparats zum Sammeln des Blumenstaubes eine Bürste hinzu. Kurze nach hinten

gerichtete Borstenhaare, welche den Bauch dicht bedecken, sind bei den Bauchsammelern dazu bestimmt, den Blütenstaub abzubürsten und festzuhalten. Hat die Biene auf ihrer Tour von Blume zu Blume nun ihre Tracht, so fliegt sie, geleitet durch ihren wunderbar entwickelten Ortsinn, auf dem kürzesten Weg nach Hause. Hier angekommen, läßt sie sich in der Regel auf dem Flugbrette nieder, um ein wenig zu ruhen, dann geht es eiligen Laufes zum Loch hinein. Je nach der Natur der Schätze, die sie bringt, ist die Art, wie sie sich ihrer entledigt, eine verschiedene. Der Honig wird entweder einer bettelnden Schwester gefüttert, oder in die Vorrathszellen ausgeschüttet.



Die Blattschneiderbiene.

Wunderbar ist die körperliche Einrichtung des Thierchens, die es in Stand setzt so verschiedenartige Produkte als *Wachs* und *Honig* zu liefern und beide derselben getheilt abzugeben. Einige Zellen enthalten Honig zum täglichen Verbräuche, andere (es sind zunächst die obersten Reihen jeder Wabe) dienen als Vorrathskammern für künftige Zeiten, von denen jede volle sogleich mit einem Wachsdeckel verschlossen wird. Das werthvolle und von Menschen zu so mancherlei Zwecken benötigte Wachs wird von den Arbeitsbienen unter den schuppigen Ringen, welche den Hintertheil ihres Leibes bilden, in Gestalt kleiner Tröpfchen absondert, welche sehr bald zu kleinen Wachsuschuppen erhärten.

Besonders merkwürdig ist das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Bienen im Stöcke zu einander. Sie leben in einem wohlgeordneten Staate, in welchem die Arbeiter das Volk, ein von diesen erwähltes, fruchtbares Weibchen die allgemein geliebte Königin, und die Männchen, die wohlhabigen vornehmen Faulenzer darstellen, die unumgänglich nöthig



sind, aber nur so lange geduldet werden, als man sie braucht. Diese Einrichtung ist darum so musterhaft, weil jeder Theil an seinem Plage seine Schuldigkeit, weil keiner mehr oder weniger sein will als das, wozu ihn seine Leistungsfähigkeit bestimmt.

Ein besonderes Interesse nimmt die Fortpflanzung der Bie-

ausschlüpfenden Larven werden von Arbeitern gefüttert. Die Fruchtbarkeit der Königin ist bedeutend; sie legt manchmal täglich 3000 Eier, was im Herbst abnimmt, im October aufhört und im Frühjahr wieder zunimmt. Während ihrer vier bis fünf Lebensjahre kann sie mehr als eine Million Eier legen. Abgesehen von der Weisheit Gottes, die sich im Bienenhaus-

halt so merkwürdig offenbart, ist auch noch die Fähigkeit der Biene in anderer Hinsicht bemerkenswerth. Davon einige Beispiele:

Ein gewisser Herr Wildmann zeigte sich vor der artistischen Gesellschaft in Plymouth mit drei Bienenschwärmen, die er theils auf dem Gesichte und den Schultern, theils in seinen Taschen mitbrachte. Er ließ die Körbe der Biene in ein anstößendes Zimmer setzen. Dann piff er. Auf dieses Zeichen verließen ihn die Bienen alle und flogen ihren Wohnungen zu. Er piff nochmals, worauf sie wieder ihren Platz auf seinem Körper und in seinen Taschen einnahmen. Diese Uebung wurde einige Mal wiederholt, ohne daß einer der Zuschauer durch irgend einen Stich verwundet worden wäre. Am 4. Juni 1774 gab Herr Wildmann in den Zimmern des fürstlichen Gouverneurs und dessen Gemahlin Vorstellungen in der Dressur der Bienen. Er zeigte einen Bienenstock voll dieser Insekten, ließ sie in Zeit von zwei Minuten aus ihrer Wohnung herausgehen und sich auf den



Die Holzwespe.

nen in Anspruch. Die Königin wird nur ein Mal im Leben begattet; die Drohne stirbt in Folge der Begattung, die befruchtete Königin aber belegt nun, in den Stock zurückgekehrt, zuerst die Arbeiter- später die Drohnenzellen, jede mit einem Ei; die am Rande der Waben zuletzt angefügten Zellen für die jungen Königinnen (Weiselwiegen) zuleht mit Eiern. Die

Sut eines der Zuschauer setzen, von da wieder auf seinen nackten Arm kommen und einen Muff bilden. Nachher mußten sie sich ihm in Form einer Maste auf den Kopf und das Gesicht setzen, dann auf sein Commando auf dem Tische herumspazieren etc. — Sogar von Dankbarkeit werden Beispiele wie das folgende, von Schönte in seinem naturhistorischen Lesebuch



mitgetheilte, erzählt: Eine vornehme, schon ziemlich bejahrte Dame lebte auf einem kleinen Gute unweit N a n t e s. Sie blieb dort die ganze schöne Jahreszeit über und kehrte dann nach der Stadt zurück. Diese Dame liebte die Bienen sehr, besaß deren eine große Menge und fand ein unbeschreibliches Vergnügen daran, diesen Thierchen alle möglichen kleinen Annehmlichkeiten zu verschaffen. In den letzten Tagen des Mai wurde sie von einer Krankheit überfallen. Sie kehrte nach Nantes zurück und starb bald darauf. Durch einen unbegreiflichen Instinkt getrieben versammelten sich alle Bienen auf ihrem Sarge und verließen ihn erst im Augenblicke der Beerdigung. Ein Nachbar dieser Dame, der die Ankunft des Schwarmes bemerkt hatte, hegte einigen Zweifel und begab sich sogleich nach dem Gute hin, wo er wirklich alle Bienenstöcke durchaus leer fand. Bekanntlich kann man sich ohne Scheu neben einen Bienenstock hinstellen, den Bienen zusehen und von ihnen unbehelligt bleiben, in Folge unbarmherziger Behandlung aber von ganzen Schwärmen angefallen und übel zugerichtet werden.


Wir gehen nun zu einer andern Gattung, zu den Biettern und Anverwandten der Hausbienen über. Siehe die erste Abbildung. Es ist dies eine der aus etwa neunhundert Wespenarten bestehende Gattung, nemlich die *Solzwespe*. Das Nest der gemeinen Wespe ist bekannt als ein künstliches Gewebe und auch in seinem enormen Umfang von den Baumzweigen herabhängend, schon aus der Ferne bemerkbar. Hier nun ist auch ein Nest. Kann der Leser es sogleich auf der Abbildung herausfinden? Es ist, wenn auch nicht so hervorragend doch vielleicht in seiner Art eben so kunstreich aber völlig verschieden von erstgenanntem. Sollte Jemand es noch nicht herausgefunden haben, so lenken wir den forschenden Blick auf die Mitte des Brombeertengels; hier ist die künstlich ausgehöhlte Behausung der Solzwespe. Die verschiedenen Abtheilungen sind aus dem Mark des Stengels ausgezimmert. Dieses Thierchen gehört, obgleich die Lokalität des Nestes von der des Sandwespenestes so verschieden ist, desselben Gattung zu derselben Sippe. Sie lebt von Fliegen, Blattläusen zc., weß-

halb sie die mit diesen Thierchen besetzten Sträucher als Aufenthaltsort vorzieht. Merkwürdig ist bei dieser, wie auch bei andern Wespenarten die Gewohnheit, das Schlachtopfer nicht immer sogleich zu tödten, sondern bloß zu lähmen, um dasselbe vor Fäulniß zu bewahren.

Auf der zweiten Abbildung sehen wir eine wenn etwas, noch interessantere Scene. Es ist dies die *Blattschneiderbiene*. Auch hier, wie oben, kommt der Nestbau wieder besonders in Betracht. Aber wie verschieden von der vorigen! Das Nest ist hier eine von Baumblättern gefertigte Tüte. In einer gewissen Hast kommt die Biene herbeigeflogen, als kenne und schätze sie den Werth der so schnell dahinfliehenden und immer wiederkehrenden Zeit, setzt sich auf ein Rosenblatt und zirkelt ein Stück von der nöthigen Größe heraus. Beim letzten Bisse hat sie es tütenartig gebogen zwischen den Fingern und ist damit auch schon in der Ferne verschwunden. War ihr die Bezugsquelle genehm, so ist sie sehr bald wieder da, um weitere Einkäufe zu machen. Die heimgetragenen Stückchen, wie sie waren, werden jetzt losgelassen und schniegen sich, vermöge ihrer Federkraft an die Wand an. Da sind ihrer drei bis vier größere, auf sie folgt eine zweite Schicht aus gleich großen, welche an einem Ende schmaler, als am andern sind. Die vom gezähnten Blattrande gebildete Seite wird nach außen, die Schnittseite nach innen gelegt. In dieses Futteral bringt die Biene ein drittes aus abermals unter sich gleichen Stückchen, welche mit ihren Flächen die Fugen der vorigen Leisten, bis endlich der kleine Fingerhut fertig ist. Gefüllt mit Honig und beschenkt mit einem Ei, erfolgt der Verschluß zu einem kreisförmigen Stückchen, auf welchem der gerundete Boden der nächsten aufgesetzt wird und sich allmählig die Kette aufbaut. Die entwidelte Larve spinnt ein Gehäuse, und äußerlich bleibt Alles bis zum nächsten Frühjahr in der Ordnung, wie es die sorgsame Mutter bei ihrem Tode hinterließ. Wir erblicken ein solch künstliches Gehäuse auf dem Boden, wie es wohl keine Menschenhand so kunstreich zu verfertigen im Stande wäre.

## Die thörichten Auswanderer.

Von W. Molitor.

 In Schiff verließ mit fünfzig Passagieren den Hafen und segelte ins weite Weltmeer hinaus. Die Reisenden waren sämmtlich Auswanderer, die sich im fernem, fremden Lande ein neues Heim gründen wollten.

Als das Schiff auf hoher See war, wurde das Wetter plötzlich sehr stürmisch, so daß das Fahrzeug vom rechten Wege abkam und von den mächtigen Wellen und Wogen hin und her geschleudert wurde, bis es endlich an der Küste einer unbewohnten Insel strandete und in Stücke ging. Jedoch hatten die Auswanderer noch Zeit gehabt, sich und alle ihre mitgenommenen Vorräthe ans Land—in Sicherheit zu bringen.

Den armen Leuten war die Insel ganz unbekannt, und fehlten ihnen auch die Mittel, dieselbe zu verlassen; jedoch hatten sie vorläufig Nahrungsmittel, Kleider und sonstige Güter genug, waren auch reichlich mit den vom Schiffe geretteten Sämereien versehen; groß war daher ihre Freude, als sie beim Durchforschen des Eilandes fanden, daß dasselbe guten Ader-

boden besaß, der vorzügliche Ernten versprach, wozu auch noch das herrliche, schöne Klima beitragen mußte.

Noch hatten die Auswanderer keine Anstalt zum Bauen von Häusern getroffen, als plötzlich einige ihrer Kameraden, welche die Insel tiefer durchstreift hatten, eine reiche Goldmine entdeckten und mit Jubelgeschrei Kunde davon brachten. Da stürzte nun die ganze Gesellschaft nach dem Goldlager hin, und in dem Freudentaumel über den glänzenden, kostbaren Fund ward bald alles Andere vergessen und übersehen. — Die Häuser, welche wegen der nahenden Regenzeit zum Schutze so nothwendig waren, wurden nicht gebaut; die milde, warme Luft erlaubte es, im Freien auf schwellendem Rasen zu schlafen. Auch das Säen, obwohl die Zeit dazu drängte, geschah nicht; man labte sich an den geretteten Vorräthen und den Früchten des Waldes. Niemand dachte beim Anblick des glänzenden Metalls an die Zukunft—an den Herbst—den kalten Winter.

Mit Gier und Hast arbeiteten die verblendeten Auswanderer


in dem Goldlager; kaum daß sie sich des Nachts Ruhe gönnten—immer und immer wieder gruben sie unter vielen Schweißtropfen und Anstrengungen nach—Tage, Wochen und Monate lang, und häuften große Massen des glitzernden Metalls auf.

Unterdessen war der Frühling vergangen und kein Samenforn in die Erde gelegt worden. Der Sommer kam und ging, und die Nahrungsmittel der Auswanderer waren fast verzehrt; schon meldeten kalte Nordstürme den nahenden Herbst und Winter; nun fing man an Bäume zu fällen und Blockhäuser zu bauen; auch wurde schnell der Boden gepflügt und gesät, aber der hereinbrechende starre Frost vernichtete den Samen und ließ kein Keimlein aufkommen. Die kahlen Bäume gaben keine Früchte mehr—hungernd und voller Verzweiflung standen nun die Inselbewohner vor ihren glänzenden Schätzen und verwünschten unter bitteren Thränen das elende Gold, das sie so gelendet und getäuscht hatte. Wohl waren ihre Schätze über Millionen Dollars werth—aber konnten sie den armen Hungernden ein Stücklein Brod verschaffen? Hatten sie früher mit Hast und Mühe nach dem trügerischen Metall gegraben, so wandten sie sich jetzt mit Abscheu und bitterer Reue von ihren aufgehäuften Goldmassen.—

Lieber Leser! Die Erde ist jenes Eiland und wir Menschen sind die Wanderer, welche darauf wohnen. Der rauschende Ocean ringsum ist die Ewigkeit. Wir haben Vorräthe für die Gegenwart und werthvollen Samen für eine künftige Ernte. Auch große, kostbare Gold- und Silberminen birgt die Erde und Edelsteine aller Art. Darnach jagen und graben gar viele Menschen in solch blinder Hast, daß sie gar nicht an Säen denken; die Jugendzeit vergeht, ohne das Feld zu besäen; das Mannesalter kommt und schwindet, aber noch ist der kostbare Same der Erde nicht anvertraut; das Greisenalter ist herangetreten; die zitternden Kniee und schwindenden Kräfte mahnen an den Tod; nun sieht mancher Mensch erst ein, wie wichtig und flüchtig alle Schätze, alles Gold der Erden ist;—er will noch schnell säen, aber der Boden—sein Herz und Seele—sind zu hart geworden, um den köstlichen Samen—das Wort Gottes—aufzunehmen; womit soll er seinen Seelenhunger stillen? Sein elendes Gold und Silber vermögen es nicht; da fallen gar Viele in Verzweiflung und sterben einen schrecklichen Tod, denn es fehlt ihnen die Kraft und der Glaube, in ihrer Noth Gott anzurufen—zu spät, zu spät haben sie an Säen gedacht und bei ihnen heißt's nun: „Die Ernte ist vergangen und der Sommer dahin, und ich bin nicht gerettet.“

## Johann Peter Hebel.

Von H. Gülich.

eschätzter Ebditor! Wenn ich an meinem Schreibtische und gelegentlich 'mal zum Fenster hinaus schaue, so sehe ich ganz in der Nähe eine Straße, die heißt Hebelstraße. Mitten in dieser Straße steht ein ganz altes Häuschen, so klein, daß es nur zwei Fenster hat. In der Mauer über der engen Hausthür ragt ein viereckiger rother Sandstein etwas hervor, auf welchem in eingehauener Inschrift zu lesen steht:

J. P. Hebel,  
Hier geboren,  
10. Mai 1760.

Die Geschichte dieses Mannes ist so interessant und lehrreich, daß ich die Hauptzüge derselben dem Ev. Magazin zustellen möchte.

Zu Hausen, in einer romantischen Gegend des badischen Oberlandes, lebte geachtet und glücklich der Webermeister Joh. Jakob Hebel und dessen Ehefrau Ursula, geb. Dertlin. Der schlichte Handwerksmann besaß eine Bildung wie wenige seines Standes. Sein noch vorhandenes Notizbuch enthält eine Sammlung von Dichterprüchen in deutscher und französischer Sprache und liefert den Beweis, daß der dichterische Geist auch bei geringen unangelehnten Leuten gefunden wird. Da in Hausen die Arbeit und der Verdienst nur knapp war, so zog der alte Hebel mit seiner Ehefrau oft auf kurze Zeit nach Basel, wo sie mehr verdienen konnten. Und da begab's sich, daß ihnen am 10. Mai 1760 zu Basel ein Sohn geboren wurde, welchen sie Johann Peter nannten. Der Vater freute sich des Knäbleins und hat genau in sein Tagebuch geschrieben, wann dasselbe die ersten Zähne bekommen, zuerst allein geseesen und gestanden habe u. s. w. Ein so aufmerksamer Vater wäre wahrscheinlich auch ein guter Erzieher geworden. Doch es

war anders im Rathschlusse Gottes bestimmt. Schon im Juli 1761 starb der biedere Mann in seinen besten Jahren; ein Töchterchen von fünf Wochen folgte ihm bald, so daß unser Peter das einzige Kind der trauernden Wittve war. Unter der frommen Erziehung seiner Mutter besuchte der Knabe die Dorfschule zu Hausen, und er zeigte bald so ausgezeichnete Fähigkeiten, daß die Mutter auf den Gedanken kam, Alles aufzubieten, ihren Liebling etwas Nüchternes lernen zu lassen. Sie ließ ihn dann nebst der Schule des Wohnortes auch noch die Schule in der Stadt besuchen. In den Freistunden mußte er noch für das Hauswesen thätig sein, der Mutter arbeiten helfen, Holz aus dem Walde holen u. s. w.

Doch wurde bei dieser Arbeit das Lernen nicht versäumt, und Peter gehörte bald zu den besten Schülern seiner Klasse, so daß er auf den Gedanken kam, ein Geistlicher zu werden. Leider sollte er auch die gute Mutter in seiner frühen Jugend verlieren, wie früher den Vater. Während eines Aufenthalts in Basel wurde die Mutter krank und starb nach einigen Tagen. Nun stand Peter als ein armer verwaister Knabe verlassen da. Was ihm seine Mutter gewesen war, hat er später in folgenden Worten bekannt: „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt; sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Gegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren.“

Was sollte nun aus dem hoffnungsvollen Knaben werden? Der Schule war er bereits entwachsen, und seine Mittel waren nicht hinreichend ihm auf dem Gymnasium und später auf der Universität Unterhalt zu verschaffen. Er vertraute jedoch auf Gott und gute Menschen und wurde nicht getäuscht.



Bald fand sich ein Wohlthäter, der sich seiner annahm. Der Diakonus Preuschen nahm ihn zu sich in sein Haus. Dadurch fanden sich noch andere Wohlthäter, und somit wurde es dem lieben Peter möglich das Gymnasium und später die Universität Erlangen zu besuchen. Im Jahre 1783 erhielt er den Titel „Präzeptorats-Bikar“ und zur selben Zeit übernahm er eine Lehrerstelle am Pädagogium zu Vörrach mit 350 Fl. Jahresgehalt. Bald nachher hatte er Gelegenheit, eine Pfarrei in Pforzheim zu bekommen, aber er lehnte dies ab, weil er mehr Neigung zur Schularbeit hatte. 1791 wurde er nach Karlsruhe an das dortige Gymnasium versetzt. Hier fand er mehr Gelegenheit fortzustudiren, und so wurde er immer tüchtiger in seinem Beruf. Auch in den Fächern, in welchen er bisher noch weniger geleistet, wie im Hebräischen, erwarb er sich hinreichende Kenntnisse, so daß sein Unterricht mit dem besten Erfolge gekrönt wurde. Mit besonderer Liebe widmete er sich der Naturgeschichte, welche zu den ihm übertragenen Lehrfächern gehörte. Er brachte es darin so weit, daß er bald von mehreren naturforschenden Gesellschaften zum korrespondirenden Mitgliede ernannt wurde. Nicht minder war er in den Schriften der Griechen und Römer zu Hause und wußte deren Schönheiten zu würdigen. Er hatte in seiner dienstlichen Stellung auch die Pflicht, bisweilen zu predigen. Sein einfacher klarer Vortrag, sowie der Inhalt seiner Reden erwarben ihm außerordentlichen Beifall. Der Markgraf Karl Friedrich, der fromme Beförderer kirchlichen Lebens, fehlte nur selten, wenn Hebel die Kanzel bestieg. Noch ein anderer Ehrenmann, der Konsistorialpräsident Brauer, wurde Hebel's Gönner und Freund.

1803 erschien die erste Sammlung seiner Gedichte in dem Dialekte, welchen er in seiner Jugend gesprochen hatte, in der allemannischen Sprache. Noch hatte er nicht gewagt, sich selbst als den Verfasser zu nennen. Es übertraf seine kühnsten Erwartungen, als diese anspruchlosen Ergüsse seines Heimwehs nach den unvergeßlichen Gefühlen seiner Kindheit und seine Liebe zu dem Volke, unter welchem er die ersten Jahre seines Lebens zugebracht hatte, die allgemeine Aufmerksamkeit der Gebildeten und selbst den Beifall von Männern wie Jean Paul, Voß, Goethe und vieler Andern erhielten. Während weniger Jahre erschienen vier Auflagen. Doch konnte Hebel nicht dazu vermocht werden, dieselben durch viele neue zu vermehren. Er äußerte sich, als man ihn dazu aufforderte: „Der Geist, der damals so stille über mir schwebte, ist beschrien und verschwunden.“ Auch war er keineswegs damit einverstanden, daß diese Gedichte in die hochdeutsche Sprache übertragen würden. „Ein solche Uebersetzung,“ meinte er, „gleich einem Landmädchen, das in fremdem städtischen Putz in hohe Gesellschaft eingeführt werde.“ Doch haben später verschiedene Verfasser dergleichen Uebersetzungen versucht, sowie Hebel selbst einige Dieder in der Schriftsprache wiedergegeben hat.

Die Behörde war mit Hebel's Wirken in Karlsruhe so zufrieden, daß er 1805 zum Kirchenrathe ernannt wurde, wobei allerdings seine dienstliche Stellung keine wesentliche Veränderung erlitt. Eine solche stand ihm in Aussicht, als Freiburg an Baden gefallen war und daselbst eine evangelische Pfarrei errichtet werden sollte. Diese Stelle hatte viel Lockendes für ihn, da er wieder in die Nähe seiner geliebten Heimath und seiner unvergeßlichen Jugendfreunde zurück versetzt worden wäre. Er machte 1806 eine Reise nach Freiburg, um sich die näheren Verhältnisse zu ansehen. Als man ihm daselbst von allen Seiten freundlich entgegenkam, war er entschlossen, als Bewerber aufzutreten. Kaum aber hatte er die Stadt wieder im Rücken, so wurde er ebenso unentschlossen wie früher. Er hatte sich schon allzusehr in Karlsruhe eingewöhnt, als daß er ohne Selbstverleugnung von dort hätte weggehen können. Als ihn nun bei seinem nächsten Nachtlager, wo er wegen seines Hin- und Herüberlegens nicht einschlafen konnte, der Nachtwächter mit seinen eigenen Worten anrief:

Und wenn scho wieder, eb's no tagt,

Die schweiri Sorg am Herze nagt,  
Du arme Tropf, di Schloß isch hi!  
Gott sorgt, es wär nit nöthig gsi,”

da wurde er ruhiger, es Gott überlassend, wohin dieser ihn senden werde. In Karlsruhe hörte er, daß Großherzog Karl den Wunsch ausgesprochen habe, er möge in der Residenz bleiben, es solle ihm eine Gehaltserhöhung zu Theil werden. Bald darauf wurde er zum Direktor des Lyceums befördert, wie nach der neuen Einrichtung des Schulwesens die Lehranstalt, an welcher er wirkte, genannt wurde. Der Unterrichtsstunden hatte er nun weniger, der Arbeit aber mehr, zumal da 1809 die Ernennung zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungskommission erfolgte. 1814 legte er

die Direktion des Lyceums nieder, behielt aber noch acht wöchentliche Unterrichtsstunden bei. Dagegen trat er in die evangelische Ministerialkirchensektion ein und wurde 1816 mit der Direktion des Schullehrer-Wittwenfiskus beauftragt.

Unterdessen war Hebel auch als Volkschriftsteller weit über Deutschlands Grenzen hinaus berühmt geworden. 1808 übernahm er noch die Herausgabe des „Heinricher Hausfreund.“ Hebel war glücklich in der Wahl des Stoffes und in der Art und Weise der Behandlung desselben. Er hielt die rechte Mitte zwischen Unterhaltung und Belehrung. Bald galt der „Hausfreund“ für den Besten unter seines Gleichen.

Wie sein Landesfürst gegen ihn gesinnt war, sollte er 1819 erfahren. Der Großherzog Karl war in den letzten Monaten des Jahres 1818 gestorben. Er hatte in der von ihm gegebenen Verfassung dem Lande ein kostbares Vermächtniß hinterlassen. Es kam jetzt darauf an, die Verfassung ins Leben zu rufen. Sein Nachfolger Ludwig war dazu bereit. Es fragte sich nun, welcher Geistliche des Landes mit dem Titel und der Würde eines Prälaten in die erste Kammer eintreten sollte.



Der Großherzog dachte an Hebel, welchem er schon lange seiner Schriften und seiner Gesinnungen wegen mit Wohlwollen zugehan war. Hebel hatte nicht im entferntesten auf die Auszeichnung gerechnet und war überrascht, als ihm die vertrauliche Mittheilung gemacht wurde, was man mit ihm vorhabe. Nicht lange darauf wurde er mit dem Ritterkreuz des Bähringer Löwenordens geschmückt, und, „nach glücklich beendigtem Landtage,“ mit dem Kommandeurkreuz desselben Ordens. Er wohnte noch mehreren Landtagen bei, fühlte sich aber nur selten berufen, an den Verhandlungen lebhaften Antheil zu nehmen. Wenigstens war er ein schweigjamer Zuhörer und trat nur dann als Redner auf, wenn Angelegenheiten der Kirche oder Schule auf der Tagesordnung standen. Als ihm im Kreise von Freunden, wie es auch wohl öffentlich geschah, diese Zurückhaltung zum Vorwurf gemacht wurde, entgegnete er: „Ihr habt gut reden. Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von K. Ihr war't noch nicht zwölf Jahr alt, so hat schon Mander Euch Herr Gottlieb geheißt, und wenn Ihr mit Eurem Vater über die Straße ginget und es begegnete Euch der Vogt oder der Schreiber, so zogen sie den Hut ab, und erst, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein abgezogen. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen Hinterlassen-Wittive zu Hausen aufgewachsen, und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging, und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: ‚Peter, zieh's Schäßpli hera, 's chunnt a Herr;‘ wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritten nah kamen: ‚Peter, blib doch stoh, zieh gleichwind di Schäßpli ab, der Herr Landvogt chunnt!‘ Nun könnt Ihr Euch vorstellen, wie mir zu Muth ist, wenn ich hieran denke—and ich denke noch oft daran—and in der Kammer sitze mitten unter Freiherrn, Staatsräthen, Ministern, Generalen, vor mir Standesherrn, Grafen und Fürsten und Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold—fast mein Herr!“

Außer an den Landtagsverhandlungen mußte sich Hebel noch an andern Berathungen theilnehmen, welche für ihn, den Kirchenmann, von größerem Interesse waren. Es wurde von der Regierung die Union der beiden evangelischen Kirchen beabsichtigt. Die öffentliche Meinung sprach sich zu Gunsten dieser Maßregel aus. Hebel und sein Freund Sander sollten bei der Generalsynode die lutherische Kirche vertreten. Sie entlebigten sich ihres Auftrages in einer Weise, daß sie von der theologischen Fakultät zu Heidelberg den Dokortitel erhielten.

Von Haus aus war Hebel lutherisch, aber er war immer tolerant in seiner religiösen Ansicht. Ein Vertreter der lutherischen Richtung, wie sie in der Gegenwart oft mit fanatischem Eifer hervortritt, ist Hebel niemals gewesen. Er verfaßte dann auch eine biblische Geschichte und einen Katechismus für die evangelische Kirche Badens. So rückte das Alter heran und mit demselben mancherlei Gebrechen. Auch für Hebel kamen die Tage, von welchen wir sagen, sie gefallen uns nicht. Seine Gesundheit wurde immer schwächer; seine Hand zitterte, wenn er die Feder führte, und seine Gemüthsstimmung verlor durch seine körperlichen Leiden ihre frühere Heiterkeit. Er mußte um Entbindung von seinem Lehramt bitten und erhielt die Gewährung ohne Schwierigkeit. Doch wurde er dem Schullweien nicht entfremdet. Er hatte die evangelischen gelehrten Schulen zu visitiren und über deren Angelegenheiten zu berichten. Eine solche Visitationsreise war die letzte seines Lebens. Der Tod ereilte ihn auf einer Reise von Mannheim nach Heidelberg zu Schwetzingen den 22. September 1826. Einige Schritte von der östlichen Mauer des Schwetzingener Friedhofs ist sein Grab. Der Großherzog ließ ihm ein entsprechendes Grabmal setzen. 1855 wurde ihm im Schloßgarten zu Karlsruhe ein Denkmal errichtet und 1860 sein hundertjähriger Geburtstag feierlich begangen. Auch diese Lebensgeschichte liefert den Beweis, daß ein Mensch auch ohne Stand und Vermögen durch Fleiß und Treue es in der Welt weit bringen kann.

## Ein Licht angezündet vom Herrn.

(Von A. Steen.)



### VIII. (Schluß.)

Jenny's Weg zu Frau Fink war also wegen des Unwohlseins des kleinen Wilhelms aufgeschoben—ach, wer hätte eine Ahnung davon gehabt, daß dem treuen Mädchen die Zeit nie kommen würde! Das Unwohlsein des Knaben, das die Mutter so leicht angesehen, zeigte sich bald als Vorbote einer bösen Krankheit, des Scharlachfiebers, und kaum war es ausgebrochen, als die andern Kinder zu Verwandten geschickt wurden.

Frau Braun beabsichtigte, Jenny mit den Kindern fortzuschicken, da aber die Köchin aus großer Angst vor Ansteckung sich weigerte, im Hause zu bleiben, wurde diese mit den Kindern fortgeschickt, und Jenny übernahm mit ihrer Herrin die alleinige Pflege des Kranken. Sie that's mit großer Freude; sowohl der Gedanke, das kranke Kind zu verlassen, als auch der, die ängstliche Mutter in den schweren Tagen allein zu lassen, war ihr ein gar trauriger gewesen.

Das Fieber war ein sehr heftiges. Der Arzt gab wenig Hoffnung; mit Gottes Hülfe möchte er ja durchkommen, aber

der Kranke bedürfe der allersorgfältigsten Aufmerksamkeit. Nun, daran fehlte es denn auch nicht; unermüdblich, mit der größten Pünktlichkeit, wurden die Anordnungen des Arztes befolgt, und Gott segnete die Mittel: der Knabe überstand glücklich die Krisis und fing an, sich nach und nach zu erholen.

Die Freude wirkte bei der Mutter dasselbe, was eine Ruhezeit nach so ängstlichen Tagen und Nächten gethan haben würde: Frau Braun fühlte sich durch dieselbe nach Leib und Seele gestärkt.

Nicht ganz so war's bei Jenny. Zwar stärkte auch sie die große Freude, aber sie war körperlich zu sehr angegriffen, als daß die Wirkung derselben von langer Dauer hätte sein können. Nur mit großer Anstrengung gelang es ihr, einen Tag nach dem andern, eine Nacht nach der andern, sich aufrecht zu halten—aber ihre Herrin hatte kein Auge dafür.

Jenny war ihr und ihrem Kinde so zum Trost, eine so liebevolle, aufmerksame Pflegerin, Weiden, Mutter und Kind, ganz unentbehrlich. Das wußte auch Herr Braun, und auch er fühlte die herzlichste Dankbarkeit gegen das treue Mädchen,



Bei erster Gelegenheit sprach er ihr das auch aus und deutete ihr in zarter Weise an, daß er auch mit der That seine Dankbarkeit bezeigen wolle.

Die treue Wärterin fühlte sich fast verletzt durch solche Andeutungen und sagte bescheiden: „Sie sind immer so gütig gegen mich gewesen, ich habe ja nur meine Pflicht gethan und that Alles so gern.“

Da fiel aber Frau Braun Jenny in die Knie und sagte, es würde ihnen solche Freude machen, auf irgend eine Weise für die Zukunft ihres bewährten Mädchens zu sorgen.

„O, bitte Madame, ich werde für dieses Leben nicht viel mehr bedürfen,“ erwiderte diese mit einem Ausdruck plötzlichen Schmerzes, während sie sich mit der einen Hand an den Tisch stützte und mit der andern die Schürze ergriff und ihr Gesicht damit bedeckend in heftiges Weinen ausbrach.

„Was ist das?“ rief Frau Braun erschrocken. „Komm, setze dich, Kind, du bist übermüde; du sollst jetzt eine gehörige Ruhezeit haben, und in zwei, drei Wochen hast du dich wieder erholt.“

„Es thut mir leid, daß auch ich Ihnen noch Mühe mache,“ schluchzte Jenny. „Aber, bitte, schicken Sie mich sogleich nach dem Krankenhause; glauben Sie mir, das ist das Allerbeste. Ich kann mich nicht mehr aufhalten und möchte Sie nicht mit meinem Kranksein belästigen.“

Erschrocken sah Frau Braun auf ihr Mädchen, und über das, was ihr bis dahin zuerst in ihrer großen Sorge, dann in der Herzensfreude, entgangen war, ging ihr plötzlich ein helles Licht auf. Jetzt erst fiel es ihr ein, daß das Mädchen eine Nacht nach der andern am Krankenbett gesessen, ohne am Tage dafür den nöthigen Schlaf nachzuholen, und wie sie auch jetzt wieder ihre tägliche Arbeit angefangen, ganz wie gewöhnlich, ohne sich auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen, mit Freuden bereit, Allen zu dienen, welche ihrer Dienste bedurften.

„Du bist nicht wohl, Jenny,“ sagte die Herrin freundlich. „Du siehst ganz fieberhaft aus mit deinen klaren Augen und brennenden Waden.“

„Ja,“ stotterte Jenny, „Sie haben recht. Hals und Kopf thut so weh, ich fühle mich so krank. Darum lassen Sie mich gleich nach dem Krankenhause gehen, ehe es schlimmer wird.“

„Nein,“ antwortete Herr Braun schein, „keineswegs. Die Pflege unsers Knaben hat dir das Fieber zugezogen, wir lassen dich deshalb nicht. Hier in unserm Hause sollst du versorgt werden. Geh zu Bett, ich will sofort zum Arzt schicken. Wir Alle wollen für dich thun, was wir können, du kannst dich drauf verlassen.“

„Sie sind gar zu gütig, mein Herr, und dafür danke ich Ihnen. Aber lassen Sie mich gehen; es wird meiner Herrin zu viel. Sie ist schon angegriffen und würde bald ganz darniederliegen. Wer weiß, vielleicht werde ich eben so hilflos sein, wie der kleine Wilhelm!“

Aber alle Bedenken machten weder Herrn Braun noch seine Frau auch nur für einen Augenblick wankend in ihrem festen Entschlusse, diese erste Pflicht der Dankbarkeit an ihrer treuen Magd auszuüben; Jenny mußte gehorchen, und mit innigem Dank wandte sie aus dem Zimmer und suchte ihr Lager.

Es war wirklich das Scharlachfieber, das bald bei ihr zum Ausbruch kam, aber nur in sehr milder Gestalt.

Glücklich überstand sie die Krisis, und mit der Genesung ging's einige Tage gut voran, bis eines Tages der Arzt achselzuckend zu Frau Braun sagte, daß er an ihrem Aufkommen zweifle.

Erschrocken, ihren eigenen Ohren nicht traugend, sah diese

den Arzt an und rief aus: „Sie wollen damit doch nicht sagen, daß sie sterben werde?“

„Ihr Zustand ist sehr bedenklich, ich fürchte, sie wird nicht durchkommen,“ erwiderte er ernst.

„O Doctor, Sie dürfen sie nicht sterben lassen!“ rief Frau Braun mit solcher Aengstlichkeit, als ob's um ihr eigenes Kind gewesen wäre. „Können Sie irgend ein Mittel, irgend etwas, das für sie geschehen könnte, vorschlagen, — Alles soll gethan werden. Ich kann sie nicht sterben lassen!“

„Wir wollen unser Aeußerstes thun und das Beste hoffen,“ erwiderte der Arzt zögernd.

Und so geschah es: Nichts wurde versäumt, weder Kosten noch Pflege wurden gespart — aber umsonst; Frau Braun mußte unter tiefem Schmerz nach und nach alle Hoffnung auf Genesung schwinden lassen und war zu dem Entschlusse gekommen, mit der Kranken über ihr Ende zu sprechen. Aber Jenny kam ihr zuvor. Als eines Tages Frau Braun sich ans Bett setzte, sagte die Kranke mit schwacher Stimme: „Bitte, Madame, es thut mir leid, daß ich Ihnen nie wieder werde nützlich sein können.“

„Wie so, Jenny?“

„Sie wissen, Madame, ich werde nicht wieder besser werden,“ sagte sie fast entschuldigend; „ich fühle es, aber ich hoffe, Sie werden mich nicht so sehr vermissen.“

Frau Braun konnte bei diesen Worten die Thränen nicht zurückhalten und bedeckte das Gesicht mit ihrem Taschentuch.

„Wird es dir denn so schwer, liebes Kind?“ fragte sie.

Die Kranke schüttelte mit einem freudigen Lächeln den Kopf.

„Nein, Madame, um meiner selbst willen bin ich nicht traurig, ich bin vielmehr froh und glücklich. Aber der Abschied von Ihnen wird mir doch schwer, ach, und wie leid thut's mir, daß ich die lieben Kinder nicht wiedersehen darf!“

„Es würde nicht ohne Gefahr sein, sonst möchte ich so gern dir die Freude des Wiedersehens noch einmal machen,“ erwiderte Frau Braun in abgebrochenen Lauten.

„O, nein, nein, Madame, um alle Welt nicht. Ich kann warten; im Himmel hoffe ich sie Alle einst zu sehen.“

„Das gebe Gott!“ sagte Frau Braun innig.

„O, Er wird's gewiß thun,“ erwiderte die Kranke ermutigend. „Sie haben ja den Heiland lieb und suchen die Kinder für Ihn zu erziehen. Er wird's Ihnen gelingen lassen.“ Dann schwieg sie und blickte mit ihren großen, klaren Augen liebend auf ihre weinende Herrin. Sie wollte noch weiter reden, aber die Stimme versagte ihr, und Frau Braun sagte sanft: „Sprich jetzt nicht weiter Jenny. Nur Eins sage mir: Möchtest du, daß ich Frau Fint bitten lasse, zu kommen?“

„O, ja, bitte, Madame, wie gern möchte ich sie noch einmal sehen, und wenn ich bitten darf, auch Herrn Hudson.“

„Ich denke, Beide werden gern kommen, mein Kind. Ich will sofort zu ihnen schicken.“

„Sie erinnern sich noch, Madame, ich wollte zu Frau Fint gehen wegen des Gelbes, gerade als der kleine Wilhelm krank wurde.“

„Ja wohl, ich weiß es,“ erwiderte Frau Braun, „ich will mit ihr über Alles sprechen, du mußt dich nicht damit anstrengen.“

„Bitte, Madame, das würde jetzt überflüssig sein,“ sagte Jenny leise in einem traurigen Tone. „Was ich erpart habe, wird kaum ausreichen für den Arzt, und dann — mein Begräbniß — dafür wird ja die Armenverwaltung sorgen. Mich kümmert das gar nicht, gewiß nicht, Madame, es ist ja nur die

sterbliche Hülle, und es kommt nicht darauf an, wer sie der Erde übergibt."

"Still, mein liebes Kind, still," bat Frau Braun eindringlich, und besorgte über die Schwäche der stotternden Stimme. „Du hast weder den Doctor zu bezahlen, noch hat die Armenverwaltung etwas mit dir zu thun. Ich werde an dir handeln wie eine Mutter, ich werde für Alles sorgen, und du kannst mit deinem Gelde thun, was du willst."

"Sie sind so gut, Madame," erwiderte Jenny unter Thränen. „Bitte, Madame," fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu, „wie lange meint der Doctor, wird's noch währen?"

"Das hat er nicht gesagt; aber ich möchte, daß du dich so ruhig wie möglich hieltest, damit du dir nicht schadest."

"Aber, bitte, Madame, ehe ich heingehe, möchte ich so gern noch über Einiges sprechen," bat die Kranke.

"Das sollst du, mein Kind. Aber zuerst ruhe ein wenig. Ich höre in diesem Augenblick Herrn Braun's Schritt unten, ich will dich jetzt einige Minuten allein lassen und zu ihm gehen."

"Bitte, Madame, ich möchte gern den Herrn noch einmal sehen und ihm Lebewohl sagen," bat Jenny eindringlich. „Meinen Sie, er würde wohl die Güte haben, zu mir heraufzukommen?"

"Gewiß wird er das, ich will ihn mitbringen, wenn ich zurückkomme," erwiderte Frau Braun, und verließ dann geräuschlos die Krankenstube.

Als Herr Braun diesen Morgen den Weg nach seinem Geschäftshause antrat, hatte er gar wohl gewußt, was seine Frau der Kranken zu sagen beabsichtige, und oft waren heute seine Gedanken nach der Krankenstube geeilt; mit großer Theilnahme hatte er Beider, der Erzählerin und der Empfängerin der traurigen Nachricht, gedacht. Kein Wunder daher, daß seine erste Frage an seine Frau die war, wie Jenny ihre Mittheilung aufgenommen habe.

"Ich wurde meiner traurigen Pflicht überhoben," erwiderte sie, „das liebe Mädchen selbst kam mir schüchtern damit entgegen, daß sie heinginge."—

Staunend lauschte Herr Braun auf diese kurze Mittheilung seiner Frau und stand noch in stillem Nachdenken versunken, als diese einen Boten abfertigte, der Frau Fink und Herrn Hubson den Wunsch der Sterbenden mittheilen sollte.

Als Frau Braun ihrem Manne Jenny's Wunsch, ihn zu sehen, mittheilte, rückte er unruhig auf seinem Stuhl hin und her, stellte sich dann ans Fenster und sagte: „Wird es ihr gut sein?" Nicht, daß er kein Herz für die liebe Kranke gehabt hätte, o nein, er fürchtete nur, daß seine Gefühle ihn überwältigen möchten.

"Es wird ihr Freude machen. Es ist ihr letzter Wunsch, und sie war stets bereit, alle unsere Wünsche zu erfüllen," sagte die Hausfrau.

"Ja, ja, gewiß, ich will gehen. Komm sogleich, ehe sie zu müde wird," antwortete er entschieden.

So gingen denn Beide hinauf in die Krankenstube. Jenny lag noch eben so da, wie ihre Herrin sie vorher verlassen hatte, mit heiterm, klaren Blick, und als sie auch Herrn Braun hereintreten sah, empfing sie ihn mit freudestrahlen dem Angesichte. „Bitte, mein Herr, ich freue mich so, daß ich Sie noch einmal sehen darf. Es ist so freundlich von Ihnen, daß Sie gekommen sind, um mir Lebewohl zu sagen," sagte sie.

"Du wirst also nicht wieder besser werden?" antwortete er bewegt.

"Bitte, nein, Herr; aber ich hoffe, Sie werden bald eine gute Wärterin finden und mich nicht zu sehr vermissen," erwiderte Jenny leise in abgebrochenen Tönen. Frau Braun wagte nicht, zu sagen, wie sehr das der Fall sein würde. Sie wollte die liebe Kranke nicht damit betrüben, deshalb schwieg sie.

"Es ist zwar ein köstliches Ding, heimgen zu dürfen, heim, in den Himmel!" fuhr Jenny fort, „aber doch wäre ich noch gern geblieben, um bei den lieben Kindern nützlich zu sein, und auch für noch etwas Anderes hätte ich gern noch länger leben mögen, aber der Herr weiß, was am besten ist. Es ist mir schwer geworden, mich seinem Willen zu ergeben, aber jetzt ist's überwunden, ich gehe gern, wenn Er ruft."

"Meinst du mit dem etwas Anderes' die armen Kinder, welche du zur Schule schicken wolltest?" fragte Frau Braun.

"Ja, Madame, und mehr als das: ihnen nachzugehen, leiblich und geistig ihnen aufzuhelfen, sie zu erretten von dem zeitlichen und ewigen Verderben. O, die armen Kinder dauern mich so; vielleicht hätte ich doch Einige aus ihrem Elende herausreißen können!"

"Ich will deine Stellvertreterin sein, ich will deine Arbeit auf mich nehmen," sagte Frau Braun beruhigend, als sie sah, daß die Aufregung die geringe Kraft der Kranken weit überstieg. „Und nun sprich nicht mehr, mein liebes Kind," fügte sie zärtlich besorgt hinzu.

"O, bitte, lassen Sie mich nur," bat die Kranke eindringlich, „wer weiß, ob mir noch eine andere Gelegenheit vergönnt sein wird! Wie danke ich Ihnen für Ihr Versprechen, Madame! Ich weiß, Sie werden es halten und Alles weit besser thun, als ich es je hätte können. Aber, bitte, Madame, vergessen Sie nicht, was ich gewesen bin—wie zerlumpt, wie schmutzig und unwissend, ach, und gehen Sie nicht an meines Gleichen vorbei, als zu schlecht, um sich derselben anzunehmen. Wenn liebe Christen sich meiner nicht angenommen hätten, ich hätte nimmer meinem armen Vater zurechthelfen können auf dem Wege zur himmlischen Herrlichkeit, und was würde jetzt aus mir werden, wenn man verächtlich an mir vorübergegangen wäre!"

Sie schwieg, und Frau Braun erwiderte weich: „Ich will daran denken, mein Kind, und will versuchen, deine Wünsche aufs Beste zu erfüllen."

Die Kranke lag noch einige Augenblicke ganz still, als ob sie neue Kräfte für das sammeln wollte, was sie noch auf dem Herzen hatte. Dann fing sie wieder leise an: „Sie werden Ihre Geduld auf die Probe stellen, vielleicht wird hier und da Eins all' Ihre Güte mißbrauchen und Sie ärgern, bis Sie desselben müde werden. Ich weiß, wie diese Kinder sind, ich habe ja unter ihnen gewohnt, gehörte zu ihnen. Ich denke, wenn der Herr mich hätte am Leben gelassen, ich würde große Geduld mit ihnen gehabt haben, in der Erinnerung an das, was ich selbst einst war. Ach, Madame, haben auch Sie Geduld mit meiner armen Klasse, geben Sie ohne die größte Noth keine auf!"

"Mit Gottes Hülfe will ich's versuchen," erwiderte Frau Braun, „und dann will ich dessen gedenken, welch ein Segen du, mein liebes Kind, mir gewesen bist. Ich danke dir von ganzem Herzen."

Jenny blickte jetzt ernstlich auf Herrn Braun und bat freundlich: „Bitte, Herr, wollen auch Sie helfen? Entschuldigen Sie, daß ich so kühn bin, aber o, die Ernte ist so groß und der Arbeiter sind so wenige!"

"Ich wollte, ich könnte so ohne Weiteres dir Versprechungen



machen, aber du weißt, ich theile in diesen Dingen nicht deine und deiner Herrin Ansichten," erwiderte er.

„Wie leid thut mir das!“ entgegnete sie leise.

Herr Braun wurde verlegen, entschuldigte sich mit allerhand Schwierigkeiten, Jenny könne sich freuen, daß ihr dieselben fern geblieben seien, und als sie langsam fragte: „Bitte, Herr, was k ö n n t e denn Einen zurückhalten, zu Jesu zu kommen?“ antwortete er zögernd:

„Da ist vielerlei: unsere Sünden und Zweifel aller Art. Und dann, was i s t , zu Jesu zu kommen? Ist's nicht eine bloße Redensart, wie man sie so oft hört?“

In ihrem Eifer zu antworten, bewegte Jenny den Kopf vorwärts auf dem Kissen und flüsterte ihrem Herrn zu: „Bitte, Herr, ich war noch ein Kind, als ich kam, und bin gekommen wie ein Kind. Erwachsene haben ja eben so zu kommen, doch ist's für Sie vielleicht schwerer. Darf ich Ihnen sagen, was meiner Meinung nach zu Jesu kommen, doch ist's für sie vielleicht schwerer. Darf ich Ihnen sagen, was Meinung nach zu Jesu kommen ist?“

„Ja, thue es,“ war die Antwort.

„Nun, ich denke, es ist, alles Andere fahren lassen und nur dies Eine festhalten: Ich bin ein armer Sünder — Jesus ist mein Heiland. — Es gibt keinen andern Hakt für uns in guten Tagen, kein Andres, das stützt und stärkt und tröstet auf dem Sterbebette.“

„Aber wird denn das ein neues Herz, ein neues Leben hervorbringen?“ sagte Herr Braun für sich.

„Ja,“ erwiderte Jenny mit schwacher Stimme. „Als ich zuerst zum Heiland kam, habe ich gar nicht daran gedacht, was es sei, ihm zu dienen, ihm zu folgen. Zuerst war die Freude da, dann kam der Wunsch, ihm zu dienen, und der sehnliche Wunsch ist immer geblieben. O, wie gern hätte ich noch länger leben mögen, um das zu thun, um meinem Heiland, namentlich die Armen, deren Gleichen ich früher war, zuzuführen!“

Sie wollte noch weiter reden, aber Frau Braun ließ es nicht zu. „Du hast zu viel gesprochen, jetzt ruhe ein wenig,“ sagte sie freundlich; Herr Braun aber nahm die weiße Hand und sagte tiefbewegt: „Ich will jetzt gehen, versuche du, ein wenig zu schlafen. Gute Nacht, Jenny!“ Die Kranke heftete ihre großen Augen auf ihren Herrn und flüsterte noch: „Gute Nacht, Herr! Gott segne Sie!“

Tieferschüttert verließ Herr Braun das Krankenbett; aber Jenny lag ganz still, mit geschlossenen Augen, nur ihre Lippen bewegten sich wie im Gebete.

Endlich wurde denn auch ein großer Herzenswunsch der Kranken erfüllt: Frau Zink und Herr Hudson erschienen zu gleicher Zeit. Wie tief erschüttert waren Beide, als sie ihren Liebling so fanden! Weder Frau Zink noch Herr Hudson hatten die geringste Ahnung gehabt, daß Jenny's Krankheit eine ernstliche sei. Frau Braun hatte zwar wohl der Wahrheit gemäß geschrieben, daß die Kranke nur einen milden Anfall vom Scharlachfieber habe, um aber die Freunde zu schonen, hatte sie von den immer abnehmenden Kräften derselben geschwiegen. O, wie schwer war es, am Krankenbette zu stehen neben der abgemagerten, bleichen Gestalt, in welcher das Lebenslicht nur noch schwach flackerte, und doch, um des geliebten sterbenden Mädchens willen jeden lauten Schmerzensschrei unterdrücken zu müssen! Wie fühlte das Frau Zink jetzt, da sie so unerwartet am Sterbebett ihres lieben Schützlings stand!

„Jenny, mein armes, liebes Kind! O, hätte ich doch früher

zu dir kommen können!“ Diese mit gedämpfter Stimme gesprochenen Worte konnte Frau Zink nicht zurückhalten, als sie vor dem Bett niederkniete und das Gesicht der Sterbenden mit heißen Küßen bedeckte. Freilich das wurde ihr gleich klar, Jenny war eher zu beneiden, als zu bedauern. Wie laut bezeugten dies das verklärte Lächeln, welches aus den blassen Zügen leuchtete, die freundlichen Worte, welche die sterbenden Lippen stammelten! „Es ist nicht zu spät, liebe Frau Zink,“ fing sie an. „Wie freue ich mich, daß ich Sie Beide noch einmal sehen darf!“ — „Vieber Lehrer!“ fügte sie nach einigen Augenblicken in einem Tone hinzu, in welchem der ganze innige Ausdruck dankbarer Liebe lag, und streckte Albert ihre magere Hand entgegen. Er ergriff zärtlich die dargebotene Hand und ließ sie nicht wieder los.

„Wir Beide freuen uns so, dich zu sehen,“ sagte er bewegt, „aber es thut uns so leid, dich so zu finden!“

„Seien Sie nicht traurig — ich bin's jetzt auch nicht mehr. Ich hätte gern — noch einige Zeit — leben mögen — um Eins — aber — meine Herrin — will's jetzt für mich thun — besser, als ich — sie ist eine Dame — hat Geld und Gelehrsamkeit.“

Frau Zink sah forschend auf Frau Braun, welche in gedämpftem Tone versprach, später Alles zu erklären.

Die Sterbende lag jetzt ruhig da, und als Frau Zink fragte: „Bist du glücklich, liebes Kind?“ antwortete sie nur mit einem seligen Lächeln.

Nach einigen Minuten versuchte sie abermals zu sprechen und flüsterte kaum verständlich: „Lieben Freunde — Sie Alle — sind so gut — gewesen — gegen mich. — Dank! — Dank! — Sie Alle — sind mir — so — zum Segen — gewesen!“

„Du bist uns zum Segen gewesen, liebes Kind!“ erwiderte Albert. „Du hast etwas gethan für den großen Meister, den du so sehr geliebet hast. Durch seine Gnade hast du nicht umsonst gelebt! Ihm sei die Ehre allein!“

Wieder lag die Sterbende still da, Alle knieten um das Sterbebett, Albert aber erhob in innigem kurzem Gebete seine Stimme und empfahl die theure Seele der geliebten sterbenden Schwester ihrem himmlischen Freunde, daß er, der sie erretet aus der Finsterniß und Nacht der Sünde, und das köstliche Licht des Glaubens und der Liebe zu ihm in ihr angezündet und ihr Gnade gegeben, dieses von ihm angezündete Licht in ihrer Umgebung hell scheinen zu lassen, nun doch auch in dem dunklen Todesthal sein Licht ihr helle leuchten lassen möge, und sie sanft und selig hinüberführe durch die Nacht des Todes zum ewigen Licht.

Noch einmal bewegten sich die Lippen der Sterbenden. „Amen! — Ich bin — müde. Leben — Sie — wohl! Dort — sehen — wir — uns — wieder! — Herr Jesu — nimm — mich auf! Herrlich! — lauter — Licht!“ Und nun wie ein Kind in den Armen der Mutter, schlummerte Jenny sanft und selig ein — das früher so verwahrloste, umherirrende Lamm, um das sich lange Niemand gekümmert hatte, das aber später auf den grünen Auen und zu dem frischen Wasser geführt worden war, war nun geborgen auf ewig droben in der Hürde des guten Hirten!

Ah, und wer könnte sie zählen, alle die Vielen in der Christenwelt und in der armen Heidentwelt, die da noch wohnen in Finsterniß und Todes Schatten!

Sollen denn die Tausende umkommen in der Nacht der Sünde? Oder ist nicht auch für sie der Stern aus Jakob aufgegangen, der helle Morgenstern, ist nicht auch für sie erschienen der Aufgang aus der Höhe, das Licht des Lebens?

D, sollte denn nicht Jeder, der den Namen des Herrn kennt, ein Herz haben für diese Armen? Freilich vom Herrn selber muß zuerst im eignen Herzen das Licht angezündet sein und die Finsterniß der Sünde vertrieben haben, ehe man Andern leuchten kann, — ohne das geht's nicht; aber wo wirklich Licht ist, kann's doch auch nicht anders als leuchten, und wär's auch nur noch mit schwachem Schein. Er, der Anfänger und Vollender unsers Glaubens hilft dann weiter, daß das anfänglich kleine Lichtlein immer heller strahlt, in uns

und um uns — unser Licht wird hervorbrechen wie die Morgenröthe, und wir können's nicht lassen, dieses Licht helle leuchten zu lassen hinein auch in die finstere Nacht der Armen und Elenden nah und fern, und von ihm, dem Urquell alles Lichts, von dem es heißt:

Mache dich auf! Es werde Licht! dürfen wir ja auch in Wahrheit singen und sagen:

Jesus hält, was er verspricht!

Die Arbeit in ihm ist keine vergeßliche!

## Ein Tag am Chautauqua See.

Auf, nach Chautauqua! ertönte der Ruf und fort ging's an der Seite mehrerer Clevelander Freunde nach dem anziehendsten Sommerrastort Amerikas, nach dem reizenden Chautauqua. Hat einmal Jemand Chautauqua's Luft geatmet, so läßt's ihm im Hochsommer keine Ruhe mehr, eine unbeschreibliche Sehnsucht treibt ihn nach jenen Ufern.

Von Cleveland fuhren wir nach dem am Ausfluß des Chautauqua-Sees gelegenen Städtchen Jamestown. Schon Anno 1805 wurde hier eine Niederlassung gegründet, aber erst ums Jahr 1863 wurde sie durch die Atlantic und Great Western Eisenbahn in weiteren Kreisen bekannt. Höchstens Jäger und Einsiedler verloren sich früher in diese Gegend, während heute alljährlich Hunderttausende von dem gesunden Klima, von den reizenden Naturschönheiten und dem Comfort, der sich dem Erholsbedürftigen darbietet, angezogen werden.

Das Wetter war heute klar und ein sanfter Nordwest kräuselte die Wasser des kristallhellen Sees. Beslaggte Segler und Dampfer zogen majestätisch wie Schwäne an uns vorüber. Welch eine bunte, fröhliche Welt. Aber, wie viel Herzeleid und herber Schmerz, der ja auch in den Palästen der Reichen

einkehrt, mag hinter dieser Heiterkeit verborgen liegen! Wie Mancher ist hierher gekommen, um seine Sorgen abzuschütteln und in der fröhlichen Natur einen Tröster zu finden. Aber kann die Natur trösten? Genau kam nach Amerika, um in den Urwäldern am Busen der Natur zu lauschen, ob er nicht das

Wörtlein: „Friede sei mit dir!“ vernehme. Bald aber schrieb er an einen Freund: „Ich höre überall nur die Geheimnisse des Todes rauschen. In der Natur ist kein Friede. Ruhe und Frieden ist nirgends in der Welt.“ Die Natur ist nur ein Spiegel, der unser Inneres reflektirt. Wer keinen Frieden mitbringt, dem wird auch keiner aus der Schöpfung entgegenleuchten. Ruhe und Frieden, und deshalb echte Heiterkeit, kann dem suchenden und schmachenden Menschenherzen nur Der verleihen, welcher gesagt hat: „Meinen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht gebe ich euch wie die Welt gibt, euer Herz erschrecke nicht



Sinunter nach Lakewood.

und fürchte sich nicht.“ Dergleichen Gedanken bewegten meine Seele, als wir den See der Länge nach hinauffuhren. Wir passirten Lakewood, Venus Point, Long Point, Maple Springs und andere Orte von Bedeutung, welche den Reiz der romantischen Ufer erhöhen.



Bei unserer Ankunft in Fair Point, dem Hauptquartier der National S. S. Assembly, hörten wir, vom Auditorium her, rauschende Klänge einer lebhaften Musik und viele glücklich aussehende Menschen ergingen sich im Schatten des Waldes, oder am Ufer des Sees; Manche in Diskussionen verwickelt und Andere vereinzelt mit einem Buche oder einer Zeitung in der Hand. Der Eine schien gekommen zu sein, um sich zu erholen, der Andere um sich zu erbauen, ein Dritter um zu lernen und ein Vierter vielleicht nur um die Langeweile tod zu schlagen. Für alle war gesorgt. Für gottesdienstliche Zwecke ist in der Mitte des Parks ein Auditorium errichtet, in welchem sechs bis siebentaufend Menschen placirt werden können. Weiterhin steht das bequeme Amphitheater für ungefähr achtauf tausend Zuhörer und etwas abseits, im St. Pauls Grove, das vor zwei Jahren errichtete Pantheon. Der Bau, von sechzehn dorischen Säulen getragen, hat ein recht antikes Aussehen.

Zinne des orientalischen Baues herab die Stimme Van Lenneps, des Arabers, der nach morgenländischer Sitte zum Frühgebet aufforderte. Sobald der Orientale die Zinne verließ, wurde die Stille des Morgens von lärmenden Zeitungsjungen unterbrochen, die den Daily Assembly Herald feilboten. So konnte man nun schon vor Frühstück lesen, was sich Tags zuvor an den Ufern des Sees zugetragen hatte.

Um 6 Uhr 40 Minuten versammelten sich die Bewohner der Waldstadt zum Frühgottesdienst und um 7 Uhr läutete die Frühstücksglocke. Mittlerweile war die Morgenpost angekommen, und die neugierige und erwartungsvolle Menge eilte nach der Postoffice.

Um 8 Uhr haben wir zwischen drei Versammlungen zu wählen. Bischof Foster hält einen Vortrag im Pantheon über: Spirit Forces of the Universe. Nach ihm wird Dr. D. Sargent sich über Physical Culture verbreiten. Major Cole



Palewood.

Speziell für Kindergottesdienste wurde ein umfangreicher Tempel errichtet.

An den übrigen Einrichtungen, die nöthig sind, um das Leben in dieser Waldstadt zu einem höchst angenehmen zu machen, fehlt es ebenso wenig. Hotels, Restaurationen (natürlich ohne geistige Getränke), Privatkosthäuser, Kaufläden, Druckerei, Post- und Telegraphenofficen etc. Springbrunnen, Wasserleitung, Badeanstalten etc. alles ist an seinem Platz, und wer will, kann für \$5.00 die Woche, aber auch für \$5.00 und mehr per Tag leben.

Wir wollen nun einem Tagesprogramm folgen: Früh um sechs Uhr weckt das am Seeufer auf einem Piedestal ruhende Glockenspiel die Waldbewohner aus dem Schlafe. Mich hatten schon um vier Uhr die Sänger des Waldes geweckt, und noch vor Sonnenaufgang streifte ich vergnügt durch die feierliche Waldeinsamkeit. Kaum war das melodische Echo des Glockenspiels verklungen, so hörte man in der Ferne von der

hält zur selben Zeit eine Erbauungsstunde im Pavilion, während sich im Tempel fünfhundert Kinder versammeln, die von Rev. B. L. Vincent und Herrn J. Beard in der heil. Schrift unterrichtet werden. Um 9 Uhr finden wir unter den schattigen Bäumen des Auditorium das Musical College in Sitzung. Dreihundert gewählte Sänger sitzen auf einer Erhöhung, hinter ihnen ein volles Orchester, und wer hier zuhört, der bekommt des Ernstes und Heiteren, des Stürmischen und Sanften, des Mächtigen und Zarten, wie des Romantischen und Begeisterten in überschwenglicher Fülle. Eine halbe Stunde später schließen wir uns einer Normalklasse an. Etwa dreihundert Studenten empfangen Unterricht in „Biblischer Geschichte und Geographie,“ worauf ein Vortrag von Dr. Vincent über „Normal-Praxis“ folgt.

Um 11 Uhr Morgens füllen siebentaufend Zuhörer das Amphitheater, wo das Orchester sieben eine der herrlichen Symphonien von Beethoven zum Besten gibt. Es ist, als ob ein



Sturm in den anderen wehte, und dann wieder warme, sanfte Sonnenblicke dazwischen fahren; jetzt flieht der Wolkenhimmel und ein einziger Ton zaubert den lieblichen Frühling wie eine schöne Gestalt hervor. Düstere Melancholie und tiefe Wehmuth wechseln mit stürmischer Freude. Nun folgt ein Vortrag von Rev. W. D. Simpson (ein echt anglosächsischer Typus) aus England. Thema: William Dawson, the Yorkshire Preacher. Am Schluß erquickt Fra D. Sankey die Anwesenden mit einem schönen Gesang. Das Mittagsmahl muß heute schnell abgemacht werden, denn um 1 Uhr tritt ein denominationeller Congreß zusammen.

Die Nachmittag-Vorlesung wird heute von Joseph Cook gehalten. Sein Thema ist: Ultimate America. Man darf das Gebiege erwarten und wird nicht getäuscht. Nun findet man ein halb Stündchen auszurufen, und um 5 Uhr hat man wieder Gelegenheit, zwischen fünf verschiedenen Versamm-

digkeiten aus dem Morgenlande ausgestellt sind, die das Studium der heiligen Schrift sehr erleichtern.

Nun könnte man einen Gang nach der egyptischen Pyramide, oder nach der Stiftshütte, oder nach dem herodeanischen Tempel machen; es ist aber schwül, und die klaren, kühlen Fluthen sind gar zu verlockend, — also fort in die Badeanstalt. Mr. Hughes von Canada ist gerade im Begriff, eine griechische Klasse zu organisiren, und ein galanter Franzose preist sein "Français" an; wir denken aber wie der kleine Fritz: „Griechisch macht schwitzen, ein Bad erfrischt.“

Um 7 Uhr lockt der Gesang zum Amphitheater. Rev. Dr. Adams hält diesen Abend einen Vortrag über: "One Man Power," worauf wir an der Seite des Prof. Maynard eine stereoscopische Tour durch die Schweiz machen.

Auf dem Wege in unser Quartier sehen wir uns durch den strahlenden Glanz des elektrischen Lichtes, womit diese Wald-



Fairpoint.

lungen zu wählen. Wir begeben uns diesmal nach dem See, welchen wir uns als den See Tiberias vorzustellen haben; da liegen Tyrus, Sidon, Cäsarea und Zoppen (im kleinen Maßstab), von den Wellen bespült. Das heilige Land mit seinen Bergen, Seen, Städten und Thälern ist am Ufer entlang topographisch ausgelegt, und wie Palästina-Reisende sagen, so naturgetreu, daß man sich eine klare Vorstellung von dem verheißenen Lande machen kann. Rev. J. S. Strander steht auf den Höhen des schneegekrönten Hermon und gibt mit einer lauten Stimme eine verständliche Beschreibung. Wir besuchen jetzt das umfangreiche Modell des modernen Jerusalems. Dr. Lowrey, der erst kürzlich vom Orient zurückkehrte, steht dabei, und seinem Zeugniß gemäß ist das Ganze vollkommen wahr. Zu unseren Füßen liegt die heilige Stadt mit ihrer öden, tragischen Umgebung; unser Blick ruht auf Gethsemane und Golgatha. Von hier führt der Weg zum orientalischen Hause, in dessen Innerem zahlreiche culturhistorische Merkwür-

digkeiten erleuchtet wird, in einen märchenhaften Zaubergarten versetzt. Auch ohne in Träumereien zu gerathen, kann man sich in ein feenartiges Elysium versetzt sehen.

Die Nachtglocke gibt endlich um 10½ Uhr das Zeichen zur Ruhe. Wir haben mehr genossen, als unser Geist in drei Wochen verbauen kann; weil wir aber nur wenige Tage bleiben können, so nehmen wir Alles auf, um später das Ganze zu verarbeiten.

Es wird endlich Alles still, und beim Sternenglanz hören wir nur noch das Flüstern der Bäume, das Säuseln der Blätter im Walde und das Plätschern des Wassers; doch nein, höre! da und dort hört man deutliche Stimmen, die innige Gebete zum himmlischen Vater emporsenden. Auch uns wird es so wohl im Kämmerlein; wir fühlen die Nähe des Heilandes und schlafen ein mit dem süßen Bewußtsein: „Meine Seele ist in Gottes Hand.“

Das wäre nun ein Tag in Chautauqua. Auf diese Weise



Kann man aber Wochen und sogar Monate dort verleben. Wundert sich daher der geneigte Leser noch, wenn wir sagten, daß den Dortgewesenen alljährlich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach jenen Ufern anwandle?

Fair Point gegenüber liegt das berühmte Point Chautauqua, allwo die Baptistenkirche im Sommer Zusammenkünfte hält, zu welchem Endzweck Hotels und ein großes Tabernakel errichtet wurden. Bemus Point ist die älteste Niederlassung am See, und ein Hotel, sowie viele Privathäuser bewirthen den Besucher herzlich gerne. Da und dort dem Ufer entlang ragen von den bewaldeten Höhen herab lustige Villas und freundliche Cottages, die vom Juni bis September von wohlhaben-

Bahard Taylor sagt, von dem "American demon of haste" verfolgt. Wir leben zu schnell, arbeiten zu schnell, essen und trinken zu schnell, ruhen und schlafen zu wenig, und die Folge ist: Siechthum und früher Tod. Die amerikanische Lebensweise und die schiefe Richtung unserer Zeit erfordert längere Ruhepausen und öftere Vacanzen. In keinem anderen Lande sterben so viele Männer in ihren besten Jahren. Nirgends sieht man so viele, noch in dem kräftigsten Mannesalter stehende Leute, mit grauen Haaren. Alles geht hier per Dampf, Arm- und Reichwerden, Leben und Sterben. Es ist recht, daß man seinen Tag auskauft, aber alles mit Maß und Ziel. Wir glauben daher, daß Erholungen wie sie Chau-



Nacht Partie.

den Städtlern bewohnt werden. Auch viele permanente Gebäude, die das ganze Jahr bewohnt werden, entstehen alljährlich an den hervorragenden Punkten des Seeufers.

Die schnelle Zunahme solcher und ähnlicher Sommerrastorte erwächst aus einem immer mehr sich fühlbar machenden Bedürfnis unserer rastlos thätigen Zeit. Wir werden, wie

tauqua und andere derartige Orte für Leib und Seele bieten, unter Umständen zu einem Gottesdienst werden können. Gemeinden sollten daher nicht scheel sehen, wenn ihre Prediger einmal im Jahr solche Erholung suchen, und Geschäftsleute, Arbeiter, Advocaten, Aerzte, Journalisten zc. sollten sich derartige Ausflüge nicht versagen. Es bezahlt sich reichlich.

## Wohlthun bringt Glück.

Wiedererzählt von Ufermärker.

Auf dem Terrain, das heute von den Bauten des großartigen Marine Etablissements zu C. eingenommen wird, saß vor kaum zehn Jahren ein Landmann in tiefen, sichtlich nicht eben angenehmen Gedanken versunken; denn das ehrliche, gebräunte Antlitz des noch in den Dreißigern stehenden Mannes war ernst und trübe, und wehmüthig schaute er hinab nach dem schmalen Streifen der See, die hier

eine Bucht bildete. Es war eine weite Strecke Landes, die sein Blick überschweifte, und sie war fein; aber wüßt und steinig war die Fläche, unfruchtbar für den Landbau, und es als Bauplatz zu benutzen, ein abenteuerlicher Gedanke: Wer möchte sich hier ein Heim gründen, dessen Grund und Boden erst mit hoch beträchtlichen Kosten gesichert werden mußte?

Wilhelm Abel wußte Letzteres nur zu wohl aus eigener Er-

fahrung; denn mehr als einmal war bei hochgehender See sein Häuschen in Gefahr gewesen, zum Raub der Wellen zu dienen, und mehr als einmal hatte der gottvertrauende, unerschrockene Mann alles verloren, was er an bescheidenen Gütern der Erde sein genannt.

„Nicht so trübe, mein guter Wilhelm,“ tönte eine sanfte Stimme hinter ihm, und eine Hand legte sich auf des Träumenden Schultern, „nur nicht verzagt! Ich weiß wohl, was dich bekümmert, aber der liebe Gott, der bisher geholfen, er wird auch ferner helfen.“

Es war die Katharina Abel, das Weib des Landbesizers, die von ihrem Gatten ungehört sich genähert hatte und ihm nun freundlich zusprach. Sie sah so gut und ehrlich aus, wie er selber, aber lange Krankheit, vielleicht auch Sorgen hatte ihre Wangen gefurcht und ihr Haar gebleicht.

„Meinst du?“ . . . Ein fast bitterer Zug lagerte sich um die Lippen des Mannes. . . . „So hab auch ich gedacht und gehofft wieder und wieder, wenn das Wasser mir meinen Grund und Boden durchwühlt und den Lohn meines Fleißes zerstört, so habe ich gedacht und gehofft, wenn ich das erste Noth der Genesung auf deinen eingefallenen Wangen sah, . . . nun aber denke und hoffe ich nichts mehr: um zwölf Uhr will Reit Herber kommen; zwei Mal hat er mir gegen hohe Zinsen das kleine Kapital noch gelassen, das er mir zum Wiederaufbau unseres Häuschens geliehen; schon das letzte Mal machte er Schwierigkeiten . . . ich kenne ihn, er wird diesmal unerbittlich sein und mir nichts übrig bleiben als das Erbe meiner Väter zu verkaufen, wenn überhaupt Jemand zu dieser wüsten Strecke Neigung hat.“

„Wer weiß, Wilhelm? Meinte nicht der Nachbar Jost neulich, wir könnten noch reiche Leute werden, wenn die Regierung unsern Boden zu den Marine-Anlagen gebraucht, von denen in letzter Zeit so viel die Rede war? Und war nicht der vornehme Herr, der vor einigen Monaten die Gegend hierherum so genau in Augenschein nahm, ein hoher Beamter?“

Abel zuckte mit den Achseln: „Das sind leere Hoffnungen,“ sagte er muthlos, „die ich für einhundert Thaler dem nächsten Juden verkaufte. Hülfe, augenblickliche Hülfe, das ist's, was mir noth thut.“

„Wilhelm, versündige dich nicht! Ich meine immer der liebe Gott wird uns nicht im Stich lassen. Als wir Paul zu uns nahmen an Kindesstatt, als seine sterbende Mutter ihn in meine Arme legte, da sagte sie: „Er bringt euch Glück; verzage nicht, mein Wilhelm, ihr Wort wird sich erfüllen!“

Die Züge des Mannes klärten sich auf. „Fast Recht, Weib,“ sagte er, „es hat sich erfüllt! Ein braver Bursche ist der Paul geworden, und so hart und stolz immer der Hofbesitzer Bertram sein mag, bei dem er die Landwirthschaft erlernt, er hat keine Klage über ihn laut werden lassen.“

„Und könnte der reiche Bertram dir nicht helfen, wenn du ein gutes Wort zu ihm sprichst?“

„Du kennst ihn nicht, Katharina, er ist noch ärger als der Reit Herber; viele meinen, dieser sei nur die Hand, der Bertram aber der Kopf und mir ahnt . . . Gott es schlägt zwölf!“

Vom Thurm am jenseitigen Ufer klang deutlich die Mittagsglocke herüber. Kaum war der letzte Schlag verhallt, als auf der Höhe des Weges ein Einspänner sichtbar wurde.

„Reit Herber!“ sagte Wilhelm Abel leise. Frau Katharina hatte die Hände gefaltet und betete.

Den sonnigen Steig daher schritt ein corpulenter Mann mit rothem, gebunzenem Antlitz, halb städtisch, halb ländlich ge-

kleidet. Er wohnte im nächsten Dorfe und ließ gegen gute Zinsen und Sicherheit Gelder aus. Sein Ruf war nicht der beste und seine Härte gefürchtet; aber wer sich in Noth befand, nahm doch lieber zu ihm seine Zuflucht, als zu dem aufbrichtlichen Juden, welcher allwöchentlich die Gegend durchwanderte nach Geschäften spähend.

Er nickte kurz dem Ehepaar zu. „Na, Abel, wie steht's?“ begann er ohne Umschweif, „habt Ihr mein Geld parat? Die Zeiten sind schlecht, morgen ist ein Wechsel fällig, habe schon darauf gerechnet, nur her damit, ich habe keine Zeit, ein andermal dien ich gern wieder.“

„Reit Herber,“ . . . verlegen drehte Abel seine Mütze, . . . „wenn Ihr wüßtet, . . . die schlechten Zeiten, die Krankheit meines guten Weibes . . .“

Das rothe Gesicht des Geldverleihers färbte sich dunkel. „Wie, was?“ rief er; „ich will doch nicht hoffen . . . Ihr habt das Geld nicht für mich?“

„Nein, Herber, und ich brauche mich dessen nicht zu schämen; gethan habe ich was möglich, gearbeitet von früh bis spät, . . . alles umsonst.“

„Und Ihr wißt, daß Ihr mir Euer Eigenthum für Kapital und Zinsen verpfändet habt? Daß ich Euch von dieser Stelle jagen kann, sobald es mir gefällt?“

„Das weiß ich, Herber, aber Ihr werdet das nicht thun, denn Ihr seid ein Christ.“

Herber schwieg, es war seltsam, wie gutmüthig der sonst so wüste Mann heute erschien, selbst seine erste Aufwallung schien nicht böse gemeint zu sein. Eine Pause entstand, erwartungsvoll blickten die Eheleute auf ihren Gläubiger.

Dieser nahm endlich das Wort. „Hört Abel,“ sagte er, „unser eins ist am Ende auch ein Mensch und hat ein Herz in der Brust. Ich meine es gut mit euch, ihr seid brave Leute, darum will ich euch einen Vorschlag machen. Obwohl ich das Recht hätte, euch ohne Weiteres von hinnen zu jagen, will ich euch helfen, soviel ich vermag. Ich kaufe euch aus purer Gutmüthigkeit eure Sandstrecke ab, quittire eure Schuld und gebe euch noch hundert bare Thaler dazu aber . . .“ und durchbohrend richteten sich seine Blicke auf Mann und Frau, „noch in dieser Stunde muß der Handel abgeschlossen und besiegelt werden; in der nächsten könnte mich vielleicht mein Mitleid reuen.“

Ein hohes Noth überzog Abel's Züge; er schien entschlossen, aber ehe er antworten konnte, kam Frau Katharina ihm zuvor.

„Mit Verlaub, Reit Herber, wollt Ihr ein wahrhaft christlicher Gläubiger sein, so laßt uns unser Eigenthum und gebuhdet Euch nur noch eine kurze Zeit! Vielleicht habt Ihr auch schon von dem Gerücht gehört, daß die Regierung hier . . .“

Reit Herber lachte roh auf: „Sind die dummen Märchen bis zu euch geklungen und haben euch den Kopf wirr gemacht, daß ihr träumt, die großen Herren zu spielen? . . . Was? die Regierung denkt nicht daran, und eure Ede wäre am wenigsten für solche Zwecke passend.“

„Aber der Commissär, welcher sich die Gegend besah?“ meinte Abel schüchtern. „War ein Maler, der euch foppte, nichts weiter,“ fiel Herber ein. „Also kurz entschlossen: Wollt ihr oder wollt ihr nicht?“

„Herber,“ flehte der Landmann, „was sollen mir hundert Thaler, wenn ich nichts weiter mein nennen darf? Laßt mir das Erbe meiner Väter! Was soll Euch dieser Boden, wenn Ihr ihn nicht zur Speculation benutzen wollt?“



Herber wurde grob. „Was kümmert's euch? Nehmt euch in Acht, daß ich nicht müde werde, euch wohl zu wollen! Ihr habt euch nur zu erklären: Entweder wir schließen den Handel, oder ich klage noch heute eure Schuld ein.“

Mit beiden Händen barg Abel sein ehrliches Gesicht. „Dann werde ich entehrt,“ sagte er, „ein Bankerotteur.“

Herber triumphirte. „Also ihr wollt? Geschwind, ich habe alles vorgelesen! Hier ist ein Stempelbogen, hier . . .“ Abel hatte sich empor gerafft. „Ich kann nicht,“ erwiderte er entschlossen, „ich bin wie betäubt; laßt mich wenigstens zu mir selber kommen. Gönnt mir Zeit zum Ueberlegen, wenn ich nicht glauben soll . . .“

Beit Herber versuchte die Miene gekränkter Unschuld anzunehmen . . . „Daß mein Mitleid nicht ohne Eigennutz?“ fiel er ein; „nun wohl, ich will euch Frist bewilligen, freilich nicht lange; denn ich muß noch vor Abend nach Hause. Ich gebe euch eine Stunde: um ein Uhr bin ich wieder da. Keine Minute länger halte ich mich an mein Versprechen gebunden; das merkt euch!“

Er nickte Abel und Frau Katharina zu, dann schritt er breithüftig, ohne sich umzublicken, den Strandweg hinan, wo er das Pferd seines Einspanners an einem der knorrigen, verkommenen, dünnstämmigen Bäume gebunden hatte. Er gab dem Gaul die Peitsche, und das Gefährt rollte in schnellem Trabe von dannen.

Eine Viertelstunde später hielt er vor dem Haupthause eines stattlichen Gehöftes tiefer ins Land hinein; es gehörte dem reichen C. Bertram. Dieser galt für einen der tüchtigsten Landwirthse; indeß hatte ihn seine Härte und sein Geiz in der ganzen Gegend in verdächtigen Ruf gebracht, und es hieß allgemein, nicht die Landwirthschaft allein sei der Quell seines wachsenden Wohlstandes.

Beit Herber schien im Hause bekannt; ohne weiteres schritt er über die Treppe. Ein Knecht kam ihm entgegen. „Ist der Bauer im Zimmer?“ fragte der Kommende.

Der Knecht nickte, und ohne anzuklopfen, trat Herber in die Schreibstube des Hofbesizers. Es war ein großes einfenstriges, hochliegendes Gemach, welches die Aussicht in den Garten bot; die erquickende von Wohlgeruch der Blumen durchzogene Sommerluft drang durch die geöffneten Flügel; aber der Herr des schönen Eigenthums, der dürre, große Bauer mit den harten Zügen und dem spärlichen graublonden Haar achtete ihrer nicht: er saß bei seinen Büchern und schrieb und rechnete und legte Zins auf Zins; und schaute nicht einmal auf, als Herber eintrat.

„Wir haben ihn!“ schrie Beit; „der dumme Tölpel von Wilhelm Abel geht in die Falle! In einer Stunde, die ich ihm noch als Bedenkzeit gegeben, komme ich wieder, dann ist sein Besitz unser, und die Regierung soll eine harte Nuß zu knaden haben, wenn sie darnach die Finger spitzt!“

Der Bauer sprang auf. „Seid ihr verrückt? Schreit man so etwas in die Welt?“ rief er, und mit hastigen Schritten zum Fenster eilend, blickte er hinaus ins Freie.

Erschreckt prallte er zurück. Hart unter seinem Fenster stand gebückt ein junger hübscher Mann in ländlicher Tracht, am Weinspazier, von dem das Haus umrankt war, emsig beschäftigt. Oben richtete er den Blick empor; das freundliche, gebräunte Antlitz war ganz bleich geworden, die dunklen Augen begegneten des Bauern stehendem Blick.

Eine Pause entstand — Bertram kniff die Lippen zusammen. Noch immer ruhten des Jünglings Augen unbeweglich auf ihm.

„Paul,“ sagte er endlich mit gepreßter Stimme, „komm doch einmal herein, ich habe mit dir zu sprechen!“

Der junge Mann gehorchte ohne Widerrede; aber wer sein offenes Antlitz beobachtet hätte, während er sich um das Haus herum zu der Stube des Bauern begab, dem wäre der Zug des Mißtrauens nicht entgangen, der ihm sonst fremd, in diesem Augenblick darauf prägte.

Als er das Zimmer betrat, schwebte der Herr des Hauses plötzlich, eine donnernde, dem demuthsvoll dastehenden Beit Herber gehaltene Strafpredigt unterbrechend. Er wandte sich zu dem Jüngling und begann kurz: „Ich kenne dich, Paul, du lügst nicht. Antworte mir, hast du unter dem Fenster gehört, was Beit Herber zu mir gesagt hat?“

„Ja, Bauer.“ Er sprach dies ruhig, aber bestimmt.

„Ei, ei!“ — Der Bauer verfärbte sich, der Bucherer stieß einen schrecklichen Fluch hervor . . . „Und kannst du mir wiederholen, was du gehört hast, mein Sohn?“ fuhr Bertram fort.

„Ungefähr, Bauer: Der dumme Tölpel Wilhelm Abel geht in die Falle; in einer Stunde, wenn ich wiedertomme, ist sein Besitz unser, und die Regierung soll daran eine harte Nuß zu knaden haben!“

„Sieh, sieh, der junge Herr haben ja ein seltsames Gedächtniß und,“ fuhr er nach einer Weile fort, „was folgerst du daraus?“

Paul faltete die Hände und schaute treuherzig seinem Herrn in die harten Züge. — „Bauer Bertram,“ sagte er mit bewegtem Tone, „ich weiß durchs Hörensagen und aus eigener Beobachtung, was Ihr wohl lieber vor mir verschwiegen hättet. Wenn ich es meinen treuen, braven Pflegeeltern verschwiege, so wollte ich nicht Hoffnungen in ihnen erwecken, welche sich vielleicht doch nicht erfüllen dürften, und deren Fehlschlag sie doppelt niederbeugen würde; seit heute aber weiß ich, daß es gewiß ist, wenn es heißt, die Regierung wolle die ganze Strecke bis H. — antaufen; um ein großes Geschäft zu machen, benutzt Ihr die Bedrängniß meines lieben Pflegevaters, und hätte Gottes Vorsehung mich nicht unter Euer Fenster geführt, so hättet Ihr den Armen für ein Bettelgeld um sein Hab und Gut betrogen und Euch mit ungerecht erworbenem Mammon bereichert.“

Beit Herber ward kirchroth. „Bube,“ schrie er, „noch ein Wort und . . .“

Beschwichtigend winkte Bertram: „Laßt ihn, Gebatter, der Bursche gefällt mir! Und was gedenkst du nun zu thun, da Gottes Vorsehung, wie du einen tollen Zufall nennst, dich unter mein Fenster geführt hat?“

„Erst Euch zu bitten abzusiehen von Eurem Plan. Seht, Bauer, der Wilhelm Abel und sein Weib haben an mir, der armen Waise, welche an einem Tag durch das Fieber beide Eltern verloren hatte, wie Samariter gehandelt. Ich will Euch ja ferner treu dienen, so lange Ihr wollt; aber entsagt dem ungerechten Vortheil, laßt sie selber den Nutzen aus ihrem Eigenthum ziehen!“

„Und wenn ich mich weigere?“ fragte der Bauer noch immer ruhig.

„So kann ich nicht länger bei Euch sein, und noch in dieser Stunde will ich fort, so rasch mich meine Füße tragen, die Eltern zu warnen.“

„Paul, bedenke was soll Reichthum den Leuten, sie wissen nicht damit umzugehen, und rechnest du für dich, drei tausend Mark stelle ich sofort für dich in die Gemeinde Kasse, wenn du schweigst!“ . . .

„Bauer, wollt Ihr mich versuchen?“

Bertram nickte: „Du bist ein braver Bursche und hast mich beschämt. Komm gib mir die Hand und sei unbesorgt! Als Lohn deiner Treue wird Weit Herber abstehen müssen von seinem Willen. . . . Dein Vater schuldet ihm sechshundert Mark: komm mit mir nach oben, ich will sie abzählen, und du selber magst ihm die frohe Kunde überbringen. Willst du?“

„Serr!“ stammelnd drückte Paul Bertrams schwielige Hand an seine Lippen.—„Das ist mehr als ich hoffen durfte, . . . Gott lohne Euch!“

Bertram warf dem Wucherer einen bezeichnenden Blick zu. „Nur zu,“ sagte er dann, „du solltest Eile haben! Den Dank spare bis du wiederkommst!“

Er verließ das Zimmer und stieg, von Paul begleitet, bis ins oberste Stockwerk. Dasselbe enthielt nur ein einziges Zimmer, dessen Thür eine schwere Eisenstange schloß. Kleine Stangen lagen von innen hinter den Fenstern. Hier befanden sich eiserne Truhen, die des Hofbesizers bar Vermögen bargen.

Bertram trat ein, hinter ihm der Pflugesohn Wilhelm Abels. Aber kaum hatte Paul einige Schritte gethan, als des Bauern kräftige Hand ihn vorwärts stieß, daß er taumelte; dann sprang Bertram zurück auf die Treppe, und sich der Thür zuwendend rief er: „So straft man ungehorsame Diensthoten, die aus dem Dienst zu entlaufen drohen. Bis morgen in der Frühe bleibst du hier, dann magst du gehen und bei Gott und der Welt den Bertram verklagen, was kümmert's mich? Leg dich schlafen, Bursche, das Schreien nützt zu nichts; denn ich allein habe den Schlüssel!“

Paul stieß unwillkürlich einen Ruf der Wuth aus, als er die Falle erkannte, welche Bertram dem Vertrauenden gestellt hatte. In das Herz schnitt ihm das rohe Lachen seines Herrn; aber wie ein elektrischer Schlag traf ihn die Wahrnehmung, daß er lauthallend ein Gefährte über den Hof rasellen hörte. Ans Fenster stürzend, sah er Weit Herber in dem Einspänner davon jagen: des Wucherers Miene strahlte im Ausdruck des Triumphs.

„Meine lieben, meine armen betrogenen Eltern!“ jammerte der Jüngling, sich platt zur Erde werfend, und Thränen des tiefsten Seelenschmerzes überfluteten seine Wangen. Aber schon im nächsten Moment raffte er sich empor. „Nein,“ rief er laut, „nein, noch ist nichts verloren: den Muthigen steht Gott zur Seite! Du spottest, Weit Herber, so in einer Stunde, wenn es Gottes Wille, Menschentüde zu Schanden zu machen; stehe mir Gott zur Seite, auf daß er es erfahre!“

Er eilte an das vergitterte Fenster. Die Eisenstangen, von außen unzugänglich, waren von innen leicht zu entfernen. Er hob wie derselben aus ihren Klammern und öffnete das Fenster. Ein Springen wäre bei der Höhe desselben tollkühn gewesen; aber daran dachte der Jüngling nicht: er hatte einen andern nicht minder gefährlichen Weg zur Freiheit; an dem leichten, schwankenden Weinspalier, das bis zum untersten Stoß des Hauses reichte, kletterte er zur Erde; das Holz krachte unter ihm und zitterte, als ob es jeden Augenblick brechen wollte; doch Gottes Arm schützte den Wagenlenker.

Glücklich gelangte er unten an, und nun stürmte er fort, als habe der Wind ihm Flügel verliehen. Was kümmerte es den treuen Pflugesohn, daß sein unbedecktes Haupt den brennenden Strahlen der Sonne Preis gegeben war? Es galt ja das Heil der Aheuren, der Einzigen, denen er sein Leben weihen konnte. Vorwärts, vorwärts, auf Nebenwegen, über Hecken und Gräben, dem Gefährte des Weit Herber den Vorprung

abzugewinnen, . . . ein wahnsinniger Wettlauf, dessen Ausgang ja leicht zu errathen war.

Dahin am Seestrande schwankte der arme Knabe, mehr als einmal hatte seine Kraft gedroht, ihn zu verlassen, und wieder und wieder hatte er sich empor gerafft, getragen vom Bewußtsein seiner Aufgabe. Lechzend klebte ihm die Zunge am Gaumen, in schweren Tropfen rann der Schweiß über sein Antlitz, immer müder, immer langsamer ward sein Schritt, und nun . . . noch ein Versuch, ein Taumeln . . . er brach zusammen, schwarz ward es vor seinen Augen, wie ein ferner Donner klang es an sein Ohr. „Es ist dein Wille, o Herr, dein Name . . .“

Die Sinne schwanden dem Armen. Vom Kirchthurm jenseit schlug es Dreiviertel auf eins.

\* \* \* \*

Abermals hielt der Einspänner Weit Herbers am hohen Weg, während er selber dem Strande zuschritt; er traf das Ehepaar fast auf denselben Fleck, wo er es verlassen, wieder an. Frau Katharina hatte rothe Augen, Wilhelm Abel sah bleich und verstört aus. Mit scharfem Blick erkannte der Wucherer, daß eine Scene zwischen den Eheleuten stattgefunden hatte.

Sein Wesen war jetzt ein anderes. Er war kurz und barsch wie gewöhnlich. „Nun?“ fragte er näher tretend, „die Uhr geht auf eins; . . . habt ihr euch besonnen? Fast reut mich meine Großmuth, mir wäre es lieber, ihr bezahltet mir und befehlet euren Steinhäusen; aber ein Wort ist ein Wort: Da nehmt, es sind dreihundert Mark in dieser Rolle, unterschreibt diesen Act, und ihr seid dann schuldenfrei und mit einem Schläge vermögende Leute!“

„Weit Herber,“ . . . Abels Stimme klang tief bewegt, . . . „zum ersten Male hatte ich einen Auftritt mit meiner braven Frau dieser Sache wegen. Sie hofft zuversichtlich auf den Ankauf unseres Besitzes durch die Regierung. Wenn ich denn den Boden meiner Väter hingebe, geschieht es um einen Preis, daß ich vor ihnen nicht zu erröthen brauche, elend mit dem mir hinterlassenen Pfunde gewuchert zu haben. Ich will auf Mittel sinnen, Euch zu befriedigen . . . laßt mir Zeit!“

„Also dahin bläst der Wind? So mag Euer braves Weib Euch auch die Mittel geben, daß Euer Name nicht auf die schwarze Tafel der Schuldner im Amtsgericht als bankrott prangt; noch heute klage ich Euch ein.“

„Weit Herber, seid menschlich!“

Es schlug drüben voll.

„Ein Uhr,“ sagte der Wucherer kalt, „auf Wiedersehen im Gericht.“ Er wandte sich zum Gehen.

„Weit Herber,“ bat Abel verzweiflungsvoll, „gib, mein Name soll nicht an die Tafel . . . ich will unterschreiben!“

Mit Mühe unterdrückte der Wucherer einen Ruf der Freude. Seine Hand bebte, als er das im voraus abgefaßte Aktenstück hervorjagte und dem Landmann seinen eigenen Stift reichte.

Nicht minder Wilhelm Abels Finger. Er setzte sie an und wieder ab, und doch . . . er wandte den Blick ab, das Auge Katharinas zu vermeiden . . . es mußte sein!

„Trara, trara!“ . . . Eine Extrapost rollte in Sturmesseile auf dem oberen Wege dahin. Lustig schmetterte der Postillon in sein Horn. Der Ertrinkende klammert sich an einen Strohalm, unwillkürlich hielt Wilhelm Abel inne und blickte empor.

„Was fällt Euch ein?“ herrschte Weit Herber, „erwartet Ihr vielleicht einen Geldonkel aus Amerika wie in der Komödie?“

„Wilhelm, Wilhelm, sieh doch, das ist . . . an der Seite des feinen Herrn . . . das ist ja Paul!“ und zugleich klang



eine helle, frische Stimme zum Strand hinunter: „Vater, lieber Vater, seid vorsichtig, ich bringe Rettung!“

Ein Fluch entfuhr des Wucherers Lippen, er kannte den Herrn im Wagen, eine stattliche Mannsgestalt in schlichtem Militärrock, mit freundlichem, gebräuntem Antlitz, der jetzt von Paul gefolgt, rasch zum Strand heruntergekommen und ihn mit einem verächtlichen Blick strafte.

„Gott zum Gruß, Abel,“ sagte er freundlich . . . „Ihr schuldet diesem Manne Geld?“

„Leider, Herr, sechshundert Mark.“

„So bekräftigt sich die Mittheilung dieses braven Burzchen, den ich halbohnmächtig auf der Landstraße antraf und in meinen Wagen nahm. Dem dankt Ihr Euer Glück, wenn ich nicht zu spät komme. Antwortet mir, seid Ihr schon in die Euch gestellte Schlinge gegangen? Würde Euer Gläubiger, wenn er sein Geld erhielt, noch Anspruch an Euch oder Euern Besitz haben?“

„Keinen, Herr!“

„So meldet Euch morgen in der Frühe auf dem Amtsgesicht zu E— Euer Geld zu erheben,“ wandte sich der Fremde zu Herber. „Ich bin der Capitain zur See, Graf Wisendorf, Commissär der Regierung, und als solcher, Wilhelm Abel, komme ich zu Euch, um Euch zu fragen, ob Ihr derselben zu Marinenzwecke Euern Besitz abtreten wollt. Die Schätzung Eures Eigenthums, in Anbetracht des Zweckes der Erwerbung, beträgt fünfzigtausend Mark.“

„Fünfzigtausend Mark!“ Jubelnd schloß Paul die treuen Pflagektern in seine Arme, während Wilhelm Abel wie versteinert da stand, und Zeit Herber, von dem Glücklichen unbeachtet, sich bei Seite schlich.

Frau Katharina aber zog den Jüngling an ihr Herz, ihr dankerfüllter Blick richtete sich zum blauen, sonnenstrahlenden Himmel. „In einer Stunde!“ klang es in ihrem Innern. „Ja, Wohlthun bringt Glück, und die Zeit der Wunder ist noch nicht vorüber!“

## Am Hudson.

Von C. G.

### II.

„Am Hudson, am Hudson auf schimmernder Au',  
Wie lagt da die Sonne und glänzt auf der Bai!  
Der Gidory wiegt sich in perlendem Thau,  
Und eilenden Laufs zieh'n die Schiffe vorbei,

Und jauchzend, da froh er die  
Segel aufsieht,  
Singt der Chor der Matrosen  
ein heimathlich Lied.

Am Hudson, am Hudson an  
waldigen Höh'n  
Still saß ich, zu Füßen mir  
rauschte die Welt,  
O Leben, wie bist du so reich  
und so schön!  
Fern tönen die Glocken zum  
Himmelsgezelt,  
Und ihr Ton, wie er zitternd,  
leischauernd entflieht,  
Verklingt in der Fern, wie  
ein heimathlich Lied.

Am Hudson, am Hudson, da  
glänzt ein Meer  
Von Häusern zur See und  
Palästen am Land,  
Da treibt sich von streubenden  
Völkern ein Heer,  
Da leuchtet und funkelt's von  
Glitter und Tand,  
Doch was nimmer ich hört,  
seit von dannen ich schied,  
Ein einziges war es, ein he-  
imathlich Lied!

Am Hudson, am Hudson, wie  
leer und wie still,  
Wo ich nimmer die Lerche  
zum Aether aufschwingt,  
Wo die Krähe nur krächzt und  
der Whippoorwill,  
Und im grünen Laub kein  
Lenzkind singt;

O, daß ich die Heimath, die köstliche, mied!  
Ihr weih' ich dies letzte, ein heimathlich Lied.“

So besingt ein begeisterter Verehrer des Hudson unseren „amerikanischen Rhein.“ Wir haben diese Hymne weniger ihres klassischen Werthes wegen hierher gesetzt, als vielmehr deshalb, weil dieser wunderbare Fluß leider nur selten besungen worden ist. Den

„deutschen Rhein“ haben Simrock, Lord Byron und viele andere große und kleine Geister meisterhaft besungen, und ihn von der Quelle bis zur Mündung durch den Hauch der Poesie verklärt; dem Hudson aber ließ unser praktisches, prosaisches Amerika noch keineswegs in Wort und Lied gebührende Gerechtigkeit wiederfahren.

Eine neue Maschine, oder eine industrielle Ausstellung mag der Amerikaner wohl eher besingen, als seine großartigen Naturwunder. Dazu ist er nicht idealistisch genug. Daß aber sein praktischer Tact die freie Gottesnatur zu Erholungszwecken zu utilisiren vermag, das beweist der Umstand, daß alljährlich Hunderttausende hinausziehen, um die Gebirgs- und Waldesluft oder die Seebriese aus erster Quelle zu schöpfen.



Ausicht von Fort Putnam, West Point.





Sunnyhede, Irvington.

Wir gestehen gerne zu, daß es nur einen Rhein in der Welt gibt; trotzdem brauchen wir gegen unseren Hudson nicht unbillig zu sein. Er vermag an einzelnen Stellen Scenerien aufzuweisen, die mit dem Rhein nicht nur concurriren können, nein, die den Rhein sogar übertreffen. Der europäische Reisende, Herr Ludwig Häder, nannte ihn ohne Umschweif „den schönsten Strom der Welt.“ Das wildromantische Wunderland des Adirondack-Gebirges, auf welchem der Hudson entspringt, muß man gesehen und den Duft seiner Poesie gekostet haben, um davon eine Vorstellung haben zu können. Steht man auf den bewaldeten Höhen, so sieht man, so weit das Auge reicht, ein unvergleichliches Panorama sich entfalten. Immer neue Reize und bezaubernde Fernsichten überraschen den Naturfreund. In einer wunderbar schönen Kette folgt eine herrliche Landschaft der andern, ebenso schön und doch grundverschieden. Beständiger Wechsel, beständige Schönheit! Unten in weiter Ferne windet sich zwischen bewaldeten Bergen und schroffen Felsklippen der stattliche Strom wie ein breiter Silberstreifen hindurch, um den Ocean zu erreichen.

„Nach der Ebene dringt sein Lauf  
Schlangenwandelnd.  
Bäche schmiegen  
Sich gesellig an. Nun tritt er  
In die Ebene silberprangend,  
Und die Ebene prangt mit ihm.“

Schiffspaläste trägt der Atlas  
Auf den Riesenschultern, saufend  
Wehen über seinem Haupte  
Sternenbanner durch die Lüfte,  
Zeugen seiner Herrlichkeit.“

Aber trotz ihrer unvergleichlichen Schönheiten werden die Adirondacks heute weniger besucht als früher. Warum? „Weil,“ wie Jemand richtig sagte, „unser verweichlichtes Geschlecht die rauen und steilen Bergpfade scheut, und lieber in Saratoga Hahnenbrunnen trinkt, oder

am Seeufer in Long Branch badet und bummelet, oder auf Coney Island Eiswasser trinkt und Clam Chowder isst.“

Der Hudson unterscheidet sich von allen anderen Flüssen durch seinen gradlinigen Lauf. Während man den Mississippi mit einer krummen, knorrigen Eiche vergleichen könnte, die ihre starken Aeste — Red River, Arkansas, Ohio, Missouri — weit ausbreitet, so ist der Hudson mehr einer schlanken Tanne oder einer Pappel ähnlich, die in südlicher Richtung den Staat New York durchmisst. Er hat wenige und meist nur kleine Zuflüsse, und doch erscheint er oft in seinem unteren Laufe wie ein großer Bergsee. Seine Tiefe verdankt er dem Umstande, daß er von Troy bis New York — einer Strecke von 150 Meilen — nur fünf Fuß Fall hat. Ein Gegenstand, der mit dem Strome schwimmt, kommt in 24 Stunden nur acht Meilen vorwärts. Die Ebbe trägt ihn zwölf Meilen abwärts, aber die Fluth treibt ihn wieder 7—9 Meilen zurück. Ein Tropfen Wasser von Albany oder Troy kommt erst nach drei Wochen in New York an. Die meisten Ströme und Flüsse der Welt nähren durch ihre Gewässer den Ocean und stemmen das Meer durch ihren schnellen Lauf zurück. Mit dem Hudson verhält es sich aber anders. Hier kommt der Ocean den Bergwassern auf die Hälfte ihres Laufes entgegen. Daher ist es auch erklärlich, daß der Hudson trotz seiner Wasserarmuth die größten Seeschiffe weit über 100 Meilen auf seinen Rücken tragen kann. Als Henry Hudson den Fluß entdeckte, war er im Begriff eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien zu suchen, und er mochte wohl hoffen, daß dieser von Ebbe und Fluth bewegte Bergsee, nach einem der nördlichen Seen führe, wodurch er das Problem zu lösen hoffen konnte.

Nach Professor Newberry soll sich die Gegend des Hudson im Verlauf einiger Jahrtausende um mehrere hundert Fuß gehellt haben. Früher sei der Hudson ein großer, schwellender Strom gewesen, der seine Wasser aus den nördlichen Seen

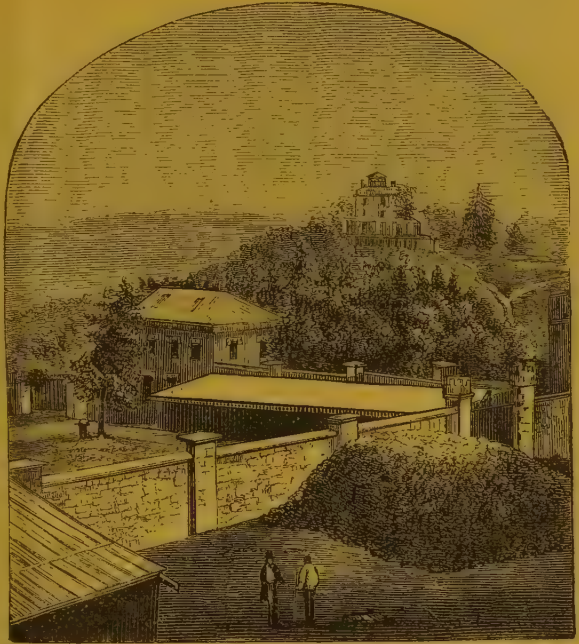


Dade's Monument, Westpoint.



empfangen habe. So viel jedenfalls scheint klar zu sein, daß er, wie der Rhein bei Bingen durch den Taunus, und die Weser durch die Porto Westphalica in grauer Vorzeit durch die Ketten der „Highlands“ hindurchgebrochen ist. Und wie vulkanische Kräfte die Taunuskette bei Bingen durchbrochen und den aufgestemmten Fluthen des Oberrheins gleichsam die Schleusen öffneten, so mögen auch vulkanische Kräfte dem Hudson den Weg gebahnt haben. Wenn man der oben angeführten Autorität Glauben schenken darf, so ist der südliche Theil des Staates, durch welchen der Hudson fließt, noch immer — etwa fünf Zoll per Jahrhundert — im Sinken begriffen, und in der kleinen Weile von kaum 100,000 Jahren, werden die Wellen des atlantischen Oceans über die Weltstadt New York wegpülen. Nur die Thurmspitze der Trinitykirche wird noch aus dem Wasser hervorragen und den zukünftigen Geschlechtern anzeigen, wo die große Metropole Amerikas gestanden hat. Wir Insulaner aber mögen eines schönen Morgens die salzigen Wellen des Oceans vor unserer Thüre sich bäumen sehen.

Der Hudson ist ebenfalls seiner geschichtlichen Wichtigkeit wegen interessant. An seinen Ufern stehen viele wichtige Kapitel des Revolutionskrieges verzeichnet. Eine von den fünfzehn entscheidenden Schlachten, die das Loos von ganzen Völkern versiegelten, wurde am oberen Hudson geschlagen. „Keines der genannten Schlachtfelder wurde mit größerer Hartnäckigkeit bestritten, als dieses, aber auch keines war von größerer Tragweite für die Zukunft eines Volkes, als das genannte. Es führte eine größere Einheit unter den Colonisten herbei, verließ der Unabhängigkeitserklärung größere Kraft und schuf eine neue Nation freier amerikanischer Bürger.“ Vor vier Jahren beging man die



Laboratorium und Hotel zu Westpoint.

armee auf den Höhen von Bemis eine unentschiedene Schlacht, aber von da an wurde seine Lage täglich kritischer, bis endlich am 17. October seine ganze Armee — darunter sechs Parlamentsmitglieder — kapituliren mußte, und die Tapferkeit der Amerikaner den höchsten Kriegsrühm erntete.

Desters gewährt der Hudson seinen Uferbewohnern eine reiche Ernte, ohne ihnen die Mühe des Säens und Pflanzens aufzuerlegen. Wir denken hierbei an die Eisernnte, die Tausenden Beschäftigung und reichen Verdienst sichert. Eis, oder kein Eis, hat für manchen Familienvater dieselbe Bedeutung wie Brod, oder kein Brod. Wie der Farmer vor der Ernte sein Weizenfeld besichtigt, so untersucht der Uferbewohner täglich das Eis, und fängt an einzuheimsen, sobald es eine Dicke von sieben bis acht Zoll erreicht hat.

Einen weiteren Gewinn bringt die Fischeernte. Desters kommt es vor, daß sich im Spätherbst oder Winter die Fische des Oceans in großen Massen den Fluß hinaufziehen, um sich in den klaren Wassern des oberen Hudson gütlich zu thun. Die Bewohner der Ufer ziehen dann auf den Fischfang aus, und so haben sie manches Jahr den cat-fish, den white und yellow perch, den striped bass und den cod-fish in fabelhafter Menge gefangen.

Interessant ist der Winterschlaf des Flusses. Sobald er sich in seine krySTALLENE Eisdecke vollkommen eingehüllt hat, fängt er als ein unruhig Träumender an zu schnarchen. Es ist das ein eigenthümliches und unbeschreibliches Getöse. Emerson nennt es eine „Kannonade,“ und im „Merlin“ sagt er, es ist das

„Ein Seufzen und Nschzen  
Der vom Eis gebannten Fluth.“

Zuweilen erinnert es an einen mythologischen Eiszott, der stöhnend sich in seinem Bette wälzt. Sitzt man an den langen Winterabenden neben dem knisternden Feuer des Kamins, während draußen die schwarzen Schatten der Nacht eine



Herrn Sargent's Villa, nahe Peekskill.

hundertjährige Feier zum Andenken an Burgohne's Gefangennahme. Es war die Absicht des englischen Generalleutnants Burgohne, in das Herz des Landes mit seinem Heere vorzurücken, um dadurch die amerikanischen Kräfte zu zersplittern und ihre Hilfsquellen abzuschneiden. Am 14. Sept. 1777 überschritt er mit seiner Armee den Hudson und setzte sich in Saratoga fest. Am 19. lieferte er der amerikanischen Nord-

unheimliche Stille über die Natur gebreitet haben, oder steht man beim Sonnenaufgang am Fenster, wenn die ersten Strahlen sich im Eis des Flusses brechen, so kann man ein Getöse vernehmen, das an den Riesen erinnert, der die Luft mit einer Stange peitschte.

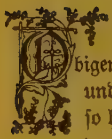
Die Sonne hat auf das Eis zuweilen einen höchst erstaunlichen Einfluß. Es ist vorgekommen, daß das Eis unter furchtbarem Krachen explodirte und die schäumenden Gewässer große Eislücke nach beiden Ufern warfen.

Dem östlichen Ufer des Flusses entlang zieht sich, von New York bis Albany, der Hauptstadt des Staates, die berühmte Hudson-Eisenbahn, die man „ein Gedicht in Prosa“ zu nennen pflegt. Die Bahn, beständig von den Wellen bespült, über-

brückt da und dort breite Buchten und die Mündungen von Nebenflüssen. Unglaubliche Schwierigkeiten mußten auf diesem Wege durch Berg, Fels und Wasser überwunden werden, was aber so vollständig gelang, daß diese Bahn jetzt als eine der sichersten gilt. So reich sich aber auch die Naturschönheiten des Hudson Dem darstellen, der diese Bahn befährt, so bietet doch eine Fahrt auf einem der großartigen, vierstöckigen Hudsonsdampfer ungleich größere Reize; ja, wir dürfen kühn behaupten, eine solche Hudsonsfahrt kann nirgends in der Welt übertroffen werden. Das nächste mal wollen wir mit dem geneigten Leser eine solche Fahrt antreten, und wir können schon zum Voraus die Versicherung geben, daß es weder Schiffbruch, noch Collision geben wird.

## „Dein Wille soll deinem Mann unterworfen sein“ u. f. w.

Von Sarah A. Walz.



Deinen Spruch dürfte sich jede Frau ins Herz schreiben, und ihn gleichsam als elstes Gebot betrachten und so heilig halten als irgend ein Gebot, welches Gott von Sinai herabgegeben hat. Wenn dieses immer der Fall wäre, so würde es in manchem Hause besser aussehen, Glück und Frieden würde da wohnen, wo oft Jank, Streit und Unfrieden herrschen. — Da das Magazin ja sehr weit verbreitet ist, so will ich denn besonders den Leserinnen zu Nutz und Frommen nachfolgende Begebenheit erzählen, die ich vor einiger Zeit gelesen habe:

Es war an einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 18—, als ein Student, des Lebens in der Hauptstadt herzlich müde und überdrüssig, seine Zurüstungen traf, um im schwäbischen Unterlande einige Freunde zu besuchen, in deren Umgegend er die Annehmlichkeiten des Landlebens genießen wollte. Rasch und rüstig, mit dem kurzen, leichten Studentenrocte, „Deutschlieb“ genannt, und mit wellenschlagenden Hosen angethan, die rothe Psyllantimütze auf dem Haupt, das Ränzchen auf dem Rücken, den gewichtigen Ziegenhamer — damals die Zierde des deutschen Burschen — in der Hand, schritt er hinaus aus den Thoren der Residenz, über welcher noch düstere Nebel, theils in langegebehten Streifen sich hinzogen, theils in unförmlichen Klumpen hin- und herwogten.

Nachdem er ungefähr sechs Stunden auf der Heerstraße fortgepilgert war, verließ er dieselbe bei dem Dorfe S . . . . ., um einen näheren angenehmeren Fußpfad einzuschlagen.

Während er sich nun so gemächlich und gemüthlich durch ein reizendes Thal fortbewegte, bemerkte er, um eine Waldecke biegend, einen Landmann mit einem jungen Mädchen, beide in die Tracht der Gegend gekleidet. Ersterer mochte ungefähr sechzig Jahre alt sein; Aussehen und Haltung waren noch recht kräftig, und diese letztere ließ den ehemaligen Militär nicht verkennen. Das Mädchen mochte zwischen achtzehn und zwanzig Jahren stehen. Ihr Wuchs war schlank. Die Glieder standen im schönsten Ebenmaße zu einander, und auf dem reizenden Körper wiegte sich ein blondhaariges Köpfchen hin und her. Aus dem blühenden Gesicht blickten ein Paar helle blaue Augen, und ein kleines Grübchen in jeder Wange stand dem Mädchen allerliebst. In ihren Mienen war mehr Geist und Adel, in allen ihren Bewegungen mehr Grazie ausgebrückt, als dies gewöhnlich bei deutschen Landmädchen der

Fall ist. Tiefer Ernst lagerte sich auf den Gesichtern der beiden Wandernden.

Als unser Student dieselben erblickte, beschleunigte er seine Schritte. Es war indeß weder die militärische Haltung des Alten, noch die Schönheit des jungen Mädchens, was seinen Füßen eine raschere Bewegung verlieh, sondern die Beobachtung, daß Beide von Zeit zu Zeit stille standen, einander traurig ansahen und reichlich Thränen vergossen.

Ein Alter von sechzig Jahren und ein Mädchen von achtzehn Jahren und Th r ä n e n ! — Dieses konnte er sich nicht vereinbart denken, und daß das Mädchen des Alten Tochter nicht war, konnte er auf den ersten Blick erkennen.

Er näherte sich denselben und bot ihnen einen „guten Morgen!“ welcher von Beiden höflich erwidert wurde. Eine Zeit lang ging er still neben ihnen her, sie scharf anblickend. Endlich sagte er zu dem Alten: „Wie geht's Euch, Landsmann?“ „Net guet, Herr!“ „Ich glaube es, gerne, man sieht's Euch wohl an.“ „S'ist au toi Wunder.“ „Nun, wo fehlt's Euch denn?“ Auf diese Frage hin stand der Alte mit dem Mädchen still, stieß seinen langen Gestab in die Erde, rückte seinen dreieckigen Hut besser zurecht und erwiderte, indem er dem Studenten fest in das Auge sah: „Herr, Ihm kann i's scho saga, Er hot a ehrlich's G'sicht und aufrichtige bloe Auga, net woehr Graitle, dem Herra do kamer's scho saga?“ „Wia n'Er wöllet,“ entgegnete das Mädchen, etwas verschämt. Nun erzählte der Alte unserem Wanderer im Weitergehen mit vielen Worten, wie das Mädchen schon längere Zeit in einem näheren Verhältniß mit seinem Sohne Gottlieb stehe, wie herzlich beide einander zugethan seien, und wie es ihn tief schmerze, daß die beiden jungen Leute nicht ein Paar werden könnten. „Warum denn nicht? Nachdem was Ihr mir soeben gesagt habt, scheint Ihr mir ja ganz und gar nicht gegen die Verheirathung der jungen Leuten zu sein?“ „I? no, wärlie ganz und gar net, woiß Gott, aber mei Weib, verzeih'er's Gott.“ „Nun, was ist denn mit Eurem Weibe? Wenn Ihr in die Verheirathung willigt, so wird wohl Euer Weib wenig in die Sache hineinzusprechen haben.“ „Sell ischt anerscht, Herr,“ entgegnete der Alte und bemerkte noch weiter, daß er ein reicher Bauer sei, aber ein großer Theil seines Vermögens komme von seiner Frau her, und deswegen habe diese wohl auch ein Wort in der Sache mitzusprechen.



„Warum will denn aber Eure Frau nicht in diese Heirath willigen?“

„D'Sach ischt kurz dui,“ war die Antwort, „guaket Se, wia g'sait, i und mei Weib find reich, und des Mäde do, s'ischt sonst a guats Mäde, hot noich, gar noich! Miar war's oins, ob mei künftige Söhne ebbes hätt oder net, wenn se no rechtschaffa ischt—und des ischt des Mäde—aber mei Weib moint, weil miar reich seib, so müaß unser Gottlieb au a reichs Mäde hau und es gäb sottische im Fleck a gnuag, dia mit de Finger noch em schlecka thätet, mer brüch koine in der Freundschaft, die noich hätt.“

Dies sind nun freilich—dachte der Student bei sich—Argumente gegen eine Heirath, wie man sie nicht nur in einem schwäbischen Dorfe, sondern auch in andern Regionen findet, und die von jeher großes Gewicht in die Waagschale geworfen haben und noch lange werfen werden. Uebrigens—dachte er im Stillen weiter—wie sind diese jungen Leute doch zusammen zu bringen?

Während er nun hin und her sann über ein Mittel, die Vereinigung der beiden jungen Leute zu bewirken, fiel ihm plötzlich, wie auf Eingebung von Oben, die hohe Achtung und Verehrung bei, in welcher die Bibel bei dem schwäbischen Landmann steht, und sein Entschluß war bald gefaßt. „Alter,“ fragte er stillstehend den Mann, „glaubt Ihr an die Bibel?“ „Jo, freili,“ war die Antwort, „s'ischt jo Gottes Wort.“ „So, Ihr glaubt also an die Bibel? Thut Ihr aber auch nach dem, was darin steht?“ „Freili, so viel i ka, noch meine schwache menschliche Kräfte.“ „Nun, so handelt auch nach dem, was ich Euch sagen werde. Habt Ihr noch nie im ersten Buch Mose im dritten Capitel gelesen, was Gott zu Eva nach dem Sündenfalle gesagt hat?“ Stumm sah ihn der Bauer an. „Dein Wille soll deinem Mann unterworfen sein und er soll dein Herr sein!“ Das hat Gott wörtlich zur Eva gesprochen. Heißt aber das Gottes Wort befolgen, wenn Euer Weib Euch nicht unterthan ist und Ihr nicht der Herr seid? Ihr seid der Herr in Eurem Hause und deswegen habt Ihr auch, nicht Euer Weib, zu bestimmen, ob der Gottlieb das Gretchen zur Frau bekommen soll oder nicht.“

Bei diesen Worten machte der Bauer große Augen, beobachtete aber eine Zeit lang tiefes Schweigen. Endlich brach er dasselbe mit dem Ausruf: „Hair Er, Herr, Ihn hot Gott g'schickt, jo wägger, Gott hot Ihn g'schickt! Graitle, da Gottlieb muscht hau! I bi der Herr, des stoht in der Bibel und s'Weib muasem Ma untertha sei; deswege muas mir de Mei au untertha sei, b'Bibel sait's, und b'Bibel ist Gottes Wort, dui luigt net.“

Unter beständiger Anführung jener Bibelworte, nur hie und da unterbrochen durch den Ausruf: „Herr, Ihn hot Gott g'schickt,“ oder „Graitle, mein Wuaba muscht hau, d'Sauchzig ischt in a paar Wocha,“ zog der Alte durch das Waldthal hin, bis sie an dessen Ende auf eine ausgedehnte Ebene gelangten. Auf dieser lag das Dorf L., wo Gottlieb in Arbeit stand. Da unser Student noch weiter gehen mußte, wollte er sich von dem Alten und dem Mädchen verabschieden. „Aus dem wurd noich, Herr,“ hob der Alte an, „denn i loß glei mein Gottlieb komma.“ Auch das freudenerfüllte, strahlende Mädchen drang in ihn mit Bitten, sie zu begleiten und ihren Gottlieb kennen zu lernen. Wer hätte da noch widersprechen können? Er ging also mit.

Bald fand sich Gottlieb ein, nach welchem man geschickt hatte: ein hochgewachsener hübscher Bursche, dessen Stirn jedoch Trübsinn umwölkte und dessen Blick düster war. In seinem Auge glänzten Thränen. Sein Vater hatte ihm geschrieben, er werde mit dem Mädchen nach L. .... kommen, es sei das letzte Mal, daß ihm vergönnt sei, sie ohne lästige Zeugen zu sprechen; er solle dann Abschied von ihr nehmen, denn von einer Verbindung zwischen Beiden, könne, wegen des Starrsinns der Mutter, nie die Rede sein. Der ganze Inhalt des Schreibens mochte sich in der Seele Gottlieb's zusammenbrängen, mit seinem niederdrückenden Gewicht, als er Gretchen langsam die Hand reichte. Diese ergriff sie hastig und drückte sie mit Innigkeit ans Herz. Wohl glänzten auch Thränen in ihren Augen, aber es waren nicht Thränen des Kummer's und der Trauer, sondern Thränen der Wonne und des Glückes. Bestremdet sah sie Gottlieb an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich unterbrach der Alte das Stillschweigen. „Gottlieb,“ sagte er, „unverzag! bös Graitle ischt von heut a bei.“ „Wia? was sait er, Vater? i glaub', Er ischt net recht bei Trost. S'Graitle mei!“ „Jo, wägger, se ischt bei.“ „Iischt denn d'Muatter endlich in se ganga und hot Jo g'sait?“ „Des brauch't's jezt nimme,“ brauste heraus, „des brauch't's Alles nimme. I bi der Herr dems Weib untertha sei muas; des stoht in der Bibel und dui ist Gottes Wort; und dieweil i der Herr bi—deswege sag i: s'Graitle ischt bei.“ Nun ließen die jungen Leute ihrer Freude vollen Lauf. Nach einer Weile fragte Gottlieb, wie es denn gekommen sei, daß eine so plötzliche Veränderung eingetreten. Der Bauer antwortete: „Guck den Herra dort a in sein schwarza Studentarock, vo dem kommt Alles her, den hot unser Herrgott g'schickt, daß es hot so komma müaße, der hot mer's g'sait, was in der Bibel stoht, daß i der Herr bi.“

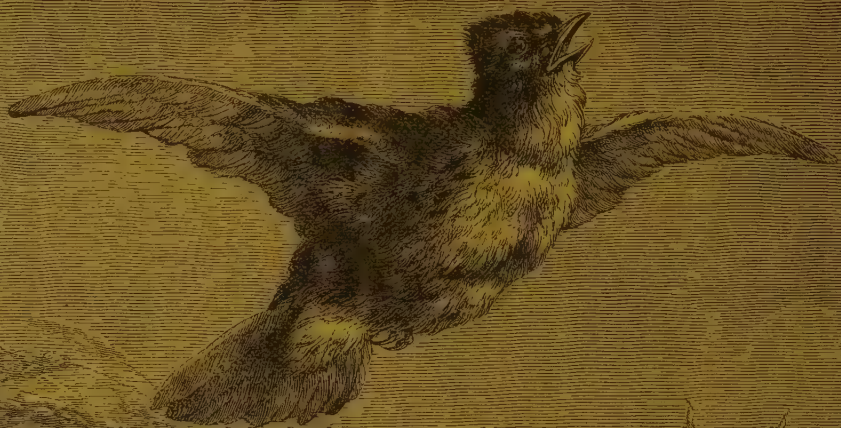
Mit freudiger Dankbarkeit näherte er sich dem Studenten, reichte ihm die Hand und drückte ihm die seine kräftig. Bei jeder Gelegenheit indeß, die auf das junge Paar Bezug hatte, unterließ der Alte nie, zu dem Mädchen gewendet, hinzuzufügen: „Graitle, vergiß net, was b'Bibel sait: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein und er soll dein Herr sein.“ Du mußt also au deinem Gottlieb untertha sei, wia mei Weib miar, wenn i hoim komm, denn i bi der Herr, des sait Gottes Wort.“

Sie saßen noch keine Stunde beisammen, so fanden sich auch schon die Leute ein, um dem jungen Paar Glück zu wünschen. Während des allgemeinen Freudenjubels stand der Alte, strahlend vor Glück, auf und erklärte laut, daß in drei Wochen die Vermählung stattfinden werde und alle Anwesenden dazu herzlich eingeladen seien.

Nun lud der Alte auch den Stifter des Glück's ein, dieser mußte jedoch ablehnen, da er um diese Zeit auf der Universität sein müsse. Nach einigen froh verlebten Stunden verabschiedete er sich von den lieben Leutchen, ihnen herzlich Glück zu ihrer Verbindung wünschen.

Die letzten Worte, die er noch an sein Ohr erschallen hörte, kamen aus dem Munde des Alten und waren an Gretchen gerichtet: „Graitle, vergiß net, daß Gottes Wort sait: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein!““





### Sonntags im Feld.



Wallend über Kornes Bogen  
Kommt die blaue Luft gezogen,  
In den Alee senkt sich die Lerch'.  
Alles still; am Waldessaume  
Lehnt der Schäfer unterm Baume,  
Und die Herde ruht im Pferch.

Nun des Dorfes Glocken hallen,  
Und die Kirchengänger wallen  
Feierlich die Flur entlang.  
Aus des Gotteshauses Pforten  
Tönt in schwellenden Accorden  
Weit ins Thal der Orgel Klang.

Sinnend steh' ich still, zu lauschen  
Bald der Föhren leisem Rauschen,  
Bald des Festgesanges Chor.  
Auch die Lerche jauchzet wieder  
Hoch im Himmel Jubellieder,  
Und so wird nicht satt mein Ohr.

Mich umwehet heil'ger Frieden,  
Als ob Engel jetzt hienieden  
Segnend wandelten durchs Feld.  
Sonntag, Sonntag aller Orten,  
Ist's auch mir im Herzen worden,  
O du schöne, schöne Welt!



## Dämmerstündchen.

Von E.

„Läst mir die Lampe aus dem Zimmer,  
Noch dämmert ja der Abend kaum,  
Bei dieses Zwielichts halbem Schimmer  
Wie ich mich gern im wachen Traum,  
Des Tags verwirr'te Stimmen schweigen,  
Das Blut verflüht vom heißen Lauf  
Und sanftere Gefühle steigen  
Im Herzen mit den Sternen auf.“



Unter den vielen unauslöschlichen Erinnerungen aus den herrlichen Kinder- und Jugendjahren bleibt mir eine, geliebter Leser, immer außerordentlich köstlich:

Es ist die Erinnerung an das liebe „Dämmerstündchen“, welches fast allabendlich, wenn die Arbeit den Tag über anders nicht zu ermüdend war, im elterlichen Heim gefeiert wurde. Und eine wirkliche Feierstunde mit echt festlichem Nachhall in der Seele war es in der That! Wie der müde Wanderer in der Wüste mit Freunden eine reizende Oase begrüßt, so jubelte und wünschte ich oft das Dämmerstündchen herbei; denn auf die eine oder die andere Weise brachte dasselbe meinem strebsamen, dürstenden Gemüth jedesmal einen rechten Hochgenuß. Man wird mir es deshalb sicherlich zu Gute halten, wenn ich versuche die geschätzten Magazinleser für eine kurze Zeit im Geiste in den kleinen Kreis froher Theilnehmer einzuführen. Zwar sind sie in keinem prachtvollen, eleganten, prunkenden Salon, sondern nur in einem höchst einfachen Familienzimmer versammelt. In den geschmückten Palästen der Reichen dieser Welt fehlen meistens diese Stunden geselligen Familienglücks. Nur das fromme, zufriedene, auf Gott vertrauende Elternpaar kann dieselben sich und den Ihrigen schaffen. Siehe, der Abend hat sich bereits rasch und unerwartet auf die stillen Fluren herniedergesenkt. Die nöthigen Arbeiten in Scheune, Hof, Küche, Kammer und sonstwo sind selbstverständlich bestens besorgt. Alle Familienglieder haben dabei die ihnen zugetheilte Rolle ausgezeichnet gespielt. Das Abendbrod, welches die sorgsame Hausmutter, nach Maßgabe ihres jeweiligen Speisevorraths und mit Aufwendung aller ihrer Kochkunst zubereitete, hat trefflich gemundet. Der Abendsegen ist gesprochen. Ein äußerst behagliches Gefühl durchdringt den ganzen Körper, wohl wills einem bedünken, als sei man in etwa müde, allein der regsame Geist, der innere Mensch, beherrscht diese Umwandlung, ihm ist's, als fehle in der Reihe der Tagesereignisse noch Eins: die goldene Dämmerstunde. Schon mehrere der Nachbarhäuser schimmern in blendendem Lichte; aber eins derselben mit seinem Familienzimmer steht noch dunkel da. — In einem bequemen Stuhl, unweit des Ofens, hat die Mutter Platz genommen. Sie ist aufsteigend etwas erschöpft und wird sich wohl ein wenig ruhen wollen. In des Zwielichts halbem Schimmer kann man deutlich sehen, wie der Vater in ihrer unmittelbaren Nähe im „Sorgenstuhl“ sitzt und mit größter Ruhe im Stillen über die oft folgenschweren Vorgänge des Tages nachsinnt. So eben biegt die Tante Kimigunda in etwas schleichendem Gang und mit schlauen Mienen (schlau war sie!) um die Ecke, und ehe wir es uns versehen, sitzt sie auch schon, als kaum das herzliche „guten Abend!“ recht verhallt ist, an der Seite der Mutter. Die Tante war eine Wittve, und sie hatte als solche, wie man sich leicht vorstellen kann, schon viele herbe Tage und aufreibende Trauerstunden erlebt.

Ihr Mann war eines schönen Herbstmorgens ganz gesund und munter hinaus in den Wald gegangen, um „Bucheln“ zu schlagen, er hatte leider über der Arbeit auf dem Baum unversehends den Halt verloren und sich dergestalt verlest, daß er in wenigen Tagen darauf das Zeitliche segnen mußte. Mit echt christlicher Ergebung trug sie diesen schweren Verlust. Ihr zeitweiliger Besuch erhöhte den Reiz des Dämmerstündchens gar sehr. Sie wußte viel zu erzählen. Aus allen ihren Neben blickte ein unerschütterliches Gottesvertrauen. „Hilft Gott nicht zu jeder Frist,“ sagte sie oft und oft, „so hilft er doch wenn's nöthig ist.“

Kaum, daß wir sie sicher im Hause an der Seite der Mutter wußten, so summten wir auch fröhlich hüpfend zur Thüre herein. Ob gerade willkommen oder nicht, das kam bei uns nicht zunächst in Frage. Vater, Mutter und Tante allein in gar traulichem Gespräche vertieft, im Zwielicht linder Dämmerung, während der Mond schlaftrunken aus den Wolken herablugte und seinen milden Schein durch die großen Fenster ins Zimmer warf, und dabei draußen so traut und stille: das war's! Wenn nur jetzt Niemand Licht bringt! Der Kinderschwarm hat das Zimmer gefüllt. Alle stürmen alsbald um die ruhebedürftige Mutter. Ruhebedürftig? Ja, wer fragt darnach! — Hier gilt's nun den besten Platz, das heißt, den nächsten am lieben Mütterchen zu erobern. Das ist aber ein Lärmen, Drängen und Schieben! Der Mutter am nächsten — im Schooß, das müde Haupt an ihrer Brust. Was doch die Mutter alles gilt und gelten sollte, geliebter Leser! Sie ist es in deren Hände der liebe Gott die erste und größte Nacht der Erziehung gelegt hat. Vor allen Andern in der Welt kann sie ihren Einfluß geltend machen. Ihr gehört das Feld. Sie kann es ganz nach Belieben bestellen. — In der Stube ist nun auf einmal alles ruhiger geworden; Jedes hat sich ein passendes Plätzlein aufgesucht. Das Tick-Tack der alten diensttreuen „Schwarzwälder“ tönt so melodisch-friedlich von der Wand her über die kleine Gesellschaft dahin. Mutter und Tante unterhalten sich zunächst mit lebhaftem Interesse über die Arbeit des Tages, die theils befriedigend und theils auch anders ausgefallen ist. Dann kommen neue Vorschläge für den nächsten Tag aufs Tapet. Eine Pause tritt ein — die Tante wird zufällig mit Husten geplagt. — Eins der Geschwister nützt diesen Zwischenfall und es heißt: „Aber jetzt Vater, Mutter oder Tante auch eine Geschichte, etwas Schönes erzählen, nicht wahr!“ Und Alle stimmen ein: „O wie herrlich, herrlich!“ Es erfolgt leider eine abschlägige Antwort, daß nemlich alle Geschichten schon erzählt seien und dergleichen, allein ein noch-maliger Anlauf mit Ausbietung aller zu Gebote stehenden Redekunst schlägt endlich durch, und es gibt nun eine wunderhübsche Geschichte für die emsigen kleinen Lauscher zum Besten. Die Mutter beginnt. Alles ist Aug' und Ohr jetzt. Große Spannung malt sich auf jedem Angesicht ab. Wie das die jugendliche Einbildungsraft in den Gang setzt! Thränen der Nührung rollen über die rosigen Wangen. Im fahlen Mondlicht erglänzen dieselben wie kleine Silberbäcklein. Was wird wohl erzählt? Ein Märchen? Heldenthaten der alten Griechen und Römer? Wohl ein reizender Roman? Oder gar von den Verggessenen, diesen kleinen Knirpsen? Nicht diesmal. Es ist die Geschichte Josephs, welche die Mutter biblisch-richtig

in übersichtlichem Verlauf ihren Sprößlingen ohne weitere Erklärung darbietet: wie dieser nemlich vor seinen Brüdern einen bunten Rock bekommen, wie er eines Nachts einen wunderbaren Traum gehabt, wie er von seinen Brüdern beneidet, gehäßt, in die Grube geworfen, verkauft wurde, dann nach Egypten kam, dort leiden mußte, endlich erhöht wird, seine Brüder als „Kundschafter“ behandelte, sie hart prüfte, sich später zu erkennen gab, den Vater holen ließ und dergleichen. Nur zu bald ist der Faden der Geschichte zu Ende. Es entstehen nun allerlei Fragen: Wie Dies und Jenes sich verhalte? Die nöthigen Antworten erfolgen, welche die kleinen Denkerstirnen auch sichtlich beruhigen — Alle sind hoch zufrieden. Noch wird kurze Nachfrage gehalten, wie es durch den Tag in der Schule gegangen, wohl auch noch ein frisches Räthsel vorgelegt: In welchem See die Krebse roth schwimmen zc., der

Mutter dies und das — kindliche Abenteuer — erzählt, geklagt zc. Zum Erstaunen Aller ist die Zeit unglaublich schnell dahingeflossen. Tante K. schaut nach der alten „Schwarzwälder.“ Im Mondeschein kann man deutlich gewahren, daß es bereits ziemlich spät ist, und dennoch tönt es in mehrfacher Echo durch das Zimmer: „Schon das Licht angezündet?“ Ja, du liebes Dämmerstündchen, du hast deine Reize! Nie werde ich derselben vergeßen! Und:

Dunkelt einst mein Lebensabend,  
Und kommt die lange Nacht heran,  
Sollt ihr den Greisen (?) sanft und labend  
Ihr Zwielftstunden mich umfahn;  
Des Lebens gut und böse Tage  
Verschimmern sanft im Dämmerchein,  
Und ohne Kummer, ohne Klage  
Schlaf ich in Vaterarmen ein.

## Ernstes und Heiteres.

### Aus dem Leben eines alten evangelischen Reisepredigers.

#### XIII.

Wir sind nun wieder im Herzen vom Staat Indiana. Es ist doch höchst angenehm, wenn man als Prediger wieder da hin darf, wo man schon einmal war. Freilich Jener, der zum zweiten Mal ins Zuchthaus kam, hat auch so gesagt. Es hat uns inessen das zweite Mal dort fast besser gefallen, als da wir zuerst hinkamen. Wir durften diesmal drei Jahre bleiben. Von den Beschwerden will ich jetzt nichts sagen, wohl aber von dem Heiteren. Kam da eines Sonntag Nachmittags ein schweres Gewitter. Es regnete merkwürdig, so daß die Straßen und zum Theil auch die Niederungen ganz überschwemmt wurden. Einer großartig sein wollenden Nachbarsfrau, deren Mann früher, da er noch lebte, einen Trinksaloon hielt, lief dann das Wasser auch über den Hof in den Keller hinein, so daß Alles überschwemmt war. Die Frau kam heraus gestürmt, schaffte und patschte in dem Wasser herum, fluchte und schimpfte ganz barbarisch. Ich sah oben an meinem Fenster und schaute dem Manoeuvre zu; endlich wurde sie so wüthend, daß sie sich nicht mehr zu helfen wußte, und schrie wie besessen in die Luft hinaus: „Warum laufen jetzt die verfluchten Temperenzleute die Wasser nicht?“ Doch weiter. Ich hatte hier eine Frau in der Gemeinde, die war recht kindlich und fromm, ein treues Kind Gottes; ihr Mann hingegen war bitter böse auf die Kirche und die Prediger. Aber bei seinem Glauben wollte er dessen ungeachtet bleiben. Ich hatte ihn noch nie gesehen, aber durch seine Frau schon Manches von ihm gehört. Eines Nachmittags war ich dort auf Besuch, er war jedoch, wie gewöhnlich, nicht daheim. In der Regel betete ich mit der Familie, so auch diesmal. Da! als wir eben Alle auf unseren Knien lagen, geht ganz unerwartet die Thür auf, und wer kommt herein? — der Hausherr, und findet den Prediger mit seiner Familie auf den Knien. Nun, da wir's was absehen, dachte ich, sagte mich aber und betete fort, als ob Niemand da wäre. Er blieb ruhig stehen und schaute verwundert drein. Nachdem wir uns von den Knien erhoben, ging ich auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Sie sind wohl Herr F.“ „Ja,“ war die Antwort. „Nun, ich habe da meine Schäfchen besucht — Ihre Familie — und mit Ihnen gebetet,“ entgegnete ich. Er hatte

nichts zu sagen, war auch dem Anschein nach nicht böse. Eine Zeit lang später war ich wieder in der Nachbarschaft. Da kommt Frau F. und sagt, ich soll so gut sein und hinüber kommen, ihr Kind zu taufen, es sei krank, ihr Mann sei auch daheim. Gut, ich gehe und taufe das Kind. Nachdem die heilige Handlung vollzogen war, bot mir der Mann Geld an, welches ich jedoch abschlug und ging meiner Wege. Später, als ich mit der Frau wieder zusammen traf, sagte sie: „Hättest es nehmen sollen, es hat ihn fast verdroffen, aber er hat doch großen Respekt vor dir.“ Ein anderes Mal sagte sie: „Bruder! Ich glaube gewiß, mein Mann befehrt sich noch, ich bete für ihn und thue Alles, was ich kann, um ihn mit Liebe zu gewinnen. Wenn ich merke, daß er böse wird, wenn ich in die Kirche will (ich kann ihm dies gleich ansehen), dann bleibe ich einfach daheim. Kürzlich kam er betrunken nach Hause — spät in der Nacht. Ich zog ihm seine Stiefel aus und brachte ihn schnell ins Bett. Den nächsten Morgen fehlte ihm, versteht sich, der Appetit. Um zehn Uhr brachte ich ihm Kaffee und etwas zu essen in seine Werkstätte, und so thue ich Alles für ihn, was ich möglichst kann.“ (Ein vernünftiges Weib. — Edr.) Später starb ihnen ein Kind, und ich mußte die Leichenrede halten. Es dauerte nicht lange, da kam Herr F. auch einmal in die Kirche und bald noch einmal. Nun, das geht ja gut, dachte ich. Die Verwandten thaten im Schelten und Schimpfen ihr Bestes, denn sie waren schon längst bange Herr F. falle auch noch vom Glauben ab, wie seine Frau. Als ich später wieder mit der Familie zusammen traf, sagte die Mutter: „Ich habe gute Hoffnung und denke nur! er hat gesagt: Wenn der Prediger noch länger hier bleibt, so gebe ich fünf und zwanzig Dollars.“ Schade, daß dein Termin aus ist.“ „Nacht nichts, Herr F. kann sich doch bekehren,“ gab ich zurück, und richtig! gar nicht lange darnach kommt ein Brief, und da heißt's Schwarz auf Weiß: „Herr F. hat sich gründlich bekehrt und ist jetzt ein ernstliches Glied der Gemeinde. Gelobet sei Gott dafür!“ — Allein ich sollte noch erwähnen, daß jene Eltern auch ein etwa zwölf Jahre altes Töchterlein hatten, das Jesum schon liebte, und dieses half der Mutter im Glauben beten. Sie war eine meiner besten catechetischen Schüler. Ich selbst hörte sie mehrere



Mal öffentlich in der Versammlung beten: „O lieber Heiland! erbarme dich über meinen lieben Vater, befehle ihn und schenke ihm doch auch ein neues Herz!“ Die glückliche Mutter aber hatte das Vergnügen und die Freude nicht mehr lange mit ihrem nun bekehrten Gatten zusammen zum Hause Gottes zu gehen; er nimmt immer noch seinen Platz dort ein; sie aber, nachdem ihr Werk vollendet war, hat der Herr in ihren besten Jahren selig heimgeholt.

Edles Vorbild, ohne Tadel,  
Theure Seele! hoch von Adel,—  
Voller Sanftmuth und Geduld;  
Edle Fierde der Gemeinde  
Und in Wahrheit eine Freude—  
Voller Liebe, Treu' und Guld!

Ach! wie war'st du schon so selig  
Hier, und immer froh und fröhlich,  
Unbetrübt in jeder Noth;  
Freudig bist du hingegangen  
Mit Gebet und mit Verlangen  
Tag und Nacht zu deinem Gott.

Nun, wir gönnen dir die Freude,  
Brangst du ja in weisser Seide  
Droben vor des Lammes Thron.  
Warte dort bis wir nachkommen,  
Hier hast du nun ausgerungen,—  
Dort trägt du die Siegeskron'.

Schon wieder ziehen? Ja, es ist kein anderer Weg, die Zeit ist da. Unsere Sachen sind bereits eingepackt und abgesandt. Die letzte Nacht verweilten wir im Hause einer lieben Familie. Wir waren gerade im ersten, süßen Schlummer. Was ist das?! Musik—Gesang? Wie lieblich! Sind es Engel? Ich stand auf und sah! drunten im Hof standen eine Anzahl meiner Gemeindeglieder. Der Gesang galt u n s. Er wurde schöner und schöner. Das Herz wollte mir schier in der Brust geschmelzen, ich mußte vor Freude über die Liebe und vor Leid

über das Scheiden weinen. Wo geht's in Zukunft hin? An dem Rhiosfluß hinab, in die Stadt C. Hier liegt ja unsere Wilhelmina begraben, und hier hatten wir vor Jahren zurück eine rechte Leidenszeit. Wir hoffen diesmal geht's besser. Bald ist es aber keine Kleinigkeit mehr mit einer solchen Familie zu ziehen — sechs Töchter und ein Sohn. Liebe Zeit! da muß es ja den Leuten, wo man hin kommt, bange werden. Wer will denn eine solche Familie wohl aufnehmen? Aber das Pfarrhaus, wo wir früher drinnen wohnten, ist absolut zu klein; übel ober wohl, man drückt sich hinein, so gut man kann.—Es hat einmal ein Amtsbruder zu mir gesagt, sein Häuslein sei fast zerprengt, so voll Menschen sei es gewesen. Nun, zerprungen wäre dies gerade nicht, denn viele der Hauseligkeiten hat man eben in den Holzschuppen gesteckt. Und denkt euch! wir hatten nicht nöthig, dieselben wieder zu holen; andere Leute haben sie, auf gut deutsch, g e s t o h l e n. Aber nur Geduld, bis es besser kommt. Zwei Wochen sind wir bereits heimisch hier. Da! Montag Morgens in aller Frühe, rappelt's und poltert's draußen an der alten Hinterwand und auf dem Dach gar heidenmähig. Was in der Welt ist denn das? Sind sie doch nicht schon wieder da, die Diebe! —Was Diebe! Man reißt ungefragt das Dach, ja das ganze Haus ab. Nun ja, wir wissen schon was das meint. Nur tapfer eingepackt und fort! Was! das „Nest“ zerstören, weil man noch darinnen ist? So macht es ja der Adler seinen Jungen. Was man doch nicht Alles erleben muß! Zwei Monate geht's und das schönste zweistöckige Backsteinhaus, das wir noch je bewohnt haben, steht vor unsern Blicken da. Jetzt haben wir Raum genug, Gottlob! Nun wurde auch nach Herzenslust zu Gottes Preis gesungen und die Wohnung förmlich eingeweiht. Das muß eine glückliche Familie sein, die darinnen wohnt, sagten die Leute mitunter im Vorbeigehen. So war es auch; denn wir waren zu f r i e d e n. Nur Schade, daß wir nicht länger hier bleiben konnten.

## Die heidnische Mythologie in ihren religiösen Grundzügen betrachtet.

Von C. A. Paeth.

### IX.

Nachdem wir auf dem psychologischen und naturphänomenalen Grund in der Mythenentstehung und Ausbildung hingewiesen, bliebe uns nun hier noch übrig auch der betreffenden Faktoren in der Bildung der verschiedenen Völkermythologien zu gedenken. Da wir jedoch in der weiteren Darstellung hierüber gelegentlich Andeutungen machen werden, dürfte hier ein einfacher Hinweis vorläufig genügen. Wenn man mit Recht in der Völkerpsychologie die bedingenden und sonderlichen Haupteinflüsse auf Volkscharakter und Temperament klimatischen Beschaffenheiten und der Naturumgebung zuschreibt, so dürfen auch wir mit gleichem Recht in der Mythologie und religiösen Begriffsbildung aus derselben Quelle die anregenden Hauptfaktoren herleiten.—Der milde, heitere Himmel Hellas, z. B., mußte nothwendig andere Begriffe und Anschauungen vom Ueberirdischen und Göttlichen hervorrufen als der unwirkliche nordische, oder so oft unfreundliche über den düsteren Fichtenwäldern Germaniens. Das pflanzenreiche, schöne Indien andere als eine unabsehbare Wüste Afrikas u. s. w.

Nachdem wir also durch Erörterung dieser Vorfragen Raum gemacht, unternehmen wir zur nächsten eigentlichen Darstellung überzugehen. Wenn wir auch hier das Wesen des Menschengesistes in Rechnung ziehen, so kennzeichnen wir unsern Ausgangspunkt durch Voransetzung der von jedem Bewußtsein anzuerkennenden und anerkannten Abhängigkeit desselben von einem höheren Wesen, von einer erhabenen Macht, und in diesem finden wir zugleich das Grundelement jeder Religion. Jedes Bewußtsein weiß sich von einer erhabenen Macht abhängig, sie selbst aber weiß oder ahnt es über der Sphäre des Sinnlichen frei waltend. In dem Bedürfnis aber des abhängigen Bewußtseins oder „Zich“ sich dem Absoluten zu nähern, ihn zu suchen und sich mit ihm zu vereinigen, haben wir schon oben das bewegende Prinzip und den treibenden Faktor in der Mythenbildung gesehen. Somit ergibt sich für uns folgender Satz: daß jede Mythologie, wie jede Religionslehre überhaupt, nicht nur den Glauben an einen Gott involvirt, sondern das Dasein eines Gottes schon voraussetzt.

Um eine Ueberschau des Ganzen zu erleichtern, wollen wir

uns in etwa nach der Analogie des christlichen Religionsystems in der Darstellung halten, und Lehren wie: Von Gott, von seinem Wesen, seinen Eigenschaften, von der Welt, von der Beziehung oder dem Verhältniß der Gottheit zur Welt, vom Menschen, seiner Stellung zur Gottheit und Welt u. s. w., uns in gewissem Sinne zum Führer dienen lassen, oder sie als Grundlinien des Ganzen zu beachten suchen. Wir beginnen mit

#### B. Der Götterlehre oder Religion der Indier.

Die Urvorfahren dieses Volkes haben wir auf der großen Hochfläche Asiens, an den Ufern des Indus und seiner Zuflüsse zu suchen. Die Sprache dieses Volkes war die heilige Sprache, „Sanskrit“ genannt, und da in derselben der Gottesname der Wurzel und Abstammung nach derselbe ist, und auch in derselben Bedeutung gefaßt ist, wie es bei den verwandten oder abstammenden Völkern der Fall ist, und die Sprachverwandtschaft sehr bedeutend ist, so folgern wir aus dieser etymologischen Verwandtschaft, daß auch ihnen dieselbe Idee eines höchsten Wesens, das zu fürchten und zu verehren eigen war.

Der Urstamm dieses Volkes trennte sich nach der Auswanderung des gegen Westen rückenden Theiles abermals in zwei Theile, nemlich in das sog. „Zend-Volk“, welches sich vom Hindukuh westlich ausbreitete, und das Volk der „Hinduh“, welches östlich zog und das Gangesthal zu seinen Sizen wählte. Von dem Ersteren dieses Volkes besitzen wir die sog. „Zend-Avesta“, worin die Urkunden ihrer Religion enthalten sind, und von Letzteren haben wir die heiligen Bücher der „Vedas“, die uns über das Religionsystem und die Götterlehren dieses Volkes belehren. Der höchste Gott war ihnen *Indra* (Mond, Geist; auch Sonne). Er umkreist in goldenem Wagen die Erde, herrscht im weiten Luftkreis, weiß und sieht Alles, indem er mit tausend Augen um sich späht. Außer ihm hatten sie noch dreißig andere verschiedene Gottheiten, nemlich die acht „*Vasus*“, die Guten, wozu Feuer, Erde, Wind, Sonne, Himmel u. s. w., gehören. Ferner die elf „*Rudras*“, die zehn verschiedenen Hauche des Menschen, die zwölf *Aditjas* und die zwei *Asvinan*, d. i. göttliche Riesen.

Die eigentliche indische Götterlehre oder Religion, wie sie der indische Volkstamm, nachdem er seine jetzigen Wohnsitze eingenommen, ausgebildet hat, zerfällt in vier verschiedene

Bildungsperioden, wovon die erste ungefähr von 1800—1400 v. Chr. reicht und ist, wie Müller sagt: die *Ischandra* oder Dichterperiode. Die zweite, die *Indra*-Periode, wo schon Priesterthum und fixirtes Ceremoniell sich findet, ist die *Mantra*- oder Hymnenperiode; die dritte ist die Periode des *Brahmanismus* und endlich die *Sutra*-Periode, d. i. Periode der ausgebildeten Schulgelehrsamkeit. Sonne und Feuer waren dem indischen, religiösen Bewußtsein die große Macht des Alls und Prinzip des Lebens aller Dinge (etwa wie es dem griechischen Philosophen *Heraclit* das Feuer war). Doch ein so poetisch-philosophisch angelegtes Volk, wie die Indier, konnte bei diesen Begriffen nicht lange stehen bleiben; bald erhob sich ihr tiefsinniges Feingefühl zu der Fassung oder Idee eines Urgrundes aller Dinge. Die waltende Kraft und gesetzhafte Ordnung im Weltall wurde selbst zu Wesen personificirt, und somit ein heidnisch-religiöser Pantheismus ausgebildet.

Die personificirte Weltordnung ist „*Brahma*“, die aus sich selbst sich entfaltende Kraft. Da *Brahma* sich selbst anschaute, emanirte aus ihm die *Purusa*, d. i. Weltseele; diese fiel aber von ihm ab, und zur Strafe dafür schuf er die Welt des Körperlichen, in welcher die Geister wohnen müssen. In den *Vedas* wird *Brahma* beschrieben als: der Selbstständige, die Selbstständigkeit, die große Urseele, der Alles Bewegende, der aus sich selbst Bestehende, der Ewige, der Anfangslose, der allein Vollkommene; *Brahma* ist das in höchster Freude und Seligkeit sich offenbarende Urwesen, von dem die Welt nur Bild und Name ist. Alles Sichtbare hat seinen Grund in ihm, und er selbst ist frei und weder den Bedingungen des Raumes noch der Zeit unterworfen. Er ist unergänglich, ist die Seele der Welt und jeden Wesens. Sein Auge ist die Sonne, sein Leib die Welt, sein flüssiges Mark das Meer, seine Bewegung der Wind, seine Wohnung und Ruhestätte das Innere jeden Wesens. Er ist das Allgemeine des Allgemeinen, das Besondere des Besonderen. Er selbst ist unsichtbar, unhörbar, unfühlbar und unnehmbar; und dennoch sieht und hört und vernimmt er selbst Alles. Er ist Gesicht des Gesichts, Gehör des Gehörs, Auge des Auges, Gedanke des Gedankens. Er hat weder Form noch Gestalt, weder Grenze noch Beschränkung. Er selbst bleibt mitten im Flusse des Veränderlichen wandellos, fest! Er ist das Verständniß und die Rede aller Wissenschaften. Himmel und Erde hat er ins Sein gesetzt und ihre Dertlichkeit bestimmt. Alle Urstoffe und Substanzen sind seine Form, er selbst aber ist an sich wesentlich *reine* *Sicht*!

### Aus Schwerer Zeit.

**P**hilippine Welfer, das Ausburger Bürgerkind, war das Weib des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich geworden. Sie war es geworden gegen den Willen seines Vaters, des Königs Ferdinand.

Unweit von Innsbruck erhebt sich Schloß Ambras. Dort hin war Philippine mit ihrem Gatten gezogen. Jedes Kind dort weiß zu erzählen von der milden, herrlichen Frau, die einst dort gehaust. Wie eine Fee lebt sie in den Sagen, in der Erinnerung des Volkes. Dem Volke hat sie nur Gutes gethan, und als sie starb, rein, edel und heilig, da trauerte es um sie, wie um eine Mutter.

So glücklich die Ehe Ferdinands mit Philippine auch war, der Born des Vaters brühte beide doch darnieder. Mittler-

weile war König Ferdinand Kaiser Ferdinand I. geworden, und in sein Herz war eine versöhnlichere Stimmung für seinen Sohn Ferdinand eingezogen. Er erließ einen Gnadenbrief, der die kirchliche Rechtmäßigkeit der Vermählung seines Sohnes mit Philippine Welfer anerkannte. Nun war beiden alles darum zu thun, eine vollständige Ausöhnung mit dem Vater herbeizuführen.

Philippine war dem Kaiser Ferdinand gänzlich unbekannt. Er hatte sie nie in seinem Leben gesehen. Es wurde daher beschlossen, ihn gleichsam durch eine List zu überwinden. Der Erzherzog rechnete dabei auf die rührende Anmuth seines Weibes; der konnte der Kaiser gewiß nicht widerstehen.

Es war im Juli 1558.



Kaiser Ferdinand war in Staatsgeschäften in Prag. Im Grabschloß, der stolzen Hauptstadt der einstigen Könige von Böhmen, residierte er, und während er hier den verschiedenen Leuten Audienz ertheilte, pilgerten in bescheidener Kleidung Ferdinand und Philippine, ihre zwei Knaben in der Mitte, der alten Königsstadt entgegen. Niemand begleitete sie. Demüthig, wie Bittende, wollten sie vor dem Kaiser und Vater erscheinen, ihm ihr Leid klagen und sein Herz erobern.

Jede Stunde brachte sie Prag näher, und als nach langer und beschwerlicher Reise der Grabschloß amphitheatralisch vor ihren Augen aufstieg, da pochten doch ihre Herzen recht ängstlich.

Ganz Prag kannte die Stunden, wo Kaiser Ferdinand Audienz ertheilte. Mit geringer Mühe erfuhren daher die Pilgrime die Zeit, wo sie sich in den Grabschloß zu versetzen hatten.

Der Saal war schon gefüllt von Bittenden. Auf dem Throne saß der Kaiser. Zwar die Krone schmückte ihn nicht; aber der Purpurmantel, mit Hermelin verbrämt, hing in malerischen Falten um seine Schultern. Zu beiden Seiten des Thrones standen die Großen und Ritter des Reiches, während an einigen Tischen im Hintergrunde des Kaisers rechtsgelehrte Räte Platz genommen hatten.

Philippine trat bleichen Angesichts und klopfenden Herzens, an jeder Hand einen Knaben, in den Saal, und stellte sich sogleich in die Reihen der Bittenden. Eine gute Strecke hinter ihr stellte sich der Erzherzog auf.

Philippine wagte anfänglich nicht, das Auge aufzuschlagen. Erst als des Kaisers eigener Mund bestätigte, was das ganze Land von ihm rühmte, daß er nemlich ein äußerst gütiger, wohlthätiger und milder Herr sei — erst als sie sah und hörte, daß er für jeden Bittenden, auch für den Aermsten, ein aufmunterndes Wort, einen freundlichen Blick hatte, da faßte auch sie sich ein Herz, und betrachtete zum ersten Male längere Zeit das Gesicht, die Gestalt des Kaisers.

Er war älter geworden, viel älter, seit sie ihn in Augsburg an der Seite Karls V. gesehen. Um seinen Mund lag ein Zug stillen Grams, und der Glanz seines Auges war vielleicht nur deshalb so gütig, weil er gemildert wurde durch heimliche Wunden des Herzens.

Auch dem Erzherzog entging die Veränderung nicht, welche sich in den Zügen seines Vaters vollzogen, und sein Herz fühlte jenen Schmerz, der sich ankündigt, wenn das Kind den Eltern gegenüber sich Selbstvorwürfe machen muß. Er hätte vor die Stufen des Thrones stürzen mögen, um Verzeihung zu erflehen für das Leid, das er dem Vater angethan.

Ein Bittender nach dem andern wurde dazwischen vor den Kaiser beschieden; einer nach dem andern erhielt Zusage und Hülfe, und immer weniger wurden es der Bittenden, die noch vor Philippine den Platz einnahmen. Da kam sie endlich selbst an die Reihe. Ihr Herz klopfte fast hörbar, als sie sich

mit den beiden Knaben dem kaiserlichen Throne nahete. Vor den Stufen desselben sank sie nieder. Die arme Kleidung, welche ihren Leib bedeckte, konnte ihrer Armut keinen Eintrag thun. Ueberrascht blickte der Kaiser auf die Knieende; dann fragte er in gütigstem Tone, was ihr Begehre sei. Mit zitternder Stimme begann Philippine zu erzählen. Es war eine einfache, schlichte Erzählung.

„Ein König,“ begann sie, „der reich war an Ländereien, Silber und Gold, und ein Herr über viele, hatte einen Sohn. Der gab einem einfachen Mädchen seinen Namen. Der Vater zürnte.“

Die Knieende sah in das Gesicht des Kaisers. Ihre Augen schwammen in Thränen. „Nur Eure Majestät,“ fuhr sie fort, „kann diesen Jörn begütigen. Ich flehe Eure Majestät an, durch kaiserlichen Spruch den Sohn dem Vater wieder zurückzugeben; es bittet der Sohn darum durch den Mund der Gattin; es bittet die Gattin darum; es bittet Gott selbst darum durch den Mund dieser unschuldigen Kinder!“

„So seid Ihr das Weib?“ fragte der Kaiser.

„Ja,“ antwortete Philippine einfach. Aber in ihrer Stimme lag so viel Rührung, daß der Kaiser bis ins Innerste bewegt war. Vom tiefsten Mitleid ergriffen, erhob er sich, stieg die Stufen herab und zog die Flehende aus ihrer knieenden Stellung empor.

„Gut denn,“ sagte er dann, „nennt mir den harten Mann, und ich werde Recht sprechen.“

„Mein Kaiser verspricht es?“

„Bei meinem kaiserlichen Worte!“

„Ihr selbst seid der Mann, mein Kaiser. Ich bin Philippine Welfer, das Augsburger Bürgerkind, nach göttlichem und menschlichem Recht das Weib Eures Sohnes, den Ihr von Euch gewiesen, und mit ihm die unglückliche Gattin und die schuldlosen Kinder.“

Betroffen trat der Kaiser bei dieser Enthüllung zurück. Aber bittend streckte Philippine ihre Arme aus, und wieder mußte er ihr in das thränenüberströmte Gesicht schauen, und wieder schmolz sein Unwille vor ihren Thränen. Und wie von innerem Zwange getrieben, breitete er plötzlich seine Arme aus, und Philippine flog mit einem Aufschrei seligster Freude an die Brust des versöhnten Kaisers.

Da konnte auch Ferdinand, der Erzherzog, nicht länger an sich halten. Mit Ungestüm drängte er sich durch die überlasteten, wie gelähmt stehenden Reihen, und im nächsten Augenblicke stand er an der Seite seines muthigen Weibes.

„Vater! mein theurer Vater!“ Das war der einzige Ruf, den er über seine Lippen brachte; aber in diesem Rufe lag die ganze Geschichte vieler Jahre.

Auch ihn schloß der Kaiser versöhnt an seine Brust. „Meine Kinder,“ sagte er, und in seinen Augen bebten Thränen, „dieses Tages werde ich gedenken, so lange ich lebe!“

## Der Erntekranz.

Welch ein Jubel, Welch ein Singen  
Zu des Tages hellem Glanz,  
Heute soll das Werk gelingen,  
Soll entstehen der Erntekranz.

Wählet aus der Gaben beste  
In den Garten, von dem Rain;  
Zu dem schönen Erntefeste  
Müssen Blumen Zeuge sein;

Müssen künden von dem Segen,  
Den der Herbst uns hat gebracht,  
Den er baut an allen Wegen  
Mit dem Zauber seiner Pracht.

Sind dahin auch Knospen, Blüthen,  
Maientag und Rosenzeit,  
Herbst weiß Sonderreiz zu hüten,  
Wann er goldne Blätter streut.

Ueberall ein Drängen, Zagen  
Zu dem Fest — der Aehre Gold,  
Von dem Jubel hoch getragen,  
Dank und Ruhm und Ehre zollt

Ihm, dem Spender aller Gaben,  
Und dem Bringer selger Lust;  
Freude soll die Erde laben,  
Friede jedes Menschen Brust! **F. R.**

## „Ein wenig zu spät, ist ganz zu spät.“

(Von W. S.)

**D**a es gar viele Menschen gibt, die da meinen auf „ein wenig zu spät“ käme es nicht groß an, so möchten wir dieselben an das vorstehende Sprichwort erinnern, das in der That ein goldenes ist, und ihnen dasselbe an ein paar Beispielen in seiner goldenen Wahrheit vor Augen führen.

„Ein wenig zu spät, ist ganz zu spät,“ so heißt es zum Exempel bei dem Postwagen, dem Dampfschiff und der Eisenbahn, überhaupt bei allen Reisegelegenheiten, deren Abgang zu einer ganz bestimmten Zeit, wohl auf die bestimmte Minute, stattfindet. Da darf man auch nicht ein wenig zu spät kommen, wenn man nicht ganz zurückbleiben will. Am wenigsten gefährlich ist dies allerdings bei dem Postwagen; denn wer zu dem nur ein wenig zu spät kommt, kann zur Noth nachlaufen, wenn er gesunde Beine und eine kräftige Lunge hat, und, falls der Schwager auf dem hohen Boock ein menschliches Herz im Leibe hat, fährt er Schritt, wenn er den Nachlaufenden rufen hört, oder hält auch ganz stille.

Aber wenn bei dem Dampfboote das Gangbrett erst weggezogen ist, welches das Boot mit der Landebrücke verbindet; wenn die Tawe gelöst sind und die Schaufelräder ihre Arbeit wieder begonnen haben, — oder wenn auf der Eisenbahn die Locomotive bereits ihren grellen Pfiff gethan und der Zug sich in Bewegung gesetzt hat, dann heißt's: „Ein wenig zu spät, ist ganz zu spät.“ Der bedauernswerthe Verspätete hat nicht nur den Verdruß, dableiben zu müssen, am Ende auch noch gar einen ertlecklichen Schaden, der ihm aus der verfehlten Reise erwächst, nein, er hat auch gewöhnlich zu dem Verdruß und Schaden noch den Spott, den er aus den zufriednen lächelnden Mienen der glücklicheren Mitreisenden herauslesen kann, zumal wenn er sich recht ungeberdig und verzweifelt anstellt, oder gar zornig wird, wie jene wohlbeleibte Dame, die ich einmal in ähnlicher Lage sah. Die hatte gerade noch Zeit gefunden, sich ein Billet zu lösen; wie sie aber mit hochrothem, schweißtriefendem Angesichte aus dem Wartesaal tritt, pfeift es, und der Zug fährt ihr vor der Nase weg. Da hebt sie beide Arme in die Höhe und schreit: „Nein, das ist aber unverschämt!“ worauf ihr ein brausendes Gelächter Aller, die das große Wort gehört hatten, antwortete.

Da war augenscheinlich auch „ein wenig zu spät, ganz zu spät.“ Ich will dem geneigten Leser deßhalb kund thun, wie ich es mache, um solchem „ganz zu spät“ zu entgegen. Ich beuge mich, wenn es irgend möglich zu machen ist, lieber eine Viertelstunde vor der bestimmten Abfahrtszeit an Ort und Stelle, und lasse mich geduldig wegen meines „Post- oder Dampfschiffs-, oder Eisenbahn-Fiebers“ verspotten. Probatum.

Aber unser Sprichwort hat auch noch ganz anderen Seiten hin seine volle, goldene Wahrheit und verdient deßhalb, auf das Ernsteste beherzigt zu werden.

Ich denke z. B. an die Erziehung der Kinder, davon ja so vieles geredet und geschrieben wird, und das mit Recht.

Wie viele Eltern müssen da auch die Wahrheit unseres Sprichworts erfahren, nicht selten mit dem bittersten Herzeleid! Es sind diejenigen, welche von dem Grundsatz ausgehen, man

dürfe ein Kind ja nicht zu frühe strafen, sondern dürfe mit dem Strafen erst wirklichen Ernst machen, wenn das Kind soweit entwickelt sei, daß es verstehen könne, warum es gestraft werde. Diesen Zeitpunkt schiebt dann aber die thörichte Elternliebe natürlich recht weit hinaus, und läßt inzwischen dem lieben Söhnchen oder Töchterchen alle Unarten ruhig hingehen, besonders den Eigensinn hübsch groß wachsen.

Wenn dann der unseidliche Range richtig fertig ist, und es ist nach dem weisen Urtheile des Herrn Vaters oder der Frau Mutter die rechte Zeit für das Strafen gekommen, was gibt es dann, wenn mit demselben wirklich Ernst gemacht wird? Das liebe Kind begreift natürlich nicht, warum es nun mit Einem Male Schläge bekommen, oder eine andere Züchtigung erleiden soll für etwas, was es bisher stets ungestraft thun durfte; es sieht die Strafe als ein bitteres Unrecht an, das ihm angethan wird; es verbittert sich völlig gegen die Eltern und wird irre an ihnen, weil sie plötzlich so ganz anders sind als früher. Wo zu rechter Zeit, d. h. recht frühe, ein leichter Klapps auf das kleine Sändchen ausgereicht hätte, dem Kinde bemerklich zu machen: das darfst du nicht thun—oder! da reicht jetzt eine derbe Tracht Prügel kaum mehr hin, es zu warnen und von dem abzubringen, was es sich in der straflosen Zeit gewöhnt hatte, als eine „berechtigzte Eigenthümlichkeit“ für sich in Anspruch zu nehmen. Und wo nicht jetzt jener unnachsichtige, schneidige Ernst der Erziehung, der doch dem Elternherzen so überaus schwer ankommt, zur Anwendung gebracht wird; wo nicht jetzt die Eltern in voller Uebereinstimmung und ohne alle Schwäche strafen, was zu strafen ist: da ist und bleibt die Erziehung eine verpfuschte, und es muß ein besonders gut geartetes Kind sein, das schließlich doch noch geräth.

Und erst der liebe Eigensinn! Ist der einmal mit dem Kinde ungebrochen herangewachsen, zwei, drei Jahre lang, wer will ihn dann noch völlig und gründlich brechen, zumal bei einem schwächlichen Kinde, bei dem man es mit einer derben, durchgreifenden Züchtigung kaum wagen darf? Den leichten Klapps, durch welchen ihm schon frühe hätte begreiflich gemacht werden können, daß der elterliche Wille dem kindlichen vorangehen muß, den hätte es zu seiner Zeit ganz wohl tragen, und hätte dabei gelernt, was doch jeder Mensch nothwendig einmal lernen muß, und was er am leichtesten in der frühesten Jugend lernt, daß man nemlich mit dem eigenen Kopfe wohl wider die Wand rennen kann, aber niemals durch sie hindurch.

Item, da wird es denn in besonderem Maße wahr: „ein wenig zu spät, ist ganz zu spät.“

Oder noch ein anderes Beispiel für die Wahrheit dieses Sprichworts.

Du hast einen deiner Freunde getränkt und beleidigt, ich will annehmen nur durch ein unbedachtes Wort, das gar nicht so böse gemeint war, als es lautete. Wie du merkst, daß er deßhalb auf dich zürnt, ist es dir auch sogleich leid, das unbedachte Wort gesprochen zu haben. Du möchtest auch gerne den Beleidigten alsbald um Vergebung bitten. Aber die falsche Scham vor den Anwesenden verschließt dir den Mund. Es vergehen nun Tage, bis du mit dem Beleidigten wieder zu-



sammenkommst, und zwar er und du alleine, ohne daß Jemand zugegen ist, vor dem du dich wieder schämen könntest, die Bitte um Verzeihung auszusprechen. Kommst du nun endlich wirklich dazu, so hat sich bei dem Beleidigten der Zorn inzwischen so tief und fest ins Herz eingegriffen, daß er die Hand zur Verzeihung, die du bietest, und die er sogleich nach der erfahrenen Beleidigung wohl mit Freuden angenommen hätte, nun zurückstößt. Er glaubt dir nicht mehr, daß dir dein übles Benehmen wirklich leid thut, weil du so lange warten könntest, es zu entschuldigen und dafür um Verzeihung zu bitten. Der Riß ist da; du bist um einen Freund ärmer; „ein wenig zu spät, war ganz zu spät.“

Und willst du endlich wissen, wo das Sprüchlein erst recht zur Wahrheit werden kann? Wenn es sich um deine Buße und Befehrung handelt. Da denkst du ja wohl auch so gerne:

es hat noch Zeit damit, bis es einmal zum Ende geht, und bist mittlerweile nur darauf aus, recht nach deinen Lüsten und Begierden zu leben und dich des Lebens zu freuen „weil noch das Lämpchen glüht.“

Aber wenn nun das Lämpchen, das Lämpchen deines Lebens, mit Einem Male verglüht? Wenn der plötzlich daherkommende Todeshauch es schnell und unvermuthet auslöscht, ohne daß dir Zeit bleibt, die Gedanken einmal mit Ernst auf die Ewigkeit und dein Schicksal in ihr hinzuwenden? Wie dann, lieber Freund? Wird's dann nicht auch über dein Zaudern, über dein unaufhörliches Verschieben der Buße von heute auf morgen droben vor dem Richterstuhl des Herrn heißen müssen: „Ein wenig zu spät, ist ganz zu spät!“

Item, der weise Salomo spricht: „Ein Jegliches hat seine Zeit;“ und dabei soll es bleiben.

## Die Sonntagschule.

### Des Sonntagschullehrers Ausrüstung.

Wenn uns eine bedeutungsvolle Arbeit bevorsteht, und wir auch allen Muth und eine feste Entschlossenheit haben, dieselbe zu thun, so ist die richtige Ausführbarkeit dennoch unmöglich ohne eine gehörige Ausrüstung. Der fleißige und treue Landmann mag einen Willen zeigen, sein Feld zu bauen, hat er aber die erforderlichen Werkzeuge zum Feldbau nicht, so richtet er nichts oder doch wenig aus. Die Arbeit in der Sonntagschule ist eine von einer sehr bedeutenden Tragweite, mehr so als sehr viele S. S. Arbeiter erkennen. Die Zeit war—ist aber, Gott sei Dank! nicht mehr—wo man irgend Jemand, den man bekommen konnte, als Lehrer in der Schule anstellte, ob er dazu fähig war oder nicht. Heute aber sieht man ein, daß auch für dieses Fach eine Vorbereitung nöthig ist. Der Lehrer nimmt eine wichtige Stelle ein in der Kirche, und sollte demgemäß ausgerüstet sein. Was zu dieser Ausrüstung gehört, darüber mag eine Meinungsverschiedenheit herrschen, selbst unter den Hauptsonntagschularbeitern unserer Tage, und man seine Last, Lehrer zu finden, welche dem Ideal Aller entsprechen.

Es wird oft in Schrift und Rede das Bild eines S. S. Arbeiters so vollkommen gezeichnet, daß man fragen möchte: „Wer ist hiezu tüchtig?“ Manchem stehen die Mittel und Gelegenheiten nicht zu Gebote, sich zu solcher emporzuschwingen, und soll der deswegen am Markte müßig stehen bleiben, wenn die Arbeit im Weinberge unseres Gottes so dringend ist? Ich meine nicht. Und wo soll der Superintendent einer Sonntagschule competente Lehrer bekommen? Gewöhnlich muß er das Material verarbeiten, wie er es hat. Wir setzen voraus, daß ein Lehrer eine bekehrte Person ist. Wenn ihr dieses fehlt, so mag sie sonst alle Eigenschaften eines guten Lehrers haben, und doch wird am Ende der Hauptzweck verfehlt sein. Wenn aber das Herz dem Herrn geweiht ist und das Leben exemplarisch, dann ist eine gute Basis zur richtigen Ausrüstung gelegt. Was immer ihm an Schulbildung abgehen mag, so kann er doch erfolgreich sein in dem großen Werk, das man ihm anvertrauen mag. Die Hauptbedürfnisse der Ausrüstung stehen ihm zu Gebote.

1. Muß ein Lehrer ausgerüstet sein mit dem Schwert des Geistes, dem Worte Gottes. Er soll mächtig sein in

der Schrift, denn dieselbe soll er ja seinen Pfllegebefohlenen mittheilen, und wie kann er das thun, wenn er sie selbst nicht weiß, noch versteht. Es reicht auch nicht aus, daß man so flüchtig über seine Lektion hinsieht oder vielleicht auch eine Auslegung darüber liest, wie gut und nöthig dies auch sein mag. Er soll ein Student der Bibel sein, nicht nur des Theils, welcher am kommenden Sonntag die Lektion einbegreift, sondern der Bibel überhaupt. Wenn man einen Lehrpunkt illustriren kann mit einem Beispiel oder Spruch aus dem Worte Gottes, so ist es viel schlagender als wenn man ein Geschichtchen erzählt, wo man selbst am Ende großen Zweifel hegen muß, ob es auch die Wahrheit ist. Gottes Wort hat nach allem eine Kraft und hat die Verheißung, daß es nicht leer zurückkommt (Jes. 55, 10. 11). Auch ist das Wort der Wahrheit, wenn recht vorgetragen, der Jugend am Ende mehr interessant, als ihnen irgend etwas sonst sein könnte. Der Lehrer, welcher wähnt, so viel vom täglichen Leben in seinen Unterricht ziehen zu müssen, wie er kann, um Aufmerksamkeit bei seiner Klasse zu erhalten, ist noch weit entfernt von der Vollkommenheit. Die Antwort, welche eine Anzahl Schüler bei einer Kinderversammlung gaben auf die Frage, von was sie am liebsten hören möchten, war: „Von Jesu.“ Die alte Geschichte von Bethlehern, von Golgatha, von dem Lamm Gottes, ist die interessanteste aller Geschichten. Sie genau zu wissen und richtig anwenden zu können, ist die Kunst und das Geheimniß eines erfolgreichen Lehrers.

Die Ausrüstung erlangt man durch fleißiges Studium. Zuerst der Bibel selbst. Die besten Schriftkennner sagen uns, daß die Schrift sich einander gegenseitig auslegt, der Alte Bund den Neuen und der Neue den Alten. Aber es kommt dem Lehrer auch gut, wenn er die Gedanken gelehrter Männer liest. Was ihn vielleicht Wochen und Monate nehmen würde, kann er in verhältnißmäßig kurzer Zeit in einem Bibelwerke finden. Auch ist es eine große Hülfe zum Verständnis des Wortes Gottes, wenn man mit der geographischen Lage der Länder der Bibel bekannt ist, und die Gebräuche der Völker jener Zeit kennt. Es sind auch zu unserer Zeit diesen Bedürfnissen hinreichend Rechnung getragen, indem die betreffenden Werke zu solchen Preisen erscheinen, daß kein Lehrer mehr wegen Mangels an Mitteln dieselben entbehren muß. Das Wort des betagten Apostels Paulus an seinen geistlichen

Sohn: „Predige das Wort,“ gilt auch einem jeden S. L. Lehrer.

2. Ist noch ein Bestandtheil dieser nöthigen Ausrüstung, welcher nicht unberührt bleiben darf und ist ebenso nöthig wie der erstgenannte, nämlich die Kraft des heiligen Geistes. Ohne dieselbe wird der Zweck nicht erreicht. Nach allem was wir sagen vom Worte Gottes, so ist es doch nur das Werkzeug in der Hand des Herrn, um sich selbst—dem heiligen Geist—eine Oeffnung ins Herz des Menschen zu machen. Füglicly vergleicht man Gottes Wort mit dem Telegraphenbraut, auf welchem Bottschaften gesandt werden. Die Erneuerung des Herzens, welche der Lehrer anstrebt, geschieht durch den heiligen Geist, und das Wort mit demselben gesalbt aus dem Munde eines frommen, treuen Lehrers ergreift nicht nur den Verstand, sondern das Herz des Schülers, und früher oder später fängt er an nachzufagen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Diese Kraft muß den Lehrer beselen, und nach dem Maß derselben wird sein Erfolg sein. Und ein Jeder kann diese Kraft haben. Die Jünger sollten zu Jerusalem bleiben bis sie angethan würden mit Kraft aus der Höhe, und so soll ein jeder Lehrer gläubig am Gnadenstern auf diese Kraft zur Ausrüstung für sein Amt warten. Also soll ein Lehrer nicht nur ein fleißiger Student, sondern auch ein ernstlicher Beter sein. Wer also studirt und betet, den wird der große Lehrmeister ausrüsten für die wichtige Arbeit, die ihm die Kirche angewiesen hat. Auf diese Weise ausgerüstete Lehrer stehen in den Stürmen der Anfechtung und lassen im Kampf den Muth nicht sinken. Eine Klasse, die einen solchen Lehrer hat, ist gesegnet; wenn sie aus unbefehrten Schülern besteht, so werden sie dem Herrn zugewandt; wenn die Klasse befehrt ist, so wird sie weiter gebracht und aus derselben gehen Männer oder Weiber hervor, die in der Kirche nützlich und in der Welt brauchbar sind. Daß wir in allen unseren Sonntagsschulen solche Lehrer hätten!

S. L. U m b a c h.

### Die kleinen Kinder, ihr Lehrer und Unterricht.

Die kleinen Kinder der Gegenwart sind die Großen der Zukunft, sind die Hoffnung der Sonntagsschule, Kirche und des Staates. Als solche verdienen sie auch von uns die größte Aufmerksamkeit und Pflege. Sie zu dem zu erziehen heranzubilden, was man hofft, daß sie sein möchten in der Zukunft, ist unsere Aufgabe in der Gegenwart.

Salomo, der weise Mann sagt: „Wie man den Knaben gewöhnt, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird;“ daher jeder gewöhnt, alt gethan. Dies findet seine Bestätigung allerwärts und zu allen Zeiten. Die Sonntagsschule kann nicht und sollte auch nicht die Stelle der Eltern in der Erziehung einnehmen. Sie empfängt die Kinder wie sie ihr von den Eltern zugesandt werden, seien sie nun gutgezogen, ungezogen oder verzogen.

Aus diesem Material hat sich die Sonntagsschule ihre Zöglinge zu bereiten, welches gewiß nicht durch Gleichgültigkeit und Geringschätzung der Kinder geschehen kann. Wir wollen mit dem großen Kinderfreund, unserm Herrn und Meister Christo Jesu sagen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht!“ Daher sollten

1. Die Kleinen, welche die Sonntagsschule besuchen, liebevoll und freundlich aufgenommen und bewillkommt werden. Denn ein freundlicher Blick oder Gruß kostet nichts und wird von Kindern lange im Gedächtniß behalten.

2. Sollten sie in eine besondere Klasse, sage „Kleinkinder-Klasse,“ gesammelt werden.

3. Sollten die Kleinen ein Zimmer, eigens für sie eingerichtet, abgeschlossen von den andern Sonntagsschülern, haben. Auch sollten dem Zimmer die nöthigen Mittel zum Anschauungsunterricht und der Zierde nicht fehlen. Daß es keinem Gefängniß, mit finsternen, kahlen Wänden gleiche, sondern anziehend und heimathlich sei.

4. Sollten sie einen eigenen Lehrer (oder Lehrerin) haben, der ein Herz voll Jesuliebe, dazu Sprach- und Schriftkenntniß, Anstand, Ordnung und Autorität besitzt, wodurch er die Kleinen gewinnen, aufmerksam und in Ordnung halten kann.

5. Der Unterricht sollte ihnen nach Umständen und Verhältnissen angepaßt werden. Es ist nach meinem Dafürhalten nicht rathsam, nach einer steifen Form, oder Perser- und Nieder-Gesetz den Unterricht zu ertheilen. Und weil das Auge besonders bei Kleinen viel im Unterricht thätig ist, sollte man denselben auch so viel es nur möglich ist, veranschaulichen. Auch ist das Auswendiglernen geeigneter, kleiner Bibelverse anurathen, um so die Vorrathskammer ihres Gedächtnisses frühe mit dem Göttlichen anzufüllen. Ebenfalls ist Gebet nicht zu versäumen; mit ihnen beten, sie beten lehren, ist eine der Hauptsachen. Der Gesang sollte nicht minder gepflegt werden. Der liebe Gott segne unsere Kleinen, ihre Lehrer und Unterricht. Amen.

### Wie man die Bibel lesen soll.

Georg Müller rath auf die Frage, wie man die Bibel lesen sollte:

1. Da nur Gott durch seinen Geist uns recht erleuchten könne, vor und während des Lesens um diese Erleuchtung zu bitten.

2. Nicht sogleich diese Erleuchtung zu erwarten über alles was wir lesen, sondern geduldig und mit anhaltendem Flehen darnach zu suchen.

3. Die ganze Bibel im Zusammenhang und nach einander zu lesen, alle Tage einen Abschnitt des Alten und des Neuen Testaments, weil ein Theil auf den andern Licht wirft, weil nur so der ganze geoffenbarte Willen Gottes erkannt wird, und weil wir dadurch am wenigsten unserer eigenen Willkür vorgefaßten Lieblingsmeinungen uns zu überlassen in Gefahr stehen.

4. Sorgfältig über das Gelesene, wenigstens über einen Theil desselben, nachzudenken. Gelehrte Auslegungen füllen leicht den Kopf an und blähen das Herz auf, wogegen die mit Gebet von Gott erlangte Erkenntniß uns demüthig erhalte, näher mit ihm verbinde und, da sie ins Herz bringen und unser Eigenthum werde, auch eher aufs Leben angewandt werde, worauf doch alles ankomme. Treue Uebersetzungen nach dem Urtext seien öfters zu Rathe zu ziehen, wofern die Uebersetzer wirklich Geistesmenschen gewesen sind.

**Befehrung** am Morgen des Lebens bedeutet gewöhnlich ein ganzes Tagewerk für den Herrn; aber Befehrung spät am Nachmittag des Lebens sichert nur noch die letzten Augenblicke—den Sonnenuntergang. Die ippigsten, fruchtbarsten Bäume sind die, welche in Gottes Weinberg und Ackerfeld gepflanzt wurden, als sie noch Zweiglein waren; wer so im Hause des Herrn gepflanzt ist, wird in den Vorhöfen unseres Gottes grünen.



## Sonntagschul-Lektionen.

Drittes Quartal.

## Die Gebote.

## 10. Lektion: 2. Mose 20, 12-21.—Sonntag den 4. September 1881.

12. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.

13. Du sollst nicht tödten.

14. Du sollst nicht ehebrechen.

15. Du sollst nicht stehlen.

16. Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

17. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch alles, das dein Nächster hat.

18. Und alles Volk sahe den Donner und Blitz, und den Ton der Posaune, und den Berg rauchen. Da sie aber solches sahen, flohen sie, und traten von ferne,

19. Und sprachen zu Mose: Rede du mit uns, wir wollen gehorchen; und laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben.

20. Mose aber sprach zum Volk: Fürchtet euch nicht; denn Gott ist gekommen, daß er euch versuchte, und daß seine Furcht euch vor Augen wäre, daß ihr nicht sündiget.

21. Also trat das Volk von ferne; aber Mose machte sich hinzu ins Dunkle, da Gott innen war.

**Haupttext:** Das andere aber ist dem gleich. Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.—Matth. 22, 39. 40.

**Einführung.**—In der Lektion am letzten Sonntag haben wir unsere Pflichten gegen Gott betrachtet. Heute werden wir nun über die Pflichten gegen den nächsten belehrt. Diese beiden Tafeln sind jedoch unzertrennlich mit einander verbunden. Denn die Erfüllung der zweiten gründet sich stets auf die Erfüllung der ersten. Die wahre Nächstenliebe quillt nur aus der Liebe zu Gott; daher denn auch Johannes sagt: „So jemand spricht: Ich liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner“ u. s. w. (1. Joh. 4, 20.)

**Erklärung der Lektion.**—1. Das fünfte Gebot. B. 12. In diesem Gebot haben wir einen recht passenden Uebergang von den Pflichten gegen Gott zu den Pflichten gegen den Nächsten. Denn das Köstlichste, Liebste und Nothwendigste, was wir vom Anfang des Lebens besitzen, sind unsere Eltern. Dieses Gebot verlangt daher auch mit Recht, die Eltern zu ehren. Das Wort „ehren“ faßt den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern in sich, der aus dem Gefühl heiliger Ehrfurcht, Zuneigung und Liebe entspringt; einen Gehorsam in allen billigen Stücken, den das Kind willig und gern leistet. Der Grund, Vater und Mutter zu ehren, liegt 1) darin, weil sie die Werkzeuge Gottes sind, wodurch wir Leben und Pflege erhalten haben; 2) weil sie mit vieler Liebe und Geduld uns erzogen haben; 3) weil sie uns gegenüber die Stelle Gottes vertreten, bis wir selbst zur vollen Erkenntniß gelangen. In der Liebe zu den Eltern wird beim Kinde der wahre Keim zur Frömmigkeit geboren. Ohne Elternliebe gibt es auch keine Liebe zu Gott und kein wahres sittliches und edles Gefühl. 4) Hat Gott auf die Erfüllung dieses Gebotes eine besondere Verheißung gegeben. Solchen Kindern geht es wohl. „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser; aber der Mutter Fluch reißt sie darnieber.“

Bei diesem Gebot ist noch weiter zu bemerken, daß dasselbe auch seine Anwendung findet mit Bezug auf unsere Lehrer oder Prediger, auf die Obrigkeit und auf das Alter. Besonders bedeutet es, daß wir unsere Eltern im Alter versorgen und zärtlich behandeln sollen.

2. Das sechste Gebot.—Vers 13. Hier in diesem Gebot stellt Gott unser Leben sicher. Es verbietet 1) alle Verkürzung und Verletzung des menschlichen Lebens. Unter dieser Rubrik kommt der Mord auf die verschiedenen Weisen, alle Gewaltthätigkeit, Unbarmherzigkeit und Leichtsinngkeit, wodurch wir selbst oder Andere an Leib und Seele Schaden nehmen könnten: als Schlägereien, Zank und Schimpf, Sklaverei zu treiben und auch die Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Zum 2) verbietet dieses Gebot alle bösen Bestimmungen gegen den Nächsten. Johannes sagt: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger.“ 1. Joh. 3, 15. Dieses Gebot hat jedoch auch seine Ausnahmen. Es verbietet nicht, daß die Obrigkeit verstockte und blutdürstige Mörder hinrichten soll, oder daß wir unser Leben und unsere Freiheit vertheidigen, wenn Angriffe darauf gemacht werden.

3. Das siebente Gebot.—Vers 14. Wie Gott im sechsten

Gebot unser Leben sicher stellt, so umgürtet er im siebenten die Familie, damit das Glück und die Reinheit derselben unangefastet bleibe. Es ist dazu bestimmt uns vor aller Unreinigkeit des Herzens und des Lebens zu bewahren. Es verbietet alle unkeusche Gedanken, Worte und Werke, das Lesen gottloser und unreiner Bücher, das Anschauen aller unsittlichen Bilder. Eph. 5, 3. Es fordert von uns, daß wir in allen unseren Gefühlen, Gedanken und Thaten sittlich und tugendhaft sein sollen. 1. Petr. 2, 9. Es ermahnt uns mit dem Dichter zu beten:

„Der Wollust Reiz zu widerstreben,  
Laß, Höchster, meine Weisheit sein!  
Sie ist ein Gift für unser Leben  
Und ihre Freuden werden Pein;  
Drum fleh ich demuthsvoll zu dir:  
O, schaff ein reines Herz in mir!“

4. Das achte Gebot.—Vers 15. Durch dieses Gebot ist unser Eigenthum sicher gestellt vor allem Diebstahl und Betrug, vor Gewalt und List. Hiernach ist es auch verboten unrechten Muth zu treiben, irgend welche Geschenke zu nehmen, um das Recht zu beugen und alle Ueberbortheilung im Handel. B. 15, 5; Jes. 33, 15; 1. Thess. 4, 6. Dieses Gebot verlangt hingegen, daß wir ehrlich und aufrichtig in allem unserem Thun und Treiben sind, daß wir unsern Nächsten Wohl zu fördern suchen und demselben mit Rath und That beistehen in seinen zeitlichen Angelegenheiten. Die Sungrigen sollen wir speisen, die Nackten kleiden und den Nothleidenden helfen. Wir sollen stets die goldene Regel Matth. 7, 12. befolgen.

5. Das neunte Gebot.—Vers 16. Dasselbe beschützt den guten Namen unseres Nächsten, indem es alle falsche Zeugnisse, alles Lügeleben, Verleumdungen und die Lügen aller Art verbietet. In dem Büchlein: „Der königliche Weg,“ sind uns vier Gründe angeführt, warum wir kein falsches Zeugniß reden sollen. Es heißt: „Wir sollen es nicht thun erstens, weil es eine gemeine Sache ist; zweitens, weil es eine uneinträgliche Sache ist; drittens, weil es gefährlich ist, und viertens, weil es gottlos ist.“ Es wäre gut, wenn der Lehrer dies den Kindern recht gut einschärfe. Das Lügen ist ohne Zweifel eine der schlimmsten Sünden. Ein Schreiber sagt: „Ein Dieb ist nicht so böse, als ein Mensch, der sich zum Lügen gewöhnt hat; aber zuletzt kommen sie beide an den Galgen.“ Ja, wir lesen in der Offb. 21, 8., daß die Lügner ihr Theil haben in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt. Laßt uns daher Christum, die ewige Wahrheit anziehen.

6. Das zehnte Gebot.—Vers 17. Dieses Gebot ist vor allen anderen wichtig; denn es lehrt uns, daß unsere Herzen im rechten Stande sein sollen. Ist dieses der Fall, so daß keine unreinen Begierden und Verlangen darin regieren, dann ist es gar nicht so schwer, die andern Gebote zu halten. Dann können wir mit Johannes sagen: „Seine Gebote sind nicht schwer.“ 1. Joh. 5, 3. Von Natur aber haben wir kein reines

Herz, sondern ein Herz, worinnen die Sünde wohnt und regiert. Wir müssen daher zuerst mit unserm bösen Herzen zu Gott kommen und ihn anflehen um ein neues, reines Herz. Gott hat uns dieses verheißen. Er spricht: „Ich will euch ein neu Herz und einen neuen Geist in euch geben“ u. s. w. (Hes. 36, 26. 27.; 1. Joh. 1, 7.)

Diese Gesetzgebung auf Sinai geschah unter Donner und Blitz und furchtbaren Erscheinungen. Auf eine ganz andere Weise schreibt aber Gott im Neuen Testament sein Gesetz in unsere Herzen. (Ebr. 12, 18–20.)

**Anwendung.**—1. Gott beginnt die andere Tafel nicht damit, daß er uns zeigt, wie Könige regieren sollen, oder wie die Großen der Welt ihre Geschäfte zu führen haben, sondern wie Kinder sich betragen sollen gegen ihre Eltern. — 2. Nicht nur mit der Hand wird der Nächste getödtet, sondern auch im Herzen, durch Haß, Feindschaft, Zorn und Rachgier. — 3. Wahre Zucht und Keuschheit ist ein köstliches Gut, welches das ganze Familienleben durchdringen soll. — 4. Das Eigenthum, sowie auch der gute Name unseres Nächsten, soll uns stets heilig sein. Die Lügen theilt man ein in boshafte, leichtsinnige, unbedachte und Nothtügen, aber sie sind alle sündlich und unrecht. — 5. Das böse Herz ist eine unreine Quelle, aus welcher die bösen Rüste gleich schmutzigen Strömen fließen. Wir müssen stets über unser Herz wachen, und dasselbe durch Christi Blut rein zu halten suchen.

**Kleinkinderklasse.**—Der Lehrer lege den Kleinen diese Gebote der Reihenfolge nach kurz und bündig aus. Hierauf mache er sie dann aufmerksam, daß sie diese Gebote nur halten können, wenn Gott ihnen ein neues Herz schenkt, wozu Gott ja stets willig ist.

**Illustrationen.**—Gesetz und Evangelium.—Das Gesetz gibt erst Vorschriften und stellt Forderungen und verspricht hernach Vorrechte.—Beim Evangelium ist es umgekehrt. Zuerst empfangen wir Jesum und mit ihm alle Gnadengaben und Kräfte, dann nehmen wir sein sanftes Joch auf uns und finden Ruhe für unsere Seelen. Das Gesetz fordert Gerechtigkeit,

das Evangelium bietet Gnade und Erbarmen an. Das Gesetz stimmt zur Traurigkeit, weil Niemand aus sich selbst seine strengen Forderungen leisten kann; das Evangelium bringt Freude, weil Christus unsere Genugthuung für unsere Sünden ist. — (Goldkörner.)



**Wandtafelklärung.**—Diese Illustration und die am vorigen Sonntag bilden ein Ganzes; keine von beiden ist vollständig ohne die andere. Die vorige illustriert die erste Gesetztafel oder unsere Pflichten gegen Gott und diese, welche wir vor uns haben, illustriert die zweite Gesetztafel, die Pflichten gegen unsere Mitmenschen enthaltend. Die römische V, in welcher die Ziffern 5, 6, 7, 8, 9, 10 sind, soll der V von der vorigen Lektion beigelegt werden und bildet die vollständige X, welche die zehn Gebote darstellt. Der Halbkreis der vorigen und der der gegenwärtigen Lektion zusammengefügt bilden den vollständigen Kreis, ein Bild der Vollkommenheit, und stellt die Vollkommenheit des Gesetzes dar. Die Worte in dem Halbkreis sind die Summa der Gebote der zweiten Gesetztafel. Die Worte in den Ziffern deuten an, wovon jedes Gebot handelt. „Das Gesetz ist heilig, gerecht und gut“ ist der Beifall eines jeden recht denkenden Menschen bezüglich desselben, und daher sollte ein Jeder sich bestreben dasselbe zu befolgen.

## Abgötterei bestraft.

### 11. Lektion: 2. Mose 32, 25–35. — Sonntag den 11. September 1881.

25. Da nun Mose sahe, daß das Volk los geworden war, denn Aaron hatte sie los gemacht durch ein Geschwäh, damit er sie sein wollte anrichten;

26. Trat er in das Thor des Lagers, und sprach: Her zu mir, wer dem Herrn angehört. Da sammelten sich zu ihm alle Kinder Levi's.

27. Und er sprach zu ihnen: So spricht der Herr, der Gott Israels: Gürtet ein Fleglicher sein Schwert auf seine Lenden, und durchgehet hin und wieder, von einem Thor zum andern im Lager, und ermürde ein Jeglicher seinen Bruder, Freund und Nächsten.

28. Die Kinder Levi's thaten, wie ihnen Mose gesagt hatte; und fiel des Tages vom Volk dreitausend Mann.

29. Da sprach Mose: Füllet heute eure Hände dem Herrn, ein Jeglicher an seinem Sohne und Bruder, daß heute über euch der Segen gegeben werde.

30. Des Morgens aber sprach Mose zum Volk: Ihr habt eine große Sünde gethan; nun, ich will hinauffsteigen zu dem Herrn, ob ich vielleicht eure Sünde versöhnen möge.

31. Als nun Mose wieder zum Herrn kam, sprach er: Ach, das Volk hat eine große Sünde gethan, und haben ihnen goldene Götter gemacht.

32. Nun vergib ihnen ihre Sünde. Wo nicht, so tilge mich auch aus deinem Buch, das du geschrieben hast.

33. Der Herr sprach zu Mose: Was? Ich will den aus meinem Buch tilgen, der an mir sündiget.

34. So gehe nun hin und führe das Volk, dahin ich dir gesagt habe. Siehe, mein Engel soll vor dir hergehen. Ich werde ihre Sünde wohl beimsuchen, wenn meine Zeit kommt heimzusuchen.

35. Also strafe der Herr das Volk, daß sie das Kalb hatten gemacht, welches Aaron gemacht hatte.

### Haupttext: Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern.—1. Joh. 5, 21.

**Einleitung.**—Nachdem das Volk die Verkündigung des Gesetzes angehört hatte, stieg Mose mit Josua, seinem Diener, auf des Berges Spitze, um hier das Gesetz Gottes von Gott selbst zu empfangen. Die ganze Zeit, welche Moses auf der Höhe dieses Berges zubrachte, war 40 Tage. Während dieser Zeit erhielt er Befehle von Gott bezüglich des Baues der Stiftshütte und der verschiedenen Gesetze, die Israel haben

sollte. Das Volk Israel war zu dieser Zeit in der Ebene vor dem Berge Sinai gelagert. Da nun Mose so lange ausblieb, wurde es ungeduldig und unzufrieden mit der Ordnung Gottes. Ihr Versprechen, welches sie vor etlichen Wochen gemacht, wurde gebrochen, und ihre Augen blickten zurück nach den sichtbaren Göttern der Ägypter. Sie kamen daher zu Aaron und riefen: „Auf, und mache uns Götter, die vor uns her



gehen!" In seiner Schwachheit gab Aaron dem Verlangen des Volkes nach, indem er ihren Goldschmuck forderte. Wahrscheinlich dachte er, das Volk würde dieses Opfer nicht bringen. Aber er irrte sich. Aaron machte sodann ein goldenes Kalb, welches Israel als Gott verehrte. Gott offenbarte sodann dem Mose die Sünde des Volkes, worauf Mose den Herr bat, Israel nicht zu verübeln. Mose kam hierauf von dem Berge, zerbrach in seinem Eifer die Tafeln des Gesetzes und kam ins Lager Israels. Hier vernichtete er nun sogleich den neuen Gott. Das goldene Kalb wurde zu Pulver zermalmt und aufs Wasser gestäubt. Es mag manchen unserer Chemiker ein Räthsel sein, wie Mose dieses zu thun vermochte. Allein das ändert die Sache nicht. Ein eminenter französischer Chemiker sagt hierüber: „Anstatt der Weinsäure, welche wir dazu anwenden, gebrauchte Moses Natron, das im Oriente häufig ist. Daß er nachher die Israeliten das Pulver trinken ließ, beweist, daß er mit dem ganzen Erfolge der Operation völlig bekannt war. Denn Gold, welches auf die angezeigte Art in Pulver verwandelt und in einem Trank gemischt worden, hat einen höchst ekelhaften Geschmack.“

**Texterklärung.**—I. Entscheidung vor dem Herrn. Vers 25. 26. Als Mose sich nun von dem ganzen Zustande des Volkes überzeugt hatte, trat er in das Thor des Lagers, wo gewöhnlich Gericht gehalten wurde, und rief: „Der zu mir, wer den Herrn angehört.“ Hieraus geht hervor, daß ein Wall rund um das Lager aufgeworfen und nur ein Thor zum Aus- und Eingehen vorhanden war, um der Sicherheit vor ihren Feinden. Diesem Aufruf Mose folgten alle Leviten. Israel war somit in zwei Theile gespalten. Auf der einen Seite waren die Götzendiener mit ihrem Auhang, und auf der andern Seite stand Mose mit den Leviten. Wir müssen jedoch nicht denken, daß ganz Israel in bewusster Feindschaft gegen Gott und Mose stand, sondern Manche waren ohne Zweifel aus Scham und Furcht, und durch die Bande der Familie zurück gehalten worden, diesem Aufruf Folge zu leisten. Allein sie wurden somit auf die Seite der Götzendiener gezählt. Dieses lehrt uns, daß es nur zwei Seiten gibt in Sachen der Religion. Ein Jeder ist daher entweder gläubig oder ungläubig, fromm oder gottlos, heilig oder unrein (Matth. 6, 24). Weiter lehrt uns dieses, daß es auch ein Jeder weiß, ob er dem Herrn angehört oder nicht.

II. Bestrafung der Abgötterei. Vers 27–29.—Die krankhafte Sentimentalität, welche Kerker und Gefängnisse errichtet und dann doch den Verbrecher ungestraft laufen läßt, war unter der Theokratie des Alten Bundes nicht bekannt. Gott machte zu Zeiten kurze und geschwinde Arbeit mit Rebellen und Aufrührern. (Siehe 4 Mose 16, 1–35; 41–49.) So geschah es auch in unserer Lektion. Mose sprach zu den Leviten: „So spricht der Herr, der Gott Israels: Gürtet ein Jeglicher sein Schwert,“ u. s. w. Die Leviten thaten, wie ihnen geboten war. Sie durchstießen das Lager hin und wieder, und tödteten 3000 Mann. So blutig auch diese Handlung war, so war sie doch sehr lobenswerth. Denn sie geschah auf Befehl und zur Ehre Jehovahs. Weiter ist anzunehmen, daß diese 3000 die vornehmsten Häufsführer waren, die selbst bei der Erscheinung Mose noch in ihrem unsinnigen Treiben fortfuhren. Hierauf verlangt dann Mose eine volle Weibe von den Leviten für die Sache Gottes. In dieser Weibe durften sie selbst den eigenen Sohn und Bruder nicht schonen und nicht achten, wenn dieselben zu den Feinden Jehovahs gehörten (5 Mose 33, 9). Dasselbe verlangt auch Christus, wenn er spricht: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth,“ u. s. w. (Matth. 10, 37.)

III. Mose's Fürbitte. Vers 30–35.—Am andern Morgen erscheint nun Mose vor dem zitternden Volke mit dem Versprechen, daß er durch seine Fürbitte eine Verjöhnung zu stiften suchen werde. Mose erscheint hier als der Mittler des Alten Bundes. Ehe er aber auf den Berg steigt, hält er dem Volke noch einmal dessen Sünde vor, um dasselbe zur Buße zu führen. Sodann steigt er wieder auf den Berg, faslet und betet 40 Tage (5 Mose 9, 18). „Das Volk hat eine große Sünde gethan,“ bekennt Mose. Die halsstarrige, tollkühne Abgötterei der Israeliten angeht der erhabenen Wunder scheint uns fast unglücklich. Wir fragen vielleucht: Wie konnte denn Israel so thöricht sein, auch nur einem solchen Gedanken Raum zu geben, daß der allmächtige Gott einem Kalbe gleich sei? Allein wir haben selbst in unserem aufgeklärten Zeitalter Beispiele, die dem Götzendienste der Kinder Israels nichts

nachstehen. Wählt sich nicht fast jeder unbefehrte Mensch seinen eigenen Gott? Kniert nicht noch die todte Namenschristenheit haufenweise vor den Bildern und Statuen der Heiligen oder bloßen Formen der Religion?—Die Ursache der Abgötterei erklärt sich folgendermaßen: Die Anerkennung eines höheren Wesens ist dem Menschen unausslöschlich eingepflanzt; der sündige Mensch aber erschrickt vor der Nähe eines heiligen, Sünde hassenden Gottes, und daher wählt er sich Gott in einer Form, wo dessen heiliger Wille verbunkelt ist. Hierauf tritt dann Mose's Fürbittend für sein Volk vor Gott. Er bittet um Vergebung. Seine Liebe zu Israel war so groß, daß er lieber aus dem Buch Gottes gestrichen sein wollte, als den Untergang desselben zu sehen. (Vergleiche hiermit Römer 9, 1–3.) Gott der Herr verheißt sodann Mose wieder seine Gnade. Die Sünde aber wollte Gott doch zu seiner Zeit heimsuchen, d. h. strafen an denen, die nicht wahre Buße thun würden und Vergebung dafür erlangen.

**Nutzenanwendung.**—1. Es gibt nur zwei Seiten; wir sind entweder für Gott, oder wider ihn. 2. Alle, welche Gott angehören, müssen es öffentlich in der That und Wahrheit beweisen. 3. Alle, welche auf Gottes Seite sind, müssen, wenn es gefordert wird, alle Bande der Freundschaft dem Dienste Gottes aufopfern. 4. Gott ist im Ernst mit seinem Gesetze, und der Uebertretung desselben folgt die Strafe.

**Meinlinderklasse.**—Der Lehrer findet hier einen guten Anlaß, den Kleinen das böse Herz des natürlichen Menschen zu schildern, welches beständig den Fehrweg geben will. Israel hatte so große Wunder Gottes gesehen, und doch machte es sich kurz nach der herrlichen Offenbarung Gottes schon ein goldenes Kalb. Weiter gibt die Lektion Anleitung, zu zeigen, daß Gott die Sünde bestraft, daß er gänzliche Entschiedenheit für seinen Dienst von uns verlangt, und daß er ein gebets-erhörender Gott ist.

**Illustration.**—Abgötterei. Reisende in Afrika erzählen uns, daß ein gewisser Volksstamm daselbst so abgöttisch und abergläubisch sei, und daß die Leute ihre Hütten dermaßen mit Gözen angefüllt haben, daß sie keinen Raum für ihre Familien darin haben. Wie vieler Christenbekenner Herzen sind gleichfalls so mit Gözen angefüllt, daß weder für Gott, noch irgend welche göttliche Gedanken, Raum vorhanden bleibt.



**Wandtafelklärung.**—Wir haben in dieser Illustration die zehn Gebote, die uns zum Dienste des wahren Gottes verpflichten. Gott gab den Israeliten die Verheißung ihnen ein Land der Fülle und der Ruhe zu geben, so gibt er auch allen seinen treuen Dienern die Verheißung des ewigen Lebens. Dieses ist zum Nutzen derer, welche auf des Herrn Seite sind oder Ihm angehören. Auf der andern Seite ist der Göze—das goldene Kalb, welches Alles, das dem Dienste des wahren Gottes zuwider ist, darstellt. Ueber diesem Gözen und denen, die ihn gemacht haben, sowie denen, die ihn anbeten, hängt das bloße Schwert, welches die Zerstörung, die aller wartet von des Herrn Hand, andeutet. Die Verfertiger dieser blinden und stummen Götter sind ihnen gleich: blind, und stumm. Das Loos der 3000, welche das goldene Kalb angebetet, sollte allen, welche noch Gözen in ihren Herzen dulden, oder pflegen, zur Warnung dienen.

## Messiasfestsasse.—Drittes Viertel.

(Sonntag den 18. September 1861.)

Section.	Thema.	Haupttext.	Lehre.
1.—2. Mose 1, 1—14.	Durch Druck vermehrt.	Und machte ihnen ihr Leben sauer, u. s. w.—2. Mose 1, 14.	Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?—Römer 8, 31.
2.—2. Mose 2, 5—15.	Die hoffnungsvolle Zukunft.	Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, u. s. w.—Ebr. 11, 14.	Gott weiß die Seinen auf wunderbarer Weise zu erretten, und für seinen Dienst vorzubereiten.
3.—2. Mose 3, 1—14.	Gott seiner Kirche Schutz.	Er sprach: Ich will mit dir sein.—2. Mose 3, 12.	Wenn Gott eine Aufgabe auflegt, dem schenkt er auch die nötige Ausüstung.
4.—2. Mose 4, 27—31. und 5, 1—4.	Befestigung durch Wunder.	Er sandte seinen Knecht Mose, Aaron, u. s. w.—Ps. 105, 26.	Damit Gott seinen Zweck an uns erreichen kann, müssen wir seinem Worte und seinen Boten glauben.
5.—2. Mose 7, 8—17.	Gottes Kraft über Satans Macht.	Dieselben thaten seine Zeichen unter ihnen, u. s. w.—Ps. 105, 27.	Heute, so ihr seine Stimme hören werdet, so verstocket eure Herzen nicht.—Ebr. 4, 7.
6.—2. Mose 12, 1—14.	Christus für uns geopfert.	Denn wir haben auch ein Osterlamm, u. s. w.—1. Cor. 5, 7.	Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung.—Ebr. 9, 22.
7. 2. Mose 14, 19—27.	Die allmächtige Hethershand Gottes.	Saget den Kindern Israels, daß sie ziehen.—2. Mose 14, 15.	Wenn wir in der Noth den Herrn im Glauben anrufen, so hilft er uns.
8.—2. Mose 16, 1—8.	Christus das Brod des Lebens.	Moses hat euch nicht Brod vom Himmel gegeben.—Joh. 6, 32.	Christus, das Brod des Lebens, kann allein unsere Bedürfnisse befriedigen.
9.—2. Mose 20, 1—11.	Gott der alleinige Gesetzgeber.	Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, u. s. w.—Matth. 22, 37, 38.	Die Liebe zu Gott offenbart sich in dem Gehorsam gegen seine Befehle.
10.—2. Mose 20, 12—21.	Nächstenspflicht.	Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.—Matth. 22, 39, 40.	Aus der wahren Liebe zu Gott quillt die wahre Nächstenliebe, die ihm nichts Böses thut.
11.—2. Mose 32, 25—35.	Gott der Herr ist ein klein, gerechter Vergelter.	.....	Das Dichten und Trachten des menschlichen Geistes ist böse von Jugend auf.
12.—.....	Ueberr. Darstellung.	.....	.....
13.—Ps. 119, 1—16.	Gottes Wort eine rechte Lehre.	Lasset das Wort Christi unter euch, u. s. w.—Col. 3, 16.	Wir haben ein festes prophetisches Wort; und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet.—2. Petri 1, 19.
<b>Belehrungen.</b>			
1. Sinael in Egypten.—Was ist der Hauptinhalt des zweiten Buches Moses? Wie viele Personen von den Nachkommen Israels zogen nach Egypten? Wie groß war ihre Zahl? Welchen Zweck hatte die Verheißung, erfüllt sich hier? Welchen Plan faßte Pharao gegen Sinael? Was war der Erfolg davon?	3. Moses Berufung.—Wo befand sich Moses in der heutigen Section? Wie offenbarte sich ihm Gott? Wozu berief er ihn? Welche Einwendungen machte Moses gegen diesen Beruf? Wie entkräftete Gott diese Einwendungen? Moses und Aaron.—Wer war zu dieser Zeit König in Egypten? Welche Aufgabe erhielt Moses Bruder? Wo traten sich Mose und Aaron? Welchen Erfolg hatten sie in ihren Beruf bei den Kindern Israels? Welchen Erfolg bei Pharao?	iden dem Zeichen der Knechte Gottes und den Zeichen der Zauberer? Welche Wirkung hatten diese Wunder auf auf Pharao? Was waren die Folgen von dem Widerstreben Pharao's? Das Osterlamm.—Was ist der Hauptgegenstand dieser Section? Wie wurde das Passahlamm zubereitet und gegessen? Beschreibe dieses Lamm näher. Was geschah mit dessen Blut? Wozu? Wovon ist dieses Passahlamm ein herrliches Bild?	
2. Der kommende Retter.—Wer war dieser kommende Retter? Wie wurde er erhalten? Wie ergogen? Welche Thaten machte er? Was waren die anfänglichen Folgen hiervon? Wer ist unser Retter?	4. Moses und Aaron.—Welche Beweise hatten Mose und Aaron für ihre göttliche Sendung? Was thaten die egyptischen Zauberer? Was ist der Unterschied zwi-	7. Das rothe Meer.—Was war der Erfolg von der letzten Plage über Egypten? Wohin zog Sinael? Wer besetzte daselbst vor Pharao? Welches Wunder geschah?	



8. Das Manna.—Wohin zog Israel nach dem Durchgang durchs rothe Meer? Was that Israel in der Wüste Sin? Was gab Gott Israel auf das Gebet Mose? Wie war das Manna gestaltet? Wie schmeckte es? Wie lange aß Israel dieses Manna? In welchem Tage fiel es nicht vom Himmel? Was ist unser Manna?

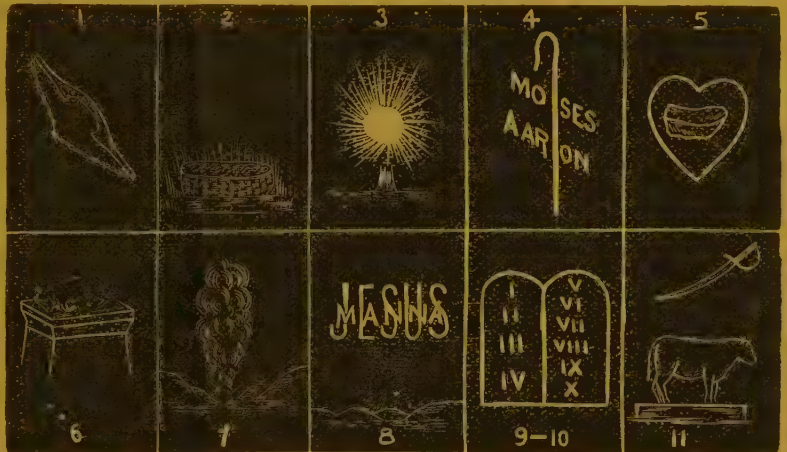
9. Die Gebote.—Wie viele Gebote sind auf der ersten Tafel? Wovon handeln diese Gebote? Was verbietet das erste Gebot? Was das zweite Gebot? Was das dritte Gebot? Was befiehlt das vierte Gebot?

10. Die Gebote.—Wie viele Gebote sind auf der zweiten Tafel? Wovon handeln sie? Nenne sie. Was gebietet das fünfte Gebot? Das sechste, siebente, achte, neunte und zehnte?

11. Abgötterei bestraft.—Wohin ging Mose nach der Kundmachung der zehn Gebote? Wie lange blieb er dort? Was geschah während dieser Zeit im Lager Israels? Welche Wirkung hatte dieses auf Mose? Wie wurde diese Sünde bestraft? Was that Moses hierauf für das Volk?

**Wandtafelserklärung.**—Hier ist die Summa der Illustrationen der elf regelmäßigen Lektionen des Quartals: 1. Das Joch, welches die Knechtschaft Israels und aller Sünder darstellt. 2. Das Kästlein von Noth repräsentirt die Kindheit

Mosis des kommenden Retters. 3. Der brennende Busch. 4. Der Wunderstab, welchen Gott Moses und Aaron anvertraute. 5. Das steinähnliche Herz Pharaos. 6. Das Passahflammen. 7. Die Wolkensäule und die Dessnung des rothen Meeres. 8.



Das Manna oder Himmelsbrod — unser Manna ist Jesus der Sohn Gottes. 9. 10. Das Gesetz oder die zehn Gebote. 11. Das goldene Kalb und gezückte Schwert. Diese Bilder sind trefflich geeignet die Hauptlehren der Lektionen des Quartals aufs Neue wach zu rufen und dieselben dem Gedächtniß und Gemüth noch nachhaltiger einzuprägen.

## Die Bibel.

### 13. Lektion: Psalm 119, 1-16.—Sonntag den 25. September 1881.

1. Wohl denen, die ohne Wandel leben, die im Geses des Herrn wandeln.

2. Wohl denen, die seine Zeugnisse halten, die ihn von ganzem Herzen suchen.

3. Denn welche auf seinen Wegen wandeln, die thun kein Hebel.

4. Du hast geboten fleißig zu halten deine Befehle.

5. O daß mein Leben deine Rechte mit ganzem Ernst hielte!

6. Wenn ich schaue allein auf deine Gebote, so werde ich nicht zu Schanden.

7. Ich danke dir von rechtem Herzen, daß du mich lehrest die Rechte deiner Gerechtigkeit.

8. Deine Rechte will ich halten; verlaß mich nimmermehr.

9. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten.

10. Ich suche dich von ganzem Herzen; laß mich nicht fehlen deiner Gebote.

11. Ich behalte dein Wort in meinem Herzen, auf daß ich nicht wider dich sündige.

12. Gelobet seist du, Herr! Lehre mich deine Rechte.

13. Ich will mit meinen Lippen erzählen alle Rechte deines Mundes.

14. Ich freue mich des Weges deiner Zeugnisse, als über allerlei Reichthum.

15. Ich rede, was du befohlen hast, und schaue auf deine Wege.

16. Ich habe Lust zu deinen Rechten, und vergesse deiner Worte nicht.

**Haupttext:** Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen, in aller Weisheit.—Col. 3, 16.

**Einleitung.**—Die größte Wohlthat, welche uns der liebe Gott nach der Gabe seines geliebten Sohnes und der Mittheilung des heil. Geistes geschenkt hat, ist ohne Zweifel sein theures Wort. Durch die Sünde ist die Erkenntniß des Menschen verdunkelt. Wir können uns daher auf Niemandes Autorität verlassen in Sachen der Religion. Mit der menschlichen Erkenntniß geht es, wie mit den Uhren. Könnten wir dieselben nicht nach der großen Uhr des Himmels, der Sonne, richten, so würden sie bald alle von der richtigen Zeit abirren. Die Bibel ist diese große Uhr in geistlicher Hinsicht. Sie ist unser Führer zum Frieden, zum Glück und zum ewigen Leben. Sie zeigt uns alle Gefahren des menschlichen Lebens. In ihr weht und wirkt die höchste, reinste, geistige Lebensmacht, der schöpferische Odem Gottes, der durch Mark und Bein dringt, der das Herz und Gewissen mit einem heiligen Schauer durchbebt, und das Todte lebendig macht. In ihr haben wir das Leben, welches uns bald wie ein gewaltiger Sturmwind entgegen rauscht, bald gleich einem stillen sanften Säuseln umfächelt. In ihr

haben wir den wahren Grund des Heils, das offene Liebesherz unseres Vaters im Himmel, die Leiter, welche Himmel und Erde mit einander verbindet. Sie hat Warnung, Belehrung und Nahrung für alle Lebensstände, für alle Völker und für alle Zeiten. Sie bietet dem Kinde volle Vertriebigung seiner religiösen Bedürfnisse, und gibt zugleich dem tiefsten Denker unerschöpflichen Stoff zu immer neuen Forschungen. Von der Röstlichkeit des Wortes Gottes hingerissen, hat auch der Mann Gottes, der Schreiber unserer Lektion, unter einem tiefen Eindruck von der Seligkeit Derer, die das Wort Gottes halten, den Voratz und Wunsch in seinem Herzen gefaßt, daß seine Wege auch nach diesem Worte Gottes eingerichtet und er dadurch selig werden möge.

**Erklärung der Lektion.**—Vers 1-3. Der Psalmist preist hier Diejenigen glücklich, die ohne Wandel leben, das heißt, die tabellos und gottgefällig wandeln, „die im Geses des Herrn wandeln,“ die ihr ganzes Leben nach den Vorschriften des göttlichen Wortes einrichten. Dieses göttliche Wort wird nun

Vers 2. Zeugniß Gottes genannt, worunter wir die zehn Gebote zu verstehen haben, welche in der Bundeslade aufbewahrt lagen zum Zeugniß des Bundes zwischen Gott und seinem Volke. Wer nach diesen Zeugnissen wandelt, der bleibt vor dem Bösen bewahrt.

Vers 4-8.—In diesen Versen gibt der Psalmist dem gottseligen Wunsch und Willen, Gottes Gebote zu halten, Ausdruck. Sodann zeigt er auch, wie dieses möglich ist, nemlich, man muß allein auf Gottes Gebote schauen. Dies ist auch der einzige Weg. Man muß seine Augen von allem Bösen wenden, Gottes Wort lesen und sich mit göttlichen Dingen unterhalten. Hierzu aber bedarf es vor allem Andern Gottes Segen, der Belehrung des heil. Geistes, sowie der Entschiedenheit des Willens des Menschen. Wenn wir jedoch bitten, wie hier der Psalmist Vers 5, so schenkt er uns seine Gnade, daß wir sein Wort verstehen und halten können.

Vers 9.—Obgleich jede Altersstufe einen unsträflichen Wandel führen soll, so ruht doch die Hauptbedeutung der großen Lebensfrage darin, daß man mit der wahren Gottseligkeit am Morgen des Lebens anfängt. „Jung gewohnt, alt gethan!“ Wie man einen Knaben gewöhnt, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird.“ Spr. 22, 6. Nur schade, daß die Jugend sich mehr als irgend eine andere Altersstufe von dem Halten der Gebote Gottes ausgeschlossen wähnt. Keiner Menschenklasse drohen so viele Gefahren als der Jugend. Dieses hat auch ohne Zweifel der Psalmist klar eingesehen; weßhalb er denn auch fragt: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?“ Diese große Frage beantwortet er nun mit den wenigen Worten: „Wenn er sich hält nach deinen Worten?“ Wenn dieses unsere Jugend befolgt, so befindet sie sich auf dem sicheren Wege zum Glücke. Paulus sagt zu Timotheus: „Weil du von Kind an die heil. Schrift weisest, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum.“ 2. Tim. 3, 15.

Vers 11.—Es ist aber nicht genug, daß wir dieses Wort Gottes bloß lesen, sondern wir müssen es auch in unsere Herzen aufnehmen, das heißt, wir müssen unsere Herzen den Wirkungen desselben öffnen, wir müssen daran glauben, es lieben und befolgen. Siehe Jer. 31, 33.; Luc. 11, 28. Dieses ist das wahre Gegengift gegen alle böse Gedanken, Versuchungen und Sünden.

Vers 13-16.—Aus der Liebe zu Gottes Wort quillt der Trieb zu seinem Gebrauch und die Freude und Dankbarkeit über seinen Besitz. Der Schatz des göttlichen Wortes ist unbeschreiblich. Es macht glücklich für Zeit und Ewigkeit.

Es gibt dem Sünder wie dem Frommen  
Zum Leben sichern Unterricht.  
O selig! wer es achtsam hört,  
Bewahrt und mit Gehorsam ehrt.“

Nichts ist im Stande, unsere Herzen so sehr zu bleibenden frommen Gesinnungen und Thaten reiner Liebe zu stimmen, als der verborgene Umgang mit Gott im Gebet und in der Betrachtung seines Wortes; nichts beglückt und veredelt eine Familie mehr, als wenn der Vater und die Mutter im Kreise der lieben Jhrigen sich mit dem Heiligthume der Seele, mit den Wahrheiten des göttlichen Wortes, der Religion Jesu Christi, regelmäßig Morgens und Abends unterhalten. Ein stiller Friede lagert sich vielfach nach solchen Zeiten über das Gemüth des Menschen, und die Seele wird gehoben von der Gegenwart Gottes. Wer diese Seligkeit schon empfunden, der weiß, daß der Psalmist die Wahrheit spricht, wenn er sagt: „Ich freue mich des Weges deiner Zeugnisse, als über allerlei Reichthum.“ Schenke Gott allen unseren Lesern und Sonntagsschülern diese Gnade!

**Anwendung.** — 1. Die heilige Schrift wird Gottes Wort genannt, a) weil es Gott durch seine Knechte hat reden lassen, b) weil sein Inhalt Gott selbst ist mit seinem Rath bezüglich unserer Seligkeit, c) weil es uns zu Gott führen soll. — 2. Das herzliche Verlangen, Gottes Gebote zu halten, zeugt von einer gefundenen Herzensreligion. — 3. Aus unserer Stellung zum Worte Gottes können wir Aufschluß erhalten über unsere Herzensneigung, unsere Geistesrichtung und Lebensführung. — 4. Der einzige sichere Weg zum ewigen Leben ist uns im Worte Gottes geoffenbart. — 5. Gottes Wort ist eine Schatzkammer, voll von den herrlichen Reichthümern Christi. —

6. Nicht im Hören des Wortes Gottes liegt die Hauptsache, sondern im Bewahren und Thun.

**Kleinfinderklasse.** — Der Lehrer beschreibe den Kindern 1. den großen Segen des göttlichen Wortes. Dasselbe belehrt uns nemlich über uns selbst; es erzählt uns von Christo; es lehrt uns den Weg zum Himmel (2. Petr. 1, 19.); es ist ein Licht auf unserem Wege (Ps. 119, 105.); es macht klug (Vers 130). Hierauf schildere er ihnen dann 2. die Pflicht, daß sie dieses Wort lesen sollen, es lieben und befolgen.

**Illustrationen.** — 1. Werth der Bibel. Die Bibel ist ein Diamantfeld, eine werthvolle Kette von Perlen, ein Schwert des Geistes; eine Himmelstaste, die dem aufrichtigen Wanderer den Weg zum Himmel zeigt; die Goldwaage, mit welcher er täglich seine Thaten abwägen kann. — 2. Freude am Bibellezen. Ein Wanderer, welcher auf der staubigen Landstraße dahin ging, fand bei einem freundlichen Bauernhause ein kleines Mädchen auf der Thürschwelle sitzen, in einem Buche lesend, und fragte dasselbe, ob es nicht die Güte haben wolle, ihm einen Trunk Wasser zu reichen. „O gewiß, mein Herr,“ sagte sie, „und wenn Sie ins Haus kommen wollen, so wird Ihnen meine Mutter ein Glas Milch geben.“ Er trat ein, trank seine Milch, und nachdem er sich eine Weile ausgeruht hatte und wieder heraus trat, fand er das Mädchen noch eifrig in seinem Buche lesend. „Nun, meine kleine Tochter,“ sagte er, „du lernst wohl deine Aufgabe?“ „O nein,“ sagte sie, „ich lese die Bibel.“ „Nun ja, ich meine, du lernst deine Aufgabe aus der Bibel.“ „Nein,“ sagte das Mädchen, „es ist mir keine Aufgabe, und ich muß es nicht lernen, aber es ist mir ein Vergnügen.“ — 3. Das Licht der Schrift. — Es wird erzählt, daß der Erzbischof Usher, als er sehr alt wurde, kein Buch mehr lesen konnte, ausgenommen, wenn das grellste Tageslicht darauf fiel. So nahm er dann seine Bibel, setzte sich damit ans Fenster und wartete auf den leuchtenden Sonnenstrahl. So wie die Sonne ihren Kreislauf machte, rückte er mit derselben herum, bis seine Studien beendet waren. — Dies ist auch ein Bild, wie wir das göttliche Walten in der Natur ohne die Schrift, und das göttliche Heben der Schrift ohne das Sonnenlicht des göttlichen Geistes niemals recht verstehen können. — (Goldtörner.)



**Wandtafelklärung.** — Der 11. Vers dieser Section gibt den Schlüssel zu dieser Illustration. Das Wort Gottes im Herzen — das offene Buch — zeigt auf seinen Seiten Leben und Licht. Gebrauche diese Worte und wende sie beides auf zeitliche und geistliche Sachen an — Gott erhält uns und erleuchtet uns durch sein Wort. Der Text: „Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel und erquicket die Seele“ kann als eine Summirung des Ganzen verwendet werden.

**Gelübde.** — „Ich verspreche feierlichst mich mit allem Fleiß der Sonntagsschul-Arbeit zu widmen. Ich will geloben, das Wort Gottes gründlich und mit Gebet zu studiren; so regelmäßig wie möglich alle Gnadenmittel zu gebrauchen; meine Schüler, nachdem es ihr zeitliches und geistliches Bedürfniß erheischen mag, zu besuchen, und pünktlich der Sonntagsschule, sowie auch allen Lehrerversammlungen, beizuwohnen.“



## Hinterstübchen.

**Eine merkwürdige Uhr.** — Ein gewisser Herr Darius L. Goff von Pawtucket, R. J., besitzt eine merkwürdige "old style tall" Uhr, welche in der Vorhalle seines Hauses steht und von hier aus den ganzen Haushalt regulirt. Diese Uhr wird nicht aufgezogen, da die Thür am Hauptingang des Hauses diese Arbeit beim Aus- und Eingang verrichtet. In Verbindung mit dem Zifferblatt befindet sich eine mechanische Vorrichtung, durch welche sich der Leuchter in der Vorhalle anzündet, sobald es finster wird und denselben auch wieder auslöscht, wenn die regelmäßige Stunde zum Schlafengehen herbei gekommen ist. Bei Anbruch des Tages, wenn es Zeit ist, daß die Bedienten aufstehen, wird durch diese treue Uhr in der hinteren Halle des Hauses ein Glöckchen angeschlagen, und bald findet man in diesem Theil des Hauses Alles rührig. Eine Stunde später mahnt der Schlag einer Glocke in der Vorhalle die Glieder der Familie zum Aufstehen, und nach einer weiteren halben Stunde wird der Haushalt durch einen andern Glöckchenschlag zum Familiensitz gerufen. Neben all diesen Vorrichtungen steht diese Uhr mit einer andern in Herrn G.'s Schlafzimmer in Verbindung, und nach dem Verlauf einer jeden Stunde schlagen dieselben gleichzeitig zusammen. In der Office findet man einen Thermometer, der so eingerichtet, daß ein Glöckchen schellt, wenn ein gewisser Grad Temperatur erreicht wird. Alle diese sinnreichen Vorrichtungen, welche mit der Beihülfe von Electricität in Bewegung gehalten werden, sind Erfindung und Arbeit des Herrn G. selbst.

T. C. M.

**Ein prophetisches Wort.** — Als Napoleon I. noch erster Consul war, hatte ich — erzählt Girardin in seinen Memoiren — einst ihm zu Ehren in Ermenonville eine Kaninchenjagd veranstaltet, ein Vergnügen, welches der höchste Beamte der Republik damals sehr liebte. Die Frühstückszeit war bereits vorüber, als wir ins Schloß zurückkehrten, und Madame Bonaparte, welche Appetit verspürt haben mochte, war an der gutbesetzten Tafel bereits in voller Thätigkeit. Napoleon war offenbar ärgerlich, daß man nicht auf ihn gewartet hatte; „hier scheinen die Damen zu befehlen,“ sagte er mürrisch und aß nur einige Salatblätter. Dann stand er auf, um die Gärtnerei in Augenschein zu nehmen. Auf der Pappelinsel blieb er vor dem Dentmale Rousseau's stehen. „Es stünde besser um die Ruhe Frankreichs,“ meinte er, „wenn dieser Mann nicht gelebt hätte!“ Ich fragte weshalb, und er erwiderte: „Er war es, der die Revolution vorbereitete.“ Ich bemerkte, der erste Consul hätte gewiß nicht Ursache, über die Revolution Klage zu führen. „Was sein,“ gab er zur Antwort, „aber die Zukunft wird lehren, daß es besser für die Ruhe der Welt gewesen wäre, wir Beide, er und ich, hätten nie gelebt!“ Dann schritt er ernst und sinnend weiter.

**Musikalisches Reimlexikon.** — Ein Wechselblatt bringt die Namen folgender, zumeist bekannter Musiker in Versform:

Händel, Bendel, Mendelssohn,  
Brendel, Wenbel, Judasohn,  
Müller, Siller, Sella, Franz,  
Mothow, Flotow, Bülow, Ganz.

Meyer, Beher, Meyerbeer,  
Seher, Weyer, Beyer, Beer,  
Lichner, Lachner, Schachner, Dieß,  
Sill, Will, Brüll, Grill, Drill, Kieß, Rieß.

Hansen, Jansen, Jensen, Kiehl,  
Stade, Gade, Laade, Stiehl,  
Raumaun, Neumann, Sühnerfürst,  
Niemann, Niemann, Diener, Würst.

Kochler, Dochler, Rubinstein,  
Simmel, Hummel, Rosenstein,  
Lauer, Bauer, Kleinede,  
Romberg, Plomberg, Reinede.

**Etwas zum Nachdenken.** — Zwei preussische Soldaten kamen einst zusammen in ein Quartier. Beide waren lebendige Christen, und da erzählten sie sich im Beisein ihres Quartiergebers ihre Lebensgeschichte. Nachher baton sie ihn, ihnen

nun auch seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er aber fing an zu weinen und sagte, „er habe keine Geschichte.“ Diese kleine Geschichte gibt uns drei Fragen auf. Zum Ersten: Was heißt das, eine Lebensgeschichte haben? Zum Andern: Warum ist's zum Weinen, wenn man keine Lebensgeschichte hat? Und zum Dritten: Hast du eine Geschichte, lieber Leser?

**Pfarrer Flattich** war ein schwäbisches Original; aber trotz seiner sonderbarkeiten hatte er Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Er trug eine so einfache Kleidung, daß man ihn in seinem braunen Rock mit den großen Taschen und in seinen kurzen fadenscheinigen Hosen häufig für einen Bettler hielt. Er ließ sich dieses aber nicht verdrießen, sondern sagte gewöhnlich: „Die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Säuler; ich aber bin nur ein Dorfpfarrer.“ Sein Wit und Scharfsinn machten seine Predigten ungemein anziehend, so daß die Leute stundenweit kamen, um ihn zu hören. Er predigte scharf, aber dennoch waltete die Liebe vor. Daher konnte er auch die Bemerkung machen: „Mit einem Köffel voll Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem Faß voll Essig.“

Einem Gemeindeglied, das immer in die Kirche kam, aber nicht besser geworden war, machte er einmal ein Paar neue Stiefel zum Geschenk mit der Bemerkung: „Gelernt habt Ihr nichts, um Euch nun die Sohlen zu erheben, die Ihr umsonst gerissen habt, schenke ich Euch diese Stiefel.“ Jenen Herren vom Hof, die spottend auf seine sonderbare Kleidung wiesen mit der Bemerkung: „Sie sind wohl ein Paritätenträger,“ antwortete er: „Freilich, freilich, ich handle mit Verstand, da können sich die Herren was kaufen.“ Der Herzog begegnete ihm einst an seinem Geburtstage und fragte Flattich: „Nun, was hat Er denn heute an meinem Geburtstage gepredigt?“ Die Antwort lautete: „Was werd' ich gepredigt haben? Fürsten sollen fürstliche Gedanken haben.“ Auch Eheleuten gab er häufig gute Rathschläge. Solchen, die sich öfters zankten, gab er die folgende Anweisung: „Wenn der Mann an die Frau kommt, soll der Mann nachgeben, wenn aber der Mann an den Mann kommt, soll die Frau nachgeben; wenn aber zwei Narren zusammen kommen, dann gibts Händel.“

**Advokat:** Ihr Bauern seid auch zu dumme Kerls. — Herr Advokat, schimpfen Sie nur net so, Sie lebe ja nur von unsere Dummheit, wenn wir nicht so dumm wäre, brauchte wir gar keine Advokaten.

**Doktor:** Was, Sie fürchten sich vor dem Lebendigbegraben werden? Unsinn! Nehmen Sie fleißig, was ich Ihnen verordnete, und schlagen Sie sich die dummen Klauen aus dem Kopfe — bei meinen Patienten kommt das nicht vor.

**Geistreiche Antwort.** — Nach einer Audienz, welche der König Jakob I. von England einem Gesandten gegeben, sagte der König zu dem berühmten Kanzler Bacon: „Nicht wahr, der Gesandte ist ein großer schöner Mann? Aber was denken Sie von seinem Kopf?“

„Majestät,“ erwiderte der Kanzler, „so schöne große Leute, wie der Gesandte, gleichen gewöhnlich den Häusern von drei bis fünf Etagen; die ersten drei Etagen sind gut vermietet, aber die oberste steht leer.“

**Ein Wortspiel.** — Der berühmte Schriftsteller Goth. Ephraim Lessing (geb. 1729 zu Ramenz in der Oberlausitz, gest. 1781 in Braunschweig) sollte einst ein Urtheil über eine Dame abgegeben, welche ein sehr schlechtes Deutsch sprach. Er that dies in folgender Weise: „So lange sie mich nicht ansprach, sprach sie mich sehr an; als sie mich aber ansprach, sprach sie mich nicht mehr an.“

**Der alte Kurfürst Wilhelm I. von Hessen,** gewöhnlich der Diabaden genannt, war sehr neugierig und sehr geizig. Einst hörte er, daß ein Landprediger Geister citiren könne. Er lud denselben zu Tische und nach der Mahlzeit sagte er zu ihm: „Ich habe gehört, Er könne Geister citiren; ist das wahr?“ „Ja,“ antwortete der Geistliche, „citiren kann ich sie, aber sie kommen nicht.“ Darauf antwortete der Kurfürst, „das kann ich auch,“ und flüsterte dem Nachbar zu: „Hat der Mensch mich auch um das Wittagessen betrogen.“

**Der Unterschied zwischen Predigern** kann nicht treffender dargestellt werden, als zwischen den zwei größten Rednern Roms und Griechenlands. Ein Geschichtschreiber sagt: Cicero's Zuhörer gingen hinweg und riefen: „Welch herrliche Rede war das!“ Als Demosthenes seine Reden hielt wider König Philipp von Macedonien, da erhob sich seine Zuhörerschaft mit dem Ausrufe: „Auf und laßt uns wider Philipp kämpfen!“ Es ist nicht schimnende Rhetorik, was unsere Zeit verlangt, sonder solches Predigen, das mächtig zum Handeln anspornt.

**Ein reicher Innerhändler Bauer** hatte seinen Sohn in der Rekrutenschule in St. Gallen besucht und sich gegenüber einem St. Galler Herrn unzufrieden über das Befinden seines Sohnes dahin geäußert: „Min Franzjepp hätt im Rekrutenkurs wenigstens 7 Pfund im Gewicht abg'nob.“ „Das ist ganz natürlich,“ erwiderte der St. Galler, „denn i der Kaserne müßend sich d'Rekrute wäschje!“

**Folgende Wangel-Anekdoten werden** in einem Feuilleton des „Sonn. Cour.“ erzählt: Einst ließ sich der Dichter Gustav v. Putzky ihm vorstellen, der dienstbesessene Adjutant setzte leise hinzu: „Excellenz, es ist der berühmte Verfasser von „Was sich der Wald erzählt.“ „Ah, freut mir sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, sind Sie schon lange im Fortschach thätig?“ sagte Wangel mit freundlicher Herablassung.

**Müßer von Deutlichkeit.** — „Hiermit thue ich Ihnen zu wissen, daß der nasse Tabak, welchen Sie mir zu naß geschickt haben, ein wenig zu naß ist; ein wenig naß dürfte er wohl sein, aber allzu naß ist zu naß.“

**Heilmittel für eine boshafte Zunge.** — Am Hofe des alten Fritz (so nennt man einen preussischen König, der vor hundert Jahren lebte) war eine Dame angestellt mit einer scharfen Zunge. Durch ihr zänkisches Wesen war sie mit ihrem Gemahl in Unfrieden gekommen, und wollte nun gerne bei allen Leuten ihn als den schuldigen Theil beschreiben. So dachte sie auch den König gegen ihren Mann aufzubekken. Sie sagte dem König bei passender Gelegenheit, wie schlecht sie ihr Mann behandelte, wie grob er sei, sie könne nicht mehr mit ihm leben u. s. w. „Madame“, sagte der König, „das ist eine Sache, die mich nichts angeht!“ „Aber“ fügte die Dame hinzu, um durch eine Verleumdung dennoch ihren Zweck zu erreichen, „er spricht auch sehr schlecht über Ewro. Majestät.“ „Das“ antwortete der weiße Fürst, „ist wieder eine Sache, die Sie nichts angeht.“

**Eine der wenig bekannten Anekdoten von** — aus der Zeit seiner ersten dichterischen Thätigkeit, wo er sehr oft in Geldverlegenheit war, dürfte diese sein, daß er einmal einen seiner Freunde um ein Darlehen ersuchte und demselben schrieb: „Wenn Du mir nicht umgehend 50 Thaler schickst, so verhungere ich auf Deine Kosten.“

**In Australien schwebt ein interessanter Prozeß** vor dem Richter. Ein katholischer Kaufmann hat der Kirche 35,000 Fr. vermacht, „damit sie seine Seele vom Fegfeuer erlöse“. Der Vollstrecker des Testaments verweigert das Legat auszuzahlen, bis man ihm den Beweis liefert, daß obige Bedingung erfüllt und die Seele des Verstorbenen wirklich aus dem Fegfeuer befreit ist. — Ein schwieriger Beweis!

**Praktische Abhülfe.** — Inspektor: „Sieh, Herr Bahnverwalter, es laufen immer Klagen ein, daß unsere alten dunkelgrünen Wagen so fürchterlich stoßen. Das Publikum ist der Ansicht, daß die neuen, hellgrünen Wagen viel ruhiger laufen.“ Bahnverwalter: „hm! hm! — Da muß man die alten gleich auch hellgrün anstreichen lassen.“

**Ein Mißverständniß.** — Der russische Polizeidirector Treppoff geht in Warchau durch die Straße, sein Leibkosak hinter ihm her. Plötzlich tritt aus einer Seitengasse ein elegant gekleideter Mann an den Polizeidirector heran, gibt ihm einen derben Schlag ins Gesicht und verschwindet. „Hund“, herrscht der verblüffte Treppoff seinen Leibkosak an, „warum ließeß du den Kerl entweichen?“ „Ich glaubte, es sei dein Vorgesetzter,“ erwiderte ruhig der Leibkosak.

**Sonderbare Ansicht von eigener Angelegenheit.** — Ein Gläubiger beauftragte seinen Schwager, zu einem hartnäckigen Schuldner zu gehen und diesen an die Bezahlung einer Rech-

nung zu erinnern. Bald kam der Abgesandte mit der Meldung wieder, der jähzornige Schuldner habe ihm statt des Geldes eine herbe Ohrfeige gegeben. — „Schön,“ sagte der Schwager-Gläubiger, „das soll ihm theuer zu stehen kommen; Du wirst ihn deshalb verflagen!“ — „Ich?“ war die naive Antwort des Geschlagenen, „fällt mir gar nicht ein; was gehen denn mich Eure Streitigkeiten an?“

**Eine Kritik.** — Der Dichter Santeuil hörte einst einen Bekannten als Geistlichen in einer Pariser Kirche sehr schlecht predigen und sagte zu seinen Freunden: „Vor einem Jahre machte er es besser!“

„Aber damals predigte er ja noch gar nicht,“ ward ihm eingewendet. —

„Eben das meine ich,“ versetzte Santeuil.

**Gute Antwort.** — Doktor Peter Beutrich von Reidenfels war durch seinen klugen Rath, sowie durch seinen Muth und seine Tapferkeit seinem Herrn, dem Pfalzgrafen Johann Casimir, von großem Nutzen gewesen. Manche lange und gefährvolle Reise mitten durch die Feinde hatte er im Auftrage seines Gebieters ausgeführt, der ihm deshalb seine ganze Gunst zugewendet hatte. Da sagte eines Tages des Pfalzgrafen Gemahlin Eleonore zu ihm: „Beutrich, Beutrich! Bis jetzt seid Ihr immer noch so mit heiler Haut durch den Feind gekommen, aber hütet Euch, der Krug geht so lange zum Wasser bis er bricht.“ Er erwiderte ihr darauf: „Ja, gnädigste Frau, aber nur, wenn ihn ein Narr trägt.“

**Ein kluger Schwabe.** — Einige Studenten von Tübingen versprachen einem Bauern eine gute Belohnung, wenn er nach Stuttgart reise, dort an dem königlichen Schloß vorbei gehe und rufe: „Wir brauchen keinen König mehr!“ Der Bauer hätte wohl gern den Lohn verdient, fürchtete aber eingesperrt zu werden. Nachdem er aber nähere Instructionen erhalten hatte, ging er doch und rief, an dem Schloß vorbeigehend, in seiner Mundart: „Mer brauchet oan König mai!“ Wurde aber sogleich aufgefangen und auf die Wachtstube gebracht.

Befragt: „Warum brauchen wir keinen König mehr?“ antwortete er: „Mer hent ja oan, und zuezia in rechta guote und brave.“ Daß ihm daraufhin nicht sonderlich Schlimmes passiert ist, kann man sich denken.

**In Prag** starb eine junge Nätherin, welche sich seit längerer Zeit einen Canarienvogel hielt, den sie sehr lieb gewonnen hatte. Schon in den letzten Stunden des Mädchens bemerkte man an dem Vogel große Angst und Unruhe. Nachdem seine Pflegerin verschieden war, flog der Vogel von seinem Käfig, der fortwährend offen stand, herab und setzte sich bei dem Haupte der Verstorbenen nieder. Niemand konnte ihn von diesem Plage verschrecken, auch rührte er das ihm gebotene Futter nicht an. Als man zuletzt in das Zimmer trat, wo die Verstorbene lag, fand man den treuen Canarienvogel neben ihrem Haupte todt liegen. Die Verwandten legten nun das treue Thierchen mit in den Sarg zu seiner verbliebenen Pflegerin.

### Charade.

Die Erste ist Palast und Hütte,  
Ist Kirche, Tempel, Biberhaus,  
Das zweite Theil ist nach alter Sitte  
Der Herrscher allen Männern aus.  
Das ganze wirkt für sich und für das Land,  
Wird auf dem Brett als Kämpfer anerkannt.

### Logogryph.

F ü n f Zeichen: Fliehet, rettet euch  
Ein Ungeheuer euch umschwebet!  
Ein Zeichen weg! Und leicht und schlant  
Steht's vor euch, schallet, flüßert, betet.  
Noch eins nehmst weg und in den drei'n  
Schließt oft sich deine Freude ein.

### Auflösung der Räthsel im Juliheft.

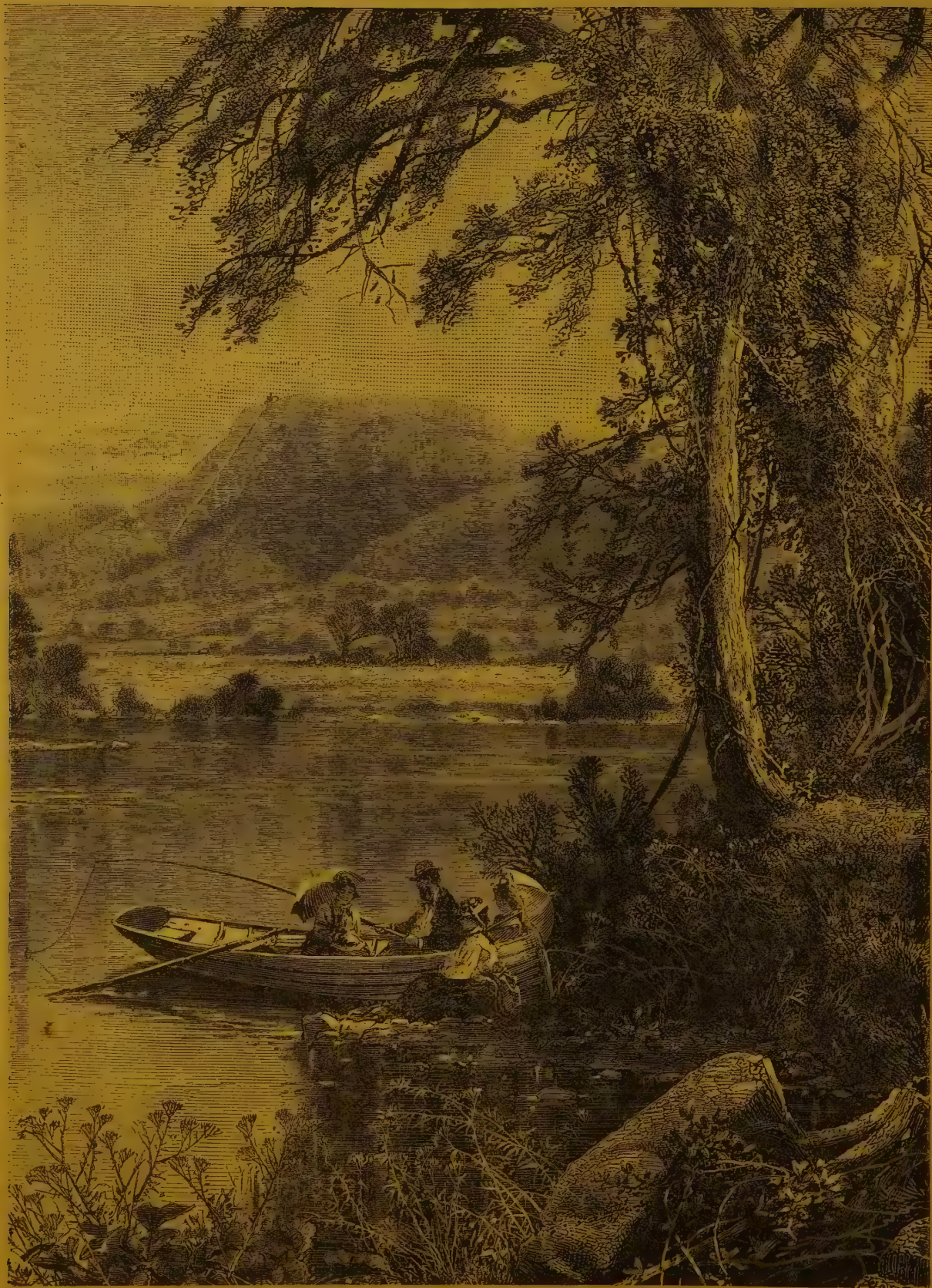
Nebus. — Nababa. — N. Reinke, A. Mählener.

Palindrom. — Nebel, Leben. — A. Schaus, D. D. Speicher, J. A. Gente, D. Goller, C. Urbanitzka, A. Mählener, H. Gierl.

Letternräthsel. — Ansuche, besuchen, versuchen. — A. Schaus, J. A. Gente, D. Goller, A. Reinke, A. Mählener, A. Raste.







Willst du im Lebensmeere  
Hinziehn auf sicher Bahn,

So nimm als kundgen Führer  
Den Herrn in deinen Kahn!



## B u r s t.

Von C. A. Paeth.



Heil du still die Fluth siehst blauen  
Und kein Zeichen vom Ortane,  
Willst du dich dem Meer vertrauen  
D'runt im leichten Ruderfahne?

Weil du siehst die Wogen schäumen  
Und empört das Ufer schlagen,  
Willst du d'runt vor Schrecken träumen  
Niemals eine Schiffsfahrt wagen?

Denke, eh' bei heit'rer Stille,  
Leicht dein Kahn entschwimmt dem Hafen,  
An des Meeres Wuthgebrülle,  
An die Stürme, die nur schlafen!

Wenn du siehst die Tiefen wallen  
Unter Sturm und Donnereschlägen,  
Laß dir nicht den Muth entfallen;  
Sieure kühn der Fluth entgegen!

Wenn des Lebensmeeres Wellen  
Kräuselnd vor den Blicken gleiten,  
Laß, unausgerüst'et zur schnellen  
Fahrt, dadurch dich nie verleiten!

Und wenn ringsher Wetter toben,  
Und die Wogen schäumend branden,  
Zage nicht! Muth, schau nach Oben!  
Gott hilft! Du wirst sicher landen!

## Deutsch oder Englisch.

Eine Plauderei von R. L.

Eine Plauderei? — wird mancher der Leser fragen, ein grämlich Gesicht machen, den Kopf schütteln und den oft durchdachten Gedanken vom Leichtsinne der Welt einmal Ater überdenken. Daß im Hinterbüchchen des Magazins regelmäßig Pfeffernüsschen, Schaumconfect und manchmal auch Knallbonbons aufgetischt werden, ist manchem nüchtern, gesund hausbackenen Geschmack schon längst als bedenklich erschienen. Aber jetzt im großen Speisesaal des Magazins solch ein leichtfertig lederhaftes Ding wie eine Plauderei — was wird das nächste sein?

Sachte, lieber Leser! Ich hätte auch können oben darüber schreiben: Linguistisch-etymologisch-Anglo-Germanisches Comparativ-Essai, oder etwas deraartiges. Das hätte dir vielleicht mehr Respekt beigebracht. Aber viele Leser hätten keinen kleinen Schreck bekommen und wären dem gelehrten Dinge bescheiden und — erfolgreich — aus dem Wege gegangen. Zudem hat das Magazin auch Leserinnen. Die plaudern meist gern. Ich auch zuweilen. Und da mir das Magazin schon seit geraumer Zeit erlaubt, seinen Lesern hin und wieder etwas aufzutischen, so will ich's denn auch heute mit der Erlaubniß des freundlichen Editors noch einmal riskiren. Guten Appetit und — wohl bekomme's!

Es gibt vielerlei Uebel in der Welt. Manche treffen besonders gewisse Gegenben, manche gewisse Klassen der Bevölkerung, manche ganze Nationalitäten. Ein Jeder hat sein Theil zu tragen von den allgemeinen und besonderen Uebeln. Auch der Deutsch-Amerikaner. Hier folgen einige seiner Aehs und

Wehs nebst deren Ursachen. Merket wohl: Wenn man die Ursachen beseitigt, so verschwinden die Uebel von selbst. Doch zurück zu den Aehs und Wehs.

Da ist zum ersten: Zahnweh — Ursache: die Zähne — herausreißen — so sagt der Zahnarzt. Ich aber wollte sagen: Heiße Speisen, Zucker in künstlich concentrirter Form, durch schlechtes Blut acidulirter Speichel und Nachlässigkeit im Reinigen. Zum andern: Geldweh. Ursache: Mißverhältniß zwischen Ausgabe und Einnahme. Zum dritten: Kopfweh. Ursache: Ein leicht reizbares Nervensystem in krankhaften Zustand versetzt durch Stimulantien wie alkoholische Getränke, Kaffee, Thee, einseitige geistige Thätigkeit oder Unthätigkeit, ungeeignete Diät und gesundheitswidrige Lebensweise im Allgemeinen. Der vierte Juli, der Dankagungstag und dergleichen Dinge mögen als Secundäursachen noch erwähnt werden. Zum vierten: Heimweh. Ursache: Verweilen in der Fremde, oder Mangel an individueller Selbstständigkeit? Zum fünften: Collectirweh. Ursache: Post, Wiest u. Co. Zum sechsten: Deutschweh. Ursache: — Was ist denn das für eine Krankheit — so fragen einige vorlaute Leser. Wartet ein wenig, ich wollte es ja eben erklären. Aber es geht nicht so leicht. Es ist ein verzwicktes Ding mit dem Deutschweh. Ich werde an Beispielen klar machen müssen, was es eigentlich ist.

Stellen wir uns eine deutsch-amerikanische Familie vor. Vater und Mutter sprechen, lesen, schreiben und denken deutsch. Sie lieben deutsche Sprache und Literatur, und schätzen sie über alles andere hoch. Aber ihre Kinder? Trägt Vater oder

Mutter auf deutsch, so antworten die Kinder auf englisch. Zieht man den Zügel ein wenig an, so daß sie halbgezwungen deutsch antworten müssen, so geschieht dies meist auf eine so linksie Weise, daß es den Anschein hat, als ob sie sich am Deutschen die Zunge verstauchen oder die Kinnbacken verrenken könnten. Und was herauskommt, ist Schwäbisch, Schweizerisch, Pfälzisch, Hessisch, oder noch etwas schlimmeres mit schlechtem Englisch vermischt. Einem Philologen wird weh und übel dabei, einem gewöhnlichen Menschen ebenfalls, den Kindern ist's eine Plage, den Eltern ist's eine Qual und jeden Tag hat man davon zu leiden. In den Familien werden Eifersüchtelei und Mißtrauen dadurch genährt, Geselligkeit und Freundschaft beeinträchtigt, tausende von jungen Leuten der kirchlichen Heimath ihrer Eltern entfremdet, zu einem neugierig-läppischen Herumstreichen in verschiedenen Kirchen verleitet, und geistig wie materiell dadurch zu Grunde gerichtet. Unzählige, früher blühende Gemeinden sind dadurch ruiniert, und Zwietracht, Groll und neidische Gefäßigkeit wuchern, wo Eintracht, Freundschaft und Liebe gedeihen könnten.

Einen wissenschaftlichen Namen hat dieses Uebel bisher noch nicht. Für gewöhnlichen Gebrauch könnte man es Deutschweh nennen. Wenn das aber nicht genau genug ist, dem schlage ich vor, das betreffende Uebel Germanoglottalgie (Germanoglottalgie) zu nennen. Das klingt gelehrt und ist auch bezeichnend. Die drei ersten Silben kommen vom lateinischen Germanus, deutsch, die vierte vom griechischen glossa, glotta, Zunge oder Sprache, und die beiden letzten vom griechischen algos, Schmerz, Leid oder Weh. — Soweit über das Wesen des bösen Deutschwehs, jetzt wollen wir etwas von seinen Ursachen plaudern, denn wie jedes Uebel hat es seine Ursachen, Kennzeichen, Existenzbedingungen und Heilmittel.

Ein wichtiger Grund, den wir vornean stellen wollen, ist unstreitig die Unterschätzung der deutschen und Ueberschätzung der englischen Sprache in ihrer positiven und relativen Bedeutung.

Die meisten unserer jungen Männer sind der voreiligen Ansicht, als könne man sich im Englischen gewählter und höflicher ausdrücken als im Deutschen. Das weibliche Geschlecht ist derselben Meinung und legt noch mehr Gewicht auf diesen Punkt, und zwar nicht ohne guten Grund. Eine gewählte reine Sprache ziert den Menschen noch mehr als elegante Kleidung. Von guten Manieren schließt man auf ein gutes Herz, einen klaren Kopf und einen wohlbalancirten Charakter. Das wissen unsere jungen Leute und richten sich darnach, indem sie sich Alles aneignen suchen, was nach ihrer Meinung zu guten Manieren gehört. In Beziehung auf äußerlichen Schliff hat der durchschschnittliche Anglo-Amerikaner dem Deutschen im Allgemeinen manches voraus. Die deutschen Auswanderer gehörten bisher meist den ärmeren und vielfach bedrückten Volksklassen an, wo ein gewähltes Benehmen und formelle Höflichkeit mehr für etwas Verächtliches als Nüchternes gelten. Das hat seine Ursachen. Deutschland ist lange eins der unfreiesten Länder gewesen. In England wurde schon Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Leibeigenschaft aufgehoben, in Frankreich während der Revolution von 1789, Preußen machte in der Regenerationsperiode von 1806 einen schwachen Anfang damit, während in den meisten deutschen Staaten der alte Sauerrieg des mittelalterlichen Feudalwesens erst nach 1830 und 1848 ausgelegt wurde. Welche Freiheiten genoß Amerika schon vor hundert Jahren, während in Deutschland Zunftzwang, Rastenzwang, Militärzwang, Religionszwang, Impfwang, Heimstättenzwang (Domizilzwang), Leib-

eigenschaft, Folter und Knute herrschten. Daß es da nur unter besonders günstigen Nebenumständen möglich war, sich einen freien männlichen Charakter zu bilden, ist leicht einzusehen. Man wurde entweder Tyrann oder Sklave, je nachdem man zu befehlen oder zu gehorchen hatte. Ueberdem mußten die Leute unter der Last der zahllosen Abgaben, Frohnen, Einquartierungen, Kriegscontributionen, der Wildplage, Mißernten und Seuchen ein endloses Heer von pedantischen, dem Gemeinwohl wenig nützenden Beamten unterhalten. Dazu kam noch eine Anzahl von zwecklosen Klöstern, von Domcapiteln, Welt- und Klostergeistlichen, Bettelmönchen, Bettlern, Richtern, Jollägern, Junkern, edelmännischen und unedelmännischen Tageelieben, Rau-, Gau-, Wild-, Schild-, Burg-, Chur-, Mark-, Pfalz-, Stall- und sonstige Sorten Grafen, Hofnarren, Langknechte, Leibgarden, Pfeifer, Trommler, geheime und ungeheime Berg-, Land-, Stadt-, Hof-, Kammer-, Kabinetts-, Handels-, Kommerzien-, Bau-, Kriegs-, Friedens-, Sanitäts-, Medizinal-, General-, Altkumal- und andere Rätthe. Troßdem man außer diesem rätthlichen Reichthum noch Hunderte und Tausende von wohlweisen Alt-, Armen-, Kirchen-, Stadt- und Landesvätern besaß, so war das Land doch schlecht beraten. Des Morgens um ein oder zwei Uhr stand der Bauer schon in der Scheuer am Dreschen, dann quälte er sich während des ganzen Tages schlummer, als er sein Vieh zu quälen magte. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß viele aus der deutschen Landbevölkerung im Durchschnitt 18 Stunden aus 24 angestrengt arbeiten müssen, manchmal gönnt man ihnen kaum vier Stunden Ruhe aus vierundzwanzig. Die sogenannten obren Klassen schwebten vom Schweiß des armen Landmanns, bauten sich Schlösser und Paläste, verschwanden den Nationalreichthum in fremden Ländern und verwüsteten dem armen Landmann durch thörichte Wildgeetze, Parforcejagden, Erpressungen, Raufereien und übermüthige Kriege seine Felder und Dörfer. Die Presse, die Schule und auch theilweis die Kirche wurden so weit geknechtet, daß sie sich gebrauchen ließen, das Erwachen jedes freitheitlichen Gedankens im Volke systematisch zu untergraben. Alles schien sich verschworen zu haben, dem armen geknechteten Volk ein menschenwürdiges Dasein unmöglich zu machen. Viele trugen ihr Joch mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit. Manche denkende Köpfe aber waren scharf genug, ihre Knechtschaft zu fühlen und ihre Unterdrücker zu hassen. Wenn das Volk aber haßt, von dem will es nichts lernen, und wenn es selbst etwas Gutes wäre. Unter dem Einfluß des Hasses gegen die Unterdrückung sträubte das deutsche Volk sich hartnäckig, die verfeinerten Manieren seiner Unterdrücker anzunehmen. Dies scheinen mir die wichtigsten Ursachen zu sein, warum die höhern Formen der Geselligkeit, ein höfliches Benehmen und eine verfeinerte Umgangssprache bei den Deutschen weniger Allgemeingut geworden sind, als bei den Franzosen, Engländern, Anglo-Amerikanern und einigen andern Nationen.

Viele Leute fühlten längst das hier Gesagte instinktiv, kamen dann aber zu dem irrigen Schluß, als sei die deutsche Sprache zu arm an Formen und Wendungen. Dem ist keineswegs so. Im Gegentheil ist die deutsche Sprache in fast jeder Beziehung von allen gegenwärtig gesprochenen Sprachen eine der reichsten, klarsten, leichtverständlichsten und edelsten. In vielen Punkten steht sie unerreicht da — unerreicht selbst von dem melobischen Idiome Italiens oder dem vielgerühmten Französisch. Wir gebeten später noch Streiflichter auf verschiedene Sprachen zu werfen, werden uns aber hauptsächlich auf einen Vergleich zwischen Deutsch und Englisch beschränken.



Fangen wir mit den Dankesbezeugungen an, so werden wir finden, daß man sich im Englischen beinahe ausschließlich auf die stereotypen Ausdrücke beschränkt findet: I thank you, Thanks, I am much obliged, oder, I am ever so much obliged to you. Wie reich ist hingegen die deutsche Sprache. Ich will nur auf einige der meist gebräuchlichen Wendungen aufmerksam machen, als da sind: Ich danke — ich danke sehr — ich danke recht sehr — ich danke bestens — ich danke Ihnen (sehr, recht sehr, bestens u. s. w.) — ich bin Ihnen sehr verbunden — ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet — ich sage Ihnen vielen Dank — ich sage Ihnen meinen besten Dank — Sie sind sehr gütig — freundlich — gefällig — verbindlich u. s. w. Erlauben Sie mir, Ihnen meinen verbindlichsten Dank zu bezeigen — Ihre Güte beschämt mich — ich weiß nicht, wie ich es Ihnen vergelten soll — Gott lohne es Ihnen — Gott vergelte es Ihnen — Gott vergelt's — Gott segne Sie dafür u. s. w. Man könnte noch ein ganzes Hundert ähnlicher Ausdrücke anführen, doch das Vorstehende wird zur Genüge zeigen, wie formenreich die deutsche Sprache ist.

Nehmen wir jetzt: If you please, be so kind und ähnliche Ausdrücke. Sagen Sie mir gefälligst — nehmen Sie gefälligst Platz — belieben Sie Platz zu nehmen — nehmen Sie Platz, wenn's beliebt — erlauben Sie gütigst — haben Sie die Güte, zu erlauben — wenn es Ihnen recht wäre — wenn es Ihnen nicht ungelegen ist — dürfte ich Sie bitten, mir zu sagen — bitte verfügen Sie darüber — Sie würden mir einen Gefallen thun — Sie würden mich zu Dank verpflichten u. s. w. Wie weit könnte man das noch führen, so daß if you please, be so kind &c. ganz sporadisch dagegen erscheint.

You are welcome to it, ist ebenfalls ein Ausdruck, der Jung-Amerika in große Verlegenheit bringt, sollte er im Deutschen wiedergegeben werden. Es ist gern geschehen — keine Ursache zum danken — es macht mir Vergnügen, Ihnen behülflich sein zu können — es ist nicht des Erwähnens werth — Sie haben keine Ursache zu danken — und dergleichen Wendungen entsprechen dem vorstehenden englischen Ausdruck. Es ist gern geschehen — keine Ursache zum danken — oder auch kurz ab: keine Ursache — werden meist vom gewöhnlichen Volk gebraucht, während die höhern Klassen die andern Formen vorziehen.

Für das Englische: What do you wish — what's your pleasure — what would you like? etc., wissen Viele weiter nichts, als: Was wünscht — was wünschten Sie — was belieben Sie — was beliebt Ihnen — womit kann ich Ihnen dienen — womit kann ich Ihnen aufwarten — worin kann ich Ihnen gefällig sein — darf ich fragen, ob Ihnen schon Jemand aufwartet — dürfte ich fragen, was Sie wünschen — dürfte ich fragen, womit ich Ihnen Vergnügen machen kann? u. s. w., sind Ausdrücke, die man überall in deutschen Städten im geschäftlichen und geselligen Verkehr hört. Womit kann ich Ihnen meine Aufwartung machen — darf ich fragen, was zu Ihrem Vergnügen dienen möchte — und ähnliches hört man selten in bürgerlicher Gesellschaft, doch das Vorübergehende zeigt, daß ohnedem kein Mangel an verschiedenen Wendungen ist.

Excuse me, I beg your pardon, und dergleichen, gibt man durch: Bitte um Entschuldigung — entschuldigen Sie — ich bitte um Verzeihung — bitte, nehmen Sie es nicht übel u. s. w.

In Beziehung auf Glückwünsche braucht man sich im Deutschen auch nicht dahinten finden lassen. I wish you a happy new year — I congratulate you, etc., gibt man durch: Ich gratulire — ich gratulire bestens — ich wünsche Ihnen viel Glück — ich wünsche Ihnen viel Vergnügen — ich wün-

sche Ihnen guten Erfolg u. s. w. Einem Kranken wünscht man gute Besserung; einem Essenden, guten Appetit; einem zu Bett Gehenden, angenehme Ruß; einem Reisenden, glückliche Reise. Einer neuverheiratheten Person wünscht man viel Glück und Gottes reichen Segen zum Ehestand. Abschied nimmt man mit dem Wunsch: Auf baldiges Wiedersehen — obgleich es auch Ausnahmefälle gibt, wo man sich Halsbrechen und dergleichen wünscht — ist aber nicht nachahmenswerth.

Wenn man beglückwünscht wird, so sollte man sich auch hübsch bedanken. Sagt Jemand zu uns: Ich wünsche Ihnen ein glücklich Neujahr; oder des Abends: Ich wünsche Ihnen angenehme Ruße, so kann man am besten antworten: Ich danke und wünsche Ihnen dasselbe, oder: Ich danke und wünsche es Ihnen ebenfalls. Wenn man aber krank ist und bekommt von einem ganz gesunden Mann gute Besserung gewünscht, so sollte man ja nicht sagen: Ich wünsche es Ihnen ebenfalls — sonst kann man tüchtig ausgelacht werden. Auch wenn man beim Beginn einer Mahlzeit von Einem, der soeben gegessen, guten Appetit gewünscht bekommt, sollte man einfach danken und ihm nicht auch guten Appetit wünschen wollen. Würde der Betreffende aber an unserer Mahlzeit Theil nehmen, so wäre das Appetitivünschen recht genug und sogar schicklich. Immer aber sollte man für einen guten Wunsch danken, und es nicht, wie jene deutsch-amerikanische Predigersfrau machen, die von einer alten deutschen Schwester nach dem Schluß des Gottesdienstes zum neuangetretenen Ehestand beglückwünscht, kein Wort zu erwidern wußte und roth bis hinter den Ohren, ohne einen Laut von sich zu geben, beschämt und verwirrt die Flucht ergriff. Dieser kleine Vorfall hat ihr später viel böse Nachrede eingetragen und manche Unannehmlichkeiten bereitet. Und doch war es nicht Bosheit oder Stolz von ihr, sondern bloß Unerfahrenheit und zu geringe Bekanntschaft mit den Höflichkeitsformen der deutschen Sprache. Eltern sollten mehr echte Liebe zu ihren Kindern haben und ihnen durch zeitgemäße Belehrung solche widerwärtigen Vorfälle ersparen.

Der löblichen Kürze halber wollen wir diesen Punkt jetzt ruhen lassen, obgleich sich noch Vieles darüber schreiben ließe. Dem nächsten weitverbreiteten Irrthum, dem wir nun begegnen wollen, ist der, daß die deutsche Sprache so schwierig und die englische Sprache so leicht sei. Sogar viele alte deutsche Großväter mit weißen Haaren haben das immer so gehört und in guter Meinung geglaubt — Jung-Amerika ist freilich auch dieser Ansicht und meint damit seine Mängel im Deutschen zu decken oder doch zu mildern. Wir sind entschieden anderer Meinung und behaupten dreist, daß unter sonst gleichen Umständen ein Kind oder irgend ein vorurtheilsfreier Erwachsener mit der Hälfte der auf das Englische verwandten Zeit Kraft und Unkosten deutsch lernen könne. Das ist viel gesagt — aber ich werde den vollständigsten Beweis dafür liefern und zeigen, wie leicht die deutsche Sprache ist. Schönheit, Formfülle, Verständlichkeit, Klarheit, Biegsamkeit und poetischer Schmelz sind der deutschen Sprache in einem so hohen Maße eigen, daß berühmte Sprachgenien wie A. Tennyson, W. Cullen Bryant, Longfellow, Bapard Taylor, Delavigne und Andere ganz begeistert davon sind. Tausende — ja Hunderttausende in allen Theilen der Welt studiren und erforschen jetzt die deutsche Sprache, um an dem klaren hellen Quell der deutschen Literatur, Wissenschaft und Weisheit schöpfen, um ihren Erkenntnißdurst löschen zu können. Auf den besten Hochschulen Amerika's, in Harvard University, Yale College, Amherst College — kurzum, überall findest du Tausende von Studenten

eifrig beflissen die deutsche Sprache zu erlernen. Alle jungen und viele bejahrte Anglo-Amerikanerinnen betrachten es als einen Theil einer guten Erziehung mit deutscher Sprache und Literatur bekannt zu sein. A. B. Hayes, unser letzter Präsident, versteht deutsch; J. A. Garfield, unser jetziger Präsident, versteht es; und unser nächster Präsident wird es, durch die Macht der Verhältnisse genöthigt, wieder lernen müssen. Sie-

gend schreitet deutscher Geist, deutsches Wissen und deutsche Sprache durch die Welt. Und wir Deutsch-Amerikaner wollten in thörichter Unterschätzung unserer schönen Muttersprache faul und phlegmatisch hinter den Fremden zurückbleiben?—Nimmermehr! Das nächste Mal will ich zu zeigen versuchen, wie leicht, nützlich und schön die deutsche Sprache ist. Bis dahin Gott befohlen.

## Das Kapitel vom Grüßen.

(Von A. Kneiß.)

**I**n altes, wahres Sprichwort lautet: „Ländlich, sittlich.“ Wie die verschiedenen Völker ihre eigenthümlichen Gebräuche haben, so unterscheiden sie sich auch von einander durch den Gruß. Derselbe kommt aber auf dem weiten Erdenrund in so mannigfaltiger Gestalt vor, daß eine erschöpfende Belehrung darüber unmöglich ist. Begnügen wir uns daher mit Nachfolgendem.

In Norddeutschland hat man die Gewohnheit, kurzweg „Guten Tag!“ zu sagen. Die schlesischen Dorfbewohner, die immer nur um das tägliche Brod arbeiten und besorgt sind, begegnen einander mit: „Wohl zu speisen!“ oder: „Gespessit zu haben!“ Der geschäftige Rhein- und Westphale fragen: „Wie geht's?“ Der höfliche Sachse kann oft nicht umhin, einen „schönen guten Morgen“ zu wünschen. Noch höflicher meint der Böhme zu sein, wenn er auch noch den gehorsamen Diener hinzufügt. Sein vollständiger Nachtgruß lautet daher: „Gute Nacht wünsch' ich, Ihr gehorsamster Diener, schlafen Sie wohl!“ Der Oesterreicher ruft: „Z küss' die Hand!“ und der Pole führt dies in Wirklichkeit aus; er läßt das Wort zur That werden. In den höheren Schichten der polnischen Bevölkerung fragt man beim Begegnen auch oft: „Sind Sie glücklich?“ Zu beneiden ist der gemüthliche Wiener wegen seines: „Grüß Gott!“

Der gläubige Katholik ruft seinem Mitmenschen ein „Gelobt sei Jesus Christus!“ entgegen, worauf dieser antwortet: „Im Ewigkeit Amen!“ Dem russischen Kaiser dürfen die Unterthanen nur knieend nahestehen und ihm ihr Begehren vortragen. Hat man das Glück, dem Oberhaupt der katholischen Kirche vorgestellt zu werden, so muß man niederfallen und ihm den Fuß küssen. Läßt sich der Papst in Rom auf der Straße sehen, so müssen Alle niederknien, bis er vorüber ist. Der lebhafteste Italiener fragt: „Wie stehen Sie?“ Den eifrigsten Franzosen erkennt man sofort an seinem: „Wie tragen Sie sich?“ wobei er vergnügt die Bartspitzen dreht. Der Türke legt die Hand auf Herz und Stirn, wodurch er seine aufrichtige, achtungbezeugende Gesinnung zu erkennen gibt. Der Engländer drückt und schüttelt unsere Hand so kräftig, daß wir meinen, er wolle uns den Arm ausreißen. Dabei bleibt er kalt und verzieht keine Miene. Vor der Königin kniet er nieder und küßt ihr die Hand. Mit demselben Ernst fragt der Schwede:

„Woran denken Sie?“ und der Däne: „Leben Sie gut?“ Wenn der Holländer spazieren geht, so wirft er beim Grüßen schnell die Frage auf: „Wohin gehen Sie?“

Von außereuropäischen Völkern denken wir zunächst an die Bewohner Japans, die unter sehr zierlichen Verbeugungen einander den Pantoffel vom Fuße ziehen. Sie wollen jedenfalls durch die bloßen Füße ihre Ehrfurcht zu erkennen geben, wie ja auch wir durch das entblößte Haupt unsere Achtung bezeugen. In China, welches auch das himmlische Reich genannt wird, legen die sich begrüßenden die Hände in einander, führen sie dann zum Herzen, neigen das Haupt bis tief auf die Brust und sprechen: „Xsim, Xsim!“ Nach langer Trennung knien sie nieder und beugen den Kopf bis tief zur Erde nieder. Gute Freunde fragen sich: „Ist Ihr Magen in Ordnung?“ Einer hochgestellten Person gegenüber werden beide Hände erhoben und so bis zur Erde gesenkt. Auf europäische Art, also mit entblößtem Haupte, zu grüßen, würde dem Chinesen ohne Zweifel fünfzig Hiebe mit dem Bambusrohr eintragen, weil dadurch bei allen Morgenländern Mißachtung ausgedrückt wird. Daher kommt es, daß sie auch beim Beten den Kopf bedecken. Am Himalaya-Gebirge begrüßen sich einzelne Volksstämme damit, daß sie einander den Rücken zuehren, während sich die Männer Hindostans am Barte fassen. Auf den Inseln des Stillen Oceans stoßt man mit den Nasen zusammen und reibt sie. Diese Sitte herrscht auch in einigen nördlichen Erdstrichen. Die Eingebornen der Tonga-Inseln drücken die Nase sanft an die Stirn dessen, den sie grüßen.

Wahrhaft abgeschmackt grüßen die Bewohner der St. Lorenz-Insel im Stillen Meere. Sie speien hastig in die Hände und reiben sich damit gegenseitig das Gesicht. Nicht minder unanständig sind die Aveni's, welche einander in die Ohren blasen und den Bauch streicheln. Auf den Inseln Bamuex und Palaoos nimmt man die Hand oder den Fuß des Anderen und streicht damit sein Gesicht. Die Neger Afrika's nehmen die einzelnen Finger des zu Begrüßenden und lassen sie knacken. In Egypten fragt man: „Wie schmecken Sie?“ Auf einer östlichen Insel Afrika's Namens Socotora werden die Schultern geküßt.—So hätten wir die Grüße der verschiedenen Völkerschaften kennen gelernt. Wenn sie nur auch überall von Herzen kämen, und man es damit ehrlich meinte!

## H e r b s t .

Deut prangt der Wald im Festgewand,  
Und morgen welkt sein Kleid,  
O Welt! was ist dein eitler Tand,  
Dein Glanz? Vergänglichkeith!

Das Böglein hüpfet und singt nicht mehr,  
Verklungen ist sein Lied,  
Bom Kirchhof kündet dumpf und schwer  
Das Glöcklein Grabesfried.

So ernst und klagend spricht sein Mund,  
Als rief es mir zu:  
O Mensch, gehet' zu jeder Stund',  
Auch du gehst ein zur Ruß!



## Bilder aus den Alpen.

Von C. Zbinden.

„Auf den Bergen ist's schön!  
Auf die Berge laßt uns gehn!  
Dort ist die Luft so rein,

kommt und ruft: „Herr, Gott, du bist unsere Zuflucht für  
und für. Ehe denn die Berge worden, und die Erde, und die

Ueberall Sonnenschein;  
Weit über Wald und Feld  
Schaut man dort in die Welt;  
Unten ist grün die Au,  
Oben der Himmel blau;  
Kraftvoll erhebt die Brust  
Dort sich in Himmelsluft!  
Auf den Bergen ist's schön!  
Auf die Berge laßt uns  
gehn!“

„Wie hab ich doch ein  
schönes Land zu mei-  
nem Heimathland,“  
singt der Alpensohn, der  
auf den höhern Statio-  
nen der Erde des Som-  
mers sonnige Tage zu-  
bringt. Da, im Tem-  
pel der Natur, fern von  
dem Geräusch der men-  
schenvollen Städte, liegt  
auch ein Stück von un-  
seres Gottes Erde; hier  
hat er sich Meisterwerke  
seiner Macht und Stärke  
errichtet. Riesenhafte,  
himmelporragende  
Felsblöcke starren stolz  
von den blauen Klüften  
zum Menschenkind her-  
nieder. Klein, wie die  
Ameisen, scheinen die  
Menschen, die da unten  
wohnen und schaffen  
und Mühe haben. Der  
Mensch möchte sprechen  
mit den Bergen, die dort  
um ihn herum stehen,  
möchte sie auffordern,  
ihre Geschichte zu erzäh-  
len, aber sie sind stumm  
und stille. Und in sei-  
nem Herzen heben sich  
Wogen des Gefühls der  
Nüchternung und Erhe-  
bung, und diese schwei-  
genden Zeugen Gottes  
werden ihm zu Räth-  
seln, die er zu lösen  
sucht. Wer hat euch  
daher gestellt, Kamera-  
den? Wie lange steht



Auf dem Weg zur Weide.

ihr schon da, und was habt ihr gesehen während den Jahrtau-  
senden eures Daseins? Und ehrfurchtsvoll erhebt sich das  
Menschenkind über die Berge, dorthin, von wannen uns Hilfe

Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewig-  
keit!“—Ein seltsames Leben haben die Hirten und Senner auf  
den Bergen der Schweiz. Zwar zur Winterszeit wohnen sie



im Lande drunten, wie andere Menschen auch, wenn aber die Frühlingssonne den Schnee geschmolzen und die Wiesen zum Ergrünen beschienen hat, und auch die sonnigen Abhänge der Berge sich mit grünem Sammet kleiden, dann steht der Senne eines Morgens frühe auf, holt sein Alpenhorn und seine Ruchschellen vom großen Kaliber, bekränzt die Häupter seiner Kinder mit Blumensträußen und fährt auf den Berg. Freudig brüllend verlassen die Kühe den Stall, in dem sie den langen

der, läßt der Senne zurück, nur die große Tochter und der älteste der Knaben gehen mit auf die Alp. Eine solche Bergfahrt stellt das Bild auf Seite 373 dar in dem Augenblick, da die Truppe eben in einer Waldeschlucht die über einen wilden Bergbach führende Brücke passirt. Vom Berg herab bringt die Tochter Erdbeeren und Heidelbeeren, Sträuße von Alpenrosen und Edelweiß, und der Vater bringt Sennereiprodukte: große Ballen süßer Butter, und noch größere, einen bis zwei

Centner schwere, wie Schleiffstein geformte Stücke fetten Käse, die er auf seinem starken Rücken den steinigen Pfad herunter trägt.

Das Hirtenvolf hat doch ein friedliches, schönes Leben auf Bergeshöhe, und wer ein ruhiges Gewissen und ein frommes Herz mitbringt, kann glücklich sein daselbst. Morgens, wenn der Senne vor seine Sennhütte tritt, nimmt er sein Alpenhorn zur Hand und bläst den Morgengruß, indem er sowohl melodische Töne als verständliche Worte hineinruft, welche von den umstehenden Felswänden in vielfachem Echo zurückgerufen werden. So war es bei frommen Hirten gebräuchlich, einander Morgens und Abends christliche Grüße zuzurufen, indem der Eine durchs Alpenhorn blies: „Lobet Gott den Herrn!“ und seine Nachbarn antworteten: „In Ewigkeit.“ Dieser schöne Gebrauch liegt auch den folgenden Versen zu Grund:

Das Alpenhorn ertönt vom Berg, [Nicht! Begrüßt der Sonne  
Das ist ein Klang, der wunderbar  
Zu Herz und Seele spricht.  
Man hört aus längst-  
vergangener Zeit



Ein Hirtenmädchen.

Winter zugebracht haben, denn diejenigen, welche im vorigen Sommer droben waren, wissen ganz genau, daß man jetzt auf den Berg zieht. Die Kinder und Kühe alle, mit Ausnahme einer guten Milchkuh, die zu Hause bleibt, gehen mit, ebenso die Schafe und Lämmer, die Ziegen und Zicklein, und auch der bärtige, gehörnte Gaisbock marschirt gravitatisch mit der Herde einher. Seine Liebsten aber, sein Weib und seine Kin-

Der Jugend Sehnsuchtslied,  
Da wird die Brust so weit so weit,  
Und jeder Kummer flieht.

Das Alpenhorn ertönt vom Berg  
Beim letzten Sonnenstrahl,  
Und leise senket sich die Nacht  
Gerab in jedes Thal.



Es ruft der Abenglockenklang  
Zum stillen Nachtgebet,  
Ein heil'ger Friede ziehet ein  
Und jeder Gram vergeht.

Aber auch viele schöne Lieder ohne Worte werden hier mit dem Alpenhorn geblasen wie von froher Menschenbrust gesungen, die originellen Jodel- oder Jauchzgesänge, welche munter durch die Lüfte schallen und vom Wanderer gerne gehört werden. Den Tag hindurch hat der Hirt seine Heerde zu *w e i d e n*, zum Wasserbrunnen zu führen, und zu hüten, daß keines vom Wolf geraubt werde und keines über einen Felsen falle und umkomme. Das Bild auf Seite 374 stellt ein solches Hirtenmädchen, in der ländlichen Tracht des Kantons Bern gekleidet, dar, welches, auf einer Bergeshöhe sitzend, bald in einem Buche liest, bald aufmerksam nach seiner Heerde ausschaut, und bald wieder ein frohes Lied singt.

Und auch dieses Leben hat seinen Zauber, seine Abwechslung, seine Vergnügen, es allein bietet Gelegenheit, die Bewohner des Hochgebirges und ihr Leben und Treiben zu beobachten. Zwar der Edelhirsch, der noch vor hundert und vor fünfzig Jahren hier hauste, ist verschwunden, ebenso der Steinbock, dagegen ist, obwohl selten, der brummige Bär noch anzutreffen, sowie der *s c h l a u e* Wolf, und zwei Arten aus der Familie der Antilopen, die *G e m s e* und das Reh. Auch der Adler und der Rämmergeier horsten noch in diesen Hochwäldern und Felsenklüften und bringen mitunter die Schaafherden, die Gemsen und Hasen und in Gefahr. Die Gemsen sind aber kluge Thiere, welche mit leichtem Fuße davon springen, „wo kein Jäger vorwärts kann,“ und gegen allerlei feindliche Angriffe auf der Hut sind. Sie schaaren sich zu zehn oder fünfzehn zusammen, von welchen immer eines Wache halten muß, während die andern im Grase weiden oder der Ruhe pflegen. Einen solchen Raubanfall von zwei Königsadlern auf eine Gruppe Gemsen stellt das dritte

Bild dar. Während die einen beim Herannahen der Feinde flugs die Flucht ergreifen, breitet eine andere ihre Vorderfüße über ihr erschrockenes Junges aus und schützt es vor den Krallen der blutgierigen Räuber.

Eines der angenehmsten Vergnügen ist eine Reise auf die Berge. Noch erinnere ich mich mit Wonne an meine erste Bergreise, die ich als etwa zehnjähriger Knabe in Begleitung



Raubanfall des Königsadlers auf eine Heerde Gemsen.

meines Vaters machte. Die etwa zwanzig Meilen lange Tagereise war zwar für mich etwas schwer, dafür bot sie aber Großartiges und Wunderbares in überraschender Weise. Mein Vater hatte mir absichtlich nicht gesagt, was zu erwarten sei; so gingen wir Beide mit einander und stiegen, nachdem wir, vor vier Stunden, des Morgens früh das Heimath-



liche Haus verlassen, und nun soeben in einer Sennhütte ein wenig gerastet und uns erquidet hatten, den mühsamen Pfad, einen Bergabhang, hinan. Endlich war er erstiegen, und wir langten auf dem Rücken desselben an: „Ei, ei! Vater! ei, was ist das?“ rief ich aus, und konnte vor Staunen und Bewunderung fast nicht zu Worten kommen, so gewaltig war der Eindruck, den ein solcher Anblick auf mein Gemüth machte. Zu unsern Füßen lag ein tiefes, enges Thal, und jenseits desselben thürmte sich eine Kette gewaltiger Kolosse von Bergen himmelan, östlich ein zackiger, zerklüfteter Grat, neben ihm ein abgerundeter Kopf, einem struppigen Widbertopf ähnlich, westlich von diesem der etwas größere, abgeplattete Ganterist, mit seiner spitzig hervorstehenden Nase, seiner grünen Matte und seinem kleinen Wassersee auf schwindelnder Höhe broben, an seiner Seite der pyramidenförmige Schwefelberg, an dessen Fuß eine Heilquelle sprudelt, bei welcher zwei stolze Kurhäuser den Heilung Suchenden Aufenthalt gewähren. Neben diesem erhebt der spitzige „Ochsen“ sein Horn, und weiter westlich setzen andere die Kette fort. Hinter diesem erblickten wir weiße Häupter, welche trotz des Hochsommers das Antlitz voll Schnee und die Schultern voll Eis hatten. Es ist die Grenze des ewigen Winters, wo seit Jahrtausenden unausforschliche Schnee- und Eislager aufgeschichtet sind, die größtentheils noch von keinem menschlichen Fuße betreten worden sind. Hier befindet sich der Generalslab der Berge: die Blümlisalp, das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, die Wetterhörner, die Jungfrau, der Mönch, der Eiger, die alle zehntausend bis vierzehntausend Fuß hoch in die Lüfte starren. Viele andere desselben Ranges waren von diesem Standorte aus nicht zu sehen.

Mein Vater erklärte mir das wunderschöne Panorama, während wir auf einem Rasenhügel saßen, und erhob sich bald wieder, denn wir hatten noch einen weiten Weg vor uns. Wir gingen die Halbe entlang, und ich pflückte Alpenrosen, deren niedrige Gesträucher hier und da große Strecken überdeckten und nun mit dem lieblichen Roth ihrer Blumen zierten. Auch diese ist in manchem Lied besungen worden. Möge eines derselben hier folgen:

Auf der Alpen lichten Höhen, ferne von der Erde Dual,  
Blüht ein Blümchen, sanft geröthet von der Sonne erstem Strahl.  
Seine Heimath ist da oben, dort allein nur kann es blühen,  
Wird der Heimath es entnommen, stirbt das arme Blümchen hin.

Und das ist die Kraft des Blümchens, die der Schöpfer ihm verliehn,  
Wer in seiner Näh' geboren, darf nicht in die Fremde ziehn,  
Denn ein unennbares Sehnen drängt ihn zur Heimath hin,  
Wo auf freien lichten Höhen seine Alpenrosen blühen.“

Auf unserm Heimwege kamen wir am Gurnigelsbade vorbei, das mit zwei Heilquellen versehen und wo alle Kunst von Menschenhänden daran verwendet ist, den Aufenthalt angenehm zu machen. Hier bringt der Berner Patrier jeden Sommer seine drei Wochen zu und viele andere Gesunde kommen um des Vergnügens willen daher, während Kranke von Nah und Fern hier Heilung von ihren Leiden suchen. Wir kehrt ein, um eine Erfrischung zu genießen, und sehten bald unsere Reise fort und kamen Abends nach Hause, fröhlich und guten Muthes über all dem Schönen, das wir gesehen hatten.

## Jeffry Bayes, der wackere Schmied.

Aus dem Volke heraus wachsen die kräftigsten Charaktere und Männer. Die Arbeit stählt nicht allein die Arme, sondern auch die Herzen. Wir theilen hier die That eines englischen Schmieds mit, welche wohl werth ist, daß sie nicht in Vergessenheit geräth.

Es war zur Zeit, als Karl Eduard aus dem Hause Stuart, der Sohn des dritten Jakobs, den englischen Thron für sich wieder zu erringen trachtete. Schon 1744 war Karl Eduard mit einer Flotte und Truppen, von Frankreich unterstützt, in See gegangen, um in England zu landen, ein Sturm hatte ihn zur Rückkehr nach Frankreich gezwungen. Trotzdem hatte dieser schon im ersten Entstehen mißlungene Versuch in England große Bestürzung hervorgerufen. Das Unterhaus genehmigte für den bevorstehenden Krieg bedeutende Summen, die Habeascorpusacte wurde suspendirt und der damalige Kanzler Hardwicke schlug vor, die Strafe einer hochverräterischen Correspondenz sogar auf die Kinder und Enkel eines Schuldigen auszu dehnen und das Parlament genehmigte diese grausame Bill.

Der vierundzwanzigjährige Karl Eduard unternahm zwar im folgenden Jahre einen zweiten Versuch, allein da er durch seinen leichten Sinn die Gunst der französischen Regierung verscherzt hatte, so war er diesmal nur von wenigen schottischen und irischen Offizieren begleitet und durch wenig Geld unterstützt. Eine kleine Fregatte trug ihn und seine geringe Schar nach Schottland — und am 27. Juni 1745 landete er bei Moybark.

Das Glück war anfangs auf seiner Seite. Der König

Georg II. von England und der Staatssekretär Harrington befanden sich in Hannover, die besten Truppen auf dem Festlande, die früher geächteten Schotten kehrten in ihre Heimath zurück, die Macdonalds und Camerons sammelten sich um ihn, mit Begeisterung wurde er empfangen und am 19. September zog er unter lautem Jubel des Volkes in Edinburg ein. Er erklärte sich als Stellvertreter seines Vaters zum Könige. Eine geringe englische Streitmacht unter John Cope rückte gegen ihn heran; viertausend Bergschotten sprengten ihnen, den Säbel in der Faust, entgegen und zerstieten sie bei Preston Pans. Das Kriegsglück lächelte dem jungen Stuart. Er rechnete fest auf Frankreichs Hülfe und hoffte, ein französisches Heer werde bereits in Süd-England gelandet sein. Um sich mit ihm zu vereinigen, drang er als Hochländer gekleidet über Carlisle bis Derby, 48 Stunden nördlich von London, vor. Hier empfing er die Nachricht, daß Frankreich bis dahin zu seiner Unterstützung sich nicht gerührt habe. Ueber seine eigene Tollkühnheit erschreckt, wandte er eiligst um, wieder nach Schottland. Er verstand es nicht, den Augenblick des Glückes zu benutzen. Er war überhaupt kein Mann, der Züge eines großen Geistes und Charakters verrieth. Leichtsinzig sein Geschick dem Zufall anheimgebend, ohne festen und besonnenen Muth, ohne scharfen Blick über die Verhältnisse, abenteuernd wie ein Ritter ohne Hab und Gut — so war er.

Um den Feind abuschrecken, hinterließ er auf seiner Rückkehr nach Schottland Brand und Mord auf der Straße, welche er gezogen war. Jedenfalls traf ihn die Schuld, daß er die zwecklosen und grausamen Verwüstungen nicht hinderte.



Auch die Schmiede von Jeffry Hayes lag an der Straße, welche der Prätendent damals durchzog. Abgeschieden von anderen Gebäuden lag sie allein. Ermüdet langte Karl Eduard in ihr an. Es war Abend. Jeffry Hayes, ein schlichter, einfacher Mann, der von Allen, welche ihn kannten, seines rechtschaffenen Charakters wegen geehrt wurde, der durch die Arbeit seiner Hände sich nährte und glücklich mit seiner Familie lebte, wurde mit den Seinen aus dem eigenen Hause getrieben, weil der Prinz mit seinen Begleitern darin bleiben wollte. Er fügte sich schweigend. Er war zwar nicht ein Mann, dem es an Muth und Entschlossenheit fehlte, allein was lag ihm daran, ob er eine Nacht mit den Seinen unter freiem Himmel zubrachte. Sowohl er wie die Seinen besaßen eine Gesundheit, welche durch die Arbeit gestärkt war. Aus freien Stücken würde er für die eine Nacht sein Haus dem Prinzen eingeräumt haben, denn das Gastrecht war ihm heilig und als Gast war Karl Eduard bei ihm eingekehrt.

Schnell war ihm die Nacht hingegangen. Der Prinz rüstet sich am Morgen mit den Seinen zum Abzuge.

„Wir schulden unserm Wirth für das Nachtlager und die Bewirthung noch die Bezahlung,“ rief Einer aus des Prätendenten Begleitung mit rohem Lachen.

„Ich verlange keine Bezahlung,“ erwiderte Jeffry Hayes, der diese Worte als Ernst aufgefaßt hatte.

„Haha! Glaubst du Bursch, daß wir umsonst irgendwo einkehren?“ erwiderte der Andere. „Wir müssen unserm Feinde den Weg zeigen, den unser Fuß eingeschlagen, sonst möchte er uns nicht finden. Steckt diese Hütte in Brand!“ rief er einigen wildaussehenden Soldaten zu. „Haha! Dies ist unsere Bezahlung!“ fügte er, zu Jeffry gewendet, hinzu. „Und so wollen wir noch Tausende auf englischem Boden bezahlen, die unser Recht und unsere Nacht nicht willig anerkennen!“ Jeffry erbleichte. Er hatte diese Worte anfangs für Scherz gehalten. Sie waren indeß nur zu ernst gemeint, denn schon eilten mehrere Soldaten mit Brennstoff herbei.

Er trat an den Prinzen, welcher bereits zu Pferde daneben hielt und Alles gehört hatte.

„Seid nicht grausam,“ bat er. „Zerstört nicht nutzlos mein ganzes Hab und Gut—bedenkt, Ihr habt unter diesem Dache geschlafen!“

„Aber schlecht genug!“ erwiderte Karl Eduard mit leichtsinnigem Lachen. „Mich haben die Mäuse in diesem Neste gestört, die will ich dir zum Dank gründlich vertreiben lassen!“

„Schont mein einziges Eigenthum,“ bat der Schmied noch einmal mit zitternder Stimme.

Der Prätendent wandte ihm den Rücken.

Jeffry wollte sich den Soldaten entgegenstürzen, welche schon im Begriff waren, sein Haus anzuzünden und seine kräftig gestählte Gestalt wäre im Stande gewesen, es mit zehn aufzunehmen—seine Frau hielt ihn zurück.

„Schöne zum wenigsten dein Leben,“ bat sie. „Denk an deine Kinder und mich!“

Und der Mann beherrschte sich. Krampfhaft preßte er die Zähne aufeinander, fest ballte er die Fäuste. Nicht eine Muskel zuckte, während die Soldaten sein Haus, in dem er so manchen glücklichen Tag verlebt hatte, anzündeten, während die Flammen höher und höher loderten, aber mit unheimlicher Gluth blickte sein Auge auf die züngelnden Flammen, welche den Schweiß von Zahnen in kurzer Zeit vernichteten.

Dhne sich um den Schmied und dessen Familie zu bekümmern, ritt Karl Eduard mit den Seinen davon. Das Glück, welches ihn indeß bei seinem Betreten des schottischen Bodens

so freundlich empfangen hatte, wich von ihm. Der König Georg II. war nach England zurückgekehrt, der Herzog von Cumberland schiffte mit 6000 an Holland verkauften Hesse zu der in England gesammelten Armee und folgte dem Prätendenten auf dem Fuße. Schnell hinter einander nahm er Carlisle und Edinburg. Noch einmal schien dem Prinzen das Glück ein wenig zu lächeln, denn er brachte dem englischen General Hawley am 17. Januar 1746 eine Niederlage bei. Aber auch diesmal verstand er die ihm günstigen Verhältnisse nicht zu benutzen—er zog sich nordwärts.

Der Feind folgte ihm mit überlegenen Streitkräften. Er besaß nicht den Muth zähen Aushaltens, die Fähigkeit, durch geschickte Anwendung seiner geringeren Kräfte dieselben zu verdoppeln. Wie ein Abenteurer, ein Spieler setzte er endlich Alles auf einen Schlag. Am 27. April warf er sich bei Cul-Loden mit 8000 Mann, welche Schwerter und Streitägte schlangen und nur wenige schlechtbediente Feldstücke hatten, auf den überlegenen Feind. Schon nach einer halben Stunde war der Kampf durch das wohlgezielte Feuer der Engländer und die Tapferkeit der heftigen Truppen entschieden. Der Prätendent vermochte sein Leben kaum durch die Flucht zu retten.

Allein, von Mitteln fast gänzlich entblößt, irrte er durch das Land. Keinen Augenblick war er sicher, kaum in der ärmsten Bauernhütte, denn konnte nicht auch dort zufällig ein Verräther eintreten? Dreißigtausend Pfund waren als Belohnung auf seinen Kopf gesetzt.

Auf Nebenpfaden irrte er umher. Er wollte nach Frankreich zurückkehren, noch durfte er sich indeß nicht an die Küste wagen, weil er dort vor Allem gesucht wurde.

Nur ein Pferd war ihm noch geblieben. Wochenlang war er bereits umhergeirrt. Er war ermüdet, fast lebensatt. Die Sonne brannte heiß. Er ging neben dem Thiere her, welches ihn so lange getragen und führte es am Zaume nach sich. Es hinkte, denn es hatte ein Eisen verloren und war auf dem schlechten, steinigten Wege kaum im Stande zu gehen. Er eilte dem nächsten Dorfe zu, um eine Schmiede aufzusuchen und sein Pferd frisch beschlagen zu lassen.

Müde, das Thier am Zaume haltend, trat er in die Schmiede ein, wo er den Schmied am Feuer beschäftigt sah.

„Schlagt meinem Thiere neue Eisen auf,“ sprach er und lehnte sich erschöpft an den Thürpfosten.

Der Schmied wandte sich um. Er zuckte leise zusammen, als er den Eintretenden erblickte. Einen Augenblick ließ er das Auge forschend auf ihm ruhen—dann nahm er gefaßt einen Hammer und ein Pufeisen zur Hand, um des Fremden Wunsch zu erfüllen.

Mehrere Bauern und seine Frau traten aus dem Wohnzimmer in den Schmiederaum, um den Fremden zu betrachten.

Ruhig hämmerte der Schmied an dem Eisen, nur denn und wann warf er einen prüfenden Blick auf den jungen, scheinbar gegen Alles abgestumpften, an dem Pfosten lehrenden Mann. „Ihr scheint sehr ermüdet zu sein, Herr?“ fragte der Schmied.

Karl Eduard nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Wenn Ihr diese Nacht hier in meinem Hause vorlieb nehmen wollt,“ fuhr der Schmied fort, „ich will Euch ein Quartier geben, Herr, und ich denke, Ihr werdet ungestört schlafen, denn—hier gibt es keine Mäuse, welche Euch stören könnten!“

Der Stuart blickte zusammenfahrend empor. Eine Erinnerung schoß durch seinen Kopf hin, eine finstere, erschreckende Erinnerung. Vor ihm stand derselbe Schmied, dessen Haus er einst hatte niederbrennen lassen—vor ihm stand Jeffry Hayes. Er war nicht im Stande, ein Wort zu erwidern.

„Ich erkannte Euch sobald,“ fuhr Jeffry fort, „als Ihr in die Thür tratet. Ich könnte jetzt Rache nehmen an Euch, Herr, weil Ihr mein Haus unbarmherzig und nutzlos niedergebrannt habt, ich könnte mit leichter Mühe mir die dreißigtausend Pfund verdienen, welche auf Euren Kopf gesetzt sind, allein, als ein Flüchtiger seid Ihr in mein Haus gekommen, Ihr steht unter meinem Dache und mir ist das Gastrecht heilig!“

Karl Eduard war erleichtert. Er stotterte einige Entschuldigungen von der Nothwendigkeit des Krieges zc.

„Ich wandle mich an Euch um Schonung,“ erwiderte Jeffry ernst, „und Ihr riefet mir zu: die Mäuse in meinem Hause hätten Euch gestört, die wolltet Ihr gründlich vertreiben. Ihr habt sie vertrieben, Herr, denn an jener Stätte, wo mein Haus stand, ist jetzt nur ein schwarzer Trümmerhaufen. Doch seid ohne Furcht. Ihr habt nicht nöthig zu erbleichen, denn Ihr steht unter dem Dache meines Hauses. Ich will Euer Pferd beschlagen, so gut als wenn Ihr mein bester Freund wäret, ich will Euch fortziehen lassen in Ruhe—aber nur zehn Minuten, nachdem Ihr mein Haus verlassen habt, gebe ich Euch Frist. Benutzt sie, um zu fliehen, denn wenn die zehnte Minute vorüber ist, so werde ich Euch verfolgen und wehe, wenn ich Euch erreiche—dann rechnet auf keine Schonung, denn Ihr habt auch an mir keine geübt!“ Unruhig, bangend stand der Präsident da. Der Schmied fertigte die Eisen und schlug sie ruhig dem Pferde auf.

„So, Herr,“ sprach er, als er die Arbeit vollendet hatte. „Nun steigt auf und flieht—zehn Minuten gebe ich Euch Botsprung!“ Bewegt, erschüttert faßte Karl Eduard des einfachen Mannes Hand.

„Womit soll ich Euch lohnen?“ fragte er.

„Ich verlange keinen Lohn,“ erwiderte Jeffry. „Ich hatte auch keinen Lohn verlangt, als Ihr einst unter dem Dache meines Hauses geschlafen—ich kenne Eure Dankbarkeit—nun steigt auf das Pferd und dann fort—fort—Ihr habt nur wenige Minuten!“

Der Präsident sprang auf das Pferd und sprengte fort.

„Ihr seid ein Thor,“ riefen die Bauern, „daß Ihr Euch den Fang habt entgehen lassen. Ihr wäret mit einem Male ein reicher Mann geworden.“ Jeffry stand schweigend sinnend da. Ob ihn dieselben Gedanken beschäftigten?

„Ich wäre ein reicher Mann geworden,“ sprach er dann halb zu sich selbst. „Ob ich aber mit all dem Gelde so zufrieden gelebt haben würde, wie jetzt? Der Prinz hat schlecht an mir gehandelt, dennoch fühlte ich Mitleid mit seiner Jugend—ich möchte nicht die Ursache seines Todes sein, und er hätte sterben müssen, wenn ich ihn seinen Feinden überliefert hätte!“

Durch die offene Thür blickte er dem Dahinsprengenden nach. Bald nahm ein Wald ihn auf.

„Wollt Ihr ihn nicht verfolgen?“ fragten die Bauern wieder. „Die Zeit ist um, welche Ihr ihm gegeben habt!“

„Nein,“ erwiderte Jeffry fest. „Er mag entfliehen. Das Geld soll mich nicht verblenden, ein Menschenleben auf mein Gewissen zu laden, es ist besser, er bleibt mein Schuldner!“ Ruhig trat er an den Amboss zurück, nahm den schweren Hammer zur Hand und arbeitete rüstig weiter, als ob nichts vorgefallen wäre. Er war sich bewußt, edel gehandelt zu haben. Er war nur ein einfacher Schmied, allein er war ein Charakter und seine That wiegt vielleicht schwerer als eine von denen, welche mit Denksteinen, Bildsäulen und Inschriften den kommenden Geschlechtern verkündet werden.—

## Das Baseler Missionshaus.

Dieses imposante Gebäude wurde errichtet im Jahre 1860. Es hat ein einziger Mann die Baukosten gegeben, Christoph Merian, der Stifter der neuen Elisabethenkirche in Basel. Es ist 5 Stock hoch und hat Raum für 90 Zöglinge. Die ganze Anstalt ist in 3 Abtheilungen getheilt von je 2 Klassen. Jede Abtheilung bewohnt ein Stockwerk des Hauses und ist einem verheiratheten Lehrer und einem Candidaten, die auf demselben Stockwerk wohnen, zur Erziehung übergeben. Der Unterricht dauert 6 Jahre. Die meisten Zöglinge sind Württemberger, und auch die Lehrer waren größtentheils Württemberger, und alle Inspektoren waren bisher aus Württemberg. Andere Zöglinge kamen aus Baden, der Schweiz, Elsaß, Norddeutschland und Rußland. Auch Armenier, Indier, Chinesen und Afrikaner haben ihre Ausbildung hier empfangen.

Mitten unter den Kriegsstürmen des Jahres 1815 wurde die Gründung einer Missionsgesellschaft beschlossen. Der Secretär der „Deutschen Christenthums-Gesellschaft,“ C. F. Spittler, war die leitende Seele. Pfarrer Blumhardt aus Württemberg wurde zum Missionslehrer berufen und am 26. Aug. 1816 die Anstalt mit 7 Zöglingen eröffnet. Dieselben wurden an andere Missionsgesellschaften abgegeben. Nach Blumhardt's Tod (1838) wurde W. Hoffmann Inspector, der nach 10 Jahren sein Amt an J. Josenhans abtrat. Dieser blieb 30 Jahre im Inspectorat und seit 1879 ist D. Schott an seine Stelle getreten. Unter den Lehrern seien erwähnt: Rud. Stier, Rec. Handel, Preistwerk, Werner, G. F. Dehler, Staudt,

G. Blumhardt, Dr. Ebertag, Dr. Barth, war ein treuer Helfer.

Die erste selbstständige Mission wurde in Süd-Rußland und Persien 1822 begonnen. Ein kaiserlicher Ukas machte hier 1835 aller ev. Mission ein Ende.

Das zweite Missionsfeld war West-Afrika. Im Jahre 1827 gingen 4 Missionare über Copenhagen nach der Goldküste. Zugleich wurden 3 nach Liberia gesandt. Leider kamen nur Trauerbotschaften von ihnen heim. Sie sanken in ein frühes Grab. Als 1832 abermals 3 Missionare landeten, erlagen 2 sehr bald dem Fieber und der dritte, And. Riis, fand Erholung auf den Bergen und siedelte sich in Akropong (1835) an. Neue Arbeiter kamen, und obwohl viele von ihnen starben oder krank heim mußten, hat Miss. Zimmermann, die Lücken doppelt auszufüllen, denn der Sieg müsse doch endlich kommen. Und er kam. Die Zahl der Christen mehrte sich. Die Bibel, Katechismus, Gesangbuch wurden in die Landessprachen überfetzt, Schulen und ein Seminar gegründet, ein Missionschiff, „die Palme,“ vermittelte den Verkehr mit der Heimath. Christiansburg, im Ga-Land, wurde der Sitz des Missionshandels und Industrieverständten. Akropong ist die bedeutendste Gemeinde, mit 1200 Christen. Auf 2300 beläuft sich die Zahl der Tshi-Christen. 44 deutsche Missionare haben auf dieser Küste schon ihr Leben gelassen. Aber als Ersatz stehen dafür 70 eingeborene Lehrer.

Das dritte Missionsfeld war Ostindien. Als Indien 1833 auch für Nicht-Engländer geöffnet ward, sandte man



sofort Lebich, Lehner und Greiner nach Südtanara. Mangalur ist da der Centralplatz. Hier ist die Druckerei, Gießerei, Weberei, Missionshandlung, Ziegelei &c. Hier stehen die Schulen und das Seminar. Die Gemeinde zählt über 1200 Glieder. Die Station Udapi hat 1005 Glieder und Lehrerseminar. In der Provinz Südmahratta wirken seit 1837 die Missionare in Dharwar; dann in Publi, Bettigeri, Guledgud. In der Provinz Malabar (seit 1839) sind auf sechs Stationen 2448 Christen gesammelt, z. B. Kannanur mit 597, Kalkit mit 750 Christen.

Das vierte Missionsfeld war China, wohin durch Gü-

So stehen nun 115 Missionare, 83 Frauen in den Missionsfeldern. An ihrer Seite wirkten: 19 eingeborene Diakone, 7 Reiseprediger, 95 Katechisten, 108 Lehrer, 39 Lehrerinnen und 34 heidnische Lehrer (in Indien). Also 532 Arbeiter auf 173 Plätzen. Die Gemeinden in Indien zählen 7051 Glieder, in Afrika 4193, in China 2001. In zwei Kinderhäusern wird zu Hause für die Missionarskinder gesorgt. Im Jahre 1855 wurde ein Kreuzer-Verein gegründet und schon im ersten Jahre wurden 68,583 Franken gesammelt. Im letzten Jahre war der Ertrag dieser Pfennig Collette 266,780 Franken, oder 553,356. Die zwei Blätter, „Missionsmagazin“ und „Heiden-



laß's Aufruf Bechler und Hamburg gesandt wurden. Die Hauptstation ist Bilong mit 607 Gliedern. Tschutphai hat 130 und Nhenhangli 539 und Tschongtschun 439 Christen.

bote," ergaben letztes Jahr einen Reingewinn von \$1800. Die ganze Jahreseinnahme betrug 852,710 Franken. M. B.

## "Mutter, morgen gibt's was zu thun."

Von E.



or mehreren Jahren hatte ich das Vorrecht auf einer Reise, die ich gelegentlich machte, für einige Tage der Gast einer sehr geschätzten Familie zu sein. Sie bestand aus den Eltern, drei Schwestern und einem Sohn. Alle waren, mit einer Ausnahme, Glieder der Kirche und dazu noch recht thätige, freudige, opferwillige Mitarbeiter, wie man sie nur selten besser findet. Jene eine Ausnahme bildete, was leider Gottes nur zu oft der Fall ist, der einzige, von allen Familiengliedern heißgeliebte Sohn. Es macht mir großes Vergnügen hier berichten zu können, daß er sonst ein recht netter junger Mensch war: kein Trunkenbold, kein Flucher, kein

Sabbathschänder, und zu dem, was ich an ihm noch viel höher schätzte als alles Andere: er war seinen Eltern gegenüber immer sehr gefällig und ehrerbietig; nie, oder doch nur höchst selten, floß ein Wort der Widerrede über seine Lippen. Allein, er war nach allem kein Christ, nicht zum Herrn bekehrt, und dieser Umstand verursachte den Uebrigen der Familie viel Kummer und Herzeleid, wie sich das ja unter Umständen auch kaum anders denken läßt. Sie wußten nur zu gut, daß jeder Tag, den er in diesem Indifferentismus, in dieser kalten Unentschiedenheit zubachte für ihn gewissermaßen verloren sei. Sie wußten, daß, wer sich nicht vom Herrn ziehen läßt, der

wandert sicherlich immer weiter von ihm hinweg, wie der verlorene Sohn von seines Vaters Haus; sie wußten auch, daß wer dem Geiste Gottes beharrlich widerstrebt, der schwächt dessen heilsamen Einfluß auf das eigene Herz mit jedem weiteren Tag; denn wo die Gnade in einem Herzen nicht regiert, da verhärtet die Sünde dasselbe und macht eine gänzliche Umkehr zum Herrn je länger, je unwahrscheinlicher. Ungeheuer wichtige Punkte das! Ist es ein Wunder denn, wenn ich hier beifüge, daß Wilhelm—so hieß der Jüngling—der Gegenstand vieler heißer Gebete war? Er wußte das auch ganz gut; denn er hörte manche derselben mit seinen eigenen Ohren. Wilhelm war überzeugt, daß die, welche ihn am innigsten liebten, in seinem zeitlichen und ewigen Wohl tief, tief interessiert seien.

Viele der Prediger, welche regelmäßig eine bedeutende Strecke Wegs kamen, um in jener Gegend zu predigen, kehrten bei Wilhelms Eltern ein, da ihr Haus so eine Art Predigerheimath war. Nur selten blieben diese Gottesmänner lange, da andere Bestellungen ihre Aufmerksamkeit nicht minder erheischten. So kam denn eines Sonnabendabends Br. H. etwas verspätet in oben genanntem Hause an. Die Witterung war sehr unfreundlich gewesen, und die Wege, damals dort noch in ganz primitivem Zustand, ließen Manches—nur keinen Mord—zu wünschen übrig. Sein Gefährt war viel wie der Weg: primitiv und—etwas unbeholfen. Der Prediger war offenbar sehr ermüdet. Aus seinem Gespräch schon und aus seiner ganzen Haltung konnte man mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß ihm seine Arbeit für den morgigen Tag sehr, sehr am Herzen lag. Früher wie gewöhnlich zog er sich nach dem Familiengottesdienst in sein Schlafgemach zurück. Hier beugte er sich nochmals vor seinem Gott auf seine Kniee und bat ihn, daß er ihn doch am kommenden Tag reichlich segnen und nach seiner gnädigen Verheißung ihm kräftig zur Seite stehen wolle. Mit besonderem Nachdruck bat er in seinem Gebet, daß Gott ihn zu einem Werkzeug in seiner Hand zur Rettung theurer Seelen machen wolle. Der Prediger betete inbrünstig und lange. Während er im Gebet begriffen war, ging Wilhelm zufällig mehreremal an der Thüre des Schlafgemachs vorbei, und er hörte so unwillkürlich wie dieser gute Mann mit Gott rang und um seinen Beistand anhielt. Noch ehe die Familie an jenem Sonnabendabend sich zur Ruhe begab, sagte Wilhelm nicht gerade spöttisch, aber doch etwas verschmigt: „Mutter, morgen gibt's was zu thun, paß auf, Euer Prediger hat so ernsthaft gebetet; ich denke Jemand wird das wohl ausfinden, noch ehe er von hier fort geht.“ Niemand hatte etwas Besonderes auf diese Rede Wilhelms zu entgegnen. Es ist mir aber indessen sehr versichert worden, daß seine Mutter in jener Nacht gar gläubig zum lieben Vater im Himmel emporgeschaut und gebetet hat, daß dieser „Jemand“ doch ihr lieber Sohn Wilhelm sein möchte. Kann's mir gut vorstellen, und ich denke den lieben frommen Müttern, die diese Zeilen lesen, wird die Sache am Ende noch deutlicher erscheinen.

Den nächsten (Sonntag) Morgen bestieg Br. H. anscheinend in etwas niedergeschlagener Stimmung die Kanzel, allein ein unverkennbarer Kämpfermuth lag auf seinen Zügen. Alles an ihm schien zu sagen und zu fragen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Er traute fest auf Gott. Ein scharfes Auge konnte ganz leicht beobachten wie er, auf der Kanzel sitzend, die schönen Worte: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende,“ sanft über seine Lippen gleiten ließ. Ein heiliger Ernst hatte sich über die ganze Versammlung gelagert; in noch höherem Maße war dies in dem

Abendgottesdienst der Fall. Wie einem schweren Gewitter in etwa ein unheimlicher Druck und eine schaurig hehre Stille vorangeht, so bemächtigte sich diesmal eines jeden Versammelten ein eigenthümliches Vorgefühl. Nur Christen kennen das. Br. H. drang in seiner Predigt mehr wie sonst mit fast unübersteiglicher Kraft auf die Jugend ein, die glücklicherweise ziemlich zahlreich vertreten war. Mit vielen Thränen bat er, sie möchten doch ihre Herzen, so lange sie durch den bösen Einfluß der Sünde und der Welt noch nicht gänzlich verhärtet seien, dem Herrn weihen. Und wer ist vermögend solchen liebe-glühenden Worten, getragen durch den heiligen Geist, zu widerstehen? Nur selten junge Leute. Dazu nimmt's schon alte, verrostete Sünder. Br. H. ersuchte Solche, die willig seien, am Schluß der Versammlung noch eine kurze Zeit zu verharren, da er beabsichtige mit ihnen über ihr Seelenheil nähere Rücksprache zu nehmen und mit ihnen zu beten. Zu seiner großen Freude kam eine ganze Anzahl versprechender junger Leute seinem Wunsche entgegen. Sie blieben zum Gebet. Br. H. verstand das Wort Salomos ganz hübsch zu praktizieren: „Was dir vorhanden kommt zu thun, das thue frisch, denn in der Hölle (im Grab), da du hinfährst, ist weder Wert, Kunst, Vernunft noch Weisheit.“ Er wußte wohl, daß man das Eisen am leichtesten schmiedet, wenn's heiß ist und Heu machen sollte, wenn die Sonne scheint. Winter oder nicht Winter—er fuhr rasch zu. Es galt Seelen zu retten. Diesem Lebensberuf unterordnete er, wie das bei jedem Knechte Gottes sein sollte, rein Alles; und er hatte es nie zu bereuen.

Ihr werdet, geliebte Leser, es dem Magazinschreiber doch wohl gern glauben, wenn er hinzusetzt, daß Wilhelm's Eltern und nicht minder seine Schwestern gar heftig nach ihm hofften, er möge unter oben benannter Zahl sein. Wie ein Heimwehkranker nach dem trauten Fleckchen Erde, worauf das elterliche Heim steht, ausschaut, so sah besonders die Mutter erwartungsvoll nach ihrem Wilhelm. Sie maß mit scharfem Mutterauge jede seiner Bewegungen. Endlich erhob er sich von seinem Sitz und anstalt sich den Heilfuchenden anzuschließen, schob er spornstreichs zur Kirche hinaus. Ein Strom heißer Thränen floß über das sorgenbedeckte Antlitz der Mutter. Sie gab die Sache bereits für verloren. Jedoch entschloß sich die Familie zum Gebet zu bleiben. Eine Zeit lang—es mochte vielleicht eine halbe Stunde gewesen sein—hatten sie vor dem Herrn betend gearrt, als auf einmal—man denke sich!—Wilhelm gegen Aller Erwarten wieder ganz still zur Kirchenthür hereintam und unter lautem Schluchzen sich neben seiner Mutter niederließ, indem er ausrief: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Welch' frohe Kunde war das für die Gemeinde! Und welche Wonnezeit gar für seine Eltern und seine drei Schwestern! Für diese Stunde hatten sie schon so lange gehofft, mithin war die Freude auch um so größer. Niemand, außer der es selbst erfahren, hat eine rechte Vorstellung von den Freude- und Dankgefühlen in den Herzen der Eltern, wenn ein geliebtes Kind in vollem Ernste sich entschließt dem Gott seiner Väter zu dienen. Freuen sich doch die Engel im Himmel über eine solche Umkehr. Wilhelm hatte am Abend zuvor richtig vorausgesehen und sonderbarerweise wahrgesprochen, als er sagte: „Mutter, morgen gibt's was zu thun—Jemand wird das, ehe der Prediger heimkehrt, ausfinden.“ Er selbst war der glückliche „Jemand.“ Und daß die Familienglieder bei der Arbeit, die es gab, tüchtig mithalfen, das läßt sich leicht denken. Wilhelm war vom Tode ins Leben hindurchgedrungen. Unbekannte Freuden durchwallten seine Brust. Frühlich, jubelnd kehrte er, als neue Creatur in Christo Jesu, nach



Haus.—Von jenem Abend an bis jetzt hat sich der Jüngling auch wacker gehalten. Er ist sturmbewährt. Sein Fuß steht auf dem unbeweglichen Fels der Ewigkeit. Er ist ein äußerst nützliches Mitglied der Kirche. Thätig, unerschrocken greift er mit ein in der Lösung der großen Aufgabe, die Gott seiner Kirche auf Erden gestellt hat. Unermüdlich preist er Andern dieselbe Gnade und Gabe, die er gefunden hat, an. Und nun, geliebte Leser, zu meiner schlichten Erzählung noch ein kurzes Wort: Wer dünkt Euch sei wohl das eigentliche gesegnete Werkzeug in der Hand Gottes gewesen zu Wilhelm's Umkehr? Der Vater, die Mutter, die Schwestern, die Gemeinde, die Sonntagsschule oder der Prediger? Wir antworten, mehr oder weniger diese Alle. Ueberhaupt ist es in einem christlichen Land sehr gewagt, zu behaupten, ich allein war die Ursache zu dieser oder jener Bekehrung. Der Einfluß einer christlichen Familie ist gar nicht zu überschätzen. Dort geht der ausgestreute Same täglich seiner Ernte entgegen. So wissen wir auch, daß gottgeweihte Prediger, wie der in unserer Geschichte, sicherlich unter Denen sind, die meistens mit vollem Erntewagen jubelnd in die große Gottesackerne einfahren werden. Das sind die rechten Heils- und Friedensboten, die am Sonn-

abend hingehen und im trauten stillen Kämmerlein dem Feind die Seelen abringen, die sind's, die besorgt um den Erfolg ihrer Kanzelarbeit dann siegbewußt am nächsten Morgen durch die Versammlung schreiten und je und dann einem unwillkürlichen Lauscher so zu sagen den prophetischen Geist ausdrücken, daß es heißt: „Mutter, Vater, morgen gibt's was zu thun, zu thun für den theuren Herrn im Himmel droben.“

Mir wird's zuletzt noch warm ums Herz, und es entsteigt demselben das Gebet: Vater, schenke deiner Kirche, schenke der Evangelischen Gemeinschaft, schenke der Welt doch immer solche Gottesmänner! Und wißt ihr auch, daß es nach allem, die Mutter ist, die am leichtesten, beides Antraut und auch guten Samen säen kann? Kein Einfluß kommt dem ihrigen gleich, sei's zum Verderben oder zum Heile. Nationen sind, was die Mütter sie machen. Die Hand, welche die Wiege bewegt, bewegt auch die Welt.

Wilhelm war gut erzogen; er trug den Kern der evangelischen Lehre in seinem Herzen; er hatte ein gutes Vorbild an den Seinen, und so war der Weg gebahnt, daß der König der Ehren leicht einziehen konnte. Möge dies doch mehr so geschehen unter unserm jungen Volke!

## Am Hudson.

Von C. C.

### III.

Wer reisen will,  
Der schweig fein still,  
Geh' steten Schritt,  
Nehm nicht viel mit,  
Tret an am frühen Morgen,  
Und lasse heim die Sorgen.

So sang vor mehr als zweihundert Jahren Philander von Sittewald. Das Verschen will für unsere Zeit leider nicht mehr passen. Es geht nicht mehr im „Schritt“, sondern per Dampf, nicht mehr per pedes apostolorum, sondern im Schlafwaggon und Dampfschiffparlor. Freilich, es hat das seine Vortheile; man kann heute in drei Wochen weiter kommen und mehr sehen und hören als früher in einem Jahre. Eine Reise nach Europa war vor fünfzig Jahren, wenn nicht etwas uner-



Geschützwall, Westpoint.

hörtes, so doch sehr seltenes, und heute? nun, da gehört es zum guten Ton der Gesellschaft wenigstens ein paar Mal im Leben den atlantischen Ocean durchkreuzt zu haben: Unsere heutigen jungen Leute sind vor dem zwanzigsten Jahre schon

weiter gekommen als der Großvater und die Großmutter in siebenzig Jahren kamen. Eine Reise um die Welt vollendet man in achtzig Tagen und nach London, Berlin oder Paris macht der Amerikaner nur so einen Ausflug und der Abschied verursacht ihm dabei weniger Kummer als das früher bei dem Landmann der Fall war, der für ein paar Tage zur Leipziger Messe sich auf den Weg machte. „Ich gebe fleißig Nachricht, die Ankunft des Dampfers in Liverpool lest ihr noch am selbigen Tage in der Zeitung, und in ein paar Wochen bin ich wieder da.“ Mit diesen Worten drückt der Amerikaner seiner Gattin die Hand und fort saust der Zug im nächsten Augenblick.

Aber auch außerordentlich bequem ist das Reisen heutzutage. Die großen Wagnerischen oder Pullmanischen Hotel- und Schlafwaggons, die mit allem Comfort versehenen Prachtdampfer auf Flüssen und Seen und die prächtigen



Washington's Landungsplatz.

transatlantischen Ozeandampfer lassen das Reisen, ungeachtet der Jahreszeit, als bequeme Lustpartien erscheinen.

Diese Fortschrittsverhältnisse machen es uns also klar, daß obiges Verslein „Leider“ nicht mehr für unsere Zeit paßt. Und warum „Leider“ nicht mehr? Ei deshalb, weil die gebotenen Bequemlichkeiten unser reisendes Publikum immer mehr verwecheln, weil der Tourist meistens nur allgemeine und oberflächliche Eindrücke von Menschen und Dingen mit nach Hause bringt, und weil jener ideale Hauch der Poesie, welcher den Fußwanderer umweht und in dem trefflichen Verslein von C. Geibel:

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust,  
Da weht Gottes Odem so frisch in die Brust!  
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:  
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“

zum Ausdruck gelangte, immer mehr verschwindet. Der Fußwanderer kennt viele Genüsse und Reize, die dem modernen Touristen fremd sind, und die vielen poetischen Erzeugnisse, die fast jedes bedeutungsvolle Fleckchen Erde Europas verflären, verdanken ihren Ursprung größtentheils den ausgedehnten Fußwanderungen, denen man sich drüben in den Vacanz- und Ferienzeiten hingibt.

Ich wollte ja aber eine Fahrt auf dem Hudson beschreiben, und nun bin ich ins Philosophiren gerathen. So kann es Einem ergehen, ehe man sich's versieht. Trotzdem, Philosophiren ist keine Sünde, und auf Reisen birgt es große Vortheile, wenn man's recht versteht. Will man den Hudson der Länge nach befahren, so besteigt man bei seiner Mündung in New York einen Dampfer, oder aber—und für uns Inländer ist das der schnellste Weg—man dampft schurstracks nach Albany und fährt von hier stromabwärts. So wollen wir es auch diesmal machen, sintemal wir doch die letzten zwei Monate am oberen Hudson verweilten.

Ehe wir aber den Dampfer besteigen, müssen wir das schöne Albany, die Hauptstadt des Staates New York, in Augenschein nehmen. Die Stadt breitet sich sehr schön vom Hudson über sanft ansteigende Hügel aus und unter den Bauten von Bedeutung verdient, nebst einigen Kirchen, deren eine im Besitze eines bedeutenden Glockenspiels

ist, das vor ungefähr fünfzehn Jahren begonnene Capitol, besonderer Erwähnung. Zehn Millionen Dollars hat man bereits verausgabt und noch ist der Bau nicht vollendet. Der in der Mitte der Stadt befindliche romantische Park, sowie die neueste Bauart vieler Privatgebäude, wobei man in einzelnen Fällen ganz und gar den antiken Geschmack (Bleisfenster mit runden Scheiben, Erker und Ecken) walten ließ, und in anderen dem chinesischen und japanischen Baustyl Rechnung trug (eine Idee, die man ohne Zweifel von der Philadelphia Weltausstellung heimbrachte), verleihen der Hauptstadt des „Empire State“ viel Reiz und Mannigfaltigkeit. Kein Durchreisender sollte an dem geologischen und zoologischen Museum, sowie an der Agrihall vorübergehen. Ersteres hauptsächlich birgt große Schätze. Die Stadt besitzt etwa fünfzig Gotteshäuser, ein Observatorium, eine Universität und gemeinnützige Anstalten aller Art, darunter vier Bibliotheken, die ungefähr 90,000 Bände enthalten.

Albany schräg gegenüber, flussaufwärts, liegt die schöne Fabrikstadt Troy, die etwa 75,000 Einwohner zählt. Die freundliche Stadt wird im Rücken von einer mit

Villas überfüllten Hügelreihe überragt.

An der Werfte zu Albany besteigen wir den vierstöckigen Prachtdampfer, der uns nach New York bringen soll. Wir haben noch zwei Stunden Zeit, ehe der Dampfer abgeht, aber das bunteste Durcheinander entfaltet sich bereits vor unsern Augen. Der behagliche Kleinstädter und der Landmann wissen nicht nach welcher Seite sie ihre erstaunten Blicke zuerst richten sollen. Der Großstädter aber drängt sich mit stoischer Ruhe durch das Menschengewirr hindurch, um sich, nach Sicherstellung seines Gepäcks, einen Zufluchtsort zu suchen, den er gefunden zu haben glaubt, sobald er sich in einem der schneeweißen, runden Sessel auf der Front-Veranda niedergelassen hat.

Das Schiff läßt, was Ausstattung, Comfort und Einrichtung anbetrifft, nichts zu wünschen übrig. Eine breite bequeme Treppe führt von unten nach dem ersten, mit feinen Teppichen belegten Corridor, der sich lustig zwischen zwei Zimmerreihen hinzieht. Bei elektrischer Beleuchtung macht dieser lange reichvergoldete Saal, der auch als Speisesaal zu dienen



Rocciusko's Monument, Westpoint.



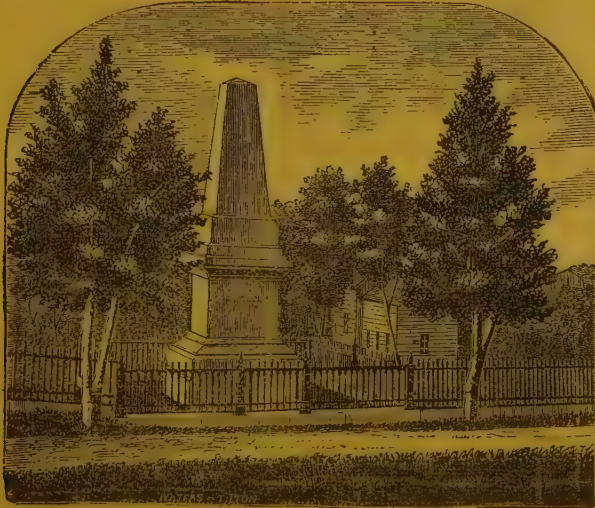
pfllegt, einen imposanten Eindruck. Am äußersten Ende steht ein von der Decke bis auf den Boden herabreichender Spiegel, an dessen Seite ein Flügel placirt ist. Dieser Theil des Schiffes bildet den Hauptaufenthaltsort der Damen. Die Bewunderer der amerikanischen Damenwelt sind hier selten verlegen um Gegenstände ihrer Verehrung. Es mag nun der geneigte Leser von den Amerikanerinnen denken, was er will, ich meinstheils würde, seitdem ich den Hudson befahren, dem vielgereisten Professor, dem Rev. Dr. B. F. Cooper von der Michigan Staats-Universität, nicht mehr widersprechen, wenn er, wie ehemals, behauptete, daß Amerika ein größeres Contingent anmuthiger Grazien stelle als irgend ein anderes Land. Es müßte natürlich auch sehr seltsam erscheinen, wenn das nicht so wäre. Nirgends gestalten sich die Umstände für die Entwicklung und Ausbildung des weiblichen Geschlechtes günstiger, nirgends pfllegt man die Pflänzlein des zarten Geschlechtes mit mehr Nachsicht als in unserem Abendlande, und nicht mit Unrecht nannte Bischof Harris, als er von seiner Reise um die Welt zurückkehrte, Amerika „das Paradies der Frauenwelt.“ Freilich findet man auf der anderen Seite hier auch mehr als sonst irgendwo Massen schwächerer und bleicher Zierpüppchen, die sehr geeignete Exemplare zur Ergänzung eines Wachsfiguren-Cabinet's abgäben. Sie besitzen alle Eigenschaften, nur die nicht, die zur Erfüllung ihres Lebensberufes erforderlich sind. Das innere Capital fehlt, daher legen sie so viel Werth auf Neußerlichkeiten, auf Flitterputz und Pomp. Diese Thorheiten richten indessen sich selbst, und es ist nicht nöthig, daß wir hier den Stab darüber brechen. Unter keinen Umständen sollte man, auch wenn man von deutschen Anschauungen ausgeht, die in der Frauenfrage bekanntlich der amerikanischen Ansicht meistens parallel zuwiderläuft, das Urtheil in Bausch und Bogen fällen, wie das leider nur zu oft geschieht. Wir dürfen uns daher freuen über das gesunde Urtheil, das F. Bodenstedt kürzlich in seinen Reisebriefen aus Amerika über die amerikanischen Frauen aussprach. Er schreibt: „Bei uns herrschen über die Amerikanerinnen allerlei seltsame Vorstellungen, welche sich wohl daraus erklären lassen, daß die ihnen gestattete Freiheit der Bewegung auch—ähnlich wie in England—manche absonderliche Erscheinung



Washington's Hauptquartier.

mit sich bringt, die eben, weil sie stark auffällt, das Urtheil Unkundiger leicht irre führen kann. Aber nach solchen Ausnahmen auf die Regel zu schließen, ist ungerecht. Wohl wenige Reisende haben mehr Gelegenheit gehabt, als ich, das häusliche Leben in Amerika zu beobachten, und ich muß sagen, daß der Gesamteindruck, den ich von den Frauen heimgebracht habe, ein vorwiegend günstiger ist. Sentimentalität freilich findet man unter ihnen nirgends, aber gesundes Gefühl für Pflicht und Schidlichkeit, lebhaftes Streben nach höherer Bildung und Energie des Charakters überall. Die Meisten finden neben der Führung ihres Haushaltes doch immer noch Zeit genug, sich durch gewählte Lektüre fortzubilden. Wo, bei dem Streben darnach, die Zeit dazu erst gewonnen werden muß, wird sie auch gewöhnlich am fruchtbarsten benützt. Ich habe in allen deutschen Häusern, wo ich verkehrte, die Frauen wohlbekannt mit den besten neueren Erscheinungen unserer, wie auch der englischen Literatur gefunden.“

Während wir uns mit obigen Gedanken beschäftigten, gab der Capitän das Signal zur Abfahrt. Viele wehmüthige Gesichter schauten vom Ufer zu den Scheidenden herüber, und da und dort wischte sich Jemand eine Thräne aus dem Auge. Die große Maschine schnaubte aber so gewaltig zwischen hinein, als wollte sie sagen: „Nur nicht allzu sentimental beim Abschied, ihr werdet den Schmerz des Scheidens, wenn wir an den zauberischen Naturschönheiten vorüberdampfen, doch nur allzusehnell vergessen.“ Und so war's. Die Gegend ließ die Passagiere bald alles Andere vergessen. Man wußte nicht, was man am meisten bewundern sollte: die bewaldeten Hügelketten, die zu beiden Seiten des Flusses gefällig in die Höhe streben, oder die zahlreichen Inseln, die wie Smaragdeppiche durch die klaren Wasser des Hudson sich hingen. Nach kurzer Fahrt erreichten wir City of Hudson mit seinem Promenade Hill und nach einer kleinen Wendung des Schiffes lag das romantische Catskill vor uns. Hier in der Nähe legte Hendrick Hudson, der Entdecker des Flusses, dem letzterer ebenfalls seinen Namen verdankt, sein Schiff vor Anker und sandte mehrere Ruderboote den Fluß hinauf, um die



Paulding, Williams und Van Wert's Denkmal.

terra incognita zu untersuchen. — Wir lassen Oak Hill links und die berühmten Catskill Berge rechts liegen und erreichen in kurzer Zeit die North Bay im Dutchess County, allwo das erste Dampfschiff: The Clarion, von Robert Fulton gebaut wurde. Die Fahrt wird von hier aus immer interessanter und nur Nebhügel und Ruinen fehlen, um den Reisenden in den Bahn zu versehen, daß er die schönsten Partien des Rheines passire. Das Auge wird des Sehens nicht satt. Immer neue Reize, neue Durchsichten und bezaubernde Fernsichten überraschen den Naturfreund. Eine herrliche Landschaft folgt der andern, eben so schön und doch grundverschieden. Hier schroffe, sturmverheerte Felsblöcke mit altersgrauen Gipfeln; dort dunkle Waldeshöhen im klaren Sonnenschein; hier eine einsame Schlucht, von tiefem Waldesdunkel eingerahmt; dort eine stille Bucht mit einer friedlichen Villa; hier ein anspruchloser Landsitz; dort ein amerikanisches Lustschloß inmitten eines tropischen Paradieses.

Ich saß mit meinem Fernglas auf dem Vorderdeck, und die Erinnerungen meiner Rheinreise traten mir lebhaft vor die Seele. Der Rhein wälzte da unten ruhig hin und bildete öfters einen schönen Bergsee, in welchem reizende, in üppiges Grün eingerahmte Inseln schwammen. Wenn man die geheimnißvolle Sprache der Natur versteht, so begegnet man überall interessanten Anklängen und fröhliche Bilder steigen, ohne daß man darnach sucht, fort und fort aus dem Jwielicht der Erinnerungen auf. Die Natur greift mit sicherer Hand in die Saiten unserer Empfindung und nöthigt das einermal zur Verwunderung und stimmt ein andermal zu freudiger Hoffnung.

Neben mir saß ein deutscher Professor, den die Passagiere offenbar mehr interessirten als die zauberische Umgebung. Seit mehreren Stunden hatte er die Familiengruppen beobachtet, die sich lebhaft und ungewungen unterhielten, und nun war er bereit, mir seine Gedanken über das amerikanische Familienleben mitzutheilen. Er sagte: „Groß ist in Amerika die Bedeutung der Familie mit ihrem abgeschlossenen Innenleben, mit der Pflege der religiösen Gemeinschaft im Hause,

mit ihrer Sonntagsfeier, mit ihrem Einfluß auf gute gesellige Sitte, mit der Anregung geistigen Verkehrs im häuslichen Kreise. Gegen die Rechtsunsicherheit und gegen die Schäden der erregten Gesellschaft sucht man das Heilmittel in dem kräftigen und geregelten Familienleben, sowie in der opferwilligen und hingebenden Theilnahme der Familie an der Heilung der Schäden der Gesellschaft. Sei es in kirchlicher Form, sei es in philanthropischen Bestrebungen, jede ernste Familie sieht es als Ehrensache an, an der Handreichung für den verwahrlosten Theil der Gesellschaft thätigen Antheil zu nehmen. Wo daher das Familienleben noch ehrenhaft und tüchtig ist, da ist es mit der Sittlichkeit in Amerika keineswegs schlecht bestellt.

Jedes christliche Hauswesen ist weit mehr als Einzelne es sein können, ein wirksamer Missionar in seiner Umgebung. Von einem gottseligen und tüchtigen Familienleben gehen auf Gäste und Nachbarn, wie auch auf solche, die mit dem Hause in geschäftliche Berührung treten, die segensreichsten Wirkungen aus. Diese Wirkungen lassen sich nicht nachrechnen, aber sie können schwer überschätzt werden. Hier gilt das Dichtermot: Ein edles Beispiel weckt Nachäferung und gibt dem Urtheil höhere Gesetze. Nicht umsonst vergleicht der Apostel die Familie dem Verhältniß Christi zur Kirche. Denn in der Familie ist der einfache Boden, wo sich der Verkehr reiner Liebe im Geben und Nehmen guter Gaben so innig und fruchtbar entfalten kann, wie sonst nirgends, wo annähernd schon in dieser unreinen Welt eine Hütte Gottes unter den Menschen, eine Gemeinschaft der Heiligen hergestellt werden kann. Ein wahrhaft christliches Haus ist ein Salz und ein Licht für seine Umwelt, eine Vorhalle des Himmelreichs und doch ein nützlich und theilnehmendes Glied der irdischen Gesellschaft.“

Unter solchen Gesprächen passirten wir Boughkeepie, Newburgh mit Washingtons Hauptquartier, West Point mit seiner großen Militärschule, Peekskill, Sing Sing, Nyack und erreichten am Abend die Metropole Amerikas, die Stadt New York. Vom Fluß aus macht die Stadt einen höchst imponirenden Eindruck, der dem von London zur Seite gestellt werden kann. Hier machen wir Halt.

## Unter den Rothhäuten.

(Von Wilhelm Braunau.)



Don lange hatte ich mich während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten von Nordamerika darnach gesehnt, einmal die echten „Rothhäute“ kennen zu lernen, jene wilden Krieger mit tättowirtem Antlitz und der Ablerfeder im Haar, nicht jene braunrothen armen Gesellen, die abgezehrt, zerlumpt und häufig betrunken, oft genug in den Städten in der Nähe der Indianer-Reservationen zu finden sind. Sehr willkommen kam mir daher die Einladung, an einer Expedition von Pelzhändlern Theil zu nehmen, welche nach dem nördlichen Wisconsin reisten, um dort von den daselbst noch lebenden Indianerstämmen Pelze und Felle gegen Brandh, Gewehre, Munition und andere, dem Indianer werthvolle Gegenstände einzutauschen. Unser Weg ging von Fort Howard aus fast genau die Trace der jetzt von Milwaukee nach dem Lake Superior sich hinziehenden Wisconsin-Central-Eisenbahn und bog dann, einige kleine Nebenflüsse des dem Mississippi zufließenden Chippewa überschreitend, nach

jener Gruppe kleiner Seen ab, welche als Court Dreille, Chetag, Little Bear-Lake und Red Cedar-Lake das Gebiet begrenzen, welches die letzten Nachkommen des einst mächtigen Stammes der Chippewas-Indianer als ihre Jagdgründe innehaben.

Bereits nahe am Ziele unserer Reise hatten wir einen Rasttag gehalten, um unsere sehr abgetriebenen Pferde für die neu zu erwartenden Strapazen sich etwas erholen zu lassen, und ich benutzte, jung und frisch, wie ich war, die Zeit, um eine Excursion in den mit tausend mir bisher unbekannten Pflanzen und Blumen geschmückten Urwald zu unternehmen. Ich hatte das Doppelgewehr über die Schulter gehängt und meine Gefährten mochten glauben, daß ich, um einen Vogel oder ein Eichhörnchen zu schießen, mich nur wenige hundert Schritte von dem Lagerplatz entfernen werde, denn hätten sie ahnen können, daß ich mich weiter wagen würde, so hätten sie mich, da ich mit des Urwaldes Gefahren ganz unbekannt war,



sicherlich vor einem weiteren Vordringen in denselben gewarnt.

Der Morgen war frisch und erquickend, und ein deutsches Studentenlied vor mich hinsummend, schritt ich wohlgenüth dahin. Aus der Richtung konnte ich meines Bedünkens nicht kommen, denn das ausgetrocknete, sandige Bett eines Baches, zu dem ich nach kurzen Abschweifungen nach rechts oder links immer wieder zurückkehrte, sollte mir zur sicheren Richtschnur auf dem Heimweg dienen.

Ich hatte, es mochte etwa um die Mittagsstunde sein, eine kleine Erhöhung erstiegen, um hier ein wenig zu rasten und aus meinem Jagdranzen ein frugales Mahl hervorzuholen. Nachdem ich gegessen, streckte ich mich zur Ruhe in das weiche Gras, mein Gewehr lag einige Schritte von mir neben meinem Ranzen — einige kleine, zierlich geformte Kräuter zogen meine Aufmerksamkeit auf sich, ich holte meine Loupe aus der Tasche und war, den Leib lang auf den Boden ausgestreckt und mich auf die Ellenbogen stützend, ganz in deren Betrachtung versunken.

Ich mochte so ein Weisichen gelegen und bereits eine Reihe der Pflänzchen gerupft haben, als ich plötzlich hinter mir ein leises Geräusch hörte, und mich umwendend, gewahrte ich einen riesigen Indianer in dem vollen Schmuck eines wilden Kriegers, der den linken Fuß auf den Lauf meines Gewehres gesetzt hatte und mich mit seinen durchdringenden, dunklen Augen forschend anblickte. Ich war über diesen unerwarteten Besuch wirklich erschrocken und fuhr, dem Eindruck des Augenblickes folgend, schnell empor, wobei ich eine Bewegung machte, als wollte ich nach meinem Gewehre fassen.

Der Indianer hatte mein Erschrecken bemerkt. Ein kurzer Blitz mitleidiger Verachtung zuckte über sein Gesicht, seine Hand legte sich schwer wie ein Centnergewicht auf meine Schulter und drückte mich fast in meine vorige Lage zurück, während ein drohender Blick des finsternen stolzen Auges mich vor jeder Widerseßlichkeit warnen zu wollen schien. Er öffnete den Mund, und mit jenen tief klangreichen Kehltönen, wie sie jenen Urvölkern eigen sind, redete er mich in schlechtem Englisch an.

„Wer hat den weißen Mann gerufen, das Gebiet der rothen Krieger zu betreten?“

Ich sah trotz meiner kritischen Lage den Fragenden verwundert an.

„Ich bin mit einer Gesellschaft von Pelzhändlern gekommen,“ versetzte ich, während ich mich gewaltsam zu fassen suchte und mich dabei, da der Indianer seine Hand von meiner Schulter zurückzog, wieder aufrichtete. „Meine Gefährten laßern wenige Stunden von hier unfern des rothen Jedersees, und ich habe, um nicht müßig zu sein, den Weg in den Wald eingeschlagen.“

„Und was wollen die weißen Männer bei den rothen Krieger?“

„Sie wollen Pelze von ihnen eintauschen und bringen Gewehre, Pulver und Blei, wollene Zeuge und Schmuck für die Frau des rothen Mannes.“

„Und Feuerwasser, den rothen Mann zu vergiften,“ setzte der Indianer finster hinzu.

Ich hatte den Blick seitwärts gewendet und nicht sogleich geantwortet.

„Ist es nicht so?“ frug der Wilde strenger.

„Ich glaube wohl,“ sagte ich, das Auge wieder zu dem Mann aufschlagend.

„Du glaubst?“ wiederholte der Indianer mit Hohn. „Der

weiße Mann glaubt viel, wenn er den rothen damit betrügen kann.“

„Ich will Niemand betrügen,“ versetzte ich ruhig, „denn ich bin nicht ein Händler wie meine Gefährten, sondern ich habe mich nur, um dieses Land kennen zu lernen, ihnen angeschlossen. Ihre Geschäfte gehen mich nichts an; ich bin ein Fremder in diesem Lande.“

„Ein Fremder?“ frug der Indianer mißtrauisch; „du redest doch die Sprache jener Menschen.“

Ich hatte mir während des kurzen Gesprächs den Indianer etwas genauer betrachtet. Er war eine breite, wohlgewachsene Gestalt von über sechs Fuß Höhe. Sein Gesicht und seine breite, nackte Brust zeigten mehrfach Narben, seine Haltung war kühn und gebieterisch. Etwa vierzig Jahre alt, stand er in der vollen Kraft eines Kriegers, und seine sehnigen, nicht sehr fleischigen Arme verriethen bei jeder seiner gemessenen Bewegungen die vollkommen entwickelte Stärke eines in der freien Wildniß aufgewachsenen Mannes; auf seinem Antlitze lag, trotz der finsternen Miene, die er angenommen hatte, ein edler Zug ausgebreitet, der mir unwillkürlich Achtung und Zutrauen zu dem Manne einflößte. Ich schüttelte deshalb meine Befangenheit vollends ab, und mich voll aufrichtend, blickte ich ihm herzlich in das dunkle Auge.

„Ich rede die Sprache dieser Leute, weil du die Sprache meines Landes nicht verstehen würdest.“

Der Indianer senkte das Haupt ein wenig. „Aus welchem Lande kommst du? Wo liegt es?“ fragte er.

„Jenseit des großen Wassers. Ich besuchte in diesem Lande einen Freund und benützte die Gelegenheit, welche mich hierher führt, um Land und Leute kennen zu lernen.“

Der Indianer sah mich unglaublich an. „Ist dein Land nicht groß und schön genug, daß du nöthig hast, deinen Fuß in das Gebiet des rothen Mannes zu setzen? Deine Brüder kamen anfänglich auch nur, um sich das Land zu ansehen; dann gefiel es ihnen aber besser als ihre Heimath und sie —“

„Ich werde nicht in diesem Lande bleiben,“ unterbrach ich den Indianer mit ruhigem Ton. „Wenn die Sonne am Himmel am höchsten steht, werde ich in das Land meiner Väter über das große Wasser zurückgekehrt sein.“

„Und was suchtest du hier, wo die rauhe Wildniß dir nichts Schönes zu schauen bietet?“

Ich sah den einfachen Mann lächelnd an: „Das Auge des weißen Mannes findet hier Dinge, die es in seiner Heimath nicht gibt, und diese Wildniß enthält Schönheiten, die man bei uns nicht findet. — Sieh diese Pflanze,“ fuhr ich fort, das in der Hand zusammengepreßte zierliche Kraut entfaltend, während ich die Loupe öffnete, um dem rothen Manne das zarte Gewebe deutlich zeigen zu können, „sie wächst zum Beispiel in meiner Heimath nicht und bietet dem Auge des Kundigen so viel zu schauen dar, daß er Stunden lang dieselbe betrachten kann, ohne dessen müde zu werden. Solcher Kräuter wachsen hier viele.“

Der Indianer hatte mich bei den letzten Worten mit eigenthümlichem Ausdruck angeblickt. Einen Pelzhändler hatte er offenbar nicht vor sich, das sah er ein. Dann warf er einen kurzen Blick durch die Loupe auf das auf meiner flachen Hand liegende Blatt, fuhr aber fast im gleichen Augenblick halb erschrocken zurück und wendete das Auge mit einem Gemisch von Staunen und abergläubischer Furcht nach meinem Gesicht.

„Was ist das?“ frug er halblaut. Dem schlichten Sohn der Wildniß mochte die optische Wirkung der Loupe als Zauberei erscheinen.

„Ein Vergrößerungsglas,“ sagte ich erklärend, „durch welches wir Gegenstände, die für unser Auge zu klein sind, um genau angesehen werden zu können, bequem betrachten können.“

Das Auge des Wilden richtete sich wieder auf das Glas, der stolze Krieger mochte sich der ungewohnten Gemüthsbewegung schämen. Ich hielt die Loupe wieder dicht über meine Hand, so daß auch die feinen Linien der Haut seinem Auge in starker Vergrößerung erkennbar wurden. Mit wahrem Interesse blickte der Mann hindurch, sein Haupt beugte sich prüfend immer mehr über das Glas, sein Antlitz nahm mehr und mehr einen ganz veränderten, weichen Ausdruck an, die drohende Erscheinung des wilden Kriegers war völlig gewichen.

„Du bist ein Medicinmann,“ sagte er endlich aufathmend und blickte mich forschend an. „Du sammelst diese Kräuter, um die bösen Geister aus den Kranken zu treiben.“

Ich erwiderte mit leichtem Kopfschütteln den Blick des Wilden. „Um dies zu können, muß man mehr verstehen. Ich sammle diese Pflanzen nur, weil es mir Freude macht, sie zu betrachten.“

Der Indianer machte eine energisch verneinende Bewegung, denn er hielt meine Worte für eine leere Ausflucht.

„Die Zunge des weißen Mannes lügt,“ sagte er ernst. „Du kennst die Kraft der Kräuter. Warum schämst du dich, deine Kunst mir einzugestehen?“

Ich überlegte einen Augenblick. Warum sollte ich mich mit dem Manne, der mich offenbar doch nicht verstanden hätte, lange darüber streiten, ob ich medicinische Kenntnisse besaße oder nicht! Bei der abergläubischen Furcht der Wilden vor den Medicinmännern konnte mir die Meinung des Indianers sogar von Nutzen sein und mich um so eher aus meiner fatalen Lage erlösen; denn sein Fuß stand noch immer fest auf meinem Gewehr und er schien, trotzdem er sich von meinen friedlichen Absichten überzeugt haben mochte, doch noch nicht gewillt, mich schon meiner Wege gehen zu lassen.

Ich hob darum ein wenig fest das Haupt und versetzte mit einem zuversichtlichen Blick:

„Und wenn ich ein Medicinmann wäre, so würde das an Allen, was ich gesagt habe, nichts ändern. — Habe ich aber,“ fügte ich fester hinzu, „ohne Wissen fremdes Gebiet betreten, so halte mir meine Unkenntniß zu gute, gib mir mein Gewehr und laß mich jetzt gehen, ich dürfte wohl von meinen Gefährten vernichtet werden. Ich bin gern bereit, eure Rechte in Ehren zu halten.“

Hatte ich durch meine Worte den Indianer nachgiebig zu machen gehofft, so hatte ich, wie ich sofort bemerkte, das gerade Gegentheil bewirkt. Allerdings hatte sein Blick die vorige Strenge verloren und war mild, fast freudig geworden, aber er schüttelte als Antwort leise das Haupt und versetzte mit tiefer Stimme:

„Die schmale Hand war eben auf dem Wege, einen Medicinmann zu suchen. Mein Knabe leidet sehr. Dich hat der große Geist mir entgegengeführt. Ich weiß, du wirst dem Knaben helfen können. — Komm!“

Ich mußte unwillkürlich, als er seinen Namen nannte, nach seiner Hand blicken; dieselbe rechtfertigte jenen. Eine Hand von so schmalen, seinem Bau mochte wohl selten bei einem indianischen Krieger und bei einem so großen Mann zu sehen sein, wie er sie jetzt nach meinem Gewehr ausstreckte, daß er ruhig auf seine Schulter nahm, während er durch eine kurze, straffe Bewegung mich aufforderte, ihm zu folgen.

Ich war gefangen! Was wollte ich machen? Meine Ver-

sicherung, daß ich nichts von der Heilkunde verstehe — hätte der Wilde mir nie geglaubt, und sie würde meine Lage vielleicht nur verschlimmern haben. Ich gab also nach und schritt an der Seite des schnell aufbrechenden Mannes quer durch den Urwald davon, ohne dabei mich orientiren zu können, nach welcher Richtung wir eigentlich gingen.

Nach einem schnellen Marsch von etwa fünf englischen Meilen erreichten wir eine Richtung, wenige Schritte noch und wir standen vor einer etwas abseits liegenden Hütte eines kleinen Indianerdorfes. Der Indianer küßte die den Eingang verhüllende Decke und gab mir einen Wink, vorsichtig einzutreten. Ich hatte mich nun ganz in mein Schicksal gefunden und war entschlossen, was in meinen Kräften stände, zu thun, um dem kranken Kinde des Indianers zu helfen. Auf einem Lager von Büffelhäuten lag, anscheinend schlummernd, ein schlanker, hübscher Knabe, der, obwohl groß und kräftig gebaut, doch nicht über zwölf Jahre alt sein mochte. Sein Vater deutete auf ihn hin und zog sich dann in einen Winkel der Hütte zurück, erwartend, daß ich nun wohl sofort mit meinen Beschwörungen anfangen werde.

„Was fehlt deinem Sohn, wo hat er Schmerzen?“ frug ich den Vater.

Beim Klang meiner Stimme hob der Kranke das Haupt; ein leises Wimmern drang aus seinem Munde, und ich bemerkte an den schlaffen Bewegungen seiner Glieder, daß diese ihn schmerzen mußten. Durch ein kurzes Verhör hatte ich bald festgestellt, daß der Knabe nach einer im Freien verbrachten eiskalten Nacht erst ein leises Ziehen in den Gliedern verspürte, dann aber fürchterliche Schmerzen, die sich noch immer steigerten, in den Gliedern bekommen habe. Es war also offenbar ein tüchtiger Rheumatismus, der in dem Jungen steckte, und erleichtert athmete ich auf — einer meiner Verwandten hatte gegen denselben eine Kur gebraucht, die leicht anzuwenden und mir noch wohl im Gedächtniß war, außerdem kannte ich auch die Methode des Gliederknetens, wie sie neuerdings vielfach mit so großem Erfolg angewendet wird. Ich hoffte, den Jungen herzustellen und dann von dem Wilden entlassen zu werden, um zu meinen Gefährten, die wohl auch hieher ihre Handelsgeschäfte ausdehnen würden, zurückkehren zu können.

Ich beauftragte nun, um sofort die Kur des Kranken beginnen zu können, den Indianer, für eine große Menge seinen Flußlandes zu sorgen, der im Freien ausgebreitet und getrocknet werden mußte. Der Indianer erhob sich ohne Zögern und winkte mir, ihm zu folgen. Nach einem Weg von wenigen hundert Schritten blieb er mit mir an dem Ufer eines Baches stehen, auf dessen Grund ein feiner, klarer Flußsand in losem Spiel dahintrieb.

Ich nickte zustimmend und nach kurzer Zeit hatten wir eine bedeutende Menge Sandes heraus und nach der Hütte geschafft, wo er auf einem freien Platz über einigen Matten ausgebreitet wurde. Dann aber erklärte ich, vorderhand nichts weiter thun zu können, da der Sand erst trocken sein müsse, und beehrte zu schlafen.

Unwillig über die Verzögerung wies mir der Indianer einen Haufen Büffelfelle als Lagerstätte an und wir begaben uns zur Ruhe; auch der kranke Knabe war unterdessen eingeschlummert.

Als ich am anderen Morgen frühzeitig erwachte, hatte der Nordostwind den Sand völlig dürr und trocken gemacht, und ich ließ, nachdem die Sonne letzteren noch gehörig erwärmt hatte, den Knaben von dem Vater darauf niederlegen, nach-



dem ich ihn letzteren aufgefordert hatte, mir hülfreiche Hand bei der nun folgenden Behandlung des Kranken zu leisten.

„Ich?“ sagte er zögernd. „Ich darf nicht — Du sollst ihn heilen.“

Ich lächelte. „Vertraue mir,“ sagte ich. „Ich meine es gut mit Deinem Knaben. Darum hilf mir. Die Hand des Vaters thut dem Kinde wohl.“

Ein dankbar verständnisvoller Blick aus den dunklen Augen des Mannes traf mich; ich wies ihm, wie er eine Hand voll Sand nehmen und damit gelinde an den Gliedern des Knaben hinabstreichen sollte, wie er dies, gleich mir, stets mit neuem Sande wiederholen müsse. Bald sah ich, wie es dem anfänglich die schwersten Schmerzen ausstehenden Knaben allmählig leichter und wohler zu werden begann. Er streckte sich lang in den Sand und schloß die Augen.

Das Reiben hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, als die Haut des Knaben heiß zu werden anfing, und nun begannen wir, jeder an seiner Seite, die Muskeln des Kranken zu kneten. Der Indianer folgte mit seinen Blicken jeder meiner Bewegungen, um sie richtig nachahmen zu können. Bald schwitzten wir Beide von der Anstrengung, bald brach aber auch ein derber Schweiß durch die Haut des Knaben hindurch. Jetzt wurde derselbe schnell in Decken gehüllt, ein zottiges Fell schütete ihn gegen die heißen Strahlen der Sonne und so ließen wir ihn ruhig liegen.

Am anderen Morgen richtete sich der Knabe von seinem Lager, auf das wir ihn gegen Abend gebracht, ziemlich wohlgemuth auf und ich glaubte, daß der dankbare Vater mich nun ziehen lassen werde. Allein meine Kur war in dem kleinen Dörfchen bekannt geworden, und es kamen noch mehr der Indianer, um bei dem Weibzinnemann Heilung zu suchen. Einer der Ersten war der Häuptling des Dorfes und mein wirklich dankbarer Wirth bedeutete mich, denselben unverzüglich zu folgen. Ich begleitete den Mann, der ein aufgedunsenes Gesicht hatte und stark nach Branntwein roch, zu seiner etwa hundert Schritt entfernten Hütte. Der Anblick, der sich mir hier bot, war ein trauriger. Auf dem Erdboden der Hütte wand sich in heftigen Schmerzen ein offenbar noch junges, wohlgestaltetes Weib. Soweit ich in Erfahrung brachte, hatte der dem Trunke ergebene Mann dieselbe im Rausche gemißhandelt, und ich erkannte aus dem Zustand der Unglücklichen, daß innere Verletzungen eingetreten seien, und daß ihr nicht zu helfen wäre. Allein der Häuptling, der trotz seiner begangenen Nothheit das junge Weib sehr zu lieben schien, wollte davon nichts wissen und erklärte mir rund und bestimmt: „Wenn sie stirbt, mußt Du auch sterben.“

Was sollte ich beginnen? Helfen konnte ich dem unglücklichen Geschöpf nicht. Starb sie, so war ich verloren, denn meine Gefährten vermochten mich nicht so schnell aufzufinden, und hätten auch, wenn sie wirklich in das Dorf gekommen wären, mich nicht entdeckt, denn der Häuptling bewachte mich mit eifersüchtigen Augen und ließ mich nicht aus seiner Hütte heraustreten. Ich war völlig in seiner Gewalt.

Meine Lage war verzweifelt. Das Stöhnen der Unglücklichen, neben der ich unablässig kniete, um sie zu beobachten, da von ihrem Leben das meinige abhing, dauerte die ganze Nacht. Gegen Morgen nahm es ab, erleichtert hob sie einen Augenblick das hübschgeformte Haupt, aber in dem Augenblicke, da ich Hoffnung schöpfen wollte, lehnte sie sich zurück und verschied. Der Häuptling, der schon nicht mehr nüchtern war, beugte sich zu der Todten nieder und — er mochte wohl den Tod schon in manchem Gesicht gesehen haben — erhob sich wie-

der mit einem heulenden Ton. Ehe ich recht wußte, was er wollte, hatte er meine Hände gefesselt und den Riemen um den Pfahl der Hütte geschlungen: „Du hast sie sterben lassen,“ schrie er mich an; „wenn Du ihr bis morgen nicht das Leben zurückgibst, folgst Du ihr nach.“

Mit einem wilden Blick erhob er sich und verließ die Hütte.

Da lag ich nun neben dem todtten Indianerweib, gefangen, gefesselt, dem Tode geweiht. Wenn der Häuptling mir das Messer in die Brust stieß und, ehe ich noch todt war, die Kopfhaut abzog — kein Hahn krächte danach, ich war ein Fremder, Ungezählter in diesem Lande. Mit meinen gebundenen Händen betastete ich, soweit ich reichen konnte, den Körper der Unglücklichen, ob vielleicht doch noch Leben in ihr sei — vergebliche Hoffnung! ich fühlte nur, wie derselbe allmählig erkaltete. Auf solche Weise hatte ich nicht geglaubt, aus dem Leben scheiden zu müssen. Ich war noch so jung, in der Heimath harrten liebende Herzen meiner Rückkehr, ich hatte noch auf ein Leben voll kräftigen Wirkens, voll frohen Glückes gehofft — ich zerrte an meinen Banden, sie schnitten mir nur tiefer in das Fleisch — ich blickte mich nach einer Waffe, nach einem Messer um: der wohl berechnende Mann hatte Alles fortgeräumt — verzweifelnnd preßte ich das Gesicht gegen den Boden und weinte.

Am Nachmittag kam der Mann wieder, er war etwas nüchterner geworden und setzte sich in die Thür, um eine Pfeife nach der anderen zu rauchen, während sein Auge voll Wuth und Mordgier nach mir blickte. Er sprach kein Wort und unter unsäglichen Qualen vergingen mir die Stunden.

Schon neigte sich die Sonne dem Westen zu, da verbunkelte sich plötzlich der Eingang der Hütte, und ich erkannte die „Schmale Hand“, der seine mächtige Gestalt zu einer ehrerbietigen Haltung zwingend mit dem Häuptling ein Gespräch begann, das ich, weil es in indianischer Sprache geführt wurde, nicht verstand. Keiner der Männer warf auch nur einen Blick nach mir. Es mußte etwas Wichtiges sein, wovon sie sprachen, denn der Häuptling begann allmählig seinen Rausch völlig abzuschütteln und lebendiger zu werden. Daß „Lekatoag“, so hieß die „Schmale Hand“ auf Indianisch, wie ich aus den häufigen Anreden des Häuptlings vernahm, meine Lage kannte, war gewiß, allein er schien mich nicht zu sehen, sein scharfes Auge sah hinaus ins Weite.

Plötzlich erhoben sich die beiden Männer, es schien, als wollten sie mit einander aufbrechen. Der Häuptling warf einen Blick auf mich zurück, um sich zu versichern, daß ich noch gebunden sei, und verließ dann die Hütte, unmittelbar hinter ihm „Schmalhand“, dem Häuptling ehrerbietig den Vortritt lassend. Ich hatte natürlich von meinem im Hintergrund der Hütte befindlichen Lager aus die beiden Männer im Auge behalten. In dem Augenblicke, als Lekatoag dem Häuptling folgte, machte seine unbeobachtete Linke eine kurze schnelle Bewegung — mir war es, als ob ein Schatten, wie der eines Pfeiles, durch den halbdunkeln Raum hinführe — die beiden Männer waren verschwunden. Unwillkürlich war mein Auge der Richtung des Gegenstandes gefolgt, da sah ich unmittelbar neben dem Pfahl, an welchem ich gefesselt war, ein langes schmales Messer, das mit der Spitze tief in die Erde eingedrungen war, am Boden zittern. Beinahe hätte ich aufgeschaukt vor Freude — nun wußte ich, weshalb Lekatoag zum Häuptling gekommen war. Ich hatte das Messer bald mit meinen gefesselten Händen fest in den Boden gestoßen und zerschnitt an demselben den mich bindenden Riemen. Ein Weilchen wartete ich noch, denn die Männer konnten noch keine

fünzig Schritt entfernt sein, dann erhob ich mich, nahm das Messer zwischen die Zähne und kroch auf Händen und Füßen an der hinteren Seite unter den Decken der Hütte hervor. Nach wenigen Augenblicken war ich im Walde.

Jetzt sprang ich auf wie ein gehektes Wild und getrieben von der Angst des Todes eilte ich mit weit ausgreifenden Sprüngen durch den Wald, im Gefühle meiner Freiheit nicht daran denkend, daß ich vielleicht einer neuen Gefahr in die Hände lief.

Schon athmete ich erleichtert auf; ich war wohl eine gute halbe Stunde unaufhaltsam vorwärts geeilt, als ich, einen Augenblick stehen bleibend, um Athem zu schöpfen, plötzlich einen gellenden Schrei hinter mir hörte und mich umwendend den Häuptling mit der ganzen Wuth und Behenbigkeit eines blutdürstigen Indianers auf mich losgestürzt kommen sah. Er mußte bei seiner baldigen Heimkehr meine Flucht bemerkt und mit dem seiner Rasse eigenen Spürsinn meine Spur gefunden haben. Nur wenige hundert Schritte waren es noch, die uns trennten. Da galt kein Säumen. Mein Gewehr war in der Hütte Lekatoag's zurückgeblieben, mit dem Messer konnte ich dem wüthenden Mann nicht entgegentreten—eilig wandte ich mich um und schoß mit der ganzen Schnelligkeit, deren meine Verzweiflung fähig war, davon.

Tausend wirre Gedanken kreisten mir im Kopf. Wie lange sollte dieser Wettlauf dauern zwischen uns, dem durch Todesangst Erschöpften und dem des schnellen Laufes gewohnten Indianer? Meine Pulse begannen immer heftiger zu pochen, meine Brust keuchte, der Schweiß lief mir in Strömen am Leibe hernieder, ich fühlte, wie eine zunehmende Kraftlosigkeit meine Glieder beschlich, die Beine begannen zu zittern, ich mußte schon langsamer laufen—ein Blick rückwärts: Der Indianer verdoppelte seine Anstrengung, mich einzuholen, nur noch wenige Minuten konnten zwischen der Entscheidung meines Schicksals liegen und doch—ich bot meine letzten Kräfte auf, mein Neuschieses zu versuchen. Möchte mein Verfolger dies bemerkt haben—ich hörte plötzlich einen Schuß—doch war ich nicht getroffen und stürmte wie rasend weiter.

Da stand ich plötzlich vor einer tief ausgewaschenen Schlucht—ehe ich hinüberkam, mußte mein Feind mich erreicht haben. Im fast stürzenden Hinabklettern bemerkte ich, daß der Uferstrand weit unterwaschen war. Ein Gedanke kam mir blitzschnell—ich kroch unter das überhängende Ufer und kauerte mich zusammen, das Messer in der Rechten, fest entschlossen, wenn ich entdeckt werden sollte, den Kampf auf Leben und Tod zu wagen. Meine Brust keuchte—ich hielt den Athem an, um mich durch das Geräusch desselben nicht zu verrathen; eine Minute langer Erwartung verrann, da hörte ich die rasch herbeieilenden Schritte meines Verfolgers. Ich hoffte, er werde die Schlucht durchschreiten und drüben weiter eilen, allein nach dem Geräusch der Füße zu urtheilen blieb er dicht am Rande, gerade über meinem Versteck stehen. Der scharfe Blick des Indianers hatte bald genug erkannt, daß ich nicht weiter geflohen sei und mich irgendwo verborgen haben müsse. Da ertönten plötzlich auf der mich schützenden Rasenbede einige dumpfe Stöße und die keuchende Stimme meines Verfolgers rief:

„Komm hervor aus deinem Versteck, weißer Mann!“ Ich rührte mich nicht, immer noch in der Hoffnung, meinen Gegner zu täuschen. Allein, die Schläge wiederholten sich und lauter erscholl der Ruf:

„Komm hervor, deine Flucht hat ein Ende.“

Wenn mein Verfolger sein Gewehr nicht wieder geladen

hatte, was bei der Schnelligkeit der Verfolgung wohl zu vermuthen war, so befand ich mich eigentlich in einer, den Umständen angemessen günstigen Lage. Mein Versteck wollte ich auf keinen Fall verlassen, und wenn jener in die Schlucht sprang, um mich von unten anzugreifen, so konnte ich mich von oben herab auf ihn stürzen und durfte vielleicht hoffen, ihn durch die Gewalt des Sturzes zu Boden zu reißen und mit meinem Messer niederzustoßen. Ich verharrte deshalb in meinem Schweigen und erwartete hochklopfenden Herzens, was er weiter thun werde.

Da erscholl abermals seine Stimme, aber ruhig, klangvoll, als sei es nicht ein Feind, sondern ein Freund, welcher mich rufe:

„Tritt hervor, weißer Mann; fürchte dich nicht und nimm in Empfang, was dein Eigenthum ist. Dein Feind ist besiegt und wird dir nicht mehr schaden.“

Ich horchte hoch auf. Hatte ich recht gehört? Das war nicht die rauhe Brantweinstimme des Häuptlings, das war diejenige Lekatoag's. Aber wie kam der hieher? Wollte mich mein Feind in eine Falle locken?

Noch wußte ich nicht, was ich thun sollte, da sah ich plötzlich mein Doppelgewehr an dem Riemen sich vor meinem Versteck herabsinken und der Mann broden rief von Neuem:

„Nimm dein Gewehr, weißer Mann, und erkenne daraus, daß kein Feind nach deinem Leben trachtet.“

Jetzt war mir kein Zweifel mehr: mit einem jauchzenden Ruf griff ich nach meinem Gewehr—ein Blick nach den Fährten: der eine Lauf war abgeschossen, der andere noch geladen. Mit einem Sprung war ich aus meinem Versteck—da stand Lekatoag, hochauferichtet, das dunkle Auge freundlich auf mich niedergesent, seine Hand streckte sich mir entgegen, im nächsten Augenblick stand ich neben ihm.

„Du bist es, Lekatoag?“ rief ich noch keuchenden Athems; „ich glaubte, dein Häuptling verfolge mich.“

„Das that er,“ versetzte der Indianer mit ruhiger Stimme; „aber er wird dir nicht mehr schaden.“

Ich blickte den Mann fragend an. Er mochte wohl errathen, was ich wissen wollte, und zeigte hinter sich.

„Dort!“ sagte er einsilbig und als mein Auge seiner ausgestreckten Hand folgte, vermochte ich neben dem Stamm einer hohen Weymuthskiefer den ausgestreckten Körper eines offenbar todtten Mannes zu erkennen. Mein Erstaunen wuchs.

„Aber wie ist das zugegangen?“ stieß ich hervor.

Der Indianer streckte seine Gestalt empor. „Ich sehe,“ sagte er in einem überlegen klingenden Tone, „daß du ein Fremdling in diesem Lande bist. Der da wollte dich tödten, weil du sein mißhandeltes Weib nicht am Leben erhalten konntest—Lekatoag gab dir das Mittel zur Flucht, weil du seinen Knaben gesund gemacht, und führte den Häuptling aus seinem Wigwam, damit du fliehen könntest. Daß er dich verfolgen würde, wußte ich und eilte dir nach, dir dein Gewehr zurückzugeben. Doch er war schneller als ich—ich vermochte dich nicht vor ihm zu erreichen.—Dein Gewehr trifft gut,“ setzte er, auf meine Blicke blickend, ernst hinzu.

Ich begriff, was er gethan, und trat mit einem Blick aufrichtigster Dankbarkeit auf ihn zu.

„So behalte es zum Andenken an diese Stunde,“ sagte ich feierlich und hielt das Gewehr dem Indianer hin. „Du hast mir das Leben gerettet; ich kann dir sonst auf keine Weise danken.“

Lekatoag schob meine Hand sanft zurück. „Behalte, was dein ist,“ sagte er gelassen. „Wenn man den Häuptling fin-



bet, so wird man glauben, du habest ihn getödtet, deine Kugeln sind kleiner als die meinen. Das Gewehr würde zum Verräther an mir werden."

"So willst du keinen Dank von mir annehmen?" frug ich, aufs Tiefste ergriffen von dem Ekelmuth des Mannes.

Sekatoag hob ernst das Haupt. „Du hast meinen Knaben gesund gemacht; das ist genug."

„Und dies Messer? Darf ich es behalten als Andenken an deine Treue?"

Der Indianer nickte kurz. „Behalte es," sagte er einfach.

Ich schob das Messer in meinen Gürtel und blickte den Indianer bittend an.

„Der Abend sinkt," sagte ich, „und ich werde den Weg zu meinen Gefährten nicht finden können. Willst du mich führen?"

Sekatoag ergriff meine Hand. „Diese Schlucht führt in gerader Richtung auf das Lager deiner Brüder. Sie werden aufgebrochen sein, aber einen Mann zurückgelassen haben, der deine Rückkunft erwarten soll. Ehe die Sonne hinabsinkt, hast du dein Ziel erreicht. Ich aber will umkehren, damit

meine Abwesenheit keinen Verdacht erzeuge.—Lebe wohl, weißer Mann!" setzte er milde hinzu und reichte mir seine feine, nervige Hand.

Ich vermochte mich nicht zu halten. Das Schluchzen meiner Brust nur halb unterdrückend, umfing ich mit meinen Armen die Gestalt des Indianers und einen Augenblick lag mein Gesicht an der breiten Brust des rothen Mannes.

Sekatoag blickte befremdet auf mich nieder, er mochte wohl nicht verstehen, was mich bewegte. Noch einmal schüttelte ich ihm kräftig die Hand, und als ich nach einigen Augenblicken mich nach ihm umschaute, sah ich seine hohe Gestalt rasch unter den Bäumen des Urwaldes dahineilen und bald in dem hereinbrechenden Dämmerlicht verschwinden.

Wie Sekatoag vorher gesagt, kam ich noch vor Abend an die alte Lagerstätte zurück, von der aus ich fortgegangen war; meine Gefährten waren zwar schon aufgebrochen, aber sie hatten einen Mann zurückgelassen, mich zu erwarten, und unter dessen Führung erreichte ich sie wohlbehalten am nächsten Tage, Gott herzlich dankend für seinen gnädigen Schutz, den er mir hatte angedeihen lassen.

## Biblische Meere.

Von H. Cordes.

### 1. Merom.

Bekanntlich sammeln sich die vereinigten Quellwasser des Jordans in dem Alpensee welcher jezt Bahr el Huleh, im Alten Testament das Wasser Merom (Jos. 11, 5. 7.) d. h. Wasser der Höhe genannt wird. Er liegt etwa 120 Meilen unter der Oberfläche des mittel. Meeres. Der See hat eine Birngestalt; die breiteste Ausdehnung seines Wasserspiegels beträgt vielleicht etwa sechs Meilen. Im Neuen Testament kommt der See nicht vor, im Alten aber ist er berühmt durch den Sieg Josua's über die vielen Gebirgsfürsten, an deren Spitze der Kananiter, König Jabin, zu Hazor stand, durch welchen Sieg Israel zur Herrschaft über das nördliche Palästina gelangte. (Jos. 11, 5—7.) Von ungleich größerer Bedeutung für uns ist der weiter unten liegende

### 2. Genezareth.

Dieser ist ungefähr 14 Meilen lang und halb so breit. Es ist eine Ausweitung des Jordans zu einem großen Wasserbecken; der Fluß strömt am Norderde hinein und tritt am Südbende wieder heraus. Der See wird ringsum von Hügeln begrenzt, die ein wenig vom Ufer zurücktreten und so einen schmalen Strand bilden, der sich rund um den See her zieht. Diese Hügelseinfassung macht es möglich, daß man den See in seiner ganzen Ausdehnung mit einem Blick übersehen kann, und in der klaren, dunstfreien Atmosphäre, die dem Morgenlande eigen ist, scheinen die gegenüber liegenden Ufer einander so nahe zu rücken, daß es dem Wanderer schwer wird, an die angebliche Größe des Meeres zu glauben. Auf den Höhen rings umher wächst mehr oder weniger Gras, welches aus der Ferne gesehen, mit den bleichern Farben der halb verdeckten Erde und Felsen sich mischt und eine angenehme Wirkung hervorbringt. Wenn die Hügel ihre langen tiefen Schatten über den See werfen, während das Sonnenlicht noch auf den östlichen Höhen verweilet, so sehen sie aus, als ob plötzlich ein

magischer Pinsel darüber gefahren sei und himmlische Farben darauf getragen hätte. Mit dem Sinken der Sonne steigt der Schatten höher und höher an den Hügeln hinauf; eine Weile mischt sich noch das Zwielficht in die Schatten der Nacht, und die halb verborgenen Hügel zeigen sich in einem sanften rofigen Lichte. Dann kommt die Nacht, und mit ihr die Millionen hellglänzenden Sterne, die sich in dem klaren See aufs Vollkommenste abspiegeln. In der Umgebung des Sees, wo das Gebirge eine Strecke vom Meeresstrande entfernt ist, befanden sich sehr fruchtbare Ebenen. Ein Schreiber sagt hierüber: „Am See Gennesar streckt sich eine gleichnamige Landschaft hin von ausgezeichneter Schönheit und Güte des Bodens. Wegen der üppigen Fruchtbarkeit kommt jedes Gewächs fort und Alles ist aufs Beste angebaut. Die milde Luft begünstigt die Pflanzen

Ruhsbäume, welche Kühle bedürfen, wachsen in unermeßlicher Fülle neben Palmen, welche nur in der Hitze gedeihen, neben Feigen und Olivenbäume, denen eine gemäßigtere Temperatur zusagt. Es ist wie ein Wettstreit der Natur, das Widersprechende auf einem Punkte zu vereinigen wie ein schöner Kampf der Jahreszeiten, deren jede das Land für sich in Anspruch nimmt. Der Boden bringt die verschiedenen Obstarten nicht nur einmal im Jahr hervor, sondern zu den verschiedensten Zeiten. Die königlichen Früchte, Weintrauben und Feigen liefert er 10 Monate lang unausgesetzt, während die übrigen das ganze Jahr hindurch neben ihnen heranreifen. Diese Ebene wird wie berichtet, von vier wasserreichen Quellen bewässert und soll noch jezt in ihrem vernachlässigten Zustande von Fruchtbarkeit strotzen.

Aber welch ein Unterschied zwischen dem galiläischen Meere, wie es jezt ist, und wie es war zur Zeit, da Jesus darauf fuhr und Petrus, Jakobus und Johannes hier Fische fingen! Damals schmückte seine Ufer eine Anzahl großer Städte: Magdala, Capernaum, Bethsaida, Korazin—jezt ist keine derselben mehr da, als das kümmerliche Tiberias. Damals war es mit den



See Merom.

weißen Segeln der Handelschiffe bedeckt; jezt wird kein Segel mehr darauf gesehen. Weber Barke noch Boot ist vorhanden. Das letzte derselben nahm Lieutenant Lynch mit sich den Jordan hinab zum todtten Meere. Damals war es belebt von Fischerleuten, die solche Menge von Fischen heraufzogen, daß die Netze zerrissen; jezt wird nur gelegentlich einmal vom Ufer aus eine Angel ins Wasser geworfen von Solchen, die sich dieses Recht von der Regierung erkauft haben. Dabei wimmelt jedoch der See von köstlichen Fischen, die gar keine Furcht vor Menschen haben.

Die Ursache dieses allgemeinen Verfalls haben wir im Unglauben dieser den See umgebenden Städten zu suchen. Auf dem ganzen Erdenrund ist keine Stätte zu finden, die mehr geehrt wurde von Gott als die Gegend am See Genezareth. Hier war der Platz der Wunderthaten Christi. Hier war Capernaum, Korazin und Bethsaida, in welchen die meisten seiner Thaten geschehen waren. Hier stillte er das Toben des stürmischen Meeres und wandelte mit festem Tritt auf dem Gewässer. Hier machte er Kranke gesund, reinigte Aussätzige, gab den Blinden das Gesicht, den Todten das Leben und den Beseffenen Erlosung von den Dämonen. Hier predigte er in Thaten und Worten die göttlichen Wahrheiten des Evangeliums. Aber diese Städte glauben nicht. — Die Drohung Christi: „Es wird Tyrus und Sidon erträglicher ergehen am jüngsten Gericht denn Euch,“ hat sich buchstäblich erfüllt. Niemand vermag mit Sicherheit mehr zu sagen, wo diese verurtheilten Städte gestanden haben. Sie sind nicht nur verwüdet, sondern auch ihre Stätte kenne man nicht mehr.

### 3. Das todtte Meer.

Dieses Grab des Jordans nimmt seinen Anfang ungefähr 18—20 Meilen in östlicher Richtung von Jerusalem und erstreckt sich fast in gerader Linie

von Norden nach Süden. Die Länge dieses Meeres beträgt etwa fünfzig Meilen, die Breite dagegen zwölf Meilen. Es liegt in einer merkwürdig tiefen Schlucht des Jordanthales. Zu den meisten Zeiten, und an den meisten Orten, gleicht dasselbe einem schauerlichen Pfuhl des Todes. Der dichte Nebel, der sich aus ihm erhebt, hängt darüber wie ein Leichentuch; die kahlen Berge, die sich 1500—2000 Fuß über dasselbe erheben, geben ihm das Aussehen eines ungeheuren, tief in die Erde gesenkten Kessels.

Doch ist der Anblick desselben, bei klarem, heiterem Himmel, nicht so unheimlich düster; sondern von manchen Stellen ausgesehen, strahlt er in paradiesischer Schönheit; — nur das Leben ist nicht vorhanden. Drelli sagt: „Die tiefblaue Farbe des majestätischen Gewässers, der prachtvolle Hintergrund, von schroffen Berggaden gebildet, die aus einem geheimnißvollen Duftscheiter hervorblickten, erinnerten uns stark an den Genfersee mit den Savoyer Alpen in seinen schönsten Beleuchtungen.“ Die Tiefe dieses Meeres beträgt an den meisten Plätzen nahe 1300 Fuß, während die Oberfläche des Wassers schon 1300 Fuß unter dem Spiegel des mittelländischen Meeres liegt.

Das Zweite, was bei der Betrachtung des todtten Meeres von Interesse sein dürfte, ist dessen sonderbares Wasser. Wir finden, daß dieses Meer keinen Ausfluß hat; es nimmt Alles in sich auf, was ihm die verschiedenen Flüsse zuführen; aber es behält auch Alles, was es empfängt, außer das süße Wasser, was ihm durch die Ausdünstung verloren geht. Dieses, sowie die sonderbare Beschaffenheit des Bodens bewirken somit auch die Merkwürdigkeit dieses Wassers. Dasselbe ist von tiefblauer Farbe, klar und durchsichtig; aber so



See Genezareth.



bitter, salzig und widerlich, daß gewöhnliches Salzwasser im Vergleich mit demselben süß genannt werden kann. Wegen seiner großen Schwere besitzt es eine merkwürdige Tragkraft. Es ist so schwer, daß kein Sturm seine glatte Oberfläche zu kräuseln vermag. Gute Schwimmer sind hier nicht im Stande zu schwimmen, und für Solche, die nicht zu schwimmen vermögen, ist keine Gefahr, daß sie darin untersinken. „Schwimme oder gehe unter!“ kann nicht aufs todtte Meer angewendet werden. Dr. L. Bausmann schreibt hierüber: „Als ich eine gewisse Tiefe erreicht hatte, zeigten Kopf und Füße eine starke Neigung ihre Stellen zu wechseln, gleichwie es geschieht bei einem Menschen, der den Versuch macht, mit Schwimmblasen an seinen Füßen auf dem Wasser zu gehen. Jedoch nach einiger Übung konnte ich mich auf der Tiefe herum bewegen und wälzen mit einer Leichtigkeit, welche sonst nur Geschöpfen aus dem Amphibiengeschlecht eigen ist. Ich konnte auf dem Wasser liegen wie auf einem sanften, kühlen Ruhebett; konnte sitzen wie auf einem Stuhle und aufrecht gehen Schritt vor Schritt, als ob meine

Füße den Boden berührten. Wenn ich aufrecht stand oder ging, so sank mein Leib bis unter die Arme ins Wasser. Dieses Wasser vermag auch nichts Grünes zu erzeugen. Rings um den See herrscht Unfruchtbarkeit und Todesstille. Der von allem Leben entblößte, mit einer Salzkruste überzogene Boden, sieht wie verbrannt aus, aus welchem nichts Grünes, nicht einmal dürftiges Gras, empor sproßt. Als Erzeugniß dieses Bodens möchte ich jedoch eines Strauches erwähnen, welcher hier wächst. Es ist der

Busch, welcher die sogenannten Sodomsäpfel trägt. Die Frucht von diesem Gewächs ist äußerlich vielversprechend; sie hat die Gestalt der Drangen, sieht prachtvoll aus, läßt sich, wenn sie reif ist, weich anfühlen, bräckt oder stößt man sie aber, so platzt sie wie eine Seifenblase auf und man behält nur die Fegen und ein wenig Asche.“

Welch ein treffliches Bild gibt uns doch dieselbe von dem Zustande des geistlichen Todes, in welchem sich jeder unbekehrte Mensch befindet. Nichts kann daraus erretten, nichts diesen Zustand ändern, als das neue, durch Christum erworbene göttliche Leben, welches uns der Prophet unter dem Bilde eines lebendigen Stromes beschreibt, der aus Zion ausgeht und sich ins todtte Meer ergießt, wodurch dieses Wasser wieder gesund und lebendig wird. (Hesekiel 47.)

Wir betrachten nun noch die Entstehung dieses Meeres. Der Sage nach sollen hier eigentlich dreizehn Städte versenkt worden sein. Allein hierüber läßt sich nichts Gewisses feststellen. Doch so viel ist gewiß, daß diese Gegend vor der Zerstörung Sodoms und Gomorrah's sehr fruchtbar war; sie war „wie der Garten Gottes und wie Egypten.“ Es war hier zwar

schon ein Salzsee vorhanden, aber er war viel kleiner und die Umgegend wurde vom Jordan bewässert. Eine reine Atmosphäre bewirkte einen üppigen Pflanzenwuchs, welcher jetzt durch die ungesunde Ausdünstung verderbt ist. Die Beschaffenheit des Bodens führt uns nothwendig auf den Schluß, daß eine furchtbare vulkanische Erderschütterung bei der Zerstörung dieser Städte stattgefunden hat, wodurch ein großes Salz- und Erdharzlager bloßgelegt wurde, und das Wasser so bitter und schwer geworden ist. Der ursprüngliche Ort, wo Sodom und Gomorrah gestanden haben, ist ohne Zweifel am Süden des Meeres zu suchen. Ueber die Zerstörung derselben füge ich schließlich noch eine herrliche Schilderung von Strauß bei: „Nach Tagen voll Sünde und Nächten voll Greuel lagen die Bürger von Sodom im sicheren Schlafe. Da rollte fernher der Donner; Blitze zuckten, und der Himmel röthete sich in dunkler Gluth. Sie erschrecken nicht. Einige bleiben im Taumel des Schlafs; Andere erwachen und meinen ein Gewitter nahe und werde vergehen wie so oft; und die sich



Das todtte Meer.

klug dünken, fragen vielleicht mit höhnnendem Witz, wie Lot in seinem lächerlichen Aberglauben sich wohl geberden werde! Indes der Blitz schlägt heftiger ein, und ein fast erstickender Dampf verbreitet sich. Sie sehen hinaus: ganze Feuermassen fallen herab; es regnet Schwefel vom Himmel, und es ist als wenn die Luft sich entzündet habe. Das ist etwas Neues und Ungehehres; Alle fahren auf, Spott und Hohn in den Mienen vergehen. Ueberall öffnen sich die Thüren, die Menschen stürzen aus den Häusern heraus und in plötzlichem Schrecken sehen sie, wie nicht blos die Luft entzündet ist, sondern auch der Boden brennt. Der Blitz ist in die mit Pech und Harzadern durchzogene Erde geschlagen. Der Erdboden glüht, brennt. Die Flammen züngeln von unzähligen Stellen empor. Einzelne Häuser, dann lange Reihen, endlich die ganze Stadt steht im Brande. Ob sie nun an Lot denken? Ob sie an den gedrohten Untergang glauben? Ob die Edame bereuen, daß sie die liebevolle Warnung lächerlich gefunden? Allgemeines Entsetzen! Was sollen sie beginnen? Sie eilen und eilen immer unaufhaltsamer, um sich zu retten. Sie stürzen durch die Straßen, aber Hüße brennenden

Schwefels wälzen sich ihnen entgegen. Sie und da bricht der Boden, und es entstehen Abgründe, die sich plötzlich mit unterirdischem Wasser füllen. Ein Haus der Sünde nach dem Andern wird ergriffen; aus dem geborstenen Grunde lecken die Flammen an der Schwelle herauf; die glühende Luft zündet den Giebel an; krachend stürzen Paläste zusammen, und die Orte, die Jahre lang Zeugen unmenschlicher Gräueltaten gewesen, verschwinden für immer dem Anblick der Menschen, dem Lichte des Tages. Lot's Haus, die Thür, die sie am Abend nicht finden konnten, weil Gott sie mit Blindheit geschlagen, zeigt sich noch einmal im rothen Schimmer der Gluth; einmal noch sollen sie dieselben sehen, und dann geht sie in Flammen auf. Gräßlich kaffen die Untiefen empor, jeden Augenblick mehrt sich ihre Zahl. Ganze Familien sind schon ungelommen. Dumpfes Wimmern, gellender Nothschrei erfüllt die Lüfte. Der Jammerruf der Verwundeten, der Verbrennenden, der Sterbenden bringt durch das Toben der Elemente. Wüthes Zetergeschrei durchschneidet das Rischen der Abgründe, das Rasseln der Flammen, das Brausen der Winde, das Krachen

der fallenden Häuser und das dumpfe Getöse des einsinkenden Bodens. Welch herzerreißende Auftritte stellen sich unseren Blicken dar! Die Mutter hält den Säugling vor sich, rennt, ihn und sich zu retten, aber sie weiß nicht wohin; sie steht, und wie sie steht, spaltet sich der Grund, und sie versinkt. Der alte Vater ruft nach seinen Söhnen, nach den jungen kräftigen Männern, die ihm helfen sollen, und die wehende Flamme trägt die letzten Verwünschungen der schon Hingeschiedenen ihm zu. Keiner sieht mehr den Andern; aber man hört noch die Verzweiflungsrufe und die Gotteslästerungen, mit denen bekannte Stimmen vergehen. Endlich hüllt sich in dickem Dampf der Ort der Finsterniß. Nach und nach verstummen menschliche Töne, und es wird stille. Es raucht nur. Es zischt nur noch die Fluth des Jordans, die sich der Brandstätte bemächtigt. Sodom sinkt, Gomorrah sinkt, Beboim sinkt, Adama sinkt in die Tiefe und von einer Stadt zur andern wälzt ein großes dunkles Meer seine trägen Wellen. Noch ein paar Tage muß es gähren in dem Sündenpfuhl, dann steht das todte Meer über der verfluchten Stelle."

## Erstes und Weiteres.

### Aus dem Leben eines alten evangelischen Reisepredigers.

#### XIV.

Die Leser finden uns jetzt in der Stadt S., am oberen Ende des Staates Indiana. Hier sollte eine schöne, große neue Kirche gebaut werden. Und da hat nun weiter nichts gefehlt als—das Geld, das liebe Geld. Wer anders soll das anschaffen als der Prediger? Es preßirte! Im Grunde hätte ich schon, ehe ich kam, am Collectiven sein sollen. Das war also das Allererste, was ich zu thun hatte. Gut war's, daß ich wenigstens ein Paar starke Beine hatte. Die Collectivliste in der Hand ging's dann sofort in aller Eile von Haus zu Haus, bei Tag und Nacht. Wie das doch geht! Wenn bei Welchen der Geldsack berührt wird, dann gib'ts—Trubel. Das Sprichwort sagt: „Beim Betteln wird man nicht arm, aber unwerth.“ Beim Prediger ist das jedoch etwas verschieden, der kann nemlich bei dergleichen Geschäften arm werden, wenn er's nicht schon ist, und noch unwerth abendrein. „Du läufst bis du liegen bleibst, wirft auch einen schönen Dant dafür bekommen,“ hat mir als Jemand gepredigt. „Macht nichts aus,“ entgegnete ich, „ich thue es für Gott und für die Leute—wenn ich's nur fertig bringe.“—Fertig bringe? In drei Monaten stand die Kirche da, und der Prediger predigte darin und an Zuhörern fehlte es auch nicht; was noch fehlte war Thurm mit Glocke, Gallerie und—noch mehr Geld. Geld und immer wieder Geld!—Mußte halt noch einmal und dann noch einmal ans Sammeln gehen. Und wenn die lieben Leutchen auch nicht zusammen hielten wie Pech, fertig mußte die Kirche sein. Seine liebe Noth hat der arme Prediger aber dabei, denn er hat es eben mit allerlei Leuten zu thun, mit recht guten und auch mit recht—nun ich will's lieber nicht sagen. Ich habe ihnen allen Gottes Segen gewünscht und bin gegangen. Herrliche Gottesdienste haben wir dort gehabt, es war eine Lust in der schönen Kirche, mit so vielen Menschen darin, zu predigen.

Viel Trauer hatten wir auch, denn es herrschte damals viel Krankheit unter den Menschen; hatte ich doch in achtzehn Mo-

naten vierzig Leichen, meistens Kinder. Hier hatte ich auch eine arme Wittve in der Gemeinde, die eine einzige Tochter hatte, ihr Mann und ein Sohn waren vor Jahren schon gestorben; sie verdiente mit Hülfe ihrer Tochter durch Nähen kümmerlich ihren Lebensunterhalt. Die Tochter war ein lievolles, stilles Kind, zarter Natur, eine weiße Lilie unter den Rosen. — Sie verheiratete sich endlich äußerlich glücklich; ihr Mann war wohlhabend, und auch für die alte Mutter war jetzt gesorgt, diese versah die Haushaltung, während dem die junge Frau ihrem Manne behülflich war in seinem Geschäft, einer Spezerei-Handlung. Sie waren nun der Nahrungsjorgen entholden, waren schön eingerichtet und lebten glücklich. Ach, wie war die arme Mutter so froh über ihr Kind, und wie freute auch ich mich über ihr Glück!—Aber das Herz der Mutter war nicht ohne bange Ahnung; öfters füllten sich ihre Augen im Stillen mit Thränen, wenn sie der leichten, fast schwebenden Gestalt ihrer lieben Tochter nachschaute, von deren schwachem Lebensfaden doch eigentlich ihr irdisches Glück abhing. Und wirklich! ihre innere Angst war nicht unbegründet. Es waren kaum zwei Jahre verflossen, da fing die zärtliche Gestalt an zu welken und in kurzer Zeit lag die schöne Blume im Sarge. Der Schmerz aber des Mannes und der alten Mutter war unbeschreiblich, und letztere war nachgerade untröstlich. Wie wunderbar sind doch Gottes Wege!

Nun etwas Weiteres. — Ich frug einmal Einen: „Wie geht's?“ „Es geht gar nicht,“ gab er zur Antwort. „Doch es geht,“ sagte ich, „wenn's nicht vorwärts geht, so geht's rückwärts.“ „Ja, da haben Sie recht, rückwärts geht's,“ sagte er. So ging's bei mir auch schon. Auch jetzt gehe ich wieder rückwärts und hole noch dies und jenes nach, was ich bei Abfassung der vorigen Stücke nicht wohl einführen konnte. Es mag das so als „Nachsich“ dienen. Gewöhnlich bringt man ja dann das Beste zuletzt, ob das hier der Fall sein wird, will ich nicht sagen.

In Illinois hatte ich einen Haftplatz bei einer recht plaßir-



lichen Farmersfamilie. Da kamen wir denn auch einmal Abends von der Kirche heim. Die erwachsene, muntere Tochter öffnet die Küchentür, tritt hinein und stößt mit ihrem Fuß, wie sie meint, an den Haushund; da gibt sie demselben einen gewaltigen Fußtritt und ruft aus vollem Halse: „Gehst du gleich 'naus da!“ Der aber rührt sich nicht, er geht weder vorwärts noch rückwärts. Sie gibt ihm noch Eins. „Sa,“ sagte ich endlich, „der geht nicht hinaus.“ „Warum nicht?“ „Ei, das ist ja mein alter Sattel.“ — O Zeit! hat das aber eine Heiterkeit verursacht. Man meinte Mutter und Tochter — Alle zusammen wollten zerbersten.

„Ach, wenn ich nur keinen Hunger bekäme!“ sagte die Predigersfrau einmal, als wir Samstagnachmittags an einen Ort angekommen waren, wo wir über Sonntag bleiben mußten. Es war eben auch darnach. Die Hausmutter und drei oder vier Töchter drehen sich „glänzend“ um einander herum. Im Verlauf des Gesprächs hat dann natürlich die Mutter der Predigersfrau auch die schönen Tugenden ihrer Töchter beschrieben. Sie sagte unter Anderem, auf eine hinweisend: „Die Mary da ist stockblind, aber das ist meine Sauberste, wenn die das Geschirr wäscht, dann weiß ich, daß es blank ist.“ Nun, das ist auch ein guter Text, und die Anwendung ebenso leicht. Ist sind Solche, die blind sind, d. h. die an andern Leuten nichts sehen, am saubersten; und umgekehrt: oft sind Solche, die gut sind, d. h. an Andern Alles sehen, selbst nicht am reinsten.

„Meine Zeit! wer schreibt denn da so einen dummen Brief an mich?“ rief eine Frau voll Verwunderung aus, nachdem sie eine Weile an einem Brief gelesen hatte. Sie liest fort und liest fort und der Brief erscheint ihr immer dümmere, je weiter sie liest. Endlich ist sie fertig und findet zu ihrem Erstaunen — was? — ihren eigenen Namen als Unterschrift. Jetzt geht ihr erst das Licht auf, sie selbst hatte etliche Monate zurück den Brief an eine Frau geschrieben und abgesandt, derselbe erreichte aber seinen Bestimmungsort nicht, wanderte nach Washington und von dort zurück, von wo er kam. — Ach, liebe Leser, wenn Alles so schön zurück käme, was Menschen schon gesprochen und gethan haben, da würde es bei den meisten bunt aussehen! Was aber, wenn man endlich drüben Alles antrifft, alle seine Handlungen — gute oder böse — als wie Briefe auf einem Kaufen! ? Da wird's Vielen heiß werden, und Mancher wird auch zu sich selbst sagen müssen: Du warst doch ein rechter Narr!

„Aber eins will ich dir sagen, Bruder!“ meinte einst ein altes Mütterlein zu mir. „Nun, und was ist wohl das?“ „Ei, sie mögen gerade machen, was sie wollen, auf die ‚Brogbank‘ kriegen sie mich einmal nicht.“ „So, das ist recht, Mutter, aber habt ihr denn hier in der Kirche eine ‚Brogbank‘?“ „Ja, weißt du das noch nicht?“ „Nein, welches ist sie denn?“ „Ei, gerade die hinter dem Ofen, so geschwind als Einer ‚brogig‘ ist, hockt er sich drauf, und Einige sitzen schier immer da.“ Dann nur weggeblieben; ich bin bange, dort sitzt am Ende auch der Teufel. Daß manche Christen hin und wieder eine „Brogbank“ haben, das ist leider zu wahr. Eins meiner Kleinen hat sich auch öfters in eine Ecke gestellt, wenn sie trozig war. Sie ist's aber in der Regel bald müde geworden, dann kam sie heraus und sagte: „Mamma, jetzt bin ich wieder gut.“ Wären noch alle Trozige so. Ein solcher Mensch fühlt nie gut, ausgenommen wenn er meint, er könne Andere ärgern. Klagegeister sind Plagegeister. Ob wohl in dem Himmel auch eine „Brogbank“ ist?

Einst ging ich in der Stadt L. eine Straße entlang. Da

steht ein Zimmermann auf einer Leiter an einem Hause und arbeitet. Unten auf der Straße steht eine Frau, die spricht hinauf zum Zimmermann, und der spricht herunter. Als ich bis auf Hörweite zu ihnen gekommen war, sagte der Mann: „Wenn ich meinen Sohn mit der Peise sähe, ich würde ihm das Maul weg schlagen.“

„Aber,“ sagte die Frau, „wenn sie dir's auch weggeschlagen hätten?“

„Dann brauchte ich jetzt nicht jede Woche fünfzig Cents auszugeben für Tabak,“ war die Antwort des Zimmermanns. Ja, ja.

Einst kam eine Frau in mein Haus, weinte bitterlich und sagte: „Bruder, sei doch so gut und komme geschwind einmal hinüber in unser Haus, wir wissen uns gar nicht mehr zu helfen mit unserem Fritz. Der Vater hat schon so vieles mit ihm probirt, und es hilft Alles nichts, sei so gut und sprich du einmal mit ihm.“

„So? Ja, wo ist denn der Fritz?“

„Sa, er ist daheim, sein Vater hat ihn an die Bettlade gebunden, damit er nicht fort kann.“ Welche Kinderzucht!

Wie man sich doch an den Leuten verrechnen kann! Kommt da eines Tags ein Schweizer, Namens Müller, zu mir. Er sieht fast aus wie ein Prediger — ehrwürdig, gut gekleidet, langen grauen Bart — folglich nicht mehr jung. Er bittet ganz treuherzig und offen, ich solle doch so gut sein und ihm zu Arbeit verhelfen, er wolle gerne irgend etwas thun und — für die Kost arbeiten. Er konnte gut Englisch, da er in England gewohnt und nebenbei dort zu den Weslehanern gehört hatte. Er war einmal gründlich bekehrt, war aber leider zurück gekommen und hatte den Seelenfrieden wieder verloren. Die Thränen liefen ihm über die Wangen. Nun, wer wollte denn da kein Mitleid haben, man wäre ja kein Mensch, viel weniger ein Christ. Ich laufe durch Schnee und Wasser mit ihm zum größten Geschäftsmann in der Gemeinde, einem Fabrikherrn, und halte um Arbeit für den Fremden an. Gut, der Fabrikherr, ob er ihn wohl gerade nicht nothwendig hätte, erbarmt sich seiner, nimmt ihn auf und gibt ihm Beschäftigung. Etliche Wochen später komme ich hin und frage den Fabrikherrn in seiner Office: „Was macht denn der Müller?“ „D, der thut sehr gut, das ist ein ‚smarter‘ Mann und ein tüchtiger Arbeiter.“ „So? Das freut mich.“ „Ja, und er ist auch kein armer Mann, er hat ein großes Vermögen drauß, er kann's aber jetzt nicht ziehen,“ etc. „Ja, wenn das so ist?“ „D, ich glaube der Mann ist aufrichtig, ich beobachte ihn genau und kann im Geringsten nichts Unrechtes an ihm entdecken.“ Gut, der Müller kommt auch fleißig in die Kirche und ist ein guter Zuhörer. Nach etlichen Wochen frage ich den Fabrikherrn wieder nach ihm. „Der Müller ist ein tüchtiger Mann, den kann ich sehr gut gebrauchen, er ist jetzt Vor- mann in einem kleinen Departement, und er hilft zuweilen in dem Comptoir, nimmt auch ‚Stock‘ in der Fabrik für fünftausend Thaler.“ „Denkst du denn, es ist dem Manne auch zu trauen? Ich weiß nicht, ich fürchte immer, er führt dich an, ich traue der Geschichte nicht recht; besser du bist vorsichtig mit ihm; doch du bist ja scharf genug, und ich sollte denken, du ließe dich von ihm nicht hinters Licht führen.“ „Nein, ich glaube, daß der Mann aufrichtig ist, er kommt oft des Abends hinüber in unser Haus und nimmt Antheil am Familiengottesdienst.“ Kurz, der gute Müller hat sich in der Familie des Fabrikherrn ganz daheim gemacht; Sonntags kam er immer mit in der „Carriage“ nach der Kirche gefahren. Alles war gut. Er hatte auch, wie er mir selber sagte, den Seelen-

frieden wieder gefunden, und war sehr froh und dankbar, daß er so glücklich war, an eine solch gute Stelle zu kommen. Eines Sonntags predigte ich über die Worte: „Betrübet nicht den heiligen Geist.“ Müller war recht erfreut und ersuchte mich nachher, ich möchte doch nächsten Sonntag über die Worte predigen: „Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder.“ Nun ja, ich that so. Der Müller war wieder sichtlich erfreut über die Predigt am Sonntag. Und wo

war er denn am Montag? Ja nun, ich will's nur kurz sagen: am Montag ward er, wie jener alte Henoch, nicht mehr gesehen. Daß ihn aber der liebe Gott nicht hinweggenommen und seinen Geist auch nicht hinweggetrieben hatte, ging deutlich daraus hervor, daß er dem Fabrikherrn einen Theil von seinem Geld mitgenommen hatte. So lernt man die Leute kennen! Genug von diesem. Nächstens werden wir wohl zum Schluß kommen.



## Nach dem Regen.

(Von Felix Dahn.)

ieh, es hat ausgeregnet:

Die Läublein all' sind naß;

Nun liegt die Flur gesegnet:

Frau Sonne kommt fürbaß.

Aus fliehenden Wolken schaut sie,

Grüßt scheidend noch die Au:

Den Regenbogen baut sie

Ins feuchte, warme Blau.

Der Hirt schürt vor dem Pferche

Sein Abendfeuer an,

Und trillernd steigt die Lerche,

Dank singend, himmelan.

## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenblicke auf Diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren.

Von A. Salmhuber.

### Bedürfniß einer Erneuerung.

Die ganz veränderte Stellung, welche der Kaiser oder Mikado seinem Volke gegenüber einnimmt, ist eine der weittragendsten Neuerungen in Japan. Bis vor ungefähr zwölf Jahren war der Kaiser fast nur nominell das Oberhaupt des Staates. Er wurde vom Volk förmlich vergöttert, und die Großen des Reichs steigerten diesen Gebrauch so möglich noch höher, um dadurch selbst die Zügel der Regierung in der Hand zu haben. Die weltliche Gewalt lag so ganz in der Person des Schogun, welcher als erster Unterthan des Mikado sich bekennt; er regierte so unumschränkt, daß ihn selbst die Europäer beim Abschließen der Verträge als den höchsten Würdenträger ansahen und sogar „Majestät“ nannten. Heute aber ist das Schogunat ganz abgeschafft; der Kaiser ist aus seinem Nimbus herausgetreten, hat sich seinem Volke aufs Leutseligste genähert und ist entschlossen, die Regierungsgeschäfte selbst auszurichten. Dogmatisch ist seine göttliche Abstammung und Wesenheit noch unangetastet, aber praktisch hat sie einen gewaltigen Stoß erlitten. Wird der Glaube an sie einmal nicht mehr als Kennzeichen des Patriotismus gelten, so wird das Volk das Kaisermärchen gerne als solches anerkennen und in seinem Mikado nichts weiter sehen, als einen unter göttlicher Ordnung eingesetzten Herrscher. Dem Christenthum wird damit aber eine große Thüre geöffnet werden.

Folgende Beschreibung schildert uns den Mikado, wie er in früheren Zeiten zu regieren pflegte: „Was die Regierungsform des Landes betrifft, so ist Japan eine theokratisch-despotische Erbmonarchie. Das göttlich verehrte Oberhaupt des Reichs führt den Titel Mikado, zu deutsch ‚heilige Pforte‘, oder auch

Tenſchi, zu deutsch ‚Sohn des Himmels.‘ Doch hat er nur noch die Ehre und den Titel als Kaiser ohne die weltliche Macht, während ihm die geistliche Gewalt geblieben ist. Sein Geschlecht wird in gerader Linie bis auf 660 Jahre vor Christo hinausgeführt und unmittelbar von den Göttern abgeleitet. Nach seiner Thronbesteigung ist er selbst ein lebendiger großer Kami, d. h. Gott. Kein Laie darf ihn ansehen oder ihm nahen. Um diese Heiligkeit zu behaupten, darf er nie gehen, sondern muß getragen werden. Nicht einmal die Sonne darf ihn bescheinen. Nur im Schlafe werden ihm Nägel und Bart beschnitten und sein Leib gereinigt. Früher mußte er jeden Morgen mit der Krone auf dem Haupte einige Stunden unbeweglich auf dem Throne sitzen; denn jede Bewegung, jeder Seitenblick, so wählte man, würden Unglück in die Gegend bringen, nach der sie gerichtet waren. Jetzt setzt man statt seiner nur die Krone auf den Thron. Alle Speisen werden ihm jedes Mal in neuen thönernen Gefäßen aufgetragen und die alten zerbrochen. Kraft seiner eigenen Heiligkeit und Göttlichkeit versteht er große und verdiente Männer unter die Reihe der Götter, besetzt die eifrig gesuchten Stellen und Würden an seinem Hofe und in der Hierarchie überhaupt mit den Männern seiner Wahl, bestimmt die Tage für religiöse Feiernlichkeiten zc. Er residirt in dem Prachtpalast zu Miako (Kioto) und verläßt denselben nur, um gewissen einzelnen Haupttempel des Reichs auf feierlicher Wallfahrt zu besuchen.“ Seit der Reformbewegung hat der Kaiser aber seinen Wohnsitz in Jedo (Tokio) aufgeschlagen.

Jene Zeit, da der Mikado ein Sklave der abgeschmacktesten Ceremonien war und im Uebrigen wenig Bedeutung hatte, ist nun glücklicherweise vorüber. Ueber sein öffentliches Auftreten



und Eingreifen in die Geschäfte, wie es einem Regenten zusteht, verbreitet folgender Bericht deutliches Licht: „Ein Fest neuer Art kam durch die Eröffnung der ersten Eisenbahn (von Jedo nach Yokohama) zu Stande. Die glanzvolle Procession, welche der Mikado selbst am 14. Okt. 1872 eröffnete, des näherten zu schildern, ist hier nicht der Ort. Die nächsten Zuschauer fielen vor dem Himmelssohn auf ihre Hände und Kniee, doch ohne die Augen wie früher an den Boden zu heften; auch waren die Fenster der oberen Stockwerke nicht geschlossen. Die Furcht vor dem Verbrechen, auf den Tenno irgendwie herabzublicken, ist geschwunden. Häufen von Japanern standen hinter den Spacieren der Soldaten; man sah ihnen an, wie sie zweifelten, ob sie niederfallen und anbeten sollten, oder nicht; am Ende begnügten sie sich mit einer Verbeugung nach dem Vorgang der anwesenden Europäer. Allerlei Adressen und Heden gaben dem Jubel über die Vollendung dieses Werkes den passenden Ausdruck. Der Kaiser selbst aber las folgende Rede vor den Kronbeamten ab: „Sie haben mir die Vollendung der ersten Eisenbahn in unserem Vaterlande angekündigt. Ich habe sie nun eröffnet, und es gewährt mir große Befriedigung, zu finden, daß dieses Werk so bedeutende Erleichterungen des Verkehrs gewährt. Das große Unternehmen wurde begonnen in den ersten Tagen einer allgemeinen Reformbewegung und zwar in der Hoffnung, daß das Volk für alle Zukunft den Anbruch dieser neuen Zeit segnen werde. Die Ausdauer und Energie, womit das Unternehmen durchgeführt wurde, sind hohen Lobes werth. Ich erwarte, daß es zum gedeihlichen Fortschritt des Volkswohls beitragen werde und beglückwünsche Sie und mein Volk zu den Aussichten, welche vor uns liegen. Es ist meine Absicht, dieses Bahnsystem weiter auszudehnen, und ich hoffe, es werde sich noch über das ganze Reich verbreiten.“

Neuerst interessant ist die lebhafteste Schilderung einer Audienz, welche Baron von Hübner beim jetzigen Mikado erhielt. „Se. Majestät hielt sich während dieser Scene so unbeweglich wie eine Götterstatue, hörte ohne eine Miene zu verziehen die Anrede des deutschen Besuchers an und murmelte dann ganz leise, fortwährend dabei graciös lächelnd, einige Worte, die einen äußerst naiven, fast kindlichen und für die jetzige Stimmung in Japan sehr bezeichnenden Wunsch enthielten. „Ich höre,“ so kispelte der Mikado, „daß du in deiner Heimath lange Zeit wichtige Aemter verwaltet hast und öfters als Gesandter in großen Reichen aufgetreten bist. Zwar kann ich mir keine ganz genaue Vorstellung von der Art deiner Geschäfte machen, doch bitte ich dich, wenn du glaubst, mir aus dem Schatze deiner Erfahrungen irgend etwas Nützliches mittheilen zu können, dich hierüber ohne Rückhalt gegen meine Hauptathgeber auslassen zu wollen.“ Und wirklich wandten sich auch die japanischen Minister an Herrn von Hübner mit der Bitte, ihnen seine Ideen über Japan und die demselben heilsame Verwaltung mitzutheilen. Dieser nahm nun die Gelegenheit wahr, sie darauf aufmerksam zu machen, daß nicht Alles, was in Europa gut wäre, es auch für Japan sein möchte, und sie namentlich vor Ueberstürzung ihrer Reformen zu warnen und zur äußersten Umsicht aufzufordern. Die Minister des jungen Mikado hielten dann lange Reden über Alles, was sie für politische und religiöse Reformen thun wollten und meinten, in drei Jahren würden sie mit allem fertig und alle Sitten und Ideen des alten Japan umgestaltet sein.“

Ein Gouverneur in Yokohama hat sich über die Wendung der Dinge gegen die Vertreter des Auslandes offen ausgesprochen: „Unsere Constitution ist durch den Kaiser und seine wei-

sen Rathgeber wichtigen Veränderungen unterworfen worden, und während der letzten Jahre hat Japan große Fortschritte auf dem Wege der Civilisation gemacht. Wir bemühen uns hier, Alles einzuführen, was wir Vorzügliches bei fremden Völkern sehen und für dieses Land nutzbar glauben“ u. s. w.

Ein Correspondent berichtet die Neuerungen folgendermaßen: „So sperrt sich also der Mikado nicht mehr ein, sondern fährt in einer von vier Rappen gezogenen Calessche aus, ohne Kopfbedeckung, im weißen Anzug mit rothem Gürtel, eskortirt von vier Vorreitern und etwas Cavallerie. Er soll Hosen tragen und Sekt trinken. Kürzlich wohnte er der Eröffnung einer Eisenbahn an und vertieft sich gegenwärtig in die deutsche Grammatik. Ja, er läßt sich herab, eine amerikanische Fregatte zu besuchen und einem Flottenmanöver beizuwohnen. Sein Vorgehen findet Anklang: man baut Wagen statt der sonst üblichen Tragbahre; vornehme Männer tragen europäische Kleider und lassen ihr Haar kurz schneiden; lange Eisenbahnen und Telegraphenlinien erstehen schnell nacheinander, während die Chinesen sich hartnäckig gegen jedes Anerbieten von Eisenbahnbauten wehren.“

„Noch vor einem Jahre sah man den Mikado kaum je auf der Straße, noch verkehrte er mit andern Personen als seinem Gefinde. Das ist nun anders geworden. Um sieben Uhr steht er auf und studirt erst mit den Gelehrten die japanischen Klassiker. Um zehn Uhr macht er sich an die europäischen Sprachen und Wissenschaften, worin ihn ein Herr Kato unterrichtet. Geographie und Physiologie sind seine Lieblingsfächer. Nach einigen Stunden erscheinen die Minister und legen ihm die laufenden Geschäfte vor, in die er mit größter Pünktlichkeit eingeht. Abends reitet er um sein Schloß oder fährt in die Straßen von Jedo, manchmal wagt er auch verkleidet einen Gang in die Stadt. Zur Abendunterhaltung gehört erst die Beschäftigung mit chinesischen Klassikern, bei welcher ihm ein Herr Saito behülflich ist, und dann Unterhaltung mit den geschicktesten Männern und Offizieren, deren viele Europa besucht haben. Waren hiezu früher nur die Angehörigen der ersten Familien zugelassen, so werden jetzt die Theilnehmer an diesen Abendversammlungen nur nach dem Maas ihrer Gelehrsamkeit oder sonstigen Verdienste gewählt.“

„Der Mikado ist ein hochgewachsener Jüngling, im Palast in Samurai-Tracht gekleidet, nur daß er immer weiße Beinkleider trägt; geht er in den Garten, so bedient er sich europäischer Stiefel, und wahrscheinlicher Weise folgt er endlich noch dem Vorgang so vieler seiner Offiziere und kleidet sich abendländisch. Ließen seine Vorgänger sich nur von Frauen bedienen, so hat der jetzige Kaiser sich von dieser Sitte bereits losgesagt und stellt keine andern als männliche Diensthofboten an. Er scheint entschlossen, nicht bloß Fürst zu sein, sondern wirklich zu regieren.“

„Am 1. Januar 1872 besichtigte der Mikado die Dampfhämmer von Tokosuka, welche eben eine ungeheure Achse mächtig bearbeiteten, dann aufs zierlichste eine Flasche pflöpten u. s. w. Dann ging's in die Schmiede, zu den Metallsägen, endlich in die Gießerei; hier kam es zu einer kleinen Explosion, wodurch geschmolzenes Eisen herumgespritzt wurde. Alles floh, der Kaiser allein blieb unbewegt, doch hielt ein Hofmann schnell besonnen ihm seinen Hut vors Gesicht, was wohl angebracht war, da immerhin etliche Sprüher an seine Kleider fuhren. Nachdem das Gießen vollendet war, wurde die Maschinenfabrik besichtigt, wo japanische Jungen mit großer Geschicklichkeit die riesigen Maschinen in Bewegung setzten.

Abends ließ seine Majestät sich in ein großes Haus am Ende der Bai rudern, von wo dieselbe am Morgen zurückkehrte, um die Mähtwerke zu inspizieren, den Grundstein eines neuen trockenen Docks zu legen und einen Dampfer vom Stapel laufen zu sehen."

"Bei dieser Gelegenheit erhaschte ein unternehmender Photograph, ein Oestreicher, den Augenblick, die kaiserliche Majestät mit den übrigen hohen Japanern abzuconterfeien. Die Be-

hörden kauften aber alle diese Bilder sammt der Platte zu hohen Preisen auf, weil es ihnen eine Entheltigung schien, das Portrait des Mikado in allerlei Hände gerathen zu lassen. Ein kleines Beispiel von den zahlreichen Conflitten zwischen der alten und neuen Ordnung der Dinge, welche täglich auftauchen." Neuerdings wird das Bild des Mikado aber von vielen Photographen verkauft, und auch das der Kaiserin kann man in den Wohnungen der Leute hängend antreffen.

## In der Strömung.

Von W. Eckemann.



Wenn man die vielen Christusfeindlichen Strömungen betrachtet, welche uns auf unserer Erdenwallfahrt umfluthen, so hat man wohl alle Ursache mit Ernst zu beten:

"Laß mich einem Felsen gleichen,  
Der in Sturm und Wellen steht."

Das sollte auch Franz W. reichlich erfahren. Er war ein begabter und eifriger Knabe. Aber er lernte nicht nur vorzüglich, sondern er dachte auch über das Gelernte ernstlich nach, was sich leider nicht alle Schüler nachsagen lassen. Und während seines Nachdenkens über den heilsamen Unterricht, welchen er namentlich von seinem frommen Vater und Lehrer erhielt, wirkte der heilige Geist an ihm, und sandte seine milden, erleuchtenden Strahlen in das jugendliche Herz, so daß Franz bald den innig liebte, der uns zuerst geliebt hat. Sein ganzer Wandel gab Zeugniß davon, daß er von dem Reichthum der göttlichen Gnade erfüllt sei. Wie glücklich war er während der schönen Jahre im elterlichen Hause. Aber er konnte nicht immer so bleiben. Er war der älteste von einem bedeutenenden Häuflein Kinder, und man mußte deshalb bald dran denken, den Franz irgendwo unterzubringen, wo er etwas verdienen und den Vater in der Ernährung der zahlreichen Familie unterstützen konnte. Dem Vater ging es freilich schwer und der Mutter doppelt schwer, ihren geliebten Sohn, welcher so herrliche Ansätze im Christenthum gemacht hatte, in die weite Welt hinaus ziehen zu lassen. Doch tröstete der Vater, der liebe Gott sei ja überall, und Franzens Glaube müsse auch durch Prüfungen bewährt werden.

So kam also die Zeit des Abschieds. Treue Ermahnungen und Fürbitten aus dem Elternhause geleiteten ihn; Bibel und Gesangbuch waren bei seiner Ausstattung nicht vergessen. Es dauerte denn auch nicht lange, so hatte er in einer Stadt Arbeit gefunden. Er war ein stattlicher Jüngling, geschickt und fleißig. In einer großen Werkstatt, wo eine ganze Anzahl junge Leute mit ihm arbeiten, war er angestellt und verdiente für einen Anfänger ein ziemlich Stückchen Geld. Er hätte es, so schien's, gar nicht besser treffen können. Bald aber merkte er, daß nicht Alles so war, wie es hätte sein sollen. Er, der im Hause seiner Eltern in der Lust der Gottesfurcht aufgewachsen war, befand sich in einer Gesellschaft von Spöttern und Lasterern. Und als erst bekannt geworden war, daß er Sonntags in die Kirche ginge, als er auf eine Frage ruhig erwidert hatte, daß er allerdings sein Morgen- und Abendgebet täglich halte, auch in der Bibel als in Gottes Wort gerne lese: Da ergoß sich eine wahre Fluth von Hohn und Spott über ihn, seine „Dummheit“ war täglich der Gegenstand nicht eben feiner Witzeleien und wüthenben Gelächters.

Es wäre wohl besser gewesen, wenn der Jüngling, wie seine Mutter es wünschte, seine Stelle aufgegeben hätte, denn besser „ehrlich geflohen als schändlich gesochten.“ Indessen sein Vater meinte, es sei ungewiß, ob er's an einem andern Orte viel besser treffen würde; er müsse eben den Spott aushalten, seinen Glauben ohne Furcht bekennen und sich nicht irre machen lassen.

Nun war Franz zwar sein Lebtag nicht klöde gewesen, auch seine Zunge war beweglich genug; er wußte also den Spottenden manche treffende Antwort zu geben und sie für den Augenblick auf den Mund zu schlagen. Aber lange währte es nicht, dann ging's wieder im alten Ton. Er war eben in Gefahr, daß sich an ihm das alte Sprichwort erfüllen sollte: „Viele Hunde sind des Hasen Tod.“

Unter den Arbeitern war einer, der pflegte nur wenig zu sagen, und wenn er einmal ein Wort dazu gab, dann war's nicht so grob und roß wie bei den andern. Der ging eines Tages mit Franz nach gethaner Arbeit ein Stückchen Weges, und nachdem sie dies und das mit einander geredet hatten, meinte er: „Höre, du thust mir leid, alle haben auf dich los. Aber eigentlich bist du selbst daran schuld, warum hältst du an den Dummheiten so fest?“ — Der Jüngling widersprach eifrig, es seien wahrhaftig keine „Dummheiten;“ — aber der andere unterbrach ihn: „Ich will dir ganz einfach sagen, wie die Sachen stehen; diese Dummheiten glaubt heute kein verständiger Mensch mehr, auch der Prediger nicht, der sie dir aufgebunden hat, und der hiesige Prediger glaubt's auch nicht. Sie sagen das nur, weil sie meinen es sei gut für dumme Leute.“ Franz erwiderte, das könne unmöglich sein, — aber der andere unterbrach ihn wieder: „Also du glaubst z. B., daß Jesus von Nazareth wirklich Gottes Sohn gewesen sei?“

„Ja wohl glaube ich das,“ entgegnete Franz, „wenn ich das nicht glaubte, was bliebe mir dann?“

„Nun gut,“ sagte der Verfährer, „geh' doch hin und frage den Pfarrer, ob er das wirklich glaubt.“

„Ich brauche nicht hinzugehen,“ sagte Franz diesem entgegen, „ich habe ja letzten Sonntag mit meinen eigenen Ohren gehört, wie er den zweiten Artikel des Glaubensbekenntnisses anführte, worin es heißt: Ich glaube an Jesus Christum, seinen eingebornen Sohn“ u. Da muß er's doch glauben.“

„Und ich sage dir, er glaubt's nicht. Gehe doch hin und frage ihn selbst. Ich weiß was ich weiß.“ Damit trennten sich die beiden.

Das ging aber nun dem geplagten Franz im Kopfe herum. Allerdings hatte er gemerkt, daß in den Predigten des hiesigen Pfarrers ein anderer Ton war, als in denjenigen seines Predigers, welcher ihn unterrichtet hatte. Namentlich konnte er



sich nicht darauf besinnen, daß in einer Predigt die Lehre von der Gottheit Christi, seines vollgültigen Opfers und von der gänzlichen Verdorbenheit des Menschen deutlich vorgestellt worden wäre; allein das konnte ja auch darin liegen, daß er von den Predigten überhaupt vieles nicht verstand. Daß ein Prediger, welcher vorgibt, anderen Leuten den Weg zum Himmel zu zeigen, selbst nicht von ganzem Herzen an Christum glauben sollte, das war ihm unbegreiflich. Es wurmte ihn, daß der andere Arbeiter so bestimmt geredet hatte, gern hätte er denselben die Nachricht gebracht, daß er es doch nun aus dem eigenen Munde des Predigers gehört hätte, daß er's doch glaube. Und wie gesagt, klöde war unser Franz nicht — eines Sonntags Nachmittags klopfte er an die Thüre des Predigers und legt diesem die Frage vor, ob er glaube, daß Jesus der wahrhaftige Sohn Gottes sei.

Der Prediger wußte zuerst kaum, was der sonderbare Fragesteller wollte; aber dieser erzählte ihm Alles, wie es ihm ginge, und wie er zu seiner Frage gekommen sei.

„Da hast du es ja recht hart, mein Sohn,“ sagte der Geistliche. „Aber sei nur muthig und stehe fest, man muß die Sache des Christenthums kräftig gegen den Materialismus und alle Feinde der Kirche vertheidigen.“

„Ja wohl, Herr Prediger, aber ist denn Jesus Christus wirklich und wahrhaftig Gottes Sohn gewesen?“

„Ei, ich weiß gar nicht, wie du gerade auf diese Frage solchen sonderbaren Nachdruck legst. Wir sind ja eigentlich alle Gottes Kinder; aber Jesus war viel heiliger und weiser als wir, und deßhalb gebührt dieser Name ihm doch vor allen andern.“

„Nein,“ sagte Franz, „Herr Prediger, so meine ich das nicht, sondern ich möchte gerne wissen, ob Sie auch glauben, daß Jesus Christus wirklich Gottes eingeborner Sohn, vom Vater in Ewigkeit gezeugt, ist, wie es im Katechismus steht von unserem Erlöser?“

Aber darauf wollte sich der Prediger nicht verstehen. Er sprach von „früheren dogmatischen Ansichten“, die aber jetzt von gebildeten Christen nicht mehr getheilt würden, es käme auch nicht viel darauf an und dergleichen.

Der arme Junge war an Einen von denen gerathen, die nicht um das Heil der Seelen, sondern um schändlichen Gewinns willen Gottes Wort im Munde führen. Was sollte er nun beginnen: Auch den alten Glauben gänzlich über Bord

werfen? Dazu wäre es schließlich gekommen, wenn nicht ein liebendes Vaterauge über ihn gewacht hätte. Traurig und niedergeschlagen ging er seiner Heimath zu. Unterwegs begegnete ihm ein ärmlich gekleidetes, hinkendes Männchen, welches ihn fragte, ob er ihm nicht etwa ein Unterkommen für die Nacht besorgen könne. Lebensmittel habe er bei sich, wenn er nur irgendwo schlafen könne, dann sei ihm geholfen. Franz erwiderte, das möge sich am Ende, da er ein Zimmer für sich habe, bei ihm machen lassen. Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen, und beide hatten es nicht zu bereuen. Es stellte sich heraus, daß der Hintende ein Bibelcolporteur war, der aber nicht nur Gottes Wort in seinem Bündel, sondern ein lebendiges Gotteswort in seinem Herzen hatte. Als Franz merkte, weß Geistes Kind der Fremde war, da war er fest überzeugt, der liebe Gott habe ihm denselben gesandt, und das Herz ging ihm auf. Er erzählte dem Bibelverkäufer alles und die Anweisungen, welche ihm der Fremde gab, fielen auf einen fruchtbaren Boden. Und das einfache Männlein, welches um des Wortes und Wortes Gottes willen schon so viele Verfolgungen hatte leiden müssen, wußte aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen die rechten Trostworte zu wählen. Er sollte, sagte der Fremde zu Franz, viel im Gebet mit Gott von seinen Umständen und seinen Herzensangelegenheiten reden, aber wenig mit den Menschen. Dann solle er das Wort Gottes fleißig lesen und betrachten, gegen Menschen aber schweigen. Endlich würde seinen Verfolgern ihr Spotten leid werden, und er bekäme mehr Ruhe. „Aber halte fest am Glauben“, ermahnnte der Fremde. „Und wenn selbst Prediger nicht mehr an Christum glauben, so ist es um so nöthiger, daß die, welche ihn erkannt haben, an der heilsamen Lehre fest halten.“

Franz beobachtete diese gute Rathschläge. Er betete fleißig, hielt fest an Gottes Wort und bekannte seinen Glauben, wenn er es für nöthig und nützlich hielt. Und der Herr half ihm nicht nur fest zu stehen, sondern gewährte ihm mit der Zeit noch das Vergnügen, manche seiner Mitarbeiter zum Glauben zu führen. Besondere Freude aber machte es ihm, als derjenige, welcher ihn nahezu von der Bahn des Glaubens abgebracht hätte nach Jahren zum Kreuze Christi eilte.

Stehe fest in deinem Glauben, lieber junger Christ, denn ehe du zu ihnen fällst, müssen die, welche dich verfolgen, zu dir fallen.

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XVI. Religiöse Institutionen der Bibel.—Personen 2c.

1. Priester und Leviten.—Sie mußten zunächst frei von Fehlern sein, d. h. sie durften von keinen Leiblichen Gebrechen behaftet sein. Hierüber lese 3. Mose 21, 16–23. Es war den Priestern erlaubt zu heirathen; der Hohepriester aber durfte keine Frau von zweifelhaftem Ruf, selbst keine Wittve heirathen; sie mußte eine Jungfrau aus Israel sein (3. Mose 21, 13, 14.).

Die heilige Schrift gibt keine Auskunft darüber, wie die Leviten im Allgemeinen gekleidet gewesen sind. Dagegen beschreibt sie den Anzug der Priester, die Vorbilder Christi waren, mit großer Ausführlichkeit. Der Anzug der Unterpriester bestand in einem leinenen Untertleid (2. Mose 28, 42.), Rock,

Gürtel und Haube [Turban] (2. Mose 28, 40.), wahrscheinlich von Leinwand.

Der Anzug des Hohenpriesters glich im Ganzen dem der Unterpriester (2. Mose 28, 40–43.). Und wirklich verrichtete er auch einige seiner Amtshandlungen bloß in diesem Anzug; z. B. das Sprengen des Blutes gegen den Gnadenstuhl, am großen Versöhnungsfest. Aber in allen Fällen, wenn er den Haupttheil seines Versöhnungswerkes vollbracht hatte, war er gekleidet, wie unser Bild zeigt (3. Mose 16, 23, 24.). Der erste Rock war genau so, wie der der Unterpriester. Der zweite war gelb und ohne Ärmel, bloß auf den Schultern hängend. Unten am Saum herum hing eine Reihe goldener Schellen, getrennt durch seidene Granatäpfel (2. Mose 28, 31–35.). Der Zweck dieser Schellen wird erklärt mit den Worten, „daß man seinen Klang höre, wenn er aus- und eingetret in das Heilige

vor dem Herrn, auf daß er nicht sterbe" (2. Mose 28, 31. 35.).

Der Leibrock war von ähnlicher Form, von Gold, gelber Seide, scharlach, rosinroth und gewirnter, weißer Seide (2. Mose 28, 6.). Er war auf jeder Schulter durch einen Knopf,



Hohenpriester mit Rauchsack.

durch sein „theures“ Blut erlösten Kirche.—Um den Leib wurde der Leibrock durch einen Gürtel, von gleichem Stoff als der Rock, befestigt (2. Mose 28, 8.).

Ein Amtschildlein hing von den Schulterknöpfen des Leibrockes an goldenen Ketten, die an goldenen Ringen an den obern Ecken befestigt waren, herab, und an ähnlichen Ringen an den untern Ecken waren gelbe Schnüre, um dasselbe an den Gürtel des Leibrockes zu befestigen (2. Mose 28, 22–28.).

Das Amtschildlein war viereckig und zwiefach mit Gold, gelber, scharlach und rosinfarbener Seide auf Leinwand gestickt. Es war mit vier Reihen von Edelsteinen besetzt (2. Mose 28, 15–17.). Die heil. Schrift nennt die Steine: Sarder, Topas, Smaragd, Rubin, Sapphir, Demant, Lyncur, Achat, Amethyst, Türkis, Onyx, Jaspis (2. Mose 28, 17–20.). Auf diesen Steinen des Schild-



Der Priester.

leins waren die Namen der zwölf Stämme Israels eingegraben, auf jedem Stein ein Name (2. Mose 28, 21.). Die heilige Schrift sagt: „Also soll Aaron die Namen der Kinder Israel tragen in dem Amtschildlein auf seinem Herzen, wenn er in das Heilige gehet; zum Gedächtniß vor dem Herrn allezeit“ (2. Mose 28, 29.). Jehovah scheint also seinen vorbild-

lichen Hohenpriester gelehrt zu haben, daß er sein Volk Israel im Herzen trage und ihre Sache vor ihm vertreten müsse. Deutet dieses nicht auf rührende Weise das Verhältniß Christi zu seinem Volke an? Sinter dem Amtschildlein scheint eine Art Täschchen gewesen zu sein, in welcher Mose geboten wurde, das Urim und Thummim (2. Mose 28, 30.; 3. Mose 8, 8.) zu verwahren. Was hierunter eigentlich zu verstehen, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben. Die Gelehrten sagen, Urim heißt Licht und Thummim Recht. Etwas Genaueres wird wohl niemals darüber bekannt werden.

Mit einer gelben Schnur war an den Hut ein goldenes Stirnblatt geheftet, worauf die Worte geschrieben waren: „Die Heiligkeit des Herrn“ (2. Mose 28, 36. 37.).

Aaron und seine Nachkommen waren unter den Leviten von Jehovah allein auserlesen, das Priesteramt zu verwalten (2. Mose 40, 12–15.; 3. Mose 8, 6–9.). Wer sonst sich dieses Amt annahm, war des Todes schuldig (4. Mose 3, 10–38; vergleiche damit

16, 1–35.; 2. Chron. 26, 16–21.).

Der Hohenpriester war Führer des Gottesdienstes in der Stiftshütte. Seine erste Pflicht war, den Zorn Gottes zu versöhnen, welchen sich das israelitische Volk fortwährend durch Unglauben und Ungehorsam zuzog und dem büßenden Volk durch Opfern des Versöhnungsblutes von den Sündopfern, die zu diesem Zwecke vor dem Altar im Vorhofe der Stiftshütte ge-



Brustschild.

schlachtet wurden, die Vergebung und erneuerte Gnade seines Gottes zu verschaffen (4. Mose 18, 1.; Ebr. 5, 1–4.). Bei diesem Werke wurde er durch die Unterpriester unterstützt. Ein anderer Theil seiner Pflichten war, darüber zu wachen, daß das Volk gründlich in den göttlichen Geboten unterwiesen wurde (3. Mose 10, 11.; Nehem. 8, 1–6.; Mal. 2, 7.). Hierin unterstützten ihn die Unterpriester (3. Mose 10, 8–11.) und die Leviten überhaupt (5. Mose 33, 8–10.; Neh. 8, 7. 8.), die sämtlich unter seinem Befehl standen (4. Mose 3, 5–7. 9.).

2. Propheten.—Dieses waren „Seher“, weise Männer, inspirirt vom Geiste Gottes, empfangen spezielle Aufträge vom Herrn, sagten zukünftige Dinge voraus, belehrten dabei aber auch das Volk über den Willen Gottes und die Sache seines Reiches überhaupt. Siehe 1. Sam. 9, 9.; 2. Kön. 4, 1–7.; Cap. 6, 1–7.; Neh. 8, 8.; Jos. 12, 11.; 1. Cor. 12, 10.; 2. Petr. 1, 21.; Jac. 5, 10.; Ebr. 1, 1.; Cap. 11, 32. Im Neuen Bund wird gewöhnliches Prebigen auch „propheteien“ genannt.



3. Apostel. — Sind (nächst Christo) die eigentlichen Gründer der christlichen Kirche, und waren Augenzeugen von den Thaten des Herrn und Zeugen seiner Auferstehung.

4. Beamten (und Aemter) in der christlichen Kirche. — Unter der neuen Haushaltung sind Alle, die in Christo Jesu sind (2. Cor. 5, 17.), „Könige und Priester.“ 2. Mose 19, 6.; Offb. 5, 10. „Ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum“ (1. Pet. 2, 9.). Alle sind gleich gehalten, gleich berechtigt vor Gott, allein in der Ausheilung der Gaben u. hat der heilige Geist verschiedene Dienste und Amtsstellungen verschiedenen Gliedern der Kirche anvertraut. Hierüber lese man mit Bedacht folgende Stellen: Röm. 12, 4–8.; 1. Cor. 12, 4–31.; Eph. 4, 11–15. „Der Größte unter euch, soll euer Diener sein.“

### Ueberblick des S. Schulwerks auf Pittsburg District, Erie Konferenz.

Im Vergleich mit der großen S. Schul Armee, welche in den Ver. Staaten etwa 7½ Millionen zählt und die der sämtlichen christlichen Welt, welche auf etwa 14,184,880 geschätzt wird, sind wir fast nur „wie ein Tropfen, der im Eimer bleibt“; aber dennoch ein Theil des großen Ganzen und auch wir haben unsern Theil zu lösen an der großen herrlichen Aufgabe, und auch durch uns will der Herr sich ein Lob zubereiten zum Preise seines großen Namens.

Frägt man nun: Was wir denn eigentlich wollen und was der Zweck und welches das Ziel unseres Bestrebens sei? so antworten wir: „Es ist nicht eitler Ruhm und Ehre, auch nicht irdische und vergängliche Schätze, die wir suchen“, sondern „wir wollen unsterbliche Seelen retten; vermitteln Verbreitung von biblischer Erkenntnis unter Jung und Alt, die Menschen zu Jesus, dem Erlöser der Welt zu führen, daß sie durch seine Gnade zu einem christlichen und nützlichen Leben herangebildet und zu dem Genuß und den Freuden des ewigen Lebens tüchtig gemacht werden mögen. Gibt es wohl eine höhere Aufgabe, ein schöneres Ziel, eine lohnendere Arbeit als die, deren der treue S. S. Arbeiter sich gewidmet hat?“ Die Welt zu reformiren und die Menschen unter ein Oberhaupt, unter die Regierung des Friedensfürsten zu bringen, daß sie unter sein holdes Gnadenzepter sich beugen mögen und auf diese Weise am großen Bau des Reiches Gottes mitzuarbeiten, heißt aber nichts anders als dem Reich der Finsterniß den Krieg zu erklären und sich in den Kampf gegen Irrthum, Lüge, Unwissenheit und Ungerechtigkeit aller Art zu begeben.

Daß dieser große Kampf nicht mit Kanonen und Bajonetten, auch nicht mit den fleischlichen Waffen von bloß weltlichem Wissen und kluger Berechnung ausgeführt werden kann, lehrt uns die heil. Schrift klar und deutlich wenn der Apostel uns sagt, 2. Cor. 10, 4.: „Denn die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott zu zerstören die Befestigungen.“ Dieser Kampf und diese Arbeit erscheint uns um so viel wichtiger und bedeutungsvoller, wenn wir das Feld näher ins Auge fassen, das unserer speziellen Wirksamkeit und christlichen Thätigkeit angewiesen ist. Es besteht dieses nicht nur aus den verschiedenen S. Schulen des Districts überhaupt, sondern es sind im engeren Sinne die jugendlichen Herzen und Gemüther der S. Schüler, welche unter unserer geistlichen Pflege stehen. Es sind unsterbliche Seelen, die dem Heiland theuer geworden sind, und die er mit seinem eigenen

Blute erkaufte hat; welche erschaffen und bestimmt sind für eine selige Ewigkeit, und die entweder in ewiger Freude und Herrlichkeit im Himmel einst prangen werden, wenn wir unsere Pflicht an ihnen thun, oder aber verloren gehen, wenn wir dieselbe an ihnen versäumen. Es sind Herzen, welche die angeborene Verderbniß menschlicher Natur an sich tragen, die aber durch die Gnade Gottes erneuert, zu einem fruchtbaren Ackerfeld, ja zu einem lieblichen Garten Gottes umgewandelt werden können. Und besonders ist es die liebe Jugendzeit, in welcher das Gewissen noch zart und das Herz noch empfänglicher ist fürs Gute, weil die Sorgen und Mühen dieses Lebens, die bei älteren Personen so manchen guten Keim ersticken, ihr noch fremd sind. Aus diesem Grunde nebst anderen, die angegeben werden könnten, kann die S. Schule mit Recht als der versprechendste Theil des Weinbergs der Kirche Christi betrachtet werden. Das weiß der Teufel auch recht wohl und sucht daher der l. Jugend überall Netze und Stricke zu legen, um sie zu fangen und ins Verderben zu stürzen. O! wie sollten auch wir uns mit allem Ernst bemühen, diesem vielversprechenden Arbeitsfeld alle nöthige Aufmerksamkeit zu schenken, damit die Jugend gerettet werde. Welches sind nun die Mittel, die uns an die Hand gegeben sind, diesen herrlichen Zweck zu erreichen? In erster Linie möchten wir das theure Wort Gottes als das Hauptmittel bezeichnen, welches, wenn es von gläubigen mit der Liebe Christi erfüllten Lehrern in die Herzen gepflanzt wird, ein Same der Wiedergeburt ist. Daher lasse nach des Apostels Ermahnung das Wort Christi (auch in der S. Schule), unter euch reichlich wohnen. Dasselbe ist der sichere Wegweiser zum wahren Glück und Frieden und die Waffe, mit welcher der Feind jedesmal in die Flucht geschlagen werden kann.

Um aber die heil. Schrift recht zu verstehen und dem Lehrer und Schüler seine Arbeit zu erleichtern, hat unsere Kirche durch die Herausgabe einer Anzahl vortrefflicher Hilfsmittel beides in englischer und in deutscher Sprache getragen. In letzterer nennen wir z. B. die S. S. Lectiionsblätter, Eb. Magazin, Kinderfreund, Lämmertweide, Wandtafel sowie auch der Ehr. Botschafter bietet des Guten so viel, nebst einer schönen Anzahl trefflicher S. S. Bücher, welche in unserem Verlag zu Cleveland billig zu haben sind, und es sollten diese guten Schriften und Bücher ohne Verzug eingeführt werden, wo es bisher noch nicht geschehen ist. Hiermit ist nun schon hingewiesen auf die Nothwendigkeit einer gut gewählten Bibliothek und Nützlichkeit der Wandtafel, welche leider in so manchen Schulen noch eine fremde Sache ist. Ein guter Gesang ist ebenfalls sehr geeignet, um die S. Schule anziehend und nützlich zu machen, und es ist als ein erfreuliches Zeichen des Fortschritts zu betrachten, daß derselbe im Allgemeinen besser gepflegt wird, als es früher der Fall war, wenn gleich noch manches in dieser Beziehung zu wünschen übrig bleibt. Das Geld spielt auch hier eine wichtige Rolle, indem es zur Beschaffung oben angegebener Hilfsmittel unumgänglich nothwendig ist und \$1 des Jahres im Durchschnitt auf einen Schüler auf diese Weise verwandt, wäre gewiß keine Verschwendung, sondern ein gut angelegtes Kapital. Auch muß hier der Lehrer Versammlungen und jährl. S. S. Conventiionen Erwähnung gethan werden, weil dieselben als kräftige Hilfsmittel schon sehr viel dazu beigetragen haben, die Sache der S. Schule unter uns in Aufschwung zu bringen. Aber dennoch werden alle diese angeführten Einrichtungen sich als nutz- und fruchtlos erweisen, wenn dieselben nicht mit viel Gebet und im Glauben

an den Herrn Jesum Christum gebraucht werden. Lasset uns daher oft und viel und gläubig zum Herrn sehen, daß der Geist des Herrn mächtiglich in die Maschinerie unseres S. S. Werks hineinwehe und alles in eine Gott wohlgefällige Bewegung setze zum Heil und zur Rettung vieler Menschen.

Begegnen uns aber in dieser Arbeit der Liebe nicht auch mancherlei Hindernisse und Widerstände? Ja allerdings! Das S. S. Werk macht in dieser Beziehung keine Ausnahme vom allgemeinen Gang des Reiches Gottes in dieser Welt. Noch je und allezeit hat sich dasselbe durch viele Schwierigkeiten und Hindernisse hindurch arbeiten müssen und nur durch Kampf und Streit sich zum Sieg emporgeschwungen; und wir dürfen es uns daher nicht fremden lassen, wenn wir in der Betreibung des S. S. Werks ähnliche Erfahrungen zu machen haben. Ist ja doch die natürliche Verdorbenheit des menschlichen Herzens an sich selbst schon eine Ursache, warum der Acker des menschlichen Herzens so unfruchtbar ist und nur Dornen und Disteln trägt. Eine Folge davon ist auch einerseits die große Gleichgültigkeit und der Mangel an Liebe und Interesse für dieses gute Werk und auf der andern Seite die unlauteeren Absichten und unreinen Beweggründe von denen manche in ihrem Thun und Treiben sich leiten lassen. Auch die Zähigkeit und Hartnäckigkeit, mit welcher Manche am Alten festhalten, nur weil es alt ist und sich allem Neuen widersetzen, nur weil es eben neu ist, oder weil die Sache von Jemand sonst als ihnen selbst befürwortet wird, ist ein Hinderniß für die S. Schule. Auch stößt man hie und da in einzelnen Fällen auf Widerstand, wenn es sich darum handelt, Delegaten an die S. S. Convention zu senden. Es verräth dieses bei solchen Schulen, wo es vorkommt, nicht nur einen Geist der Gleichgültigkeit, sondern sogar der Unlohalität gegen die Kirche ihrer Wahl. Nicht selten findet man einen Mangel an Kenntniß und Liebe zur deutschen Muttersprache, in Folge dessen schon viele Kinder unserer Glieder

für unsere S. Schule und Kirche verloren gegangen sind. Das Veräumniß, „Lehrerversammlungen zu halten“ und sich gehörig für den Unterricht vorzubereiten, ist gewiß ein Uebelstand, der nur zum Nachtheil der Schule gereichen kann. An manchen Orten wird über Mangel an tüchtigen Lehrern Klage geführt, sowie auch über Unregelmäßigkeit im Beisohnen der S. Schule, welches dem treuen Superintendenten viele Schwierigkeiten bereitet. Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit der Schüler und die Schwierigkeit durch den Unterricht einen bleibenden Eindruck auf deren Herzen zu machen, ist ein anderes Hinderniß. Auch ist bei manchen Lehrern zu viel Schüchternheit, zu den Schülern über ihren Seelenzustand zu sprechen, und dann machen sich auch manche Eltern des Veräumnisses schuldig, ihren Kindern in der Erlernung ihrer Vocation behülflich zu sein. Doch so viele auch dieser Hindernisse sein mögen, dieselben sind nicht unüberwindbar und können mit der Hilfe Gottes durch Fleiß und Ausdauer, durch Anhalten im Glauben und Gebet mit der Zeit überwunden werden. Denn es gilt auch hier das Wort unseres Heilandes Matth. 17, 20.: „Wahrlich so ihr Glauben habt als ein Senftorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein.“

Der herrliche Erfolg, mit dem der Herr bisher das S. S. Werk in unseren Grenzen gesegnet hat, besonders in der Befehrung einer schönen Anzahl jugendlicher Seelen, welche durch den Einfluß der S. Schule dem Herrn zugeführt worden sind, die vielen treuen und ernstlichen Arbeiter, die der Herr in seinen Weinberg berufen hat, das große und weit ausgedehnte zur lohnenden Arbeit einladende Feld und vor allem die großen und herrlichen Verheißungen des guten Hirten und Bischofs der Seelen, der zugesagt hat: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“, berechtigen uns zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

C. F. Negele.

## Sonntagschul-Lectiōnen.

Viertes Quartal.

### Freigebigkeit.

#### 1. Lectiō: 2. Mose 35, 25–35. — Sonntag den 2. October 1881.

25. Und welche verständige Weiber waren, die wirkten mit ihren Händen, und brachten ihre Werke von gelber Seide, scharlakaten, rosinroth, und weißer Seide.

26. Und welche Weiber solche Arbeit konnten, und willig dazu waren, die wirkten Ziegenhaare.

27. Die Fürsten aber brachten Onych, und eingefasste Steine, zum Leibrock und zum Schildein.

28. Und Specerei, und Oel zu Lichtern, und zur Salbe, und zu gutem Räucherwerk.

29. Also brachten die Kinder Israels williglich, beide, Mann und Weib, zu allerlei Werk, das der Herr geboten hatte durch Mose, daß man's machen sollte.

30. Und Mose sprach zu den Kindern Israels: Sehet, der

**Haupttext:** Einen frühlichen Geber hat Gott lieb.—2. Cor. 9, 7.

**Einleitung.**—Nachdem Moses durch seine Fürbitte das Volk mit Gott versöhnt hatte, und der Bund erneuert war, welchen Israel durch die Abgötterei mit dem goldenen Kalbe gebrochen hatte, wurde der aufgeschobene Bau der Stifshütte wieder in Angriff genommen. Moses versammelte zu diesem Zweck das ganze Israel und forderte dasselbe auf zum freiwilligen Geben

Herr hat mit Namen berufen den Bejaleel, den Sohn Uri, des Sohnes Hur, vom Stamm Juda;

31. Und hat ihn erfüllt mit dem Geist Gottes, daß er weise, verständig, geschickt sei zu allerlei Werk;

32. Künstlich zu arbeiten am Golde, Silber und Erz;

33. Edelstein schneiden und einsetzen, Holz zimmern, zu machen allerlei künstliche Arbeit.

34. Und hat ihm sein Herz unterwiesen, sammt Ahaliab, dem Sohne Ahisamachs, vom Stamm Dan.

35. Er hat ihr Herz mit Weisheit erfüllt, zu machen allerlei Werk, zu schneiden, wirken, und zu sticken, mit gelber Seide, scharlakaten, rosinroth, und weißer Seide, und mit Weben; daß sie machen allerlei Werk, und künstliche Arbeit erfänden.

und Arbeiten für die Erbauung der Stifshütte und deren Zubehör. Dieser Forderung willfahrte nun das Volk in unserer Lectiō.

**Erklärung.**—I. Die Gabe der Weiber.—Vers 25. 26. Die gesellschaftlichen Zustände unter Israel waren so gestaltet, daß die Frau viel mehr Freiheit hatte und höher geachtet war, als



dieses gewöhnlich im Morgenlande der Fall war. Sie wurde nicht eingeschlossen in ihrem Hause, oder eifersüchtig bewacht, sondern sie konnte frei verkehren unter ihrem Volke; sie konnte Werke der Barmherzigkeit und des Wohlthuns verrichten; sie konnte sich bilden und nützlich machen; sie tritt uns, kurz gesagt, als Mutter, nicht als Herr, in der Familie entgegen. Spr. 31, 10-31. In unserer Predication wird die Arbeit, welche die Weiber zur Ehre Gottes verrichteten, ebensowohl erwähnt als die der Fürsten und Baumeister. Das Gleiche finden wir auch im Neuen Testament. Von der Salbung Christi durch Maria wird noch heute gepredigt, sowie auch von der Arbeit der Weiber in Römer 16, 12, und Phil. 4, 3. Die verständigen Weiber, alle, welche die feine Arbeit für die Stiftshütte verstanden und willig dazu waren, wirkten mit ihren Händen. Sie spannen, webten und stückten die köstlichen Teppiche, Vorhänge und Priesterkleider, die zur Stiftshütte gehörten. Diese Gegenstände wurden bereitet aus dem feinen Byssus der Egypter, welcher vielfach „Seide“ übersetzt ist. Die erste Farbe derselben war „gelb.“ Diese Farbe, meinen die besten Bibelausleger, sei nicht unser Gelb gewesen, sondern die tiefblaue Farbe des Himmels. So gibt es auch die englische Uebersetzung. Sie wurde bereitet von Schellfischen aus dem mittelländischen Meere, an der Küste Phöniziens. Die zweite Farbe war „scharlaken.“ Dieses war die sogenannte Purpurfarbe, welche aus dem rothen Saft der Purpurnegeln zubereitet wurde und sehr kostbar war. Die dritte Farbe war „rosinroth,“ hellroth, welche, wie es scheint, aus dem Blut eines im Morgenlande lebenden Wurmes gewonnen ward. Diese drei Farben, nebst der schneeweißen Leinwand, waren die Farben, welche Jehova für sein Heiligthum erwählte. Nebst diesen Gegenständen bereiteten sie auch Sachen aus Ziegenhaar, woraus sie besonders feine Zeltüberhänge machten.

II. Die Gaben der Obersten. — Vers 27-29. Es wird zuerst erwähnt, daß die Fürsten Onyxrsteine brachten. Unter diesem Onyx haben wir einen köstlichen Gestein zu verstehen, in welchem verschiedene gestreifte Farben, weiß, schwarz und dunkelbraun mit einander abwechseln. Auf diese Onyxrsteine wurden die Namen der zwölf Stämme der Kinder Israel gegraben; hierauf faßte man sie in Gold und heftete sie am Schulterfalte des Hohenpriesters an. (Siehe 2. Mose 28, 9-12; 39, 6.) Die andern Steine wurden zum Brustschild Aarons gebraucht. Dasselbe war der köstlichste und herrlichste Theil von den Kleidern des Hohenpriesters. Es bestand aus zwölf Edelsteinen, die in vier Reihen von Oben bis unten neben einander in Gold eingefast wurden, und so eine Art Tasche bildeten. Jeder dieser Steine hatte auf einer Außenseite einen der Namen der zwölf Geschlechter Israels eingraviert. Dieses Brustschild mußte Aaron auf seiner Brust tragen, wenn er zum Heiligthum einging. Alle Stämme Israels wurden somit auf den Schultern und auf dem Herzen des Hohenpriesters stets vor Gott gebracht, wenn derselbe ins Heilige ging. Ein herrliches Vorbild von Christo, welcher die Kinder Gottes beständig vor dem Vater vertritt. 1. Joh. 2, 1; Ebr. 7, 25. Weiter brachten die Fürsten Spezeret (wohlriechende Kräuter und Gewürze), und Öl zu Lichtern und zur Salbe, und zu gutem Räucherwerk. Alles dieses gebrauchten die Priester im Tempel bei ihren Opfern u. s. w. Alle diese Gaben brachten die Kinder Israel willig. Kein Zwang herrschte bei diesem Geben. Gott hatte zwar geboten, was Moses machen lassen sollte; allein die Mittel und Materialien hierzu zu bringen, war der Freigebigkeit des Volkes überlassen. Dieses lehrt uns, daß unsere Gaben aus dem Motiv der reinen Liebe und Gottgeweihtheit fließen sollen.

III. Berufung der Baumeister und Künstler. — Vers 30-35. Die Kinder Israels hatten nicht nur viel Gold und Silber mit aus Egypten gebracht, sondern es waren auch von ihren Männern gut unterrichtet worden in den verschiedenen Künsten. Dennoch aber berief der Herr seine Männer, die er sich zur Erbauung der Stiftshütte ausersuchen hatte. Als erster Baumeister wird uns hier Bezaleel genannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Bezaleel der Enkel von dem Hur, welcher im Kampfe wider Amalek die Hände Moses empor hielt. 2. Mose 17, 10. Gott der Herr berief ihn aber nicht nur, sondern er erfüllte ihn auch mit seinem Geiste, damit er seinem wichti-

gen Beruf vorstehen könne. Hier sehen wir also, daß Gott seine Knechte selbst beruft; und Allen, welchen er ein Amt gibt, denen gibt er auch Verstand und Geschick. Es war bei dieser Arbeit sehr wohl aufzupassen, denn es mußte alles nach dem Bilde gemacht werden, welches Gott Mose auf dem Berge gezeigt hatte. An der Erbauung der Stiftshütte theilte sich also das ganze Volk Israel. Ebenso hat auch in der christlichen Kirche ein Jeder seine Arbeit. Keiner braucht unthätig zu sein. Wir sollen arbeiten mit unseren Händen, arbeiten mit dem Verstand und geben von unsern Gütern und Schätzen.

**Lehre.** — 1. Alle sind verpflichtet zur Ehre Gottes zu geben; die Weiber sowohl als die Männer, das Volk sowohl als die Obersten, die Arbeiter, wie auch die Reichen. Jeder gebe aber nach seinem Vermögen und willig. — 2. All unser Geben und Arbeiten zur Ehre Gottes muß von Herzen kommen. Die Liebe zu Gott und unseren Mitmenschen müssen die Motive davon sein. — 3. Alle unsere Gaben, Talente und Güter sind Segnungen von Gott und sollen daher auch Gott geweiht sein.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer zeige den Kindern: 1. Den edlen Zweck, wofür die Kinder Israels zu geben hatten. Ihre Gaben flossen für die Erbauung der Stiftshütte und deren Zubehör. Hierauf schildere er ihnen dann, daß die Stiftshütte ein Vorbild von der christlichen Kirche war, und daher sollen auch wir für deren Aufbau geben und arbeiten. Zum 2. suche er dann den Kindern einzuprägen, daß das ganze Volk Israel zu diesem Zweck gab, und daß dieses daher von uns auch verlangt werde. Zum 3. aber schildere er ihnen die Willigkeit der Kinder Israels zum Geben. Desgleichen fordert Gott aber auch von uns.

**Illustrationen.** — 1. Familiengabe. Ein Missionar redete einmal eine Versammlung im Interesse des Werkes Gottes an. Während seiner Rede kam ein armer lahmer Neger zur Kanzel, legte drei Packete auf dieselbe und sprach: „Das eine Paket ist für mich, das andere ist für mein Weib und das dritte ist für mein Kind.“ Der Missionar nahm das Geld (\$13) und fragte ihn, ob er nicht zu viel gebe. Der Neger antwortete: „Gottes Werk muß gethan werden, und wir können bald sterben.“ — 2. Es kostet etwas Gott zu dienen; aber es kostet mehr dem Satan zu dienen. Ein kleiner Theil von dem, was die Sünde, der Hochmuth, die Unmäßigkeit und der Tabak verschlingen, würde alle Kirchen und Schulen unseres Landes erhalten.



**Wandtafelklärung.** — Wir stellen hier die Freigebigkeit des Volkes Israel bei der Errichtung der Stiftshütte durch drei offene Hände dar. Jede der Hände bringt nach ihrer Art, nachdem sie hat: Die eine Geld, die andere Edelstein und die dritte (mit dem Hammer) Arbeitskräfte, Kunstsinne u. s. w. Alles dieses war zum Aufbau der Stiftshütte unumgänglich notwendig. Und in dieser Vereingung lag des Volkes Kraft, sein Erfolg bis zum Ueberfluß. Zum Aufbau des Reiches Gottes in Kirche und Schule sind ebenfalls Gaben, Geld und Arbeitskräfte aller Art vornehmlich, und unser Grundsatz sollte sein: Alles dem Herrn! — wir selbst, die Unsern und das Unsrige. Das ist die rechte Freigebigkeit, die Gott gefällt.



## Die Stiftshütte.

### 2. Lektion: 2. Mose 40, 1-16.—Sonntag den 9. October 1881.

1. Und der Herr redete mit Mose, und sprach:
2. Du sollst die Wohnung der Hütte des Stifts aufrichten am ersten Tage des ersten Monats.
3. Und sollst darein legen die Lade des Zeugnisses, und vor die Lade den Vorhang hängen.
4. Und sollst den Tisch darbringen, und ihn zubereiten, und den Leuchter darstellen, und die Lampen darauf setzen.
5. Und sollst den goldenen Räuchaltar setzen vor die Lade des Zeugnisses, und das Tuch in der Thür der Wohnung aufhängen.
6. Den Brandopferaltar aber sollst du setzen heraus vor die Thür der Wohnung der Hütte des Stifts;
7. Und das Handfaß zwischen die Hütte des Stifts und den Altar, und Wasser darein thun;
8. Und den Vorhof stellen umher, und das Tuch in der Thür des Vorhofs aufhängen.
9. Und sollst die Salbe nehmen, und die Wohnung, und

**Haupttext:** Da bedeckte eine Wolke die Hütte des Stifts, und die Herrlichkeit des Herrn erfüllte die Wohnung.  
2. Mose 40, 34.

**Einleitung.**—Die Arbeiten an der Stiftshütte dauerten durch den Herbst und Winter des Jahres 1491 vor Christo. Am Anfang des Jahres 1490, Ende März oder Anfangs April wurde dann dieselbe zuerst aufgerichtet, und zwar am Berge Sinai.

**Erklärung.**—Wir wollen nun dem Leser in dieser Lektion eine Beschreibung geben 1. Von der Hütte selbst, 2. Von den Geräthen der Hütte und 3. Von den Priestern der Hütte.

I. Die Hütte.—Vers 2. Die eigentliche Hütte bestand aus zwei Theilen, dem Heiligen und Allerheiligsten. Dieselbe aber war von einem Vorhof umgeben, welcher 100 Ellen lang und 50 Ellen breit war. (Die ebräische Elle wird gewöhnlich zu 1½ Fuß gerechnet.) Die äußere Einfassung des Vorhofs bestand aus einem Vorhang von gewirnter, weißer Seide, welcher an 60 hölzernen, 5 Ellen hohen Säulen mit versilberten Knäufen und ehernen Füßen befestigt war (2. Mose 27, 10. 11.; 38, 17.). Die Langseiten des Vorhofs waren wie die der Stiftshütte gegen Mittag und Mitternacht gerichtet, und die Breitseiten gegen Abend und Morgen. In der Mitte der östlichen Seite befand sich der Eingang. Derselbe war 20 Ellen breit und mit einem vierfachigen Vorhang verhängen. Nach einer angestellten Berechnung hatten ungefähr 4500 Menschen Raum in diesem Vorhof; sollten sich jedoch Priester und Leviten bei den Opfern frei bewegen können, so hätten nur 3000 Personen Platz. In diesem Hofraum stand die eigentliche Stiftshütte. Der Breite nach gerechnet befand sie sich gerade in der Mitte; der Länge nach gerechnet aber stand sie mehr nach hinten, nach Westen zu, so daß vor derselben ein freier Raum war von 50 Ellen ins Gevierte. Der innere Raum der Stiftshütte war 30 Ellen lang, 10 Ellen breit und 10 Ellen hoch. Davon fielen 20 Ellen Länge auf das Heilige und 10 Ellen auf das Allerheiligste. Den Eingang zum Heiligen bedeckte ein großer Vorhang, welcher von 5 vergoldeten hölzernen Säulen herabhing. Dieser Vorhang war von weißem Byssus, mit Blau, Purpur und Karmesin durchwirrt, aber ohne Cherubimgestalten. Das Allerheiligste war vom Heiligen gleichfalls durch einen Vorhang getrennt, welcher mit teils goldener Häfen an 4 vergoldeten Säulen mit silbernen Füßen aufgehängt war. „Dieser Vorhang war aus Feinwand blau, rosinvioth und scharlach gestickt. Goldene Cherubim waren darauf gestickt (2. Mose 26, 31. 32.).“ Die Stiftshütte, oder Wohnung des Herrn wurde gerade in der Mitte des Lagers Israels aufgeschlagen (4. Mose 2.), wie dies im Morgenlande mit der Hütte des Führers eines Volkes immer der Fall war. Ueber dieser Stiftshütte hing beständig eine Wolke, welche bei Tage dunkel und bei der Nacht feurig war (2. Mose 40, 38.) und stets das Signal gab zur Wanderung und zum Anhalten. (4. Mose 9, 15-23.). Nach der Einnahme des Landes Canaan wurde sie in Silo aufgerichtet. Hier blieb sie bis die Philister die Bundeslade raubten, von wo aus die Herrlichkeit derselben verschwand. (Siehe Josua 18, 1.; 1. Sam. 4, 22.) Zur Zeit Salomos kam dann der Tempel an Stelle der Bundeslade.

Alles, was darinnen ist, salben; und sollst sie weihen mit alle ihrem Gerüche, daß sie heilig sei.

10. Und sollst den Brandopferaltar salben mit alle seinem Gerüche, und weihen, daß er allerheiligst sei.

11. Sollst auch das Handfaß und seinen Fuß salben und weihen.

12. Und sollst Aaron und seine Söhne vor die Thür der Hütte des Stifts führen, und mit Wasser waschen;

13. Und Aaron die heiligen Kleider anziehen, und salben, und weihen, daß er mein Priester sei;

14. Und seine Söhne auch herzuführen, und ihnen die engen Röcke anziehen;

15. Und sie salben, wie du ihren Vater gesalbet hast, daß sie meine Priester seien. Und diese Salbung sollen sie haben zum ewigen Priesterthum, bei ihren Nachkommen.

16. Und Mose that Alles, wie ihm der Herr geboten hatte.

II. Die Geräthe der Stiftshütte.—Vers 3-11. Die drei beschriebenen Räume der Stiftshütte hatten jeder seine besonderen Geräthschaften. Ins Allerheiligste wurde die Lade des Zeugnisses oder Bundeslade gebracht. Diese Lade war 2½ Ellen lang, 1½ breit und eben so hoch; sie wurde von Akazienholz gemacht und von innen und außen mit Gold überzogen. In dieser Lade waren die zwei steinernen Tafeln, auf welche Gott die zehn Gebote geschrieben hatte, aufbewahrt. Diese Lade war mit einem kostbaren Deckel aus edeligem Golde versehen, gewöhnlich „Gnadenstuhl“ genannt. Auf den beiden Enden dieses Gnadenstuhls befanden sich zwei Cherubim, deren Angesichter auf den Gnadenstuhl gerichtet waren, und deren Flügel sich gegenseitig berührten. Dies war der Gnadenstuhl Jehobahs; hier erschien er in seiner Herrlichkeit am großen Versöhnungstage; hier spendete er seinem Volke Gnade und Vergebung, wenn der Hohepriester mit dem Blute erschien. Sodann wurde ein Tisch in die Wohnung gebracht. Dieser kam ins Heilige an der nördlichen Wand derselben. Er war von Akazienholz und mit Gold überzogen, war 1½ Ellen hoch und hatte eine Platte von 2 Ellen Länge und 1 Elle breite, die von einem goldenen Kranze eingefasst war. Auf diesem Tische lagen die Schaubrode (2. Mose 25, 23-30.). Dem Schaubrotstisch gegenüber an der Südseite wurde ein goldener Leuchter gestellt. Er war siebenarmig und mit Verzierungen reichlich versehen. „Diese Verzierungen waren dreifach: ein ovaler Knauf, auf diesem ein Blumenfeld und dann eine aus dem letzten hervorbredende Blüthe.“ Der Werth desselben wird auf \$30,000 geschätzt. Nach 2. Mose 30, 7. 8., scheinen die Lampen blos von Abends bis Morgens gebrannt zu haben. Des Morgens wurden sie zubereitet und des Abends angezündet. Vers 6. Dieser Brandopferaltar war dazu da, daß der Hohenpriester auf demselben täglich opfere und das Volk versöhne. Vers 6. Dieses eherner Handfaß enthielt Wasser, womit sich die Priester Hände und Füße waschen mußten, ehe sie ins Heilige traten (2. Mose 29, 38-42.). Vers 9-11. Die Wohnung mit allem Zubehör wurde hierauf dann mit Salbe gesalbt. Dieses war das Zeichen, daß die ganze Stiftshütte zum Dienste Gottes geweiht sei.

11. Die Weihung der Priester.—Vers 12-16. Obgleich Gott der Herr schon den Aaron zuvor zum Priesterthum berufen hatte, so ließ er ihn noch zum öffentlichen Zeugniß und Siegel seines Priesteramtes feierlich dazu einweihen. Gerade so ist auch unser großer Hohenpriester gesalbt worden mit dem heiligen Geist. Gerade so soll auch heute jeder Christ in geistlicher Weise von Gott gesalbt und gereinigt werden.

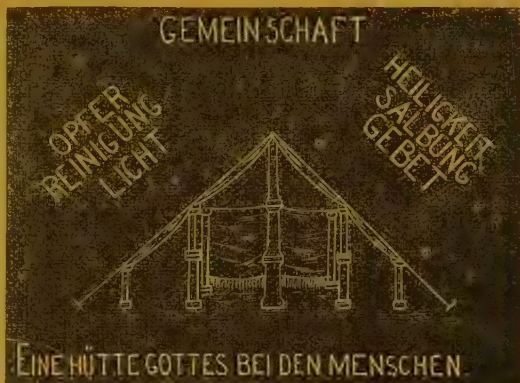
**Lehrgedanken.**—1. Die Aufrichtung der Wohnung des Herrn lehrt uns, daß Israel zur Lebensgemeinschaft mit Gott berufen war. Dieses ist aber noch viel mehr der Fall mit dem Volke Gottes im Neuen Bunde.—2. Es gibt einen Wachsthum in der Heiligung. Es geht vom Lager in den Vorhof, vom Vorhof ins Heilige und vom Heiligen ins Allerheiligste. Gott sei Dank, daß Christus uns den Weg hierzu gebahnet hat durch sein versöhnendes Blut.—3. Sind wir einmal aus



dem Lager der Sünde gegangen, so treffen wir das Wasser und Blut der Reinigung, das Licht Jesu Christi, die Salbung des hl. Geistes, das Brod des Lebens und die Gegenwart Gottes mit seinem heiligen Geſetz der Liebe.

**Anweisung für Lehrer.**—In dieser Section findet der Lehrer eine gute Anleitung seinen Schülern den Weg des Heils klar und deutlich zu machen. Wir finden in derselben 1. Die Wohnung Gottes. Das Allerheiligste bildete nach Ebr. 9, 24. den Himmel vor, wo Gottes Thron ist, wo er über den Cherubim in seiner Herrlichkeit wohnt. Zum 2. treffen wir, ehe wir dieser Wohnung Gottes nahen können, den Brandopferaltar und das Reinigungswasser. Dieses zeigt uns, daß wir, ehe wir mit Gott in Gemeinschaft treten können, durchs Blut Christi versöhnt, gereinigt und wiedergeboren sein müssen. 3. Das Heilige bildet die wahre Kirche Christi auf Erden ab. In ihr finden wir das Licht unseres Gottes, Christum das Brod des Lebens, die Salbung des hl. Geistes und neue Kleider.

**Illustrationen.**—Gnadenstuhl.—Die Stücke, in welchem Christus mit dem Gnadenstuhl verglichen werden kann sind folgende: 1. Wie Gott den Gnadenstuhl selbst verordnet und auf die Lade des Bundes hat stellen lassen; also hat Gott auch Christum dazu bestimmt und bestellt, daß er das Gegenbild jenes Gnadenstuhles sein sollte. 2. Dieser Deckel war von dem reinsten Golde, und ward auf die hölzerne Lade gelegt, dadurch angezeigt wurde, daß Christus Gottheit und Menschheit in sich vereinigte und daher tüchtig war, uns mit Gott zu versöhnen. 3. Dieser Deckel bedeckte das Geſetz, so hat Christus mit seinem Verdienst unsere Sünden bedeckt. 4. Ueber diesem Deckel offenbarte Gott seine Herrlichkeit und antwortete dem Volk; so dürfen wir auch durch Christum zu Gott nahen. Was wir bitten in seinem Namen, soll uns werden.



**Wandtafelserklärung.**—Hier geben wir eine Abbildung der Stifthsütte, welche ein treffliches Vorbild der christlichen Kirche ist. Als beweglicher Tempel konnte besagte Hütte irgendwo aufgeschlagen werden, sowie die christliche Kirche für jeden Ort geeignet ist. Nur durch passende Opfer hatte man in jener Zugang, und so kann man auch nur durch Christi gütiges Opfer zur Gemeinschaft Gottes und der Kirche gelangen. In ihr finden wir alles Nöthige: Opfer, Reinigung, Licht, Heiligkeit, Salbung — überhaupt die rechte Verehrung Gottes in und durch Christum. Die Kirche ist die Wohnung Gottes unter den Menschen. Dasselbe kann man von einer guten Sonntagsschule sagen.

## Das Brandopfer.

### 3. Section: 3. Mose 1, 1–14.—Sonntag den 16. October 1881.

1. Und der Herr rief Mose, und redete mit ihm von der Hütte des Stifts, und sprach:

2. Rede mit den Kindern Israels, und sprich zu ihnen: Welcher unter euch dem Herrn ein Opfer thun will, der thue es von dem Vieh, von Kindern und Schafen.

3. Will er ein Brandopfer thun von Kindern; so opfere er ein Männlein, das ohne Wandel sei, vor der Thür der Hütte des Stifts, daß es dem Herrn angenehm sei von ihm;

4. Und lege seine Hand auf des Brandopfers Haupt; so wird es angenehm sein, und ihn versöhnen.

5. Und soll das junge Kind schlachten vor dem Herrn; und die Priester, Aarons Söhne, sollen das Blut herzu bringen, und auf den Altar umher sprengen, der vor der Thür der Hütte des Stifts ist.

6. Und man soll dem Brandopfer die Haut abziehen, und es soll in Stücke zerhauen werden.

7. Und die Söhne Aarons, des Priesters, sollen ein Feuer auf dem Altar machen, und Holz oben darauf legen;

8. Und sollen die Stücke, nemlich den Kopf und das Fett, auf das Holz legen, das auf dem Feuer auf dem Altar liegt.

9. Das Eingeweide aber, und die Schenkel soll man mit Wasser waschen, und der Priester soll das alles anzünden auf dem Altar zum Brandopfer. Das ist ein Feuer zum süßen Geruch dem Herrn.

10. Will er aber von Schafen oder Ziegen ein Brandopfer thun; so opfere er ein Männlein, das ohne Wandel sei.

11. Und soll es schlachten zur Seite des Altars, gegen Mitternacht, vor dem Herrn. Und die Priester, Aarons Söhne, sollen sein Blut auf den Altar umher sprengen.

12. Und man soll es in Stücke zerhauen. Und der Priester soll den Kopf und das Fett auf das Holz und Feuer, das auf dem Altar ist, legen.

13. Aber das Eingeweide und die Schenkel soll man mit Wasser waschen. Und der Priester soll es alles opfern, und anzünden auf dem Altar zum Brandopfer. Das ist ein Feuer zum süßen Geruch dem Herrn.

14. Will er aber von Vögeln dem Herrn ein Brandopfer thun; so thue er es von Turteltauben, oder von jungen Tauben.

**Haupttext:** Also ist Christus einmal geopfert, wegzunehmen Vieles Sünden.—Ebr. 9, 28.

**Einführung.**—Durch die Sünde wurde das Lebensband zwischen Gott und dem Menschen gelöst. Die ursprüngliche Stellung des Menschen zu Gott erhielt dadurch eine gänzliche Veränderung. An Stelle des freudigen innigen Umgangs mit Gott trat Furcht und Scham; anstatt das Walten des ewigen Vaters der Liebe empfand der Mensch, daß die Forderung der göttlichen Gerechtigkeit über die Welt der Ungerechtigkeit schwebte, daß der heilige Gott die sündige Menschheit nicht als Heilige betrachten und behandeln konnte. Dieses Gefühl der menschlichen Seele zieht sich durch alle Völker, Zeiten und Bildungsstufen. Alle empfinden, dunkel oder klar, daß ohne eine Sühne die Liebe Gottes nicht in die Welt ausströmen kann. Hierinnen liegt auch die Ursache, warum die verschiedenen Völker blutige Opfer brachten, um dadurch die Gottheit zu versöhnen. Ohne Zweifel war dieses Gefühl die

Haupttriebfeder zum Opfer Abels, Noahs u. f. w. Besonders aber suchte Gott dasselbe recht lebendig zu machen unter seinem Volk durch die verschiedenen Opfer, welche wir im dritten Buch Moses vorgeschrieben finden. Sie sollten Israel zeigen, daß ohne Blutvergießen keine Vergebung geschieht, und zu gleicher Zeit waren sie Vorbilder von dem großen Opfer Christus, worauf Alles im Gesetz und in den Propheten hindeutet. Unter diesen Opfern war das Brandopfer das älteste und feierlichste. Es war der eigentliche Stamm, aus dem die anderen Opferarten als Zweige hervortrachen. Schon Noah opferte Brandopfer. 1. Mose 8, 20. Dergleichen that Abraham. 1. Mose 22, 3, 6.

**Erklärung.**—Vers 1. Vorher hatte der Herr zu Mose geredet vom Berge Sinai, wie nun aber die Stifthsütte ausgerichtet war, erschien er ihm von der Hütte des Stifts, wahr-



scheinlich aus der Wolkensäule, die beständig über derselben schwebte. — Vers 2. Zuerst macht Gott den Kindern Israels die Vorschrift, was sie dem Herrn opfern sollten, wenn sie ihm ein Opfer brächten. Hier sehen wir also, daß diese Opfer freiwillig waren. Das Opfer sollte bestehen aus Kindern, Schafen oder Ziegen. Dies waren zahme, brauchbare und eßbare Thiere. Drei Hauptdinge waren immer bei den Opfertieren vorhanden. 1) Waren sie rein nach dem Gesetz; 2) wurden sie von den Israeliten gegessen; 3) waren sie werthvoll und ein Theil vom Eigenthum des Opfernenden. Dies lehrt uns, daß wir Gott das Beste bringen sollen. Dieses Opfer bezeichnet uns auch treffend unsern Heiland und den wahren Christen. Christus war rein und Gottes theures Eigenthum, als er sich zum Opfer brachte; und der wahre Christ soll seinen Leib Gott zum Opfer geben, daß da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei. Römer 12, 1. — Vers 3. In dem Folgenden wird uns nun das Brandopfer näher beschrieben, und wie es geopfert werden soll. Die Hauptmerkmale bei dem Brandopfer waren folgende: 1) Das Opfertier mußte ein Männlein sein; dieses bildet uns unseren Erlöser ab in seiner Stärke und seinem Muth. 2) Das Opfertier mußte ohne Wandel sein. Ein schönes Bild von der Reinheit und Erbsenheit des Opfers Christi, als eines unschuldigen und unbesleckten Lammes. 1. Petr. 1, 19. 3) Dieses Opfer war ein freiwilliges. Freiwillig opferte sich Christus für uns; freiwillig sollen auch wir unsere Zeit und Kräfte, unser Eigenthum und unsere Talente dem Herrn weihen. Der Platz, wo diese Opfer gebracht werden sollten, war von Gott bestimmt — es war vor der Stiftshütte auf dem Brandopferaltar. — Vers 4. Die ersten drei Stücke bei der Opferung waren, die Darstellung, die Handauflegung und die Versöhnung. Durch die Darstellung wurde das Opfer Gott gewidmet; durch die Handauflegung wurde es an des Menschen Statt gestellt und auf dasselbe des Opferers Sünden gelegt, zu einem Vorbild, daß Christus alle unsere Sünden auf sich nehmen und uns mit Gott versöhnen werde. — Vers 5. Nach diesem wurde dann das Opfertier geschlachtet. Bei privaten Opferungen verrichtete dies Derjenige selbst, der das Opfer brachte; bei den nationalen Festen aber verrichteten es die Priester und Leviten. Sodann nahm der Priester das Blut und sprengte es auf den Altar umher. Das Blut hatte eine hohe Bedeutung. 3. Mose 17, 11 spricht Gott: „Denn das Leibes Leben ist im Blut, und ich habe es euch zum Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnt werden. Denn das Blut ist die Versöhnung für das Leben. Die Versöhnung ist die große Lehre, welche ein Jeder verstehen und glauben muß, um selig zu werden. Es ist der rothe Faden, der sich durch die ganze Bibel zieht. Das Hauptthema der ganzen hl. Schrift ist: „Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes macht uns rein von aller Sünde.“ 1. Joh. 1, 7. — Vers 6-9. Nach der Blutsprennung wurde dem Opfertier die Haut abgezogen, welche den Priestern zufiel. Hierauf wurde dasselbe ganz auf dem Altar verbrannt. Hiermit gab der Mensch die Gabe ganz an Gott über, und Gott nahm sie an als einen süßen Geruch. D. h. er hatte Wohlgefallen daran. Die folgenden fünf Verse bedürfen keiner weiteren Erklärung, da alles Nöthige in dem Vorhergehenden enthalten ist. Nur so viel sei bemerkt: Den armen Klassen unter Israel, die kein Rind zu bringen vermochten zum Brandopfer, war es erlaubt, ein Schaf, oder eine Ziege, oder Tauben zu opfern. Die Taube wurde ohne Zweifel zu diesem erwählt, weil sie ein Bild der Unschuld und Reinheit ist.

**Lehrgedanken.** — Das Brandopfer ist ein Vorbild von Christo. 1. Es mußte das Beste von der Heerde oder den Vögeln sein, ohne Tadel in jeder Hinsicht. Christus war das erhabenste Opfer; nicht ein Engel, sondern Gottes Sohn; der Abglanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens; in ihm wohnte die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig, und er vereinigte Gottheit und Menschheit in einer Person; er war rein, ohne Sünde; und daher angenehm vor Gott. — 2. Dieses Opfer mußte freiwillig gebracht werden. Treffendes Vorbild! „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab.“ Und also hat auch der Sohn den Vater und uns geliebt, daß er spricht: „Ich lasse mein Leben für die Schafe.“ „Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selber.“ Joh. 10, 15. 18. — 3. Das Brandopfer wurde ganz verbrannt — Kopf, Fleisch, Fett, Eingeweiden und Beine, Alles wurde auf den Altar gelegt. So

legte sich auch Christus für uns als vollkommenes Opfer dar. — 4. Der Opfernende mußte seine Hand auf des Opfers Haupt legen; ohne dieses brachte ihm das Opfer keinen Segen. In gleicher Weise müssen auch wir mit der Hand des Glaubens alle unsere Sünden auf Christum legen, welcher sie getragen hat. Ohne diesen Glauben an das vergossene Blut nützt uns das große Opfer auf Golgatha nichts. Die Versöhnung und Reinigung durchs Blut theilhaftig zu werden, drücken wir durch folgende Reime aus:

Ich legte meine Glaubenshand  
Auf sein gebeugtes Haupt,  
In Buß und Reue, da empfand  
Mein Herz, was es geglaubt.

Die Sündenschuld schwand von mir fort  
Wie Dunkel vor dem Licht,  
Und meine Freude war hinfort  
Mein Heiland, Jesus Christ.

**Kleinkinderklasse.** — Lieber Lehrer! Suche hauptsächlich deinen Schülern den Weg zu Gott zu zeigen, wie er in der Lektion gelehrt wird. 1. Zeige deinen Schülern, daß die Israeliten durch dieses Opfer zum wahren Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit gelangen sollten. Zum 2. zeige ihnen, wie das Brandopfer auf Christum und die Versöhnung hinweist. Suche es ihnen dann 3. einzuschärfen, daß sie im Glauben an Christum von Sünden erlöst werden. Stelle ihnen 4. die Pflicht vor, daß sie sich selbst Gott zum Opfer ergeben, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei.

**Illustrationen.** — 1. Die Sünde eines Andern tragen. — Vor nicht langer Zeit wurde in Brüssel ein armes, verkrüppeltes Mädchen wegen eines Vergehens zu harter Strafe verurtheilt. Ihre Schwester stellte sich statt ihrer und erlitt für sie die Strafe. Erst nach Ablauf der Strafzeit erfuhr der Richter, daß die gestrafte Person unschuldig sei, und er wollte daher auch noch die Schuldige bestrafen. Allein die Bürger der Stadt verhinderten es. So trug auch Christus unsere Sünden, und Alle, die an ihn glauben, sind von aller Schuld und Strafe los. — 2. Pflug und Altar. — Auf dem Siegel der „Baptisten Missionsgesellschaft“ ist das Sinnbild eines Schen zwischen einem Pflug und Altar stehend, und darunter das treffliche Lösungswort beigefügt: „Willig für Beides.“ Kein passenderes Bild könnte gegeben werden für einen opferwilligen Christen, der sich selbst dem Herrn zum Opfer geben will.



**Wandtafelklärung.** — Das Brandopfer, das wir hier sammt dem Altar zeigen, war ein deutlicher Hinweis auf Christi vollgültiges Opfer am Kreuz. Jenes sicherte dem Opfernenden zwar Vergebung, aber es konnte doch das Gewissen nicht vollkommen befriedigen. Christi Opfer hingegen, das an sich lebendig, heilig und Gott wohlgefällig war, sicherte der Menschheit einen neuen, lebendigen Weg und befriedigt das Herz — alle Bedürfnisse vollkommen. Es versteht sich von selbst, daß auch wir uns dem Herrn, aus Dankbarkeit für seine Hingabe, nach Leib und Seele, mit allem, was wir sind und haben, weihen sollten.



## Das Dankopfer.

## 4. Lektion: 3. Mose 7, 11-18.—Sonntag den 23. October 1881.

11. Und dies ist das Gesetz des Dankopfers, daß man dem Herrn opfert.

12. Wollen sie ein Lobopfer thun; so sollen sie ungesäuerte Kuchen opfern mit Del gemengt, und ungesäuerte Fladen mit Del bestreichen, und geröstete Semmelkuchen mit Del gemengt.

13. Sie sollen aber solches Opfer thun, auf einem Kuchen von gesäuertem Brod, zum Lobopfer seines Dankopfers.

14. Und soll einen von denen allen dem Herrn zur Hebe opfern; und soll des Priesters sein, der das Blut des Dankopfers sprengt.

15. Und das Fleisch des Lobopfers in seinem Dankopfer soll

**Haupttext:** Opfere Gott Dank, und bezahle dem Höchsten deine Gelübde.—Psalm 50, 14.

**Einleitung.**—Nach den Brandopfern erscheinen im Alten Testamente die Dankopfer als die ältesten. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie hervorgegangen aus fröhlichen Familienfesten, zu denen man sich Fleischgenuß bereitete. (Luc. 15, 23.) Nach dem glücklichen Ausgang wichtiger Angelegenheiten fühlten sich gottesfürchtige Herzen zum Dank gegen den himmlischen Wohlthäter verpflichtet, und dieses suchten sie öffentlich dadurch zu bezeugen, daß sie ihm das Beste von dem geschlachteten Thiere zum Opfer brachten. Hieraus bildete sich nun eine besondere Opferart, die Gott im Geseze regelte. Diese Opfertiere wurden von der Herde genommen wie bei den Brandopfern, doch war größere Freiheit bei der Wahl derselben. Weibliche wie männliche Thiere wurden zugelassen; aber keine Vögel. Auch wurden sie fast mit denselben Ceremonien geschlachtet wie die Brandopfer; aber nur ein geringer Theil von denselben wurde auf dem Altar verbrannt, nemlich alles Fett, die Nieren und bei einem Lamm die Lenden. Diese Theile bildeten nach dem Geschmack der Morgenländer das köstlichste und niedrigste am Opfertier, und daher erhielt sie Jehobah. In Jesajel 44, 7. werden dieselben sein Brod und Fett genannt, so auch 3. Mose 21, 6.; 8. 21. Die Brust und Schulter waren das Theil der Priester, welche es mit ihren Söhnen und Töchtern an irgend einem reinen Orte essen durften. Das Uebrige verwandte der Darbringer für sich und seine Angehörigen und Gäste zu Mahlzeiten. Diese Opfer konnten fast an allen Orten in den Thoren gebracht werden. Siehe 5. Mose 12, 15-27.

**Erklärung.**—Nach unserer Lektion zerfielen diese Dankopfer in drei Unterarten: in Lobopfer, Gelübdeopfer und freiwillige Opfer.

1. Die Lobopfer.—Vers 12-15. Die Lobopfer werden im Unterschied von den beiden andern dargebracht worden sein. Sie geschahen, wenn die Erfahrung göttlicher Hülfe und Wohlthaten das Gemüth des frommen Israeliten zu besonderer Lobpreisung und Dankbarkeit gegen den Geber alles Guten nöthigte. Die Genesung eines schwer Erkrankten, Erlösung aus der Gefangenschaft u. s. w. waren gewöhnlich der Anlaß zu den Lobopfern. Nebst dem Opfertier mußten sie dann ungesäuerte Kuchen opfern mit Del gemengt u. s. w. Diese Kuchen wurden wahrscheinlich viel im Morgenlande gegessen. Dieses lehrte sie, daß die Dinge zum täglichen Leben Gottes Gaben seien und als Opfer gebilligt waren, daher sie Alles mit Dankbarkeit genießen sollten. Auch wir haben ein Lobopfer zu bringen. Paulus sagt Ebr. 13, 15: „So laßt uns nun opfern, durch ihn, das Lobopfer Gott allezeit; das ist, die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen.“ Einer dieser Kuchen fiel dem Priester zu für seine Arbeit. Er wurde dem Herrn zur Hebe geopfert, d. h. er wurde vor- und rückwärts geschwungen nach der Thüre der Stiftshütte. Dieses Weben deutete an, daß die Gabe Jehobah, der im Heiligthum wohnte, gehöre und übergeben werde, daß sie aber der Herr seinem Diener, dem Priester, überlasse. Das Fleisch dieses Opfers mußte desselben Tages gegessen werden. Die Ursachen dafür waren: 1. Daß nichts davon umkomme oder verderbe; 2. daß dem Geiz hierdurch vorgebeugt werde, und die Armen oft etwas davon erhielten; 3. damit diese Opfertiere nicht ausarten sollten in sinnliche Vergnügungen, was leicht der Fall gewesen wäre, hätten sie mehrere Tage gedauert.

desselben Tages gegessen werden, da es geopfert ist, und nichts überlassen werden, bis an den Morgen.

16. Und es sei ein Gelübde oder freiwillig Opfer, so soll es desselben Tages, da es geopfert ist, gegessen werden; so aber etwas überbleibt auf den andern Tag, soll man es doch essen.

17. Aber was vom geopfertem Fleisch überbleibt am dritten Tage, soll mit Feuer verbrannt werden.

18. Und wo Jemand am dritten Tage wird essen von dem geopfertem Fleisch seines Dankopfers; so wird der nicht angenehm sein, der es geopfert hat; es wird ihm auch nicht zugerechnet werden, sondern es wird ein Greuel sein; und welche Seele davon essen wird, die ist einer Missethat schuldig.

II. Die Gelübdeopfer.—Vers 16-18. Dieses waren Opfer, die der Mensch Gott gelobt hatte zu bringen, im Fall derselbe ihm beistehen würde mit seiner Hülfe. Sie waren somit nach dem Geloben nicht mehr freiwillige Opfer. Ein solches Opfer haben wir 1. Mose 28, 20-22.; 35, 14. und Richter 11, 30. 31. Sie nahmen keine so hohe Stellung ein unter Israel, weil sie oftmals nicht aus einem willigen Herzen flossen, wie dieses bei den Lobopfern und freiwilligen Opfern der Fall war. Unter den freiwilligen Opfern haben wir wahrscheinlich solche zu verstehen, die Einer aus freiem Triebe, in Hoffnung Gottes Segen zu erlangen, ohne vorhergegangenes Gelübde, brachte. Der Unterschied dieser Opfer ist auch 3. Mose 22, 23. erwähnt.

Ueber die Bedeutung der Opfermahlzeiten bemerkt Kitzler: „An Mahlzeiten knüpft sich die zweifache Vorstellung, einmal der Gemeinschaft und des Freundschaftsverhältnisses, in welchen die Theilnehmer unter sich und mit Dem, der die Mahlzeit veranstaltet, stehen; so dann der Fröhlichkeit, so daß selbst die höchsten und reinsten Freuden, die Seligkeit des Himmelsreichs, unter dem Bilde einer Mahlzeit beschrieben werden. Pf. 23, 5.; Matth. 8, 11.; Luc. 14, 16.; Offb. 19, 9. Weil nun das, was zur Opfermahlzeit verwendet wird, eigentlich Jehobah gehört, so essen Alle, die an der Mahlzeit Theil haben, eigentlich bei Ihm an seinem Tische; Er gibt die Mahlzeit und diese ist darum ein Unterpfand des Freundschafts- und Friedensverhältnisses mit Ihm. Freude vor dem Herrn soll die befehlende Stimmung der Mahlzeiten beim Heiligthum sein. 5. Mose 12, 12. 18. Damit kam in sämtlich gebotenes Ceremoniell ein evangelischer Zug, der das Angesicht des Gesezlichen überglänzt. Als Fröhlichkeit vor dem Herrn wird es Freude im höchsten Stil, zugleich aber soll sie eine gemeinschaftliche sein, und zwar nicht selbstständig abgegrenzt auf den Familienkreis, sondern mit freigeigiger Herbeziehung der Armen und Dürftigen.“

**Nuhenwendung.**—1. An Gottes Tisch zu sitzen, als einer aus seiner Familie, ist eine Nothwendigkeit und Ehre für jeden Christen.—2. Gemeinschaftlich an Gottes Tisch zu sitzen in seinem Hause verbindet ohne Zweifel die Christen immer inniger.—3. Wir sollen Gott für seine Gnade preisen und loben, denn dadurch vermehrt sie sich.—4. Unser Lob sollte täglich, jeden Morgen und jeden Abend zu Gott aufsteigen.—5. Das heil. Abendmahl ist eines der Feste in der christlichen Kirche, bei welchem man Gottes Gnade verkündigt.

**Kleinkinderklasse.**—Der Lehrer schildere den Kleinen, daß die Dankopfer Mittel waren mit Gott zu verkehren; die Israeliten kamen dadurch in Gemeinschaft mit ihm, mit seinen Priestern und seinen Kindern. Hierbei zeige er ihnen, was Gemeinschaft mit Gott in sich faßt, und wie man dieselbe erlangt. Weiter mache er ihnen klar, daß man für Gottes Wohlthaten dankbar sein, das Werk Gottes davon unterstützen und den Armen mittheilen müsse.

**Illustrationen.**—1. Dankbarkeit. Ein irländischer Bischof kam auf seiner Reise in die Hütte einer armen Frau. Sie saß gerade beim Mittagmahl, welches aus einer harten Brodkruste und einem Glas Wasser bestand. Ehe aber die Frau diese Speise zu sich nahm, faltete sie die Hände und dankte inbrünstig: „Alles dies und Christum dazu!“ Der Bischof war-

de tief bewegt hierüber. — 2. „Singe, süße Nachtigall!“ sagte ein Hirte zu diesem Vogel an einem lieblichen Frühlingsabend. „Ach!“ erwiderte die Nachtigall, „die Frösche machen solchen Lärm, daß ich alles Vergnügen am Singen verloren habe—hörst du sie nicht auch?“ — Der Hirte sprach: „Ich höre sie wohl, aber dein Schweigen ist die Ursache davon.“ Wahrscheinlich eine gute Lehre! Laßt sie uns beherzigen.

**Wandtafelserklärung.** — Das von Gott verordnete Dankopfer, auch Friedensopfer 2c., war in seiner Art eben so nöthig und wichtig als das Brandopfer, obgleich es diesem an Bedeutung nicht gleich kam. Es war ein Opfer, das aus freien Stücken, aus innerem Antrieb gebracht wurde. Uns soll diese Einrichtung lehren, dankbar zu sein zu allen Zeiten (Morgens, Mittags, Abends) und ebenfalls unter allen Umständen. Ursache dazu wird uns gewiß nie fehlen. Der Dankbare preiset Gott und schreitet durch diese Pflichtenübung dem völligen Heil in Christo immer näher. Wie das Licht von oben in sein Herz

einstrahlt, so strahlt es auch in beständiger Dankbarkeit wieder aus. Siehe die Zeichnung.



## Nadab und Abihu.

### 5. Lektion: 3. Mose 10, 1-11.—Sonntag den 30. October 1881.

1. Und die Söhne Aarons, Nadab und Abihu, nahmen ein jeglicher seinen Napf, und thaten Feuer darein, und legten Räucherwerk darauf, und brachten das fremde Feuer vor den Herrn, das er ihnen nicht geboten hatte.

2. Da fuhr ein Feuer aus von dem Herrn, und verzehrte sie, daß sie starben vor dem Herrn.

3. Da sprach Mose zu Aaron: Das ist es, das der Herr gesagt hat: Ich werde geheiligt werden an denen, die zu mir nahen, und vor allem Volk werde ich herrlich werden. Und Aaron schwieg stille.

4. Mose aber rief Misael und Elaphan, die Söhne Uziel, Aarons Bettern, und sprach zu ihnen: Tretet hinzu, und traget eure Brüder von dem Heiligthum hinaus vor das Lager.

5. Und sie traten hinzu, und trugen sie hinaus mit ihren leinenen Röcken vor das Lager, wie Mose gesagt hatte.

6. Da sprach Mose zu Aaron und seinen Söhnen, Eleazar

und Ithamar: Ihr sollt eure Häupter nicht blößen, noch eure Kleider zerreißen, daß ihr nicht sterbet, und der Jorri über die ganze Gemeinde komme. Lasset eure Brüder des ganzen Hauses Israel weinen über diesen Brand, den der Herr gethan hat.

7. Ihr aber sollt nicht ausgehen von der Thür der Hütte des Stifts; ihr müchtet sterben. Denn das Salböl des Herrn ist auf euch. Und sie thaten, wie Mose sagte.

8. Der Herr aber rebete mit Aaron, und sprach:

9. Du und deine Söhne mit dir sollt keinen Wein, noch stark Getränke trinken, wenn ihr in die Hütte des Stifts gehet, auf daß ihr nicht sterbet. Das sei ein ewiges Recht allen euren Nachkommen.

10. Auf daß ihr könnet unterscheiden, was heilig und unheilig, was unrein und rein ist:

11. Und daß ihr die Kinder Israel lehret alle Rechte, die der Herr zu euch geredet hat durch Mose.

**Haupttext:** Darum sollt ihr euch heiligen, daß ihr heilig seid, denn ich bin heilig.—3. Mose 11, 44.

**Einleitung.**—Unsere heutige Lektion führt uns von einem herrlichen Freudenfeste in der Gemeinschaft Gottes, zu der Scene eines furchtbaren Gerichtes und großer Traurigkeit. Die Stiftshütte war zum Dienste Gottes eingerichtet. Aaron und seine vier Söhne, Nadab und Abihu, Eleazar und Ithamar, waren zum Priesterstande geweiht. Das erste Opfer war gebracht. Moses und Aaron hatten feierlich das Volk gesegnet. Die Herrlichkeit des Herrn war erschienen, und hatte das Opfer verzehret. In der Mitte dieser heiligen Feierlichkeiten, als die ganze Versammlung vor dem Herrn gebeugt lag und ihn lobte, wurde auf einmal der Gottesdienst in einen Trauerdienst umgewandelt durch die Tödtung Nadabs und Abihus vom Feuer des Herrn.

**Erfklärung.**—Vers 1. Die Blätter in der menschlichen Geschichte sind fast alle mit Blut geröthet. Sie sind eine Schrift voller Fehler von Anfang bis zu Ende. Inmitten der Herrlichkeit des Paradieses ließ der Mensch sein Ohr dem Vater der Lügen und ließ sich verführen (1. Mose 3.). Als er nach dem schrecklichen Gerichte der Sündfluth wieder auf die hergestellte Erde gesetzt wurde, machte er sich sogleich der Sünde der Unmäßigkeit schuldig (1. Mose 9.). Als er durch den ausgereckten Arm Jehovahs aus dem Diensthause geführt war, in ein Land, wo Milch und Honig floß, da verließ er den Herrn und diente Baal und Ashtaroth (Richter 2, 13.). Wie er auf der Höhe irdischer Macht, Reichthum und Ehre erhoben war, hing er sein Herz an fremde Weiber, die dem Herrn ein Gräuel waren (1. Könige 11.). Kaum hatten die Segnungen des Evangeliums sich über die erlöste Erde ergossen, so wurde es auch schon nöthig, daß der hl. Geist vor den gefährlichen Wölfen, dem Antichrist und Abfall warnen ließ.

Hiermit sind wir also etwas vorbereitet, die Worte unserer Lektion zu verstehen. Nadab und Abihu, die ältesten Söhne Aarons, nahmen ein jeglicher seinen Napf, eine Räucherpfanne, in welcher die Priester den Weihrauch anzündeten (3. Mose 16, 12, 13.), und brachten das fremde Feuer vor den Herrn 2c. Ihre Sünde bestand also hauptsächlich darin: Anstatt ihre Räucherpfannen mit dem Feuer vom Altar zu füllen, welches der Herr selbst angezündet hatte, und immerfort gebraucht wurde, den Weihrauch anzuzünden, übertraten sie diese Ordnung Gottes und brachten gewöhnliches Feuer vor den Herrn. Es scheint, wie viele Bibelausleger annehmen, daß sie zu viel Wein getrunken hatten, und daher sich nicht in Gottes Ordnung fügen wollten.—Vers 2. Dieser Entehrung des Höchsten folgte die Strafe plötzlich. Das Feuer des Herrn, welches kurz zuvor als ein ihm wohlgefälliges geheiligt worden war, fuhr aus der Feuer- und Wolfensäule und tödtete sie. Die Härte dieses Gerichts können wir schon vergleichen mit der Strafe, welche über den Sabbathschänder (4. Mose 15, 32-36.), oder über Ananias und Sapphira verhängt wurde (Apg. 5.). Gott setzte dieses Exempel um sein Heiligthum und seine Gesetze vor Entehrung zu bewahren.—Vers 3. Moses rebete hierauf zu Aaron 2c. Seine Worte zu ihm waren kein Tadel gegen ihn, sondern sie waren eine Warnung vor der Entheiligung Gottes. Die Worte: „Ich werde geheiligt werden an denen, die zu mir nahen“ meinen: Es ist desjenigen Pflicht, der zu mir naht, mich zu heiligen, daß er behutsam, mit heiliger Ehrfurcht, Demuth und nach meiner Ordnung zu mir naht. Sobann meint es auch, daß Gott sich heilige an allen Uebertretern seiner Ordnungen, sie bestrafe mit einem gerechten Gericht.



Unter denen, die zu ihm nahen, haben wir hauptsächlich die Priester zu verstehen; denn sie hatten Zutritt zu dem Heiligtum. Weiter faßt es aber auch alle Anbeter Gottes in sich. Sie sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten und verehren. An ihnen will sich Gott heiligen vor allem Volk. Die Knechte Gottes sollen vor allen Andern den Herrn heiligen. Denn das Volk richtet sich viel nach ihnen. „Wie derhirt, so die Herde.“ Aaron schwieg ganz stille über dieses Gericht Gottes. Es that ihm ohne Zweifel wehe; aber er mußte, daß Gottes Urtheil gerecht war, und er ergab sich somit in dessen Willen. — Vers 4-7. Aaron und seine Söhne durften das Begräbniß nicht besorgen, da sie die Opfer noch nicht vollendet hatten. Moses rief daher deren nächste Verwandte, dieses zu thun. Es war sonst der Gebrauch, daß man bei großer Trauer das Haupt entblößte und mit Asche bestreute, und die Kleider zerriß. Dieses Alles war Aaron und seinen Söhnen verboten. Sie mußten im Heiligtum bleiben. Sie waren zum Dienste Gottes gesalbt, das Salböl des Herrn, als Symbol des hl. Geistes war auf ihnen; sie waren gänzlich dem Dienste Gottes im Heiligtume geweiht und durften sich durch nichts stören lassen in demselben. Dieses lehrt uns, daß wir alle Bande der Freundschaft und Verwandtschaft dem Dienste Gottes aufopfern müssen (Lucas 9, 59-62.). — Vers 8-11. Um ein ähnliches Gericht zu verhindern, gibt jetzt Gott dem Aaron Anweisung, wie er und seine Söhne sich verhalten sollten, wenn sie in die Stiftshütte gingen. Sie durften keinen Wein noch starkes Getränk genießen. Unter dem starken Getränk haben wir wahrscheinlich Dattelsaft zu verstehen, welcher aus eingeweichten, reifen Datteln gefiltert wurde. Andere meinen auch, daß es der ägyptische Gerstensaft, eine Art Bier war. Diese Getränke benebeln die Sinne des Menschen, daß er das Heilige und Unheilige nicht zu unterscheiden vermag, es führt, wie Paulus sagt, zum unordentlichen Wandel. Möchten dieses doch alle Christenbekenner einsehen! Aber ganz besonders sollten sich die Prediger des Evangeliums, die Beamten und Lehrer der Sonntagschule von geistigen Getränken enthalten.

**Lehrgedanken.** — 1. Ein selbstgewählter Gottesdienst ist Gott nicht gefällig; man muß ihm dienen, wie er es uns in seinem Worte befohlen hat. — 2. Vorsätzlicher Ungehorsam wird von Gott hart bestraft, denn er ist eine schwere Sünde. — 3. Die Bestrafung in der Lektion war nicht das Werk des Hasses, sondern der Liebe, um die ganze Nation vor Ruin zu bewahren. — 4. Der Gerechte fügt sich auch bei Gottes Strafgerichten in seinem Willen. — 5. Starkes Getränk macht den Menschen unfähig richtig zu urtheilen, es hindert das gottgeweihte Leben, bringt Täuflinge ins Elend und in die Verdammniß.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer suche bei Erklärung dieser Lektion die Kinder auf eine ihrer allgemeinsten und schlimmsten Sünden, den Ungehorsam, aufmerksam zu machen. — 1. Verweile er an der Natur der Sünde Nadabs und Abihus; es war wissenschaftlicher Ungehorsam. — 2. Zeige er ihnen die Folgen dieses Ungehorsams, und daß diese Strafe uns zur Warnung und Belehrung geschah. — Zum 3. mache er auf die wahrscheinliche Ursache dieser Sünde — Unmüdigkeit — aufmerksam. — 4. Zeige er, wie sie vor allen diesen bewahrt bleiben können, nennlich, wenn sie ihre Herzen Jesu weihen und die Sünde fliehen.

**Illustrationen.** — Wenn man den ersten Samen eines schlimmen Unkrautes vernichtet, so vernichtet man durch diesen einen Samen oft Tausende und Millionen, die sonst aus demselben gewachsen wären. Durch das Dämpfen eines kleinen Feuers kann man eine ganze Stadt vor Verwüstung bewahren. Ebenso wollte auch Gott dieses Uebel in unserer Lektion mit einem Schläge aus Israel vertilgen.



**Wandtafelklärung.** — Die Geschichte Nadabs und Abihus ist gewiß eine sehr ernste. Ihre Sünde bestand hauptsächlich in einem willkürlichen Ungehorsam. Sie übertraten ein Gesetz, das sie deutlich kannten. Weil nun Gott ein heiliger und gerechter Gott ist, so mußte er die frechen Buben im Angesicht des Volkes auch im ganzen Ernste seines Wesens bestrafen und ein warnendes Exempel setzen. In diesem Lichte betrachtet, klären sich die damit verbundenen Umstände: die Trauer in Israel etc. von selbst auf. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ Das lernen wir hier aufs Neue.

## Hinterstübchen.

**Schmäler Weg.** — Ein redlicher und längst zu seiner Ruhe eingegangener Prediger geht einstmals nach einem gewissen Ort zu Fuße und trifft unterwegs einige Leute an, die auch den Weg geben. Er fragt, was ihr Prediger mache, und wie es in ihrer Gemeinde stehe. Sie antworteten, sie wären nicht damit zufrieden, daß er ihnen das Tanzen und Spielen sündlich und gefährlich vorstelle. Er verteidigt den Prediger und beantwortet ihre Vorwürfe. Da sie sich aber nicht wollen überzeugen lassen, und er endlich stille schweigt, so geschieht es, daß sie auf diesem Weg auf einen sehr schmalen Steig zu gehen kommen. Als sie nun alle auf dem Steige sind und sich sehr in Acht nehmen, sagt er: „Lieben Freunde, springt doch ein wenig herum auf diesem Steig, warum geht ihr denn so facht und vorsichtig?“ „Ei, Herr,“ sagen sie, „der Weg ist zu schmal, wir könnten in Gefahr kommen.“ „Gut,“ sagte der Prediger, „habt ihr denn nicht in der Bibel gelesen ober in der Predigt gehört, daß der Weg zum Himmel auch schmal sei? Könnt ihr nun nicht auf diesem schmalen Steige ohne Gefahr eures Leibes und Lebens springen und hüpfen, so könnt ihr gewiß auch nicht auf dem schmalen Wege zum Leben ohne Gefahr der Seele spielen und tanzen.“

**Ein Restrikt gegen das lange Predigen.** — König Friedrich Wilhelm I. erließ unterm 18. Dec. 1714 aus seiner Residenz Berlin an sämtliche geistliche Inspektoren des Landes wörtlich folgenden Befehl: „Da wir selbst in hoher Person an verschiedenen Orten bemerkt haben, daß viele, sowohl der reformirten, als der lutherischen Prediger ihre Predigten so ungemein lang einrichten und halten, daß nicht allein den Zuhörern desfalls die nöthige Aufmerksamkeit und schuldige Andacht vergeht, sondern auch die Prediger selbst durch unnöthige und verdrüssliche Wiederholungen und sogenannte Tautologien, um nur viel sagen zu können, selbige verlängern, wir aber dergleichen langes, verdrüssliches, zu nichts dienendes, sondern vielmehr die Andacht hemmendes und folglich wenig Erbauung schaffendes Predigen eingeschränkt wissen wollen: so befehlen wir noch hiermit in Gnaden allen und jeden Predigern eurer Inspektion und auch denen Kandidaten, so zuweilen ihre Stelle vertreten, nachdrücklich aufzugeben, ihre Predigten dergestalt einzurichten, daß außer dem Gesang und Gebet selbige niemals länger als eine Stunde dauern müssen. Wie dann diejenigen Prediger und Kandidaten, welche dieser unserer Verordnung zuwider handeln, und länger als eine Stunde zu predigen sich ins

Künftige unterstehen sollten, vor jedesmal unwiderruflich zwei Thaler denen Kirchen, worin sie gepredigt, erlegen sollen."

**Spott gegen Spott.**—Zur Zeit des Königs Philipp II. von Macedonien (360 bis 336 v. Chr.) lebte dajestl ein Bogenschütze von beispielloser Sicherheit im Treffen, Namens Aster, der den Vogel im Fluge schoß und daher im ganzen Lande nur der Bogenschütze hieß. Begeistert von dem Kriegsrühme Philipps bot er diesem seine Dienste an, erhielt aber den verkehrenden Bescheid: „Sobald der König mit Sperlingen Krieg habe, wolle er ihn rufen lassen.“ Empört über diese hochmüthige Zurückweisung ging Aster zum Feinde über und als Philipp bald darauf die Stadt Methone in Thrazien belagerte, traf ein feindlicher Pfeil sein rechtes Auge. Als man das Geschloß besah, fand man darauf die Worte: „Philipps's rechtem Auge! Der Verschmähte!" Das konnte nur Einer vollbracht haben, nemlich Aster, und diese Vermuthung bestätigte sich. Philipp nahm den Pfeil, der ihm das Auge geraubt hatte und schrieb darauf: „Aster muß hangen!" Der König hielt Wort, die Stadt wurde eingenommen und der treffliche Bogenschütze bezahlte seine That mit dem Tode. So kostete der Spott dem Einen das Auge, dem Anderen das Leben.

**Das friesische Wappen.**—Die Friesen haben in ihrem Wappen einen Grütztopf, und es schreibt sich dies von folgender Begebenheit her: In einem der vielen Gesechte, welche die Friesen den Dänen lieferten, war das friesische Heer in Unordnung gerathen und begann zu weichen. Schon näherten sie sich dem Lager, wo die friesischen Frauen den Mittagsbrei kochten, als diese sich plötzlich erhoben und den nahenden Dänen die Grütztopfe entgegen schleuberten. Der heiße Brei flog den Dänen in die Gesichter, sie stuzten, und diesen Augenblick benutzten die beschämten friesischen Männer, um mit erneuertem Muthe anzugreifen und die Dänen glücklich in die Flucht zu schlagen. Zum Danke gegen die muthigen Weiber wurde der Grütztopf in das Wappen Frieslands aufgenommen.

**Graf Ulrich der Vielgeliebte und der Fischdieb.**—Wenn Graf Ulrich der Vielgeliebte auf seiner Feste Hohen-Urach Hof hielt, saß er oft vor dem Thor und besah sich die Leute, die aus- und eingingen. Da kam einmal ein Mann aus dem Schloß, der hatte in demselben einen Fisch gestohlen und dieser hing ihm unten zum Mantel hinaus; man trug nemlich damals besonders kurze Mäntel. Der Graf rief ihn an und sagte zu dem schwer Geängstigten: „In semlicher Weis (das war seine Redensart), wenn du wieder einen Fisch stehlen willst, so lege einen längeren Mantel an, oder stieh einen kürzeren Fisch," und ließ ihn in Frieden ziehen.

**Ein Kleiderarr.**—Im Kleiderlurus hat wohl kein Sterblicher Hissjam, den fünfzehnten Kalifen von Bagdad, übertroffen. Seine Garberobe war so groß, daß er mehr als 600 Kameele damit beladen konnte. Er verwahrte seine Kleiderschätze in 630 Kammern und besaß allein 10,000 Hemden. Und doch berichtet El Makin, daß nach dem Tode des Kalifen in dessen zugänglichen Vorräthen kaum so viel Leinwand vorgefunden wurde, um ihm ein Sterbehemd daraus zu machen. In eifersüchtigem Neide hatte Hissjam nemlich kurz vor seinem Tode seine sämtlichen Kleiderbehältnisse verriegeln und versiegeln lassen.

**Mißgunst.**—Zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte in Frankreich eine Frau v. Buhssieur, die sich im Laufe der Zeit für mehr als 150,000 Fr. Spitzen angeschafft hatte. Als sie krank wurde und ihr Ende herannahen fühlte, ließ sie sich eine Scheere geben- und zerschnitt sämtliche Spitzen in lauter kleine Stücke, einzig und allein, damit keine andere Frau nach ihr dieselben tragen sollte.

**Abhärtung.**—Ueber die Frage, ob es schädlich sei, mit bloßem Kopfe zu gehen, hat schon der alte Grieche Herodot durch Vergleichung der Egyptianer und Perser entschieden. Er bemerkt, daß bei Ersteren, die den Kopf immer entblößten, dieser Körpertheil sich in einem weit gesunderen, den äußeren Einflüssen weniger zugänglichen Zustand befinde, hingegen schwach und kränkelnd bei den Persern sei, die ihn stets sorgfältig bedeckten. Hannibal und Julius Cäsar gingen beständig in bloßem Kopfe, sowohl im brennendsten Sonnenchein als im Regen, weil sie sich überzeugt hielten, daß man vom Wetter nur dann nichts zu fürchten habe, wenn man ihm Troß biete. Weber Kälte noch Regen konnten Mafinissa, den König von

Numidien, bewegen, sein Haupt zu bedecken. Kaiser Severus hatte seinen Kopf ebenfalls so abgehärtet, daß er im ärgsten Schneegestöber keine Bedeckung aufsuchte.

**Kindermund.**—Ein Elementarlehrer wollte sich seinen sechsjährigen Schülern bei der Erklärung des Gleichnisses vom guten Hirten als ihren Hirten darstellen: „Wenn ihr, liebe Kinder, alle kleine Schafe wäret, was wäre ich dann wohl?"—Ein Schüler: „Das große Schaf."

**Ein Arzt in Verlegenheit.**—Die Frau eines Landmannes erkrankt, und der Arzt wird gerufen. „Können Sie mich auch bezahlen?" fragt er mißtrauisch. Da hält der Bauer fünf Goldstücke in die Höhe: „Diese sind die Fhren, mögen Sie die Frau heilen oder umbringen!" Die Patientin stirbt, der Doktor begehrt die fünf Goldstücke. „Haben Sie meine Frau geheilt?" fragt der Landmann. „Leider nicht!"—„Haben Sie sie umgebracht?"—„Gott bewahre!"—„Na, dann haben Sie auch keinen Anspruch an das Geld!"

**Redensart.**—Bei einer Wachtparade saß ein junger Offizier, welcher interimistisch Adjutantendienste verrichten mußte, so schlecht zu Pferde, daß ihm sein Hauptmann zurief: „Steigen Sie nur einmal vom Pferde herunter und schauen Sie sich an, wie elend Sie oben sitzen!"

**Kein Freund neuer Titel.**—Ein Musiker bestellte auf dem Ständesamt sein Aufgebot. „Was sind Sie?" fragte der Beamte. „Tonkünstler."—„Ach was!" entgegnete der Beamte, ich bin kein Freund neuer Titel, ich schreibe wie es heißt: Töpfer!"

**Der Graf Wilhelm von Bismarck** gleicht seinem Vater, dem Kanzler sehr an Größe, Haltung und der Glaxe. Nur fehlt ihm — seines Vaters Geist. Eine jüngst von ihm gehaltenen Rede wird scharf getadelt. Ein Berliner aber schrieb:

Du zeigst am falschen Ort das Streben,  
Des Vaters Abbild uns zu geben:  
Die Glaxe macht es nicht allein —  
Es muß auch etwas drunter sein!

**Jugend ist kurz.**—Als König Friedrich Wilhelm III. einst mit seinem Adjutanten durch Potsdams Straßen ging, wollte der Adjutant vorausseilen, um einen Haufen lärmender Knaben, welche mit Kreiseln spielten, auseinander zu treiben, damit sie dem Könige Platz machen sollten. Kaum aber hatte der König des Adjutanten Absicht bemerkt, als er diesen zurückerief. „Haben wohl nie Kreisel gespielt?" sagte er sanft mit seiner charakteristischen, abgebrochenen Sprechweise. „Man muß die Jugend bei ihren unschuldigen Spielen nicht stören. Leben ist so herb und Jugend ist kurz!"

Rebusse.

1. 
2. nDenk
3. mDARIN

Räthsel.

Mich verhüllt dunkle Tracht;  
Läßest du in Gluth mich fieden,  
Werd' ich glänzender mich färben  
In des Purpurs heller Tracht,  
Suchst du mich, so forsch' nur,  
Wo die kühlen Wellen,  
Doch auch in des Himmels Räumen  
Triffst du nächtlich meine Spur.

Auslösung des Räthsel im Augustheft.

Rebus.—Linde.—R. Kasse, J. Hög, A. Schauf, A. Reinte, C. D. Eibt, A. Mühler, W. Strobel.

Letternräthsel.—Leib, Leib, Reim, Reim.—R. Kasse, J. Hög, A. Schauf, A. Reinte, C. D. Eibt, A. Mühler, W. Strobel.

Polindrom.—Kukul.—R. Kasse, J. Hög, A. Reinte, A. Mühler, W. Strobel.









Des Jahres Herrlichkeit dahin.



## Herbstgedanken.

Von C. F. Reichert.

„Milder Glanz der Sonne!  
Blasse Himmelsblau!  
Von verklungener Sonne  
Träumt still die Au.“

An der letzten Rose  
Bist lebenssatt  
Sich das letzte, lose  
Bleiche Blumenblatt.

Golbenes Entfärben  
Schleicht sich durch den Hain;  
Auch Vergehn und Sterben  
Däucht mir süß zu sein.“



Schon wieder sind die schönen Sommertage dahin. Kalte Herbstwinde umwehen die fahlen Hügel, die noch vor Kurzem so blumenreich, so herrlich geziert dastanden. Das grüne Gefilde des murmelnden Baches hat seinen Reiz verloren. Das Laub an Baum und Strauch ist entfärbt. Die ganze Landschaft ist in ein anderes Gewand gehüllt. Die gesieberten Sängler des Waldes sind verstummt. Der Sommer ist dahin! Die Schwalbe schwingt die Flügel der Heimath zu, wo wärmere Lüfte wehen. Wie doch die Zeit vergeht—und wir mit ihr! Die ganze Natur predigt uns in ganz feierlicher Weise, daß wir auf Erden keine bleibende Stätte haben, sondern die zukünftige suchen sollen. Wir Alle verwelfen wie die Blätter. Wohl nicht immer plötzlich, aber doch nach und nach. Manche Blätter welken und fallen schon im

Frühling, da andere in schönster Frische prangen; wieder andere werden im Sommer, wo sie voller Saft sind, durch heftige Stürme abgerissen; viele fallen im Herbst, während manche den ganzen Winter, durch Kälte und Stürme, hängen bleiben und erst im folgenden Frühling durch die neuerscheinende Knospe abgedrückt werden.

So mit uns Menschen. Mancher verwelkt und fällt als Knospe, die sich eben entfaltet hat. Kaum ist die Schaubühne des Lebens betreten, so wird dieselbe auch von Vielen schon wieder verlassen. Andere welken dahin in den schönsten, besten Jahren ihres Lebens; wieder Andere im kräftigen Mannesalter, und die Wenigsten erreichen ein hohes Alter. Alle vergehen. Wo sind die jungen, blühenden Gestalten, die sich einst mit uns des Lebens erfreuten? Wo sind die Starken, welche die stolzen Pläne für die Zukunft legten? Wo sind die Lieben, die dir in Freud und Leid zur Seite standen, die Herzen, die williglich mit dir die wechselnden Geschehnisse in trüben Erden tagen trugen? Wo sind sie?—Sie sind entrückt—begraben—sie sind vermodert, aber nicht vergessen. Auf dem Friedhof weht in stiller Abendstunde leise der Wind durch die zur Erinnerung aufgepflanzte Trauerweide und flüstert uns zu: Sie sind daheim im Vaterhaus, da wo kein Auge weint, kein Herz erkaltet, kein Schmerz die Seligen mehr ansprechen kann.

Bald wird auch der Sommer unseres Lebens dahin sein. Aber weit, weit über Thal und Hügel, auf den Friedensauen Neu-Jerusalem ist ewiger Frühling—ewige Jugend. Keine Herbstnebel kalt und feucht, keine rauhen Stürme der Zeit werden uns dort anwehen. Was ist unsere Aussicht im Hinblick auf diesen herrlichen Ort?

## Deutsch oder Englisch.

Eine Plauderei von R. L.



Da steht sie—eine dicke römische Zwei nemlich—das soll dem freundlichen Leser in Erinnerung bringen dieses sei die zweite Portion Plauderei, der schon eine erste vorangegangen ist. „Aller Anfang ist schwer,“ sagt das Sprichwort—aber daß der Fortgang auch schwer ist, sagt das Sprichwort nicht. Das Letztere habe ich aber schon oft erfahren. Heute erfahre ich es wieder. Das Plaudern in einer heitern Gesellschaft ist leicht, wenn eine Tonart nicht behagt, so schlägt man eine andere an; auf dem Papier geht es aber nicht so gut. Warum nicht? Weil das Thermometer heute auf 98 steht, und ich lieber zaudern als plaudern möchte.

Da wird's einem schwül zu Muth; man denkt an einen frischen Regen oder einen kühlen Bach, aber vergeblich, die paar Wölkchen am Horizont scheinen so ausgetrocknet wie die Bäche rings um uns her. Dann hat das Magazin zwanzig bis dreißigtausend Leser, ich kenne nur wenige davon, mit den andern muß ich's riskiren, ob ich ihren Geschmack treffe. Einer liebt süß, der zweite sauer, ein dritter gefalzen und manche auch gepfeffert. Für Salz bin ich auch, aber attisches muß es sein, nicht etwa Seesalz, das verdirbt den Appetit.

Von der deutschen Sprache habe ich das letzte Mal gesagt, sie sei reicher, biegsamer, leichter zu verstehen und zu erlernen als die englische. Das ist sicher Manchem sonderbar vorge-

kommen, weil er immer das Gegentheil gehört hat. Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt, und ich will den Beweis dafür nicht schuldig bleiben. Aber in ein paar Worten läßt sich's nicht thun. Die frugalen Leser will ich im Voraus um Verzeihung bitten wegen der großen Mäßigkeit, die ich ihnen hiermit vorsehe. Also, um Verzeihung, wenn manchmal ein etwas gelehrter Brocken mit dazwischen kommt.

Die europäischen Sprachen, mit Ausnahme des Ungarischen, Neu-Griechischen und Irisch-Celtischen theilen sich in natürlicher Ordnung in drei Sprachgruppen, die germanische, romanische und slavische. Zur germanischen Gruppe gehört Deutsch, Dänisch, Schwedisch, Holländisch, Englisch und die verschiedenen Mundarten dieser Sprachen. Zur romanischen Gruppe: Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Provenzalisches und Rumänisch; zur slavischen Gruppe: Russisch, Polnisch, Böhmisches, Serbisch, Neu-Bulgarisch, Slavonisch, Wendisch und einige andere, die man richtiger als Dialekte bezeichnet.

Die romanischen Sprachen stammen alle von der lateinischen und sind mit dieser und unter sich selbst eng verwandt; aber wie das Latein schon lange aufgehört hat eine lebende Sprache zu sein, so zeigen auch seine Sprößlinge bereits manche Vorzeichen des Verfalls, mindestens haben sie nicht die Frische, Lebenskraft und Universalität des Deutschen. Unter allen denkbaren politischen und kommerziellen Vortheilen hat das Französische von 1681 bis 1870 im Elsaß mit dem Deutschen gerungen — und das Deutsche ist Sieger geblieben. In der Gejinnung zwar sind die Elsässer uns im Lauf der vielen Jahre entfremdet worden, aber ihre Sprache ist noch immer deutsch.

Die slavischen Sprachen, und besonders die russische, haben mancherlei Vorzüge und sind in kräftiger innerer Entwicklung begriffen, dennoch verlieren sie beständig Territorium im Wettstreit mit dem Deutschen, wie man in den germanisch-slavischen Grenzländern und auch in Oesterreich-Ungarn beobachten kann.

In den Vereinigten Staaten hat sich die Zähigkeit und Lebenskraft der deutschen Sprache ebenfalls glänzend bewiesen. Seit Parisius mit seiner kleinen Colonie von Süddeutschen in Germantown sich niederließ (1698), sind nun fast zweihundert Jahre verflossen, trotzdem lassen sich noch Nachkommen jener Einwanderer finden, die bis in die fünfte und sechste Generation ihre deutsche Sprache erhalten haben. Und das unter oft höchst ungünstigen Umständen, denn es hat ja zu allen Zeiten deutsch-feindliche, politisch-mächtige Knownothings gegeben, wenn sie auch ihre Bestrebungen nicht so organisiert und planmäßig zeigten wie zur Zeit ihrer höchsten Blüthe in den vierziger und fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts.

Deutsche Journalisten und Schriftsteller machen es den Deutsch-Amerikanern oft zum Vorwurf, daß sie sich dem Englischen zu geneigt zeigen und ihr schönes Deutsch vernachlässigen. Dieser Vorwurf ist in vielen Fällen nicht ohne Begründung. Andererseits muß auch beachtet werden, daß von den vielen in den Vereinigten Staaten vertretenen Nationen keine ihre Eigentümlichkeiten und ihre Sprache so lange auf ihre Nachkommen fortvererbt als die Deutschen; die Juden machen freilich hier wie überall eine Ausnahme.

Worin liegt die Ursache, daß das Deutschthum so zähe ist? Etwa in einem hochentwickelten Vaterlandsgefühl? Keineswegs, denn der Deutsche hatte ja bis vor kurzem kein Vaterland, und noch jetzt sind die Sympathien für das geeinigte Deutschland sehr schwankend. Auf einen mächtigen Schutz

von Seiten Deutschlands konnte man auch nicht rechnen, denn deutsche Unterthanen waren bis vor kurzem im Ausland de facto auf sich selbst angewiesen. Als eine Empfehlung dient es bei den Anglo-Amerikanern auch nicht ein Deutscher zu sein, denn sie wissen noch recht wohl, wie die hessischen Soldaten in der englischen Armee gegen die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten gekämpft haben. Baron von Steuben, der mit einigen andern Deutschen die Sache der Freiheit verteidigen half, konnte den Flecken nicht abwischen, mit dem Kurfürst Friedrich II. von Hessen den deutschen Namen verunehrte, indem er 22,000 Hessen für 3,000,000 Pfund Sterling den Engländern verkaufte zur Knechtung ihrer Mitbürger.

Auf überlegene Intelligenz, strenge Moral, auf Treue und Redlichkeit thun sich die Deutschen gern etwas zu gut, und viele ihrer Verfemacher und Scribenten bestärken sie in diesem Glauben. Ich bin selbst ein Deutscher und kenne die Deutschen, aber auch Nichtdeutsche von vielen Nationen, was das aber für ein Ding sei: „Deutsche Treu' und deutsche Redlichkeit,“ das habe ich noch nicht ausfinden können. Bei andern Nationen gibt's auch Treue und Redlichkeit, während es bei den Deutschen oft viel Unredlichkeit gibt.

Die Kirche und Sonntagschule sind unstreitig mächtige Hilfsmittel für die Erhaltung und Verbreitung deutscher Sprache und Literatur. Das unkirchliche Deutschthum amerikanisirt sich in Unsitten und Sprache viel schneller als das kirchliche Element. Warum pflegen aber viele Denominationen hierzulande die deutsche Sprache so eifrig? Sie haben dafür gute Gründe, die Wichtigkeit derselben ist keineswegs eingebildet und auf nationalen, sonderkirchlichen, oder abergläubischen Vorurtheilen basirt.

Die Methodisten, Presbyterianer und andere Benennungen englischen Ursprungs sind weit entfernt der deutschen Sprache eine Verehrung beizulegen, wie etwa die Katholiken der lateinischen. Dennoch bildet man deutsche Conferenzen, lehrt deutsch in den von den betreffenden Kirchen beaufsichtigten Hochschulen und ermutigt die Prediger zum Studium der deutschen Sprache und nicht vergebens, denn ich kenne fünf englische Prediger aus dem engen Kreis meiner persönlichen Bekanntschaft, die noch im Mannesalter sich systematisch befleißigten deutsch zu lernen.

Die Hauptgründe für die Lebensfähigkeit der deutschen Sprache liegen eben im innern Werth der Sprache selbst. Als Stamm-Mutter der germanischen Sprachen besitzt sie eine größere Fülle, Biegsamkeit und Originalität als irgend eine ihrer Tochter Sprachen. Ihre zusammengesetzten und abgeleiteten Worte kommen mit wenigen Ausnahmen von deutschen Wurzeln, einen Vortheil, den nur der recht zu würdigen weiß, der die vergleichende Sprachforschung zu einem Studium gemacht hat.

Man nehme zum Beispiel die deutschen Worte: Durchsichtig, durchscheinend, durchleuchtend, durchblinkend, durchschimmernd, durchglänzend, durchflammend, durchlobernd und ähnliche. Alle diese Worte zeigen eine Einheit des Grundgedankens, dennoch ist jedes von dem andern in der engen Bedeutung verschieden. Deutsche Redner, Schriftsteller und Dichter haben somit eine reichhaltige Auswahl und einen weiten Spielraum ihren Wendungen Mannigfaltigkeit und Formenfülle zu geben — eine Anforderung, die namentlich an den Dichter unabwiesbar herantritt. Der größere Vorzug aber ist der, daß alle diese Worte von dem weitaus zahlreichsten Theil der Bevölkerung verstanden werden, namentlich zeigt sich dieses beim



mündlichen Vortrag, denn da kann man kein Wörterbuch gebrauchen wie beim Lesen.

Betrachten wir das Englische, so finden wir kein einziges Wort für „durchsichtig“; das nächstbeste ist *clear*, weil das aber zu armselig erscheint, und die englischen Gelehrten dieses wohl fühlten, so borgten sie von den Franzosen *transparent*. Dieses Wort kommt vom lateinischen *trans* = durch, und *parere* = scheinen, entspricht also ganz genau dem deutschen „durchscheinend“. Weiter borgte man *translucent*, abgeleitet vom lat. *trans* = durch, und *lucere* = leuchten, gleichbedeutend mit dem deutschen „durchleuchtend“. Noch immer Mangel an Auswahl empfindend, adoptirte man das vom griech., *dia* = durch, und *phainein* = erscheinen, stammende Wort *diaphonous*, manche schreiben es auch *diaphanie*.

*Pellucid*, vom lat. *per* = sehr, und *lucidus* = hell, licht, so wie *limpid*, vom griech. *lampein* = scheinen, oder von *lampros* = leuchtend, durchsichtig, wurden nächst dem aufgenommen. Auch *perspicuous*, vom lat. *perspicere* = durchschauen, wird manchmal im Sinne von „durchsichtig“ gebraucht, sonst entspricht es dem deutschen „anschaulich“.

Sehen die lieben Leser jetzt, wo der Haken sitzt? Die acht verschiedenen deutschen Worte, die ich aufzählte, versteht jeder einigermaßen geschulte Deutsche. Warum? Weil sie alle von deutschen Wurzelworten abstammen. Mit dem Englischen aber ist es anders. Von den in diesem Lande geborenen Anglo-Amerikanern versteht etwa die Hälfte was *transparent* ist, ein Fünftel was *translucent* meint und kaum einer aus Fünfzig kennt ohne Wörterbuch die Bedeutung von *diaphonous pellucid*, oder *perspicuous*. Wer's nicht glauben will, der forsche selber nach.

Letzten Sommer sprach ich mit Rev. J. Evans von der Vereinigten-Brüder Kirche, über den vorstehenden Punkt. Obgleich von englischer Herkunft, ist er der deutschen Sprache soweit kundig ihre Präzision und Leichtverständlichkeit gebührend zu würdigen. Dieser sagte mir in Beziehung auf „transparent“: „Well sir, I would not dare to use this word on the pulpit, for fear one half of my congregation would not understand me.“ Ich frag Br. Evans was für ein Wort er denn für das deutsche „durchsichtig“ gebrauchen würde, die etwas verlegene Antwort war: „Well, a kind of clear, a kind of bright — a kind of —“ Weiter ging's eben nicht. Bis dahin war ich immer der Meinung jedes einigermaßen gewitzte Kind verstände was „transparent“ meint, habe aber durch Nachforschen gefunden, daß ich die Sprachkenntnisse der Amerikaner weit überschätzte.

Vor einiger Zeit sagte mir ein alter deutscher Farmer: „Ja, wir müssen hier auch bald englisch gepredigt bekommen, meine Kinder verstehen alle besser englisch als deutsch“ u. Meine Antwort war: „Br. F., ich glaube es noch nicht, bis ich mich davon überzeugt habe. Ich wil deine Kinder in beider Gegenwart ein wenig fragen, dann kannst du es selbst hören.“ Gesagt gethan. Ich nannte ihnen *covenant*=Bund, *dispensation*=Heilsordnung, *renounce*=entsagen (2. Cor. 2, 4. meiden), *heresy*= (1 Cor. 11, 19. Irrthum, 2. Pet. 2, 1.) Setze, *hospitality*=Gastfreundschaft, *idolatri*=Abgötterei, *implacable*= (Röm. 1, 31.) unveröhnlich, *sacrilege*= (Röm. 2, 22.) Entheiligung, *impute*= (Röm. 4, 8.) zurechnen, und viele andere. Wie ich erwartet, mußten die jungen Leute kein einziges dieser Worte recht zu definiren, oder Sätze zu bilden, in denen diese Worte vorkommen. „Ja,“ sagte der alte Vater, „solche großen Worte mußt du nicht gebrauchen in der Predigt.“ „Aber, Br. F.,“ erwiderte ich, „sie stehen doch in der

Bibel!“ Ich sagte nun den Kindern die vorerwähnten Worte in deutsch und erhielt ziemlich treffende Antworten über ihre Bedeutung. Die jungen Männer nahmen es gut auf, die jungen Ladies aber schauten etwas sauer drein und mochten es ungalant finden, daß ich die Vorrathskammer ihres Sprachschatzes so zudringlich zu mustern wagte. Bemerken will ich noch, daß die Kinder jenes Bruders im Alter von zwölf bis sechsundzwanzig Jahren stehen und so gut geschult sind als die besten von der Landbevölkerung im nördlichen Ohio. Als Umgangssprache in- und außerhalb der Familie gebraucht man fast ausschließlich das Englische, zudem lesen die jungen Leute mindestens sechsmal so viel Englisch als Deutsch.

In einer andern Gegend des nördlichen Ohio fand ich eine ziemlich ausgedehnte Ansiedlung von Norddeutschen. Diese halten zähe an ihren alten Sitten und der plattdeutschen Sprache. Manche der Kinder, wenn sie anfangen in die Schule zu gehen, verstehen keine zwei Duzend Worte englisch. Die Lehrerinnen verstehen noch nicht ein Duzend Worte deutsch, so fängt der Unterricht und das unvermeidliche Spellen (*to spell*=buchstabiren) an. Die Kinder lernen das Alphabet, dann geht's Buchstabiren los: *Emm*—*eh*—*bschih*—*nag*, *etsch*—*eh*—*bschih*—*hag*, *es*—*tih*—*eh*—*bschih*—*stag*, und dabei weiß keins der Kinder, was das meint. Die Lehrerin ist vermöge der Sprache nicht im Stande den Kindern die rechte Idee beizubringen, durch Anschauungsunterricht es zu erklären, geht nicht wohl wegen der Lesebücher, denn die sind meist ohne alle Rücksicht darauf zusammen gestoppelt, über dem haben nur wenige Lehrer Geschick dazu. So wachsen die armen Kleinen heran, und die Alten meinen noch Wunder wie gut ihre Kinder Englisch verstehen. Ich kenne einen jungen Mann, über zwanzig Jahre alt, der dort geboren und geschult ist, und meint, er könne lesen, kann aber nur buchstabiren, denn wenn man in der Bibel oder einem gewöhnlichen Zeitungsartitel mehr als die Hälfte der Worte nicht versteht, wie kann man denn einen Sinn daraus nehmen?

Ich sprach mit Miß B . . . t, einer intelligenten Lehrerin der dortigen Gegend, über diesen Punkt und rieth ihr das Studium der deutschen Sprache an, um den Kindern Definitionen in Deutsch geben zu können. Sie schien über diesen Punkt sehr interessiert und sagte, sie habe schon lange gefühlt, welch ein großes Hülfsmittel ihr die deutsche Sprache beim Unterricht im Englischen sein könnte, versprach auch das Studium des Deutschen bald zu beginnen. Ein geachteter Schulmann der dortigen Gegend, ein Herr J. L., theilte mir mit, daß er dieselben Erfahrungen gemacht habe, frag mich um die besten Bücher zum Deutschlernen und ersuchte mich später, ihm Unterricht zu ertheilen.

Noch ein paar Beispiele will ich anführen zum Beweis, daß die deutsche Sprache viel leichter verständlich ist als die englische. Da komme ich unlängst in ein Haus, wo Vater und Mutter gut deutsch sind. Die Kinder, von denen einige schon erwachsen sind, sprechen und lesen das deutsche ziemlich fließend, meinen aber, das Englische sei leichter. Ich stellte ihnen einige Fragen, fand jedoch, daß ihre Kenntniß des Englischen nicht sehr umfassend war. Sie gaben dies auch zu, entschuldigten sich aber dahin, was in ihren Schulbüchern stehe, verständen sie. Auf meine Frage, in welchem Lesebuch (*reader*) sie wären, hörte ich „im fünften“. Ich gab der Sache eine scherzhafte Wendung und sagte: Es soll mich wundern, wenn ich aus eurem dritten Lesebuch in einer halben Stunde nicht fünfzig Worte finde, die ihr noch nicht versteht. Das war ihrem Ehrgefühl etwas nahe getreten, und um sich zu rechtferti-

gen, brachten sie Ridpath's History of the United States (Gram. School Ed.). Im ersten Satz, im ersten Capitel, heißt es: The primitive inhabitants of the New World, etc. Weder von primitive noch von inhabitants konnte ich eine Definition erlangen, als ich ihnen in deutsch sagte: „Die Ureinwohner der neuen Welt.“ war es ihnen klar. In dem angeführten Capitel, im zweiten Absatz, steht ferner: The origin of the Indians is involved in obscurity. In diesem kurzen Satz finden sich drei Worte, die den Kindern unverständlich waren, einen Sinn konnten sie somit nicht finden. Die deutsche Uebersetzung: „Der Ursprung der Indianer ist in Dunkelheit gehüllt.“ war ihnen sogleich verständlich. Auf der ersten Seite fand ich noch folgende, den Kindern fremde, Worte: Natives, descendants und aborigines. Natives, vom lat. natus, geboren, entspricht dem deutschen „Eingeborene“, descendants vom lat. descendere, niedersteigen, meint Nachkommen oder Abkömmlinge und aborigines, Ureinwohner.

Im zweiten Capitel des genannten Buches findet man: A Norse navigator. Die Bedeutung war den Kindern unbekannt, und um ihnen die Lösung zu erleichtern, frag ich was navigation, navigability oder navigable sei; über navy erhielt ich eine richtige Antwort, aber über keins der andern Worte. Und doch meint navigator nichts als das lächerlich einfache: „Schiffer.“ Schiff, Schiffer, schiffen, Schifffahrt, schiffbar, Schiffbarkeit, Schiffbruch, schiffbrüchig, schifferragend, schiffreich, Verschiffer, Verschiffung, verschiffen, einschiffen, Einschiffung, ausschiffen, Ausschiffung und viele andere Worte sind direkt von der Wurzel: „Schiff“ abgeleitet und höchst bezeichnend, klar und leichtverständlich. Vom englischen ship ist shipment, Schiffsladung oder Waarensendung, shipper, Verschiffer, Absender, Befrachter oder Verloader und shipping abgeleitet. Das letztere Wort bedeutet Verladung, Verschiffung, Einschiffung, Verschiffungsstufen, Verschiffung, Schiffsreisen u. v. a. Für „Schiffer“ hatte man kein Wort und borgte daher navigator vom lat. navis, Schiff und agere sich bewegen; navigation, Schifffahrt, navigable, schiffbar, navigability, Schiffbarkeit, navigate, schiffen und navicular, schifförmig, kommen von demselben lat. Wurzelworten, navigerous, schifftragend vom lat. navis, Schiff und gerere, tragen. Für einschiffen und Einschiffung hatte man ebenfalls keine rechte Bezeichnung und entlehnte vom Französischen: Embark und embarkment, ebenso für ausschiffen und Ausschiffung disembark und disembarkation. Man findet diese Worte in fast allen Büchern und Zeitungen, aber wie wenige Amerikaner sie verstehen, davon wolle der wahrheitsliebende Leser sich selbst durch Nachforschen die rechte Antwort verschaffen.

Letzten Sommer sprach ich über diesen Punkt mit Rev. J. B. von der Ev. Gemeinschaft. Als eingeborener Amerikaner neigt er sich freilich der Ueberschätzung des Englischen zu, ist aber auch ein erfolgreicher Prediger im Deutschen. Er vertheilte keineswegs die Ansicht, daß die englische Sprache leichter, bündiger oder klarer sei als die deutsche, bestritt aber meine Ansicht, daß die deutsche leichter sei. Ich bat ihn dann das Folgende ins Englische zu übersetzen: „Rücksichtlich dieser Angelegenheit möchte ich bemerken, daß.“ Er zauderte eine geraume Weile, dann sagte er scherzhaft; „Uebersetze du es.“ Ich antwortete: Retrospective of this affair I should like to remark that. „Ja“, sagte Dr., „du suchst auch gerade die großartigsten Worte heraus, das kann man auch in plain (plain) Englisch sagen.“ „Sage es einmal“, erwiderte ich. In regard to this matter I should remark, war seine Ge-

generirung. Ich zeigte ihm dann, daß regard und Beziehung einander entsprechen, indem beide sich auf vergangene und zukünftige Zeit und Lokalität vorwärts oder zurück beziehen. Rücksichtlich aber und retrospective beziehen sich nur auf Zeit oder Dertlichkeit zurück. Matter ist ebenfalls eine ungenaue und auch unschöne Version des deutschen „Angelegenheit“, affair ist viel besser, ist aber französischen Ursprungs, während retrospective vom lat. retro, zurück und specere, schauen, sehen, herkommt, es entspricht also genau dem deutschen „rücksichtlich.“

„Er ist sehr nachsichtig mit den Fehlern seiner Kinder,“ ist ein anderer Satz, an dem ich und Dr. B. unsere Uebersetzungsfunkst probirten, hierbei handelte es sich um das einfach-schöne, klassisch-edle „nachsichtig“. Forbearing, hat fünferlei verschiedene Bedeutung und ist nur in geringem Grade mit dem deutschen „nachsichtig“ verwandt, am nächsten kommt ihm das vom lat. stammende indulgent, doch ist die Tragweite und der Gehalt desselben bei den verschiedenen Schriftstellern sehr ungleich, überdem würde man vom gewöhnlichen Volk kaum verstanden, wenn man sagen wollte: Our heavenly Father is very indulgent with the faults of his children.

Noch ein Proöbchen möchte ich den Lesern heute von der Biegbarkeit und Fülle der deutschen Sprache geben. Ich will das Wort „sehen“ dazu nehmen und die entsprechenden englischen Worte hinter die deutschen setzen. „Sehen“, englisch to see, ist das Wurzelwort, davon wird abgeleitet: Seher, seer, Seherin, seeress, Sicht, sight, Gesicht, sight, Angesicht, countenance, Ansicht, view, Aussicht, view, prospect, Absicht, intention, Einsicht, insight, Uebersicht, survey, review, summary, Uebersichtlichkeit, conspicuousness, Umsicht, circumspection, Umsichtigkeit, circumspectness, Vorsicht, caution, Vorsichtigkeit, cautiousness, Durchsicht, revision, Durchsichtigkeit, transparency, Nachsicht, indulgence, Nachsichtigkeit, forbearance, Einsicht, regard, Aufsicht, control, Beaufsichtigung, inspection, Aufseher, overseer, Rücksicht, consideration, Rücksichtlichkeit, discretion, Rücksichtslosigkeit, regardlessness, Berücksichtigung, regardfulness (?), Ansehen, Ähnlichkeit, ansehnlich, vorsichtig, umsichtig, nachsichtig, durchsichtig, überflüchtig, hinsichtlich und viele andere von „Sehen“ abgeleitete Worte können wir aus Mangel an Raum nicht näher besprechen. Die mit der Vorsilbe „Seh“ gebildeten Substantiva fordern noch Beachtung. Da ist z. B. Sehnerv, visual nerve, Sehaxe, axis of vision, Sehfunde, optics, Sehrohr, telescope, Sehweite, visual distance, Sehwinkel, visual angle, und einige andere Formen, die sich durch ihre Einfachheit empfehlen.

Mit Ausnahme von seer, seeress, overseer, sight, insight und foresight sind die verschiedenen Abstufungen der großen Idennguppe „Sehen“ von fremden Sprachen abgeleitet. Das ist ein großer Uebelstand für das arme Volk. „Er ist ein umsichtiger Mann,“ ist jedem Deutschen geläufig; he is a very circumspectious man, nur wenigen Anglo-Amerikanern. „Umsichtig“ kommt von zwei deutschen Wurzelworten, um, rechts, links, vor und hinter sich, und sichtig von sehen, also um sich her sehen, ehe man etwas unternimmt. Circumspectious kommt vom lat. circum, um, herum, und specere, schauen, sehen, ist also gleichbedeutend mit umsichtig. Ein solches Wort ist aber zu hoch für das arme Volk, denn das nennt jeden Mann smart, sei er umsichtig, vorsichtig, einsichtsvoll, klug, gelehrt, weise, pfliffig, schlau, listig oder verschmißt. Für diesmal will ich zum Schluß kommen und möchte die Leser und Leserinnen bitten, mir nicht ihr Wohlwollen zu ent-



ziehen, weil ich die Schwächen der englischen Sprache aufdeckt. Denke Niemand, ich beabsichtige den jungen Leuten den Gebrauch und das Studium dieser Sprache zu verleiden, meine Absicht ist im Gegentheil, ihnen die Schwierigkeiten des Englischen zu zeigen, sie zur richtigen Würdigung des Deut-

schen zu führen und zum vergleichenden Sprachstudium zu ermuntern. Also herzlichen Gruß bis aufs nächste Mal, und wenn die Zeit zu lang wird, der lese das Vorstehende wieder über, es schadet nichts, dem Magazin nemlich, und den Lesern auch nicht. Quanti est sapere.

## Mexiko.

Von Daniel Kreh.



In einer früheren Mittheilung versprach ich, auch 'mal Etwas von den hier zahlreich wohnenden Mexikanern für das Magazin zu schreiben. Sie sind ein eigenthümliches Volk. Nachdem ich ihr Land und ihre Geschichte ein wenig berührt habe, werde ich auf dieses zurückkommen.

Rio Grande del Norte mit einer Länge von nahe 1800 Meilen. Letzterer bildet die Grenze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten und ist von seiner Mündung in den Golf bis in die Stadt Matamoros, eine kleine Strecke von sechzig Meilen, für kleine Schiffe fahrbar. An kostbaren Mineralien



Mündung des Rio Grande in den Golf.

Mexiko bildet den südwestlichen Theil unseres Continents. An der Nordseite grenzt es an die Vereinigten Staaten, an der Westseite an das stille Meer, an der Südseite an Central-Amerika und an der Ostseite an den Golf von Mexiko. Seine Größe ist etwa 750,000 Quadratmeilen, ist also etwas kleiner als Texas. In 1878 hatte es eine Einwohnerzahl von 9,340,000. Das Land erhebt sich von 5—9000 Fuß über den Meeresspiegel. Theilweise ist es bergig, theilweise auch schön eben. Die höchsten Berge sind der Popocatepetl (rauchender Berg) 17,880, der Orizaba 17,330, der Cosire de Perote 13,400 und der Iztaccihuatl (weißes Weib) 15,700 Fuß hoch. Diese alle sollen Vulkane sein. Städte hat es auch eine ganze Anzahl, von denen mehrere von ziemlicher Bedeutung sind. Auch mehrere Flüsse finden sich daselbst, aber ihrer felsigen Stromschnellen wegen sind sie meistens unschiffbar. Die zwei größten find der Rio Grande mit einer Länge von 500 und der

ist es eins der reichsten Länder der Erde. Am Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts war der jährliche Werth des Silbers und Goldes, welches seine Minen produzierten, etwa sechs Millionen Pfund Sterling. Wegen der inneren politischen Unruhen, welche die Republik seither zu bekämpfen hatte, ist der Ertrag weit geringer. Zur Viehzucht soll es ebenfalls sehr geeignet sein, wegen seines ausgezeichneten Weidelandes. Die Thiere der Wildniß, als Büffel, Tapir, Wolf, amerikanischer Luchs, Jaguar, Wildkatze u. a. m. sind dort zu Haus.

Manche Theile des Bodens sind äußerst fruchtbar, andere nicht. Die Hauptprodukte sind: Mais, Kaffee, Reis, Tabak, die verschiedensten Gewürze, Orangen, Bananas, Limonen, Trauben, Oliven etc. Auch die Seidenzucht wird in einigem Maßstab betrieben. Die merkwürdigste Verschiedenheit findet sich im Klima. In manchen Gegenden ist es fortwährend

Sommer, in andern zum erfrieren kalt, und solche Verschiedenheit kann man auf etliche Stunden Wegs erfahren. Durchschnittlich ist es aber gesund. Einer seiner größten Mängel ist, daß es zu wenige immerfließender Bäche und nie versiegender Quellen hat. Wo die Irrigation (Bewässerung) nicht angewandt werden kann, gibt es oft große Dürre. Und das ist ein großer Fehler. Man gebe mir ein Land, wo man reichlich von dem klaren frischen Quellwasser, welches der Schöpfer selbst bereitet hat, haben kann. Das ist weit besser als alle heimgemachten und destillirten Getränke. Selbst Kaffee und Thee kommen ihm bei weitem nicht gleich. Trotz des mannigfaltigsten Reichthums, den Mexiko hat, war sein Handel mit andern Ländern sehr gering. Auch an diesem Umstand trägt die Unbeständigkeit und Zerrüttung seines Regierungswesens größtentheils die Schuld. Es mag aber in diesen Stücken bald besser werden, die Aussichten dazu sind vorhanden. Davon spä-

Sie maßen ihre Zeit nach einem Solarjahr mit achtzehn Monaten und zwanzig Tagen für jeden Monat, und zählten noch fünf Tage hinzu, um die dreihundert und fünfundsiebzig voll zu machen. Durch Einschaltung von zwölf und ein halb Tagen alle zweiundfünfzig Jahre kamen sie auf diese Weise unserer Zeitrechnung ziemlich gleich. In ihrem Regierungswesen hatten sie gute Gesetze, welche sie sehr strenge, aber gerecht, vollzogen. Die Ursache und genaue Zeit, warum und wann sie Mexiko wieder verließen, sind unbekannt. Es soll um das Ende des zwölften Jahrhunderts gewesen sein, als sie weggingen. Es wird angenommen, daß sie südwärts zogen. Dieses schließt man aus den colossalen architektonischen Ueberbleibseln der Städte Palenque, Uxmal und Mitla in Central-Amerika. Nachdem die Toltecs fort waren, kamen die Aztecs ebenfalls wie jene vom Norden. Dieses sind die Stammväter der heutigen Mexikaner. Als sie ins Land kamen, wanderten sie von



Lipan Furth, fünfundachtzig Meilen oberhalb der Mündung des Pecos.

ter mehr. Mit diesem will ich, nun auf die Geschichte des Volks selbst übergehen.

Die ältesten Bewohner von Mexiko, von denen die Geschichte Kenntniß hat, waren die Toltecs. Ihre Herkunft ist in Dunkel gehüllt. Alles, was wir wissen, ist, daß sie im siebenten Jahrhundert vom hohen Norden, aus einem Platz, welchen sie „Tullan“ nannten, in das mexikanische Thal kamen. Sie waren ein friedliebendes, fleißiges und intelligentes Volk. Ein bedeutendes Maß von Civilisation müssen sie besessen haben, denn sie betrieben Ackerbau, bauten Straßen, Häuser und Städte. Ihre Geschicklichkeit in der Verfertigung allerlei künstlicher steinerne und irdene Waaren erregt Bewunderung. Auch waren sie gute Architekten, wie man jetzt noch an den Ruinen gewesener Tempel und anderer kunstvoller Gebäude sehen kann. In ihrer Schriftsprache bedienten sie sich der Hieroglyphen. Sie verstanden sich auf Astronomie und andere Wissenschaften. Merkwürdig war ihre Kalendereinrichtung.

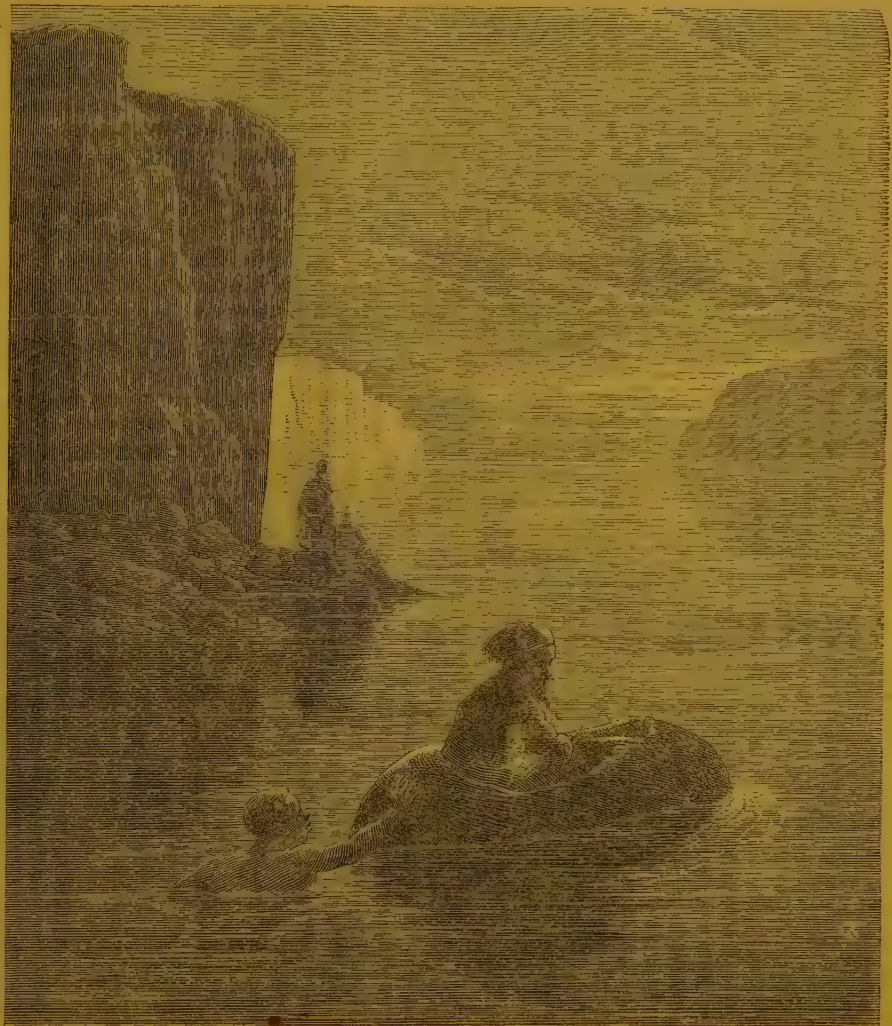
Ort zu Ort, bis sie im Jahr 1325 die Stadt Tenochtitlan, welche jetzt Mexiko heißt und im Jahre 1878 230,000 Seelen zählte, gründeten. Sie wurden nach und nach ein mächtiges Volk mit einer monarchischen Regierungsform. Ihre Gesetze waren ebenfalls sehr strenge, wie die der Toltecs, aber in ihren Gerichtsungen handhabten sie eine eben so strenge Gerechtigkeit. Ihre Religion war ein abscheulicher Götzendienst. Sie glaubten an ein höchstes unsichtbares Wesen, das Alles erschaffen hat und Alles regiert, mit Namen T o t l. Unter diesem waren dreizehn Hauptgötter, unter welchen noch mehr zweihundert andere standen. Für jeden dieser Götter war ein besonderer Tag angeordnet, an welchem ein Fest gefeiert wurde. Als Oberster dieser zweihundert stand der Patron-Gott der Mexikaner, nemlich der schreckliche Huizilopochtli (mexikanischer Mars). Die glänzendsten Tempel und Altäre waren ihm in den Städten errichtet. Dem Spanier Cortez und seinen Begleitern wurde es von Montezuma, dem



Herrscher des Landes, erlaubt in die Stadt Mexiko zu gehen und diesen schrecklichen Abgott zu sehen. Er wird also beschrieben: „Er hatte ein breites Gesicht, großes Maul und gräßliche Augen. Er war bedeckt mit Gold, Perlen, köstlichen Steinen und war umgürtet mit goldenen Drachen. An seinem Hals waren Angesichter der Menschen in Silber und ihre Herzen in Gold ausgemalt. Nahe dabei waren drei wirkliche Herzen von Menschen in messingnen Gefäßen. Diese drei Menschen waren an jenem Tage geopfert worden.“ Der Geruch dieses Orts, wird uns gesagt, war wie der in einem Schlachthause. Die Opfer wurden meistens im Krieg von den benachbarten Völkern geraubt, mit großem Triumphgeschrei und Musikbegleitung auf die Höhen des Tempels geschleppt, wo sie in Gegenwart der Volksmenge an den Opferstein gebunden, ihre Brust geöffnet und ihnen das blutende Herz herausgerissen wurde, welches entweder vor den Götzen gelegt oder mit Mais vermischt von den Anbetern aufgegessen wurde. Eine Zeit lang vor dem Kommen der Spanier sollen jährlich nicht weniger als zwanzigtausend Menschen auf diese Weise geschlachtet worden sein!! Abwechselnd wurden dann auch mildere Opfer aus Früchten, Blumen zc. gebracht, begleitet von Gesang und Tanz. Nach ihrer Mythologie war ihr Hauptgott Taotl, der solche Opfer, wie die letztgenannten, liebte, und der einmal in Anahuac — die Gegend, wo die Hauptstadt ist — regierte, aus irgend einer Ursache von der Erde verschwunden. Er

nahm den Weg über den mexikanischen Golf, versprach aber wieder zu kommen. Dieser Aberglaube war den Spaniern vorthellhaft, indem die Eingebornen glaubten, die Spanier seien Verwandte von ihrem längst mit Sehnsucht erwarteten Gott, weil sie eine helle Hautfarbe hatten und langes schwarzes Haar und Bart trugen. Die Spanier landeten unter Cortez ums Jahr 1519. Der damalige Herrscher war der schon genannte Montezuma, ein energischer, mächtiger Fürst, der aber nach und nach gleichgültig wurde und durch dieses, nebst seiner übermäßigen Anhänglichkeit an den Tem-

pelbienst, sich den Haß seiner Unterthanen zuzog. Die Orakel hatten ihm schon angekündigt, daß seiner Herrschaft Gefahr drohe. Bald erfüllte sich diese Ankündigung. Cortez mit seinem kleinen wohlgerüsteten Heer erwies sich nicht als ihr Freund, wie sie erwarteten, sondern als gieriger Eroberer. Nach den blutigsten Kämpfen, in welchen die Eingebornen den erstaunlichsten Heldenmuth bewiesen, eroberten endlich die Spanier das ganze Land. Die Eroberer behandelten die Ueberwundenen auf die heuchlerischste und brutalste Weise, indem sie ihnen unter allerlei falschen Versprechungen ans Fabelhafte grenzende Massen Goldes ablockten und sie hernach ermorde-



Den Rio Grande kreuzend.

ten. Unter dem Namen „Neu Spanien“ wurde nun Mexiko der spanischen Herrschaft unterthänig gemacht. Der Götzendienst wurde ausgerottet und das Volk durch Zwang und alle möglichen Mittel zur Annahme der römisch-katholischen Religion gebracht, welche auch bis heute die Oberherrschaft behalten hat. So blieb es unter spanischer Herrschaft bei drei Jahrhunderten bis ums Jahr 1810, als die Mutterregierung in einen Krieg mit Napoleon verwickelt war, eine Rebellion unter der Leitung eines Priesters Namens Hidalgo ausbrach, welche damit endigte, daß in 1824 die Unabhängigkeit Mexikos

von allen auswärtigen Mächten, Spanien ausgenommen, anerkannt wurde. Seither war es unter vielen wechselvollen, harten Stürmen, während welcher viel Blut vergossen wurde,

eine Republik, mit Ausnahme des unglücklichen Maximilians kurzer Herrschaft. Genug für diesmal. Nächstens etwas von Mexikos Kämpfe mit Texas.

## Richard Conrad's Dankstag.

### Von I.



un Kind, warum stehst du denn eigentlich schon wieder hier heute? Hast du vielleicht die Namen der Tage in der Woche vergessen? Ein schlimmes Zeichen das!

Du wirst bestimmt niemals eine geschickte, gefällige Hausfrau abgeben; es ist Donnerstag und nicht Freitag—nun geh' und stehe nicht länger hier und beobachte mich auf Tritt und Schritt."

Richard Conrad der „wüste Geizhals“, der „alte Einsiedler“—wie seine Nachbarn ihn mit großer Vorliebe zu tituliren pflegten—wandte sich, nachdem er obiges gesagt hatte, schnell um nach einem an der Thüre stehenden Mädchen und warf demselben einen solch scharfen, zürnenden Blick zu, daß sicherlich manche bedeutend ältere Personen erschreckt zurück gebebt wären. Allein, die kleine zeigte durchaus keine Anwandlung von Furcht, und der alte Conrad fuhr in noch lauterem, schärferem Tone fort:

„Ich frage nochmals, warum stehst du hier und gehst nicht nach Hause? Bist du etwa gesandt mich auszuspioniren? Nachgerade vergeblich—du bekommst in keinem Fall mehr von mir zu wissen, als du bereits weißt.—Ich bin ein Geizhals; ja, so sagen sie Alle; ich spare das Geld haufenweise. Und der Fall gesetzt, es wäre so—es wird doch endlich, wenn ich einmal ins Gras beißen muß, alles zur Unterhaltung einer Irrenanstalt verwandt werden. Kein Mensch, fauber nicht einer, wird irgendwelchen Nutzen davon haben, bis nach meinem Tode. Etwas mehr? Ja, vier Tage in der Woche lebe ich von Nichts, respektiv vom Wind, und die übrigen drei Tage kocht deine Mutter für mich. Das bringt uns zurück zur eigentlichen Sache: Warum kommst du heute, da dies doch nicht mein Markttag ist?"

„Aber bitte, Herr Conrad, es ist ja heute Dankstag.“

„Dankstag? Wie! Nun, ich achte der wird eben so gut sein, als irgend ein anderer Tag.“

„O, Herr Conrad, nicht bloß das, er ist, meine ich, viel besser, wir waren für uns der Meinung, Sie wollten vielleicht einen garten Truthahn zubereitet haben.“

„So, einen Truthahn! Und warum gar soll ich mein Bißchen sauer verdientes Geld auch noch für einen Truthahn dahin geben? Wäre unerhörte Verschwendung!"

„Nicht doch, Herr Conrad—es ist ja Dankstag.“

„Hm! Demnach möchtet ihr mal einen garten Leckerbissen verschmausen, weiß Dankstag sein soll.“

„Keineswegs, bester Herr! Der Vater liegt gerade jetzt zu Hause krank, er hatte schon längere Zeit gar keinen Verdienst, und er sagte heute Morgen, er könne uns diesmal unmöglich einen Turkey' kaufen.“

„Und Ihr dachtet, nicht wahr, falls Ihr einen dieser Vögel für mich kochen dürftet, so wüßtet Ihr auch schon einen Plan, Euch ein gutes Stück zu Gemüthe zu führen. Wie?"

„O nein, deshalb durchaus nicht,“ erwiderte Ella, „wir

dachten nur, Sie würden sich heute einsam fühlen; und da Sie weder nach Haus noch irgendwo sonst hin zu gehen pflegen, glaubten wir, Sie möchten wünschen, es sich heute „daheim“ so gemüthlich zu machen, als möglich.“

„Daheim,“ wiederholte der alte Conrad, dessen Herz im Geiz fast ganz eingetrostet war, während er seine dicken, dunkeln Augenbraunen scharf zusammenzog, „und—wie weißt du,“ ergänzte er, „daß ich ein Heim' habe?"

„O, entschuldigen Sie,“ bat das Mädchen, die das drohende Zucken der Augenbraunen unrichtig verstanden, „ich konnte mir ja nicht denken, daß Sie kein Heim' hätten. Eben kam mir's in den Sinn, wie sehr Ihre Mutter es doch wünschen müßte, Sie heute bei sich zu haben, um mit ihr einen solch kostbaren Braten zu verspeisen. Oder"—der Alte machte hier eine plötzliche Bewegung—„haben Sie vielleicht auch keine Mutter?"

Richard Conrad ging sinnend die Stube auf und ab, als diese letzte Frage an ihn gestellt wurde. Wie von einem elektrischen Schläge getroffen, stand er plötzlich still und murmelte die Worte: Heim, Mutter—Heim, Mutter, immer wieder und wieder vor sich hin. Und als erinnerte er sich auf einmal des Kindes wieder, schaute er auf und sagte:

„Nun, ich denke jeder Mensch wird wohl eine Mutter gehabt haben zu irgend einer Zeit seines Lebens, und es ist glaublich, daß ich auch eine hatte, allein,“ fuhr Conrad fort, während er seine Stimme erhob, „wer hat dir befohlen, hierher zu kommen und von solchen Dingen zu sprechen. Was?"

„Niemand,“ entgegnete das brave Mädchen fest.

„So schere dich zum Hause hinaus.“

„Und wollen Sie wirklich keinen Turkey'?" frug die Kleine spitzig, indem sie sich ein wenig von der Stelle bewegte.

„Mache daß du fort kommst!" schrie der verkümmerte Geizhals, der nun vollständig außer Fassung war. Ella erkannte ihre gefährliche Lage auf einmal und trat sofort von der Thüre zurück. Sie fürchtete, es möchte zu Handgreiflichkeiten kommen. Mit traurigem Herzen und dem Ausdruck unverkennbarer Täuschung auf ihrem Antlitz lenkte sie ihre Schritte der Heimath zu.

Kaum aber hatte sie die kleine Pforte droben am Thor erreicht, als auch Richard Conrad sie schon wieder zurückrief, und eine Banfnote in ihre Hand legend, sagte er, als wie im mürrischen Tone: „Ich habe mir die Sache überlegt, ich will denn einen Truthahn bezahlen, und da ich sonst dringende Geschäfte habe, so mag deine Mutter auf den Markt gehen; sie muß aber das Geld, welches ich durch dich überfende, fauber Alles verausgaben und genug einkaufen, daß sie im Stande ist, ein ordentliches Essen für fünf bis sechs Personen herzurichten, da ich beabsichtige, mehrere zu Gaste zu laden, und das merke,“ setzte er kräftig hinzu, „daß ihr dem Vogel die zarte Haut nicht abschält, oder sonstwie Euch ein Stück wegstibigt.“

Man denke sich—noch vor Abend war es in der ganzen



Nachbarschaft bekannt, daß Richard Conrad, der „wüste Geizer“, der „alte Einsiedler“, zum Erstaunen Aller doch einmal in seinem Leben ein gutes Mittagessen bestellt habe und den Dankstag zu feiern gedenke. Und da er wegen dringender Angelegenheiten plötzlich von Hause gerufen worden sei, hieß es weiter, so habe er der kleinen Ella gesagt, sie solle so viel von dem Truthahn essen, als sie wolle, und den Rest nach Belieben Jemand sonst mittheilen — nur so, daß nichts umkomme.

Tage und Wochen vergingen, ohne daß Richard Conrad zurückkehrte, und als man sein Haus endlich wieder geöffnet sah, so bemerkte man am Fenster eine schon etwas ältliche, aber noch recht frisch aussehende Dame mit schönen Silberlocken, die sich sanft in der kühlen Morgenluft wiegten.

Indessen erregte ihre Erscheinung keine solch große Verwunderung unter den Nachbarn, als vielmehr die gründliche Veränderung an Richard Conrad selbst, denn er war von Stund an ein ganz anderer Mensch — nachbarlich, zufrieden und später sogar (und ist das nicht ein Wunder?) wurde er noch wohlthätig und oft recht freigebig. Die Ursache dieses Wandels war eine Art Geheimniß — Denen zwar nicht, welchen die alte Frau Conrad öfters mit Freudenthränen erzählt hatte, wie ihr Sohn Richard und sie sich nun versöhnt hätten nach

zehn Jahre langer Trennung. Ob eines geringfügigen Handels waren sie entzweit worden, und längst schon hätte sie Richard die Hand der Versöhnung geboten, allein sie konnte seinen Aufenthaltsort nicht auffindig machen, und so sei er endlich an einem schönen, glücklichen Dankstag selbst zu ihr gekommen.

Während Frau Conrad dies erzählte, rief sie jedesmal ein freundliches, blauäugiges, hübsches kleines Mädchen an ihre Seite, die beständig um sie war, und die sie auf ihre Kosten gründlich zu erziehen sich vorgenommen hatte, und sagte:

„Ella war das gesegnete Werkzeug in der Hand unseres lieben himmlischen Vaters, um den Sohn mit seiner alten Mutter wieder zu vereinigen. Sie war es, die durch ihre kindlichen Worte Richards Herz erreichte, und daß er ein Verlangen bekam, seine alte Mutter noch einmal zu besuchen. O wie wünschte ich, daß ich doch Jemand sonst in der Welt auch einen solch glücklichen Dankstag bereiten könnte, als sie mir und meinem Sohn Richard bereitet hat.“ Ja, und wie wünschten wir von ganzem Herzen, daß in ähnlicher Weise auch beim heurigen Dankstag manchem redlichen Armen und seiner Familie durch die Bekehrung dieses oder jenes Geizhalses auf solch unerwartete Weise ein kräftiges „Diner“ möchte bereitet werden. Ist wohl Hoffnung?

## “Wer nur den lieben Gott läßt walten.”

Zur Erinnerung an Georg Neumark, † 8. Juli 1681.

(Von Th. S.)



Wer ist nicht schon erquickt und gestärkt, getröstet und ermuntert worden von diesem kräftigen und milden, könnigen und herzlichen Lied! Schon in der Schule lernt sich's leichter als manches Andere, besonders in den Schuljahren die martigen Sprüche prägen sich wie von selbst dem Gedächtniß ein, und in der Schule des Lebens fallen sie wieder ein zur rechten Zeit; man spürt's dem ganzen Liede wohl an, daß es einer gemacht, der mit „dabei gewesen“ in „Kreuz und Leid“, und der aus eigener Erfahrung als beste Waffe gegen den Feind Sorgengeist den Glauben anpreisen kann: „Wer Gott dem Allerhöchsten traut, der hat auf keinen Sand gebaut.“ Bei uns in Schwaben muß das Lied besonders eingeschlagen haben; erzählt doch die Sage von einer frommen Magd im Württembergischen, Katharine Jähnin, die es, noch ehe sie davon gewußt, im Traume von den Engeln aufs allerlieblichste habe singen hören. Aber es war überall, soweit die deutsche Zunge klingt, gar bald daheim; wie einst in den Frühlingstagen der Reformation die evangelischen Lieder mit den Lüften durch alle Gauen getragen wurden, so muß es auch wieder unserem Liede gegangen sein. Auch in katholische Gesangbücher hat es Einlaß gefunden, ja sogar im israelitischen unseres Landes, was wir wohl verstehen können, da es nach des Dichters eigenem Ausspruch gesungen ist nach dem Wort: „Wies dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich wohl versorgen;“ aber, wenn auch scheinbar der christliche Glaube nicht bestimmt darin ausgedrückt ist, sondern, wie man etwa sagt, ein allgemeiner Vorsehungsglaube, so meinen wir doch, den könne so recht von Herzen und mit Freuden nur ein Christ haben, der singen darf, „Gott, der uns ihm hat auserwählt, weiß auch am besten, was uns fehlt.“

Selbst über die deutsche Zunge hinaus hat unser Lied Herzen gefunden, die es nun in ihrer Sprache brauchen, in Holland, Schweden, England, Frankreich und selbst bei den Estimos.

Wundersame Geschichten viel werden von dem Liede erzählt; fast zu allem ist's schon gut gewesen in diesen 200 Jahren. Einem armen Bäcker hat es Kundschaft verschafft, manchem Kriegsmann den rechten Muth gegeben; als Morgen- und Abendgebet ist's gebraucht worden in Hütte und Schloß, aber auch bei der Todtenfeier eines großen Königs auf dessen besondern Wunsch; Auswanderer hat es auf der See getröstet, Schwermüthige aufgerichtet, aber selbst auch als Ausdruck eines Gottesgerichtes ward von der Stimme des Volkes der Vers verwendet: „Es sind ja Gott geringe Sachen“ u. s. w. Einiges davon darf wohl nachgezählt werden, wenn man am Tobestag des Dichters dem Lied sein Jubiläum feiert. Bald nachdem es gedichtet, trat zu Brandenburg ein fröhlicher Bäckergefell in Arbeit, der das Lied täglich sang. Das gefiel den Leuten so gut, daß viele, um das Lied zu hören, bei dem Meister dieses Gefellen baden ließen, wodurch er, vorher arm, in gute Kundschaft kam. Das Lied aber wurde in der ganzen Stadt bekannt. Doch gerade ebenso von mancherlei vornehmen Leuten wird erzählt, daß sie das Lied hoch hielten, die Sorgen sind eben Sorgen auch in Gold und Seide. Johann Georg II. von Sachsen Ehgemahl ließ das Lied in ihren Kalender drucken und betete es alle Abend und Morgen; war sie aber krank, so mußten es Andere an ihrem Bette thun. Friedrich Wilhelm I., des großen Friedrichs Vater, befahl, bei seiner Beerdigung noch einmal zu singen, was ihm im Leben so lieb gewesen. Und Herzog Bernhard der Fromme sang selbst noch vor seinem Verschleiden mit. Die Auswanderer und ausge-

sandte Heidenboten mit dem „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ das Heimweh überwunden und sich in die himmlische Heimath hineingesungen haben, ist in dem Buche „Die Kernlieder unserer Kirche im Schmuck der Geschichte“<sup>2</sup> des Genaue-  
ren zu lesen. Ein württembergischer Obermann aber schrieb vom Main aus im Jahr 1866: „Lieber Vater, liebe Mutter — vielleicht das letzte Mal schreibe ich diese mir so theuren Namen. Doch nur in festem Glauben fortgesungen: Denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, den verläßt er nicht.“ Und als Jüngendorf, im Jahr 1753 in London mit dem Schuldgefängniß bedroht, weil ein erwarteter Wechsel nicht zur bestimmten Zeit eingetroffen war, durch unerwartet frühe Ankunft des nächsten Packetboots aus der Noth gerissen wurde, lautete am selben Tag die „Lösung“: „So kommt er, eh wir's uns verich'n, und läßt uns viel Guts gescheh'n.“

Wenn Neumarks Lieb von einer solchen Reihe Geschichten wie mit einem Ehrenkranz umgeben ist, so fragt man desto begieriger, ob es selbst auch nicht einer außerordentlichen Geschichte seine Entstehung verdanke. Darüber erzählt im Jahr 1744 ein gewisser Amarantes Folgendes: „Hier in Hamburg im Jahr 1653 lebte Neumark als dienstlos in großer Armuth, so gar, daß er seine Biola di Gamba, welche er vortrefflich spielen konnte, verkaufen mußte. Endlich wurde er rekommendirt an den schwedischen Residenten, Herrn v. Rosenkrantz; der gab ihm zur Probe etwas an die Reichsräthe in Schweden aufzusetzen, und da es wohl gerieth, nahm er ihn an zum Secretario mit hundert Thalern schwer Gold zur Wage. Als Neumark seine Biola di Gamba wieder eingelöst, machte er das Lied, und da er es componirte, spielte er es das erste Mal darauf mit Vergießung vieler Thränen.“ Aus dieser Nachricht sind dann alle die späteren Erzählungen geflossen, die in Versen oder gewöhnlicher Rede unter uns bekannt sind. Aber wir haben von Neumarks eigener Hand einen andern, in Wahrheit nicht weniger erquickenden Bericht, wenn er auch nichts so ganz Außerordentliches

enthält; ja dieser wirkliche Hergang ist nur um so lieber für uns, da auch jeder einfache Lebenslauf Aehnliches bietet, was uns zu gleichem Dank und neuem Gottvertrauen erwecken möchte und könnte, wenn wir mehr danken und vertrauen wollten. Also, Neumark war fern von der Heimath, durch Plünderung um alle Habe gekommen, „mit ziemlich ausgeleertem Beutel, in welchem er eher die Nacht als die Münze fühlete,“ und ohne Beruf in Kiel. „Ich wurde,“ erzählt er, „so melancholisch, daß oftmals ich des Nachts in meiner Kammer den lieben Gott mit heißen Thränen knieend um Hülfe anflehte, welches mein Weinen und Klagen der liebe und barmherzige Gott endlich ganz unvermerkt angesehen und mir schleunig seine große Hülfe und Gnade erscheinen ließ.“

Der Hauslehrer des Amtmanns Etesan Hennings war während der Abwesenheit des letzteren wegen schlechter Auf-  
führung davon gelaufen, und sofort am Morgen ließen ein paar Gönner, die mir bis jetzt wenigstens das Unentbehrlichste hatten zukommen lassen, sagen, es wäre nun die Stelle, worauf sie bisher gedacht, gefunden, ich möchte mich nur bis zu des Herrn Amtmanns Heimkunft gedulden. Als dieser nun den dritten Tag nach Hause gekommen, wurde ich gefordert, da sie mir diese herrliche Condition und deren sämmtliche Umstände und ganze Beschaffenheit an- und vortrugen. Welches schnelle und gleichsam vom Himmel gefallene Glück mich herzlich erfreute und noch des ersten Tags meinem lieben Gott zu Ehren das Lieb „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ aufsetzte, und hatte genug Ursache, der göttlichen Barmherzigkeit vor solche erwiesene unversichene Gnade sowohl damals als noch jetzt und bis an mein Ende herzlichlich Dank zu sagen.“

Der genaue Titel, den Neumark seinem Liebe gab, lautet: Trostlieb. Daß Gott einen Jeglichen zu seiner Zeit versorgen und erhalten will. Nach dem Spruch: Wirf dein Anliegen . . . Ps. 37, 37—39; Ps. 55, 23; Sir. 2, 6; Eph. 3, 20, 21; Ebr. 10, 35.

(Schluß folgt.)



So sieht Herr Neumark aus, der Tugend lieber Sohn,  
Der Orphen unsrer Zeit, der deutschen Sprache Kron,  
Des weitberühmten Geists schon zu den Eternen steigt,  
Des auch der Kriechenselb, der große Ferdinand,  
Der Nilos Nömisches Meids, ihm seine Gnad' erzeiget.  
Der sieht ihn denn nun nicht, als Neid und Unverstand?

Joh. Seb. Bach,  
heider Nachten Licent.  
1656.



# B l o c k e n k l ä n g e .

Von H. W.

**E**s ist sonderbar, wie die Glockenklänge ein deutsches Gemüth bewegen und rühren können. Es wandelt uns an, sobald wir die Töne dieser erhabenen Boten vernehmen, als wenn Engel zu uns redeten.

Ich habe geschrieben, ein deutsches Gemüth, ich that es bedächtiglich, denn für Jeden, der seine Kindheit in Deutschland verlebte, hat der Glockenklang etwas Rührendes; etwas das zur Andacht stimmt. Unauslöschliche Erinnerungen werden wach gerufen in einem solchen Herzen; Erinnerungen, welche nicht überall, und besonders nicht in Amerika, mit dem Geläute der Glocken verbunden sind. Wie viele heilige Eindrücke knüpfen sich z. B. an die Sabbathglocken, und welchen Einfluß üben sie auf das Gemüth aus! Begeistert ruft der Dichter—und wir stimmen mit ihm ein:

„Wie süß tönt Sabbathglockenklang,  
Durch Feld und Wald dahin!  
Man siehet dann die Christen all,  
Zur Kirche fröhlich zieh'n.“

Aber nicht nur rührt uns das Feiertägliche der Sabbathglocken; welche Erinnerungen hat auch das Besperglöcklein für uns! Und wie andächtig und poetisch stimmt es uns. Dann kommen für den Landmann und seine müden Zug- und Lastthiere die lieblichen Töne des Feierabendglöckleins:

„Hört ihr das Glöcklein? Es läutet so schön,  
Es ladet uns heimwärts zur Ruhe zu gehn.  
Läute, o Glöcklein, nur zu;  
Wir kommen zur süßen Ruh'.“

Und dann das Todtenglöcklein!—Sein Ton mischt sich unter die heitersten Freuden des Lebens und rührt auch das gleichgültigste Herz. Andächtig nimmt der Landmann sein Kapplein ab; sein Gefinde ruht mitten in der Arbeit, und alle beten ein stilles Vaterunser für den Sterbenden, ohne erst zu fragen, wer es wohl sein möchte. Es ist eine fromme, alte Weise, welche Niemand zu zerstören wagt, weil Jedermann auch noch auf ein kurzes Gebetlein hofft, wenn die nemlichen Töne einst für ihn erklingen. O, daß doch keine irdischen Mißklänge uns in jener Stunde den friedlichen Ton im Herzen verstimmen möchten!

Mehr als einmal haben Dichter ihre schönsten Blumen zum Blüthenkranz den Glocken gewunden und haben dieselben durch ihre Gedichte mit einem erhabenen, hellen Nimbus umgeben. Man denke nur an das Lied von der Glocke von Schiller:

„Was in des Damms tiefer Grube  
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,  
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,  
Da wird es von uns zeugen laut.  
Noch dauern wir's in spätern Tagen  
Und rühren vieler Menschen Ohr,  
Und wird mit dem Betrübten klagen  
Und stimmen zu der Andacht Chor.  
Was unten tief dem Erdensohne  
Das wechselnde Verhängniß bringt,  
Das schlägt an die metallne Krone,  
Die es erbaulich weiter klingt.“

Und wie schön, wie rührend schildert er erst den Beruf dieser erhabenen Boten, wenn er sagt:

Und dies sei fortan ihr Beruf,  
Wo zu der Meister sie erschuf!  
Hoch überm niedern Erdenleben  
Soll sie im blauen Himmelszelt,

Die Nachbarin des Donners schweben  
Und grenzen an die Sternennwelt,  
Soll eine Stimme sein von oben,  
Wie der Gestirne helle Schaar,  
Die ihren Schöpfer wandelnd loben  
Und führen das betränzte Jahr.  
Nur ewigen und ernstern Dingen  
Sei ihr metallner Mund geweiht,  
Und stündlich mit den schnellen Schwingen  
Berühr' im Fluge sie die Zeit.  
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;  
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,  
Begleite sie mit ihrem Schwunge  
Des Lebens wechselvolles Spiel.  
Und, wie der Klang im Ohr vergehet,  
Der mächtig tönend ihr entschallt,  
So lehre sie, daß nichts besieget,  
Daß alles Irdische verhallt.“

Wie manchmal haben uns wohl die Eltern gesagt: „Kinder, es hat noch größere Glocken in der Welt als diejenigen auf unserem Thurne, aber ein schöneres Geläute als das heimatliche findet man nirgends.“ So fanden wir es auch, als wir später in die Fremde zogen und nach langem Sehnen das Getöse der heimatlichen Glocken wieder hörten. Nie tönten sie lieblicher, als gerade damals, da wir aus der Fremde wiederkehrten. Der Eltern Worte hatten tiefen Sinn.

Heute noch, nachdem der Sturm der Jahre an uns vorübergebraust, wenn wir wieder in das heimatliche Dorf einzichen könnten, würden die alten Glocken uns nach längst gewohnter Weise ein rührend: „Willkommen! Willkommen!“ zurufen. Zwar würden auch wir wehmüthig sagen können:

„Es ist nur noch der Ort,  
Wo wir geireut uns haben,  
Die Lieben all' sind fort,  
Verreiset oder begraben.“

Zwar kenn ich jedes Haus;  
Doch andre Menschen schreiten  
Geschäftig ein und aus,  
Als wie zu meinen Zeiten.“

Das Einzige, das noch ist wie vor Alters, ist wohl nur der Klang der Glocken, denn sie allein sind geblieben und reden noch die nemliche Sprache. Ja, es ist noch das Geläute aus den Tagen unserer Kindheit. Doch höre! Fast scheint es, sie rufen uns zu: „Ziehe fort, ziehe fort! Fremdling, ziehe fort!“ Wir wollen gehen und das Phantasiren lassen; betrachten wir die Glocken und ihr Geläute von einem mehr prosaischen Standpunkte.

In Amerika haben die Glocken und ihre Klänge bis jetzt noch keinen so hervorragenden Platz im Gemüthsleben der Menschen gefunden, wie in Deutschland. Sie haben hier nur den Beruf, am Sonntag das Zeichen zu geben, daß die Zeit zum Gottesdienste da sei. Dagegen wird ein solcher Aufwand an den Kirchen gemacht, daß man gewöhnlich keinen Sinn mehr für die Glocken hat. Mancherorts zieht man sie nicht einmal, sondern bearbeitet sie bloß mit dem Hammer; man hört deshalb kein erhebendes Geläute, sondern man kommt vielmehr auf den Gedanken, es handle sich um einen Feuersalarm. Neuerdings findet man sogar in manchen Städten Stahlsäbe anstatt der Glocken in den Kirchtürmen hängen. Diese klingen wohl schön; aber Glockenklang: nein,

das ist es nicht! Doch in einer andern Hinsicht ersetzen die Amerikaner in etwa das Glockenzeläute, nemlich mit ihren harmonisch klingenden Glockenspielen, welche gewöhnlich aus einer Anzahl zusammen passender Glocken bestehen. Das älteste derselben befindet sich in Philadelphia. Es kam von England und war ein Geschenk der Königin Anna. Als während der Revolution die Stadt in Gefahr war, den Engländern in die Hände zu fallen, wurden diese Glocken in den Delaware Fluß versenkt aus Furcht der Feind möchte sich ihrer bemächtigen und dieselben in Kanonen verwandeln. Später wurden sie wieder gehoben und kamen nach dem Krieg an ihre alte Stelle. Das Glockenspiel in der Trinity Kirche zu New York ist ein großartiges; es besteht aus zehn Glocken, welche zusammen 15,000 Pfund wiegen.

Das schönste Glockenspiel hat die St. Thomas Kirche, ebenfalls in New York. Die Reinheit des Tones jener Glocken übertrifft den aller übrigen Glocken in diesem Lande. Das nächste in der Reihe ist das in der Grace Kirche New Yorks; es besteht auch aus zehn Glocken; riesige Tasten sind durch Stricke mit Klöppeln verbunden, und diese Tasten werden gespielt wie die Tasten eines Pianofortes; nur mit erhöhter Kraftanstrengung.

Aber Amerika hat auch eine stumme Glocke! Es ist jene, welche einst Freiheit und Heil — die freudige Botschaft der Unabhängigkeit der Ver. Staaten verkündete. Sie ist alt und zerbrochen, ihre Stimme wird nicht mehr gehört; sie steht als stummer Zeuge, bloß noch ein Schauspiel und eine Art Gegenstand der Verehrung vor dem amerikanischen Volke. Aber der Gedanke, daß diese Glocke es war, welche einst die Unabhängigkeitserklärung zuerst verkündigte, macht sie zu einer werthvollen Reliquie.

Die älteste Glocke, westlich vom Allegheny Gebirge, hängt in der Kapula des Gerichtshauses zu Pittsburg, Pa., aber auch diese ist verstummt. Nur am hundertjährigen Geburtsfest der Ver. Staaten wurde ihr schwacher Ton noch einmal vernommen.

Wir dürfen aber diese „Glockenklänge“ nicht verstummen lassen, ohne auch das Historische der Glocken noch näher zu berühren. Die Zeit, da Glocken zuerst in Gebrauch kamen, ist ins graue Dunkel der Sagen gehüllt und ist nichts Bestimmtes darüber anzugeben. Schon Aaron der Hohepriester trug kleine Glocken an seinem Gewand. Die Feste des Osiris in Egypten wurden schon vor Israels Zeit durch Glockengeläute angekündigt; auch die Priester zu Athen gebrauchten sie bei ihren Ceremonien, und die Römer kündigten ihre besonderen Zeiten durch Glockenklang an.

Die Einführung der Glocken in die christliche Kirche wird gewöhnlich dem Bischof Paulinus zu Nola etwa 400 Jahre n. Chr. zugeschrieben. In Frankreich wurden sie 550 n. Chr. eingeführt. Die größte Glocke der Welt ist in Moskau, Rußland; dieselbe ist über 21 Fuß hoch und mißt ebenso viel im Durchmesser. 1737 fiel sie zur Erde und wurde beschädigt; erst im Jahr 1837 hob man sie wieder und bildet jetzt den Dom oder die Wölbung einer Kapelle, welche man darunter baute. 1839 goß man dann eine neue Glocke dort, welche 80 Tonnen wiegt. Peking, in China, hat eine Glocke 14 Fuß hoch und 13 Fuß im Durchmesser.

Clothars II. Armee wurde durch Glockengeläute so in Schrecken versetzt, daß sie die Belagerung von Sens aufhob und floh. Dieses zeigt, daß schon frühe eine Art Aberglaube wegen der Glocken vorherrschte; noch in der Neuzeit haben Priester das Läuten der Glocken verordnet, um Gewitter zu zerstreuen.

Obwohl man in unseren Tagen nicht mehr abergläubisch an den Ceremonien und Gebräuchen hängt; so ist doch dem andachtsvollen Herzen das geblieben:

„Die Glocke zeigt die fliehende Stunde,  
Sie gibt vom Lauf der Zeit mir Kunde.  
Sie ruft die Frommen zum Gotteshaus  
Und läutet den Todten zur Welt hinaus.“

## A u f g a n g .

Von C. A. Paeth.



Herrliche Strahlen!  
Wie mächtig sie keimen,  
Flammend und golden,  
Aus nächtlichen Räumen!

Rosige Streifen;  
Wie aufwärts sie drängen,  
Und schön den Himmel  
Mit Purpur behängen!

Goldene Funken,  
Durchs Nachtwort geboren,  
Wie sie schön sprühen  
Aus Aufganges-Thoren!

Die, lichtdurchbrochen,  
Weit offen nun stehen,  
Daß durch sie, prächtig,  
Die Sonne kann gehen.

Herrliche Strahlen,  
Aufblühende Sonne,  
Ihr haucht ins Herz mir:  
Begeisterung und Wonne!

Doch hebe, Seele,  
Die Blicke, die seuchten!

Siehst du nicht schöner  
Ein Frühroth dir leuchten?

Fern, aus dem Schatten  
Und nächtlichen Dunkel,  
Dämmert ein Aufgang,  
Mit gold'nem Gefunkel!

Nebel, die jetzt noch  
Die Fernsicht dir trüben,  
Müssen vor jenem  
Lichtglanz dir zerfliegen!

Seliges Frühlicht!  
Durchs Nachtwort geboren;  
Wann brichst du mir einst  
Aus strahlenden Thoren?

Wann, o wann grüß' ich,  
Mit Jubel und Wonne  
Jener Welt Aufgang,  
Und sitzende Sonne!?

Hebe die Blicke  
Mit Freudengeberde!  
Sehe die Strahlen!  
Und hör' das: „Es werde!“



## Der Strauß.

Von J. Jauch.



om Strauß soll diesmal die Rebe sein, jedoch nicht von David Strauß, dem rationalistischen Zerkarbeiter des „Lebens Jesu,“ auch nicht von Johann Strauß, dem berühmten Tanz-Componisten zu Wien, sondern einfach von dem Vogel Strauß. Und da haben wir es denn auch mit einem tüchtigen Burschen zu thun, wenigstens was Körpergröße angeht. Der Strauß ist der Riese der Vögel, während der Adler der König unter denselben ist, auf ähnliche Weise, wie uns unter den Vierfüßlern der Elefant als ein Coloss, der Löwe aber als König entgegentritt. Es ist eben unter den Thieren, wie bei den Menschen, der größte und imponirendste nicht immer König. Eine solche Würde wird nicht nach der Elle gemessen. Bei der Auftheilung körperlicher Größe kam unser Strauß nun keineswegs zu kurz; er erhielt das ansehnliche Maß von acht bis neun Fuß, also daß dieser Bursche seinen Schnabel ganz bequem auf die Schulter des Reiters zu Pferde legen könnte. Der Strauß ist zunächst besonders für Schriftforscher ein Geschöpf von Interesse, weil er ein biblischer Vogel ist, und zwar von Gott selbst einer näheren Beschreibung gewürdigt, um mit andern Werken der Natur dem Hiob als Il-

lustration der göttlichen Weisheit zu dienen. Hiob 39, 13-18. Nach den Beobachtungen älterer und neuerer Reisenden scharen die meist zusammenwohnenden Hennen in den bloßen auf-



Straußenfamilie mit Nest.

gelockerten heißen Sandboden ihre Nester, und jede legt etwa dreißig Eier, zuweilen auch nur etwa ein Duzend. Ist das Nest voll, so legen sie ihre Eier ordentlich um das Nest herum. In der ersten Zeit des Brütens verläßt die Henne ihr Nest häufig. Die Annahme aber, daß der Strauß das Ausbrüten

seiner Eier gänzlich der heißen Sonne überlasse, hat keinen Grund. Wo immer es aber vorkommt, daß er nicht wieder zur Brut zurückkehrt, so ist dies gewiß mehr auf Rechnung seiner Vergeßlichkeit und Dummheit zu schreiben. Nichts geht über die Sorgfalt, womit der brütende Vogel die zahlreichen Feinde, welche den Eiern nachstellen, abzuhalten und abzuwehren sucht. Er verweist sorgfältig die Spur seiner Fußtritte, die das Nest verrathen könnten, und gibt somit nach dieser Seite hin doch auch wieder eine gewisse Klugheit kund, die ihm andererseits so gänzlich abgeht. „Sieht er einen Menschen nahen,“ sagt Grube, „so senkt er seinen Hals, bis dieser die Erde



Beim Brüten.





Ein Buschmann als Strauß verkleidet.

berührt, oder er springt auch wohl auf, macht allerlei Quersprünge, läuft dem sich Nähenden sogar entgegen, um ihn dann auf einen andern Weg zu lenken. Kommen Schakale, Panther und andere Raubthiere dem Neste zu nahe, so erhalten sie einen Fußtritt, der ihnen das Wiedertommen gänzlich verleidet. Kleinere Raubthiere finden sich nicht selten erschlagen bei einem Straußenneste. In seinen starken Schenkeln (er schlägt stets nach vorn) hat der Strauß eine außerordentliche Kraft."

Was dem Strauß im Allgemeinen an Klugheit abgeht, dafür hat ihm der allweise Schöpfer wieder andere Vortheile zu seiner Wehre verliehen. „Zu der Zeit, wenn er hoch fährt, erhöht er sich und verlachtet beide Roß und Mann.“ Job 39, 18. Seine Schnelligkeit kommt ihm vielfach trefflich zu Statte. Die einzige Hoffnung des Jägers auf die Erlegung des Vogels ist, denselben von allen Seiten zu umzingeln, oder nach anhaltender Jagd ihn endlich zu ermüden, oder auch durch mancherlei andere Kunstgriffe, wie noch weiter gezeigt werden soll, seiner habhaft zu werden. Schließen wir uns denn im Geiste einem Trupp pfeilschnell dahin jagender Beduinen an, denen diese Jagd, da sie nicht wenige Schwierigkeiten verursacht, gerade als ein besonderes Vergnügen gilt. Einem solchen Abenteuer schließen sich nicht ungern Europäer an, die dabei meist ein wissenschaftliches Interesse verfolgen. — Sobald eine Herde

der gesuchten Vögel in Sicht kommt, eilen die Reiter so lange auf dieselbe zu, bis ein „Cblina“, ein männlicher Strauß, mit tiefschwarzen Federn, durch sein Beispiel das Zeichen zur Flucht gibt. Nun wählen sich zwei oder drei Jäger ein Männchen aus und reiten im gestreckten Galopp hinter ihm her. Während einer von ihnen dem Vogel auf allen Krümmungen seines Laufes folgt, sucht der andere dieselben abzuschneiden und übernimmt, wenn es ihm gelang, die Rolle des erste-

ren, diesem dann die kürzere Wegstrecke überlassend. So suchen sie im Wechsel den Strauß zu ermüden und kommen zuletzt dem gejagten Thiere hart auf die Fersen. Nun gilt es, durch eine letzte Kraftanstrengung der Reithiere, das Wild völlig einzuholen. Ist dies geschehen, wird der Vogel durch einen kräftigen Streich über den Hals oder auf den Kopf zu Boden geworfen und die Beute ist erlegt. Sofort springt der Jäger vom Pferde, schneidet dem Vogel unter Hersagen des üblichen Spruchs: „Im Namen Gottes des Allbarmerzigen, Gott ist größer!“ die Halsader durch, um den Strauß sich verbluten zu lassen.



Auf der Jagd.



Nun gibt es aber, wie angedeutet, auch noch andere Kunstgriffe, um der viel gesuchten Beute habhaft zu werden. Die Buschmänner am Ngami-see in Südafrika wissen eine Straußeherde geschickt einzuschließen, erheben dann ein großes Geschrei und jagen die erschreckten Vögel geradezu ins Wasser, wo sie dann leicht eine Beute ihrer Verfolger werden. Wo sich ein Teich findet, den die Strauße besuchen, legen sich die Jäger in einen Hinterhalt und schießen dann ziemlich sicher.

Die dritte Abbildung zeigt uns einen besonders eigenthümlichen Kunstgriff, welchen die Eingebornen Südafrikas anwenden, um den Strauß

zu überlisten: sie machen sich ein gutgeformtes Strohlöffel, ungefähr nach der Form eines Sattels. Dieses Löffel wird nun auf der oberen Seite vollständig mit Federn bedeckt, welche mittelst spitzen Hölzchen befestigt werden, und zwar recht schön und künstlich, um dem Strauß so täuschend ähnlich als möglich zu erscheinen. Der Hals und Kopf ist der eines wirklichen Straußes, ausgestopft und mit einem hindurchgezogenen Stock aufrecht in die Höhe gehalten. Der Buschmann,



Douglas verhilft dem Straußenküchlein zur Freiheit.

welcher auf Beute ausgehen will, färbt seine Füße weiß, nimmt sodann seinen Federkörper auf seine Schulter und während er mit der Rechten den untern Theil des Halses faßt und emporhält, trägt er in der Linken Bogen und Pfeil. Der menschliche Vogel dreht nun den Kopf bald rechts, bald links, als spähet er vorsichtig umher, schüttelt seine Federn, bückt sich, als wollte er eine Pflanze abbeißen, und nährt sich auf diese Weise immer mehr der Straußeherde. Plötzlich schießt er einen Pfeil ab, die erschreckten Vögel rennen davon, der Jäger ihnen nach. Dann kehren wohl einige, wenn sie sich wieder beruhigt haben, zurück, um ihren seltsamen Kameraden näher zu beschauen, müssen jedoch diese Neugierde theuer genug büßen.

Aber warum wird der Strauß von Menschen so sehr verfolgt? Dies geschieht aus verschiedenen Ursachen. Betrachten wir uns z. B. nur einmal eines der ansehnlichsten Straußennester, das bisweilen in Folge einer gemeinschaftlichen Hauswirtschaft mehrerer Hennen so hoch als sechzig Eier enthält. Und dann die respectable Größe! Ein Straußenei wiegt etwa drei Pfund



Ein Kuli unter seinen Unterthanen.



während der Inhalt desselben demjenigen von vierundzwanzig Hühnereiern gleichkommt. Es gehören schon vier sehr hungerrige Personen dazu, um ein ganzes Straußenei zu verzehren. Die Straußeneier halten sich auch lange frisch, werden häufig in die Capstadt gebracht, und dort mit einem halben Thaler das Stück bezahlt. Die Süd- und Mittelsäfrkaner gebrauchen die Eierschalen vorzugsweise als Gefäße. Man umgibt sie mit leichtem Flechtwerk, hängt sie gefüllt in den Hütten auf, oder nimmt sie auch auf Reisen mit. Welch eine Erwerbsquelle sind die Eier allein.

Aber das ist ja nicht Alles. Was die Straußenjagd noch besonders verlockend macht, ist der Gewinn der als Damenschmuck so beliebten kostbaren Federn. Wie könnte auch unsere Damenwelt ohne Straußen- und anderer Federn heutzutage noch zurechtkommen? Als einziges Ersatzmittel dürften vielleicht bald nur noch ausgestoßte Vögel dienen, die man ja jetzt schon überall auf den Köpfen herumtragen sieht. Die Straußenfedern bilden einen Haupthandelsartikel der Capstadt, auch aus Algier wird ein guter Theil ausgeführt. Je dünner der Kiel und je länger und wogender die Feder, desto kostbarer ist sie. Der Preis eines Pfundes, wozu siebenzig bis neunzig Federn erforderlich sind, wechselt von einem bis zwölf Pfund Sterling. Diese theuersten aber müssen ausgesucht und mindestens eine Elle lang sein. Welch ein Schweiß für einen Damenhut!

Vor etwa 150 Jahren traf man nahe bei der Capstadt noch auf ganze Straußenheerden. Die starke Verfolgung aber trieb sie ins Innere des Landes und verminderte ihre Zahl so, daß man auf künstliche Mittel sahn, sie wieder zu mehren. Da kam vor etwa fünfzehn Jahren ein Mann im Capland, Namens Douglaß, auf den Gedanken, künstliche Brütmaschinen für Strauße einzurichten, wie man ähnliche schon für Hühnerzucht ausgedacht. Zuerst ließ er sich elf Strauße einfangen, beobachtete genau ihre ganze Lebensweise, und das erfolgreiche Ergebniß seiner mehrjährigen Versuche war, daß er einen neun Fuß langen Kasten mit vier Weinen anfertigte, an dessen beiden Seiten sich so große, mit Planell ausgefütterte Schiebladen befanden, daß jede fünfzehn Eier bergen konnte. Ueber diesen Schiebladen ist ein Behälter mit heißem Wasser und unter dem Kasten sind Lampen angebracht, um die nöthige Wärme zu erzeugen. — „Ei,“ denken meine Leser, „hätte ich nur Straußeneier, so wollte ich alsbald Herrn Douglaß' Maschine einrichten und über nicht lange junge Strauße hegen und pflegen.“ Aber achte! So leicht ist das nicht. Der Strauß, dem man, wie schon gesagt, keine allzugroße Klugheit nachrühmen kann, ist doch von seinem Schöpfer mit soviel Weisheit begabt, daß er

seine Eier, um jede Seite gleichmäßig warm zu halten, alle sechs Stunden umwendet. Auch schwimmt er beim Brüten eine Feuchtigkeits aus, und diese muß nun künstlich hervorgebracht werden. Ist die Eige während der ganzen, fast zweimonatlichen Brutzeit nicht eine stets gleiche, so erstickt das Küchlein in der Schale. — Mit unermüdlicher Sorgfalt verfolgte Douglaß sein Ziel, nach mehreren Jahren waren aus seinen elf Straußen eine Colonie von neunhundert entstanden, und jetzt ist die Straußenzucht einer der bedeutendsten Industriezweige Südafrikas geworden.

Auf dem Bilde sieht ihr Herrn Douglaß, wie er mit seinem hölzernen Hammer dem Straußenküchlein, das übrigens die Größe eines Huhnes hat, zur Freiheit und Selbstständigkeit verhilft; ohne solche Hülfe würden die schwächeren über der Arbeit zu Grunde gehen. Dann aber fängt seine eigentliche Arbeit erst an, denn die Küchlein können noch nicht selbstständig ihre Nahrung suchen, und ohne mütterliche Fürsorge sollen sie großgezogen werden.

Jedes derselben hat einen Werth von etwa \$40, und der Straußenzüchter muß ein wachames Auge auf die Pflege seiner kleinen Schaar haben, zumal sie schon in zarter Jugend einen gar wachern Appetit zeigt. — Sind die Sträußlein etwas größer geworden, so wird ein indischer Kuli mit etwa dreißig derselben auf die Weide geschickt. Auf dem Bilde steht er als Regent unter seinen gehorsamen Unterthanen. Von früh bis spät zieht er mit ihnen in den Kleeefeldern umher, zerschneidet ihnen auf dem Holzbloß Blätter und Knochen, versorgt sie mit grobem Sand und Wasser, und seine Pflöge danken ihm durch große Anhänglichkeit. Sind sie ein Jahr alt, so ist ihr Federschnuck so weit gewachsen, daß er zum ersten Male geschnitten werden kann. Dann werden sie durch reichliche Lockweise von Mais in ein so enges Gehege geführt, daß keiner von ihnen mit Flügeln oder Beinen schlagen kann. Darauf werden ihnen die Federn mit Scheren abgesehritten, oder besser noch ausgezogen, weil sie dann werthvoller sind und auch sogleich wieder zu wachsen beginnen. — In einem dafür eingerichteten Zimmer werden diese Federn dann genau sortirt, in Kisten gepackt und versandt, und da den Straußen nach acht Monaten die Federn von neuem wachsen, so sammeln die Besitzer nach dieser kurzen Zeit ihre kostbare Ernte immer wieder ein. Jeder Strauß liefert jedesmal Federn im Werth von \$50—60. Erst im vierten Jahre legen sie Eier, die aber selbst in den ausgehefteten Farmen leicht zu finden sind und von eigens dazu angestellten Leuten sofort gesammelt und ins Hauptquartier gebracht werden.

## Kein Unglück ohne Glück.

(Von Ferd. Schöb.)



Gott sei dank! das war eine lange Schicht,“ sagte der Weber Kilian, als er sich eines Abends aus dem Webstuhl heraus hob und sich die steif geseffenen Glieder dehnte, nachdem er so eben an einem kostbaren Sammetteppich die letzten Schläge gethan. „Drei Monate lang so ohne jede Unterbrechung über den Aufzug gebückt, wahrlich, liebes Weib, wenn man da nicht an euch dächte, man könnte bei dem ewigen Klopfen und Treten fast die Geduld verlieren.“ „Du verlierst sie nicht, lieber Mann,“ entgegnete Frau

Kilian, mit warmem Blick zu diesem aufschauend. „Du hast uns Alle viel zu lieb, daß du es fertig brächtest, einmal unnöthig zu feiern, wie es so mancher deiner Kameraden thut. Und sieh nur, wie hübsch ist's nun! Es ist zwar von dem Verdienste schon ein gut Theil verzehrt, aber es bleibt uns doch immer noch so viel, daß wir die nöthigsten Ausgaben für den nahen Winter bestreiten können. Und wenn wir einmal zum Sonntag ein Stückchen Fleisch essen, ich dächte, das könntest du auch gebrauchen; es kommt so immer das Wenigste an dich!“



„Laß das gut sein, liebe Käthe,“ gab der Weber zur Antwort, indem er seinem Weibe die Hand drückte. „Leg' aber auch bu endlich die Arbeit weg; es ist spät und morgen ist auch noch ein Tag!“

Frau Käthe erhob sich auf die Mahnung ihres Mannes, packte ihre Näherei zusammen und griff dann nach einem alten vielbenutzten Gebetbuche, aus dem sie den Abendsegen vorlas. Dann erstieg sie die knarrende Treppe zum Dachgeschos des ärmlichen Häuschens, wo die Kinder schon längst im Schlafe lagen. Kilian selbst prüfte noch vorsichtig den Verschluss der Fensterläden, löste dann den kleinen, wachsamem Spitz von der Kette, ohne es übrigens groß zu beachten, daß das sonst so muntere Thierchen heute so ungewöhnlich still und träumerisch that, und dann ging er mit friedlich gestimmtem Gemüth auch hinauf zum Schlafstämmerchen.

Am nächsten Morgen war Frau Kilian die Erste beim Aufstehen und stieg hinauf zum Wohnstübchen, ohne, wie sie es gewöhnt war, ihren Mann zu wecken.

„Sa,“ meinte sie bei sich selbst, „er mag heute liegen, seine Arbeit ist ja gethan!“

Als sie aber halb darauf, in der einen Hand das Licht, in der anderen ein Bündel Holz, mühsam die Thür öffnete, stieß ihr Fuß an etwas Weiches. Es war der Spitz; er lag todt zu ihren Füßen. Mitleidig griff sie nach dem bereits erstarrten Thiere und bemerkte im ersten Augenblick nicht, daß ein heftiger Luftzug durch das Haus strich, wie von einem offenen Fenster her, vor dem sie nur mit Mühe die Lampe schützte.

„Hat denn,“ fragte die Frau halblaut, „hat denn der Vater gar ein Fenster offen gelassen?“ — als ein heftiger Windstoß ihr die Lampe verlöschte. Da sah sie, wie draussen ein Fensterladen im Winde schaukelte und es war wirklich ein Fenster offen.

Gepackt von einem entsetzlichen Gedanken tastete sie sich nach dem Websuhle hin. „Mein Gott, wir sind doch nicht —?“ redete sie zagend und zitternd in sich hinein. „Gerechter Himmel, ja!“ schrie sie laut jammernd auf, „der Teppich ist fort!“

Von ihren jammernden Hülserufen geweckt, stürzte, nur halb bekleidet, ihr Mann herbei.

„Was hast du denn, Frau?“ frug er geängstigt.

Raum vermochte diese aber zu antworten.

„Sieh hin!“ wimmerte sie. „Der Stuhl ist leer; Diebe!“

Diese Worte fuhren dem Weber lähmend durch alle Glieder und wie vom Schlage gerührt mußte er sich am Websuhle festhalten. Mit krampfhaften Bewegungen griff er ins Dunkel hinein nach dem kostbaren Gewebe. Umsonst, sein Weib hatte recht, der Teppich war fort und dahin mit ihm der Verdienst monatelanger Arbeit, dahin jene hohe Geldsumme, welche alle Teppichweber als Kaution erlegen mußten, seitdem vor Jahren einmal durch einen derselben eine große Veruntreuung vorgekommen.

Kilian schlug sich verzweifelt vor die Stirn.

„Und daran konnte ich nicht denken?“ wehklagte er. „Nicht einmal das Benehmen des Hundes, dem die Diebe gewiß Gift gegeben hatten, konnte mich aufmerksam machen? O ich unvorsichtiger, kindischer Mensch!“

Diese Gedanken, neben der Sorge, mit dem Verlust des theuren Gewebes auch zugleich das Vertrauen seines in Geschäftsachen rücksichtslos strengen Arbeitgebers eingebüßt zu haben, brachten den Ärmsten fast um den Verstand, und er brach in lautes Schluchzen aus, unfähig, auch nur einen Gedanken zu fassen.

Da war es sein treues Weib, die sich von dem entsetzlichen Schlage zuerst aufraffte.

„Mann,“ sagte sie, den Unglücklichen an den Schultern rüttelnd, „laß jetzt das Klagen; zieh dich an und lauf nur gleich auf die Polizei; vielleicht läßt sich der Dieb herausbringen! Mein Gott,“ setzte sie erregt hinzu, „und das ist mir gestern Abend mit keinem Athem eingefallen — vorgestern war auch Flachs wieder hier; du kennst ihn doch, den schlechten Menschen? Und wie ich gegen Abend Wasser holte und deine Schwester traf, der ich von deiner fertigen Arbeit erzählte, da tritt der Kerl auf einmal hinter dem Spritzenhause vor und bietet uns höhnisch guten Abend. Ich glaube, der hat alles gehört!“

Während sich Kilian schwerfällig erhob, wie ein Trunkener, zündete seine Frau die Lampe wieder an und leuchtete aufmerksam in dem eiskig durchfähten Stübchen umher. Es war ihr, als müsse sie die verschwundene, kostbare Arbeit in irgend einem Winkel wiederfinden. Natürlich war alles umsonst und auch draussen vor dem Fenster, dessen eine Tafel eingedrückt war, ließ sich nicht die kleinste Spur entdecken.

Noch vor Anbruch des Tages schritt der schwer heimgesuchte Weber dem Polizeigebäude zu, um der Polizei Anzeige zu machen. Diese setzte sich denn auch sofort in Thätigkeit, ohne indeß zunächst den geringsten Anhalt zu gewinnen.

Schweren Herzens ging Kilian am Vormittag noch hinaus in die Fabrik, auf das Comptoir des Herrn Stein, um dort seinen Verlust anzuzeigen. Wie sein Herr ihn aufnehmen würde, war dem Weber nur zu gut bekannt, denn dieser war ein in den Geschäften rücksichtslos strenger Mann, dem es bei seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit zwar nicht in den Sinn kam, nur irgend Jemand um einen Pfennig zu betrügen, der aber auch über seine eigenen Interessen wachte, wie ein Falke.

„So?“ sagte Herr Stein gekehnt, als er die Erzählung des armen Webers schweigend angehört. „Und was folgt daraus? Für Sie, daß Sie den Schaden bei einiger Vorsicht vermeiden konnten, und für mich? Nun, ich halte mich eben an Ihre Kaution.“

„Vorsicht!“ Das Wort traf den armen Weber bis ins Herz. Freilich wußte er, daß alle seine Kameraden, wenn ihre Arbeiten dem Ende nahe waren, dieselben Nachts nie ohne Aufsicht ließen, denn die Grenze war nahe und Diebstähle kamen nicht selten vor. Aber der Gedanke an seinen treuen Spitz hatte ihn sorglos gemacht.

Diese gerechte Selbstanklage that dem Weber unendlich weh, und er war kaum im Stande, noch ein Wort der Bitte an seinen Herrn zu richten.

Doch dieser wollte davon nichts hören.

„Nein, Kilian,“ sagte er in abweisendem Tone, „Sie sehen selbst ein, das geht nicht. Wohin sollte das bei meinen zahlreichen Arbeitern führen? Und welche Folgen würde das für mich haben? Können solche Fälle sich nicht wiederholen? Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Arbeit sollen Sie trotzdem wieder haben, aber das können nur Sachen sein, die ich ohne Kaution hinausgebe. Natürlich wird dabei auch weniger verdient. Thut mir unendlich leid, aber sagen Sie selbst: Darf ich, kann ich anders? So gern ich auch hier bei Ihnen unseren Geschäftsgebrauch bei Seite setzen möchte, um vieler Anderen willen geht es nicht!“ Damit wendete er sich mit bedauerndem Abschlucken seinem Putze zu und Kilian schlich, niedergebeugt von diesen Worten, traurig davon. Die glückliche Stunde des gestrigen Tages, die frohe Stunde des späten Feierabends, ach, was hatte sie ihm gebracht!

Der nächste Morgen sah den bedauernswerthen Mann an seinem Webstuhl beschäftigt, die kunstvolle Maschinerie der Jaquardweberei<sup>2)</sup> herauszunehmen. Schwere Seufzer entzogen sich dabei seiner Brust, und als am Nachmittage Elise, seine älteste Tochter, die in dem nur ein paar Stunden entfernten Gebirgsorte Hohenthal bei dem dortigen Zollinspektor in Diensten stand, zum Besuch heim kam, da gab es erneutes Jammern und Wehklagen.

## 2.

Herr Stein, der nicht nur ein äußerst strenger, sondern auch ein ganz ungewöhnlich thätiger Kaufmann war, liebte es trotzdem nicht, seine Arbeitszeit bis in den Nachmittag auszudehnen. Er blieb deshalb gewöhnlich auf dem Comptoir, bis um drei Uhr sein Personal wieder beisammen war, um dann auch zu Tisch zu gehen. Als er nun am Montag nach dem Diebstahl mit einigen Freunden an der Mittagstafel saß, trat eine Dienerin zu ihm und theilte ihm mit, daß ihn draußen jemand zu sprechen wünsche.

„Hat man denn hier nicht einmal Ruhe!“ schnurrte er das Mädchen an. „Sie wissen doch, daß ich hier nicht gestört sein will! Wer ist's denn?“

„Ein junges Mädchen!“

Herr Stein schob polternd den Stuhl zurück und schritt nach der Thür, vor der ein etwa achtzehnjähriges, freundliches Mädchen stand, im schlichten, netten Arbeitsanzuge, schüchtern und ängstlich zu dem vornehmen Handels Herrn aufblickend.

„Wer sind Sie?“ fragte dieser kurz.

„Elise Kilian.“

„Die Tochter des Webers Kilian?“

„Ja!“

„Und was führt Sie hierher?“

„Ich möchte,“ gab das Mädchen verlegen stoßend zur Antwort, „ich möchte Ihnen den Schaden ersetzen, den Sie durch den Diebstahl bei meinem Vater erlitten haben.“

„So?“ sagte Herr Stein, indem er die Sprecherin von oben her betrachtete. „Das heißt, Sie wollen Ihres Vaters verfallene Kaution wieder erneuern. Haben Sie denn so viel Geld?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete das Mädchen, indem sich ihre freundlichen, blauen Augen mit Thränen füllten. „Ich habe mein Sparfassenbuch verkauft!“

Herrn Stein, den berechnenden Zahlenmenschen, überließ es bei diesem Beweise kindlicher Opferwilligkeit eigenthümlich warm und ein edelmüthiger Entschluß regte sich in seinem Busen. Indes, wie so oft schon, siegte auch diesmal die strenge Auffassung des Kaufmanns über den Menschen und so ruhig und abgemessen, als handle es sich um eine zu bezahlende Rechnung, schickte er das Mädchen hinunter ins Comptoir, so schwer es ihm auch zu werden schien, der braven Tochter gegenüber den „Geschäftsgebrauch“ fest zu halten.

„Lassen Sie sich,“ sagte er, schon wieder den Thürdrücker in der Hand, „von Herrn Richter das Konto Ihres Vaters aufschlagen; er soll die Sache ordnen!“

Damit verschwand er und mit trübem, enttäuschem Gesicht schlich das arme Ding die Treppe hinab, um den ihr bezeichnenden Beamten aufzusuchen.

Dieser schaute das Mädchen, die mit halbhunterdrücktem Schluchzen ihren Wunsch ausdrückte, mit großen, bewegten Blicken an und ein mißbilligendes, schweres Kopfschütteln war seine ganze Antwort.

Langsam, als müsse er sich erst besinnen, was man von ihm verlange, griff er endlich aus einer langen Reihe von Büchern eines heraus und fand nur nach vielem Blättern, was er suchte.

Wir haben an Ihren Vater die Forderung von 200 Mark,“ sagte er dann, „können Sie diese decken?“

„Ja,“ antwortete Elise, der jetzt das Glück, für ihren schwer heimge suchten Vater eintreten zu können, aus dem freudig bewegten Gesicht sprach, „ja,“ antwortete sie mit fester Stimme, „hier sind sie!“ Dabei entfaltete sie ein wohl verknötetes Taschentuch und begann, mit langsamen, wenig geübten Fingern zu zählen. Ihr Geld reichte aus, aber es blieben ihr von all ihren jahrelangen Ersparnissen nur noch drei Mark, die sie wehmüthig lächelnd in ein Beutelchen steckte.

Der Beamte überblickte das Geld und trug dann etwas in ein Buch ein, das er Elisen übergab.

„Hier,“ sagte er, indem er dem Mädchen herzlich die Hand drückte, „bringen Sie das Ihrem Vater und sagen Sie ihm, daß er seinen Jaquardstuhl nicht wegstut; wir werden Sorge tragen, daß er stets die beste Arbeit bekommt. Das verdient er schon um eines so braven Kindes willen, wie Sie es sind!“

Mit verlegenen, schüchternen Worten dankend, huschte das Mädchen zur Thür hinaus und eilte, wie auf Flügeln getragen, dem väterlichen Häuschen zu.

Kilian wendete das trübe, bekümmerte Gesicht überrascht seiner fröhlich herein stürmenden Tochter zu, die ihn mit den Worten begrüßte: „Hier, lieber Vater, hier ist dein Abrechnungsbuch!“

„Was?“ fragte dieser verwundert. „Mein Buch? Wie kommst du dazu?“ Er griff hastig danach und schlug es auf. Aber wie staunte er, als er es durchblätterte und die Rechnung ausgeglichen fand, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

„Aber wie ist es denn möglich? Wer hat — Kind, das ist dein Werk!“ sagte er, ergriffen von der tiefsten Rührung.

„Du hast deine Ersparnisse für deinen Vater geopfert, nicht wahr?“

„Und wenn ich's nun hätte? Bist doch nicht böse auf mich? Sieh doch, ich habe ja das Geld nicht gebraucht!“

Fingerrißen vom Gefühl der zärtlichsten Liebe zog Kilian seine Tochter in die Arme.

„O Gott,“ sagte er unter Thränen, „ich danke dir, daß du mir ein solches Kind gegeben hast!“

Der Tochter aber war es zu Muth, als sei ihr ein Engel in die Brust gezogen. —

Herr Stein hatte sich, nachdem er Elise Kilian abgefertigt, innerlich gestört, still wieder an den Tisch gesetzt, ohne den soeben erlebten Auftritt stärker als gewöhnlich zu erwähnen. Mehr aber als er, war seine Frau, die unbeabsichtigt Zeuge des Vorfalls gewesen, von demselben ergriffen. Sie war eine edle, weiche herzige Dame, in der ganzen Gegend bekannt als eine Wohlthäterin der Armen und Helferin der Nothleidenden, und die reichen Geldmittel, die ihr von ihrem Manne zur Verfügung gestellt wurden, verwendete sie zum großen Theil im Dienste der barmherzigen Liebe, nebenbei auch da noch manche Thräne trocknend, wo ihres Mannes Handlungsweise Anderen weh gethan. Dieser ließ seine Frau gewähren, und nebenbei besaß diese ja auch ein so bedeutendes eigenes Vermögen, daß sie ihrem guten Herzen einen Zwang nicht anzuthun brauchte.

Natürlich war sie auch in dem Kilian'schen Falle sofort zu einem Entschluß gekommen, und schon am nächsten Tage trat sie bei den armen Weberleuten ein, die, betroffen von dem unerwarteten Besuch, kaum ein Wort der Begrüßung fanden.

<sup>2)</sup> Jaquardstuhl, ein nach seinem Erfinder, dem Loner Seidenweber Jaquard genannter Webstuhl zur Herstellung kunstreicher, gemusteter Gewebe.



Doch Frau Stein ließ ihnen zu großer Verlegenheit keine Zeit. Mit freundlicher, herzlichster Liebe drückte sie ihnen ihre Theilnahme, sowie ihre Freude darüber aus, daß dieser Vorfall ihr Gelegenheit gegeben, die schöne Denkart ihrer Tochter kennen zu lernen.

„Aber,“ setzte sie mit Wärme hinzu, „wir können sie unmöglich den Schaden tragen lassen, und ich möchte ihr ihre sauer ersparten Thaler wieder erstatten. Nicht wahr, mein lieber Kilian, Sie nehmen das an?“

Damit zog sie ein Papierpäckchen aus der Tasche und hielt es dem Weber hin, der, bis ins Innerste gerührt von so viel Güte, nicht wußte, was er sagen oder thun sollte, bis er denn endlich das reiche Geschenk der edlen Frau in der vor Freude zitternden Hand hielt, unfähig ein Wort des Dankes vorzubringen.

Mit der Bitte, Elisen ihr zu überlassen, wenn diese einmal ihren Dienst wechseln sollte, schied Frau Stein, und die beglückten Kilians schauten ihr mit dankbewegten Herzen nach.

## 3.

Der Winter war vergangen und sieghaft zog der Lenz ins Land, bis hinauf ins Gebirge seine Wunderhände ausstreckend. Da wurde es denn auch in dem freundlichen, nach der Grenze gelegenen Gebirgsorte Hohenthal wieder lebendig, und von nah und fern stellten sich die seit Jahren hier schon eingewohnten Sommergäste ein, um die schwere Luft der Städte mit dem lebendigen Gottesodem der Berge zu vertauschen.

Auch im Hause des Zollinspector Flott, des Dienstherrn der Elise Kilian, erwartete man für diesen Sommer Gäste, und mit Waschen und Säubern, Klopfen und Bürsten war das Mädchen beschäftigt, den Staub und Dunst des Winters zu bannen.

Sie gab sich ihrer Arbeit mit doppeltem Eifer hin, denn die erwarteten Gäste waren Frau Stein mit ihren Kindern, die, als sie einzogen, sich herzlich freuten, ihre Wohnung so freundlich mit Blumen und Gairlanden geschmückt zu sehen.

Elise hatte sich's nicht nehmen lassen, in dankbarer Erinnerung an die edle That der Frau Stein, sie in dieser sinnigen Weise zu begrüßen, und diese selbst war erfreut, das wackere Mädchen hier zu finden.

Wie nun Allen die Zeit so angenehm verstrich, da traf eines Tages Herr Stein in Hohenthal ein, um die Seinigen zu sehen. Er hatte einen Freund mitgebracht, einen Maler, und machte mit ihm an einem schönen Sonntagsabend, begleitet von seinem achtjährigen Söhnchen, einen Spaziergang nach den nahen Felspartien des Gullenstein, der seiner wunderbaren Felsbildung und der herrlichen Fernsicht wegen einen der schönsten Punkte der Gegend bildete. Als nun die im lebhaften Gespräch dahin schreitenden Männer, dem Ramm des Gebirges immer näher kommend, beim Umbiegen einer Ecke die Ruinen der alten Burg vor sich sahen, wie sie vom Glanz der sinkenden Sonne bestrahlt, friedlich aus dem duffigen Schatten des Waldes heraustrat, da blieben Beide überrascht stehen und versenkten sich still in die Schönheit des Anblicks.

„Ein unvergleichliches Bild, das!“ rief der Maler begeistert aus. „O, laß mir einen Augenblick Zeit; ein solches Bild bei solcher Beleuchtung bietet sich nicht oft!“ setzte er bitend hinzu.

Damit zog er auch schon ein dickes Skizzenbuch aus der Tasche und begann zu zeichnen. Sein Begleiter folgte dem flüchtigen Griffel des Künstlers mit hohem Interesse, und als sein Knabe sich auf den Beinen lang an dem Vater empor reckte,

um auch einen Blick auf das ihm so neue Beginnen des Zeichners zu thun, da nahm er ihn herauf auf den Arm, um ihm die Betrachtung des werdenden Bildes bequemer zu machen. Doch der Kleine war bald befriedigt; er konnte für die Kreuz- und Querstriche auf dem Papier da kein Verständniß gewinnen.

„Papa, bitte, laß mich herunter!“ bat er, und sein Vater stellte ihn auf den Boden, ohne ihn, beschäftigt mit der rasch fortschreitenden Zeichnung, weiter zu beachten.

Der Knabe indeß vergnügte sich auf seine Weise; er füllte sich die Tasche mit schimmernden Steinchen, pflückte Blumen und sprang hinter aufschwirrenden Grillen her, deren im Sonnenstrahl flimmernde Flügel ihn besonders erfreuten. Dabei hatte er sich auf der weiten Felsplatte, die auf der einen Seite zum Schutz mit wackligem Gestränge eingefast war, eine ziemliche Strecke von seinem Vater entfernt und, angezogen von einigen Erdbeerbüschen, deren reife Früchte verlockend aus einer feuchten Felspalte herauslugten, kroch er unter den Stangen durch und stieg ein paar stufenförmig heraustretende Steine hinunter, um zu den Beeren zu gelangen, ohne zu beachten, daß sich sein, von Gebüsch halb verdeckter Pfad unmittelbar dem Abgrund zuneigte. Doch eine der Stufen schwankte unter den Tritten des Knaben, er verlor das Gleichgewicht und mit dem Angstrufe: „Papa, Papa, ich falle!“ stürzte er in das knisternde und prasselnde Strauchwerk hinunter.

Erschreckt sprangen die Männer herbei und blieben, bleich vor Entsetzen, oben am Abhange stehen, denn der Kleine war so tief hinabgeglitten, daß sie ihn von oben nicht zu erreichen vermochten. Laut um Hilfe schreiend, sank er tiefer und tiefer, denn er hatte den Boden unter den Füßen verloren und hing frei schwebend in dem Geäste der Sträucher, die Zweig um Zweig nach oben schnellend, ihm immer mehr den sichern Halt entzogen, als sei es ihnen zu viel, die ungewohnte Last zu tragen. Und unter ihm gähnte die blaue Tiefe.

„Halt dich fest, Arthur, ich komme hinunter!“ rief der Vater, mit Gewalt seine Todesangst bemeisternd.

Rasch entschlossen, knüpften die Männer die Taschentücher zusammen, der Maler stand oben und hielt, und Stein machte Anstalt, zu seinem in Todesangst schwebenden Kinde hinab zu klettern.

Da sprang, flüchtig wie ein Reh, ein junges Mädchen herbei, ohne daß man gesehen, woher es kam.

„Um Gotteswillen, bleiben Sie oben; hier geht's steil in die Tiefe!“ schrie sie schon von fern. „Lassen Sie mich hinab, ich kenne hier jeden Stein!“ Und ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, griff sie nach dem Ende des Taschentuches und stieg, gewandt wie eine Kaze, über die Felskante hinunter, während die hilflosen Männer oben jeden ihrer Schritte mit bangem Herzklopfen verfolgten, denn ein einziger Fehltritt konnte die kühne Jungfrau in den Abgrund stürzen.

Da, jetzt bog sie sich nieder, den winfelnden Knaben zu ergreifen — doch welch Entsetzen! Die zum Rettungsseil dienenden Tücher waren zu kurz; ein wenig nur, nur eine halbe Elle mehr und das Wagstück wäre gelungen.

„Herr des Himmels!“ schrie der zum Tode geängstigte Vater auf. „Was nun?“

Die heldenmüthige Jungfrau aber ließ das Tuch fahren, und mit einem ruhigen: „Lassen Sie mich nur, ich erreiche ihn schon!“ griff sie fest in die zähen Zweige des Gesträuchs und stieg vorsichtig weiter.

Und der Engel des Kindes stand ihr helfend zur Seite. Im letzten Augenblick bereits verließen den winfelnden Knaben die

schwachen Kräfte — im Augenblick der höchsten Gefahr schob sie ihm mit festem Griff die Hand unter den Gürtel, zog ihn zu sich herüber und kletterte, bedachtsam mit der freien Hand aufwärts greifend, mühsam nach oben, während das losgetretene Gestein unter ihr prasselnd in die schaurige Tiefe

schmetterte. Sein gerettetes Kind fest umschlungen haltend, sank der Vater halb ohnmächtig in die Kniee, während die muthige Kletterin spurlos hinter dem Tannendickicht verschwand.

(Schluß folgt.)

## Herbst.

Von W. C.

Nun wird vor uns begraben  
Des Jahres Herrlichkeit,  
Und doch: wie viele Gaben  
Der Herbst ringsum uns streut!

Ein Nehmen und ein Geben  
Sehn wir im Herbst zumal,  
Ein Sterben und ein Leben,  
Wie's Brauch im Erdenthal.

Willkommen, rein're Lüfte,  
Gegrüßt, du gelber Wald!  
Ihr Blumen, auf die Grüste  
Senkt ihr euch sterbend bald.

Ade, ihr grünen Auen,  
Dahin ist Sang und Glanz!  
In Nebeln, feuchten, grauen  
Erstirbt der letzte Kranz.

Doch freundlich blickt die Sonne  
Noch manche Tage lang,  
Wenn ihre holde Wonne  
Kühn durch die Nebel drang.

Und so in Freud und Klage  
Fließt auch mein Leben hin:  
O Vater meiner Tage,  
Laß mich im Herbst noch blühen!

## Lablache.

In sechzehnähriges Mädchen saß an einem Fenster einer Mansardenstube, wo sich die schrecklichste Armuth verbarg. Der Blick des jungen Mädchens schweifte unruhig von der weißen Fläche der Landschaft zu ihrer Mutter, die neben ihr in einem Gebetbuche las, und zu ihrem Vater, der auf einem Schemel saß und sich auf den dreibeinigen Tisch stützte, während er die vor ihm stehende Mauer anstarrte und nicht wußte, daß zwei Thränenströme über seine Wangen liefen. Endlich erhob sich das Mädchen, warf die Arme um den Hals des Vaters und sagte mit zitternder Stimme: „Laß mich einen Dienst bei reichen Leuten suchen, lieber Vater! Seit zwei Monaten habe ich keine Arbeit, wir verkaufen in dieser Zeit unsere Möbel und Kleidungsstücke und sind künftig ohne Hilfsmittel. Wir frieren und haben nichts zu essen, und wenn du meine Bitte nicht bewilligst, werden wir zusammen verhungern.“ „Nein, mein Kind,“ antwortete der Greis mit fast erloschener Stimme, „uns soll nicht der Hungertod nahen, wir haben noch einen Weg zur Rettung.“ Er nahm eine alte Violine von der Wand und sagte: „Mit ihr erwarb ich während vierzig Jahre mein Brod; mit ihr erwerbe ich es aufs Neue. An diesem Abend bringe ich euch Brod!“ „Was thust du?“ rief seine Tochter, während seine Frau sich auf die Knie warf. „Was ich während vierzig Jahre that; ich musiciere.“ „Aber während vierzig Jahre hattest du ein Orchester zu dirigiren, deine Stimme gab die Order und jetzt . . .“ „Und jetzt, da meine Augen die Noten nicht mehr lesen können, spiele ich aus dem Gedächtniß. Man eröffnet die Gallerie Christophelos. Dort ist ein vortreffliches Cafe, wo sich die feine Gesellschaft versammeln wird.“ „L., das thust du nicht!“ rief seine Frau trostlos. „Wir haben Hunger, und wenn der wüthende Hunger einen Menschen quält, so ist es Feigheit, wenn

er nicht alle in seiner Macht stehenden erlaubten Mittel anwendet, um sich zu erhalten, wie er es vor Gott verantworten kann.“

Der ging Greis mit langsamen Schritten dem genannten Orte zu. Dort angelangt, blieb er stehen und sandte ein kurzes Gebet zu Gott, bevor er die Thür öffnete, weil ihn der Muth fast ganz verließ. Während er sich das Bild seiner Frau und Tochter, die durch Hunger und Kälte tödtlich litten, vor seine Seele rief, bewegte er den Thürgriff und trat in den Saal. Er legte seinen Hut auf einen Sammetstuhl und begann sein Instrument zu stimmen. Ein Kellner ging vorüber, betrachtete den Greis und seinen Hut, und sagte dann: „Hören Sie, alter Freund, glauben Sie, daß ich den Stuhl dort dazu hingestellt habe, daß Sie Ihren Hut darauf legen sollen?“ L. trug die Beleidigung schweigend, setzte seinen Hut auf den Fußboden und fuhr fort, die Geige zu stimmen. Endlich führte er den Bogen über die Saiten seiner alten Gefährtin, und bald hatte er den Ort, an dem er sich befand und den Zweck, zu dem er gekommen, vergessen. Er spielte den Schwur des Wilhelm Tell mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und edelstem Ausdruck, als ein großer, starker Mann, dessen Gesicht Offenheit und Deutlichkeit bekundete, sich hastig dem Greise näherte. „L.!“ rief er. „Herr Lablache,“ stotterte der Künstler bestürzt, während er fühlte, daß eine glühende Röthe seine Wangen bedeckte. „Sie spielen hier, was führt sie zu dieser Extravaganz?“ „Meine Augen sind schlecht und das Glend . . .“ „Gut,“ unterbrach Lablache; „spielen Sie mir meine Lieblingsarie.“ Der Greis gehorchte, und nun erhob Lablache seine prächtige, hinreißende Stimme, die den ganzen angrenzenden Saal wie eine Ketten erschütterte, und der Erfolg war herrlich. Im tiefsten Schweigen lauschte Alles mit Entzücken. Als der Gesang beendet war, nahm Lablache seinen Hut,



machte die Kunde durch den Saal und hielt ihn allen Anwesenden hin, und als er bis zum Rande mit Geld gefüllt war, kehrte er zu L. zurück und übergab ihm den Betrag. Schnell entfernte er sich darauf, um sich den Dankagungen des Greises zu entziehen. Seit diesem Tage änderte sich die Lage des

Greises. Er verheirathete seine Tochter an einen ausgezeichneten Musiker und starb einige Zeit darauf mit der Beruhigung, die Seinigen nicht mehr in der Bitterkeit der Armuth zu wissen. Lablache, der größte Bassist seiner Zeit, starb in Neapel im Jahre 1858. D.

## Bilder aus den Alpen.

Von C. Zbinden.

### II.

Nachdem wir das vorige Mal Bilder aus den kleineren Bergen, den sogenannten Voralpen betrachtet haben, wendeten wir unsere Aufmerksamkeit jetzt den Hochalpen zuwenden. Der Mensch hat hier keine bleibende Stätte, nur mit großer Mühe und Gefahr findet er seine Pfade in diesen Eis- und Felsenregionen. Die Spitzen des Hochgebirges galten von jeher für unbesteigbar; erst in diesem Jahrhundert haben kühne Menschen es unternommen, diese Zinnen des Himmels zu erklimmen, um von denselben auf die Erde niederzuschauen.

Wenn man zur Sommerszeit über den Thunersee ins Bernerobersland reist, so kommt man, nachdem man in Reizigen das Dampfboot verlassen und die Bodelibahn bestiegen hat, zu einer Station, wo etwa 60 Fuhrwerke zum Empfang der ankommenden Reisenden bereit stehen, — auf dem Zuge wird „Interlaken“ gerufen. Dieses inter lacus, d. h. zwischen den Seen, nemlich zwischen dem Thuner- und Brienzensee gelegene Dorf ist in den letzten Decennien zum berühmten Mittelpunkt der Alpenreisen und zum Lieblingsaufenthalt der Touristen geworden. Etwa hunderttausende Reisende aus aller Herren Länder besuchen jeden Sommer diesen Ort, wo „Orient und Occident neben einander wandeln“; ziemlich alle Fürsten und Könige Europas machen Interlaken ihre Besuche. Zur Beherbergung der Fremden sind eine Anzahl der schönsten und großartigsten Hotels errichtet worden, von welchen etliche zur Befriedigung der Bedürfnisse der Vornehmen mit dem reichsten Comfort ausgestattet sind. Blickt man von hier nach Süden, so öffnet sich dem Auge das im Westen vom Abendberg, im Osten von der scheinigen Platte begrenzte, etwa drei Stunden lange Lauterbrunnenthal, und am Ende desselben erhebt sich der gewaltige Gebirgsstock der „Jungfrau.“ Der Name dieses Berges ist ziemlich zutreffend, denn die silberweißen Schneeflächen lassen ihn als eine im herrlichen Schmuck ihres Firngewandes prangende Jungfrau oder eine weißgekleidete Nonne erscheinen, während ihr östlicher Nachbar, der „Mönch,“ ein kräftiger Greis mit glänzendem Silberhaare und wallendem Bart, wie zum Schutz und Schirm ihr kühn und ehrfurchtgebietend zur Seite steht. Wenn aber die Abendsonne die Wolken am Himmel in Gold und Purpur kleidet, so wechseln manchmal auch die Berge ihre Farbe, und die Jungfrau erscheint für etliche Minuten in golden und röthlich strahlendem Kleide, im prachtvollen „Alpenglüh“, — bis der letzte Sonnenstrahl sie erreicht hat, dann zieht sie plötzlich ihr Alltagskleid wieder an und schaut todesbleich ins dunkle Thäly hinab.

Die Jungfrauenspitze ist 4267 Meter (14,223 Fuß) hoch. Die Grenze des ewigen Schnees beginnt in den Alpen in der Höhe von 8000 Fuß, und so liegen denn auch auf den ausgedehnten

Flächen, welche, etwas niedriger als die Spitze, die Bedachung der Jungfrau bilden, ungeheure Massen Eis, Gletscher oder Firn genannt, während an den steilen Wänden, wo der Schnee nicht hängen bleibt, kahler dunkler Fels zu Tage tritt. Westlich von der Hauptspitze erhebt sich das 3690 Meter hohe, ebenfalls zur Jungfrau gehörige „Silberhorn,“ welches, ein Horn im reinsten Ebenmaße, ringsum mit purem Schnee bezpanzert ist, so daß nirgends ein dunkler Fels hervortritt. Wenn aber im Hochsommer die Sonne an der Oberfläche ihre Macht gezeigt hat, so gefriert in der Nacht die Fläche und wenn am folgenden Morgen die Sonne sich wieder zeigt, dann ist das Horn erst recht das Silberhorn.

Die Jungfrau ist seit Jahren einer der Lieblingspunkte der Bergsteiger geworden, und sie ist es werth. Im Jahre 1811 wurde sie zum ersten Mal bestiegen, und im Jahre 1841 unternahmen es 13 Männer in kühnem Thatendränge, von denen jedoch nur 8 das Ziel erreichten. Diese waren Duchatellier, Forbes, Desor und der berühmte Naturforscher Agassiz, nebst vier Führern, von denen Leuthold der Hauptführer war. Die Reise von den nächsten Wohnungen der Menschen auf diesen Bergesgipfel ist so weit, daß dazu zwei bis drei Tage erforderlich sind; so muß man denn in den kühlen Regionen des ewigen Eises ein oder zwei Mal Nachtquartier nehmen. Man nahm früher leichte Zelte mit, dazu Bettbeden und warme Kleider, und richtete sich ein, um so gut als möglich gegen die Kälte geschützt zu sein. In den 1860-er Jahren wurden an geeigneten Stellen, 2700 und 3000 Meter hoch, zwei Hütten errichtet, in welchen die Bergsteiger Nachtlager halten können. — Wenn man da im Gebirge bald nach Mitternacht aufgebrochen ist, sagt Professor Aebi, um einen recht langen Tag zu einer Hochwanderung zu haben, so fröstelt das Herz noch beim Morgengrauen; doch wie durch einen Zauberschlag ist man erwärmt, wenn die Sonne mit ihrem Strahlenfranze erscheint. Hören wir, wie jene 8 Männer auf den Berg kamen. Ein anstrengendes und gefahrvolles Steigen von 6 Stunden von dem Ort ihres Nachtquartiers aus, brachte die Wanderer unter Leutholds kaltblütiger, sicherer Führung auf den Gipfel der Jungfrau. Als man schon dem Gipfel ganz nahe war, hatte man noch eine Schwierigkeit zu überwinden, die recht grauig war. Von einem kleinen winkligen Abfak, der etwa 10 Fuß niedriger war, als der wahre Gipfel, führte zu diesem Gipfel nur ein scharf zugeschnittener Kamm, dessen Breite zwischen 6 bis 10 Zoll wechselte, während die Gehänge seiner beiden Seiten zwischen 60 bis 70 Grad Neigung hatten. Der Grat war etwa 20 Fuß lang. Mit Leutholds Hilfe wurde das unmöglich Scheinende vollbracht. Ueberwältigend war nun der Hochgenuß, von der höchsten Zinne der Jungfrau in die Welt zu schauen, aber von sehr kurzer Dauer, wenn auch unauslöschlich in der Erinnerung. Die Fläche des



Gipfels war nemlich ein kleines Dreieck von 2 Fuß Länge und 1½ Fuß Breite. Auf einem solchen Fleck konnte nur ein Mann stehen, es mußte also einer den andern ablösen. Leuthold leitete zuerst Agassiz hinauf, der 5 Minuten blieb, dann Desor, der auch nicht länger verweilte, darauf Forbes und Duchatellier.

Die fünfte Besteigung dieses Berges wurde im Jahr 1842

von G. Studer und F. Bürki aus Bern, in Begleitung von vier Männern aus dem Gäßle ausgeführt. Man nahm die Route von der Grimsel durch das obere Rhonethal nach Bellwald zum Meggischhorn hin, am Ufer des großen Aletschgletschers; hielt Einfuhr in den gästlichen Steinhütten der baumlosen Märjelenalp (7000 Fuß hoch). Ueber Alpweiden zum Märjelensee und auf den Gletscher. Für die Nacht hielt man Bivouac am Rande des Gletschers, an einer gegen den Wind geschützten vertieften Stelle am Fuße des Wannerhorns. Früh am Morgen waren sie wieder auf dem Gletscher; das letzte Grün in der Winterwelt waren einige Galben am Fuß

der Walliser-Biescher-Hörner mit dem poetischen Namen Schönbühl. Die Oberfläche des Gletschers verwandelt sich in ein glänzendes Schneefeld, das sich ohne bedeutende Steigung bis an den Sattel zwischen der Jungfrau und dem Mönch erstreckt. Man nähert sich dem eigentlichen Gebirgsstock der Jungfrau, der mit dem Kranzberg beginnt. Nach einem Marsch von drei Stunden war der Fuß des Jungfraukammes erreicht und jetzt begann die Strapaze. Im Hintergrunde ei-

ner schneigen Schlucht zwischen der Jungfrau und dem nördlichsten Abhange des Kranzberges zogen sich in Abzügen steile Wände empor und zwei schreckliche Bergschründen (Spalten) waren zu überwinden. Um 10 Uhr, nach 6 stündiger Morgenwanderung standen die Kletterer auf dem Noththalsattel (13,153 Fuß hoch), von dem die Firnwände ostwärts mit weit und drohend klaffenden Bergschründen jäh und glatt

nach dem Aletschgletscher herabfielen, westwärts aber senkten sich Firn und Felsen beinahe senkrecht 3000 Fuß tief in das vergletscherte Noththal und weiter hinab. Wer auf diesem schmalen Grat ganz frei ist, der kann eine prachtvolle Fernsicht genießen und über dem Breithorn den Silberdom des Montblanc erschauen. Von dem Noththalsattel erhebt sich schlant und steil die höchste Jungfrau Spitze als ein schmal zulaufender mit Eis bekleideter Felsenrücken etwa 800 bis 900 Fuß empor. Man brauchte aber noch drei Stunden, um hinaufzukommen, denn jeder Zutritt mußte erst durch Einhauen des Eises ermöglicht werden. Einer der Führer verebnete die



Jungfrau und Interlaken.

höchste Spitze mit dem Beil, um Platz für drei Personen zu gewinnen.

Verschiedene Besteiger der Jungfrau haben einen Anlauf genommen, um dasjenige zu beschreiben, was sie da oben gesehen haben, oder vielmehr dort sichtbar gewesen ist, aber sie mußten alle mit dem Geständnisse abschließen, daß sie doch nur Weniges genau ins Auge fassen konnten, theils weil die Zeit des Verweilens zu kurz gewesen, um das unermessliche



Dieſes ſo zu erfaſſen und zu beherrſchen, theils weil dem Menſchen — einem den Lichteindruck des reinen Aethers gewöhntes Auge — nicht verſtehen ſei. Hören wir, mit welchen Worten G. Studer dem dort Empfundenern und Geſchauten Ausdruck verleiht: Während in dunkler Tiefe die Menſchenländer ruhen, eine himmelhohe Kluft uns ſcheidet von all dem Treiben und Jagenden ſelbſt und ein



Gletscher.

hehrer Friede über dieſe unbegrenzten Weiten ausgegoſſen iſt, betrachtet man verwundert die fremdartigen und doch zum Theil befreundeten Geſtalten der rieſenhaften Alpenwelt, die uns mitten in ihre geheimnißvolle Geſellſchaft aufgenommen haben. Ihr Schweigen iſt die Stille des Grabes, ihr Flüſtern das Brauſen des Gieſbachs, ihre Sprache der Donner der Gletscherbrücke, das Feſtkleid dieſer verſteinerten Himmelsanwohner hängt als eine Decke von glänzendem Firnkrystall über ihren Felleſchultern, der Nektar, den ſie dem kühnen Wanderer bieten, ſtrömt aus blauen Eißgrotten hervor und bildet die unverſiegbaren Quellen, die die Erde tränken. In ihrem Greiſenantlig, auf ihrer tiefdurchfurchten Stirne, find die Tage der Schöpfung und die Jahrtauſende der Zer-

ſtörung eingearaben, aber mit einer Hieroglyphenſchrift, die zu entziffern der arme Sterbliche bis jetzt noch umſonſt verſucht hat. Ernſt iſt die Umgebung und erſchütternd das Weiſen mitten unter dieſen Denkfäulen und Zeugen der ſchaffenden Urkraft (Gottheit). Mit einem Gefühl heiligen Schauers verläßt man dieſe erhabene Stätte, mächtig ergriffen von dem großen befriedigenden Bewußtſein, einige Augenblicke auf der Spitze der majeſtätischen Jungfrau zugebracht zu haben."

„Vergebens ſucht das Auge von dieſer Höhe die Menſchenwohnungen von Lauterbrunnen und Grindelwald zu entdecken; ſie ſind durch Bergwände verdeckt. Einzig Interlaken iſt ſichtbar und am Ende des durch die Entfernung ſehr klein gewordenen Thunerſees die Stadt Thun.

Unwillkürlich heftet ſich der Blick ſüdwärts auf den ungeheuren Aletschgletscher und die Eis- und Felleſenmaſſen, welche die nächſte, allerhöchſte Geſellſchaft der Jungfrau bilden. Als Pfeiler und Mauern, nicht von Menſchenhänden gebaut, gleichſam beſtimmt, die Gewölbe des Himmels zu tragen, ſteigen aus dieſen blendenden Firnen die Urväter des Berner Oberlandes empor; zuerſt der allem Anſehen nach leicht erſteigbare



Binnenſee.



Mönch, kaum erkennbar in seiner niebergebrückten Gestalt; seitwärts von ihm der Eiger, scharf wie ein geschliffenes Schwert und geisterhaft aus nächtlicher Tiefe auftauchend. Mit dem Mönch durch die sanfte Einsattlung des Bieschergrates verbunden erheben sich der Kamm des Trugberges, die Grindelwalder Biescherhörner, des Finsteraarhorns stolzes Felsenhaupt und der gezackte, gletscherreiche Grat der Walliser Biescherhörner. In eigenthümlicher Gruppierung treten hinter dem Bieschergrat die Schrethörner, die Lauteraarhörner, der Verglistock und die Wetterhörner gewaltig hervor. Zur Rechten des Mettjchgletschers, die Spitzen des Kranzberges weit überragend, steht die herrliche Firnpyramide des großen Mettjchhorns und die noch unbekannte, namenlose Gebirgskette, die den Lötjchthalgletscher und das Lötjchthal südlich begrenzend, sich westwärts über hohe, vergletscherte Firsten

und Hörner bis an das riesige Nesthorn hinzieht. Westlicher noch fällt der Blick auf die Nachbargebirge der Jungfrau, die scharfartig, als glänzende Eismauern, von dem Kranzberg über das Gletscherhorn und die Ebnefluh nach dem Breithorn und Tschingelhorn sich erstrecken und aus deren wildzerklüftetem Schooß die Roththal-, Breitlauenen-, Schmadi- und Breithorn-Gletscher herunterstarren und mit ihren Riesenkralen die Felsenstufen des Ammertenthales umklammern. Wirklich ergreifend ist es, auf alle diese Kolosse des Alpengebirges herunterzuschauen, nach deren strahlenden Zinnen sonst das Auge mit einem demüthigen Gefühl eigener Schwäche emporzusehn gewohnt ist. Nur des Finsteraarhorns Riesebau und, wie es uns schien, das schöne Mettjchhorn, haben ihre edlen Häupter noch nicht gebeugt, sondern überragen kühn und stolz, doch nur unbedeutend, die Spitze der Jungfrau."

## "Kurze Haare sind bald gebürstet."

Von C. F. Braun.

Viele der alten Sprichwörter unter unserem deutschen Volke sind im Grunde nicht bloß Sprichwörter, sondern auch wahre Wörter. Sie sind eben so einfach, als kernhaft und kräftig. Eine fast unerschöpfliche Fülle des Inhalts sprudelt aus Tausenden uns entgegen, und lassen sich dieselben gar trefflich auf manche unserer Erfahrungen und Erlebnisse anwenden. Einige wieder sind voll des besten, unverwüßlichsten Humors und geben so recht den gemüthlichen deutschen Volksgeist zu erkennen. Andere hingegen halten leider eine gründliche Kritik nicht aus, zumal wenn sie nach dem Maßstab gesunder Moral und nach Gottes Wort scharf untersucht werden. Wir wollen einige derselben mit der Erlaubniß des Editors vor den Lesern Revue passiren lassen und zusehen, in wie weit sie sich bewahrheiten. Also denn: „Kurze Haare sind bald gebürstet.“ Das wäre insoweit nun schon richtig, und das auch: Wenn man bürsten will, so muß man selbstverständlich eine Bürste haben, und wenn man Haare bürsten will, so dürfen auch diese nicht fehlen—und wären es derselben nur drei (?) wie bei Fürst Bismarck. Nun kann es sich aber auch gar leicht ereignen, daß man das betreffende Instrument nicht immer sogleich finden kann—gerade dann und da, wo und wann man es wünscht, zumal, wenn dasselbe eine Art Gemeingut Aller im Hause ist. Da ist dann die Sache schon nicht sobald abgemacht, wie unser Sprichwort andeutet, und seien die Haare noch so kurz und wenig.

Ihr wißt, liebe Leser, daß obiges Wort unter uns Deutschen gar oft auf geringe Arbeiten, kleine Geschäften und dergleichen angewandt wird. Aber da müssen wir uns nun sehr hüten, daß wir durch die in Frage stehende Redeweise nicht irre geführt werden, das Geringe und Kleine verachten, unachtsam drauflos hubdeln und uns und Andern vielleicht selbst Schaden zufügen. Heißt es nicht auch: „Was werth ist gethan zu werden, ist auch werth, recht gethan zu werden“? Ein kleines Geschäft wird nie und nimmer zu einem großen, ausgehnten heranwachsen, wenn es nicht pünktlich, gewissenhaft, recht und mit der nöthigen Mühe ausgeführt wird. Bürstet man in diesem Sinne kurze Haare schnell, so befürchte ich, daß nur zu bald weder Haare noch Bürste mehr da sein werden. Ein Knabe, der kleine Arbeiten als unbedeutend oberflächlich,

und nicht nach Vorschrift ausführt, der wird später größere Arbeiten, verantwortliche Aemter nie anvertraut bekommen, noch in der Gesellschaft irgendwie erhoben werden. Man nehme zum Beispiel eine kleine Sonntagschule. Braucht die nicht ebensowohl eine tüchtige Aufsicht und gründliche, vorsichtige Pflege als eine größere? Sie wird sicherlich nicht zunehmen, weder an Zahl noch an innerem Gedeihen, falls Beamten und Lehrer vielleicht in einer Anwandlung von Leichtsinn denken: „Kurze Haare sind bald gebürstet.“ Wer im Kleinen nicht treu ist, der ist auch im Großen nicht treu. Der liebe Gott verwendet in seiner Schöpfung auf das anscheinend Kleine sicherlich ebenso große Sorgfalt als auf das ungleich Größere.

Betrachten wir unser Sprichwort aber noch von einer andern Seite aus. Es ist durch die Erfahrung genugsam bestätigt worden, daß kleine Dinge und geringe Arbeiten in großen Familien, in Kirchen 2c., oft nicht so schnell beseitigt werden, als man von der Geringfügigkeit der Sache an sich selbst schließen könnte. Und eben weil die Haare kurz sind, so nimmt es so viel länger, bis sie gebürstet werden. Unter den Vielen schiebt es der Eine auf den Andern und—Keiner thut's. Ein gewisser Fürst wollte einmal dies Sprichwort erproben, und er legte unweit von seinem Schlosse einen ziemlich großen Stein auf die stark befahrene Straße. Unter den Stein legte er eine mit Gelb gefüllte Börse mit dem Gedanken, daß wer den Stein entferne, der solle dieselbe sammt Inhalt zum Lohn seiner Arbeit haben. Hier wären nun auch kurze Haare bald gebürstet gewesen. Allein, zu seinem Erstaunen beobachtete der Fürst von seinem Fenster aus, daß ein Fuhrmann nach dem andern dem Stein aus dem Wege lenkte. Uebel oder wohl mußte der Fürst endlich gegen Abend den Stein selbst entfernen. Als die Dienstreute Johann erfuhren, wie schnell man diese kurzen Haare mit großem Vortheil hätte bürsten können, da gereute sie ihr Leichtsinn. Könnt' es nur herzhast glauben, liebe Leser, wo das Gemeinwohl in Sprache ist, da nimmt es oft sehr lang bis kurze Haare gebürstet sind; nicht der Kürze der Haare wegen sowohl, als deshalb, weil Niemand die Bürste führen will. Hier kommt also das Sprichwort mit seiner Aussage leider schlecht weg. Aber weiter.

„Kurze Haare sind bald gebürstet,“ sofern man das Bürsten



nicht gegen den „Wuchs“ zu thun sucht. Wie bald stellen sie sich da zu Berge, gleichsam als wollten sie gegen diese Vergewaltigung erste, starre Einsprache thun. „Halt!“ heißt's da, „so sind wir es nicht gewohnt.“ Gewohnheit wird mit der Zeit zu einer fast unwiderstehlichen Macht.

Prediger, Eltern, S. S. Arbeiter, Erzieher, Staatsbeamten u. mögen es nur versuchen gegen irgend welches eingerissene Uebel—das geringste nicht ausgenommen—zu protestiren und wacker anzukämpfen, sie werden wohl finden, daß wenn gegen den „Wuchs“ gebürstet wird, so nehmen selbst kurze Haare viel Zeit, Willenskraft und Klugheit in Anspruch. Daher nur immer fein still gehalten! Das Leben fährt Einem oft gleich einer rauhen Bürste gegen den „Wuchs“ durch die Haare. Einmal hat Einer auch gemeint, so in seiner Weise, kurze Haare seien bald gebürstet. Aber es kam etwas dazwischen. Laßt mich es euch erzählen:

„Ein Leineweber nemlich war ein Bruder Lustig und schaute dabei, wenn er seine Sprünge durch's Leben machte, weder nach oben noch nach unten. Der Mann hatte seit etlichen Wochen ziemlich fleißig an einem Stück Leinwand gearbeitet und hatte nur noch wenige Schüsse mit seinem Weberschifflein zu thun, dann war er fertig. Es war Sonnabend

Nachmittag, er konnte heute noch abschneiden, seine Löhnung holen und dann morgen sich einen lustigen Sonntagnachmittag machen. Frau!—so rief er—, jetzt werde ich gleich fertig!—So Gott will!“ sprach die Frau, welche ein frommes Weib war. „Ei,“ so sprach der Weber, „wenn er auch nicht will, so werde ich doch fertig.“ Er schoß das Schifflein gar eifrig durch die Fäden, aber der Wurf war zu kräftig; es fiel hinab unter den Webstuhl. Der Mann, im Zorn über sein Un Glück, sprang vom Sitz herunter, gerieth aber dabei zwischen die Fußlatten und brach ein Bein. Es dauerte jetzt sechs Wochen, bis er sein Stück Leinwand fertig kriegte.“

Alha! der wollte gegen den „Wuchs“ bürsten, und deshalb hat ihm Gott das Werkzeug zerbrochen und ihn selbst gebürstet. So kann's kommen!

Daß unser Sprichwort auch darauf hinweist, daß unsere Vorfahren mehr als einmal des Jahres (nicht wie Eulenspiegel) ihre Toilette in Ordnung brachten, das wäre am Ende das Außersenslichste im Text. Und damit auch wir an kurzen Haaren nicht selbst lange bürsten, beschließen wir unsere gemüthliche Plauderei.—Man thue im Leben so viel als möglich zu seiner Zeit, aber man bedenke immer, daß „gut Ding“ auch Weile haben will.

## Danksgivingstag und Danksgiving.

Zum letzten Donnerstag im November.

Röm Editor.

### 1. Danksgivingstag.

**D**weihundert und sechzig Jahre sind nun bereits ins Land gegangen, als an einem kalten, stürmischen Decembertag ein schwaches Häuflein neuer Ankömmlinge von jenseits des atlantischen Oceans die freudenlosen, frostigen Ufer von New England betrat. In dem Lande ihrer Geburt um ihres Gewissens und Glaubens willen verfolgt, hatten sie den heimathlichen Herd, Bequemlichkeiten, Wohlstand, Freunde, Vater und Mutter verlassen, um sich in den unwirthlichen Urwäldern Nordamerikas auf eigene Lebensgefahr hin neue Heimstätten zu gründen. Hier war es ihnen gestattet, ihrem Glauben zu leben und nach ihrer Herzensüberzeugung in unbeschränkter Freiheit ihrem Gott zu dienen. Raum ist es uns in unsern Tagen des Fortschritts, des Wohlstandes und der Bequemlichkeit möglich, uns noch eine rechte Vorstellung von den Beschwerden und herzerschütternden Abenteuern jener furchtlosen Männer und Frauen zu machen, die dieses einst wilde, neue Land unter Cultur brachten und die Einwanderung eröffneten. Hunger, Kälte, harte Arbeit, Strapazen, Sorge, Noth, Krankheit und Tod blickten ihnen grinsend ins Antlitz, und vielen Herzen entschwand der Muth, noch ehe der Kampf ums Dasein in der neuen Welt recht begann. Hunderte kehrten müde, verzagt und hoffnungslos wieder in die alte Heimath. Doch nach Jahr und Tag brachten die Wellen des großen Weltmeers auf ihren starken Rücken gar manchen Wanderer noch, der sehnfüchtig, hoffnungsglühend nach unsern Ufern herüberschaute. Immer weniger gingen zurück. Mit der Zeit dann wuchs das Senforn zu einem gro-

ßen (National-) Baum, daß die Vögel des Himmels jetzt noch kommen und unter seinen schattigen Zweigen wohnen können.

Einige Jahre nachdem die „Mayflower“ die ersten Wanderer herübergebracht hatte, sagt uns die Geschichte, kam für die kleine Ansiedlung ein Jahr herber Prüfung. Schwere Krankheit stellte sich unter ihnen ein, und ihre Reihen wurden durch den Tod ziemlich gelichtet. Der Sommer (1621) war eben so naß als kalt und in Folge davon hatten sie fast keine Ernte. Als nun der Spätherbst und Winter herannaheten, die Vorräthe bereits zur Neige gingen und Schmalhans sich schon längst als Küchenmeister ohne weitere Ceremonien angemeldet hatte, da schauten sie täglich nach dem Horizont, ob nicht etwa in weiter Ferne ein flackerndes Fähnlein, ein Schiff mit Vorrath, herankomme. Doch es kam keins. Aber es kam wie ein nächtliches, unheimliches Grauen ihr dunkelster, trübster Tag. Aller Speisevorrath war dahin und die letzte Nation—etwa eine Handvoll Mais für Zeden—eben verabreicht. Nirgend's hatten sie Zuflucht, diese lieben alten Väter. Nirgend's? Doch. Die beste aller Zufluchten (Ps. 90, 1.) stand ihnen noch offen—das Gebet zu dem Herrn, der sie bis anher geleitet und noch nicht verlassen hatte. Am Abend dieses Tages wurde eine Gebetsversammlung von den guten Leutlein angeordnet, wo sie dann ihren Kummer, ihre Noth dem gütigen Vater droben gemeinsam vorlegten. Lieber Leser, du kannst versichert sein, daß nie zuvor inbrünstigere, gläubigere Gebete menschlichen Lippen entfloßen, als an jenem Abend. Den nächsten Morgen steuerte aber auch ein Schiff mit vollen Segeln, schwer beladen mit Proviant, dem Hafen zu. Glückliche Tage darnach versammelten sich die Ansiedler, um einen ex-

tra Dankgottesdienst abzuhalten, und war das der erste Dankfesttag, der in Amerika je gefeiert wurde.

Im Juli 1623 bestimmte Gouverneur Bradford einen speziellen Danktag für einen gnädigen Regen, den der Herr nach einer langen Dürre den frommen Ansiedlern gesandt hatte. Für das Jahr 1632 weist die Geschichte einen weiteren Dankfesttag nach für erhaltenen Proviant von Irland. Und im Jahre 1680 sehen wir schon, daß dieser löbliche Gebrauch sich im Staate Massachusetts jährlich wiederholte.

Auch durch die Zeit der Revolution verordnete der Congreß jährlich einen Danktag. Im 1789 schrieb Präsident Washington einen nationalen Festtag aus mit Rücksicht auf die Einführung der Constitution. Seit jenen Tagen haben Präsidenten und Gouverneure je und dann ihr Volk zum Dank gegen Gott aufgefordert. Den jährlichen nationalen Dankfesttag in den Ver. Staaten finden wir indessen erst seit 1864. In andern Ländern der Erde bestehen ähnliche Sitten. Daß auch dieser Fortschritt mit zu dem herrlichen Sieg unserer heiligen Religion freudigst gezählt werden darf, liegt auf der Hand. Wie außerordentlich schön ist's, wenn ganze Familien, ganze Nationen dem Herrn des Himmels, dem gütigen Verforgern der Menschheit, seinen Auge nicht schläft noch schlummert, ein Jahresdankopfer darbringen! Ursachen dazu finden sich hinlänglich und leicht, nicht nur beim Rückblick auf ein ganzes Jahr, sondern täglich, stündlich. Die gefüllten Scheunen, Keller, Kammern, Kisten und Kasten, vermehrter Wohlstand da und dort sind sprechende, handgreifliche Erinnerungszeichen. Wehe Dem, der des Dankes gegen seinen Schöpfer vergißt!

## 2. Dankfesttag.

So fern der Abend ist vom Morgen, so fern ist auch bei vielen Tausenden die Dankfesttag vom Dankfesttag. Diesen bestimmt die Obrigkeit, jene aber ist eine Christen- und Bürgerpflicht, welche auszuüben einem Jeden frei überlassen werden muß. Dankfesttag zu feiern, erfordert bloß bürgerliche Loyalität. Dagegen aber auch gleichzeitig „Gott Dank zu sagen,“ das kann nur ein gottesfürchtiges, erkenntliches, zufriedenes Herz, kann nur der Mensch und Bürger, der in Gott den Geber aller guten und vollkommenen Gaben erkennt. Unter den Menschen auf Erden lebt ein gewisser frommer Herr, Namens „Unbarm!“ (hat Millionen von Namensvettern), der es in seiner vermeintlichen Unabhängigkeit erstaunlich weit gebracht zu haben meint. In seiner Blindheit erkennt er die Gaben Gottes nicht, in seinem Leichtsinne hält er sie für gering und in seinem unvergleichlichen Hochmuth achtet er dieselben sogar für verdienst. Und wißt ihr's? Er ist der Ursprung, der Vater, aller heidnischen Gräuel (Röm. 1, 21.). Er hat einst das Volk Gottes zu Grunde gerichtet, von dem es hieß: „Dankst du also dem Herrn, deinem Gott, du toll und thöricht Volk?“ Der undankbare Mensch ist ein böser, ein unwürdiger Mensch. Eine undankbare, unzufriedene Nation besteht nicht auf die Länge, während die dankbare blüht und herrlich gedeiht. Aber merkt: Bei Gott kommt alles darauf an, wie unser Jahresdank beschaffen ist. Einer unserer Collegen meint, was auch nur zu wahr ist, es sei bei Vielen etwa so:

„Ach, du lieber Gott! Nun sind wir so ziemlich fertig mit der Ernte, und wir haben uns sehr plagen müssen. Aber die Ernte ist schwach genug. Stroh ist kurz, Weizen ist nur eine halbe Ernte, mit dem Hafer und den Kartoffeln ist's nicht viel, und mit dem Heu ist es auch so so. Es ist eben Alles nicht so

schön, als man es wünschen möchte. An uns hat es nicht gefehlt. Wir haben gearbeitet, früh und spät, und es uns sauer werden lassen; aber es hat eben am Regen gefehlt, war Alles zu trocken und im Winter zu kalt, und dann noch Käfer und Rauhen,—da kann denn nicht viel übrig bleiben. Na, man muß eben zufrieden sein und sich einrichten, wenn es auch knapp hergeht. Es läßt sich ja doch einmal nicht ändern, wenn es der liebe Gott so schickt. Freilich, Hunger haben wir grade noch nicht zu leiden brauchen, wir haben immer noch Eier und Milch und Butter und Hühner genug, und auch manchmal einen Schinken oder etwas „Pie“; aber das ist auch Alles. Geld kriegt man wenig zu sehen, und dann kommt noch alle Augenblick eine Collette für den Prediger oder kirchliche Zwecke. Na, wenn man nur noch so ziemlich gesund ist, da ist man ja zufrieden und dankbar für das wenige. Man soll ja doch dankbar sein; aber, lieber Gott, im Leben hat man es doch schwer, und es ist nur gut, daß wir wenigstens die Aussicht haben, daß wir einmal im Himmel reichlich für unsere Mühe belohnt werden sollen.—Amen!“

Es liegt klar auf der Hand, daß der Herr eine solche Dankfesttag (?) nie entgegen nehmen kann, und geschähe sie selbst am nationalen Dankfesttag. Sie muß besser sein. Sie muß aus dem Herzen kommen, muß der Ausdruck aufrichtiger Herzensgefühle sein. Und warum dem Herrn nicht danken etwa wie folgt:

Lieber himmlischer Vater! Wir preisen dich für deine vielen unverdienten Segnungen, die wir genossen haben, und für deine treue väterliche Fürsorge über uns. Du hast uns von unserer Jugend an unser täglich Brod gegeben und uns keinen Mangel leiden lassen; ja, du hast uns viel mehr gegeben, als wir zur Lebens Nahrung bedürfen. Wir haben nur Strafe und Züchtigung verdient. Alles, was wir bekommen, ist ein Gnadengeschenk deiner unverdienten Huld und Liebe. Du hast uns behütet vor so vielen Gefahren, hast uns Kraft zur Arbeit und die nöthige Gesundheit gegeben, und hast mit unsern Schwächen und Sünden große Geduld gehabt.

Dir sei Lob, Preis, und Ehre, für alle Gnade und Barmherzigkeit, die uns so reichlich widerfahren ist! Nimm nun unsere Herzen dir zum Dankopfer hin! Vergib uns unsere vielen Schulden, und besonders auch die natürliche Unbarmbarkeit unseres Herzens, und erfülle uns mit Liebe zu dir und unsern Mitmenschen. Mache uns auch recht willig, von dem, was du uns gegeben hast, gern mitzutheilen, und behüte uns vor dem Geiz. Nimm du den Zehnten von Allem, was du uns bescheret hast, zum geringen Dankopfer an, und gib uns Kraft, daß wir das Andere gewissenhaft gebrauchen zu deiner Ehre und zu unserm Heil. Mach uns treu im Veten und Arbeiten, schenke uns ein völliges unbedingtes Vertrauen zu dir, gib uns Kraft, dir unser Leben zu weihen, und in Zufriedenheit und Dankbarkeit unsere Tage zu verbringen; und endlich, wenn du uns abrudest, gönne uns ein Plätzlein im Himmelreich, nicht aus Verdienst, sondern um Jesu willen. Dann wollen wir dir ein neues Loblied anstimmen, mit völlig reinen unschuldigen Lippen. Amen!

Wer also dem Herrn dankt, der feiert in Wahrheit einen Dankfesttag, geschähe dies nun bloß im trauten Kreis der geliebten Seinen oder auch im Hause Gottes. Eine solche Herzensstimmung denn wünschen wir bei dem diesjährigen Dankfesttag allen unsern Lesern und—was wir für uns selbst hoffen—dazu auch einen „wohlgeschmeckten Braten.“



## Erstes und Weiteres.

## Aus dem Leben eines alten evangelischen Reisepredigers.

## XV. Schluß.

In unglaublicher Doktor sagte mir einst: „Ich bin nicht im Geringsten bange; ich halte mich fest an meiner Philosophie, und ich weiß, dieselbe verläßt mich nicht!“ Und, was ist denn Ihre Philosophie und was glauben Sie eigentlich, wenn ich fragen darf? — „Ei, ich glaube eben, daß nach dem Tode Nichts ist.“ — „Wissen Sie das ganz gewiß?“ — „Gewiß? — nun gewiß kann ich es natürlich nicht wissen.“ — „Ja, sehen Sie, da ist ihre Philosophie schon am Ende, und Sie sind allbereits von ihr verlassen; wie wird's erst sein, wenn's einmal ans Sterben geht? Und wenn Sie selber Ihrer Sache nicht gewiß sind, wie können Sie denn Andern zumuthen, so zu glauben, wie sie glauben? Da will ich doch viel lieber, ja tausend Mal lieber, bei meiner Bibel bleiben, und glauben, was die sagt.“ — Der Doktor hatte nicht mehr viel zu entgegenen. Solche Leute kommen doch zuweilen merkwürdig in die Enge, wenn man ganz einfach mit ihnen auf den Grund geht. Raisoniren hilft da nichts, und Beweisgründe haben sie keine, folglich sind sie fest und können weder vorwärts noch rückwärts.

Ein anderer Ungläubiger, dessen Frau kurz zuvor gestorben war, sagte mir einmal: „Da sind wir doch viel besser daran, als wir Ihr Leute!“ — „Warum?“ frug ich. — „Ei, wir brauchen uns doch nicht immer zu fürchten vor der Hölle, und bange zu sein, wenn eins von den lieben Unsern gestorben ist, daß es verloren ist, wie das bei Euch der Fall ist.“ — „Da sind Sie im Irrthum, wir fürchten uns auch nicht vor der Hölle, nicht im Geringsten; aber wir freuen uns recht herzlich auf den Himmel. Und was die lieben Unsrigen betrifft, die selig gestorben sind, so freuen wir uns, sie im Himmel wieder zu treffen; können Sie das auch, mein lieber Freund?“ Natürlich blieb er die Antwort schuldig und war verlegen, und ich sagte: Nun können Sie selber sehen und urtheilen, welcher von uns Beiden am besten daran ist.

Ein Anderer, auch ein Arzt, sagte mir: „Ich glaube an einen Himmel, aber an keine Hölle, wenigstens an keine ewige Verdammniß; ich glaube, daß drüben noch Gelegenheit ist, sich zuzubereiten für den Himmel. Kein Vater würde so tyrannisch handeln gegen seinen Sohn und ihn ins Feuer werfen, er möchte so schlimm sein, als er wollte.“ — „Nein, gewiß nicht,“ sagte ich; „was aber, wenn der Sohn selber ins Feuer hinein springt?“ — „Ja, das ist freilich etwas anderes, da haben Sie recht!“ — Natürlich, die Bibel ist immer recht, und wer einfach bei der Bibel bleibt, der fährt am besten.

„Al! recht, Jesse, lies nur weiter!“ — In Ohio war Einer, der wollte seine Frau, nachdem sie zu Gott bekehrt war, aus der Bibel überweisen, daß sie verkehrt sei, und las ihr deshalb zuweilen aus derselben vor. Nun suchte er aber immer solche Stellen, die, wie er meinte, für sie paßten. „Siehst du jetzt,“ sagte er dann zu ihr, „daß du verkehrt bist?“ — „Al! recht, Jesse, lies nur weiter!“ gab sie zurück. Jesse lies weiter, aber endlich paßt's für ihn und nicht mehr für sie. Sofort sucht er eine andere Stelle — er blättert vorwärts und rückwärts, bis er eine findet, die seines Dünkens für sie paßt. „Siehst du's Frau, da heißt es, die Weiber sollen ihren Männern unterthan sein!“ — „Alles recht, Jesse, lies nur weiter.“ Er

lies, und lies, endlich paßt's wieder für ihn. So treibt er es eine Zeit lang fort, er mag lesen, wo er will, es paßt immer wieder für ihn, endlich sagte er: „Ei, ich glaube wirklich, Frau, Du bist recht und ich bin verkehrt.“ Gut, sie waren bald Beide recht, der Jesse wurde bekehrt, und sie waren recht ernstliche Kinder Gottes. Wir hatten oft gelegnete Versammlungen in ihrem Hause. Die Mutter ist kürzlich selig heim gegangen.

In Illinois war ein Ehepaar, die hätten beide gerne gebetet und sich bekehrt, aber Eins scheute sich vor dem Andern. Abends geht der Mann (ein Schuhmacher) gelegentlich hinaus in den Hof. Da benutzt die Frau die Gelegenheit, fällt drin im Hause auf ihre Kniee und betet. So geschwind sie aber hört, daß ihr Mann herein kommt, steht sie tapfer auf und greift zu ihrer Arbeit. Sie und da bleibt der Mann aber auf-fallend lang draußen. Einmal schleicht sie denn hinaus und will nachsehen, was er wohl treibt; sie lauscht an der Stallthür, und zu ihrem größten Erstaunen findet sie, daß er betet. Es läßt sich denken, wie es ihr nun zu Muthe war. Vor Freude wußte sie sich kaum zu fassen. Sie geht zurück ins Haus, kann aber fast nicht warten, bis ihr Mann herein kommt; endlich kommt er. „Aber jetzt, Conrad! brauchst Du nicht mehr hinaus zu gehen um zu beten. Wir können nun eben sowohl Beide mit einander im Hause beten!“ Gott sei Lob und Dank! Dies Haus ward nachher ein Bethaus, und die ganze Familie war glücklich, ich habe mich oft mit ihnen erfreut und war jedes Mal froh, wenn ich bei ihnen einkehren konnte, hoffe dieselbe auch einst im Himmel anzutreffen. Ist's aber nicht sonderbar, daß selbst Eheleute sich gegenseitig scheuen mit einander zu beten?

Einst war eine Frau, auch in Illinois, sehr bußfertig. Sie ging traurig und betrübt einher. Kurz darauf feierten wir das heilige Abendmahl. Sie kam auch zum Tisch des Herrn und empfing das Mahl mit Thränen. Kaum aber hatte sie es empfangen, als ihr Herz auch schon demaßen mit himmlischer Freude erfüllt wurde, daß es merkwürdig war. Sie lobte ihren Erlöser und Heiland mit lauter Stimme, es offenbarte sich eine wunderbare Kraft, und fast die ganze Versammlung wurde zu Thränen gerührt. Auch ihr Mann, der anwesend war, wurde ergriffen und bald nachher zum Herrn bekehrt.

An diesem nemlichen Ort wohnte ein Mann, der hatte früher sich verschworen, niemals unsere Kirche zu betreten. Vierzehn Jahre lang hielt er seinen Schwur und war die ganze Zeit einer unserer heftigsten Gegner. Endlich aber kam doch ein Stärkerer über ihn; er kam trotz seines Schwurs in die Kirche, wurde, nebst Frau, Geschwistern und einer alten Mutter zum Herrn geführt, und diente nachher mit großem Ernst und Eifer Gott. Wie er früher ein Verfolger war, so war er jetzt ein treuer Streiter Jesu Christi.

In Ohio kannte ich einen jungen Mann, der ging lustig und fröhlich in der Welt dahin; zuweilen kam er auch in die Kirche, hatte aber, wie es schien, ein hartes Herz. Sein alter Vater wurde endlich krank und starb; die Mutter weinte und frug ihn vor seinem Ende: „Aber, Vater! was soll ich anfangen wenn Du stirbst? Ich habe keinen Menschen, der mir hilft, der Georg ist wild, und die Andern sind klein, ich bin ein armes,

trostloses und verlassenes Weib!" „Sei nicht verzagt," sagte der sterbende Vater, „der Georg gibt doch noch ein guter Delbaum!" Gott sei Dank! es ging nicht sehr lange. Nach dem Tode des Vaters ist aus dem wilden Georg ein schöner, edler Delbaum geworden, derselbe grünet und blühet, so viel ich weiß, noch heute nach fünfundzwanzig Jahren.

Eine Frau in Indiana war um ihr Seelenheil sehr bekümmert, sie weinte und betete und konnte nicht zum Frieden kommen. Einmal kniete ich mich neben sie hin und frug nach der Ursache: „Ach, mein Glaube ist eben zu klein," sagte sie. — „So, Du hast also doch Glauben, nur ist derselbe zu klein, meinst Du." — „Ja." — „Nun, ein kleiner Glaube, ist doch ein Glaube, nicht wahr?" — „Ja." — „Und wie groß, denkst Du denn, daß ein Glaube sein muß, um Christum zu ergreifen?" — „Ich weiß es nicht." — „Ergreife einmal Jesum deinen Heiland einstweilen mit dem kleinen Glauben, den Du hast, später dann, wenn dein Glaube einmal größer ist, dann ergreiffst Du ihn mit einem größern. Eines Kindes Hand ist auch klein, zu klein um ein schweres Werkzeug anzufassen, aber doch groß genug, um das Stück Brod zu nehmen, das ihm die Mutter gibt. Falls nun das Kind sagen würde, meine Hand ist zu klein, ich kann das Stück Brod nicht nehmen — was dann? Du solltest froh sein, daß Du Glauben hast, und wenn er auch klein ist." Während des Gesprächs ließ Gott der armen Seele das Licht aufgehen, sie konnte es auf einmal einsehen und fassen, ihr Herz ward erfüllt mit einer unaussprechlichen Freude, und sie lobte Gott mit lauter Stimme.

So könnte ich noch lange fortfahren, namentlich auch eine Anzahl ungläubige Männer und große Widerstreber namhaft machen, die sich noch auf ihrem Sterbebett zu Gott gewandt

haben, und im Glauben an Jesum selig gestorben sind. Einer der größten Widerstreber sagte auf seinem Todesbette, nachdem man ernstlich mit ihm gebetet, und er Frieden erlangt hatte: „Jetzt wunder's mich nicht mehr, daß die Leute sich so gefreut haben, und so eifrig waren!" Und er wollte haben, daß Die, die er früher gehaßt hatte, jetzt immer um sein Lager sein sollten, um mit ihm zu singen und zu beten; dagegen hatte er kein Verlangen nach seinen alten Kameraden, und wenn einer kam, so ermahnte er ihn ernstlich zur Buße und Umkehr. Ich habe noch niemals erfahren, daß ein wahrer Christ in den letzten Stunden es bereut hat, ein Christ gewesen zu sein, wohl aber haben es schon Viele bereut, daß sie gottlos waren.

In S. hatte ich einen fünfzig Jahre alten Mann in der Gemeinde, der früher auch wild und unbekehrt dahin gelebt hatte. Er lag bereits über ein Jahr auf dem Krankenlager. Ich besuchte ihn sehr oft, fand ihn aber immer getrost und selig in Gott. Bei allem Leiden drückte er eine frohe, lebendige Hoffnung auf ein besseres Leben aus. Nichts war ihm lieber, als Gottes Wort, geistliche Lieder und ernstliches Gebet. Etliche Mal schien es, als wäre er seinem Ende ganz nahe. Er verlangte sehnlichst abzuscheiden, und frug mich: „Denkst Du, Bruder, ich darf diese Nacht noch heim?" Es vergingen indeß noch Monate, ehe er starb. Eines Nachmittags, als ich am Schreibtisch saß, kam mir's in den Sinn, wieder einmal hin zu gehen. Ich ging und fand ihn wie schon oft getrost. Ich sang aus dem schönen Liede: „Jesus lebt, mit ihm auch ich" 2c. Er sang ganz verständlich mit. Den Schluß des Liedes jedoch mußte ich allein singen. Bis ich damit zu Ende war, war er auch singend verschieden. Wahrlich, wer so stirbt, der stirbt selig!

## Jagersollville.

(Aus dem Englischen von H. C.)



nlängst hatte ich einen Traum, welcher aber kein leerer Traum war. Es kam mir vor, als wäre ich auf einer langen Reise durch eine schöne Landschaft, als ich un erwartet an eine große Stadt kam, welche mit einer 15 Fuß hohen Mauer umgeben war. Am Thore stand eine Schildwache, auf deren glänzendem Schilde sich die Strahlen der Morgen Sonne abspiegelten. Als ich ihr gegenüber war und dieselbe grüßend in die Stadt treten wollte, hielt sie mich an und sprach: „Glauben sie an den Herrn Jesum Christum?" Ich antwortete: „Ja von ganzem Herzen." Die Schildwache erwiderte: „Dann können sie hier keinen Eingang finden. Keiner Person, weder Mann noch Weib, die diesen Namen bekennen, wird hier Eingang gewährt. Doch gehen sie bei Seite," sagte sie weiter, „sie sind am Kommen." Den Weg hinab blickend, sah ich eine ungeheure Volksmenge herannahen. Sie waren geleitet von einem militärischen Offizier. „Wer ist das?" so fragte ich die Schildwache. „Dieses ist," sprach sie, „der große Hauptmann Jagersoll, der Gründer der großen Stadt Jagersollville." „Wer ist er?" unterstand ich mich weiter zu fragen. Die Antwort war: „Er ist ein großer und mächtiger Kriegsmann, welcher in so vielen Schlachten foht, in dem letzten großen Kriege unseres Landes." Ich fühlte beschämt wegen meiner großen Unwis-

senheit die Geschichte unseres Landes betreffend, und stand deshalb nachsinnend, aber stille schweigend, die große Prozession beobachtend. Ich hatte gehört von einem Jagersoll — — — allein, dieses kann unmöglich der Mann sein. Die Prozession kam nahe genug um Manche an ihren Angesichtern zu erkennen. Ich beobachtete zwei ungläubige Ebitoren von nationalem Ruf, welchen große Wagen folgten mit Dampfpresen beladen. Ebenfalls waren fünf Glieder von der Gesetzgebung dabei. Alle die bekannten Ungläubigen und Spötter des Landes waren da. Die meisten schienen von der Schildwache als solche angesehen zu sein, indem er sie gar nicht anhielt. Jedoch zuletzt kam eine sanft aussehende Persönlichkeit, mit weißem Halsstuche, welche angehalten wurde. Ich erkannte in demselben Augenblicke, daß es der wohlbekannte liberale Prediger von New York war. „Glauben sie an den Herrn Jesum Christum?" fragte ihn die Schildwache. „Not much," antwortete der Doktor. Jedermann lachte, und ihm wurde erlaubt einzugehen. Hier waren Maler mit den herrlichsten Gemälden, Sänger mit den entzückendsten Stimmen, Trauerspieldichter und Schauspieler, deren Namen über die ganze Welt bekannt sind. Sobann kam eine andere Abtheilung dieser ungläubigen Schaar, nemlich die Schenkwirthe oder Saloonhalter, und zwar bei Tausenden, sowie auch die



Eigentümer von Spielhöhlen, Hurenhäusern, Theaterpieler und sonstiges Gefindel. Aber siehe, eine andere Abtheilung nahte jetzt heran, nemlich: Einbrecher, Diebe, Mordbrenner, Räuber, Mörder — Alle — Alle gingen ein. Die Erscheinung wurde immer schrecklicher. Und ich sah, und siehe! Satan brachte den Nachtrab. Hoch fliegend über der Menge wehten ihre Fahnen. Auf einer war die Aufschrift: „Was hat das Christenthum fürs Land gethan?“ Auf einer andern: „Hinunter mit den Kirchen, hinweg mit dem Christenthum! — es beeinträchtigt unsere Vergnügungen.“ Und dann entstand ein Gemurmel von Stimmen, welches lauter und lauter wurde, bis ein Geschrei ertönte als das Rauschen des Niagara Falles: Hinweg mit ihm, kreuziget ihn. Ich fühlte nunmehr kein Verlangen, in Jngersollville einzugehen.

Als die letzten der Prozeßion eingingen, machten etliche Männer und Weiber mit breitrandigen Hüten und einfachen Hauben ihre Erscheinung, welche als Missionare Einlaß begehrten; aber sie wurden unansft abgewiesen. Ein junger frommer Ermahner der Meth. Kirche trat mit seiner Bibel unter dem Arm heran und begehrte Einlaß; aber die Schildwache verlockte ihn. Nachdem ich ihn um Erlaubniß nachsuchend; aber auch ihm wurde es abgeschlagen. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, als ich Moody sagen hörte, indem er sich betrübt hinweg wandte: „Die Leute ließen mich doch in Chicago leben und wirken; das kommt mir wirklich sehr fremd vor, daß sie mich nicht in Jngersollville lassen.“ — Die Schildwache ging jetzt auch zum Thore hinein und schloß es mit einem heftigen Zuschlagen. Und sobald es geschlossen war, so dächte mir's, ein mächtiger Engel kam herab und verschloß das Thor mit einer eisernen Stange und schrieb mit feurigen Buchstaben darauf: „Verurtheilt zusammen zu leben für sechs Monate.“ Alsdann entfernte er sich und außerhalb der Mauer war Alles stille, aber innerhalb derselben wurde ein Getöse von wilder Ergözung und Geschrei vernommen. Ich ging nun hinweg, und als ich so durchs Land reijete konnte ich kaum meinen Augen trauen. Friede und Ueberfluß lächelte überall. Die gemeinen Gefängnisse waren leer und die Staatsgefängnisse hatten keine Insaßen mehr. Die Polizei in den größten Städten war müßig. Richter in ihren Amtsstuben hatten nichts zu thun. Die Geschäfte gingen ausnehmend gut. Viele große Gebäude vorher mit Criminal-Verbrechern angefüllt, wurden in Fabriken umgewandelt. Ohngefähr um diese Zeit proklamirte der Präsident der Ver. Staaten einen Danktagstag. Es war in einer Presbyterianerkirche, wo ich dem Gottesdienst beizwohnte. Der Prediger hob ganz besonders die Veränderung der Dinge hervor. Als er so fortfuhr, den Wohlstand des Landes zu schildern und Ursachen angab zur herzlichsten Dankbarkeit zu reizen, da sahe ich einen Kirchenvorsteher wie er sein Taschentuch über den Mund hielt, indem derselbe überfließen wollte zum Lobe und Preise Gottes, von dem nemlich sein Herz voll war. Eine ältliche Jungfrau, welche niemals that, wie die „lärmmachenden“ Methodistin — eine regelmäßig gestrenge Presbyterianerin, — konnte die Gefühle ihres Herzens nicht unterdrücken; sie gab aber die Gefühle aller Anwesenden dadurch kund, daß sie mit aller Macht rief: „Die Ehre sei Gott für Jngersollville.“ Ein junger theologischer Student erhob feierlich seine Hand und setzte hinzu: „Esto perpetua.“ Das heißt: „Lasse es so sein für immer.“ Jedermann lächelte. Das Land war in überschwänglicher Freude. Große Prozeßionen von Kindern gingen auf der Heerstraße einher, singend:

„Wir lassen nicht die Bibel, das heil'ge Schutzpanier.“ Eine große Anzahl von geistlich wonnetrunkenen Männern, Weibern und Kindern verammelte sich im Freien, indem kein Gebäude sie hätte fassen können. Es war mir, als wenn Bischof Simson die Anrede hielt, und als er schloß, erhob sich ein feierlicher Jubel, so daß die Erde davon widerhallte. Es war wunderbar! Und dann standen wir alle auf und sangen unter Thränen der Freude:

„Heil, Ehr und Macht sei Jesu Nam',  
Ihr Engel, ihn erhöht!  
Bringt her die köstlich' Königskron,  
Krönt seine Majestät.“

Die sechs Monate waren beinahe verflossen. Ich nahm meinen Weg zurück nach Jngersollville. Eine schauerliche Stille herrschte über der Stadt, jedoch hin und wieder von scharfen Pistolenschüssen unterbrochen. Ich sah einen Mann, welcher am Thor versuchte einzudringen, und sagte zu ihm: „Mein Freund, wo kommen sie her?“ „Ich wohne in Chicago,“ sagte er, „aber dort haben sie uns fast zu Tode erdrückende Steuern aufgelegt. Nun habe ich aber von dieser Stadt gehört, und ich möchte mir hier an diesem neuen wachsenden Plage liegendes Eigentum sichern. Es gelang ihm aber nicht die eiserne Stange wegzubringen; jedoch bekam er auf unverhoffte Weise eine Leiter von ungefähr zwölf Fuß Länge, mit deren Hülfe er die Mauer ertieg. Mit einem geschäftlichen Auge erspähte er eine Perion, welcher er zurief: „Hallo dort drüben! Was ist der Preis für liegendes Eigentum in Jngersollville?“ „Gar nichts,“ war die Antwort von drinnen, „Sie können alles haben, was sie wünschen, wenn sie nur die Steuern davon bezahlen.“ „Was macht eure Steuern so hoch?“ fragte der Chicago Mann. Ich hörte die Antwort deutlich; werde sie niemals vergessen: „Wir müssen vierzig neue gemeine Gefängnisse, und nebstdem vierzehn Staatsgefängnisse in jeder Ward bauen, sowie auch eine Irrenanstalt und Waisenhaus. Wir haben unsere Schulen aufheben müssen, um aus beagter Kasse die Polizei-Macht aufrecht zu erhalten.“ „Wo ist mein alter Freund Jngersoll?“ fragte der Chicago Mann. „Er ist heute umher Unterschriften zu sammeln, um eine neue Kirche zu bauen. Die Leute haben eine Bittschrift hier, um dieselbe hinaus zu senden, damit eine Anzahl Prediger hereinkommen, um Erweckungs-Versammlungen zu halten. Wenn wir sie nur über die Mauer bringen können; wir hoffen doch noch eine Zukunft für Jngersollville.“ Die sechs Monate waren nun beendet. Aber anstatt das Thor zu öffnen, wurde eine Höhle unter der Mauer durchgegraben, gerade groß genug, daß eine Person zur gleichen Zeit durchkriechen konnte. Zuerst kamen die zwei aufgebrochenen Ebitoren, denen Jngersoll in seiner Persönlichkeit folgte. Und so nach froh die ganze Einwohnerzahl durch. Währenddessen kam es mir vor, als wenn eine große Anzahl Christen die Stadt umgaben. Hier war Moody und Hammond und Carle und Hunderte von Methodistischen Predigern und Ermahnern, und sie sangen an mit einander zu singen:

„Kommt ihr Sünder arm und dürftig,  
Schwach und schrecklich zugericht'.“

Bedürftigere Geschöpfe waren niemals auf der Erde gesehen worden. Ich suchte Unterredungen mit einigen von den Einwohnern dieser verlassen Stadt anzuknüpfen und fragte sie: „Glaubt ihr jetzt, daß eine Höhle sei?“ Die Antworten kann ich nicht alle niederschreiben, aber das kann ich sagen, dieselben waren außerordentlich rechtgläubig. Ein alter

Mann sagte: „Ich war daselbst für eine Probezeit von sechs Monaten, und ich will mich nicht damit vereinigen.“ Aus dieser Antwort schloß ich, daß er ein abgefallener Methodist war.

Die Folgen waren, es entstand eine große Erweckung, welche eine reiche Ernte brachte von der ruinirten Stadt Zugerzollville.

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XVII. Religiöse Institutionen der Bibel: Festtage, Zeiten etc.

Ehe wir diese Section näher erklären, müssen wir noch, an die vorige anknüpfend, des Tempels erwähnen. Als die jüdische Nation sich im Lande Canaan völlig heimisch gemacht hatte, so schien es nöthig einen permanenten Ort der Anbetung zu erbauen. Dieses große Werk, von David geplant, wurde von Salomo, seinem Sohne, ausgeführt. Ein Prachttempel wurde erbaut. Dieser war sowohl der Stolz, der Ruhm, als auch das sichtbare Centrum der Nation.

Es gab eigentlich drei jüdische Tempel. 1. Der Tempel Salomos, eingeweiht 1004 vor Christo und 486 Jahre nach der Einweihung der Stiftshütte. 2. Der Tempel Zerubabels, eingeweiht 515 vor Christo, 489 Jahre nach der Einweihung des salomonischen Tempels. 3. Herodis Tempel, erbaut von den Trümmern des Zerubabelschen, etwa 452 Jahre nach diesem. Herodis Tempel stand 88 Jahre, von 18 Jahre vor Christo bis 70 Jahre nach Christo, allwo derselbe bei der Zerstörung Jerusalems durch Titus in den Flammen aufging. In eine nähere Beschreibung dieser herrlichen Gebäude können wir uns des Raumes wegen nicht einlassen. Sowohl der in der grauen Vorzeit erwähnte Altar, als auch später die Stiftshütte und der Tempel weisen auf die christliche Kirche hin, wovon sie eigentlich die Schattenbilder waren. In Christo haben wir Altar und Priester. Alle, die an Ihn glauben, sind lebendige Steine am großen Bau der Kirche Gottes, die je länger je mehr ihrer Vollendung entgegen geht.

Unter den Festtagen, Zeiten etc. der Bibel finden wir 1. Den Sabbath. Die Grundidee des Sabbaths ist: Der siebente Theil der Zeit zu physischer Ruhe, geistlicher Erbauung und öffentliche Anerkennung des Heiligen. Er ist 1) Gedentag der vollendeten Schöpfung. 1. Mose 2, 2-3. 2) Eine Erinnerung an die Befreiung der Israeliten aus der egyptischen Knechtschaft. 5. Mose 5, 15. 3) Ein Bundeszeichen. 2. Mose 31, 13. 4) Ein Bild himmlischer Ruhe. Hebr. 4, 9. 5) Bezweckt zum Wohl des Menschen. Mark. 2, 27. 6) Er steht unter göttlicher Controle. Matth. 12, 8. Er wurde in der Kirche von je her als Tag des Herrn gefeiert. Ev. Joh. 20, 19-26.; Apstg. 20, 6-11.; 1. Cor. 16, 1-2.; Col. 2, 16. 17.; Offb. 1, 10.

2. Die Neumonde. Der erste Tag jeden Monats wurde durch Gottesdienst, Opfer, Blasen der Trompeten etc. beobachtet. 4. Mose 10, 10.; 28, 10-15.; 1. Sam. 20, 5.; 2. Könige 4, 23.; Ps. 81, 3.; Jes. 66, 23.; Amos 8, 5.

3. Die drei großen Feste — Ostern, Pfingsten und das Laubbüttenfest, von den Juden gern die „drei Feste der Wanderschaft“ genannt. 2. Mose 23, 14. 17. Ostern, das Fest der ungesäuerten Brode. 2. Mose 12, 3-28.; 3. Mose 23, 9-14.; 5. Mose 16, 3.; 1. Cor. 15, 20. Wurde acht Tage gehalten, beginnend an dem fünfzehnten Abid oder Nisan, etwa um die Zeit unserer Ostern. Pfingsten, gefeiert fünfzig Tage nach Ostern, auch „Fest der Wochen“ — sieben Mal sieben Tage — 2. Mose 23, 16. Auch „Fest der Erstlinge.“ 4.

Mose 28, 26. Zur Erinnerung an die Gesetzgebung auf Sinai. Es war der Tag der Ausgießung des heiligen Geistes. Apstg. 2, 1-11. Laubbüttenfest wurde auch acht Tage gefeiert, beginnend am fünfzehnten Tisri, etwa October. Wird auch „Fest der Einsammlung“ genannt. 2. Mose 23, 16.; 4. Mose 29. Es war am letzten Tage dieses Festes als Jesus aufrat und sprach die schönen Worte. Joh. 7, 37-38. Es war ein Herbstfest, viel unserm jetzigen Dankfest gleich.

4. Andere jährliche Feste. 1) „Das Trompetenfest.“ 4. Mose 10, 10.; Psalm 81, 3. 4. Neujahrstag, der erste Tag des siebenten Monats ihres Kirchenjahrs. 2) Der große Versöhnungstag, am Zehnten des Monats Tisri, fünf Tage vor dem Fest der Laubbütten. Der wichtigste Tag an welchem das wichtigste Opfer gebracht wurde im ganzen Jahr. 2. Mose 23, 26. 30.; 3. Mose 16, 1-34.; 4. Mose 29, 1-11. 3) Das Purimfest. Esther 3, 9. 26. zum Andenken an die Befreiung der Juden aus der Hand Hamans. 4) Das Fest der Kirchweih. Joh. 10, 22. gefeiert zur Erinnerung der Befreiung des Tempels aus den Händen der Syrier, nebst der Erneuerung und Wiedereröffnung durch Judas Makkabäus ums Jahr 70 vor Christo. 5) Das Halljahr — Sabbathjahr. 3. Mose 25, 2-7. 6) Das Jubeljahr. 3. Mose 25, 8-17.

Als Einrichtungen der Bibel sind nachträglich noch zu erwähnen:

1. Die vielen Waschungen, welche in ihrer Bedeutung alle auf die innere Reinheit, die wir allein in Christi Blut erlangen können, hinweisen. Darüber siehe 2. Mose 29, 4.; 30, 26-28.; 3. Mose 1, 5.; 14, 8.; 14, 27-29.; 4. Mose 8, 7.; 19, 18.; Psalm 51, 2. 7.; 2. Cor. 7, 1.; 1. Theß. 5, 23.; 1. Petr. 1, 1. 2.; Hebr. 9, 13.

2. Die Taufe und das heilige Abendmahl. Beide haben in den Schattenbildern des Alt. Test. schon ihre Verbindung; denn die Taufe tritt an Stelle der Beschneidung, während das Abendmahl in seiner Bedeutung an die Stelle des Osterlammes tritt. Beide sind werthvolle Einrichtungen und bilden mit Christo die Basis der christlichen Kirche.

### Die Sonntagschullection — wie man dieselbe studirt.

#### I.

Es ist nicht unsere Absicht, in den folgenden Zeilen die verschiedenen Theorien der Gelehrten über das richtige Studium der heiligen Schrift zu erörtern: wir schreiben nicht für die Gelehrten. Vielmehr soll es unsere Aufgabe sein, dem Sonntagschullehrer einige praktische Winke zu geben, wie er als Laie sich für den Unterricht in der Sonntagschule am besten vorbereiten kann. Diese Winke werden ihm auch ohne Zweifel von größerem Nutzen sein, als die weitläufigen Theorien der Theologen. Zuerst führen wir einige Grundsätze an, die ein jeder Bibelforscher beobachten sollte.

1. Der Bibelforscher muß vor Allem darauf sehen, daß sein



Gemüths zu stand ein richtiger ist. Die rechte Beschaffenheit des Herzens hat bei dem Studium der heiligen Schrift viel zu sagen. Dieselbe muß gelesen werden mit einem demüthigen, vorurtheilsfreien, forschenden Sinn, und einem heißen Verlangen, mit den Heilswahrheiten bekannt zu werden. Der berühmte Kirchenvater Augustinus sagt: „Da ich zuerst zur heiligen Schrift mehr grübelnden Scharfsinn als fromme, forschende Wahrheitsliebe mitbrachte, verschloß ich mir selbst durch eine verkehrte Sinnesart die Thür meines Herrn. Statt anzuklopfen, daß mir geöffnet werde, wirkte ich vielmehr dazu, daß sie mir verschlossen blieb, denn ich wagte hochmüthig zu suchen, wo nur die Demüthigen finden können.“ Man studire das Wort Gottes nicht als Lutheraner, Reformirter oder Methodist, sondern als ein aufrichtiges, lernbegieriges, unbefangenes Kind Gottes.

Um dieses thun zu können, ist das gläubige Gebet nöthig, in welchem wir um den heiligen Geist bitten, der uns allein erleuchten, in diese göttlichen Wahrheiten einführen, dieselben uns aufschließen und unserm Gemüth einprägen kann. Eine Stunde im Gebet, sagt Jemand, ist uns mehr werth, als zehn Stunden unter den Bibelklärungen. Origenes sagt: „Wenn du im Lesen der heiligen Schrift verharrst mit einem gläubigen und gottgefälligen Sinn, so klopfest an und es wird auch das Verschlossene dir geöffnet werden von dem Thürhüter, von welchem Jesus spricht Ev. Joh. 10, 3. Aber mit dem Anklopfen und Suchen ist es noch nicht genug. Am nothwendigsten, um die göttlichen Dinge verstehen zu lernen, ist das Gebet. Dazu ermahnt uns der Heiland, indem er nicht bloß sagt: „Suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan, sondern auch: Bittet, so wird euch gegeben.“

2. Der Sinn der heiligen Schrift ist sicher einfach und einer, und es ist uns nicht erlaubt, wie Dr. Luther treffend bemerkt: „Gottes Wort einen beliebigen Sinn beizulegen; wir dürfen es nicht biegen, sondern müssen uns von ihm biegen lassen; und wir müssen ihm die Ehre lassen, daß es besser ist, als wir es machen könnten, also daß wir es müssen stehen lassen.“ Je natürlicher eine Auslegung ist, je mehr sie den Eindruck macht, daß sie dem Leser schon längst hätte auffallen sollen, desto eher ist sie die richtige. Ulrich Zwingli sagt einmal: „Ich kam unter Anleitung der heiligen Schrift dahin, daß ich dachte: du mußt das Alles (die Sätze der Philosophen und Theologen nemlich) liegen lassen und die Meinung Gottes lauter aus seinem eignen, einfältigen Wort lernen. Da hub ich an, Gott zu bitten um sein Licht, und so fing mir die Schrift an viel leichter zu werden, als wenn ich viele Ausleger gelesen hätte.“

3. Die heilige Schrift muß sich selbst erklären. Sie ist ihr eigener bester Commentar. Wir beziehen uns auf die Vergleichung der Parallelstellen, wodurch die verschiedenen Schreiber der Bibel sich gegenseitig ergänzen und erklären. Wir lassen einige Beispiele folgen: In der ersten Seligpreisung in der Bergpredigt nach Lutas findet sich der Ausdruck: „Selig seid ihr, Arme,“ welchen Matthäus ergänzt: „Selig sind, die geistlich arm sind,“ welches deutlich zeigt, daß buchstäbliche Armut nicht ausgeschloffen, doch die Hauptbeziehung auf einen geistigen Zustand ist. Ferner lesen wir in 1. Cor. 15, 32.: „Sabe ich menschlicher Meinung zu Epheesus mit den wilden Thieren gekämpft? Was hilft mir's, so die Todten nicht auferstehen? Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.“ Daß letzterer Satz nicht der Grundsatz des Apostels, der an eine Auferstehung der Todten glaubt, ist, wie man

beim ersten Anblick denken möchte, sondern der des Unglaubens, beweisen uns mehrere Schriftstellen: In Jesaja 22, 13. und 56, 12. führt das abgewichene Israel eine ähnliche Sprache, und in dem Gleichniß vom reichen Narr (Luc. 12, 16. ff.) haben wir einen weiteren Beweis, daß der Fleischlichgesinnten Gott der Bauch ist (Phil. 3, 19.).

Von Augustin sagt man: „Die Art seiner Beweisführung war eine fortwährende Erklärung des Wortes Gottes durch das Wort Gottes selbst.“ — „Verne die Bibel durch die Bibel,“ sagt schön J. v. Müller, „das Alte durch das Neue Testament, beide aus dem Bedürfnis deines Herzens verstehen.“ — Ein jeder Schriftforscher sollte mit einer biblischen Concordanz versehen sein, welche ihm im Schriftstudium unberechenbaren Nutzen bringt (Schluß folgt.)

### Der Sonntagsschullehrer.

Das Amt eines Sonntagsschullehrers ist offenbar von weit größerer Bedeutung, als Manche geneigt sind dafür zu halten. Je nachdem der Mensch die Bedeutung seines Berufes erkennt, wird auch sein Bestreben sein desselben zu warten. Die hohe Würde einerseits und die Verantwortlichkeit andererseits, die Lämmer des theuren Herrn Jesu zu weiden, können von unserer Seite nicht zu hoch geachtet und zu tief empfunden werden. Das Gegentheil kommt uns viel leichter vor, und die Folgen sind dann auch demgemäß. Unsere lieben Sonntagsschullehrer sollten daher immer daran denken, daß unser Herr und Meister ihnen sehr werthvolle Kleinodien anvertraut hat, wofür er duldet, litt und sein Leben zum Opfer gab.

Wir betrachten denn zunächst, wie er lehren sollte. 1. Das größte aller Erfordernisse dabei ist die Liebe. Steht es in diesem Punkt gut, so folgt alles Uebrige fast von selbst. Fehlt es aber hier, so können auch im Uebrigen die besten Vorzüge diesen Mangel nicht ersetzen. „Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es alles nichts,“ Hohel. 8, 7. „So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung,“ Röm. 13, 10. Unsere Schüler sind gewöhnt, geliebt zu werden. Ihre Eltern lieben sie; ihr Superintendent liebt sie; ihr Prediger liebt sie; Alle sollten bereit sein sich darzulegen und dargelegt zu werden für ihre Seelen, 2. Cor. 12, 15. Die Engel lieben sie, Matth. 18, 10. Ihr göttlicher Erlöser liebt sie. Der Sonntagsschullehrer kann ohne innige Liebe sein Amt nicht erfolgreich verwaltend, noch Gott gefallen. Wahrheit ohne Liebe ist zwar auch Wahrheit, aber sie ist kalt und erzeugt kein göttliches Leben. Theurer Lehrer, erbitte im festen Glauben an Jesum dir das Herz voll Jesuliebe. Die Hauptsumme des Gebots ist: Liebe von reinem Herzen, und von gutem Gewissen, und von ungefärbtem Glauben, 1. Tim. 1, 5.

2. Lehre man bestimmt, klar und einfach. Der Lehrer muß zunächst selbst im Reinen sein über den zu ertheilenden Lehrpunkt. Hierzu sind alle ihm dargereichten Vorbereitungsmitte treu zu benutzen, nemlich das anhaltende Lesen und Forschen in heil. Schrift und sonst nützlichen Quellen; Besuchen der Lehrerversammlungen und Sonntagsschulconventionen; Nachdenken und Besprechen der Lecture mit Andern, und ernstliches, gläubiges Gebet — Alles mit Sehnsucht nach Licht und Leitung des heil. Geistes. Aehnlich wie David: „Meine Seele ist zermalmet vor Verlangen nach deinen Rechten allezeit,“ Psalm 119, 20. Er muß die Woche hindurch wie die Bienen sammeln für den Unterricht am Sonntag. „Halte an mit Lesen,“ 1. Tim. 4, 13. Dann muß er es klar

und faßlich seinen Schülern vorlegen. Kämmer würden auch bei dem besten Futter verhungern, wenn es zu hoch hingesteckt würde. Er soll lehren, nicht mit klugen Worten oder hoher, menschlicher Weisheit und vernünftigen Reden, sondern in Einfaltigkeit und göttlicher Lauterkeit. „Und diese Worte,“ sagt unser Gott, „die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen, und sollst sie deinen Kindern einschärfen; und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegst, oder aufstehest; und sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sollen dir ein Denkmal vor deinen Augen sein; und sollst sie über deines Hauses Pfosten schreiben, und an die Thore,“ 5. Mose 6, 6-9. „Alsdann wird dir gelingen in allem, das du thust, und wirst weislich handeln können,“ Jos. 1, 8.

3. Er lehre, ermahne, drohe und strafe mit ganzem Ernst, so daß die Schüler unmißverständlich merken, daß das, was gesagt ist, auch gemeint ist. „Der Gerechte schlage mich freundlich, und strafe mich; das wird mir so wohl thun, als ein Balsam auf meinem Haupt,“ Psalm 141, 5. Dieser Ernst muß aber mit großer Sanftmuth und Milde verbunden sein. „So wird man dann meine Lehre hören, daß sie lieblich sei,“ Psalm 141, 6. „So ermahne nun euch ich Gefangener in dem Herrn, daß ihr wandelt, wie sich's gebühret eurem Beruf, darinnen ihr berufen seid. Mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld, Ephes. 4, 1. 2. „Eure Lindigkeit laßet kund werden allen Menschen,“ Phil. 4, 5. „Wer einen Menschen straft, wird hernach Günst finden, mehr denn der da heuchelt,“ Spr. 28, 23. C. R. Koch.

#### Die rechte Qualifikation eines Sonntagsschul-Arbeiters.

In jeder Beruf im Leben erfordert einen gewissen Grad von Anlagen, Kenntnisse und Gabe, wenn man Erfolg in demselben zu erzielen gedenkt: So ist es auch mit dem S. Schul-Arbeiter. Er muß für sein Amt qualifizirt sein; denn ihm liegt es mehr oder weniger ob, den Eltern in der Erziehung ihrer Kinder zur Seite zu stehen. Wie die Jugend erzogen wird, so empfängt sie die Kirche und der Staat.

Ein S. Schul-Arbeiter, und zwar zunächst der Lehrer, muß Lehrfähigkeit besitzen, um Andere unterrichten zu können.

Er muß auch eine gewisse Anziehungskraft haben, um die Kinder für sich zu gewinnen. Nicht minder muß er einen klaren Verstand, einen christlichen Charakter und in- und außerhalb der Kirche einen guten Ruf haben.

Er sollte überhaupt ein wahrer Christ sein, sonst kann er unmöglich Andere zu Christo führen, welches doch Hauptaufgabe eines S. Schul-Arbeiters ist.

Er sollte weiter christlichen Anstand, Männlichkeit und Nüchternheit zeigen, ein gutes Maaß Geduld haben und gutes Muths sein.

Er sollte sich selbst beherrschen können, völligen Sieg über Welt, Sünde und sich selbst haben.

Auch muß er ein heiteres Gemüth haben, lebendig und freundlich sein, doch ernstlich und nicht leichtfertig.

Er sollte unparteiisch sein, und einen Schüler behandeln, wie den andern.

Weiter muß er ein guter Menschenkenner sein, um die Schüler nach ihrem Temperament und ihrer Gemüthsbeschaffenheit richtig zu beurtheilen, und sie demgemäß behandeln.

Er sollte mit dem heiligen Geist und mit Feuer getauft sein; denn diese geistliche Ausrüstung ist für einen S. Schul-Arbeiter die wichtigste.

Zur rechten Qualifikation, sagten wir oben, gehören auch Kenntnisse, besonders solche, welche in das betreffende Fach einschlagen. Er sollte ein wissensdurstiger Student sein. Das Sprichwort: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß,“ paßt nicht für einen S. Schul-Arbeiter; denn wer nichts weiß, kann nichts sagen, und um in der S. Schule zu arbeiten sollte man viel wissen. Das nützlichste und erhabenste Studium für den S. Schul-Arbeiter bleibt wohl immerhin das Wort Gottes. In demselben muß er recht daheim sein. Mächtig in der Schrift zu sein, ist ein Grundsatz, den er ausüben muß. Es darf ihm an einer guten Vorbereitung nicht fehlen, seine Lektion muß er gut studirt haben, sodaß er nicht einen Schüler zu sonst Jemandem schicken braucht, um auszufinden, wo die Lektion steht &c. Ein guter Arbeiter sollte immer einen Plan haben, den Kindern die Wahrheit recht ans Herz zu legen. Auch belebe er, was er lehrt, sonst wird er mehr schaden, als nützen. Um sein Amt recht betreiben zu können, muß er auch Lust und Liebe dazu haben. Denn „Lust und Liebe zu einem Ding, macht alle Müß und Arbeit gering.“

Sein Herz sollte mit Liebe zu Christo und den Kindern angefüllt sein, so daß er sagen kann: „Die Liebe Christi dringet mich also.“ Sein Herz muß mit in der Sache sein. Ein S. Schul-Arbeiter sollte regelmäßig und pünktlich in der Schule und an seiner Stelle sein. Er muß seine Zeit eben recht einsetzen und benützen, so kann er in diesem Punkt schon entsprechen. Kurzum: Das Werk eines S. Schul-Arbeiters ist ein wichtiges, wozu viel Erkenntniß, Wissenschaft, Liebe, Geduld, Sanftmuth, Freundlichkeit und Weisheit nöthig ist. Ueber alles aber muß er für sich, für seine Klasse und für die ganze Schule viel beten. Wenn er das thut, so wird seine Arbeit Gott gefällig und den Menschen werth sein.

J. A. Fraße.

## Sonntagsschul-Lektionen.

Viertes Quartal.

### Das Versöhnungsfest.

#### 6. Lektion: 3. Mose 16, 16-30.—Sonntag den 6. November 1881.

16. Und soll also versöhnen das Heiligthum von der Unreinheit der Kinder Israel, und von ihrer Uebertretung, in allen ihren Sünden. Also soll er thun der Hütte des Zeitalters; denn sie sind unrein, die umher liegen.

17. Kein Mensch soll in der Hütte des Zeitalters sein, wenn er hinein geht zu versöhnen im Heiligthum, bis er heraus gehe;

und soll also versöhnen sich und sein Haus, und die ganze Gemeinde Israel.

18. Und wenn er heraus geht zum Altar, der vor dem Herrn steht; soll er ihn versöhnen, und soll des Bluts vom Farnen, und des Bluts vom Boß nehmen, und auf des Altars Hörner umher thun.



19. Und soll mit seinem Finger vom Blut darauf sprengen sieben Mal, und ihn reinigen und heiligen von der Unreinigkeit der Kinder Israel.

20. Und wenn er vollbracht hat das Verfühnen des Heilighums, und der Hütte des Stifts, und des Altars; so soll er den lebendigen Bock herzu bringen.

21. Da soll denn Aaron seine beide Hände auf sein Haupt legen, und bekennen auf ihn alle Missethat der Kinder Israel, und alle ihre Uebetretung in allen ihren Sünden; und soll sie dem Bock auf das Haupt legen, und ihn durch einen Mann, der vorhanden ist, in die Wüste laufen, lassen.

22. Daß also der Bock alle ihre Missethat auf ihm in eine Wildniß trage; und lasse ihn in die Wüste.

23. Und Aaron soll in die Hütte des Stifts gehen, und ausziehen die leinenen Kleider, die er anzog, da er in das Heilighum ging; und soll sie daselbst lassen;

24. Und soll sein Fleisch mit Wasser baden an heiliger Stätte, und seine eigene Kleider anhaben, und heraus gehen, und sein

Brandopfer, und des Volks Brandopfer machen, und beide, sich und das Volk, versöhnen,

25. Und das Fett vom Sündopfer auf dem Altar anzünden.

26. Der aber den lebigen Bock hat ausgeführt, soll seine Kleider waschen, und sein Fleisch mit Wasser baden, und darnach ins Lager kommen.

27. Den Farren des Sündopfers, und den Bock des Sündopfers, welcher Blut in das Heilighum zu versöhnen gebracht wird, soll man hinaus führen vor das Lager, und mit Feuer verbrennen, beide ihre Haut, Fleisch und Mist.

28. Und der sie verbrennet, soll seine Kleider waschen und sein Fleisch mit Wasser baden, und darnach ins Lager kommen.

29. Auch soll euch das ein ewiges Recht sein: Am zehnten Tage des siebenten Monats sollt ihr euren Leib kasteien, und kein Werk thun, er sei einheimisch oder fremde unter euch.

30. Denn an diesem Tage geschieht eure Versöhnung, daß ihr gereinigt werdet; von allen euren Sünden werdet ihr gereinigt vor dem Herrn.

**Haupttext:** Wir rühmen uns auch Gottes, durch unsern Herrn Jesum Christ, durch welchen wir nun die Ver-  
söhnung empfangen haben.—Röm. 5, 11.

**Erklärung der Lektion.**—Die Sühnopfer des alten Bundes erreichten ihre höchste Vollendung am großen Versöhnungsfeste, von dem unsere heutige Lektion handelt. Es war dieses Fest ein sehr wichtiges in Israel. Keine Arbeit durfte hier verrichtet werden, außer was zum Gottesdienst gehörte. Wir theilen die Lektion in zwei Theile und betrachten

I. Die Ceremonien dieses Tages. — Dieses Fest wurde gefeiert am zehnten Tage des siebenten Monats, ungefähr Ausgangs September oder Anfangs October. Die hauptsächlichsten Verrichtungen waren, wie folgt: Nach dem gewöhnlichen Morgenopfer mußte der Hohenpriester seine prächtige Amtsleidung anlegen und nach vorangegangener Bade einfache weisse Kleider anziehen. Hierauf mußte er einen jungen Stier zum Sündopfer bringen für sich und sein Haus und zwei Böcke für die Gemeine. Sodann wurde über die beiden Böcke gelost und dadurch der eine als des Volkes Sündopfer für den Herrn bestimmt, während der andere mit den Sünden des Volkes beladen in die Wüste gesandt werden sollte. Zuerst schlachtete nun der Hohenpriester den Stier für seines Hauses Sünde; dann ging er mit der Räuchpfanne voll Feuer vom Altar und Räucherwerk ins Allerheiligste, ließ hier das Räucherwerk, daß es eine Räucherwolke gab. Hierauf holte er das Blut vom Stier, betrat aufs Neue das Allerheiligste und besprengte vom Blut zuerst auf den Gnadenstuhl und dann sieben Mal auf den Boden vor der Bundeslade. Nach diesem ging er wieder in den Vorhof, schlachtete hier den für des Volkes Sühnopfer bestimmten Bock, betrat mit dessen Blut zum dritten Mal das Allerheiligste und wiederholte dort die nemlichen Sprengungen. Denselben Ritus nahm er dann mit dem übrigen Stier- und Bocksblut wieder vor im Heiligen. Er bestrich hier zuerst die Hörner des Räuchaltars mit dem Blut und darauf sprengte er dasselbe siebenmal vor denselben. Ebenso mußte er dann auch im Vorhof an dem Brandopferaltar thun. Nur geschah hier das siebenmalige Sprengen nicht auf den Boden, sondern an den Altar. Nach diesen Sühnhandlungen mußte dann der Hohenpriester unter Handauflegung auf des lebendigen Bockes Haupt die Sünden des ganzen Volkes bekennen und dem Bock auflesen, worauf derselbe von einem dazu bestellten Mann in die Wüste geführt wurde. Hiermit waren die Hauptverrichtungen des großen Versöhnungstages geschehen. Der Hohenpriester legte jetzt seine leinenen Kleider ab und zog nach Waschung seines Leibes seine hohenvorsteherlichen Kleider wieder an und vollendete die Opferung der geschlachteten Farren. Siehe Vers 25-27. Wir betrachten nun

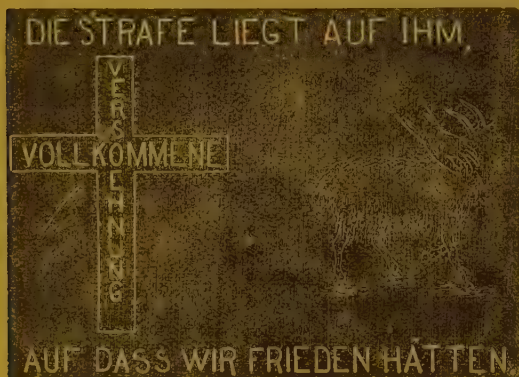
II. Das Vorbild und die Bedeutung dieses Tages. — Fast nirgends tritt uns die vorbildliche Bedeutung des alttestamentlichen Gottesdienstes so klar entgegen, wie das am großen Versöhnungsfeste geschieht. Dieses Fest wurde nicht gefeiert, um die ungeführten und unerkannten Sünden zu sühnen, so daß diese Opfer nur eine Ergänzung der das Jahr hindurch bereits dargebrachten Opfer hätte sein sollen; sondern es sollte hier eine gesteigerte Sühne für alle Missethaten aller Glieder des Bundesvolkes stattfinden. Hiermit aber war ja die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Sündopfer klar ausgesprochen. Ohne Zweifel sollte dies die Kinder Israels bewegen mit ihrem Glauben, Hoffen und Sehnen auf ein anderes

vollkommenes Opfer zu blicken, welches Christus in der Fülle der Zeit für die Sünden der Welt brachte. Diese Versöhnung mußte nothwendig alle Jahr wiederholt werden. Daraus ergibt sich deutlich, daß keine wirksame Kraft in diesen Opfern lag, die Sünde zu tilgen, welche nach Vers 16 selbst das Heilighum des Herrn besleckte. Sie zeigten jedoch den Israeliten die Heiligkeit Gottes und die Nothwendigkeit, daß auch sie heilig sein mußten, um mit ihm in Gemeinschaft zu leben. Dies sehen wir klar daran, daß Niemand in die Stiftshütte gehen durfte, bis diese Opfer vollendet waren. Die Bedeutung hiervon ist, daß die Menschheit nur mit Gott in Gemeinschaft treten kann durch das Blut Jesu Christi. Durch dasselbe aber haben wir „die Freude zum Eingang in das Heilige.“ Er ist das wahre Versöhnungsoffer für unsere Sünden. (Siehe Römer 5, 10.; 2. Cor. 5, 19.; Col. 1, 20. 22.; Eph. 2, 16.; 1. Joh. 2, 2.; Ebr. 2, 17.) Dieser unser Versöhnner ist besonders treffend vorgebildet durch die beiden Böcke. Vers 15. 20-22. Unter dem ersten Bild ist Christus dargestellt, als das Lamm, das erwürget wurde und uns mit seinem Blut erkaufte zu Gottes Eigenthum, das mit seinem eigenen Blut ins Allerheiligste ging und eine ewige Erlösung erkand. Im zweiten Bild aber erscheint er als das Lamm Gottes, welches unsere Sünde ins Meer der Vergessenheit trage, daß ihrer nie mehr gedacht würde vor Gott. Es ist uns somit in diesen zwei Handlungen nur das eine Versöhnungswerk unseres großen Hohenpriesters abgebildet.

Vers 27. Die Thatfache, daß der Hohenpriester die Leichname der Opfer außer vor dem Lager verbrennen mußte, deutet darauf hin, daß Christus außerhalb der Thore Jerusalems sterben würde, und daß die Frucht und Kraft seiner Versöhnung nicht sollte auf Israel allein beschränkt bleiben, sondern daß auch die Heiden einen freien Zutritt zu diesem Heile hätten.

**Lehrgedanken.** — 1. Alle Menschen ohne Ausnahme sind Sünder und bedürfen daher Vergebung und Reinigung. — 2. Gott wird nur unter den Reinen wohnen; soll er daher Wohnung in unserm Herzen machen, so müssen dieselben durch Christi Blut versöhnt und gereinigt sein. — 3. Die Versöhnung durchs Blut Christi bringt uns Befreiung von der Schuld, Herrschaft und Unreinigkeit der Sünde; sie schenkt uns Gemeinschaft mit Gott, den Zutritt zur unerschöpflichen Gnadenquelle Gottes und ewiges Leben. — 4. Wer die Segnungen der Versöhnung theilhaftig werden will, der muß reumüthig seine Sünden bekennen und mit einem dankbaren Herzen im wahren Glauben sich das Heil in Christo zueignen.

**Kleinkinderklasse.** — Das Wichtigste, welches der Lehrer den Kleinen bei dieser Lektion einprägen sollte, ist die Lehre der Versöhnung. Die beste Weise ihnen diese Sache deutlich zu machen, ist, daß er: 1. Die Nothwendigkeit der Versöhnung zeige. Alle haben gesündigt; die Sünde ist ein Gräuel in Gottes Augen. — 2. Belehre er sie über die Versöhnung selbst. Sie ist vorgebildet in der Lektion; durch das Blut; durch den lebendigen Bock; durch die Verbrennung des Opfers. — 3. Mache er sie noch besonders aufmerksam auf die Bedingungen, den Segnen der Versöhnung zu erlangen: Bekennniß der Sünden, gläubiges Vertrauen in die Kraft des Opfers Christi.



**Wandtafel Erklärung.** — In dem großen Veröhnungsfeſt erreichen alle Opfer des jüdiſchen Gottesdienſtes ihren Höhepunkt. Unter den bei dieſem Feſt geopfertem Thieren waren die beiden Ziegenböcke von der größten (bildlichen) Bedeutung. Ueber denſelben wurde das Loos geworfen. Derjenige, auf welchen des „Herrn Loos“ fiel, wurde geopfert zum Sünd-

opfer, während der „ledige,“ nachdem die Prieſter des Volkes Sünde gleichſam auf deſſen Haupt gelegt hatten, in die Wüſte entſandt wurde. Dieſes weiſt uns auf Jeſum, das große vollgültige Opfer hin. Er hat unſere Sünden veröhnt, und er trägt (wirft) dieſelben auch in das Meer der Vergeſſenheit.“ Alſo Fingerzeige aufs Kreuz, auf Golgatha, auf die vollkommene Veröhnung; denn auf Jeſum, das geduldige Lamm, hat der Herr unſere Miſſethaten gelegt, und auf ihn weiſe man die Schule hin.

**Illustration.** — Das reinigende Blut. Dr. Rogers erzählt, daß einmal ein Moralift durch einen Traum betehrt werden ſei. Demſelben träumte, er wäre geſtorben und ſtände vor der Thür des Himmels, worüber geſchrieben ſtand: „Keiner kann hier eingehen, als Derjenige, welcher einen ganz tabelloſen Wandel führte.“ Er glaubte, ihm würde der Eingang gewährt werden, aber es kam hier eine Perſon nach der Andern zu ihm und machte ihm Vorwürfe, daß er nicht recht gehandelt habe. Er kam in große Verlegenheit, bis die Worte über der Thür verſchwanden und an ihrem Platz geſchrieben ſtand: „Das Blut Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden.“ Hierauf wurde er wach, und erkannte, daß ohne die Veröhnung Chriſti keine Hoffnung für den Menſchen ſei.

## Das Laubhüttenfeſt.

7. Section: 3. Moſe 23, 33–44. — Sonntag den 13. November 1881.

33. Und der Herr rebete mit Moſe, und ſprach:

34. Rede mit den Kindern Iſrael, und ſprich: Am fünfzehnten Tage dieſes ſiebenten Monats iſt das Feſt der Laubhütten ſieben Tage dem Herrn.

35. Der erſte Tag ſoll heilig heißen, daß ihr zuſammen kommet; keine Dienſtarbeit ſollt ihr thun.

36. Sieben Tage ſollt ihr dem Herrn opfern; der achte Tag ſoll auch heilig heißen, daß ihr zuſammen kommet, und ſollt eure Opfer dem Herrn thun; denn es iſt der Verſammlungstag, keine Dienſtarbeit ſollt ihr thun.

37. Das ſind die Feſte des Herrn, die ihr ſollt für heilig halten, daß ihr zuſammen kommet, und dem Herrn Opfer thut, Brandopfer, Speisopfer, Tranfopfer, und andere Opfer, ein jegliches nach ſeinem Tage;

38. Ohne was der Sabbath des Herrn, und eure Gaben, und Gelübde, und freiwillige Gaben ſind, die ihr dem Herrn gebet.

39. So ſollt ihr nun am fünfzehnten Tage des ſiebenten Mo-

nats, wenn ihr das Einkommen vom Lande eingebracht habt, das Feſt des Herrn halten ſieben Tage lang. Am erſten Tag iſt es Sabbath, und am achten Tage iſt es auch Sabbath.

40. Und ſollt am erſten Tage Früchte nehmen von ſchönen Bäumen, Palmenzweige, und Weiden von dichten Bäumen, und Bachweiden, und ſieben Tage fröhlich ſein vor dem Herrn, eurem Gott.

41. Und ſollt alſo dem Herrn des Jahrs das Feſt halten ſieben Tage. Das ſoll ein ewiges Recht ſein bei euren nachkommen, daß ſie im ſiebenten Monat alſo feiern.

42. Sieben Tage ſollt ihr in Laubhütten wohnen; wer einheimiſch iſt in Iſrael, der ſoll in Laubhütten wohnen,

43. Daß eure Nachkommen wiſſen, wie ich die Kinder Iſrael habe laſſen in Hütten wohnen, da ich ſie aus Egyptenland führte: Ich bin der Herr, euer Gott.

44. Und Moſe ſagte den Kindern Iſrael ſolche Feſte des Herrn.

**Haupttext:** Liebe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. — Pf. 103, 2.

**Einkleitung.** — Die Iſraeliten feierten drei große Hauptfeſte im Jahr. Das Paſſahfeſt, das Pfingſteſt und das Laubhüttenfeſt. Das Laubhüttenfeſt war das letzte. Den Namen hat dieſes Feſt davon, weil alles Volk während deſſelben in Hütten wohnte, die aus grünen Zweigen erbaut und vielfach noch mit Früchten behangen waren. Oftmals wurde es auch das „Feſt der Einſammlung“ genannt, und zwar, weil es zu einer ſolchen Zeit gehalten wurde, in welcher alles aus den Gärten und Feldern eingeſammelt war. Da es weiter das feierlichſte und fröhlichſte war unter den drei Hauptfeſten, ſo wurde es auch einfach „das Feſt“ genannt. Die vom Geſetz gebotene Feier ſiel vom 15.–21. Tiſri (im October nach unſerer Rechnung). Sie beſtand hauptſächlich in den ſich täglich wiederholenden Opfern. Es wurden nentlich ſiebenzig Stiere zum Brandopfer geſchlachtet, wovon dreizehn auf den erſten Tag fielen, zwölf auf den zweiten und ſo herabſteigend bis zu ſieben; nebt dieſen wurden jeden Tag zwei Widder, vierzehn Lämmer, ein Ziegenbock und das dazu gehörige Speis- und Tranfopfer dargebracht. (Siehe 4. Moſe 29, 13–34.) Der Zweck dieſes Feſtes wird Verſ 43 angegeben. Iſrael ſollte ſich an dieſem Feſte freuen über all der Güte ſeines Gottes.

**Erklärung.** — Verſ 34. Dieſes große Feſt wurde fünf Tage nach dem großen Veröhnungstage gefeiert; die Juden glaubten auch, daß ſie erſt durch die allgemeine Veröhnung geſchickt würden das Laubhüttenfeſt zu feiern. Mit dem ſiebenten Mo-

nat ſing das bürgerliche Jahr an in Iſrael. Am 15. Tage des Monats war es gerade Vollmond.

Verſ 35, 36. — Das Laubhüttenfeſt begann am Sabbath, denn der erſte Tag dieſes Monats ſing immer mit dem Sabbath an; daher ſiel auch der 15. auf den Sabbath. Dieſer Tag wurde beſonders heilig gehalten. Es wurden Verſammlungen zur Ehre des Herrn in Städten und Dörfern durchs ganze Land veranſtaltet, keine gewöhnliche Arbeit durfte verrichtet werden. Werke der Noth und Barmherzigkeit waren jedoch nicht ausgeſchloſſen. Den achten Tag mußten ſie gleichfalls heilig halten. Dieſer gehörte im eigentlichen Sinne nicht mehr zum Laubhüttenfeſt, ſondern er bildete mehr den feierlichen Schluß der jährlichen Feſte. Die Brandopfer dieſes Tages beſtanden nur in einem Stier, einem Widder und ſieben Lämmern.

Verſ 37, 38. — „Das ſind die Feſte,“ die in den vorhergehenden Verſen dieſes Capitels erwähnt worden ſind, nemlich, das Oſterfeſt, das Pfingſteſt, das Feſt des Blafens, das große Veröhnungsfeſt und das Laubhüttenfeſt. (Ueber die verſchiedenen Opfer, die hier benannt ſind, ſiehe die Sectionen vom Brandopfer und Dankopfer.)

Verſ 39, 40. — Die Fröhlichkeit dieſes Feſtes ging über alle anderen Feſte. Merklich zeigte ſie ſich darin, daß ſie Zweige von Palmen, Myrthen und Weiden zuſammen banden. Dieſen Buſch nahmen ſie ſodann in ihre rechte Hand, und in der linken Hand trugen ſie einen mit Früchten behangenen Zitrus-



nenzweig. Mit diesen Zweigen gingen sie nun in feierlicher Prozession um den mit Wachweiden geschmückten Brandopferaltar und lobten Gott für seine Güte. Während der ersten sechs Tage geschah es nur einmal des Tages, am siebenten Tage aber geschah es sieben Mal.

Diese Freude des Alten Testaments ist vorbildlich auf die Freude des Neuen Bundes. Da sollen die Christen nicht nur sieben Tage im Jahr, sondern allezeit in dem Gott ihres Heils sich freuen. Philipper 3, 1. Die wahren Gläubigen loben Gott über allen geistlichen Segen in himmlischen Gütern durch Christum. „Das Reich Gottes besteht in Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heil. Geist.“ Der eigentliche Gottesdienst besteht in der Erkenntnis und Dankbarkeit für die Wohlthaten und Werke des Herrn. Wie nun Israel diese Erkenntnis und Dankbarkeit in der Feier dieses und anderer Feste an den Tag legen mußte, so sollen auch wir beständig als ein heiliges Volk die Tugenden unseres Erlösers verkündigen in Worten und im Wandel.

Vers 41–44. — Dieses Fest sollte „ewig“ gefeiert werden. Ewig hat hier die Bedeutung, daß man es feiert bis der Alte Bund in Christo erfüllt würde, und dieses Fest in ein noch herrlicheres Freudenfest verwandelt werde, dessen Höhepunkt uns Off. 4, 8–11. beschrieben ist. Von Bedeutung für uns ist noch die spätere Ceremonie des Wassergießens. Zur Zeit des Morgenopfers holte an jedem der sieben Festtage ein Priester in einer goldenen Kanne Wasser aus der Quelle Siloah und goß es nebst Wein in zwei an der Westseite des Altars angebrachte durchlöchernte Schalen, deren Röhren in den Bach Kidron führten. Dies geschah unter Musik und Lobgesang, besonders der Worte: „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilsbrunnen.“ Jes. 12, 3. Wahrscheinlich knüpfte unser Heiland seine Rede (Joh. 7, 37. 2c.) über das Lebenswasser hier an diese Ceremonie. Dieselbe bezog sich ohne Zweifel auf die wunderbare Wasserspendung aus dem Felsen in der Wüste. Es ist dies ein treffendes Vorbild der Geistesausgießung in der Zeit des Neuen Bundes.

**Nutzenanwendung.** — 1. Das Laubbüttenfest wurde gefeiert 1) als freudiges Andenken an die Erlösung aus Egypten; 2) an die Durchhülfe in der Wüste und 3) an Gottes Segen im Lande Canaan. In gleicher Weise sollen Kinder Gottes den Herrn rühmen für ihre Erlösung von der Sünde, für seine väterlichen Führungen, und auch für alles Gute nach Leib und Seele. — 2. Wahre Dankbarkeit ist immer vereint mit dem Glauben zur Ehre Gottes. — 3. Das Lob, welches Gottes Kinder dem Herrn bringen in ihren Versammlungen, ist nicht nur geboten, sondern es ehrt Gott und bringt neuen Segen.

**Anweisung für Lehrer.** — Um diese Lection den Kindern interessant und lehrreich zu machen, wird es gut sein, wenn der Lehrer den Anfang mit den drei großen Festen der Juden macht, wie sie gefeiert wurden, der Segen derselben und ihr-

vorbildliche Bedeutung. Sodann rede er von dem Laubbüttenfest, mit seinen Opfern, Gottesdiensten, Freuden und Zusammentreffen. Weiter wende er es auf unsere Zeit an. Unsere Dankfesttage sollen Zusammentreffen sein, in welchen wir uns über Gottes Güte freuen, ihn danken und den Armen mittheilen.

**Illustrationen.** — Ursachen zur Dankbarkeit. Plato dankte einst Gott für drei Dinge: erstlich dafür, daß ihn Gott als Mensch geschaffen habe und nicht als Thier; zweitens, daß er ihn als Grieche und nicht als Barbar habe geboren werden lassen; und drittens, daß er ein Philosoph sei. Des Christen Dankbarkeit aber fließt aus einem andern Quell. Er dankt Gott ernstlich dafür, daß er ihn nach seinem Ebenbild geschaffen; zweitens, daß er ihn aus der Welt zu seinem Eigenthum erlöset; drittens, mit so manchen Vorrechten gesegnet und viertens ihn den Himmel mit allen seinen Herrlichkeiten in Aussicht gestellt hat.



**Wandtafel Erklärung.** — Das Laubbüttenfest folgte fünf Tage nach dem großen Versöhnungsfest und war das fünfte aller Feste im Jahr. Zudem aber sollten sich die Juden bei der Feier auch daran erinnern, daß sie in Hütten (siehe die Zeichnung) gewohnt hatten. Alles dieses und dann ihre eingeheimsten Ernten und sonstige Wohlthaten Gottes (siehe das Füllhorn) sollten sie zur innigsten Dankbarkeit stimmen. In Thränen hatten sie als Volk einst geädet und in großer Freude konnten sie nun ernten. Wie jene, so haben auch wir Ursache zurück zu schauen, dankbar zu sein und uns überhaupt der Güte Gottes zu freuen. Laubbütten kommt fast ganz unserm Dankfesttag gleich. Und nun: Wessen sollen wir uns erinnern? Wofür sollen wir dankbar sein? Wessen uns freuen? Man lasse die Schule antworten.

## Das Schaltjahr

8. Lection: 3. Mose 25, 8–17. — Sonntag den 20. November 1881.

8. Und du sollst zählen solcher Feiertage sieben, daß sieben Jahre sieben Mal gezählt werden, und die Zeit der sieben Feiertage machen neun und vierzig Jahre.

9. Da sollst du die Vosanne lassen blasen durch alles euer Land, am zehnten Tage des siebenten Monats, eben am Tage der Versöhnung.

10. Und ihr sollt das fünfzigste Jahr heiligen, und sollt es ein Erloßjahr heißen im Lande, Allen, die darinnen wohnen; denn es ist euer Schaltjahr, da soll ein Jeglicher bei euch wieder zu seiner Gabe und zu seinem Geschlecht kommen.

11. Denn das fünfzigste Jahr ist euer Schaltjahr; ihr sollt nicht säen, auch, was von ihm selber wächst, nicht ernten, auch, was ohne Arbeit wächst im Weinberge, nicht lesen.

12. Denn das Schaltjahr soll euch heilig sein; ihr sollt aber essen, was das Feld trägt.

13. Das ist das Schaltjahr, da Jedermann wieder zu dem Seinen kommen soll.

14. Wenn du nun etwas deinem Nächsten verkauft, oder ihm etwas abkauft, soll Keiner seinen Bruder übervorthellen.

15. Sondern nach der Zahl vom Schaltjahr an, sollst du es von ihm kaufen; und was die Jahre hernach tragen mögen, so hoch soll er dir's verkaufen.

16. Nach der Menge der Jahre sollst du den Kauf steigern, und nach der Wenige der Jahre sollst du den Kauf ringern; denn er soll dir's, nachdem es tragen mag, verkaufen.

17. So übervorthelle nun Keiner seinen Nächsten, sondern fürchte dich vor deinem Gott; denn ich bin der Herr, euer Gott.

**Haupttext:** Wohl dem Volk, das jauchzen kann. — Ps. 89, 16.



**Einleitung.**—Es war ohne Zweifel im ganzen Morgenlande keine Verordnung bezüglich des Eigenthumsrechts, welche mit der Verordnung des Halljahrs verglichen werden konnte. In den Bestimmungen für die Feier des Halljahrs liegen sehr bedeutsame Zwecke religiös-sittlicher Natur. Der erste große Zweck war die Freiheit, welche es den in Knechtschaft sich befindlichen Israeliten brachte. Als ein freier Mann sollte sich jeder Israelite immer wieder fühlen können. Derselbe sollte die Würde erkennen, ein Glied des Volkes Gottes zu sein, welches nach Recht nur seinem Gott zum Dienst verpflichtet sei. Der zweite Zweck war der Rückfall alles liegenden Eigenthums an seinen ursprünglichen Besitzer. Dieses setzte dem Geiz, so wie auch der Armuth ihre Grenzen. Jehovah befehlt hierdurch so zu sagen das Land als Eigenthum, welches er im Halljahr stets dem ersten Besitzer oder dessen Erben wieder schenkte.

**Texterklärung.**—Vers 8-13. Bis zu dem Halljahr wurden sieben Sabbathjahre gezählt. Jedes Sabbathjahr aber zählte sieben gewöhnliche Jahre. Es war somit jedes fünfzigste Jahr ein Hall-, Jubel- oder Erlassjahr. Wie jeder siebente Tag heilig war, so war auch jedes siebente Jahr heilig. Alle fünfzig Jahre aber kamen zwei Feiertage hinter einander. Weder in den Sabbathjahren noch im Halljahr durfte das Land besäet noch geerntet werden. Alles, was auf demselben wuchs, gehörte den Armen und Sklaven. Gott der Herr hatte verheißen im sechsten Jahr seinen Segen in dreifachem Maße zu geben, so daß Israel in diesen Jahren keinen Mangel hätte.

Vers 9. — Dieses Jahr wurde am großen Verlöbungsseste begonnen. Das Zeichen hierfür war das Blasen auf der Posaune, wovon auch das Jahr seinen Namen hat. Viele, die das Halljahr als ein Vorbild des Neuen Testaments ansehen, deuten dieses Blasen auf die Predigt des Evangeliums, als einer hellen Posaune, wodurch allen Völkern Freiheit und Frieden in Christo angeboten werde. Andere sind hingegen aus der Ansicht, es habe Bezug auf die vollkommene Freiheit der Kinder Gottes, welche mit dem Schall der letzten Posaune anbricht. Ohne Zweifel ist es auf beides anzuwenden. Denn Lukas 4, 19. redet Christus von dem angenehmen Jahr des Herrn, welches er verkündige. Durch den Glauben an ihn sind wir frei von Schuld und vom Dienst der Sünde; hierdurch erlangen wir die verlorenen Güter des ewigen Lebens wieder zum Eigenthum. Allein, auch die wahren Gläubigen sehnen sich mit Paulo nach einer noch viel herrlicheren Freiheit, die allen Kindern Gottes verheißen ist. An diesem großen Halljahr wird alle Ungerechtigkeit aufhören. Die Gläubigen werden als freie Könige und Priester vor Gott in herrlichen Kronen prangen; ihre Ruhe wird ungestört, ihre Freude vollkommen sein. Gott gebe, daß wir an diesem großen Jahr als wahre Israeliten erkundet werden, deren Herzen beschnitten sind und in deren Geiste kein Falsch ist!

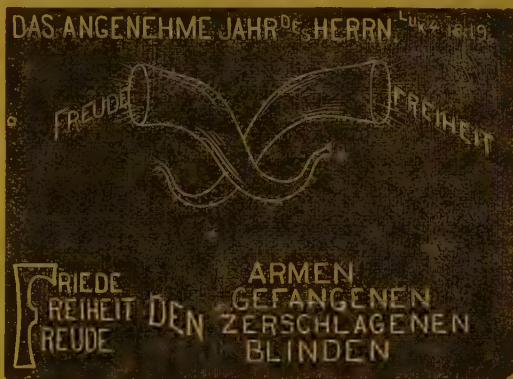
Vers 14-17. — Wenn irgend ein Israelite sein Eigenthum verkaufte, um vor Hunger geschützt zu sein, so konnte er es nach einem Zeitraum von zwei Jahren zu irgend einer Zeit wieder lösen. Löste er es aber nicht, so kam das verkaufte Eigenthum am Halljahr ganz frei, ohne Erlegung eines einzigen Hellers wieder an seinen ersten Besitzer, und wenn gleich dasselbe schon durch verschiedene Hände gegangen war. Es wurde somit auch beim Verkaufen, wie auch beim Lösen, stets nach dem Halljahr gerechnet. Der ganze Kaufpreis wurde von der Zeit des Verkaufs bis zum Halljahr gerechnet. Die Jahre, welche dann der Käufer das Eigenthum gehabt hatte, zog ihm der Löser ab. Somit war auch das Land kurz nach dem Halljahr viel mehr werth, als kurz vor demselben. Nur die Häuser in vermauerten Städten bildeten eine Ausnahme. Löste man diese nicht binnen Jahresfrist, so hatte der Verkäufer kein Recht mehr an sie, sie blieben des Käufers Eigenthum, auch selbst im Halljahr. Die Häuser der Priester und Leviten waren jedoch von dieser Regel ausgeschlossen. Sie konnten dieselben, wenn sie die Mittel dazu besaßen, zu irgend einer Zeit lösen. Durch dieses Gesetz wollte also der Herr den Kindern Israels zeigen, wie sehr er die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit beim Handel liebe. Vers 17.

**Anwendung.**—1. Es scheint hart zu sein, gekauftes Land wieder zurück zu geben, sowie auch alle sieben Jahre das Land unbaut zu lassen; aber dieses Gesetz hätte die jüdische Nation zur glücklichsten auf Erden gemacht, hätten sie es stets treu befolgt. — 2. Jeder Mensch feiert ein herrliches Halljahr,

wenn er ein wahrer Christ wird; denn hierdurch wird er 1) frei von der Knechtschaft der Sünde und verlegt in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes; 2) erhält er dadurch auch seine verlorenen Güter wieder, er erhält Frieden, Liebe, Gerechtigkeit und die lebendige Hoffnung des ewigen Lebens. — 3. Das Halljahr wird in seiner Vollkommenheit erscheinen, wenn Christus sein Volk mit sich auf die neue, verkürzte Erde führt und ihnen hier ein unvergängliches Eigenthum schenkt.

**Winke für Lehrer.**—Der Lehrer sehe zu, daß seine Klasse erstens ein klares Verständniß von dem Halljahr der Israeliten bekomme. Bei demselben sind drei Dinge in Betracht zu ziehen: 1) Die Geknechteten erhielten in demselben die Freiheit; 2) alles Land kam wieder an seinen ursprünglichen Besitzer; 3) es war ein allgemeines Jahr der Ruhe. Zum zweiten beschreibe er seinen Schülern den Segen dieses Jahres. Es förderte die Gerechtigkeit im Lande; es hob die Armen und Unterdrückten aus ihrer traurigen Lage; es erweckte Liebe und Vertrauen zu Gott, welcher nach diesem Gesetz stets Besitzer ihres Landes blieb und dem sie allein die Zuriückerhaltung ihrer Freiheit und Güter zu verdanken hatten. Zum dritten zeige er ihnen, daß dieses Halljahr ein Vorbild war von dem angenehmen Jahr des Herrn im Neuen Bunde und von der ewigen Erlösung aller Kinder Gottes.

**Illustration.**—In der Independence Halle zu Philadelphia befindet sich die Glocke, welche den 4. Juli 1776 den Bürgern der Stadt zuerst die Unabhängigkeitserklärung der Ver. Staaten verkündigte. Diese Glocke wurde fünfzehn Jahre zuvor angefertigt und auf ihrer Außenseite wurden die Worte geschrieben: „Verkündige die Freiheit im ganzen Lande und zu allen Leuten, die darin wohnen.“ Diese Glocke hatte jetzt fünfzehn Jahre hindurch nur eine gehoffte und geweissagte Freiheit verkündigt; sie hatte nur das Volk zur Vorbereitung für dieselbe gerufen. Als aber endlich der Congreß am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeitserklärung beschlossen hatte, verkündigte dieselbe eine Freiheit, die jetzt nicht mehr geweissagt werde, sondern die in Wirklichkeit vorhanden sei. Gerade so hat auch der Christ das Wort Freiheit auf seiner Seele geschrieben. Er ist frei als ein Erkaufter durch Christi Blut; aber diese Freiheit wird erst in ihrer wahren Realität offenbar, wenn die Stunde schlägt, da der Sohn Gottes erscheint in den Wolken des Himmels und seine Engel sendet mit hellen Posaunen seine Auserwählten zu sammeln aus den vier Enden des Himmels.



**Wandtafelklärung.**—Durch diese beiden Trompeten wollen wir an den Gebrauch des Blasens erinnern, welcher beim Beginn des Jubeljahrs immer streng beobachtet wurde. Zugleich auch an die große Posaune des Evangeliums und mit dem Blasen derselben an das „angenehme Jahr des Herrn.“ Was das Jubeljahr den Juden brachte (Freiheit, Einföhrung in ihre Rechte, Ruhe etc.), das Alles und noch mehr bringt uns in Christo das Evangelium, wie dieß die Zeichnung da auch deutlich anzeigt. Nicht zu vergessen ist, daß das Jubeljahr auch auf die ewige Seligkeit—auf das Freiwerden von allem Leid etc.—hindeutet. Die Engel werden dieß angenehme Jubeljahr einst „anblasen“. Wer will es mitfeiern?



## Die eiserne Schlange.

## 9. Lektion: 4. Mose 21, 1-9.—Sonntag den 27. November 1881.

1. Und da der Kananiter, der König Arad, der gegen Mittag wohnte, hörte, daß Israel herein kommt durch den Weg der Kundschafter; stritt er wider Israel, und führte etliche gefangen.

2. Da gelobte Israel dem Herrn ein Gelübde, und sprach: Wenn du dies Volk unter meine Hand gibst, so will ich ihre Städte verbannen.

3. Und der Herr erhörte die Stimme Israels, und gab die Kananiter und verbannete sie sammt ihren Städten, und hieß die Stätte Harma.

4. Da zogen sie von Hor am Gebirge auf dem Wege vom Schiffsmeer, das sie um der Edomiter Land hinzögen. Und das Volk ward verdrossen auf dem Wege,

5. Und redete wider Gott und wider Mose: Warum hast du

uns aus Egypten geführt, daß wir sterben in der Wüste? Denn es ist kein Brod noch Wasser hier, und unsere Seele eckelt über dieser losen Speise.

6. Da sandte der Herr feurige Schlangen unter das Volk; die bißen das Volk, daß ein groß Volk in Israel starb.

7. Da kamen sie zu Mose und sprachen: Wir haben gesündigt, daß wir wider den Herrn und wider dich geredet haben; bitte den Herrn, daß er die Schlangen von uns nehme. Mose bat für das Volk.

8. Da sprach der Herr zu Mose: Mache dir eine eiserne Schlange, und richte sie zum Zeichen auf; wer gebissen ist, und siehet sie an, der soll leben.

9. Da machte Mose eine eiserne Schlange, und richtete sie auf zum Zeichen; und wenn Jemand eine Schlange biß, so sahe er die eiserne Schlange an, und blieb leben.

**Haupttext:** Und wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß des Menschen Sohn erhöht werden, auf daß alle, die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.—Joh. 3, 14, 15.

**Einführung.**—Zwischen unserer heutigen Lektion und der am vorigen Sonntag liegt ein Zeitraum von ungefähr acht- unddreißig Jahren. Was während dieser Zeit geschehen, lese man gefälligst 4. Mose Capitel 11–20.

**Erklärung der Lektion.**—I. Sieg über die Kananiter. Vers 1–3. Israel war jetzt auf der Reise, das gelobte Land einzunehmen. Als sie nun auf ihrem Wege zum nahen Lande des Königs der Kananiter kamen, stritt derselbe wider sie. Die Hauptstadt der Kananiter, Arad, lag ungefähr zwanzig Meilen südlich von Hebron. Die Kananiter hatten in ihrem Kriege gegen Israel auch zu Anfang etwas Erfolg. Als Israel jedoch seine Zuflucht zu Gott nahm, wendete sich das Blatt. Hier sehen wir, wie an so vielen anderen Stellen, daß der Sieg vom Herrn kommt. Die Kananiter wurden überwunden und verbannt sammt ihren Städten. Wahrscheinlich sind hier hauptsächlich die Städte gemeint, welche nahe ihres Weges lagen. Diese Stätte wurde „Harma“ genannt, d. h. ein Ort, welcher der Zerstörung und Verbannung gewibnet ist. Was die Kinder Israels hier noch nicht ganz vollendeten, das wurde von ihnen zur Zeit Josuas gethan. Jos. 12, 14.

II.—Israels Murren. Vers 4, 5. Israel war an den Berg Hor gekommen und gedachte ohne Zweifel vom Süden ins gelobte Land zu dringen. (Hor liegt gerade südlich vom toten Meere. Er ist 6000 Fuß über dieses Meer erhaben.) Ihre Absicht aber wurde ihnen verwehrt, und sie mußten wieder südlich dem rothen Meere zuwandern. Auf diesem Wege, worauf sie das Gebirge Seir, das Land der Kinder Esau, umzogen, wurden sie unzufrieden mit den Führungen des Herrn. Ohne Zweifel hatten sie eine schwere Reise und litten öfter Durst. Aber dies gab noch keine Ursache zum Murren, sondern es hätte sie zum kindlichen Gebet treiben sollen. Ihre Sünde bestand hauptsächlich in dem Murren wider Gott und dem Verachten der Himmelspeise. Dies war ein schweres Vergehen, es war Rebellion gegen die Führungen Jehovahs, welches (uns zum Exempel) nicht ungerächt dahin gehen dürfte.

III. Die Strafe. — Vers 6. Es war ohne Zweifel der größte Tag der Schrecken und der Angst, den die Kinder Israel in der Wüste erlebten, als Gott der Herr zur Strafe für ihre Sünde die feurigen Schlangen in ihr Lager sandte. Diese giftigen Reptilien, von buntschедiger Farbe mit feurig rothen Flecken auf dem Haupte, sind zu gewissen Jahreszeiten in großer Menge in der sandigen Wüste, welche das westliche Gebirge der Edomiter vom Fuße des toten Meeres bis zu dem Meerbusen von Arabah begrenzt. Sie sind der Schrecken der Fischer dem Meerbusen entlang. Ihr Biß ist so giftig, daß der Gebissene schon in etlichen Stunden eine Leiche ist. Das Gift bringt nach dem Biße sogleich durch den ganzen Körper, derselbe schwillt ganz feurig auf, die Zunge wird von Durst verzehrt, bis der Tod eintritt. Diese Schlangen waren bis jetzt durch Gottes Schutz aus dem Lager der Israeliten gehalten worden. Zur Strafe für die Sünde des Volks aber erschienen sie jetzt plötzlich in großer Anzahl an allen Orten des Lagers und in deren Zelten. Keine Flucht war möglich vor diesen

feurigen Nattern, denn sie befanden sich überall in der Umgegend; auch war es vergeblich sie zu tödten, denn gleich einem Pfeil schoß diese Pest aus ihrem Nestek hervor und brachte fast unsehlbar ihren Opfern den tödtlichen Biß bei, so daß ein großes Volk in Israel an dieser Plage starb.

IV. Israels Rettung. — Vers 7–9. In dieser schrecklichen Lage gingen den Kindern Israels die Augen auf über ihrer Sünde. Sie kamen daher zu Mose und ersuchten ihn, für sie zu beten, daß diese Plage von ihnen genommen werde; sie kamen aber auch reuenvoll, sie erkannten, daß die Plage eine gerechte Strafe für ihre Sünde sei; sie bekamen: „Wir haben gesündigt“ u. s. w. Hilflos, sich selbst richtend und in der größten Gefahr zu verderben, sahen sie, daß ihre Hilfe allein von Gott kommen könne. Moses bat dann für das Volk, und der Herr erhörte ihn. Ohne Zweifel aber hatten die Kinder Israels die Hilfe nicht erwartet, wie sie kam. Sie dachten sicherlich der Herr würde diese Schlangen vertilgen, oder ihnen ein natürliches Mittel geben, wider den Biß derselben. Gott hingegen verordnete ein übernatürliches Heilmittel, welches bei Anwendung von Seiten des Volks einen Glaubensakt erforderte, und somit Gott als ihren alleinigen Heiland darstellte. Zu ihrer Errettung wurde eine eiserne Schlange an einem hohen Pfahl aufgerichtet, zum Zeichen, daß wer gebissen war und im Glauben dieselbe anblies, leben blieb. Hier finden wir also den feurigen Verderber, harmlos und todt am Holze hängen, und durch Anschauung desselben wurden die Gebissenen heil. Denn aus jedem Zelt kamen die vergifteten, sterbenden Israeliten hervor und richteten ihre Augen nach der großen, erhöhten eisernen Schlange, welche in der Sonne glänzte, als ob alle feurigen Schlangen des Lagers in einer vereinigt wären. Mütter nahmen ihre hilflosen Kinder, Kinder ihre alten wankenden Eltern und mahnten zum Aufblick zu dieser Schlange. Alle schauten im Glauben, und mit dem Schauen kam die Heilung. Die Augen, welche soeben im Fieberbrande glühten, strahlten wieder hoffnungsvoll; die Wunde wurde gekühlt, der Puls schlug wieder ganz regelmäßig; Mann und Weib, Eltern und Kinder küßten sich gegenseitig zum Zeichen der Gesundheit und lobten Gott für die wunderbare Errettung.

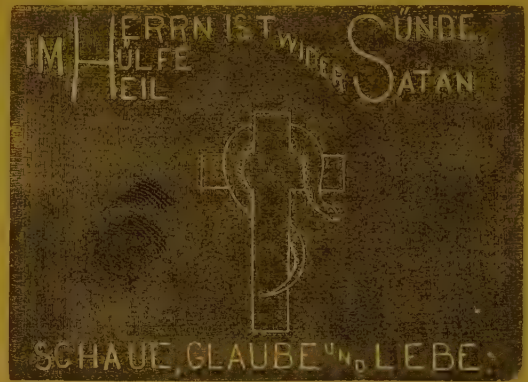
Welch ein herrliches Vorbild von Christo haben wir doch hier! Er ist, wie die eiserne Schlange, für unsere Errettung erhöht. In seinem Kreuze finden wir alles Gift der Sünde. Denn er ist für uns zur Sünde gemacht. Dieses Gift aber ist am Kreuze ganz unschädlich geworden, es hat in Christo seine Kraft verloren und Alle, die im Glauben ihn anschauen erhalten ewiges Leben. Seliges Geheimniß, das die Welt nicht kennt! Würden sich doch Alle durch Christi Wunden heilen lassen!

**Ruganwendung.**—1. Die Sünde ist nichts anderes als Feindschaft und Rebellion gegen Gott.—2. Die Unzufriedenheit verachtet selbst die herrlichsten Segnungen Gottes.—3. Die Strafe ist eine unausbleibliche Folge der Sünde. „Denn der Tod ist der Sünden Sold.“—4. Gott hat für die Sünder ein freies, ewiges, vollkommenes und gegenwärtiges Heil be-

reitet.—5. Um von dem tödtlichen Gift der Sünde befreit zu werden, müssen wir 1) unsere Feindschaft gegen Gott erkennen und bereuen, 2) unsere alleinige Hülfe bei Gott suchen, 3) Christum anschauen, der erhöht ist zu unserer Errettung.—6. Bist du lieber Leser durch ihn gesund geworden?

**Winke für Lehrer.**—Der Lehrer kann die drei ersten Verse als Einleitung nehmen. Hier nach gehe er sogleich zum Hauptgegenstand der Lektion. Zum 1. komme er Vers 4. 5. auf die Sünde Israels zu sprechen. Er zeige hierbei seinen Schülern, daß die Sünde Feindschaft und Rebellion gegen Gott ist. 2. Beschreibe er ihnen die Strafe der Sünde, welche ist, wie der Biß der feurigen Schlangen. Sie bringt ewigen Tod und Verdammniß. 3. Zeige er ihnen den Weg Gottes zu unserer Heilung; die Erhöhung seines Sohnes, wobei ihm die echerne Schlange ein treffendes Bild gibt. 4. Mache er sie auf die Bedingungen aufmerksam, die wir erfüllen müssen, um geheilt zu werden. Wir müssen erkennen, daß wir gesündigt haben; daß die Strafen Gottes gerecht sind, daß wir uns selbst nicht helfen können. Sodann müssen wir bußfertig zu Gott kommen, ihn um Erlösung bitten und den anschauen, der um unserer Sünden willen verwundet ist, und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt.

**Illustration.**—Der Glaube ist das Auge der Seele.—Es war nicht der schnelle Fuß, noch der starke Arm, der beim Anblick auf die echerne Schlange von Nuten gewesen wäre, sondern das Auge, wie schwach und trüb es auch gewesen sein mochte. So ist's der Glaubensblick auf Christum, der sich das große Heil im Sohne zueignet.



**Wandtafelklärung.**—Mit Fleiß geben wir auf dieser Tafel das Bild von der „echernen“ Schlange in Verbindung mit dem lichtstrahlenden Kreuze. Nach Johannes 3, 13. 14. ist namentlich in der Erhöhung und in dem Aufblick zu derselben die Schlange ein Hinweis auf Christum. Und so wie Jene den in der Wüste Gebissenen die ausschauten, Heilung brachte, so finden Alle, die im Glauben aufs Kreuz, auf Jesum schauen Heil und Hülfe. Und von was? Von der Sünde und dem Satan. Denn was jener feurigen Schlangen Biß in der Wüste den Israeliten war, das ist für uns die Sünde und der Satan. Daher schaue auf zu Jesu, glaube und lebe — lebe ewig!

## Hinterstübchen.

**Garfield sagte einst:** Die Weltgeschichte ist ein göttliches Gedicht, dessen einzelne Gesänge die verschiedenen Nationen bilden. Die einzelnen Worte sind die einzelnen Menschen. Die Melodie dieses göttlichen Liedes tönte durch alle Jahrhunderte, und obgleich der Gesang durch das Gebrüll der Rationen und das Wehegeschrei der Sterbenden unterbrochen wurde, so hat der demüthige Lauscher, der Philosoph und der Geschichtsschreiber, doch stets die göttliche Melodie vernommen, aus welcher die Hoffnung und das Nahen einer besseren Zeit herauströnt.“

**Glück haben und glücklich sein.**—Ein deutscher Dichter, der in den vierziger Jahren stark revolutionäre Klänge angeschlagen hat und vor kurzem gestorben ist, hat sich vor seinem Ende folgende Grabchrift verfaßt:

Wenn ihr mich (möglichst spät) begrabt,

Laßt dies auf meinem Steine lesen:

Er hat Zeit Lebens Glück gehabt,

Doch glücklich ist er nie gewesen.

Ein wehmüthiges Bekenntniß davon, wie wenig das äußere, irdische Glück im Stande ist, einen Menschen wahrhaft glücklich zu machen, und wie zum wirklichen Glückseligkeit noch ganz andere Dinge gehören, welche eben nicht auf dem Boden des natürlichen Menschenherzens wachsen, als da sind: Friede, Freude, Demuth, Ergebung in Gottes Willen, gewisse Hoffnung eines ewigen Lebens. Welch ein Gegenpaar! Da steht dieser Mann, dem's sein Leben lang gut gegangen ist, und gesteht uns, daß er sich niemals glücklich gefühlt habe, und da steht auf der andern Seite so manches Gotteskind, dem's hart und schwer ergangen ist sein Leben lang, das mit Mangel, Nothen, Sorgen, Krankheiten zu kämpfen gehabt hat von einem Tag zum andern, und auch manche liebe Nacht hindurch, und doch so glücklich, so friedevoll leben, leiden und sterben kann. Hat zum Beispiel Paulus, was man so nennt, „Glück gehabt“ in seinem Leben? Ich glaube nicht. Was er 2. Cor. 11, 23-27 aufzählt, weißt nicht gerade darauf hin, und was wir sonst von seinem Leben wissen, wie er verfolgt und gequält wurde sein Leben lang von einer Stadt zur andern, mit dem Tod bedroht, als Gefangener umhergeschleppt und endlich mit dem Schwert gerichtet, weißt ebenfalls nicht darauf hin. Der Mann hat kein Glück gehabt. Und doch, wie glücklich, wie

selig ist er gewesen! Ja, unser Herr Jesus ist ein milder Herr, der seine Diener glücklich, wahrhaft glücklich macht hier und dort; die Welt aber ist eine tyrannische Herrin, die Mühe und Arbeit und Widerwärtigkeit genug ihren Dienern zu spenden vermag, aber kein Glück. Welcher Dienst ist der bessere?

**Credo der Atheisten (dermalen: Materialisten).**—Ich glaube Alles, was ungläublich ist; ich glaube, daß es Wirkungen ohne Ursache, Gemälde ohne Maler, Uhren ohne Uhrmacher, Häuser ohne Baumeister gibt.

Ich glaube, daß der Mensch sich selbst gemacht hat, oder daß er unter einer Eiche wie ein Schwamm hervorgewachsen ist.

Ich glaube, daß es weder Gutes noch Böses, weder Laster noch Tugend gibt, daß es das Nämliche ist, meinen Vater tödten oder ihn am Leben lassen.

Ich glaube, daß alle Menschen Narren sind, daß mehr Vernunft in meinem kleinen Finger steckt, als je in allem menschlichen Gehirn war.

Ich glaube, daß ich ein Thier bin, und daß zwischen mir und meinem Hund kein Unterschied ist.

Es steht mir frei, alle meine Gelüste und Leidenschaften zu befriedigen. Ich glaube, daß es keinen Gott, keine Seele gibt; keine Pflicht, keinen Himmel und keine Hölle. Alles ist aus mit dem Tod; gut essen, gut trinken, gut verdauen und gut schlafen, ist der Inhalt aller wahren Philosophie und Religion.

Ich betrachte meine Nebenmenschen bloß als meine Hindernisse oder als meine Werkzeuge.

Sind sie meine Hindernisse, so kann ich sie ohne Schonung wegräumen, vertilgen, beschimpfen, berauben 2c. Zu meinem Vortheile muß ich lügen, falsches Zeugniß geben, betrügen, heucheln 2c., denn mein Vortheil ist Alles und ich selbst mein Gott. Was Andere Recht oder Moral nennen, respektire ich nothgedrungen soweit, als ich durch Gewalt und Polizei gezwungen werde.

**Eine Magd Großmutter zweier Königinnen.**—Unter der Regierung Karls des Ersten von England kam ein Landmädchen nach London, um einen Dienst zu suchen. Sie verdingte sich dort bei einem Bauer, der sie, da sie hübsch war und vielen Verstand besaß, nach dem Tode seiner ersten Frau heirathete. Er starb bald darauf und hinterließ der jungen Wittwe



ein großes Vermögen. Der Verwalter dieses Vermögens, ein junger Adokat, Herr Hyde, bewarb sich um ihre Hand und erhielt sie; Herr Hyde ward nachmals Graf von Clarendon, und eine seiner Töchter die Gemahlin Jakobs II. von England; dessen Töchter, Maria und Anna, gelangten Beide auf den königlichen Thron, und so wurde ein ehemaliges Dienstmädchen richtig und rechtmäßig die Großmutter zweier Königinnen.

**Rechenexempel.** — Auf der Straße trifft ein Herr einen sogenannten Freund, einen unsicheren Kunden, der sich stets in der Geldklemme befindet. „Ich bin etwas in Verlegenheit,“ sagt der letztere, „und möchte dir wohl ein kleines Rechenexempel vorlegen.“ „Nun?“ sagt der Herr. „Wenn ich annehme, daß du dreißig Dollars in der Tasche hast, wie viel würde dir übrig bleiben, wenn ich dich ersuchte, mir fünfzehn zu leihen?“ „Dreißig Dollars,“ war die prompte Antwort, mit der der Gefragte verschwand.

**Nicht übel.** — Dr. Emmons, ein Prediger im Osten, traf im Hause eines seiner Glieder einen ungläubigen Arzt. Der Arzt feug den betagten geistlichen Herrn: „Wie alt sind Sie?“ „Sechzig Jahre,“ sagte dieser und fügte hinzu: „Wie alt sind denn Sie?“ „So alt wie die Schöpfung,“ erwiderte der Arzt. „Dann haben Sie mit Adam und Eva gelebt.“ „Ja, gewißlich, ich war im Garten mit ihnen.“ „Ist das möglich?“ Ich habe schon oft gelesen, daß ein Dritter da gewesen sei, aber daß Sie das waren, habe ich nicht vermuthet.“

**Warum der Priester schwieg.** — Freidenker und Gottesleugner gab es leider mehr als genug seit geraumer Zeit. Aber seitdem man es auch auf die Verderbnis des weiblichen Geschlechtes abgesehen hat, kann man von Zeit zu Zeit sogar Freidenkerinnen antreffen. Eine solche saß in einem Eisenbahnwagen mit einigen anderen Reisenden, unter welchen auch ein Priester war. Schon geraume Zeit hatte sie ihre ebenso frechen als thörichten Einwürfe gegen die Religion vor den Mitreisenden ausgekratzt und wurde desto dreister, weil der Priester beharrlich schwieg. Endlich erklärte sie sich, ihm die Worte an den Kopf zu werfen: „Sie können auf meine Gründe nichts erwidern, darum thun Sie gut daran, zu schweigen.“

Priester: „Sie kennen wohl die Bibel, Nabame?“

Freidenkerin: „Warum sollte ich nicht?“

Priester: „Auch die Geschichte des Propheten Baalam?“

Freidenkerin: „Gewiß.“

„Nun, dann wissen Sie auch warum ich nichts gesagt habe. Als die Eselin sprach, schwieg der Prophet.“

**Ein verfehmtes Wort.** — Der „alte Jigen,“ welcher noch bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts der berühmten Fürstenschule Wforta vorstand, war eine durchaus originelle, kernige, deutsche Natur von wahrhaft großartiger Einfachheit, die zur rechten Zeit und am rechten Ort durch eigenartigen, mitunter etwas derben Humor höchst drastisch auf seine Schüler oder seine häusliche Umgebung wirkte. Und um so größer war diese Wirkung, als sie von ihm nicht gewollt oder beabsichtigt wurde, sondern einer glücklichen Mischung von Frei-

willigkeit und Unfreiwilligkeit ihre Entstellung verbannte. Wie in vielen anderen großen Eigenschaften, hatte Jigen auch in den Ergüssen seines Humors große Ähnlichkeit mit Luther. Wir wollen hier unsern Lesern nur eine kleine Probe seiner humoristischen und komischen Launen mittheilen, welche uns von einem seiner Lieblingschüler überliefert wird. Jigen sprach sich eines Tages entrüstet über den Mißbrauch des Wortes „machen“ in folgender Weise gegen die Schüler seiner Prima aus: „Es ist mir in unserer Sprache nichts widerlicher als das Wort „machen.“ Denn was sonst, als Faulheit ist es, daß man das Wort „machen“ für jedes andere Zeitwort substituirt? Doch das wäre noch das einzige, wodurch man sich mit diesem armen Worte versöhnen lassen könnte: das Mitleid mit dem Schicksale desselben. Denn es ist des Regiments Pack- und Plackesel, dem alles das aufgebürdet wird, was auf die Wörter „anzünden, reifen, eilen, öffnen, verschließen, arbeiten, zubereiten, vernehmen, sich befinden,“ genug auf fast alle Zeitwörter der Sprache vertheilt werden mußte, wenn es Recht und Gerechtigkeit gebe. Das Herz möchte einem brechen, wenn man unsere schöne und reiche Sprache durch dieses Wort so verunstaltet sieht. Denn wirklich: Früh, wenn es Tag macht, macht sich der Bauer aus seinem Bette heraus. Er macht die Kammerthür auf und macht sie wieder zu, um sich an sein Tagewerk zu machen, dessen Anfang damit gemacht wird, daß man Feuer macht, um vor allen Dingen Kaffee zu machen. Das Weib macht unterdessen die Betten, sie macht die Stube rein, macht Ordnung und macht sich die Haare. Wenn sie zu lange macht, macht ihr der Mann ein saures Gesicht. Daraus macht sie sich freilich nicht viel, aber gutes Blut macht es doch auch nicht, wenn einem immer die Bemerkung gemacht wird: Mache, daß du fertig machst, ich kann sonst vor Aergern nichts machen. Als er sich endlich auf den Weg machen will, um auf den Buttskädter Markt zu machen, macht es ein so gräuliches Schneewetter, daß er nicht weiß, was er machen soll &c. Ei so macht ihr Deutschen eurer verwichenen Macherei ein Ende!“

**Kanzel-Inskript.** — An einer Kanzel auf der Insel Anethum (Neu-Hebriden), auf welcher Missionar Geddie lange Jahre gepredigt hat, steht zu seinem Gedächtniß folgende Inskript: „Als er im Jahre 1848 hier landete, gab es keinen einzigen Christen auf dieser Insel, und als er im Jahre 1872 die Insel verließ, gab es keinen Seiden mehr.“

### Geographisches Räthsel.

Das Erste läuft schnell auf Bieren,  
Das Zweite läuft schnell auf Zweien,  
Das Ganze kann sich nicht rühren,  
Ist hartes Felsgestein.

J. T.

### Silbenräthsel.

1 bis 2 ein Baum, den jeder kennt und liebt:  
2 bis 1 ein Raun, den's nirgends also gibt.

D.

### Auflösung der Räthsel im Septemberheft.

**Charade.** — Bauer. — Aufgelöst von Niemand.

**Logogryph.** — Wespe, Espe, spe. — Fr. Lüben, A. Reiske.

## Zum Andenken an James A. Garfield.

Von G. A. Thomas.

Wo nur den Drang der Freiheit spürt  
Ein Menschenherz,  
Nimmst den Ruf man tiefgerührt:  
O, welch' ein Schmerz!

Wo nur ein thänend Menschengaß  
Blickt himmelwärts,  
Da zittert es mit leisem Hauch:  
O, welch' ein Schmerz!

Da, er ist gefallen der Held, der große, gute Mann, der Mann aus dem Volk, der Mann für das Volk. Ge-

fallen ist er auf seinen Posten, gefallen als Märtyrer für sein Land und sein Volk. Erfüllt hat sich an ihm das schöne Wort, das er in einem seiner Gedichte früher aussprach:

„Wenn des Lebenskampf einst ist vorbei  
Und stiller Abendfriede durchzieht mein Herz.“

Schneller, als wir ahnten, senkte sich dieser Abend seines Lebens hernieder. Im festen Glauben an Christum hat er seinen leg-

ten Obem ausgehaucht. Sanft und ruhig schläft der von Allen so innig Geliebte nun auf dem Lake View Friedhof dahier den sanften Todeschlummer.

Gestern (Sept. 25.) standen wir an seinem Sarge. Mit entblößtem Haupt, mit leisem Tritt, schweigend und sinnend näherten wir uns der stattlichen Todtenhalle (Katakomben). Unaufhaltsam entströmten unserm Auge heiße Mitleidsthränen. Welch tiefer Ernst, der Ernst der Ewigkeit umlagert diese geweihte Stätte. Kein Laut ist weithin vernehmbar. Unausprechliche Trauer, tiefgehender Schmerz spiegelt sich auf jedem Antlitz. In dichten Columnen drängen die lieben Leute, deren Herz in Liebe zu dem Verbliebenen geschlagen ununterbrochen dreizehn Stunden lang heran, um einen einzigen, letzten, unübergebliebenen Blick auf die umschlossene Hülle der gefallenen Heldengröße zu werfen. Ah, wie überwältigend ist doch der gemachte Eindruck! Man fühlt es dem Herzen des Volkes ab, während es in stummem Schmerz schweigend dahinschreitet, daß es um einen wahrhaft guten großen Menschen, ja um einen lieben Freund, um einen Vater trauert.

Nie ist ein Mann mit größeren Ehren zu seiner letzten Ruhestätte begleitet worden. Fast drei volle Stunden standen wir heute auf einem kleinen Fleckchen Erde an der Euclid Avenue, während der wahrhaft großartige Leichenzug vorüberging. Nie hat ein Mann diese Ehre weniger gesucht und mehr verdient, als James A. Garfield. Es ist uns rein unmöglich, unseren Gefühlen hier Ausdruck zu geben. Und dann noch der Blick in das alte, treue noch verhältnismäßig frische Antlitz der achtzigjährigen Großmutter Garfield! Oble, fromme Heldin! Es ist wahr, die Hand Gottes liegt zwar schwer auf dir, daß du deinem Sohne in das frühe Grab schauen mußt, aber noch ein wenig Geduld, bald wirst du deinen geliebten, einzigen James wieder in deine Arme schließen dürfen — dort, wo kein Leiden, kein Schmerz, keine Trennung, kein Tod mehr sein wird. — Freue dich, du hast der amerikanischen Nation einen Sohn gegeben, auf den die Nachwelt mit großem Stolz hinweisen wird. Frühe hast du liebe alte Mutter den Keim der Elternliebe, des Fleißes, der Rechtschaffenheit und der Gottesfurcht in ihn eingepflanzt und so den Grund zu seiner

späteren Größe gelegt. Dein silberumlocktes Haupt wird mit Ehren und Ruhe ins Grab gelegt werden, und die Geschichte muß deinen Namen stets mit tiefer Ehrfurcht nennen; denn Nationen sind, was Mütter sie machen.

Wie geheimnißvoll sind doch die Wege unsers Gottes! So viel der Himmel höher ist als die Erde, so viel sind auch seine Wege höher als unsere Wege. Was er thut, das ist wohlgethan. Sein Wille bleibt gerecht. Garfield ist gestorben, und doch auch nicht gestorben — gewiß, seine irdische Hülle ist zerfallen, aber in seinem männlichen Charakter, in seinen Thaten, in seinem ausgezeichneten Einfluß lebt er fort bis auf undenkliche Zeiten. In seinem Tode hat er ausgerichtet, was ihm in einem längeren Leben kaum möglich gewesen

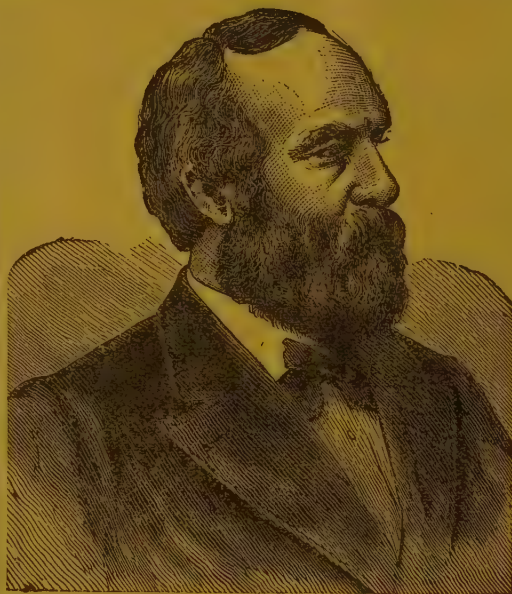
wäre. Kurz war sein Leben, aber wer gut lebt und seine Zeit nützt wie dieser Mann, der lebt lang. Der große Lenker der menschlichen Geschichte versteht es, die freien Willenshandlungen böser Menschen zum Besten einer Nation umzulenken, wenn sie auch nicht hindert. Ein späterer Tag wird uns vielleicht noch klar machen, was jetzt vor unserm schwachen Blick verborgen ist. Des Herrn Wille geschehe!

Des wenigen Raumes wegen nur noch dies: Der Geliebte war ein Mann von großer Herzensgüte und Seelenreinheit. Sein Edelmuth war bewundernswürdig.

Sein ganzes öffentliches wie privates Leben zeigte stets die größte Uneigennützig-

keit. Seinen Erfolg hat er mit Gottes Hülfe Schritt für Schritt erkämpft. Seine Tüchtigkeit, seine allseitigen Kenntnisse, seine weitherzige Natur, seine Hingabe an das öffentliche Wohl, seine immer ehrlichen Absichten u. waren der Grund dieses Erfolgs. Garfield hat sich nie persönliche Feinde gemacht. Weit über die Grenzen dieses Landes geht sein unsterblicher Ruhm.

Wir sind überzeugt, daß Der, welchen er in seinem Leben so frei und offen vor Hoch und Niedrig bekannt hat, der wird ihn auch nun bekennen vor seinem himmlischen Vater und seinen heiligen Engeln. Möge es auch der tiefgebeugten heldenmüthigen Wittve und ihren Kindern wohlgehen! Und mögen sie einst am Throne Gottes den Entrückten wieder begrüßen können!









Höher und höher!





## Bilder aus den Alpen.

Von C. Binden.

### III.

**M**enn man von Lauterbrunnen den westlichen Bergabhang emporsteigt, kommt man nach zwei bis drei Stunden zu dem etwa fünftausend Fuß hoch gelegenen Bergdorfe Mürren. Dieses besteht seit langen Jahren aus etwa vierzig wettergebräunten hölzernen Häusern, denen

in neuerer Zeit drei große Hotels hinzugefügt worden sind. Von hier aus hat man die schönste Aussicht auf die in nächster Nähe erscheinende Jungfrau, und zwar ist es das Silberhorn, welches man hier vom Fuße bis zum Gipfel anschaut. Fast kein Baum gedeiht in dieser Höhe, nur ein kleiner Wald von Nadelholz steht als Schutzwehr gegen Lawinen oberhalb





Reichenbach.—Auf dem Weg nach Rosenlaur.

des Dorfes. Wenn aber die Sonne ihren Glanz auch auf dieses Stück der Welt ausgegossen hat, so erscheinen zwar die schwarzbraunen Häuser kaum heiterer, aber man versteht, was Schiller das „arme Grün der Matten“ nennt; unmittelbar hat man das herrlichste Weiß des Silberhorns und das schönste Mattengrün vor Augen. Hier ereignete sich im Sommer 1874 ein trauriger Fall. Fräulein Helene Bubenbrock aus Breslau logirte nemlich in einem Hotel, und ging am 3. August etwa hundert Schritte von demselben abwärts, um Bergnelken zu pflücken. Sie

kehrte lange nicht zurück, und als es Abend wurde, und sie noch nicht heimgekehrt war, gingen Männer aus, sie zu suchen. Sie fanden sie nicht, aber ein Taschentuch, das an einem Busche am Abhang drunten hing, deutete auf ein vorgefallenes Unglück. Die Tochter kam nicht heim und wurde auch nicht gefunden; sie war in eine eintausend Fuß tiefe Schlucht hinuntergestürzt. Vermuthlich hatte sie sich beim Pflücken von Blumen zu weit hinaus gewagt und das Gleichgewicht verloren. Einige der kühnsten Bergführer unternahmen die gefährliche Kletterei um den Leichnam zu finden, aber vergebens. Erst nach mehr als vierzehn Tagen gelang es, und zwar, da man es ausgegeben hatte, von oben zur Leiche zu kommen, indem ein Baumeister von unten am Felsen hinan eine „Staffelei“ errichtete. Die Arbeit war ebenso gefährlich als schwierig, denn die Entfernung bis zur Leiche hinauf betrug, wie sich ergab, ungefähr fünfhundert Fuß.

Im Sommer des Jahres 1865 wollte ein junges, auf der Hochzeitsreise befindliches Ehepaar aus der englischen Aristokratie von Mürren aus das etwa eintausend Fuß hohe Schilthorn besteigen. Sie kamen mit dem Führer bis zu einer bedeutenden Höhe, wo nur noch kahle Felsen mit Schnee und Eis wechseln. Da fühlte die junge Frau, daß sie denn doch ihre Kräfte an dem heißen, schwülen



Bergweide.



Tage schon zu sehr angestrengt habe, und daß die Erreichung des Gipfels für sie eine Unmöglichkeit sei. Um aber ihrem Ehegemahl den Triumph des Vollbringens nicht zu rauben, berebete sie ihn mit dem Führer hinaufzusteigen, während sie sich ausruhen und neue Kraft für die Rückkehr nach Mürren sammeln wollte. Die beiden Männer kamen auch auf den Gipfel, aber schon war ein Gewitter im Anzuge, die Firnhäupter, welche man in strahlender Klarheit zu sehen gehofft hatte, waren glanzlos und drohend; bald kamen Donnererschläge, die ein furchtbares Echo fanden, Blitze leuchteten und zingelten um die Bergesspitzen; es war schauerlich schön; aber es galt rasch wieder hinabzukommen, und die Angst um die Zurückgelassene gab dem jungen Manne doppelte Kraft. Als man an den Ort kam, wo sie zurückgeblieben war, sah man sie nicht. Ohne Zweifel war sie abwärts gegangen: sie hatte an einem Felsen ein Obdach gesucht. Da fand man sie auch, aber als Leiche. Die junge Frau war vom Blitze erschlagen. Wahrscheinlich hatte eine metallene Akrasse an ihrem Hut den Blitz herangeleitet. An der Unglücksstätte steht jetzt ein vier Fuß hohes Denkmal mit der Inschrift: Alice Arbuthnot, killed by lightning, 21. June, 1865, aged 23 years.

Auch das Finsteraarhorn (14,250 Fuß hoch), der höchste Berg des Berner Oberlandes, wurde öfters erstiegen. Dr. Abraham Roth erzählt von einer Besteigung desselben, die er im Sommer 1861 mit zwei Führern ausgeführt hatte. Sie stiegen am ersten Tage bis zu einer Höhe von zehntausend Fuß, dort bauten die Führer am Abend zwischen zwei Gletschern eine steinerne Hütte, in welcher sie sich zum Schlafen niederlegten. Um vier Uhr früh setzten sie die Reise fort und erreichten um halb elf Uhr den Jugisattel, welcher den Fuß der Finsteraarhornspitze bildet. Hier nimmt der Gletscher sein Ende, da an der Nadel kein Schrynge haftet. Es galt nun noch die Spitze zu erklettern, was nur an der südlichen Wand möglich schien, aber auch hier nur auf allen Vieren zu bewerkstelligen war. „Diese Kletterung,“ sagt er, „an der Spitze des Horns dauerte eine Stunde und war mir im Uebrigen ein recht unterhaltendes Stück, da es mir jederzeit am Felsen, wenn auch noch so steil, weit wohler ist, als auf dem trügerischen Eise. Etwas gefährlich war aber doch das Concert von rutschenden, rollenden und springenden Steinen, zu welchem ein Block, der gut seine paar Centner wog, den Baßton spielte, indem er in oft prächtigen Sätzen hüpfend, donnernd nach dem gewaltigen Abgrund sprang. Eine kleine Felsenscheibe war der Gipfel des Berges. Ein aus Schiefer gemauertes „Steinmannli“ mit den üblichen „Belegen“ der die Namen bergenden Flaschen, war das Wortzeichen früherer Er-

steiger. Heller Jubelruf verkündete das erreichte Ziel, aber gleich darauf folgte ein allgemeines, frommes, stummes Staunen über die Unermeßlichkeit der ringsum ausgebreiteten sonnigen Welt.“ Die Hochwanderer durften nur so lange da oben weilen, als genügte, um sich dieses Weltbild einzuprägen, denn es war an dem Tage noch viel zu thun. Das Herabklettern zum Jugisattel war mindestens ebenso schwierig als das Aufsteigen. Noch eine Nacht mußte im Freien campirt werden; am Vormittage des folgenden Tages wurde das Dorf Biesch erreicht.

Weniger glücklich endete die erste Besteigung des Matterhorns (15,000 Fuß hoch) im Canton Wallis, welche im Juli 1865 von vier Engländern mit drei Führern unternommen wurde. Die Hauptperson dieser Expedition war Herr Whymper, ein berühmtes Mitglied des englischen Alpenclubs. Dieser kam am 12. Juli mit dem kaum neunzehnjährigen Lord



Ammertenthal.

Douglas nach Zermatt, und engagierte hier als Führer den erprobten Bergsteiger Peter Taugwalder und dessen Sohn. Mittlerweile kamen die Engländer Rev. Hudson und sein Freund Hadow mit dem Führer Croz von Chamouni an, ebenfalls in der Absicht, das Matterhorn am andern Morgen in Angriff zu nehmen. Es fand eine Vereinigung zum gemeinsamen Streben statt. Herr Whymper hatte schon mehrere, man sagte sieben Versuche gemacht, um das Matterhorn zu ersteigen, ohne das Ziel zu erreichen, und soll dann geäußert haben, er werde nicht ruhen, bis der Riese besiegt sei. Der Sieg sollte theuer bezahlt werden. Um 6 Uhr 20. Min. Morgens des 14. Juli hatte die Gesellschaft die Höhe von 12,800 Fuß erreicht und machte einen halbstündigen Halt, dann ging es ohne Unterbrechung aufwärts bis 9 Uhr 55 Minuten, wo man in einer Höhe von 14,000 Fuß fünfzig Minuten ausruhte. So weit war man an der nordöstlichen Seite des Berges emporgestiegen, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen. Vom Seil war nur noch wenig Gebrauch gemacht. Man war jetzt am Fuß der Felsmasse angekommen, welche von Zermatt perpendicular



oder überhängend erscheint, und man konnte an derselben Seite nicht bleiben. Es wurde beschlossen, eine Weile auf dem Grat fortzuschreiten, der gegen Zermatt abfällt, dann drehte man sich rechts oder nach der nordwestlichen Seite. In der Reihenfolge wurde eine Aenderung vorgenommen, denn es gab eine Weile schwierige Arbeit und erheischte Vorsicht. An einigen Stellen war fast kein Halt, daher mußten diejenigen vorne sein, welche nicht so leicht ausglitschten. Der Führer Croz ging jetzt voran. Diese schwierige Strecke war höchstens 300 Fuß hoch, je näher man dem Gipfel kam, desto geringer war die Mühe des Steigens. Die Gesellschaft erreichte den Gipfel um 1 Uhr 40 Minuten und verweilte eine Stunde daselbst. Man berieth sich über die beste und sicherste Anordnung des Zuges zur Rückreise. Die Männer banden sich alle

war nun im Begriffe, sich umzudrehen und einen Schritt oder zwei herabzugehen, aber in diesem Augenblick strauchelte Hadow und fiel auf ihn und stieß ihn abwärts. Whymper hörte einen lauten Schrei und sah die Beiden herabfliegen; in einem andern Augenblick wurden Hudson und Douglas aus ihrer Stellung gerissen. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks, aber sobald Whymper und der ältere Taugwalder den Schrei des Croz hörten, stemmten sie sich so fest als möglich an den Fels an, „das Seil war ganz straff zwischen uns“, sagte Whymper, „und der Stoß kam auf uns beide, wie auf einen Mann“, aber in diesem Augenblick riß das Seil zwischen Lord Douglas und Taugwalder entzwei und — die vordern vier waren verloren. Zwei oder drei Sekunden lang, sagt Whymper, sahen wir unsere unglücklichen Gefährten auf ihren Rücken niedergleiten, und ihre Hände austrecken im Versuch, sich zu retten, dann verschwanden sie einer nach dem andern und fielen von Abhang zu Abhang nach dem Matterhorn-Gletscher hinab, eine Tiefe von ungefähr 4000 Fuß.

Von dem Augenblick, als das Seil riß, war es unmöglich, ihnen zu helfen. Croz hatte sich tapfer gewehrt, mit riesiger Kraft hielt er den Ueberfall von Hadow aus, ebenso als Hudson und Douglas nachstürzten; da hatte er aber keinen Halt mehr. Sein letztes Wort war: „impossible,“ und mit einem furchtbaren Schrei stürzte er mit den drei Engländern in die graufige Tiefe. — Eine halbe Stunde lang blieben die Drei auf dem Fleck, ohne einen Schritt zu thun. Die beiden Taugwalder, von Schrecken gelähmt, zitterten und schrien wie Kinder. In einer Höhe von 13,000 Fuß wurden sie von der Nacht überrascht. Des andern Tages Vormittags 10 Uhr 30 Minuten kamen sie in Zermatt an. Sogleich wurden Männer ausgesandt, die Berunglückten zu suchen, diese kamen zurück mit dem Bericht, daß sie die Körper gesehen hätten, aber an dem Tage nicht erreichen konnten. Den nächsten Morgen früh um 2 Uhr ging Whymper mit einer Anzahl Männer aus, sie zu suchen. Sie kletterten über Felsen und Gletscherriffe und kamen um 8 Uhr 30 Minuten auf ein Plateau und in Sicht des Winkels, in welchem sie liegen mußten. „Als wir, sagt Whymper, einen wettergebräunten Mann nach dem andern das Fernrohr erhe-



Gems von einer Lawine überfallen.

an ein Seil und traten den Rückweg an. Die Reihenfolge war von vorne nach hinten folgende: Croz, Hadow, Hudson, Douglas, Taugwalder, sen., Whymper, Taugwalder, jr. Als sie an die eben erwähnte schwierige Stelle gelangten, wurde die größte Vorsicht gebraucht. Nur ein Mann bewegte sich zur Zeit vorwärts; wenn er wieder fest stand, rückte der nächste ihm nach und so weiter. Die Entfernung zwischen den Einzelnen betrug durchschnittlich 20 Fuß. Der junge Hadow, des Bergsteigens nicht geübt, bedurfte beständig der Hilfe. Croz hatte sein Beil bei Seite gelegt, um ihm zu helfen, und

ben, todtendaß werden, und dasselbe ohne ein Wort dem Nebenmann hingeben sahen, da wußten wir, daß alle Hoffnung, sie lebend anzutreffen, vorüber sei.“ — Ohne Zweifel würde Herr Whymper den Ruhm, der erste Erststeiger des Matterhorns zu sein, mit Freuden aufgeben, wenn er damit die Erinnerung an jene Katastrophe los werden könnte. Es mag ihn oft durchschauern, wenn er daran zurückdenkt. Von Matterhorn hält er sich fern, da es ihn aber in der todtten Saison von London in die Eis- und Schneewelt zieht, so machte er 1867 auf Hundeschlitten eine Tour durch Grönland.





## Zur Geschichte der Bibel.

Von N. M.



Die Feder ist mächtiger als das Schwert.“ Dieses Sprichwort wird in unseren Tagen fast allgemein als richtig anerkannt, soweit dasselbe reicht; aber im Laufe der Zeit sind Dinge vorgefallen, welche jenem Sprichwort einigermassen die Spitze brechen. Die Macht der Druckerpresse geht über die Macht der Feder und des Schwertes, denn sie vereinigt in sich die Macht von vielen Tausend Federn und der Männer, welche die Federn führen. Die Kunst, Bücher zu drucken, ist noch verhältnismäßig neu, aber sie hat sich entwickelt wie keine andere Kunst. Kaum sind 400 Jahre seit der Erfindung dahin, und wer ist im Stande ihre Wirkung zu beschreiben?

Etwas Sonderbares ist es in der Geschichte dieser Kunst, sowohl als in der Geschichte der Bücher, daß die Erfinder, sowohl als die Buchdrucker, ihr Augenmerk vor allem Andern der Bibel zuwandten. Aber auch seither ist diese Ehre dem Worte Gottes noch nie streitig gemacht worden; sobald die Buchdruckerei in ein neues Land eingeführt wurde, war die Bibel in der Sprache jenes Landes ihr erstes Unternehmen, selbst wenn es nur etliche Blätter in der Form von Traktaten sein konnten. Von großem zeitlichen Gewinn konnte freilich nicht die Rede sein, umsomehr stehen jene Männer in dankbarer Erinnerung im Herzen des christlichen Volkes.

Das erste Buch, welches je von metallenen, beweglichen Buchstaben (Typen) gedruckt wurde, war die Bibel. Dieselbe wurde 1450 durch Gutenberg in Mainz hergestellt. Die ganze Bibel wurde zuerst von der katholischen Kirche zusammengestellt und in die lateinische Sprache überetzt; alle früheren Ausgaben waren Uebersetzungen der lateinischen Vulgata, welche von Rom anerkannt und gutgeheißen wurde. Man fand zwar schon sehr frühe theilweise Uebersetzungen; aber erst durch die Druckerpresse gelang es, die Bibel allgemein zu verbreiten und billig genug herzustellen, um sie dem Volke zugänglich zu machen.

Die erste Uebersetzung in eine moderne Sprache geschah in England durch einen ehrwürdigen, frommen Mönch Namens Bebe, welcher im Jahr 735 das Evangelium St. Johannes übersezte; er starb leider, ehe er mehr thun konnte. Ein anderer Mönch, Vinisfarne, übersezte dann die vier Evangelien. Die erste vollständige Uebersetzung der Bibel in die englische Sprache geschah jedoch erst zwischen 1324–1384 durch John Wycliff; ihm gebührt der Ruhm, dem englischen Volke das Wort Gottes in seiner eigenen Sprache gegeben zu haben. Dieser folgte dann Gutenberg 1450 mit der von metallenen Buchstaben gedruckten Bibel, welche zu Mainz herausgegeben wurde.

Im Jahr 1471 druckte Despira zu Venedig eine Bibel in der italienischen Sprache, und im Jahr 1475 erschien zu Augsburg die erste Bibel mit Folioblättern, d. h. in Bogenform gefaltet; auch wurde in diesem Jahre die erste Bibel in Quartoformat herausgegeben. Quarto meint: den Bogen zu vier Blättern gefaltet. Zu Nürnberg wurden um diese Zeit dreizehn große Foliobibeln gedruckt, welche zu jener Zeit als Meisterstück der Buchdruckerkunst anerkannt wurden. 1477 wurde die erste holländische Bibel und ebenfalls das Neue Testament in der französischen Sprache gedruckt, und diesen folgte im

Jahr 1480 die erste sächsische oder niederdeutsche Bibel und 1482 die fünf Bücher Mose in hebräischer Sprache.

Im Jahr 1483 wurde die schönste aller alten deutschen Bibeln gedruckt; dieselbe ist mit vielen seltsamen Holzschnitten verziert. Es sind nur noch ganz wenige Exemplare vorhanden, wovon eins in Amerika sein soll. 1488 wurde die vollständige Bibel in der hebräischen Sprache gedruckt, und im Jahr 1518 erschien die vierzehnte Auflage der deutschen Bibel und die erste vollständige Ausgabe der Septuaginta. Im Jahr 1525 wurde das erste englische Neue Testament von Tyndale herausgegeben; diesem folgten 1530 die fünf Bücher Moses. In diesem Jahr wurde auch die sogenannte „böse Bibel“ gedruckt; sie wurde so bezeichnet, weil im siebenten Gebot das Wort „nicht“ ausgelassen war. Für dieses Versehen wurde der Drucker um 300 Pfund Sterling bestraft.

Erst im Jahr 1535 wurde die erste vollständige Bibel in englischer Sprache und Folioformat herausgegeben. Diese Bibel wurde in Zürich gedruckt und dem König Heinrich VIII. gewidmet; es ist die Ausgabe, welche Cromwell 1536 in allen Kirchen zu legen befahl. Im Jahr 1538 fing man in Paris an, eine englische Bibel zu drucken, aber sie wurde nie vollendet. In Holland wurde 1542 eine Bibel gedruckt in holländischer Sprache; sie wurde berühmt, weil sie dem Drucker den Kopf kostete. 1566 wurde in Frankreich eine Bibel in drei Bänden gedruckt, und 1611 wurde die „King James' Bible“ in England gedruckt und von König Jacob autorisirt. Schottland lieferte im Jahr 1670 die „Daumenbibel“; dieselbe war einen Zoll lang, einen Zoll breit und einen halben Zoll dick.

Im Jahr 1702 wurde in England eine Bibel gedruckt, welche Psalm 119, 161. das Wort printers anstatt princes enthielt, darum wurde diese Ausgabe „the Printer's Bible“ genannt. Im Jahr 1801 wurde eine Bibel gedruckt in England, in welcher es im 16. Vers der Epistel Juda murtherers anstatt murmurers hieß, daher wird jene Ausgabe „Murtherer's Bible“ geheißen. Im Jahr 1877 wurde die Carlton Memorial-Bibel gedruckt und zwar wurde dieselbe in zwölf Stunden gedruckt und gebunden; aber die ganze Auflage enthielt nur 100 Bände. Im Jahr 1881 am 17. Mai wurde das revidirte Neue Testament in England fertig und schon am 20. Mai des nemlichen Jahres wurde dasselbe in New York herausgegeben. Eine Zeitung in Chicago veröffentlichte jenes ganze Testament als Neuigkeit.

Unter andern will ich noch folgende Kuriositäten unter den Bibelausgaben anführen. Im Jahr 1551 wurde eine Bibel in englischer Sprache gedruckt, in welcher Psalm 91, 5. „bug“ anstatt terror vorkommt. In Genf wurde eine englische Bibel herausgegeben, in welcher 1. B. M. 3, 7. anstatt „Schürze“ „Sofen“ vorkommt, und im Jahre 1717 wurde ebenfalls in englischer Sprache die „Vinegar Bible“ gedruckt, in welcher das 20. Capitel im Ev. Lukas die Ueberschrift vinegar anstatt vineyard lautet.

Die erste Eintheilung der Bibel in Capitel und Verse geschah ums Jahr 462 zu Alexandria; dieses war jedoch nur ein unvollkommener Anfang; erst im dreizehnten Jahrhundert wurde eine regelmäßige Eintheilung zu Stande gebracht. Die allererste Uebersetzung der Bibel ist die alexandrinische oder

Septuagint, welches eine Uebersetzung vom Hebräischen ins Griechische war. Luther's Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache wird allgemein als ein Meisterstück, beides in Sprache und guter Uebersetzung, anerkannt. Sein Neues Testament wurde auf der Wartburg im September 1522 fertig gemacht. Aber erst im Jahr 1534 wurde die vollständige Bibel fertig. Diese fand so reizenden Absatz, daß Hans Lust von Wittenberg allein 100,000 Bände verkaufte. Luther's Bibel wurde in den ersten 25 Jahren 38 Mal herausgegeben und das Neue Testament allein 72 Mal.

Im Anfang wurde das Bibellese dem Volke nicht verboten, es wurde vielmehr anempfohlen und noch heute enthalten verschiedene alte Ausgaben der römisch-katholischen Bibel einen Anhang über den Nutzen des fleißigen Bibelforschens. Als aber im Jahr 1080 Gregor VII. bestimmte, daß die lateinische Sprache beim öffentlichen Gottesdienst gebraucht werden müsse, wurde das Bibellese natürlich gehemmt; denn im Jahr 1199 verbot Innocent III. dem Volke die Bibel zu besitzen, es sei denn durch priesterliches Privilegium besonders gestattet. Mehrliche Verbote folgten 1229 und 1233.

In neuerer Zeit ist die Verbreitung der Bibel fast ins Unermeßliche getrieben worden. Die erste Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe machte, Sorge zu tragen, daß die Bibel unter die Armen vertheilt würde, gründete Baron Hildebrand von Canstein in Vereinigung mit Frände von Halle, eine Gesellschaft, welche bis zum Jahr 1834 bereits 2,754,000 Bibeln und an 2,000,000 Testamente austheilte. Der Impuls zu solchen Gesellschaften ging jedoch ums Jahr 1780 von England aus. Die amerikanische Bibelgesellschaft wurde im Jahr 1816–17 in der Stadt New York gegründet; sie hat ein ausgezeichnetes Gebäude, das Bible House in New York, zählt an 2000 Zweiggeseellschaften und hat ein jährliches Einkommen von \$700,000, wovon etwa die Hälfte durch den Verkauf von Bibeln, das Uebrige aber von freiwilligen Beiträgen stammt. Diese Gesellschaft veröffentlicht jährlich 1,000,000 Bibeln und Theile derselben, und hat im Ganzen über 31,000,000 Bände verbreitet. Sie steht gegenwärtig kaum einer andern Gesellschaft dieser Art nach, und ihre Wirksamkeit nimmt noch beständig zu.

## Die Wege der Vorsehung.

(Von G. R. Glaser.)

Sage nie, o Mensch!  
Dich führt die Vorsehung,  
Ihre Wege sind dunkel,  
Ihre Wege sind gut.

In dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebte ein frommer Mann, der Gott und Menschen liebte, jedem gerne Gutes that, seinen Beruf treu besorgte, seiner Obrigkeit gehorsam war, still, sitzsam und ehrbar lebte. Er hieß Adolf und war ein Handwerker, besaß zugleich aber auch ein kleines Gütchen, das ihn durch seinen Ertrag spärlich nährte. An seiner Seite hatte er ein liebes Weib, so brav und fleißig, wie er selbst. Wenn des Sonntags Nachmittags die Nachbarnsweiber zusammenkamen und oft durch unnütze Gespräche sich die Zeit vertrieben, saß die brave Frau bei ihren Kindern, lehrte und unterrichtete sie, oder ging mit ihrem Mann hinaus ins Feld oder in den Wald spazieren und ergötzte sich an der schönen Gottesnatur.

Einmal — es war an einem Sonntage Nachmittags — ging Adolf allein in den Wald. Er vertiefte sich in stille Gedanken und kam nach und nach ins Dunkel der Gebüsch. Bei einer klaren, rieselnden Quelle setzte er sich nieder. Ein Geräusch machte ihn aufmerksam. An einem ihm gegenüberliegenden Felsen bemerkte er einen Jagdhund, der in der Erde scharrte. Er ging näher. Der Hund lief mit eingezogenem Schwanz davon. In der Grube, die der Hund gescharrt hatte, sah Adolf etwas glänzen; das steigerte seine Aufmerksamkeit. Er grub weiter und entdeckte nach und nach eine große silberne Kanne. Sein Herz klopfte vor Freude. Er brachte die Kanne los und zog sie heraus. Sie war sehr schwer. Neugierig machte er den Deckel auf und fand sie gefüllt mit lauter Goldmünzen. Adolf war darüber hoch erfreut und dankte Gott mit Thränen, daß er ihn so glücklich gemacht hatte. „Aber wie die Kanne nach Hause bringen, daß Dich Niemand sieht?“ fragte er sich. Da kam ihm der Gedanke, die Kanne in einen hohlen Baum zu verstecken und sie Nachts

zu holen. Eilenden Schrittes machte er sich auf den Weg nach Hause. Aber plötzlich stand er stille; — ein Bedenken stieg in seiner redlichen Seele auf. „Gehört denn dies Geld Dir? Darfst Du es mit gutem Gewissen behalten? — Wer es hieher vergraben — hat der keine Kinder, keine Erben?“ „Aber,“ sagte er, sich beschwichtigend — „wo soll man diese finden?“ — „Das geht Dich nichts an!“ erwiderte sein Gewissen, dafür wird die Obrigkeit sorgen; genug, das Geld gehört nicht Dir.“ Immer langsamer wurden seine Schritte; denn ach, wie gerne hätte er das Geld behalten! — In dieser Stimmung erzählte er zu Hause seinem Weibe den Fund. Diese jubelte vor Freude. Als er aber seine Bedenken äußerte, kam auch ihr die Sache bedenklich vor, und mit der Freude hatte es ein Ende. Mann und Weib fannen hin und her, ob nicht ein Schein des Rechts für sie aufzufinden wäre, gegen den ihr Gewissen nichts einzuwenden hätte. Nachdem beide alle Möglichkeiten überlegt und besprochen hatten, sagte die Frau mit Entschlossenheit: „Nein, das Geld gehört nun einmal nicht uns — wir wollen uns nur ehrlich und fleißig nähren, das wird uns mehr Segen bringen, als dieses Geld.“ — „In Gottes Namen,“ sagte der Mann, indem er unwillkürlich einen Seufzer ausstieß — „ich will die Kanne holen und sie dann zum Herrn Pfarrer bringen, der wird mir schon sagen, wohin ich den Schatz zu liefern habe.“ Er that es. Der Pfarrer sah den Mann verwundert an und sagte endlich mit Rührung: „Ehrlicher Mann, Ihr handelt recht! Leicht ist es möglich, daß sich Jemand findet, der Ansprüche an das Geld hat; wo nicht, so gehört es dem Landesherrn. Geht mit Eurem gefundenen Belde zum Fürsten! Damit Ihr aber von ihm empfangen werdet, will ich Euch einen Brief an den Hofprediger mitgeben.“

Des folgenden Morgens machte sich Adolf frühe auf, seinen Schatz in die Hauptstadt zu bringen. Er hatte 6 Stunden dahin. Der erste Weg war zum Hofprediger. Dieser betrachtete den Mann mit Achtung und Liebe, führte ihn zum Fürsten und stellte ihn vor mit den Worten: „Hier bringe ich



Eurer Durchlaucht einen zwar nicht dem Namen, aber doch der Seele nach echten Edelmann." Adolf erzählte wahrheitsgemäß die ganze Sache, zog seine Kanne hervor und stellte sie vor den Fürsten. Nun kamen die Hofleute zusammen und betrachteten das Geld. Es war aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges (1618—1648), und betrug ungefähr 8000 fl. an purem Golde. Adolfs Redlichkeit erntete viele Lobspprüche. Der Fürst schenkte ihm 20 Dukaten und versprach, ihn noch weiter zu bedenken.

Weiter, wie der es sein kann, der seiner Pflicht genügt, ging Adolf heim, zeigte seinem Weibe die 20 Dukaten und sagte: „Dieses wenige Geld wird uns mehr Segen in unsern Haushalt bringen, als jener reiche Fund uns gebracht hätte.“

Als auf Befehl des Fürsten die Kanne ihres Inhalts entleert wurde, fand man auf dem Boden derselben ein Pergament; darauf war geschrieben: „Anno 1628, den 28. Juni in der Nacht hat das Geld in schweren Kriegsläufen hieher verstreut Hans von Hornberg zu Rosendore. Wer es findet, der geb' es mir oder meinen Erben wieder; wer das nicht thut, der wird keinen Segen davon haben.“

Der Fürst befahl, im Archiv nachzusehen und auszuforschen, ob noch Nachkommen der Hornberg'schen Familie vorhanden seien, und wo sie sich befänden.

Der Fürst hatte nemlich das Hornberg'sche Gut im Besitz. Dem Urgroßvater desselben war es anheim gefallen, weil Niemand mehr von der Hornberg'schen Familie vorhanden war. Das alles fand sich im Archiv. Auch lag noch ein Pack verschimmelter Briefe vor, die überschrieben waren: „Hornberg'sche Familiennachrichten.“ Als dieser Pack geöffnet wurde, fand man, daß Hans von Hornberg im dreißigjährigen Krieg getödtet worden sei; ferner, daß die Kaiserlichen unter Wallenstein das Schloß verwüstet hätten, daß die Wittve mit ihren Kindern nach Dänemark gezogen sei und ihr ältester Sohn Hans Dietrich geheissen habe. Ferner fand sich eine Rechnung, aus welcher hervorging, daß der Hornberg'sche Amtmann Claas Dillen der Wittve und ihren Kindern alljährlich noch 200 Gulden gesendet habe. Dabei stand die Nachricht, daß der Amtmann diese Geldspenden im Jahre 1640 habe einstellen müssen, wegen der schlechten Zeiten, und weil das Gut gar nichts mehr ertrug. — Auch lag noch ein Brief da, welchen die Wittve um diese Zeit an den Amtmann geschrieben hatte, und worin sie klagt, wie schlecht es ihr gehe, daß ihr Sohn Hans Dietrich sich an ein Bauermädchen verheirathet habe, und daß der Wohlstand ihrer Familie ganz zu Grunde gerichtet sei. Dies war der letzte Brief in dem Pack; weitere Nachrichten fand man nicht.

Als der Fürst alles durchgesehen hatte, befahl er, nach Dänemark zu schreiben und sich dort zu erkundigen, ob nicht jemand von der Hornberg'schen Familie noch lebe. Man erhielt die Nachricht, daß Hans Dietrich Hornberg ein ehrlicher Bauer gewesen, der sich ordentlich genährt habe und im Jahre 1692 gestorben sei. Sein Sohn Friedrich Hornberg habe sich ins Haus und aufs Gut verheirathet und sei 1740 gestorben. Dessen ältester Sohn habe als Bauer den nämlichen Bauernhof besessen. Er und seine Frau seien aber stets kränklich gewesen, hätten viele Schulden gehabt und seien frühe gestor-

ben. Ihr einziger Sohn sei nach Deutschland ins Fürstenthum B. gezogen und wohne daselbst als Bauer.

Der Fürst wunderte sich über diese Nachricht; denn das Fürstenthum B. war sein eigenes Land. Nun ließ er überall bekannt machen: wer aus Dänemark herstamme und sich Hornberg nenne, möge an einem bestimmten Tage auf der Kanzlei erscheinen.

Diese Bekanntmachung kam auch Adolf zur Kenntniß und rief bei ihm die höchste Spannung hervor. Er selbst hieß ja Adolf Hornberg und stammte von Hans von Hornberg ab. „Was mag das bedeuten?“ dachte er. Am bestimmten Tage machte er sich auf, um sich in die Residenz zu begeben. Er trat in die Kanzlei, nannte seinen Namen und seine Abkunft und fragte, was die Herren ihm zu sagen hätten? Lange und schweigend sah ihn der Kanzleidirektor an. Endlich fragte er: „Seid Ihr denn nicht der Mann, der vor kurzem den Schatz gefunden hat?“ — „Ja, der bin ich!“ sagte Adolf. Der Kanzleidirektor erwiderte: „Das ist sonderbar! Kommt um elf Uhr aufs Schloß zum Fürsten!“ Adolf erschien. „Das ist ja der Mann, der den Schatz gefunden hat,“ sagte der freundliche Fürst — „was wollt Ihr, Freund?“ Adolf erwiderte: „Ich habe vernommen, daß jeder, der Hornberg heiße und aus Dänemark stamme, sich heute in der Kanzlei einstellen solle. Ich heiße nun Adolf Hornberg und stamme aus Dänemark; da hat mir der Herr Kanzleidirektor befohlen, hier vor Ew. Durchlaucht zu erscheinen.“ — „Wißt Ihr nichts von Euren Vorfahren?“ fragte der Fürst in sichtlich Bewegung. „Ich habe,“ antwortete Adolf, „wohl von meinem Vater gehört, daß meine Familie aus Deutschland stammt, daß mein Urgroßvater Hans von Hornberg geheissen habe und der letzte Abelige dieses Stammes gewesen sei. Wo derselbe aber gewohnt hat, weiß ich nicht.“ Der Fürst fragte nach Adolfs Tauffchein. Er überreichte ihn. Als ihn der Fürst durchgesehen hatte, warf er einen Blick zum Himmel, nahm dann die Hand des redlichen Adolf und sagte: „Wunderbar sind die Wege der Vorsehung! Adolf Hornberg, der Schatz, den Ihr gefunden und mir so redlich überbracht habt, gehört Euch; ebenso das Gut Rosendore, das ich bisher besaß. Es hat anfangs nur 600 Gulden ertragen, jetzt aber trägt es 1500 Gulden. Wenigstens 60,000 Gulden bin ich Euch schuldig; denn die habe ich bisher von dem Gute genossen und die muß ich Euch zurückstatten.“ Adolf stand vor dem Fürsten, im höchsten Grade erstaunt und mit Thränen in den Augen. „Nichts, nichts — behalten Euer Durchlaucht alles!“ schluchzte er. „Gott soll mich beschützen, daß ich Euer Erbe behalte,“ erwiderte der Fürst. — „Ihr sollt nicht nur diese Summe und die silberne Kanne mit dem Golde, sondern auch das Gut Rosendore und ebenso Euern Adel zurückhalten.“ Adolf nahm endlich alles mit gerührtem Dank gegen Gott an; nur von der Zurücknahme der 60,000 Gulden wollte er nichts hören. Als ihn der Fürst nicht zur Annahme derselben bewegen konnte, dankte er ihm dafür als für ein Geschenk.

Adolf hatte nun den Gipfel des Glücks wieder erstiegen, von dem seine Vorfahren herabgestürzt worden waren. Aber er behielt den frommen, demüthigen Sinn auch in seiner neuen, glücklichen Lage, war ein Wohltäter der Armen und zeigte sich nebst seiner Gattin des ihm wiederfahrenen Glückes würdig. Ja, die Wege der Vorsehung sind wunderbar!

## Blumen.

Von J. J.



Mit Rücksicht auf die prächtige Pflanzenwelt, das Werk des dritten Schöpfungstages, muß man, wie überhaupt bei den Werken Gottes, mit Demuth und Bewunderung bekennen, daß keine menschliche Kunst im Stande ist, die Symmetrie, die Mannigfaltigkeit der Form und Pracht herzustellen, die jedes Auge in derselben wahrnimmt; ja, nicht einmal die Vollkommenheit begreifen kann, die sich in jedem einzelnen Theile darin kundgibt. Man müßte die ganze unendliche Ordnung der geschaffenen Dinge begreifen können, um einzusehen, wie entsprechend jedes einzelne Ding seinen Platz füllt und in Plan und Ausführung die höchste Schönheit entfaltet.

Insonderheit lächelt die Natur durch ihren Blumenreichtum uns so freundlich an. „Wir finden nichts,“ sagt ein gewisser Autor, „in den Gemälden oder Skulpturarbeiten der berühmtesten Künstler, was sich mit der

Pracht und vollkommenen Harmonie einer Blume vergleichen ließe. Die Blumen sind die stumme Musik der Natur, die verkörperten Harmonien, die von den Vögeln gesungen, von den Meereswellen gemurmelt, von dem Laub der Wälder gesäuelt und von den wogenden Kornfeldern geflüstert werden. Die süßen Melodien, welche in den Winden und Wellen Stimme und Ausdruck finden, werden in den sanften Blumen in Gestalten der Schönheit krystallisirt.“

Die Stimme der Natur, namentlich auch der schönen Pflanzenwelt, raucht selbst auch durch das Buch der göttlichen Offenbarung hindurch. Wenngleich die Bibel keineswegs mit der Absicht geschrieben wurde, uns irgend einen Theil der Naturwissenschaft zu lehren, enthält sie dennoch die Namen von

ehundert und sechsunddreißig verschiedenen Pflanzenarten. Es finden sich mehr als dreihundert Stellen in der hl. Schrift, in welchen die inspirirten Verfasser aus den Blumen des Feldes Lehren für die Menschen ziehen. Unser Herr selbst lenkte in einem der schönsten und feierlichsten Theile der Bergpredigt die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf das schöne Sinnbild des Vertrauens, das vor den Augen Aller blühte, als er sagte: „Schauet die Lilien auf dem Felde!“

Findest du zu irgend einer Zeit einen Menschen, der nicht auch zuweilen sich für Blumen interessieren kann, so hast du einen Menschen vor dir, der auch keinen Sinn für höhere Dinge hat. Oder meinst du, lieber Leser, das sei zu viel gesagt? Kaum wird wohl diese Behauptung in Abrede gestellt werden können. Daniel March, D. D., ein amerikanischer Autor sagt richtig hierüber: „Alle Guten und Reinen sind Liebhaber



Bignonia.

von Blumen. Alle Feinfühlenden und Frommen, deren Seelen von der ewigen Harmonie des Reiches Gottes erfüllt sind, fühlen, daß sie der Hand ihres Vaters nahe sind, wenn sie die Glorie betrachten, mit welcher er die Blumen auf dem Felde kleidet. Die Armen, die Niedrigen, die Ungebildeten schmücken ihre Hütten mit der Lieblichkeit und Schönheit, womit Gott die ärmsten Blümchen ausgestattet hat. Arbeitende Männer und Frauen, die den Bund des Friedens im Herzen hegen, obschon sie ihr Leben in engen Dachstuben oder geräuschvollen Fabriken verbringen, stellen einen Blumentopf in das Fenster und blicken mit Wonne auf die zarten Blüthen, als sähen sie in den schönen Farben Spuren des verlorenen, oder Verheißungen des wieder zu gewinnenden Paradieses.“



Ein schon betagter Bruder im Herrn sagte einmal zu mir, eine Anzahl Topfgewächse im Haus befunde auch gewöhnlich das Vorhandensein einer fleißigen, reinlichen und geschickten Haushälterin, die mehr als Blumenpflege im Hause zu führen ver-  
stehe. Und es fiel gar nicht schwer, dieses zu glauben.

Thieme sagt auch trefflich:

Wo im Fenster armer Leute  
Blumentöpfchen reichlich stehn,  
Mein' ich, wohnt in kleiner  
Hütte

Sinn fürs Schöne—reine Sitte.

„Es geziemt uns, die Lilie und jede andere Blume, selbst die bescheidenste, mit frommen Gefühlen zu betrachten, denn sie alle sind gleichsam Gedanken Gottes. Ihre Schönheit ist so gut ein Ausdruck des unendlichen Geistes, wie die heiligste Lehre im Buche der göttlichen Offenbarung. Die zweihunderttausend Blumengattungen, welche die Erde schmücken und ihre individuelle Natur von Jahrhundert zu Jahrhundert bewahren, wurden alle von der Hand Dessen geformt und gefärbt, der den Grund der Erde legte und das Firmament mit Sternen besäte.“ (D. March, D. D.)

Wenn Botaniker lediglich mit Absicht der Wissenschaft der Vergliederung der Pflanzen Vände füllen und Andere diese botanischen Abhandlungen begierig verschlingen können, warum kann nicht auch ein nachdenkendes, einfaches Gemüth beim Anblick und lieblichen Duft der Blumen sich ergözen, und warum nicht auch einen kleinen Beitrag dazu liefern, daß Andere in unserer nächsten Umgebung das-  
selbe thun können?

Im Frühjahr begrüßen wir Schneeglöckchen und Veilchen auf unserer heimatlichen Flur. Ihnen folgen Rosen und Bergfameinrich, dies unzertrennliche Geschwisterpaar. Der Alpenbewohner pflückt zur Liebesgabe Alpenrausch und Edelweiß vom Felsen des Hochgebirgs, der Franzose bezeichnet das Stiefmütterchen als Erinnerungsblume und Freundschaftsgabe. Der Orientale bietet Tulpe und Shazinthe, der Grieche Basilikum, und in der Anschauungsweise der Hindu spielen die Blumen eine so wichtige

Rolle, daß die Geschichte der Götter und Halbgötter selbst sich nicht selten unter Blumen völlig verliert. Chinesen und Japaner pflegen mit Vorliebe Chrysanthemum-Arten, Kamelien, Päonien und Lilien, dazu verwenden sie in origineller Weise besonderen Fleiß auf die Zucht von Zwerggewächsen. Auch sie knüpfen vielfach Göttersagen an Blumen.

Ein aufmerksamer Gang durch einen unserer wohlangelegten Gärten gleicht gegenwärtig einer botanischen Reise um die Welt, ja schon das Blumenbrett am Fenster des einfachen Bürgers bietet vielfache Anknüpfungspunkte zu einer solchen

Weltfahrt. So prangen neben den Mai-  
blumen, Leberblümchen, Schneeballen, Veilchen, Tulpen, Rosen u. mancherorts auch besondere Zierden, wie die Grandiflora, unter den Ractusarten, die man auch „Königin der Nacht“ zu nennen beliebt. Sie ist zwar verhältnismäßig noch ein Neuling in unsern Gärten. Die etwa ein Fuß lange und sechs bis sieben Zoll breite Blume ist eine Pracht. Ein angenehmer Vanilladuft geht von derselben aus:

Die Kelchspitzen sind orangengelb, die Blumenblätter weiß und gefleckt. (Siehe Abbildung.)

Sobald er-  
blicken wir  
auch hin und

wieder die sogenannte Vignonia oder Trompeterblume, deren lange, brennend rothe und trompetenförmige Blüthen zu starken Büscheln vereinigt lustig vom Zweig herabhängen. (Siehe das Bild.) Diese Blume gehört einer zahlreichen Gattung: den Vignoniaceen an, von welchen mehrere Arten aus den Südstaaten, Mexiko, Peru und Westindien stammen. Die hier erwähnte Art ist eine Kletterpflanze, die sich als solche zur Verzierung von Portalen oder Sommerlauben eignet und auch noch besonders darum ein Gegenstand von großem Interesse ist, weil jene kleinen, allerliebsten Zaubergestalten, die Kolibris oder Schwirrvögelchen durch diese Blüthen angelockt werden, die man doch so selten zu sehen bekommt.

Nebst diesen Ausländern findet sich da und dort auch die sogenannte Eineraria, d. h. Aschenpflanze, so genannt, weil die

Blätter auf der Unterseite oft wie mit Asche bestreut erscheinen. Sie kommt in verschiedenen Arten vor und bilden dieselben meist angenehme Kräuter, oft von stattlichem Wuchs mit größeren Blumenscheiben. Diejenige aus den Kanarischen Inseln stammende Eineraria hat purpurrothe, und andere vom Kap, blaue Blüthen.



Stapella.





Königin der Nacht — *Grandiflora*.

Zur Geschichte vieler bekannten Blumenarten dürften vielleicht folgende kurzen Notizen nicht uninteressant sein. Da ist z. B. das allerliebste aber bescheidene wohlriechende Veilchen, das Bild der Demuth. Dasselbe galt den Griechen als Sinnbild des Wiederaufblühens der Erde, wegen seiner dunklen Farbe und seiner Neigung zur Erde, aber auch als Sinnbild des Todes. Einer alten Sage nach war es entstanden aus der Verwandlung einer Tochter des Atlas, die vor Apollon floh. Eine andere Mythie läßt es der Erde entsprossen, als Io von Jupiter in eine Kuh verwandelt wird. Schon Athen wird wegen der Menge von Veilchen, die man hier zog, die „Veilchenduftende“ genannt, und noch jetzt bedecken die bevorzugten Blumen in den Gärten ansehnliche Flächen. Die Türrinnen bereiten aus denselben eine sehr wohlriechende Confiture.

Die weiße Lilie, der Sage nach aus der Milch der Hera entstanden, war Sinnbild der Unschuld und Sittsamkeit bei den Griechen und Bild der Hoffnung bei den Römern. Der Gladiolus, den man gegenwärtig in so zahlreichen Spielarten zieht, stand als Todtenblume am Eingang in den Orkus. Mit seinen blühenden bekränzten sich die griechischen Mädchen beim Hochzeitsfest ihrer Gespielinnen, man pflanzte ihn aber auch auf die Gräber.

Die Tulpe ward zuerst in dem Garten des Kaufherrn Jucker in Augsburg 1550 gepflanzt. Sie war von ihm aus dem Orient eingeführt worden und ward allmählig so zur Mode und Lieblingsblume, daß gesuchte Spielarten mit unerhörten Preisen bezahlt wurden. Man erzählt, daß einst für eine Zwiebel der Tulpenpielart, die unter dem Namen „der Vicetönig“ bekannt

war, 30 Scheffel Weizen, 62 Malter Reis, 4 Mastochsen und 12 Schafe bezahlt wurden, und daß zum Besten des Waisenhauses in Alkmaar 120 Tulpenzwiebeln für die Summe von 100,000 Gulden verkauft wurden.

Die Hyazinthen, aus der Heimath der Tulpen stammend, wetteiferten mit derselben und noch jetzt werden ausgezeichnete Sorten mit ungeheuren Summen bezahlt.

Als jene Prachtlilie, auf welche Jesus seine Jünger hinwies, bezeichnet man die prächtig rothe chalcidonische Lilie. Die wohlriechende Resede scheint von Egypten aus in der Zeit von 1735—1742 nach Europa gebracht worden zu sein. Mehrere hübsche Glodenarten, sowie auch die oben genannte Cineraria kamen aus der Umgebung des Mittelmeeres und von den Kanarischen Inseln zu uns. Die Gebirge Kleinasien lieferten mehrere Alpenrosen, eine noch reichere Art derselben kam später vom Himalaja und von den Gebirgen der Sundainseln.

Die Südspitze Afrikas ward für die Gärtner eine wahre Goldgrube an zahlreichen schönen Blumen. Zu Hunderten zählen die Arten und Spielarten, die man von dorthier bezog. Als man das unentdeckte Amerika, nicht blos in Hinsicht seiner edlen Metalle, sondern auch seiner Vegetation zu erforschen anfang, fand man hier ein wahres Füllhorn köstlicher Blumen. Von hier aus verbreitete sich die Kultur der Georgine, Zinnie, Sammtblume, Flammenblume, die



Topfblumen.



Astern, Salbeiarten, sowie auch die großblumigen Magnolien u. s. w.

Schließlich sei hier noch diese merkwürdige Thatsache aus dem Leben der Blumen erwähnt. Es sind nemlich die verschiedenen Tageszeiten, in welchen sich die Blüthen der Gewächse öffnen. Manche Pflanzen öffnen ihre Blumen so regelmäßig zu bestimmten Tagesstunden und schließen sie wieder zu ebenso bestimmten Zeiten, daß man durch eine Zusammenstellung geeigneter Arten sich eine förmliche Blumenuhr verschaffen könnte. Es sind zu diesem Behufe verschiedene Gewächse vorgeschlagen worden. Nachstehend findet der Leser eine solche Zusammenstellung von Professor Seubert:

„Schon früh zwischen 3—5 Uhr blüht der Wiesenbocksbart, um 4 Uhr folgen die blaue Cichorie und die Tagblume. Nach 5 öffnen Löwenzahn und Jaunwinde ihre Blumen, nach 6 die Ackerjacobdistel. Um 7 erblühen der Gartensalat und die weiße Seerose, während um 8 bereits sich der Löwenzahn wieder schließt. Nach 8 blüht der Ackergauchheil, zwischen 9 und 10 die Ringelblume. Um dieselbe Zeit schließen sich die Blüthen des Salats wieder. Zwischen 10 und 11 öffnen sich die Blumen der gelben Tagblume, zwischen 11 und 12 diejenigen der Pfauensilbe. Zur Mittagszeit schließen sich Cichorie und Ackerjacobdistel. Nachmittags gegen 2 Uhr schließen sich die

Blumen des Mauerhabichtskrautes, nach 3 diejenigen des Gauchheil und der Ringelblume, nach 4 die der weißen Teichrose. Von 5 Uhr an beginnen die Gartenjalappe und der trauernde Kranichschnabel zu erblühen, zwischen 6 und 7 die sogenannte ‚Königin der Nacht‘ (siehe oben), um 7 folgt endlich das nachtblühende Eisraut, während zu gleicher Stunde der Herbstlöwenzahn sich schließt, und endlich der erwähnte großblüthige Kaktus Grandiflora, ‚Königin der Nacht‘, durch das Zusammeneigen seiner Blätter die Mitternachtsstunde bezeichnet.“

Wollt man durch eine einzige Pflanze bis auf einen gewissen Grad die Uhr bei Tage vertreten lassen, so dürfte keine geeigneter dazu sein, als die in Ostindien einheimische ‚Veränderliche Stundenblume.“ Dieselbe hat am Morgen beim Aufblühen weiße Blumen, sie beginnen sich zu färben, je mehr sie sich öffnen und das Tageslicht auf sie einwirkt, so daß sie zu Mittag rosenroth erscheinen. Die Steigerung geht während des Nachmittags fort und Abends beim Verblühen haben sie fast das Purpur erreicht.

Das so oft auf einander folgende Sichöffnen und Wiederschließen, sowie das Welken und Verschwinden der lieblichen Blumen, ist auch eine immerwährende Predigt über Jes. 40, 6—8. und 1. Petri 1, 24.

## Christliche Erziehung nach Leib und Geist. \*

Von J. J. Escher.

**E**rziehung oder Auferziehung ist die leibliche und geistliche Entwicklung des Menschen zur Förderung seines Wohlergehens und zur rechten Erfüllung seiner Bestimmung. Die Erziehung soll das, was im Menschen ist, durch naturgemäße Entwicklung zu Tage fördern und sodann zur Reife bringen. Sie hat ihren rechten, d. h. naturgemäßen Anfang am Beginn des Daseins; sie hört auf in der Vollendung, nemlich wann wir werden dem ewigen absoluten Ur- und Musterbild gleich sein, und ihn, wie er ist, und damit alles Wissensmögliche sehen und mit ihm auf seinem Thron sitzen werden. Da und dann wird die rechte Erziehung volendet sein.

„Die Erziehung ist ein Werk des Menschen und das zwar in doppeltem Sinne: erst der eigenen Natur, da diese zur Entfaltung der schlummernden Naturanlagen anregt; dann ein Werk anderer Menschen, da diese zur Thätigkeit anleiten und treiben. Sie kann auch unwillkürlich und absichtlos genannt werden, wenn entweder der Nachahmungstrieb zur Aneignung dieser oder jener Fertigkeiten Veranlassung wird, oder wenn Andere, durch die Neigung sich mitzutheilen, das Ihrige zur Entwicklung beitragen. Absichtlich wird die Erziehung, wenn das Weiterbringen nach klar gedachtem Plan und Regeln vorgenommen wird. Das Letztere nur ist die eigentliche Erziehung.“

Sonach kommen bei der Erziehung drei Punkte in Betracht: 1. Der Mensch; 2. Seine Bestimmung; 3. Das Mittel in seiner Mannigfaltigkeit, den Menschen zu seiner Bestimmung hinzuleiten. Im ersten dieser drei Punkte liegt schon der letzte

klar angedeutet, und der zweite mit dem ersten zusammen, stellen den letzten in seinem Wesen und seinen Beziehungen in das rechte Licht, zeigen, wie die Erziehung beschaffen sein und ausgeführt werden muß, um ihrem Endzweck zu entsprechen.

Also 1. Der Mensch. „Das deutsche Wort Mensch soll von dem Indischen manu, manusa, von man=denken abstammen. Mensch meint also Denkwesen. Damit ist die geistige Seite des Menschen bezeichnet. Das griechische Wort, das einen Emporschauenden bedeutet, bezeichnet die über das Thier erhabene Aeußerlichkeit des Menschen. In der hebräischen Sprache deutet das entsprechende Wort adam, von adamah=Erde, auf die irdische Seite seines Ursprungs und Bestandes hin. Hiernach ist der Mensch ein Erdenwesen und Erdenbürger, aber ein nach dem Bild Gottes Geschaffener und zum Himmel Berufener. Er gehört zwei Welten an, der Geist- und der Körperwelt, ist der Schlüßstein und die Krone der Schöpfung und hat die Bestimmung ein Erstling der Creatur Gottes zu werden.“—Fronmiller.

Andere Creaturen ließ Gott werden, den Menschen schuf er in seinem Bild und nach seinem Gleichniß und hauchte ihm aus sich selbst das Leben, den Geist ein, und also ward der Mensch eine lebendige Seele. Mit dem Leben theilte Gott dem Menschen seine eigenen göttlichen Wesensanlagen und Lebensseigenschaften mit. Auf ihn verwendete also Gott in der Schöpfung seine höchste Weisheit, Macht und Liebe, stellte ihn als Mittel- und Bindeglied dar zwischen Materie und Geist, Zeit und Ewigkeit, der Creatur und der Gottheit. Ihm zu gut schuf Gott die Welt und stellte sie unter seine Herrschaft; mit ihm ist sie gefallen, mit ihm soll und wird sie wieder hergestellt werden. Ihm hat Gott alle Schätze Himmels und der Erde zur Verfügung gestellt; er soll in des Höch-

\*) Vortrag, gehalten bei der Eröffnung der vereinigten Sonntagsschul-Convention der N. Y.- und Canada Conferenzen zu Buffalo am 27. September.—Edr.

sten Gemeinschaft stehen, ein Tempel Gottes, ein Kind Gottes, ein Bruder Jesu Christi, Erbe Gottes und Miterbe seines eingebornen Sohnes sein. Er ist göttlichen Geschlechts. Der Abfall hat ihn zwar tief herunter gebracht; immerhin aber ist er noch Mensch; und Gottes Gaben und Berufungen mögen ihn nicht gereuen.

Aber Gott theilt seine Gaben auch nicht zwecklos aus, vielmehr legt er in dieselben schon das ganze Wesen der vollständig entfalteten Vollendung. Der Kern trägt den Baum in sich nach der Beschaffenheit des Baumes von welchem der Kern her ist. Der Mensch bringt mit ins Dasein was ihn befähigt, Gott selbst gleich zu werden. Er soll naturgemäß sich zu Gott, seinem Ursprung, wieder erheben. Die Erziehung soll ihn an der Hand dahin leiten.

2. Damit ist denn nun schon die Bestimmung des Menschen, mithin auch der Endzweck seines Daseins klar angedeutet. Das Nähere darüber ergibt sich aus seinen Naturanlagen oder auch Bedürfnissen; dann aus der Welt, in der er lebt, und die ihn umgibt, und aus der Offenbarung Gottes, die uns noch eine andere Welt für den Menschen über dieser erschließt und beleuchtet.

Unsere Anlagen tragen das Bedürfnis der Entfaltung, der Erweiterung des Höherkommens in sich; die Wiege, die Krippe des eigenen Naturwesens ist ihnen zu enge, und je mehr sie sich entfalten, je enger wird ihnen diese Wiege. Das Auge möchte gerne weiter sehen, als es sieht, das Ohr weiter hören als es hört, und der Verstand und die Vernunft, wenn sie sich mit ihrer verhältnismäßigen Kenntnissreise und Urtheilskraftigkeit Erd und Sphären familiär gemacht haben, dann erst geht es ihrem Träger, dem Geist, wie's einst dem größten der Apostel mit seinem Evangelium ging; er brennt erst recht nach dem Jenseits, um auch dort zu wandeln und Bürger anderer Regionen zu werden; und wie es dem jugendlichen Thronerben ging, der über seines Vaters Kriegs- und Staatsglück weinte, weil dadurch der Vater ihm nichts zu erobern übrig ließ, und als er dann später in seinem Siegeslauf mit seinen Scharen an den Enden der Erde angekommen war, wünschte, auch den Mond in seiner Herrschaft Gebiet einzuverleiben.

Und dann ist der Mensch angelegt, ist ihm Naturnothwendigkeit, zu glauben, zu lieben und zu hoffen. Ohne Glauben, der immer in das Unerreichte eindringt, kein Fortschritt. Ohne Liebe wäre der Mensch ein störendes Ünding; ohne Hoffnung wäre er ein Verlorener. Je stärker der Glaube, je brennender die Liebe, je lebendiger und gewisser die Hoffnung: desto reicher die Lebenserfahrung und der Lebensgenuß und desto größer das Leistungsvermögen; ohne diese drei ist Erstarrung und Tod.

Aber der Glaube will stets höher steigen und weiter fahren und ringt mit zunehmender Willenskraft nach seinem Ziele hin, und das erreichte Ziel ist ihm jedesmal wieder Ausgangspunkt für weiteres Streben und höhere Ziele. Hat er, wie Isevre einst, den geanteten Planeten erstiegen, so will er nun auch den Meister dieser neuen Welt kennen lernen und steigt hinauf zu ihrem Gott. Die Liebe will das erkannte Edelste und Beste erst in sich, in ihren Lebensgrund und Tempel aufnehmen und dann das Ihrige im Sein und Werden und Leisten auf den Altar legen für ihre Gegenstände; nur das absolut Gute befriedigt sie völlig, und das ist Gott und das Sein, wie Er ist. Die Hoffnung hungert und dürstet und ist auch all die Weile, und sie sehnt sich nach der Heimath süßen Stille bei dem Vollender in der Vollendung im Vollendesein,

wo sie alles Hoffensmögliche hat und — ruht. So hat uns der Schöpfer gemacht. Und dieser Beschaffenheit des Menschen hat der Schöpfer die Welt, in der er wohnt, und die ihn in näherer oder entfernterer Umgebung umgrenzt, völlig angepaßt mit der Menge, Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit dem verhältnismäßig unerforschlichen Reichthum ihrer Gegenstände, welche alle auf irgend eine entweder jetzt schon erkannte oder noch unerkannte Weise um des Menschen willen und für ihn vorhanden sind. Die Welt nun, die schöne Welt Gottes mit ihrem göttlichen Reichthum ist ein Acker zum bearbeiten, besäen, ernten, genießen, ganz wie er dem Menschen mit seinen beides der Gottheit und der Welt verwandten Anlagen angepaßt ist.

Aber das Genauere, ich will sagen Bestimmtes über Aufgabe und Bestimmung des Menschen finden wir am Ende doch nur in Gottes Wort, das uns in jeglichem Sinne zum rechten Lebensverhalten und zur Seligkeit unterweist. Gottes Wort ist die rechte Lehre. Und da ist tonangebender Text des Ganzen das, was Gott am Anfang dem Menschen als nächstliegende Aufgabe anwies, da er ihn nemlich in den Garten Eden setzte, daß er ihn bauete und bewahrte, mithin erweiterte, bis er das Angesicht der Erde bedeckte. Dazu sollte er über alles Trübische herrschen. Mit dem fast unermeßlichen Inhalt und der Bedeutung dieser göttlichen Verordnung ist, subjektiv und objektiv, die Aufgabe des Menschen als eine an die Gottheit hingrenzende Lebens- oder Erziehungsthätigkeit bezeichnet. Gott ist Urbild des Ganzen; der Mensch in dem Bild und Gleichniß Gottes erschaffen, der Offenbarer Gottes, sein Stellvertreter und Sachwalter, durch den der Rathschluß Gottes hinsichtlich der Creatur ausgeführt werden soll. An der Spitze der Menschheit stand von uran und steht jetzt und ewig der Gottmensch.

Aber durch seinen Abfall von Gott hat der Mensch seine Oberherrlichkeit und Herrschaft über die Welt eingebüßt, und ist der Teufel Fürst dieser Welt geworden. Ihm die Herrschaft wieder abzurufen und seine Werke zu zerstören, ist der Sohn Gottes, der Erstgeborne vor aller Creatur, gekommen in die Welt — gekommen, um Alles neu zu machen, um alle Dinge, beides das im Himmel und auf Erden ist, unter ihn selbst als das Haupt über Alles zu verfassen," d. h. zusammenzuziehen und in Harmonie zu stellen, den ewigen Gedanken Gottes hinsichtlich der Welt durch die Erlösung auszuführen. Denn Gott läßt nichts, das sein Alles umfassender ewiger Gedanke einschließt, unvollendet.

Beziehen wir nun dieses auf den Menschen, so gibt uns das Wort Gottes diesbezüglich folgende allumfassende Erklärung: Und zu erleuchten Jedermann, welche da sei die Anstalt des Geheimnisses, das von der Welt her in Gott verborgen gewesen ist, der alle Dinge geschaffen hat durch Jesum Christum, welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborne vor aller Creatur . . . den wir verkündigen, und vermahnen alle Menschen, und lehren alle Menschen, mit aller Weisheit, auf daß wir darstellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo Jesu. Damit ist Gott, als Urbild, Jesus Christus als Musterbild, dem Plan, Wert und Endziel der christlichen Erziehung des Menschen vom heil. Geist selbst hingezeichnet. Wahr, diese Schrift bezieht sich zumeist auf die geistliche und sittliche Erziehung des Menschen; aber diese beiden schließen auch, in Maßen wenigstens, die physische und intellektuelle mit ein; ebenso aber auch die himmlische Vollendung. Denn es ist mit diesem Allem, wenn es sich gleich schon auf Erden an uns verwirklicht, doch noch nicht erschienen,



was wir sein werden, wir wissen aber, wann er erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist. Wo er ist, da sollen wir auch sein, so müssen wir denn auch sein wo er ist, anders könnten wir nicht sein, wo er ist, nemlich in seiner eigenen ewigen Herrlichkeit. Sogar dieser Leib unsrer Erniedrigung soll verklärt und seinem verklärten Leibe ähnlich gemacht werden, und wir sollen mit ihm sitzen auf seinem Stuhl, gleichwie er in seiner Vollendung sich gesetzt hat mit seinem Vater auf seinen Stuhl.

Damit sind wir an dem Ziel unsrer Bestimmung, der Vollendung in der ewigen Herrlichkeit Gottes, dem Vollendesein in Gottgleichheit angelangt. Zu diesem Ziele soll die christliche Erziehung der von Gott herkommenden und im Bild und Gleichniß Gottes erschaffenen Menschen hinführen. Der Folgename erreicht es.

Die Erziehung muß, wenn sie recht sein soll, nach einem Plan, der den Menschen und seine Bestimmung gleich fest ins Auge faßt, ausgeführt werden. Wir haben beide: den Menschen und seine Bestimmung vorgestellt. Also zunächst ein Wort über die leibliche Erziehung des Menschen, das ist die naturgemäße Ausbildung seines Körpers, welche, wenn die geistige Ausbildung von statten gehen soll, nicht nur Hand in Hand mit derselben, sondern ihr vorangehen muß. Nur in einem gesunden Körper kann eine recht gesunde, vermögende Seele wohnen. Die Erziehung hat es nicht nur zu thun mit der Beseitigung aller Hindernisse, welche die Ausbildung des Körpers hemmen, sondern auch mit der Beförderung alles dessen, was die Verrichtungen in Wirksamkeit setzen und zu einem harmonisierenden Ganzen zu machen vermag. Sie muß, wenn sie ihren Zweck recht erreichen will, schon auf die Bildung des werdenden Menschen Rücksicht nehmen, damit das neue Geschöpf nicht in der Entstehung verkümmere. Dann müssen alle Theile der sinnlichen Natur, Veränderungen des physischen Zustandes, wie sie mit zunehmenden Jahren eintreten, Hemmnisse der Entwicklung, individuelle Leibesbeschaffenheit, klimatische Zustände und noch anderes mehr genau berücksichtigt und mit Sorgfalt eine gleichmäßige Ausbildung aller körperlichen Anlagen und Thätigkeiten angestrebt werden. Die rechte körperliche Erziehung des Kindes und des Menschen überhaupt erscheint vor allem eine gute Kenntniß der Natur des Kindes oder des Menschen. Als Hauptpunkte einer zweckmäßigen körperlichen Erziehung sind zu nennen: Gesunde Nahrung, reine Luft, reine und entsprechende Kleidung, reinliche Heimath, Schutz vor und Angewöhnung an äußerliche Einflüsse, schöne Ordnung in allem, Mäßigkeit, ein züchtiges, reines Leben, fröhliches, heiteres Wesen in der Furcht Gottes und in Gottseligkeit, Fleiß in nützlicher Beschäftigung. Man bedenke bei der Behandlung des Leibes, daß er auch „theuer erkauft“ ist, und zwar um Christi Glied und ein Tempel Gottes zu sein, Gott zu verherrlichen und dereinst dem verklärten Leib des Herrn und Heilandes Jesu Christi ähnlich zu sein. Die geistliche oder religiöse Erziehung soll Hand in Hand mit der physischen von statten gehn. Es kann auch damit nicht zu früh begonnen werden. Mittel derselben sind: Zustand und Einfluß der Eltern oder Erzieher, Gebet, Unterricht. „Ich weiß, Abraham wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten und thun, was recht und gut ist.“ Und zu Timotheus spricht der Apostel: „Weil du von Kind auf die heil. Schrift weisest, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit.“ Dem Unterricht an Bedeutung gleich steht die rechte Zucht; die Zucht in Ernst und Wahrheit und Liebe; die Zucht, die selten nach der Ruthe zu

greifen nöthig hat, und die gleichzeitig Ehrfurcht und Hochachtung und Zuneigung einflößt, da der Vater wahrhaft als Vater erscheint und ehrfurchtsvoll geliebt wird, und die Mutter im Grund der Wahrheit ist, was dieses zweitzuletztste Wort unserer Sprache, aller Sprachen, ausspricht — eine Mutter.

Es ist entschieden nicht nöthig, daß Kinder erst in Sünden gerathen, ehe sie zur erfahrungsmäßigen Gewißheit der Kinderschaft Gottes kommen können. Man lehre die Kinder christliche Grundsätze: Gottesfurcht, die der Weisheit Anfang ist; Wahrhaftigkeit, ohne welche alles Unflath ist; Redlichkeit und Aufrichtigkeit, die Jeden, der sie hat, adeln; Rechtschaffenheit, Treue und genaue Gewissenhaftigkeit. Das sind die sieben Pfeiler des Hauses der Weisheit — eines Charakters, der seine Besitzer vor Menschen und Engeln und vor der Gottheit adelt. Lehrt sie Bescheidenheit, Ehrerbietigkeit, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Barmherzigsein. Malt ihnen Christus als Vorbild vor.

Ein Mensch kann nicht besser sein in seinem Verhalten, als er in seiner Gesinnung ist. Er kann nicht besser leben, als er in seinem innern Wesen ist. Daher ist und bleibt es Hauptsache der Erziehung, den Menschen zu der Erfahrung des Gnadewerts des heil. Geistes, das ihn zu einer neuen Creatur in Christo Jesu macht, hinzuleiten. Durch göttliche Erneuerung zur Lebensheiligkeit, damit zur rechten Berufstüchtigkeit, zum Glück, zum Himmel. Denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat Verheißung für dieses und das zukünftige Leben. Die sittliche Erziehung ist mit der religiösen so identisch, daß eine besondere Bemerkung über dieselbe als überflüssig erscheinen muß. Ohne wahre Sittlichkeit keine wahre Frömmigkeit, kein reiner Gottesdienst. Unsere Vorzüge als Mensch stehen unserer sittlichen Reinheit gleich. Sie wurzelt in unserer Gemeinschaft durch Christus mit Gott. Jesus Christus ist der Weinstock, wir sind die Aeste; und unser Fruchtbringen kommt von ihm, und das Maß desselben ist durch unsere persönliche Reinheit bedingt. Joh. 15.

Die geistige Erziehung, nemlich die Entwicklung des vernünftigen Verstandes, dieser edeln Gottesgabe, ohne welche wir ja nicht Menschen, sondern Thiere wären, ist nicht minder wichtig als die physische und religiöse, sollte deßhalb mit gleicher Vorsicht, Umsicht und Treue ausgeführt werden. Der irdische Leib ist Haus und Werkzeug; der Geist mit seinem Gefühlvermögen, seiner Willenskraft und seinem Verstandesadel, ist Bewohner dieses Hauses und Bürger einer höhern Welt, zu welcher hin er seine irdische Hülle trägt. Denn jedes Ding und Wesen kehrt naturgemäß zu seinem Ursprung zurück. Gott ist unsers Geistes Ursprung, er der Geist ist göttlich, er soll den irdischen Körper mit seinen irdischen Anlagen beherrschen, geistlich, göttlich und ewig machen; das kann er nur mit Hülfe des Geistes Gottes.

Die von Gott selbst verordnete und eingesetzte Erziehungsanstalt ist die Familie. Soll sie aber ihrem Zweck recht entsprechen, so muß sie göttlich sein. Vater und Mutter sind an Gottes Statt. An ihnen und in ihnen sollen die Kinder das sehen und haben, was sie selber werden und sein, glauben und hoffen, lieben und thun sollen. Die Ordnung des Hauses soll die Ordnung Gottes sein, sowie das Wort Gottes in seinen Geboten und Vorschriften diese Ordnung lehrt. Diese Ordnung soll den Kindern durch das eben so ersichtlichere als lieblich-schöne Beispiel der Eltern in ihrem göttlichen Werth und Reiz vorgelebt, heilig, köstlich im Lebensbild des eigenen Vaters und der eigenen Mutter ins Herz eingepflanzt werden. Diese Ordnung ist des Hauses rechte Zierde und Ehre, tausend-

mal schöner und köstlicher als Mahogany und Rosewood, als Gold und viel feines Gold. Sie macht die Hütte zur süßen Heimstätte; ohne sie ist der Palast nur ein Stall. Die Familie kann nicht ersetzt werden, sie aber kann, wenn es sein muß, alles Andere ersetzen. Aber Gott hat auch seine Familie, die Kirche. In ihr hat die christliche Familie ihre Heimath, da gehören auch die Kinder hin, die Kleinen und die Großen, alle. Unsere Kinder sind keine Heiden und keine Türken und im religiösen Sinn keine Juden, sie sind auch kein Neutrum in der Creatur Gottes, sie gehören Christum an, und sie sind Christen im kirchlichen Sinne, so bald sie die heilige Taufe empfangen haben, und unsere Kinder, unsere Kinder alle sollen das sein; ihr Dasein, ihr christliches Dasein soll unsere Freude und Krone, ein Ruhm des Namens Jesu, eine Verherrlichung Gottes und in diesem allem ein Muster des Lebens sein. Aber sollen unsere Kinder nur so überhaupt der Kirche angehören? Sollen sie nicht auch speciell unserer Kirche angehören? Sollen sie nicht auch als Glieder ins Kirchenbuch eingeschrieben werden? Sollen sie nicht Glieder der Ev. Gemeinschaft sein? Warum nicht? Warum denn nicht? Wenn ich eine Gemeinde oder ein Arbeitsfeld bedienen dürfte, so würde ich ein Buch halten, dessen Blätter zwei Seiten haben, auf die eine Seite würde ich die großen (mündigen) Glieder, auf die andere die kleinen (unmündigen) Glieder einschreiben, und sobald die kleinen groß genug wären und den Beweis ablegten, daß sie Jesu Christi wahre Nachfolger zu sein sich mit ganzem Ernst bemühen, so würde ich sie zu den großen Gliedern schreiben. Das würde ich im Namen Gottes thun, wenn ich meine Herzensüberzeugung ausführen dürfte. Meine Kinder gehörten der Ev. Gemeinschaft an seit sie ein Dasein haben. Bischof Seybert, unser unbergesslicher Seybert, taufte sie alle, die noch leben. Ich selbst ward ein Glied der Ev. Gemeinschaft, ehe ich recht wußte Gutes und Böses zu unterscheiden, und wie herzlich froh war ich als ich später erfuhr, daß ich ein Glied sei. Ich wurde nemlich aufgenommen, d. h. als Glied eingeschrieben, ohne daß ich's wußte. Wir wollen unsere Kinder einst im Himmel bei uns haben — alle — soll ihrer keines fehlen. Die Kirche und der Himmel gehören zusammen, so wollen wir sie auch in der Kirche bei uns haben, und sie wollen auch bei uns sein. Aber auch die Schule, vorzugsweise die Sonntagsschule gehört in die Kirche, ist ein Theil der Kirche so wohl als es der öffentliche Gottesdienst ist. Ihre Entstehung ist von der Kirche her, ihr beider Werk und Endzweck desselben sind identisch. Die Kirche unterhält sie auch. Sie soll sie denn auch regieren, d. h. ihre Verwaltung besorgen und das zwar auch nach der Ordnung Gottes und den von der Kirche getroffenen Einrichtungen. So will es auch jeder treue Sohn und jede ergebene Tochter der Kirche haben.

So müssen aber auch die Beamten und alle Arbeiter in der Sonntagsschule — wollen sie ihr Werk getreu versehen — fromm sein und voll Glaubens und heil. Geistes. Ihr Werk, das sie an Menschen verrichten, ist ein göttliches, sie müssen selbst „Gottesmenschen“ sein und mit Gott zu Werk gehen, wenn sie ihr Amt redlich ausrichten wollen. Wahr, die Sonntagsschule soll sich auch der leiblichen und intellektuellen Erziehung ihrer Schüler, doch mehr eigentlich der sittlichen und religiösen widmen. Sie soll und will den Menschen für diese Welt und die zukünftige, für dieses Leben und das ewige recht anleiten und zubereiten. Das ist ihre hohe Aufgabe, Zweck und Ziel ihres Bestandes und Wirkens. Hat die Kirche eine höhere Aufgabe? Wohl kaum. So denn hat man ebensowohl für die Sonntagsschule wie für die Kirche Arbeiter nöthig, die selbst das sind, was die Schüler werden sollen; die den lebendigen Glauben an Jesum Christum im Herzen tragen und im Leben thätig ausüben. Unbekehrte Sonntagsschul-Arbeiter und die nicht durch den heil. Geist für ihren Dienst geweiht sind, können ihr Werk nur halb ausführen. Das Werk der Sonntagsschule ist das Werk der Kirche, das Werk des Erlösers, Gottes Werk. Je größer die Zahl, die wir mit demselben berühren können, je besser; immerhin ist es von weit größerer Wichtigkeit, daß die rechte Ausführung des Werkes beharrlich angestrebt werde, als daß man durch besondere Reizmittel nur eine große Menge anzuziehen suche. Man mache sie anziehend durch den Reiz wirksamer Gottseligkeit. Gehört aber die Sonntagsschule der Kirche an, so soll die Kirche sie auch pflegen mit Theilnahme im Herzen, mit Bewohnen, Mithülfe und Gebet. Andere Erziehungsanstalten und Erziehungsmittel müssen des Raumes wegen unerwähnt bleiben.

Die Erziehung nach christlichen Grundsätzen ist das lieblichste, schönste, lohnendste Werk des Menschen, die seligste Beschäftigung, der sich der Edelste widmen kann, ist das höchste Werk selbst der Gottheit; denn was ist Gottes walten, was die Erlösung durch Jesum Christum anders, als die Erziehung der Wesen, die Gott bereitet hat, zu ihrer gottgewollten Vollenbung, zu seiner Herrlichkeit.

Wie freut sich der Ackermann der reichen Ernte seines mit großer Mühe bereiteten Feldes! Wie der Gewerbsmann des gewünschten Erfolgs seiner Mühe! Der gelehrte Forscher seiner Entdeckungen! Der Prediger, der nun in einer gottgeweihten Gemeinde die Frucht seiner Thränenfaat vor sich heben sieht, wie der Libanon mit seinen Cedern bebt! Aber wer will die Empfindungen der Eltern wohlzogener Kinder beschreiben, wenn nun die Kinder nützliche, glückliche Erdenbürger sind, tausendmal aber mehr noch, wann sie einst selige Himmelserben werden geworden sein, und die Eltern werden sagen können: Siehe hier sind wir und alle unsere Kinder.

## Der letzte Mal.

(Von J. O. Hansen.)

**D**ort bläst Einer!“ schrie der Ausguckmann im Marzen, durch das Fernglas nach Süden starrend. „Wo?“ Klang es vom Deck herauf. „Vorwärts! Zwei Meilen von hier! Hallo, dort ist noch Einer! Und noch zwei... drei... vier!... Ein ganzes Rudel Pottfische!“ „Einen einzigen tüchtigen Burschen nur können wir noch brauchen, dann haben wir volle Ladung und segeln heimwärts! Macht die

Boote fertig! Hallo, wo ist Mr. Wilson?“ „Hier, Sir.“ „Wie steht's mit Eurem Arme heute Morgen?“ „Nicht besonders. Es würde mir sauer werden, eine Harpune zu werfen.“ „So übernehme ich selber das Kommando des ersten Bootes. Euch bleibt unterdessen das Schiff anvertraut.“ „Sehr wohl, Capitän.“ „Vorwärts! Hurtig! Tummelt Euch, Leute!“ „Ahoi, ahoi!“... Diese Scene lärmender



Geschäftigkeit ereignete sich auf dem stattlichen Walfischfahrer „Esseg“ am 13. November 1820. Das Schiff kreuzte im stillen Ocean unter dem 40. Grade südlicher Breite, ungefähr inmitten der unermeßlichen Wasserwüste, die sich ausdehnt zwischen der Südspitze Amerika's und dem Neuseeland-Archipel. Der „Esseg“ gehörte nach Nantucket zu Hause, jener sturmgepeitschten Insel an der Küste von Massachusetts, von wo alljährlich seit länger als einem Jahrhundert die kühnsten und geschicktesten Walfischjäger ausziehen.

Capitän des Fahrzeuges war John Pollard, ein widerfester Seemann, ergraut bei dem gefährlichen Geschäfte des Pottfischfanges, welchen er seit dreißig Jahren betrieb, und zwar bisher stets mit dem glücklichsten Erfolge. Diese Fahrt sollte seine letzte sein. Er hatte ja genug erspart, um sich und seiner Familie eine gemächliche Existenz zu sichern. Nur der

von ferne der Jagd. Der inbalide Harpunier stand auf dem Deck und hielt mit dem Fernrohr Ausschau nach den Booten. Die anderen auf dem Schiffe Zurückgebliebenen, nemlich der Koch, der Zimmermann, der Böttcher und ein alter Matrose, standen in einiger Entfernung plaudernd beieinander. Ein anderer Matrose befand sich am Steuer.

„Ich sage, es gibt heute irgend ein Unglück,“ brummte der alte Matrose. „Warum denn?“ fragte der Zimmermann. „Weshalb krächzest du Unheil, wie der Sturmvogel in der Nacht vor einem Orkan?“ „Erstlich haben wir heute Freitag.“ „Das ist richtig nach unserem Schiffskalender. Zu Hause aber, auf der anderen Seite von der Erdkugel, haben wir erst Donnerstag.“ „Das ist nicht wahr,“ bemerkte der Böttcher. „Die Rechnung ist nicht richtig. Für die Leute auf der anderen Seite ist es jetzt bereits Sonnabend.“ „Auf



letzte Pottfisch war noch zu fangen, abzuspecken und auszukochen, dann war die Ladung komplet und er konnte der Südee für immer Lebenswohl sagen.

Sein erster Harpunier hatte sich eine schlimme Verletzung am rechten Arme zugezogen, deshalb übernahm, wie wir oben sahen, der Capitän—der gewöhnlich sonst während der Jagd das Schiff nicht verläßt—diesmal persönlich das Kommando der Boote. „Ich will meinen letzten Pottfisch selber harpunieren,“ sagte er lächelnd zu dem Steuermann, als er in eines der zwei Boote sprang, welche man rasch hinabgelassen hatte. „Alles fertig?“ „Fertig!“ „Stoßt ab!“ Die langen Ruder tauchten ins Wasser und dann glitten die beiden Walfischboote über die in schäumenden Wellen sich kräuselnde Fluth nach südlicher Richtung, wo im Meere eine Herde von Pottwalen sich munter tummelte. Es wehte eine leichte Brise aus Osten. Das Schiff hatte einige Segel beigelegt und folgte

Nantucket noch nicht, wo unser Schiff beheimathet ist,“ sagte der alte Matrose. „Ich behaupte, daß es dort Freitag ist, wenn auch vielleicht schon Mittag, während wir hier erst in der Morgenstunde sind.“ „Es ist Alles egal, ob Donnerstag, Freitag oder Sonnabend!“ rief der Zimmermann. „Ich denke, es sind schon viele Pottfische an Freitagen harpunirt worden. Darauf hat noch niemals ein vernünftiger Capitän Rücksicht genommen. Und unser ‚Alter‘ ist ein wackerer Thran-schiffer, der das Geschäft versteht.“ „Er hätte es doch bedenken sollen. Denn daß wir heute Freitag haben, ist noch nicht Alles.“ „Wie, das ist noch nicht Alles?“ „Nein! Das Unglück will auch, daß wir heute den 13. November schreiben. Wenn aber der 13. auf einen Freitag fällt, so gibt das zuverlässig einen richtigen Unglückstag.“ „Vielleicht aber haben wir heute erst den 12.“ „Oder schon den 14.“ „Nein, nein, Kameraden!“ sagte der alte Matrose energisch. „Verlaßt



Euch darauf: heute, am Freitag den 13. November 1820, gibt es irgend ein großes Unheil! Das muß so kommen!" „Ich glaube, Bob S i m c o x hat Recht," seufzte der Koch Kleinlaut. „Heute Morgen brach auch die alte Bratpfanne ganz plötzlich entzwei, die doch bisher sieben Mal glücklich Cap Horn passirte." „Dummes Zeug!" rief Mr. Wilson, der Harpunierer und augenblickliche Schiffskommandeur, zu der Gruppe tretend. „Schwätzt doch keinen Unsinn, Ihr Leute! Marsch an die Arbeit! Bringt die Flaschenzüge und Ketten, die Speckhaken und Spatel in Ordnung, damit es nachher keinen Aufenthalt gibt. Koch, bring mir eine kleine Erfrischung!" „Sehr wohl, Sir!"

Der Koch ging in die Kambrüse, um das Verlangte zu holen, und die Anderen beschäftigten sich damit, alle Geräthe in Bereitschaft zu setzen, die zum Abspecken eines erlegten Pottfisches und zum Auskochen des Speckes gebraucht werden. Unterdes-

nichts davon zu bemerken schien. „Rubert zurüd!" Die Boote glitten zurück, indem man die an den Harpunen befestigten Taue ablaufen ließ. Etwa hundertundfünfzig Meter von dem Pottfisch hielten sie an. „Der alte Bursche nimmt es kaltblütig," bemerkte der Steuermann. „Ich glaube, wir können sogleich mit den Längen auf ihn eindringen und ihm den Garauß machen." „Nein, das wäre zu gefährlich," sagte der Capitän. „Warten wir ein Weilchen." Sie brauchten nicht lange zu warten. Kaum zwei Minuten später begann das Ungeheuer zu rasen und gewaltig mit dem breiten Schwanz das Wasser zu peitschen. Gleichzeitig geriethen die anderen Pottfische in wilde Unruhe und stoben nach allen Richtungen auseinander. „Sonderbar!" sagte der Capitän. „Die Thiere geberden sich ja auf einmal wie verrückt!" „Sie haben uns jetzt bemerkt und wittern die Gefahr." „Das mag wohl sein. Aber ich glaube, da ist noch etwas Anderes, was



sen waren die Boote auf dem Jagdrevier angelangt. Eine Herde von fünf Pottfischen tummelte sich dort, unter Anführung eines ungeheuren „Bullen“ von etwa achtzig Fuß Länge.

„Das ist ein tüchtiger Bursche, der da!" sagte der Steuermann. „Sollen wir uns den herausholen, Capitän?" „Ja, S t e p h e n s," versetzte Pollard in heiterer Aufregung. „Mein letzter Fisch soll mir Ehre machen. Rubert auf das Ungeheum zu!" In diesem Augenblick hob der Pottfisch seinen ungeheuren plumpen Kopf hoch aus dem Wasser und schien Unheil zu wittern. Aus seinem Spritzloch schleuderte er eine sprühende Fontaine in die Luft. „Vorwärts!" Der Capitän hob die Harpune, der zweite Harpunier in dem anderen Boote, welches seitwärts herankam, die seinige ebenfalls. „Achtung!" Aus einer Entfernung, die noch nicht einmal der Länge des gewaltigen Fisches gleichkam, wurden die Harpunen geschleudert und beide drangen tief in den speckigen Rücken des stumpfsinnigen Thieres, welches im ersten Augenblick gar

sie erschreckt. „Vielleicht ein Schwertfisch!" „Oder ein Hai!" „Aufgepaßt! Der Wal zieht an! Habt Acht auf das Tau!"

In der That raste das Ungeheuer jetzt davon, beide Boote, die nach dem technischen Ausdruck „fest am Fisch" waren, mit rasender Schnelligkeit hinter sich herziehend, daß der schäumende Gischt vorne am Bug hoch aufspritzte. Die Taue wurden fortwährend mit Wasser begossen, damit sie nicht durch die beim Abrollen entstehende Reibung sich entzündeten. Ein Matrose stand mit scharfem Beile dabei, um sofort das Tau zu kappen, falls irgend ein gefährlicher Umstand dies nöthig machte. Der „Esseg" befand sich etwa eine halbe Seemeile windwärts. Auch von dessen Bord aus beobachteten jetzt aufmerksame Augen mit regem Interesse die Jagd. Plötzlich sahen die Leute in dem Boote, sowohl wie die auf dem Schiffe etwas höchst Seltsames. Der ungeheure Fisch schnellte, wie in rasender Wuth oder vom höchsten Schmerz zu der Krafftan-



firengung angetrieben, seiner ganzen Länge nach sich aus dem Wasser, so daß für den Bruchtheil einer Sekunde sein Riesenkörper sich gänzlich in der Luft befand. Mit furchtbarem Getöse, das wie ferner Donner hallte, stürzte er wieder zurück in die Fluth, die an jener Stelle zu mächtigen Schaumwellen aufschwoll. Die erfahrenen Walfischjäger hatten schon früher solche Luftsprünge wüthender Pottwale gesehen. An und für sich war dies nicht so außerordentlich. Dennoch aber erscholl aus den Booten wie vom Schiffe ein Geschrei des Erstaunens und Schreckens. Die Leute hatten nemlich nicht nur den Wal gesehen, sondern auch einen anderen Fisch, der trotz seiner fünfzehn oder sechzehn Fuß Länge und entsprechender Dicke allerdings nur wie ein Zwergerl im Vergleich zu dem gewaltigen Pottfisch aussah, an dessen Kinnlade er sich festgebissen hatte. So war er mit dem Meerriesen in die Luft geschleudert und dann wieder mit ihm in die Fluth zurückgefallen. „Ein Tödter!

von sich zu stoßen. „Gott behüte uns vor dem Wagniß, uns in die Nähe eines so furchtbaren Kampfes zu begeben,“ sagte Capitän Pollard. „Uebrigens werden wir den Wal vielleicht doch noch bekommen, sobald der Tödter ihn den Garaus gemacht haben wird. Einstweilen laßt uns zum Schiff zurückkehren!“ Die Boote glitten dem „Esfer“ zu. Doch in Gottes Rath stand es geschrieben, daß keiner von den Bootsmannschaften jemals wieder die Planken des „Esfer“ betreten sollte. Denn der wüthende Pottwal hatte jetzt das große Schiff erblickt, und ob nun bewußt oder unbewußt, ob mit Ueberlegung oder instinktiv, er brausete durch die Fluthen darauf zu mit der Geschwindigkeit einer überheizten Lokomotive. Der kolossale Kopf des Thieres schmetterte mit jener Stelle, wo der Schwertfisch sich eingebissen, gewaltig gegen den Bug des Schiffes. Ein dumpfes Krachen erscholl... zugleich ein Jammergeschrei der Seeleute auf dem Schiffe und in den Booten...



ein Tödter!“ schrien die Walfischjäger. „Rappt die Taut!“ befahl der Capitän. Die scharfen Beile sausten nieder. Im nächsten Moment waren die Boote befreit von dem gewaltigen Schlepper.

Außer seinen menschlichen Feinden, die ihm begierig wegen seines werthvollen Thranes nachstiegen, hat der Pottwal des stillen Oceans mehrere furchtbare Ungeheuer der Tiefe zu Feinden, unter denen der Schwertfisch, von den Amerikanern „Killer,“ geheißt, obenan steht. Letzterer ist selber eine kleine Art von Wal, wunderbar stark und behend und mit einem fürchterlichen Gebiß ausgestattet. Er greift den Pottfisch in der Regel auf die Weise an, daß er sich an dessen Kinnlade festbeißt und so lange in den großen Gegner hineinfrißt, bis derselbe nach schrecklichen Qualen verendet. Wie die Walfischer behaupten, soll der Tödter meistens den Pottwal, also der Zwergerl den Riesensieger. Nur in seltenen Fällen vermag es der Letztere, seinen hartnäckigen Feind abzuschütteln und

Der „Esfer“ hatte einen solchen Stoß erhalten, daß von der Erschütterung die Leute auf dem Deck zu Boden stürzten. Zuerst erhob sich der Zimmermann. Schreckensbleich rannte er unter Deck, um nach dem Schaden zu sehen, denn der Vordertheil des Schiffes senkte sich bereits bedenklich. Nach einer Minute kam er zurück. „Keine Rettung!“ schrie er. „Das Wasser bringt ins Schiff durch ein Leck so groß wie ein Scheunenthor!“ „Herunter mit dem dritten Boot,“ befahl Wilson, der zurückgelassene Harpunier. „Surtig, Leute! Kein Lamentiren! Verliert die Besinnung nicht! Es geht ums Leben.“ Die Männer arbeiteten mit größter Schnelligkeit, jeder that sein Bestes. Endlich war das dritte Walfischboot ins Wasser gelassen. „Sollen wir etwas mitnehmen?“ fragte der Zimmermann. „Wir haben keine Zeit dazu!“ „Das Schiff sinkt! Das Schiff sinkt!“ „Rasch! rasch!“ Die Leute sprangen ins Boot, der Koch besaßen mit einem kleinen Sack voll Chilifartoffeln, den er noch aufgerafft hatte, zuletzt der Harpunier.



„Vorwärts! Legt Euch wacker in die Riemen!“ kommandirte der Letztere. „Hurtig! damit wir nicht in den Strudel des sinkenden „Esseg“ gerathen!“ Es war wirklich die höchste Zeit, dem Verderben zu entkommen. Das Schiff sank rapid; der Bug war bereits unter dem Wasser verschwunden und zehn Minuten nach dem Anprall versank es gänzlich. Es war nun keine Spur mehr davon zu erblicken. Während einiger Sekunden bildete die Fluth über der Unglücksstätte einen wilden Strudel, dann ebnete sich die See wieder. Alles war vorbei. Glücklicherweise hatte sich das dritte Walfischboot bereits außerhalb des Wellenbereichs des Strudels befunden. In der Nähe schwamm der Leichnam des Töbters mit zerstücktem Kopfe, die weißfarbige Bauchseite nach oben gekehrt. In der Ferne schnaubte der gewaltige Pottfisch durch das Wasser — es mochte ihm wohl der dicke Schädel von dem gewaltigen Stöße gegen das Schiff brummen; eine Blutspur hinter sich lassend, war er auf der Suche nach seinen entflohenen Genossen. Er hatte sich seiner Feinde mit einem Schlage entledigt, das Schiff der Walfäger und den Töbter zugleich vernichtet. Die drei Walfischboote stießen zu einander. Schweigend sahen die Männer sich an. Keiner sprach ein Wort. Capitän Pollard begrub das graue Haupt in seinen Händen; dem furchtbaren Unglück gegenüber, das so rasch, so unerwartet über ihn und seine Mannschaft hereingebrochen, war er eine Weile fassungslos. Sein „letzter Wal“ war ihm verhängnißvoll geworden. Die armen Seeleute befanden sich nach dem Verluste ihres Schiffes in einer entsetzlichen Lage, darüber konnten sie sich keiner Illusion hingeben. In drei schwachen Booten allein auf dem weiten Weltmeer! Mehr als tausend Seemeilen entfernt vom nächsten Festlande, mehr als deren siebenhundert entfernt von den nächsten Inseln der Südpole! Der Erste, welcher das Schweigen brach, war der alte Matrose Bob Simcox: „Ich sagte es ja, der 13. November und noch dazu ein Freitag würde ein Unglückstag sein. Gott helfe uns nun aus dieser Noth! Vielleicht sieht Keiner von uns je die Heimatküste wieder!“ „Das verhüte Gott!“ sagte der erste Steuermann ernst. „Wir wollen das Beste hoffen und männlich unsere Pflicht thun! Capitän, wohin sollen wir unseren Kurs richten?“ Pollard fuhr auf, sich ermannend und seiner Pflicht gedenkend. „Nach Nordnordwest!“ „Das ist auch meine Meinung!“ Die Walfischboote waren außer mit den Rudern auch mit einfachen Segeln versehen, welche der Steuermann jetzt aufzuziehen befahl. „Halt!“ rief der Koch. „Was gibts da?“ „Ich schlage vor, zuerst unseren geringen Proviant für eine so lange Reise zu revidiren und einzutheilen. Und seht, kieloben schwimmt dort der verhängnißvolle Töbter, der das ganze Unglück veranlaßt hat! Wir könnten von ihm einige Stücke Fleisch abschneiden, um unseren Lebensmittelvorrath zu vergrößern.“ „Der Koch hat Recht!“ riefen die anderen Seeleute. „Das Fleisch schmeckt zwar schlecht, aber es ist doch besser als gar nichts!“ Und die Boote fuhren zum todtten „Killer“ hin. Der Koch und einige Walfäger, welche sich am besten aufs Speckschneiden verstanden, zerlegten, so gut es sich thun ließ, das todtte Ungeheuer und schnitten die besten Stücke Fleisch davon ab, wovon man etliche in der Sonne zu dörren beschloß. Unterdessen revidirten der Capitän und die Steuerleute die übrigen Proviantvorräthe. Jedes Walfischboot ist stets mit einem Fäßchen Trinkwasser, einigen Flaschen Rum, einem Säckchen Zwieback (Schiffsbrod) und vielleicht auch mit einem Stück Pökelfleisch versehen, da die Jagd zuweilen viele Stunden in Anspruch nimmt. Zu diesen geringen Vorräthen kam dann

noch der Sack voll Chili-Kartoffeln, welchen der Koch bei der eiligen Flucht vom sinkenden Schiffe geborgen hatte. Vom Trinkwasser war schon ein kleiner Theil verbraucht. Uebrigens konnten die Schiffbrüchigen in diesen Breiten wohl auf Regenwasser hoffen. Es fand nun eine genaue Eintheilung des Wassers und der Lebensmittel statt, denn man mußte darauf gefaßt sein, viele Wochen damit hausezuhalten. Dann nahmen die Boote den Kurs nach Nordnordwest auf, wie der Capitän angeordnet hatte und womit die Schiffsoffiziere sich einverstanden erklärten. Es galt, so rasch wie möglich eine der südlichsten Inselgruppen Polynesiens zu erreichen. Aus Südosten wehte stetig ein frischer Wind, welcher also diesem Plane recht zu statten kam. Möglicherweise konnten sie auch einem Walfischfahrer begegnen oder einem anderen rettenden Fahrzeug. Damals fuhren freilich noch nicht so viele Schiffe wie heutzutage zwischen Südamerika und den Häfen des Festlandes Australiens, resp. des Neuseeland-Archipels.

Während der ersten vierzehn Tage hielt sich die schiffbrüchige Mannschaft wacker aufrecht. Die Rationen, so knapp sie waren, reichten doch noch eben zu. Das Fleisch des Töbters war allerdings zum Theil in Fäulniß übergegangen und hatte weggeworfen werden müssen, dafür aber fing man gelegentlich einige kleine Fische. Dann aber wurde es schlimmer und schlimmer. Das Trinkwasser ging aus und Regen fiel nicht. Der Zwieback war auch bald verzehrt. Zuletzt konnte jeder Mann nur eine rohe Kartoffel täglich zur Nahrung erhalten. Man befand sich in der Mitte des südlichen Sommers. Je weiter die Boote nach Norden, also in die Nähe des Aequators, gelangten, desto heißer brannten die Sonnenstrahlen nieder, desto mehr wurde der Trinkwassermangel empfunden. Kein Land, keine Insel, kein Schiff zu sehen! Ringsum der blaue wogende Ocean, am Horizont Himmel und Meer ineinander fließend. Das dauerte so einunddreißig Tage. Die Schreden der letzten Woche vermag keine Feder zu schildern. Auf's Höchste war die Hungersnoth gestiegen. Die Seeleute kauten alles Lederzeug, was sie hatten, ihre Schuhe und Gürtel, um den nagenden Hunger in etwas zu stillen. Sie brachten in Vorschlag, daß Einer von ihnen geschlachtet werden solle, um von den Anderen gegessen zu werden. Das Loos sollte entscheiden. Allein der Capitän erklärte, daß er solchensfalls selber das erste Schlachtopfer sein wolle, und diese Erklärung bändigte noch einstweilen die heißhungerigen Matrosen. Mehrere starben vor Hunger und Erschöpfung und wurden ins Meer geworfen, den gefräßigen Haien, welche dem traurigen Zuge folgten, zur Beute. Andere wurden vom Genuße des Meerwassers wahnsinnig. In einem solchen Anfall von Wahnsinn sprang der zweite Harpunier über Bord und ertrank. Die ursprünglich zweiunddreißig Köpfe zählende Besatzung des „Esseg“ war bereits auf vierundzwanzig zusammengeschmolzen. Am einunddreißigsten Tage der Fahrt stieß das eine Boot auf einen verborgenen Felsen und zerschellte. Die erschöpften Insassen, welche nicht mehr die Kraft zum Schwimmen hatten, kamen in den Fluthen um, da ihre Rameaden ebenfalls zu erschöpft waren, um rechtzeitig zum Rettungswert herbeieilen zu können. Nur noch siebenzehn der schiffbrüchigen waren jetzt am Leben. Dazu gehörten Capitän Pollard, der zweite Steuermann, der erste Harpunier, der Koch, der Zimmermann, der Böttcher, der alte Bob Simcox und zehn andere Matrosen.

Eine dunkle stürmische Nacht folgte dem Unglückstage. Die armen Leute glaubten, sie würden dieselbe nicht überleben, aber als am Morgen die aufgehende Sonne Himmel und



Meer mit ihren Strahlen vergoldete, da rief einer der Matrosen: „Land! Land!“ Freudige Aufregung bemächtigte sich der Unglücklichen nach so langer Leidenszeit. Ferne im Westen sahen sie hohe Felsen aus dem Meere ragen. Sie steuerten darauf zu und erreichten nach einigen Stunden das Ziel. Beim Landen durch eine heftige Brandung stieß auch das zweite Boot auf Felsgrund und ging in Trümmer; doch retteten sich die Insassen desselben ans Ufer. Ach, es war leider kein freundliches Ufer, welches sie betraten! Felsboden überall, zackige, graue Felsen, keine Grasfläche, kein Busch, keine Palme, keine Spur von Vegetation. Es war das Eiland Ducie, eine einsame Felseninsel unter dem 24. Grad südlicher Breite und dem 124. Grad westlicher Länge. Die Schiffbrüchigen sahen bald ein, daß diese ungasfliche Insel ihnen keinen Lebensunterhalt zu gewähren vermöge, Quellen waren nicht vorhanden, aber in einigen Bodenvertiefungen und Höhlungen fanden Lachen von Regenwasser, woran sich die Durstigen, halb Verschnachteten erquicken konnten. Seebögel flatterten umher, von denen einige vermittelst der Harpune und durch Steinwürfe erlegt wurden. Die Trümmer des zerschellten Bootes dienten als Brennmaterial. Zum ersten Male seit langer Zeit konnte eine ordentliche Mahlzeit bereitet werden. Die Leute sammelten Vögeleiern und Muscheln, Krabben und andere kleine Seethiere. Zuerst hatten sie Nahrung in Fülle, nach wenigen Tagen aber trat wieder Mangel ein. Die Vögel wurden so scheu, daß fast keine mehr erlegt werden konnten. Im Inneren des Eilandes fand man an einer Felswand den Namen eines spanischen Schiffes und die Jahreszahl 1771 eingekratzt. Nicht weit davon lagen in einer Höhlung acht menschliche Skelette und gaben grausige Kunde von einer Schiffbruchtragödie, die ein halbes Jahrhundert zuvor sich vermuthlich bei der Insel ereignet hatte. Unter solchen Umständen war an ein längeres Verweilen auf Ducie nicht zu

denken, wenigstens nicht für Alle. Drei von den Leuten wollten freilich zurückbleiben, denn sie scheuten sich vor der gefährlichen Weiterfahrt in dem einzigen Boote, welches den Schiffbrüchigen noch geblieben war. Außerdem war es ganz zweckmäßig, daß sie zurückbleiben wollten, da das Boot sonst überfüllt worden wäre. Capitän Pollard hatte also nichts gegen ihren Entschluß einzuwenden. Er gab das Versprechen, die drei Zurückgelassenen abholen lassen zu wollen, sofern er mit seinen Begleitern selber gerettet würde und einen Hafen erreiche. Versorgt mit einem kleinen Vorrath von Trinkwasser aus den natürlichen Cisternen zwischen Felsen, mit einigen Vögeleiern, Muscheln, gebörten Fischen und dergleichen als Lebensmittelvorrath, verließ das Walfischboot mit vierzehn Insassen das Eiland Ducie. Nach abermals wochenlanger brangfalsvoller Fahrt wurde das Boot von dem französischen Schiffe „Dauphin“ aufgenommen, welches die Schiffbrüchigen nach Balparaiso brachte. Von dort sandte Capitän Pollard, unterstützt von einem Capitän Downes, einen Schooner nach Ducie, um die Zurückgebliebenen zu holen. Es war die höchste Zeit; denn als nach einigen Wochen das Fahrzeug dort anlangte, waren die drei Männer dem Hungertode nahe. Einige Tage später hätte man sie nicht mehr lebend gefunden.

Etwa nach einem halben Jahrhundert, im Jahre 1869, jagte die Mannschaft eines amerikanischen Walfischfahrers im stillen Ocean einen alten Pottfisch, der krank und dem Tode nahe zu sein schien. Mit leichter Mühe wurde der Wal getödtet. In seinem Spec fand man zwei halbverrostete Harpunen des „Esfer.“ (Die Harpunen der Walfischfahrer sind gewöhnlich mit dem Namen der Schiffe gezeichnet.) So fiel denn der wilde Pottwal, der, wie vorstehend geschildert, einst den Untergang des „Esfer“ und die Drangsale seiner Bemannung veranlaßt, doch endlich der rächenden Nemesis zum Opfer.

## Kein Unglück ohne Glück.

(Von Ferd. Bschütz.)

(Schluß.)

It Mühe nur gelang es den beiden, vom Schreck gelähmten Männern, den zum Gehen fast unfähigen Knaben nach Haus zu tragen, und seine Mutter zog, als man ihr das Entsetzliche mittheilte, den so wunderbar aus schwerster Gefahr Geretteten mit überströmenden Dankesworten an das Herz.

„Aber bester Mann, wer war denn das Mädchen?“ fragte sie dann in eindringlichem Tone.

„Ja, Kind, wenn ich das wüßte!“ gab dieser bedauernd zur Antwort. „Ich sagte dir ja, daß sie verschwunden war. Gesehen, glaub ich, habe ich sie früher schon einmal, aber wann und wo? Ja, wer denkt in solchen Augenblicken an dergleichen. Uebrigens wird sie ja zu finden sein, sie ist doch jedenfalls hier aus dem Orte!“

Mit diesen Worten ließ er seinen Sohn, der sich noch immer nicht ganz von seinem Schreck erholt hatte, in die Ecke des Sophas nieder, erhob sich und schritt zum Fenster. Er riß es hastig auf, denn weit drüben über dem Gose am Brunnen zeigte sich die Gestalt eines Mädchens, das beschäftigt war,

eine Fülle von Feldblumen zu ordnen und in bereit gehaltene Gläser zu stellen.

„Dort, Klara, sieh! Dort steht unser Rettungengel! Ja, wohl, sie ist es!“ rief Herr Stein mit freudeglänzendem Gesicht, während seine Frau neugierig zu ihm trat.

„Was? Elise? Das ist ja Inspektors Hausmädchen, Elise Kilian!“ entgegnete diese. „Nun, da hast du sie ja sehr nahe!“

Ihr Mann fühlte sich bei der Nennung dieses Namens lebhaft ergriffen.

„Kilian? Das ist doch nicht unser Weber Kilian?“ fragte er rasch, bei der bejahenden Antwort seiner Frau kaum seine innere Bewegung unterdrückend.

Es war ihm plötzlich eingefallen, wann und wo er diesem Mädchen schon einmal gegenübergestanden, und das Gefühl tiefster Beschämung brang glühend durch seine Seele. Er, der gemeint hatte, mit seiner kaufmännischen Gewissenhaftigkeit, mit seinen auf das Strengste geordneten Rechnungen Gott und aller Welt gegenüberreten zu können, wie klein, wie erbärmlich erschien er sich neben diesem Mädchen, das er einst, als es, von der reinsten Kindesliebe zu ihm getrieben, kalt von seiner

Thür gewiesen, und die jetzt — Gott, er durfte diesen Gedanken gar nicht ausdenken!

Tief ergriffen wendete er sich zu seiner Frau.

„Liebes Weib,“ sagte er weich, ihre Hände fassend, „weißt du, wo ich das Mädchen zum ersten Mal gesehen?“

Diese hatte sofort errathen, was in ihrem Manne vorging.

„Ja,“ sagte sie, ihn theilnehmend in die Augen blickend, „ich weiß es wohl, es war damals, als ihr Vater bestohlen worden war. Aber laß das gut sein, ich habe gethan, was du nicht glaubtest, verantworten zu können; ich habe den Verlust dieser armen Leute auf mich genommen!“

„Das hast du gethan, liebes Weib?“ fragte er erleichtert. „O, dafür segne ich dich! Für mich natürlich ist das keine Entschuldigung, ich habe viel, sehr viel gut zu machen und der heutigen Tag!“ —

Frau Stein unterbrach ihn, denn Elise kam eben mit den Blumengläsern vom Brunnen herüber. Steins riefen sie hinein und überschütteten sie mit den innigsten Dankesworten.

„Ach, könnten wir Ihnen doch vergelten, was Sie an uns gethan haben!“ fuhr sie eindringlich fort. „Gehen Sie mit uns, bleiben Sie in unserem Hause; Sie haben Ihre Eltern so nahe; es soll Ihnen Allen recht, recht gut gehen!“

Elise lehnte, verlegen erröthend, den Dank der glücklichen Eltern ab.

„Ach,“ sagte sie, zu Frau Stein gewendet, „Sie waren damals, als meinen Vater das Unglück getroffen, so gütig gegen uns, und wir haben nicht ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, uns dankbar zu beweisen. Jetzt hab ich's gekonnt, und mit unseren Bergen bin ich so vertraut, da war es doch nicht recht gewesen, wenn ich Ihrem Kleinen nicht beigeprungen wäre!“

Den Wunsch, der Familie Stein in die Heimath zu folgen, den hätte das brave Mädchen nun wohl gern erfüllt, doch da es ihr, wie sie mit berebten Worten erklärte, im Flott'schen Hause so wohl gehe, hatte sie nicht den Muth, sich Los zu machen.

Da trat Herr Stein dazwischen.

„Nun,“ sagte er, „wenn Sie selbst nur nichts dagegen haben, dann sprech' ich heute noch mit Ihrer Herrschaft. Ich möchte sie ja auch nicht gern eines solchen Mädchens berauben, indeß, wie hier die Umstände liegen, geht sie doch darauf ein!“

Und so geschah es auch. Als Herr Stein am nächsten Morgen hinwegfuhr, war die Angelegenheit geordnet, und wenn der Herbst kommen würde, sollte Elise mit seiner Familie nach Leinau zurückkehren.

Damit jedoch war er noch nicht zufrieden, denn als er, bewegt von allerlei glücklichen Gedanken, die sein sonst so strenges, kaltes Gesicht wunderbar verklärten, gegen Mittag in Leinau ankam, ließ er den Wagen vor dem Häuschen Kilians halten und betrat, gebückt Hauptes durch die niedrige Thür schreitend, das enge dunstige Stübchen des armen Webers, der voll Staunens über den noch nie gesehenen Besuch den klappernden Webstuhl ruhen ließ.

Der Fabrikherr reichte den überraschten Webersleuten freundlich die Hand und erzählte ihnen dann mit wenigen, aber warmen, dankerfüllten Worten die Heldenthat ihrer Tochter.

„Nun aber habe ich für Sie einen Vorschlag,“ fuhr er in herzlichem Tone fort, als er über dem Staunen und Fragen der tiefbewegten Eltern endlich wieder zu Worte kam. „Lassen Sie den Webstuhl ruhen; kommen Sie zu mir hinaus. In der nächsten Zeit wird sich mein Faktor, der alte, brave Ehrig zurückziehen — nun, ich gönne ihm die Ruhe; er hat sie

redlich verdient — dessen Stelle will ich Ihnen geben. Gehen Sie darauf ein?“

Kilian wußte nicht, wie ihm geschah. Sollte es denn möglich sein? War ihm dem armen, hoffnungslosen Arbeiter, den das eintönige Klappern des Webstuhls begleitet hatte von seiner frühesten Kindheit an dem es oft kaum möglich gewesen war, nur den Hunger der Seinigen zu stillen, war ihm wirklich noch ein besseres Loos beschieden? Und doch, bei dem Gedanken an glücklichere Tage zog es ihn so froh, so warm durchs Herz; sein Weib, seine Kinder — ach wie schön müßte es doch sein!

Aber es wollte ihm eine zustimmende Antwort nicht über die Lippen.

„Herr Stein,“ begann er endlich zögernd, „was Sie da sagen, ist wohl recht gut gemeint, aber wie kann ich denn ein solch Amt übernehmen? Ich bin ja zeitlebens nicht aus dem Stuhle herausgekommen!“

„O,“ antwortete der Kaufmann zuversichtlich, „ich weiß schon, was ich thue. Sie haben sich eine vorzügliche Waarenkenntniß angeeignet, mehr brauchen Sie nicht, also schlagen Sie immerhin ein!“

Und glücklich wie Einer, der beim Erwachen die Erfüllung eines schönen Traumes vor sich sieht, schlug der Weber ein, und sein Herr erhob sich zum Gehen.

„Aber noch Eins,“ sagte er, unter der Thür noch einmal umkehrend. „Ich möchte nicht, daß meine Frau und Ihre Tochter vor ihrer Ankunft etwas von unserer Verabredung erfahren, wir wollen vorläufig darüber noch schweigen. Wenn Sie eintreffen, muß alles in Ordnung sein. Ich gebe Ihnen Wohnung in dem kleinen Hause neben dem Garten, und freue mich sehr auf die Ueberraschung!“

Damit schied er, Kilians in der glücklichsten Stimmung zurücklassend, und draußen angekommen, fühlte er sich so leicht, so froh im Herzen, daß er meinte, so glücklich noch nie gewesen zu sein. Wohl möglich, denn bei seinen Zahlen- und Rechnungsbüchern hatte er unterlassen, auf die Stimme seines Herzens zu hören und vergessen, daß wahres, reines Glück doch nur aus ihm entspringt!

Wie beschämt blickte er jetzt auf sein vergangenes Leben, und wie weh that es ihm, daß erst ein Ereigniß, wie das letzte, das ihm beinahe seinen eigenen Sohn geraubt, ihn aus seiner einseitigen Denkungsart herauszureißen vermochte. O es mußte, es sollte vieles anders werden!

Mit dieser Selbstbetrachtung beschäftigt, kam der Fabrikherr zu Hause an, und das Erste, was er that, galt der Ausführung des auf Kilian bezüglichen Planes. Mit stiller Freude stand er dann oft, sah den Bauleuten zu, die hier mancherlei herzurichten hatten, bald hier, bald da sogar selbst anordnend, was zu der Verschönerung und Verbesserung des Ganzen beitragen konnte.

Doch auch sonst zeigte sich in dem Verhalten des bisher so unzugänglichen Mannes eine wesentliche Sinnesänderung, die sich zunächst darin kundgab, daß er seinen zahlreichen Arbeitern freiwillig den Lohn erhöhte.

Und wie gern gönnte er sich dann einen Blick in die dankbaren glücklichen Gesichter derselben, die er bisher nur als jeine Arbeitsmaschinen betrachtet hatte.

So vergingen rasch die letzten Wochen der schönen Jahreszeit, und Herr Stein war wieder nach Hohenthal gekommen, um die Seinigen abzuholen. Auf morgen war die Abreise festgesetzt, und Elise Kilian, bereits in den Haushalt der Frau Stein übergetreten, hatte sich für den letzten Nachmittag frei



gemacht, um zum Abschied noch einige Freundinnen zu besuchen. Gegen Abend auf dem Heimwege betrat sie noch einmal die alten düstern Räume der weiten Culussteinruine, wo sie so oft, bald mit den Kindern ihrer Herrschaft, bald einsam bei einer stillen Sonntagsbetrachtung gesessen und in die herrliche Landschaft hinabgeschaut hatte. Sie trat hinaus auf einen kleinen Altan, der, nur noch in wenigen Resten an der zerbröckelnden Mauer hängend, einen weiten Blick gestattete hinab in das Thal. An dem sonnendurchwärmten Gestein des alten Mauerwerks, an den Spizen der Zweige unter ihr spielten leicht wogende Sommerfäden im Abendwinde, und eine feierliche, tiefe Ruhe, nur unterbrochen von dem Zwitschern eines Rothkehlchens im Dickicht, lag über der herblich erbleichenden Landschaft, die sich bereits in die ersten Abendnebel zu hüllen begann.

Wie Elise nun so stand und schaute, hier ein Dorf, dort einen Thurm, einen Berg mit einem letzten Abschiedsblicke begrüßend, da hörte sie Schritte. Unter dem Rauschen auseinander gebogenen Strauchwerks und dem Knirschen mürben Gesteins kamen sie näher, und bald konnte das Mädchen auch einzelne menschliche Laute vernehmen. Neugierig, wer noch so spät den unwegsamen, gefährlichen Gang um die Außenseite der Burg zu unternehmen wage, bog sie sich über die zerfallene Brüstung des Altans hinaus und sah zwei Männer herankommen, die in ihrem schlechten, verlumpten Außern keineswegs vertrauenerweckend aussahen.

Doch was war das? Die eine dieser schleichenden Gestalten, war diese ihr nicht bekannt? War der Voranschreitende, der sich zuweilen nach seinem Begleiter zurückbog, nicht jener in der ganzen Gegend übel berüchtigte Weber Flachs, der wegen Diebstahls schon wiederholt auf dem Zuchthause gesessen hatte? Ja, er war es, ohne Zweifel, und erschreckt von dieser Entdeckung dachte sie an einen schleunigen Rückzug, der sich indeß so ohne alles Geräusch nicht ausführen ließ; es lagen zu viel lose Steine da. So mußte das Mädchen denn aushalten und that es in der Hoffnung, daß die Kerle bald vorüber sein würden. Doch diese blieben stehen, hier an dem einsamen Orte das Gespräch fortsetzend, das sie unterwegs geführt haben mußten. Die Lauscherin wider Willen schmiegte sich dicht an die Mauer, geängstigt von dem Gedanken, hier oben entdeckt zu werden. Dabei verstand sie jedes Wort, was unter ihr gesprochen wurde.

Die Männer schienen nicht einig zu sein, denn sie hörte den Einen immer vorwurfsvoll in den Andern hineinreden.

„Und siehst du, Flachs,“ sagte dieser Andere, „so hast du's immer gemacht, und wenn das nicht anders wird, gehe ich hin und zeige dich und mich an. Du hast dich fast ein Jahr lang herumgetrieben und nach deiner Schuld nicht gefragt. Was habe ich denn davon gehabt, daß ich mich vergangenen Herbst von dir nach Weinau hinunter locken ließ? Du hast für den Teppich, den du damals dem armen Kilian vom Stuhle schnittest —“

Bei diesen Worten durchfuhr es die athemlos laufende Elise, wie der Biß einer Schlange; sie zuckte zusammen. — Da von der Erschütterung gelöst, fiel ein Stein hinab, gerade den sauberen Genossen zu Füßen. Diese fuhren auf.

„Du! Da oben! Die Canaille hat alles gehört! Na, der soll's Maul gestopft werden!“ scholl es von unten im widerstehenden, von Schreck und Zorn gekürzten Tone.

„Nach du da herum!“ befahl Flachs seinem Begleiter. „Ich springe gleich vor ans Thor; die Fliege entgeht uns nicht!“

Und so schnell, als es der gefährliche Pfad nur immer ge-

stattete, begannen die Bösewichter die Verfolgung der zu Tode erschrockenen Elise, die, wohl wissend, daß durch das von innen nur auf Umwegen zu erreichende Thor der weiten Ruine für sie ein Entkommen nicht möglich sei, an eine Flucht nicht einmal denken konnte.

Zitternd an allen Gliedern und fast zusammenbrechend vor der furchtbaren Gefahr, verlor sie jedoch keine Sekunde die Besinnung. Mit schnellen Blicken spähte sie umher nach einem schützenden Versteck in dem von ihr so oft durchstöberten Gemäuer, in dessen Winkeln und Schluchten sich bereits die ersten Schatten des Abends lagerten.

Da fiel ihr, wie von Gott eingegeben, jener alte, zum Theil eingebrochene Keller ein, auf dessen Gewölbe sie so manches Mal gestanden und in die mit Strauchwerk und buschigen Farren überwucherte, halb mit Steinen gefüllte Oeffnung hinabgeschaut hatte. Flüchtig, wie ein aufgeschrecktes Reh, eilte sie nach dem gut gewählten Versteck, bog das Gezweig auseinander und, sich an den herabhängenden Nisten fest haltend, stieg sie vorsichtig und lautlos hinab und drückte sich, eine frei hängende, starke Wurzel fest umklammernd, so weit als möglich unter das vorspringende Gewölbe.

Ihre Glieder schlotterten, und der Angstschweiß brach ihr aus allen Poren.

Aber schon hörte sie auch oben die heftigen, stolpernden Schritte der Verfolger und ihre gedämpften Zurufe.

„Sinaus ist sie nicht,“ hörte sie sagen, „wir müssen sie finden!“

Da, jetzt kamen sie heran; sie bogen das Gesträuch auseinander, daß ein schwacher Lichtschimmer hinabbrang. Dem gepeinigten Mädchen vergingen fast die Sinne, doch regte sie sich nicht; das kleinste Geräusch konnte sie verrathen.

„Sieh 'mal nach, ob sie da unten steckt!“ hörte sie von Flachs ganz deutlich dicht über sich zu seinem Begleiter sagen.

„Was, in das Loch soll ich kriechen?“ antwortete dieser absehnend. „Hier kommt man mit ganzen Knochen nicht wieder heraus! Da steckt sie auch unmöglich, die hat's riskirt und ist über die Mauer gesprungen! Steig du doch hinunter!“

Auch Flachs schien die Niederfahrt in die schwarz heraufgährende Tiefe zu scheuen.

„Ueber die Mauer?“ fragte er in halbem Zweifel. „Am Ende doch! Aber wir wollen wenigstens die Sache von oben untersuchen!“

Und gleich darauf rauschte es in den Zweigen oben und ein großer Stein fuhr prasselnd herab, daß die Splitter umherflogen, bald darauf wieder einer und noch einer, ein ganzer Haufen; jeden Augenblick mußte das arme, angstgefolterte Mädchen fürchten, getroffen zu werden, und schon hatte sie ein scharfer Splitter im Gesicht verwundet; das Blut tropfte ihr herab auf die Kleider.

Endlich ließ die entsetzliche Steinkanonade nach.

„Verlaß dich darauf, hier unten steckt sie nicht; Einer hätte sie getroffen,“ ließ sich einer der Kerle vernehmen, „wollen nur weiter suchen!“

„Wird uns auch was helfen! Jetzt, wo der Abend da ist,“ gab der Andere zur Antwort. „Eine ganz böse Geschichte, wenn uns die nicht ans Bein läuft, da will ich —!“

Weiter verstand die Unglückliche in ihrem Schlupfwinkel nichts; die Strolche entfernten sich und über dem dumpf dröhnenden Gewölbe hörte sie ihre verhallenden Tritte.

Mit der angestrengtesten Spannung lauschte sie nach oben.

Endlich jedoch wurde es ihr unmöglich, in ihrer qualvollen Stellung noch länger auszuhalten und zagend machte sie einen

Versuch, ihre Lage zu verändern. Aber unter ihren fast bis zur Leblosigkeit erstarrten Füßen gab das lose Gestein nach. Polternd rollte es hinab, und Elise, die im Dunkeln die losgelassene Wurzel nicht wieder zu erfassen vermochte, kollerte haltlos mit hinunter in die grauenvolle Höhle. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen und das Bewußtsein verging ihr. — Als sie endlich, von heftigen Schmerzen in den zerstoßenen Gliedern geweckt, wieder zu sich kam, vernahm sie ein von fern her bringendes Geräusch; Menschenstimmen wurden laut und neue Angst packte die Ärmste bei dem Gedanken an die mögliche Rückkehr ihrer Verfolger.

Doch nein, sie hatte sich geirrt; die nahenden Tritte brachten ihr Rettung, und wie eine Engelsstimme schlugen die Worte ihres Herrn an ihr Ohr, der mit seinen Hausgenossen ausgegangen war, die allzulange Ausbleibende zu suchen.

„Wir müssen nun auch den alten Keller noch untersuchen, möglich ist's ja doch, daß—“ Der laute, herzerreißende Hilferuf der armen Gefangenen unterbrach ihn.

„Mein Gott, sie ist da unten!“ ließen sich mehrere Stimmen zugleich vernehmen, und der Knecht des Zollinspektors wurde abgeschickt, eine Leiter und Kienfackeln herbei zu holen.

Endlich, nach langen, qualvollen Stunden — es mußte beinahe Mitternacht sein — durchdrang das flackernde Glühlicht der Fackeln die düstere Nacht des dumpfen Keller-raumes; eine Leiter senkte sich herab, und ihre letzten Kräfte zusammennehmend, entstieg die einer Todten gleichende Elise blutbedeckt, mit schlotternden Knien ihrem schauerlichen Gefängniß und sanft bewußtlos auf dem feuchten Rasen nieder.

Wenn auch nicht gefährdet, so war das Mädchen doch von dem schrecklichen Vorfall so angegriffen, daß sie nach dem Wunsch des Arztes einige Tage im Bett bleiben sollte, und Herr Stein sah sich demgemäß genöthigt, die Rückreise allein zu machen.

Mit innigem Behagen betrieb er nach seiner Heimkunft den Umzug Kilians, und als das Alles geordnet war, als sich der neue Faktor mit seiner Familie in dem für ihn hergerichteten freundlichen Heim zurechtgefunden, da erst veranlaßte er die Rückkehr seiner Familie, und ein glückliches Lächeln der frohen Erwartung, wie es vorher an ihm noch Keiner gesehen, lag auf seinem sonst so in sich gekehrten Gesicht.

Wie erstaunt aber und wie beglückt zeigte sich seine Gattin, als sie sah und hörte, wie ihr Mann in einer an ihm bisher so ganz ungewohnten Weise alles gethan hatte, um ihrem gütigen Herzen zu genügen, und wie segnete sie im Stillen die von Gott so gnädig abgewendete schwere Gefahr, die einst ihren Sohn bedroht hatte; war sie es doch gewesen, die ihrem Man-

ne das Herz gewendet, daß er fortan nicht mehr bloß im recht- und ruhelosen Streben und Schaffen den höchsten Werth des Lebens erblickte, sondern in der thätigen Sorge für fremdes Wohl.

Und er selbst, ihr Mann, hatte dabei am meisten gewonnen. Wie gern gönnte er sich jetzt einen Blick in die glücklichen Gesichter seiner zahlreichen Arbeiter, denen er, dem Juge seines Herzens folgend, gleich nach der Rettung seines Sohnes ihre Bühne erhöht hatte; wie freute es ihn, wenn die Augen derselben, die ihm sonst verlegen auswichen, jetzt froh und dankbar zu ihm aufschauten, als wollten sie sagen: „Wer Liebe säet, wird Liebe ernten!“

Auch die Familie Kilian, in ihren neuen Verhältnissen aller Sorge und Mühsal enthoben, war voll Dank gegen Gott, daß er ihr geliebtes Kind nach so entsetzlicher Noth wieder froh und frisch in ihre Arme geführt.

Und Elise selbst? O, Frau Stein hatte ihr Wort trefflich gelöst. Sie hatte dem wackeren Mädchen eine Stätte bereitet, so freundlich und angenehm, wie sie Dankbarkeit und Hochachtung nur immer zu schaffen vermögen.

So ging es ihnen allen in der That recht, recht wohl, und als nun noch die Kunde nach dem Städtchen gelangte, daß der gefürchtete Flachs in den Schluchten des Eulensteins todt aufgefunden worden sei, da war auch die Bangigkeit vor der Rache dieses Menschen geschwunden und vermochte nicht mehr als ein schwerer Schatten das Glück der braven Menschen zu verdunkeln.

Da kam der Tag heran, an dem Ehrig, der alte, verdiente Beamte, aus seiner Stellung scheiden sollte, und Herr Stein benutzte die Gelegenheit, ihm zu Ehren allen seinen Leuten ein Fest zu bereiten. In dem weiten Garten des „Vergnügungsgartens“, dessen herbstliches Blätterbunt sich festlich über das Ganze ausbreitete, wogte die Fluth der zahlreichen Gäste lebendig auf und ab, und als Herr Stein, die Seinigen am Arme, unter die froh bewegte Menge trat, zum ersten Male in seinem Leben, da wollte das jubelnde Hochrufen kein Ende nehmen, und Alle drängten sich herbei, ihm dankbar die Hand zu drücken.

Als aber am Abend des schönen Tages die Familie Stein mit Kilians und Ehrigs an der festlichen Tafel saß, da erhob sich Herr Stein und sagte, nachdem er in warmen Worten sein dankbewegtes Herz geöffnet: „Ja, Kinder, es ist doch kein Unglück ohne ein Glück! Auch die frohen Stunden des heutigen Tages sind uns geschaffen durch schwere Stunden des Unglücks! Gott sei es gedankt!“ Und laut tönten die Freudenrufe der glücklichen Menschen.

## Die gesegnete Plakate.

Von E.

### I.

Wenn man irgendwie tiefer denkend über die Geschichte der Menschheit blickt, so ist kaum eine Thatfache auf-fallender als die: anscheinend kleine Ursachen und Thaten haben oft unerwartet große Folgen. An der westlichen Grenze meines Geburtsorts liegt ein großer Teich. Mit andern meiner Jugendgenossen habe ich da oft und oft entlang des Ufers kleine Kieselsteine aufgeworfen und dieselben

nach der Mitte des Teichs geworfen. Das bereitete uns lebensfrohen, lustigen Jüngens, versteht sich, ungemein großes Vergnügen. Ich erinnere mich zwar nicht, besondere philosophische Betrachtungen darüber angestellt zu haben; und doch weiß ich noch recht gut, mit welcher kindlicher Bewunderung ich die ganz einfache Wahrnehmung machte, daß, sobald der Stein die Oberfläche des Wassers berührte und hinabsank, er zuerst kleine kreisförmige Wellen erzeugte, die nicht nur immer grü-



ßer und größer wurden, sondern sich von ihrem Mittelpunkt aus eben so schnell vermehrten und in dieser Reihenfolge endlich sogar das Ufer erreichten und unsere kleinen Barfüße beschlächterten. Natürlich dann hieß es wie dort: „Bis hie her und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.“ Ein Eindruck aus jenem Jugendspiel ist in meinem Gemüth bis auf den heutigen Tag fest geblieben nemlich der: Winzig kleiner Anfang — großes weit reichendes Ende! So war's ja auch. Das folgerichtige Ende lag schon in dem an sich unbedeutenden Wurf.

Einmal erscholl in den Straßen unsers Dorfes der erschreckende Ruf: Feuer! Feuer!! Die Einwohner alle, Groß und Klein, strömten das angrenzende Wiesenthal hinab, und es stellte sich sogleich heraus, daß ein beträchtlicher Theil des neu angepflanzten großen Fichtenwaldes in lichterlohen Flammen stand. Man erfuhr auch bald, daß einige Feuerfunken von irgendwo her, durch den Wind getragen, in die dünnen Nadeln gefallen waren und sich rasend schnell so zu einem großen Feuer entwidelt hatten. „Siehe, ein kleiner Funke, welcher ein großes Feuer richtet er an!“ Es sind die Folgen, die kleine Dinge groß machen.

Holland ist durchschnittlich ein flaches Land. Man muß dort die sogenannten Dünen bauen, um sich gegen Ueberschwemmungen zu schützen. Eine Oefnung von der Dicke eines Fingers in einer dieser Dünen gibt dem andrängenden Wasser alle erwünschte Gelegenheit in kurzer Zeit eine ganze Gegend zu überfluthen.

Gar wenig mag jener treue „Verfechter der Wahrheit“ daran gedacht haben, als er sich zu einer anscheinend geringen That entschloß, daß dieselbe eine solch unermeßliche Wirkung haben werde. Man höre:

„Abend ist's vor Allerheil'gen. (October 31. 1517.) Besperglocken läuten ein.

Durch Studenten, Bauern, Junker zieht ein Mönch mit Fackelschein.

„Mönchlein! Mönchlein!“ Doch er breitet betend seine Knie aus,

Fünfundneunzig Thefen schlägt er an das alte Gotteshaus. Mächtig dröhnt es, prächtig tönt es durch der Nachbarstädte Ruh,

Scheuen Blickes schlägt Herr Tezel seinen Ablakasten zu. Mächtig wogt's bis an die Alpen, schwillt bis an den Tiberstrom,

Und des Vatican's Beste zittert sammt dem Peterdom. In den Katakomben rührt sich aller Heiligen Gebein, An den Himmel klopft die Botschaft und die Engel jubeln drein,

Also werden Städte, Länder, Gräber, Himmel neu bewegt, Wenn ein Mann die Thefen Gottes an die Thür der Kirche schlägt.“

## II.

Bald sind es sechsundzwanzig Jahre, daß die N. Y. Konferenz der Ev. Gemeinschaft bei ihrer Sitzung in Clinton eine Mission drüben in der Stadt Hamilton, Ontario, anlegte. Dazu war hinreichender Grund vorhanden; denn es bestand unter den dortigen zahlreichen deutschen Leuten dazumal keine Gemeinde. Was bis dahin sich vorgefunden hatte, war durch den Tod des Dr. Hefje, Prediger der englischen Hochkirche, vollständig aufgelöst worden. Gott wollte sich dort an den malerischen einzig schönen Ufern des Ontario Lakes eine lebendige, fruchtbare Gemeinde gründen. Und will er einmal, so schafft er auch Mittel und Wege. Der theure Gottesmann, J. Sch. wurde dazu ersehen, den Anfang zu machen. Er war damals noch ganz rüstig und arbeitsmuthig. Jetzt gehört er zu den alten Invaliden. Sein Schwert steckt in der Scheide. Auf

seinem Haupte erglänzen schöne Silberlocken, die Ehrenkrone der Alten. Zitternd wankt er am Stabe dahin. Er wartet auf den Ruf des Schaffners; denn die Sonne neigt sich nach der Bergesspitze hin und vergoldet bereits den grauen Saum des Abendgewölkes. Im Winter von 1855, an einem sehr stürmischen Februartage waren wir nemlich von Lockport nach Hamilton übergesiedelt. Darin hatte der Herr, der Lenker aller Dinge, auch seine Hand. Nach einem zwei Tage langen, emsigen Suchen gelang es uns endlich ein sehr bescheidenes Heim an der Jamesstraße zu finden. Dort waren wir überall umringt von den lärmenden Söhnen (und Töchtern) der „grünen Insel.“ War das aber eine Nachbarschaft! Kaum graute der liebe Tag am östlichen Himmel, so rannten diese Menschen — Männer und Weiber — auch schon um die Ecke, um die trocknen gewordenen Kehlen mit ihrem bekannten Nationaltrank zu besfeuchten. Und was jenes Volk in dieser „Ruferie“ für ein Leben führten — hui! darob graut uns noch bis auf diesen Tag. Genug, daß wir einstweilen eine Zufluchtsstätte in dem neuen Lande, dem wir mit froher Hoffnung entgegengezogen waren, gefunden hatten. Die unvergeßliche Heimath im alten Vaterlande war veräußert worden und mit vereinigten Kräften rang nun die ganze Familie nach einer neuen. Da galt es, sich zu regen, wader um sich zu greifen und thätig zu sein vom Morgen bis an den Abend. Auf freien Füßen wollten wir stehen und möglichst unabhängig sein. Bei uns ging das, wie Manche von Amerika eigentlich jetzt noch träumen, nicht im Schlaf; aber zur Arbeit gab der treue Vater im Himmel droben doch sein Gedeihen, so daß wir in weniger als einem Jahr schon die Frucht unseres Fleißes deutlich wahrnehmen konnten. Bis dahin waren wir in der Stadt noch verhältnißmäßig fremd geblieben. Unsere Landsleute, die wir soweit kennen gelernt hatten, waren mit wenig Ausnahme leichtfertige, entsittlichte Weltmenschen, die sich um Gott und Religion sehr wenig Kopfzerbrechens machten. Ihr „Glaube,“ scheint's, versank in den Tiefen des Atlantischen Oceans. Um so besser wurde der Gasthof zum „goldenen Löwen“ droben an der Jamesstraße, dem Herr Brodwolf meisthaft vorstand (er war einer seiner besten Kunden), frequentirt. War das ein Heidenleben dort! „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt,“ war der epikuräische Grundsatz, den diese Maul- und Bauchhelden der vollen Länge nach durchsehten. Wo in Jemand noch ein Körnchen besserer Gesinnung vorhanden war, verlaß dich drauf, geliebter Leser, das wurde in einer solchen Gesellschaft in der untersten Wurzel zerstört. Gesah's nicht in der einen Weise, dann doch sicherlich in einer andern. Der Erzähler weiß, was er da sagt, denn wäre es nicht für die große Gnade Gottes und die kräftige Wirksamkeit seines heiligen Geistes und die kapitelfeste religiöse Erziehung gewesen, so wären wir, wie viele Andere, in das tiefere Weltverderben hinabgesunken. Allein es sollte anders, ganz anders kommen und — es kam anders und das, wie wir im Eingang auch darauf hinwiesen, durch ein anscheinend geringfügiges Werk.

## III.

Soweit ich mich zu erinnern vermag, war es an einem hübschen Maimorgen, als der oben genannte ehrwürdige Gottesmann mit seiner Familie die Grenzen unserer Stadt betrat. Malerisch schön lag sie gerade in einen leichten Morgennebel eingehüllt, den aber die kräftigen goldenen Sonnenstrahlen bald zerstieben. In dem damals noch ziemlich dicht bewaldeten Vergabhang auf der nördlichen Seite herrschte das munterste, herzerhebendste Leben der Natur. Die besiedelten Sänger

des Waldes schmetterten ihre Lieder in den schönsten Akkorden in die weite, gute Gotteswelt hinein. Wundersam frisch und reizend standen Baum und Flur in ihrem jungfräulichen Grün vor den Blicken des Friedensboten da. Drunten in der Burlington Bay sah man zahlreiche kleine Boote, die sich mit ihren Anfassern auf der spiegelglatten Oberfläche langsam hin und her wiegten. Weiter nach Osten an den sandigen Hochufern vorbei sah man wie der stattliche Dampfer „Canada,“ von Toronto kommend, die bläuliche Fluth durchschnitt. In dessen bei all diesem äußeren Reiz der Natur war es dem evangelischen Wandersmann doch etwas schwer ums Herz. Er war von seiner Konferenz gesandt und ermächtigt worden, eine Mission zu eröffnen, aber das nicht bloß kurzweg, sondern auch dem Herrn Seelen zuzuführen, die zerstreuten verlorenen Schäflein zu suchen und zur Herde zu bringen. Sicherlich keine Kleinigkeit das! Aber ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn ist sich seiner hohen Aufgabe stets bewußt; selbst vor der schwersten Pflicht schreckt er nicht zurück. Er geht mutig voran, greift frisch und besonnen ein und — ist seines Sieges gewiß. Es kämpft für ihn eben der rechte Mann, der Geld aus Davids Stamm. So stand denn mit nächstem noch in diesen schönen Maitagen also deutscher evangelischer Gottesdienst in Aussicht, die Füße eines Friedensboten wandelten ja bereits unter uns. Was wußten wir aber bis dahin von dem vorbereitenden Schaffen der allweisen Vorsehung, die uns und andere mit dem Brod des Lebens, dem klaren Quellwasser der reinen Lehre zu versorgen, vor hatte. Aber auch das sollte uns kund werden. Gerhardt singt ganz richtig:

Weg' hat er aller Wege,  
In Mitteln fehlt's ihm nicht,  
Sein Thun ist lauter Segen,  
Sein Gang ist lauter Licht.

Erstes Bedingniß zur erfolgreichen Gründung einer Gemeinde ist immer ein passendes Versammlungslokal — eine Kirche. Da öffnete der Herr das Herz des Dr. Ormiston, eines Presbyterianers, und dieser stellte den deutschen Einwohnern mit Freuden das Basement seiner „Knox's Kirche“ unentgeltlich zur Verfügung. Da geh ich denn eines Tags in die Stadt, um mich eines kleinen Auftrags zu entledigen. Nachdem dieses geschehen war, kehre ich um, und flugs geht's wieder die Jamesstraße hinab, der Heimath zu. Als ich an der Knox's Kirche vorbei schreite, fällt mein Blick, ich will hier bloß sagen, zufällig auf eine nette kleine Plakate an der Basementthüre. Ich trete näher und bemerke zu meinem Erstaunen, daß dieselbe in ziemlich großer Handschrift folgende Bekanntmachung auf ihrer weißen Stirn trägt: „Hier wird jeden Sonntag Nachmittag deutscher Gottesdienst gehalten.“ Ich weiß nicht — ja doch! ich weiß es, warum mein Blick gerade auf dieses unscheinbare „Zettelchen“ fallen mußte. Ein helleres Auge, denn das meine, hatte mich geleitet, hatte die Hand des Predigers zum Anschlagen ermuntert, hatte einen Stein in das Wasser geworfen. Der Eindruck, den diese wichtige „Entdeckung“ (das war die Schrift für mein jugendliches Gemüth) auf mich machte, und die Freude, die ich zum Theil dabei empfand, bleiben mir unvergänglich. Und war das im Grund ein Wunder? Schon seit längerer Zeit war kein Gottesdienst mehr gehalten worden. Wir fühlten uns einsam, auf einer leeren Triste — verlassen. Da, wo die Sünder und Spötter saßen, droben im „goldenen Löwen,“ da wollten wir nicht sitzen. Predigt- und Gebetbücher waren wohl zu Haus, aber nach meinem Begriff (schon damals) konnte doch nichts die Kirche ersetzen. Hier

ging nun auf einmal ein blinkender Hoffnungsstern auf. Ich eilte in ziemlicher Hast die Straße hinab, um die frohe Botschaft den Eltern und Geschwistern mitzutheilen, während die Worte: „deutscher Gottesdienst“ beständig in meinem Innern widerhallten. Als ich zu Hause ankam, dampfte das einladende Mittagsmahl bereits auf der Tafel. Und kaum war nach altherkömmlicher Weise das: „Alle Augen warten auf dich Herr,“ auf den Lippen der Mutter verhallt, als ich auch sofort die gemachte Entdeckung mit der größten Wärme meines feurigen Gemüths der Tischgesellschaft kund machte. Diesmal waren denn die Gegenstände der gewöhnlichen Unterhaltung verdrängt. Alles drehte sich in Fragen und Antworten um die Plakate, um den sonntäglichen deutschen Gottesdienst im Basement der Knox's Kirche. Wer mag der Prediger sein? „Ist er auch wohl reformirt? Ist er wohl besser als —? Wird er eine Gemeinde gründen können? Wer von den Deutschen wird sich herbeilassen? Diese? Jene? Die nicht nicht — waren alles Fragen, welche sich von selbst ergaben. Alle waren sichtlich erfreut — nur Einer schien sich nicht viel aus meinen Mittheilungen zu machen. Es war dies einer unserer Arbeiter, ein Schweizer, sonst ein ganz gewöhnlicher Bursche. Mit dem größten Indifferentismus lauschte er dem Meinungsaustausch zu, verlor indessen selbst kein Wort, das contra gewesen wäre. Dagegen hieß er um so munterer in die vorgelegten Lederbissen, daß ihm der Schweiz, wie nie zuvor, in dicken Tropfen über sein volles deutsches Gesicht herabträufelte. Schade — nicht daß er schwigte, meine ich, sondern daß er zu oft ins „Sängers“ und beim alten „Dorenz“ drüber saß, der vorgab, echtes bairisches Bier zu haben. Anderweitig, was Fleiß, Geselligkeit, sich gefällig machen und dergleichen Dinge anlangte, hätte ich mir nie einen bessern Menschen wünschen mögen. Ja so, fast hatt' ich's vergessen, — er war auch leider sehr jähzornig, was ihm zweimal beinahe seine Stelle gekostet hätte. In einem Anfall solchen Jähzorns hatte er in seiner Heimath einem seiner leichtfertigten Kameraden in einem Handgemenge, ohne es gerade zu wollen, das Licht ausgeblasen, und so war er nach Amerika geflüchtet. (Dem wär's doch gewiß nöthig und gut gewesen, wenn er sich über den in Aussicht stehenden deutschen Gottesdienst gefreut hätte. Nicht wahr?) Man verständigte sich noch an der Tafel, daß also die Eltern mit dem Kirchengang kommenden Sonntag den Anfang machen sollten. Und so geschah es. Warum wir Kinder nicht auch gerade mitgingen, ist mir entfallen, es hatte aber ohne Zweifel seinen Grund. Hören wir jetzt den Bericht, welchen die Mutter uns im Familientheils von dem ersten Besuch jenes „deutschen Gottesdienstes“ gab, unter Thränen gab.

„Nun, Mutter, wie hat's Euch in der Kirche gefallen?“ frug ich etwas neugierig.

„Recht gut, Kinder, recht gut.“

„Und der Pfarrer?“

„Nicht minder gut. Hat aber der Mann ernstlich gepredigt! Fast Alle in der Kirche waren zu Thränen gerührt. Nie hörte ich den Weg zum Leben deutlicher auslegen. Wenn die Leute thun, was der Mann sagt, so kommen sie gewiß in den Himmel. Es stimmt alles mit Gotteswort überein, nicht minder mit dem Katechismus und unserm Gesangbuch. Mir ist's ganz klar, was der gute Mann sagte, daß wir alle Buße thun und neugeboren werden müssen.“

„Ja, aber,“ meinte Eins, „wenn dem so ist, was gibt es mit den Leuten in Deutschland, die doch auch fromm sind, und wo die Buße nicht so streng und so aus Erfahrung gepredigt



wird — sind die denn verloren? Da kämen aber wenig Leute in den Himmel."

"Nun," entgegnete die Mutter, „das dürfte kaum unsere Sorge sein, dafür wird Gott sorgen, ich fühle, es muß anders mit uns werden. Nächsten Sonntag müßt Ihr in die Kirche und den Mann hören."

Es versteht sich, daß wir gingen. Wir trafen eine recht ansehnliche Versammlung in dem Erdgeschoß der Kirche. Bei meinem Bruder Heinrich und einem Kameraden, Adolph Klenke, nehme ich Platz — so ziemlich außer Schußweite. Auf der Kanzel sitzt ein ganz einfacher schon etwas ällicher Herr. Er leitet die Andacht ein, betet (knieend), läßt noch einen Gesang folgen, liest dann einen Text und hebt zu predigen an. Er sprach erst sehr langsam und mir wolte es fast scheinen, als könne er es nicht wohl hinbringen; aber es kam bald anders. Merkwürdig: wie die Worte doch ein Gewicht haben! Ich bin endlich lauter Auge und Ohr. Mir ist's, als wenn etwas Unsichtbares an meinem Herzen herumarbeite, kurz ich hatte diese Predigt nicht bloß gehört, sondern auch gefühlt. Der Gesandte Gottes redete die klippereklare Wahrheit von seinem Herzen weg. Dessen war ich mir bewußt. Das Knien zwar gefiel mir nicht, es schien mir katholisch, aber ich wußte doch auch, daß unser Heiland und seine Jünger dergleichen gethan hatten. Der Kirchengang wurde fortgesetzt und zwar so, daß einmal Einer zu mir spöttisch mit blinzelnem Auge sagte:

„Wohin?"

„In die Kirche."

„Warst du nicht heute Vormittag eben dort?"

„Genau so."

„Ihr treibt's aber stark!"

„Nicht so stark wie Manche den ‚goldenen Löwen‘ besuchen.“ — Dieser letzte Stieb hatte seinen Mann getroffen und mit einem: „Nur zu!“ kroch er schein in das erwähnte Gasthaus.

Wir mußten also sogleich lernen, daß wer Jesu nachfolgen will, der muß sich selbst verleugnen. Indessen, wie der freundliche Leser sieht, hatte die Plakate bereits ihre guten Wirkungen gehabt. Wir standen fest bei der Kirche.

Bald darnach — es war an einem gar hübschen Junimorgen — besuchte uns auch der neue Seelsorger in unserm Heim. Wie er dies ausgefundschaftet hatte, weiß ich nicht. Aber drunten an der Jamesstraße, nicht sehr weit von wo die plätschernden Wellen des lieblichen Ontariosees die Ufer bespülen, steht ein einfaches Främißgebäude mit einem ziemlich großen „Ladenfenster“ in der Fronte. In dies Haus trat der Prediger. Wir arbeiteten im zweiten Stock. Der Mann hatte einen eigenthümlichen, kurzen, chronischen Husten. Daran erkannte ich ihn sofort. Sagte ich zu Vater, Brüdern und den

Gesellen: „Der deutsche Pfarrer ist da! Schön wär's, wenn wir hinabgingen.“ Gesagt, gethan. Ah! ein stiller, feiner Herr, denke ich. Welch ein sanfter, überwältigender Blick entströmt dem klaren vollen blauen Auge! Und was sagte er? Unter den persönlichen Fragen sind mir diese noch geblieben:

„Und wie geht's denn in der christlichen Religion?"

„O, es geht ja soweit gut, Herr Pfarrer.“

„Freut mich sehr. Kommen Sie nur recht fleißig in die Kirche.“

„Will's Gott, daran soll's nicht fehlen.“

„Ja, der liebe Gott will das.“

Weiter nahm er uns diesmal nicht aufs Korn, als daß er mit uns niederkniete und ein kurzes Gebet sprach. Wie neu war uns das und doch wie biblisch richtig!

Das gute Werk (Phil. 1, 5.) war begonnen. Die Lust der Welt verlor für uns Alle je länger je mehr ihren Reiz. Das Gebet wurde regelmäßig in der Familie durchgeführt. Alle fanden Trost und Frieden in den Wunden Jesu. Mit Rücksicht auf die schönen Gottesdienste und die Gemeinde konnten wir fröhlich singen und sagen: „Der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, nemlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott.“ Wie wohl war's uns, wie jubelten wir dem Herrn Dank empor! — Und nun, lieber Leser, erinnerst du dich noch an mein Gleichniß im Eingang? Siehst du, wie sich die Kreise allmählig erweiterten? Und meinst du vielleicht, ich wäre es allein, den jene Plakate so still, als göttlicher Bote, zum Gottesdienste gerufen habe? Noch viele Andere hatten sie mit mir bemerkt, es waren auch hungrige, verlangende Seelen. Sie waren auch gekommen, und die Ringwellen, die Anfangs nur klein waren, wurden größer und größer, bis sie endlich das Herz erreichten. Hätte ich nur Raum es zu erzählen, es würde dir gewiß über Manchem unter deinem Brusttuch recht warm werden. Noch ist der gesegnete Wellenschlag, den jene Plakate bei mir und Andern gewirkt, nicht am Ufer. Noch immer dauert er an, nemlich so lange der Allgütige droben es wünschen mag. Ich weiß wohl, es hätte auch anders gehen können, das sage ich nicht, aber so ging's eben nun einmal. Jene anscheinend geringe That des frommen Predigers hatte für mich große, herrliche Folgen, die er zur Stunde sicherlich nicht ahnen konnte. Und überblickst du, lieber Leser, dein Leben, so findest du gewiß ebenfalls solche göttliche Ausgangspunkte; und kannst du nicht auch dieselbe in ähnlicher Weise überschreiben, so mag's für dich doch denselben Sinn haben.

In der Bollenbung aber werden die gesegneten Folgen gut, anscheinend unbedeutender Handlungen erst recht offenbar werden, darunter auch, ich weiß es, der Segen jener Plakate.

## Weihnachten.

Von W. Huber, jr.

Leis kommt vom Himmel nieder,  
Auf segensflügeln sacht,  
Mit tausend goldenen Sternen  
Die heil'ge Weihenacht.  
Sie kommt zu allen Herzen,  
Kommt liebevoll und leis:  
Nun zündet schnell die Kerzen  
Am grünen Tannenreis.

Erwach, du süße Jugend,  
Erwach aus deinem Traum.  
Es hat der Weihnachtsengel  
Gebracht den Tannenbaum.  
Nun magst du freudig jubeln,  
Da dir entgegen lacht  
Im duft'gen Lichterglanze  
Der Gaben reiche Pracht.

Und du, mein Herz, o träume  
Dich einmal wieder jung.  
Träum' deiner Jugend Träume  
In der Erinnerung.  
Und lächelt dir die Jugend  
Aus Kinderaugen hold:  
Dann hat der Weihnachtsengel  
Erreicht, was er gewollt.





## Der erste Schnee.

(Von Julius Rohmeyer.)

**V**om Himmel fallen dichte Flocken;  
 Da sitzt auf seinem Lieblingsplatz,  
 Dem dürrn Ast, der junge Spatz  
 Und piept und zetert ganz erschrocken:  
 „He da, was kommt denn da herunter!  
 Das wird ja toller stets und bunter!

Ei, sagt mir eins, was ist denn das?  
 Schloßweiße Flockchen, kalt und naß?  
 Ich bin doch bald  
 Acht Monden alt,  
 Und habe so was nie gesehn,  
 Wie soll ich nur das Ding verstehn?  
 Und immer kommt noch mehr und mehr,  
 Weiß ist die Erde rings umher,

Die Wiesen und die Wege,  
 Die Felder und Gehege.  
 Was soll denn wieder diese Neuerung?  
 Ist's nicht genug an Frost und Theurung?  
 Wie soll man da ein Krümchen finden?  
 Und wie das blüht, schier zum Erblinden!

Bedeckt sind Hügel, Dorf und Wald,  
 Und jedes Zweiglein naß und kalt.  
 Man gleitet aus bei jedem Schritt;  
 Nein doch, da spiel' ich nicht mehr mit!  
 Wie soll sich unsereins da noch  
 Vor Schnupfen und Erkältung hüten?  
 Ein solches Vorgehn sollte doch  
 Fürwahr die Polizei verbieten.“



## Deutsch oder Englisch.

Eine Plauderei von R. L.

## III.

**I**n britischer Gelehrter (A. S. Gray) hat ein Buch herausgegeben, welches fünf Dollars fünf und zwanzig Cents kostet, dasselbe enthält eine Einleitung zum Studium des englischen Seegrases! Das ist erst die Einleitung, nun denke man auch an das Durchkommen, die Ausführung, und an all das nichtenglische Seegras! Zwei pariser Aerzte (Barth und Rogers) veröffentlichten eine Abhandlung von 416 Seiten über Behorchen (Auskultation), ein Deutscher (Niemeier) ergießt sein Herz in zwei Bänden über denselben Gegenstand, und ein anderer Deutscher schrieb ein ganzes Buch über einen Fischknochen! Man lache nicht — denn das sind wichtige wissenschaftliche Fragen! Welchem Fisch jener Knochen gehörte, ob er im sechsten oder achten Jahrhundert vor oder nach der Sündfluth gelebt (die Neuern schreiben gern Sintflut, die christl. Leser erschauern warum), ob er sich im Süß- oder Salzwasser von Fleisch- (Fisch) oder Pflanzenkost nährte, wo seine Vorfahren herstammten, ob sie in ihrem Lande (Gewässer) blieben und sich redlich durchbrachten, oder ob sie auswanderten, die Familienverhältnisse, Vettertschaft, geselligen Neigungen, conservative oder fortschrittliche Gesinnung derselben, ob sie nicht aus der Art schlugen, wann ihr Geschlecht seine Blüthezeit erreichte, wann sein Verfall begann, wie viele von der Familie zur Zeit des Aristoteles noch lebten, wie viele zur Zeit des Plinius, in welchem Jahre der letzte direkte Abstammung gestorben ist und wie, und ähnliche abstruse stoppeldürre Fragen nennt man Wissenschaft. Ob die Seele des Menschen in dieser und der zukünftigen Welt glücklich oder namenlos elend werde, das kümmert diese Herrn selten etwas. Fischknochen, alte Steine, Muscheln und Schnecken-schalen scheinen ihnen wichtiger, aber dieser Welt Weisheit ist Thorheit bei Gott. (1. Cor. 3, 19.)

Doch ich bin etwas zu weit in den Fischknochen hineingerathen, ich wollte nur andeuten, daß das böse Deutschweh vielleicht ebensoviel Recht hat in einem dicken Buch behandelt zu werden, als der vorerwähnte Fischknochen.

Im Anschluß an den vorhergehenden Abschnitt dieses Artikels möchte ich noch etwas schreiben über das Wort „schreiben“ und die davon abgeleiteten Formen. Von dem Zeitwort „schreiben“ bilden wir die abgeleiteten Worte Schreiben, writing; Schrift, writing; Schriftstück (gerichtliches), writ; Schreibung, writing; Schreiber, writer; schreibfüchtig, schreibselig, writative; und viele andere. Unsere englischen Freunde sind jetzt aber mit den einfachen Ableitungen von to write am Ende. Somit gehen sie frisch zu den Lateinern und borgen scribbler, Schreiber; scribble, schreiben, kriegeln; scribblement, Schreiberei; scribbling, Geschreibsel; scribe, schreiben, Schreiber und Schriftgelehrter; description, Beschreibung; describe, beschreiben; prescribe und prescription, Vorschrift oder Verschreibung; prescribe, verschreiben oder vorschreiben; circumlocation, Umschreibung; rescription, Rückschrift; rescript, Zurschrift; circular, Rundschreiben; circumscription, Umschrift; superscription, Uberschrift; subscription, Unterschrift; subscriber, Unterschreiber; directions, Aufschrift; conscription Einschreibung;

ascription, Zuschreibung; ascribe, zuschreiben; inscription, Inschrift; inscribe, einschreiben; transcribe, um- oder überschreiben; transcribe, Ums- oder Uberschreibung; copy, abschreiben und Abschrift; copyist, Abschreiber; plagiarist, Nachschreiber (literarischer); postscriptum, Nachschrift; cuneiform inscription, Keilschrift; und manche andere vom lateinischen scribere, schreiben; abgeleitete Worte. Die Vor-silben sind ebenfalls lateinisch: super bedeutet, über; sub, unter; trans, durch; in, ein, in; pre, vor; post, nach; re, wieder; circum, um, herum; con, mit; a, ad, zu; u. s. w. Man sieht also, daß superscription genau dem deutschen Uberschrift entspricht, description, dem deutschen Beschreibung zc. (Vergl. Lukas 23, 38.; Matth. 22, 20.; Jos. 18, 6.; Jes. 10, 1.; Hiob 36, 3.)

Noch nicht zufrieden mit all diesen Fremdworten borgte man vom Griechischen: paraphrase, umschreiben und Umschreibung; orthography, Rechtschreibung; geography, Erdbeschreibung; prototype, Urschrift oder Urbild, und andere vom Griech. graphen, schreiben, direkt oder indirekt abstammende Worte, die ihrer Fremdartigkeit wegen in sehr geringem Maße dem englischen Volk verständlich sind, während das deutsche Volk in seiner Muttersprache eine fast unererschöpfliche Fülle der treffendsten und leichtverständlichsten Ausdrücke besitzt.

Zur Abwechslung wollen wir fortfahren und uns beim „Fahren“ etwas verweilen. So bequem ist dieses Wort, daß es uns Deutschen ganz unentbehrlich erscheint, im Englischen hat man aber nichts demselben Entsprechendes und muß sich auf allerlei Weise durchhelfen mit to ride, to drive, to carry, to convey, to haul, to fare etc. To ride meint eigentlich reiten; to drive, treiben; to carry, tragen; to convey, fortgeschaffen; to haul, holen; to fare, reisen, essen, trinken, wohl oder übel mit oder bei etwas fahren.

Man erlaube mir noch einige Vergleiche über dieses Wort und seine Ableitungen, es wird dem Leser nicht schwer sein, die Ueberlegenheit und logische Schärfe der deutschen Worte herauszufühlen. Von „fahren“ bilden wir Fahrt, passage; Ab-fahrt, departure; Abfuhr, removal; Einfuhr, importation; Ausfuhr, exportation; Einfahrt, entrance; Ausfahrt, gate-way, out-gate; Ueberfahrt, passage; Auffahrt, ascension (auch Himmelfahrt, Aufstieg, Aussteigen zc.) Hin-fahrt —? — Durchfahrt, thoroughfare; Durchfuhr, transit; Nachfuhr, conveying after; Nachfahrt, following after; Fahrbarkeit, practicableness; fahrbar, practicable; Wohlfahrt, welfare; Befahrung (der See), navigation, einer Eisenbahn? Fahrte, track; Fähre, ferry; Fahre, Furche, turrow; Furt, ford; Anfurt, landing-place; Verfahren, procedure; Gefährt, vehicle; Gefährte, companion; Fahr-niß, movables; Fahrlässigkeit, negligence; Gefahre, Fuhre, Fuder und andere. Ueberdem haben wir eine große Anzahl von trefflichen zusammengesetzten Hauptworten, als Fuhrmann, Fuhrwerk, Fuhrmann, Fahrplan, Fahrzeug, Fahrbahn, Fahr-schein, Fahrgeld zc. Nun denke man noch an die Zeitworte einfahren, ausfahren, umfahren, auffahren, abfahren, an-fahren, vorfahren, beifahren, durchfahren, hinfahren, fahlfahren,

nachfahren, überfahren, zufahren zc. Wegen Furt und Anfurt sehe man in der deutschen und englischen Bibel: 1. Mose 32, 22.; Jos. 2, 7.; Rich. 3, 28.; Rich. 12, 5-6.; 2. Sam. 19, 18.; 1. Mose 49, 13.; Rich. 5, 17.; Jer. 47, 7.; Ps. 27, 28.; Apstg. 27, 12. 39., der Vergleich ist interessant und belehrend.

Man sieht an diesem Beispiel wieder wie aus dem Wurzelwort „fahren“ ein ganzer Baum von Worten erwachsen ist, und trotzdem jedes Wort in Form und Bedeutung verschieden ist, sind doch alle von der einen Grundidee „fahren“ durchdrungen, und leicht erkennbar weil ein jedes von ihnen die Stammfylbe „fahr“ in sich trägt. Im Englischen hat man von vielen Sprachen allerlei frembartiges Zeug zusammengeborgt, die eigene Sprache aber vernachlässigt. Vor vierzehnhundert Jahren als die Angelsachsen von Deutschland auswanderten und England eroberten, nahmen sie das Wort „fahren“ mit, haben aber wenig oder fast nichts zu seiner Entwicklung gethan, denn fahre hat noch jetzt eine so vage weit-schweifige Bedeutung, daß man unwillkürlich an die unvollkommen vielbeutige Sprachweise der barbarischen Völker erinnert wird. Noch in unserer Zeit bedeutet „fare“ fahren, gehen, reisen, ergehen, leben, essen, trinken, Fuhrlohn, Jahrgeld, Fährgehalt, Speise, Kost, Erfahrung, Neuigkeiten, Zustand, Ladung, ein Wagen oder Schiff voll Fahrgäste, Ueberfahrt, die Ueberfahrennden, und manches andere. Von zusammengefügten Worten hat man außer thoroughfare, welfare und farewell nichts gebildet, furrow ist angelsächsischen Ursprungs, ferry hat man vom Deutschen entlehnt, alle die andern Worte stammen vom Lateinischen und Französischen, sind somit Fremdworte, und dem englischen Volke nur mit Hülfe des Wörterbuchs oder durch langjähriges Hörensagen verständlich. Bei der letztern Methode geht's aber oft wie es jenem jungen Deutschen erging, der sagte: „Das ist prattisch,“ wollte aber sagen, es sei wahr und diesen Gedanken durch „Das ist factisch“ ausdrücken. Einen jungen irischen Prediger hörte ich einmal beten: „O Lord our God, we procrastinate ourselves before thee,“ er wollte wahrscheinlich sagen „prostrate“ sich beugen, niederfallen im Gebet, mochte aber dies procrastinate irgendwo gehört haben; es hatte ihm gut gefallen, so nahm er es in Gebrauch ohne viel zu fragen, was Webster oder Worcester sagt. Procrastinate meint aber verzögern, aufschieben, langwierig machen als: „A procrastinated disease“ — eine langwierige Krankheit.

Werfen wir noch einen Blick in das Gebiet der Thierkunde, so finden wir wieder wie schwierig das Englische ist. Für Thierkunde gebraucht man das Wort zoology, vom Griech. zoon, ein lebendig Wesen und logos, Wort oder Abhandlung; Thierbeschreibung, zoography, von zoon und graphen, schreiben; Säugethiere, mammalia, vom lat. mamma, die Brust; Wirbelthiere, vertebrates; Vierfüßler, quadrupeds, vom lat. quatuor, vier und pes, pedis, Fuß; Vierhänder (Affen), quadrumane, vom lat. quatuor und manus, Hand; Zweifüßler, biped, vom lat. bis, zweimal und pes, Fuß; Nagethiere, rodentia; Wiederkäuer, ruminantia; fleischfressend, carnivorous; pflanzenfressend, herbivorous; fruchtfressend, frugivorous; allesfressend, omnivorous; Fäulnisfressend, granivorous, vom lat. carnis, Fleisch; herba, Kraut; frux, Frucht; omnis, alles; granum, Getreide und vorare, verschlingen. Ornithology, ichthyology, entomology, felidae, canis und viele andere, die man in den Schulbüchern findet, werden die jungen Leser mit Hülfe des Wörterbuchs wohl verstehen. Da fällt mir aber noch ein Wort

ein, das heißt: ichthyophagist, hu, hu, was meint denn das? Ein Fischeßer, sonst nichts, und noch eins: ichthyophagous — fischessend, beide stammen vom griech. ichthys, Fisch, und phagein, essen. Anthropophagus und anthropophagi ist noch ein Pröbchen, wie leicht und kurz die englische Sprache ist, und was meint denn dies liebe Wörtchen? Lieber Leser, du könntest vielleicht lange rathen, wenn ich dir's nicht klar mache, das meint soviel als Menschenfresser, abgeleitet vom griech. anthropos, Mensch, und phagein, essen. Wenn du aber auf zehn Meilen in der Runde einen Menschen findest, der dies Wort ohne Wörterbuch versteht, so kannst du von Glück sagen und mußt in einer sehr gelehrten Gegend wohnen. Ich möchte hier bei uns herum nicht auf die Suche gehen, weil ich aus guten Gründen der Ansicht bin, daß es vergebliche Mühe wäre.

Jetzt ein paar Worte über alltägliche Dinge: Dreieck, Viereck, Fünfeck, Sechseck, Achteck, dreieckig, sechseckig, achteckig u. s. w. versteht fast jedes achtjährige Kind in Deutschland. Man versuche nun, wie ich es mehr als zwanzigmal gethan, und zeichne englischen Kindern ein Dreieck hin und frage, was das sei, und fast regelmäßig wird man die Antwort erhalten: „That is a three-corner.“ Die Wörterbücher enthalten aber kein solches Wort, sondern nennen ein Dreieck triangle, vom lat. tria, drei und angulus, Winkel. Die Antwort der Kinder zeigt uns den natürlichen Weg von gewissen Stammwörtern neue abgeleitete Worte zu bilden, liefert aber zugleich den Beweis, wie widersinnig, unnatürlich und verkehrt die bisher befolgten Regeln der englischen Wortbildung sind. Man zeichne dem Kind ein Viereck; meist kommt die Antwort: „That is a four-corner,“ five-corner, für Fünfeck u. s. w. Nun aber heißt ein Viereck square, quadrat und quadrangle, vom lat. quatuor, vier und angulus, Winkel. Fünfeck nennt man pentagon, Sechseck hexagon, Siebeneck heptagon, Achteck octagon, Zehneck decagon zc. vom griech. pente, fünf; hex, sechs; hepta, sieben; okto, acht; deka, zehn und gonia, Winkel. Die beinahe babilonische Sprachverwirrung noch verwirrt zu machen, borgt man noch vom lat. quinquangular, sexangular, septangular, octangular, fünf-, sechs-, sieben-, achteckig und viele andere. Ein länglich Viereck nennt man oblong parallelogram, ein gleichseitiges Dreieck equilateral triangle, einen rechtwinkligen Würfel oder Cubus rectangular parallelepipedon. Wer Geometrie und Zeichnen studiren will, der muß noch mehr von dieser Sorte lernen, für die andern Leser aber wird's genug sein.

Um sich mit der Sprache der englischen Heilkünstler bekannt zu machen, lasse man sich bei einem Droguisten einige Patentmedizin-Kalender geben, man bekommt sie fast überall umsonst. Manchem thut der Kopf weh vom vielen Nichtgebrauch desselben, wie manchem der Rücken vom vielen Liegen. Gleißiges Buchstabiren im Patentmedizin-Kalender oder nützlichen Büchern hilft oft mehr gegen Kopfschmerz als Pillen und Pulver. Probirt's.

Doch noch eins über die Herren Doktoren. Vor zwei Jahren wohnte ich in Ch. einer Vorlesung bei über Naturkunde des Menschen (Human Physiology). Ich war in Gesellschaft von zwei Ebitoren und einem klassisch geschulten Prediger. Professor S. sparte die gelehrten Worte nicht und verstieg sich bis in die thoracic und lumbar regions. Ich machte meine Freunde allseitig auf diese hochgelehrte Wendung aufmerksam, aber sie wollten dieselbe nicht recht würdigen (appreciate). Mir war's auch beinahe so ergangen, hätten



wir nicht zu jener Zeit Eph. 6, 10-20. als Sonntagsschul-Section gehabt, wo mich „Harnisch“ ein wenig in Harnisch brachte, so daß ich das griech. thoraka umständlich prüfte, und mir thorax, Brust, noch frisch im Gedächtniß war, auch lumbar brachte ich mit lumbus, lat. Lende, in Verbindung, und war somit einer aus den 4000 Zuhörern des Professors, die erriethen, daß er von der Brust und hintern Hüftgegend docirte. Es geht nichts über gut Glück!

In der deutschen Gerichtssprache hätte der Potsdamer Sprachreinigungs-Verein auch noch ein ergibiges Feld für seine Reinigungs-Bestrebungen, aber die englische Gerichts- und Advokatensprache ist solch ein buntschweißiges, vielköpfiges Ungeheüm, daß man ein berufsmäßiger Advokat sein müßte, um sich einigermaßen durch ihre Irr- und Wirrgänge durchzufinden. Ich rathe aber doch allen unsern Lesern, sich mit der Gerichtssprache soviel als thunlich bekannt zu machen, jemehr sie dies thun, desto weniger werden sie die Advokaten nöthig haben.

Als einen Beweis für die Biegsamkeit der deutschen Sprache möchte ich das Wort metempsychosis anführen. Sehr wenige unserer englischen Freunde verstehen seine Bedeutung, im Deutschen sagt man Seelenwanderung, ein Wort, das jeder einigermaßen in der Völkerkunde bewanderte Deutsche versteht. Metempsychosis kommt von drei griech. Worten, meta, über; en, in und psyche, Seele. Man könnte in wörtlicher Wiebergabe der griech. Stamm syllben „Uebersee- lung“ oder „Uebereinseelung“ sagen, im Englischen zeigt sich aber kaum eine Möglichkeit, weil die Sprache zu steif und unbiegsam ist, somit borgt man lieber, anstatt selbst zu produziren.

Diese Steifheit und Formenarmuth zeigt sich auch an dem Worte bit. Dasselbe stammt von to bite, heißen. Bit meint Gebiß, Bissen, Bischen und Bohrer. Bite, heißen, anbeißen, zerbeißen, aufbeißen, einbeißen, beißen, einbeizen, abbeizen, Biß, Anbiß, Abbiß, Imbiß, Bißwunde; biter, Beißer, Einbeißer; biting, beißend, Beißen, Anbeißen, Lockpeise, Köber zc.

Man könnte solche Vergleiche bis ins Langweilige ausdehnen, wir wollen's aber jetzt gut sein lassen und uns bei der englischen Aussprache ein wenig verweilen. Man kann kaum mit Recht sagen „bei den Regeln der englischen Aussprache“, denn da herrscht eine Verwirrung, wie man sie fast nirgends sonst findet. Der Buchstabe A z. B. hat acht verschiedene regelmäßige Laute und einige Extralaute außerdem. Einmal klingt er wie ah, dann wie oah, äh, eh, ehi, ih, wie i in Bitte, wie ea im öfterreichlichen Halt und in manchen Lautschattirungen, die in der deutschen Sprache nicht zu finden sind. E hat fünf, I vier, O acht, U fünf und Y drei verschiedene Laute. Die engl. Sprache hat 43 Laute aber nur 26 Buchstaben, daher kommt so schrecklich viel Confusion, doch könnte es besser sein, wenn man nur mit diesen 26 Buchstaben ordentlich haushalten würde. Nun aber klingt i, ais, ei, ie, y, eye, ay, igh manchmal wie ei, in andern Worten klingt i, ei, ie, y, ee, ea, ae, oe, ui wie ih, so daß kein Gelehrter oder Ungelehrter sich in dieser Verwirrung zurechtfinden kann, ohne durch lang-jährige Übung in einen gewohnheitsmäßigen Sicherheits-schlenbrian eingeleitet zu sein. Rite, right und write werden ganz gleich ausgesprochen, ebenso sweet und suite, boy, buoy, great und grate, kernel und colonel, flew und flue, doe und dough, time und thyme, new, knew und gnu, toe und tow, him und hymn, needed und kneaded, threw und through, wait und weight, tiers und tears, you, yew und ewe, cent, scent und sent, nose und knows, collar, choler und viele andere.

Als ein seltenes Beispiel von der Kunst alles so verkehrt zu machen als nur möglich mag hier die Endung ough dienen, für außeramerikanische Leser füge ich die achtfach verschiedene ordnungsmäßige (?) Aussprache bei. Cough, kausf, Husten; dough, doh, Teig; bough, bau, Zweig; tough, toff, zähe; through, thruh, durch; thorough, thrurow, gänzlich, gründlich; lough, lof, See; hiccough, hitupp, Schlucken, Schluckser. Oft ist das gh ganz stumm, in manchen Worten klingt's wie f, wie ff, wie k oder g, und das nennet man Regel (rule).

Worcester spricht man Wuster aus, welche Regel hat man dafür? Gloucester, Gloster, Southwark, Suthrick und Brougham, Bruhm. Wenn ein Kind Bruffam Brauham, Brudam Bruham oder Bruggam aussprechen würde könnte man sich wundern? Es wäre mehr Analogie und folglich Logik in irgend einem der angeführten Aussprachsbeispiele als in Bruhm.

Trotz der unsystematischen Ableitungsformen und des buntschweißigen Fremdwörter-Umwesens würde die englische Sprache für einen Ausländer in etwa der Hälfte der jetzt erforderlichen Zeit zu erlernen sein, wenn nur die Aussprache in strikt phonetische Regeln gebracht werden könnte. Wenn ich alle die Minuten und Theile von Minuten und Stunden zusammenzählen könnte, die ich in den letzten acht Jahren beim englisch Lesen im Wörterbuche verblüthet habe, es machte viele Wochen und Monate von Arbeitstagen jeden zu zehn Stunden gerechnet. Ich gebrauchte das Wörterbuch jeden Tag, aber aus fünfzig Mal kaum einmal wegen der Bedeutung der Worte, fast immer nur der Aussprache wegen.

Diejenigen Engländer und Amerikaner, die außer dem Englischen mit keiner andern Sprache bekannt sind, meinen freilich, ihre Sprache sei die schönste, reinste und vollkommenste. So denken die Deutschen, Polen, Russen und Chinesen auch. Göthe's Ausspruch: „Wer nur eine Sprache kennt, kennt keine,“ findet hier seine Anwendung, denn wer nur eine Sprache kennt, kann keine Vergleiche anstellen und hat somit keine Befähigung zum Urtheilen. Von vielen Zeugnissen kompetenter Beurtheiler will ich nur dasjenige des großen amerikanischen Sprachforschers N. Webster anführen. Derselbe sagt im Vorwort zu seinem Unabridged Dictionary: „Das Formenbildungs-System der englischen Sprache ist sehr unzulänglich; sie besitzt nicht mehr die unbegrenzte Kraft der Entwicklung aus ihren eigenen Hülfquellen, wie wir es im Angelsächsischen und Neuhochdeutschen sehen. Anstatt ein nothwendig gebrauchtes neues Wort aus den im Englischen vorhandenen Sprachelementen zu erzeugen, gehen wir oft zum Latein oder Griechisch, und finden oder modelliren uns da etwas, das unserem Zweck entspricht. Durch dieses Verfahren wird unsere Sprache in eine abhängige Stellung gebracht und herabgewürdigt (reduced), ihre Bedürfnisse durch beständiges Borgen zu befriedigen. Doch es ist ein noch ernstlicherer Nachtheil, daß wir, um unsere Ideen auszudrücken, dieselben in todt Sprachen übersetzen müssen. Das Ausdrucksvolle der neuen Bezeichnung, das, was sie für den besonderen Zweck geeignet macht, ist Denen verborgen, die mit den klassischen Sprachen unbekannt sind, das heißt der großen Mehrzahl Derer, welche die neuen Worte gebrauchen sollen. Ihnen ist es eine Gruppe willkürlicher Syllben und weiter nichts. Die so geborgten Ausdrücke verlieren dadurch viel von ihrer Kraft, den Geist anzuregen, die Gedanken zu beleben und zu eigener Thätigkeit anzuspornen.“

Das ist das Urtheil eines großen Sprachgelehrten, dessen Werke in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind.

Man wird ihm nicht vorwerfen wollen, daß er das Deutsche zu günstig beurtheilt habe; er hat in unparteiischer Wissenschaftlichkeit sein Urtheil abgegeben — da steht's und wird noch lange stehen.

Nun noch etwas über das böse Deutschweh. Eins der besten Heilmittel ist, daß man das Englische nicht zu hoch schätze und das Deutsche nicht zu gering. Ehre, dem die Ehre gebührt. Schaunet auf die Sprache selbst und nicht so viel auf die Leute, die sie sprechen.

Den Eltern rathe ich bringen an, ihre alten Dialekte, plattdeutsch, hessisch, pfälzisch, schwäbisch und dergleichen hübsch in den Ruhestand zu versetzen und das Hochdeutsche mehr zu pflegen. Wer seinen Kindern nichts als Platt, oder ein verstümmeltes Deutsch lehrt, der sollte sich nicht wundern, wenn dieselben das Deutsche hassen und die Alten wenig respektiren. Wir leben hier nicht in Plattdeutschland. Es ist genug, wenn man das Hochdeutsche in diesem Lande erhalten und respektabel machen kann. In manchen Gegenden Deutschlands hat man auf alle hundert Ader Land einen andern Dialekt, daß alle diese Hundertacker-Dialekte noch ein paar hundert Jahre hier fortbestehen sollten, das sei ferne. Was hindern sie das Land? Je eher und gründlicher damit ausgeräumt wird, desto besser.

Gute deutsche Literatur sollte in jeder deutschen Familie zu finden sein. Leider haben wir noch eine Menge evangelischer Familien, die den Botschafter nicht einmal halten, und das Magazin wird oft als ein Stiefkind behandelt. Ich kenne manchen alten Farmer, bei dem die Dollars und Viertel gar reichlich zu finden sind, aber das Magazin darf doch nicht kommen — weil — weil er keine Zeit zum Lesen hat, oder seine Brille nicht gut ist. Seine Kinder aber haben Zeit genug, Wild Oats, Chimney Corner und dergleichen zu lesen, brauchen auch keine Brille. Ja, die können nicht gut deutsch lesen! Freilich nicht, lernen's auch nie, wenn sie nichts zum Lesen haben. Ich kenne viele junge Leute, deren Eltern schon hier geboren wurden, und doch können sie gut deutsch lesen.

Ein Wörterbuch (dictionary) sollte ebenfalls in jeder Familie vorhanden sein. Leider findet man auf dem Lande aus zehn Familien kaum eine, wo ein solches zu finden ist. Die Deutschen können freilich ihre Sprache ohne Wörterbuch verstehen, beim Englischen ist das aber anders. Wenn englische Advokaten, Professoren, Aerzte, Prediger, Lehrer, Staatsmänner und Gelehrte ein dickes Wörterbuch zu beständigem Gebrauch auf dem Schreibtisch liegen haben, um nur ihre eigene Sprache zu verstehen, wie kann man denn so unbillig sein und erwarten, die höchst nachlässig geschulten Kinder auf dem Lande könnten ohne ein solches beim Englischlesen fertig werden?

Wo bekommt man sie denn, und was kostet denn eins? so

höre ich schon im Voraus manchen wißbegierigen Leser fragen. Ich antworte darauf: Bekommen kann man sie in jedem guten Buchladen, besonders auch in unserer Anstalt. Ein jeder Prediger kann auch eins verschaffen. Die Preise variiren von 25 Cents bis zu 12 Dollars. Die American Book Exchange gibt ein Taschenwörterbuch heraus, hübsch in Leinwand gebunden, kostet nur 25 Cents und das Porto. Webster's Dictionaries werden an Genauigkeit von keinen übertroffen, dieselben werden in sieben Ausgaben publizirt, von 75 Cents bis zu \$12. Für deutsche Familien würde ich aber entschieden ein deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch anrathen. Zahner, Taschenwörterbuch, 50 Cents; Dehlschlager \$1; Kunst \$2; Köhler \$2.50; Kalkschmidt \$3; Thieme-Preußer \$6; Grieb, zwei Bände, \$12. Von den englisch-englischen Wörterbüchern sollte man kein geringeres nehmen als Webster's Academic, Preis \$1.75. Von den englisch-deutschen ist Kunst insofern für die Kinder zu empfehlen, als er die Aussprache nach Webster enthält, wer es aber machen kann, scheue die sechs Dollars nicht und schaffe sich den Thieme-Preußer an, ich ziehe ihn in mancher Beziehung dem theuren Grieb vor, auch gibt Thieme-Preußer die Aussprache von etwa 14,000 geographischen und Personennamen, was beim Vibelstudium oft sehr wichtig ist. Grieb läßt Einen aber bei den Eigennamen im Stich.

Warum ich ein englisch-deutsches Wörterbuch empfehle, ist halb gesagt. Ich nehme z. B. aus Webster's Academic Dictionary das Wort perpendicular. Die Erklärung ist: 1. At right angles to the plane of the horizon. 2. At right angles to a given line or surface. 3. A line or plane at right angles to another, a vertical line or plane. Ein englisch-deutsches Wörterbuch sagt einfach: perpendicular, senkrecht und braucht nicht so viel Erklärungen. Perspiration erklärt ein engl.-engl. Wörterbuch mit: cutaneous exhalation, nun kann man aber lange suchen, bis man weiß, was das ist; im Deutschen heißt's einfach Hautausdünstung.

Viele Leute haben nie ein Wörterbuch in zwei Sprachen gesehen, vielweniger eins benutzt, und doch ist es so nothwendig, wie der Schlüssel zum Speisefranke. Wenn man Lebensmittel im Ueberfluß hat und den besten Appetit zum Essen, es ist aber alles eingeschlossen und der Schlüssel verlegt, was nützt es dann. So ist's mit einem guten Buch, sei es englisch oder deutsch, wenn man keinen Schlüssel hat, kann man die verborgenen Schätze nicht heben. Ein gutes Wörterbuch ist ein solcher Schlüssel. Darum wünsche ich allen unsern wißbegierigen Lesern und Leserinnen ein solches. Die frohe Weihnachtszeit mit ihren schönen Gaben ist so nahe vor der Thür — wer weiß, was da alles mitkommt? Edelbescheidene Hoffnungen werden am leichtesten erfüllt, mögen es auch die unserer Leser werden.

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XVIII. Hauptlehren der heiligen Schrift.

Die Lehren der heiligen Schrift als ein Ganzes, bezeichne man, denke ich, nicht unrichtig mit dem bekannten Worte, Theologie. Die Theologie ist diejenige Wissenschaft, die von Gott, seinem Wesen, Eigenschaften und Regierung und von

dem Verhältniß des Menschen zu Gott handelt. Die Hauptpunkte in der Theologie theilt ein Gottesgelehrter also ein:

1. Der allmächtige Gott — seine Natur, Charakter und Werke.
2. Der Mensch als von Gott — durch ihn geschaffen nemlich.
3. Der Mensch mit Gott — im Einflang mit seinem Charakter, seinen Willen befolgend, sich seiner göttl. Gemeinschaft erfreuend.



4. Der Mensch wider Gott — sündigend, auf dem Wege zum Verderben.

5. Der Gottmensch — seine Natur, Geschichte und Mission.

6. Gott im Menschen, durch die Kraft und Einwohnung seines heiligen Geistes.

7. Der Mensch auf ewig mit Gott — im Tod, vor dem Gericht, im Himmel.

8. Der Mensch ohne Gott — hier und im Jenseits.

I. Während wir suchen Gott in seiner Natur, in seinem Charakter und in seinen Werken (Schöpfung, Vorsehung, Gnade) zu studiren, müssen wir bedenken, daß die Bibel dazu unsere Hauptquelle ist. Nur sie allein kann unser Textbuch sein. Mit ihr stehen und fallen unsere Einsichten. Bei einem gründlichen Studium werden wir finden, daß die Lehren der Schrift einerseits vollständig mit der Naturwissenschaft übereinstimmen, andererseits besonders auch mit dem, was sich in unserer Natur kund gibt und nicht minder mit den Erfahrungen der Gläubigen aller Zeiten. Obgleich nun der liebe Gott sich zu uns in seinem Wort geoffenbaret hat, so müssen wir uns dessen ungeachtet doch nach allem gesehen, daß kein endlicher Verstand ihn, den Verborgenen (Hiob, 37, 23.; Ps. 145, 5. und A. m.), zu fassen vermag. Kein Engel wird je die Tiefen der Gottheit zu erforschen im Stande sein. Und dennoch ist es für uns möglich Gott zu erkennen. Wir nähern uns in der Schrift den großen Geheimnissen der Theologie, wir schauen doch zu einem Theil in die herrlichen Wahrheiten, die uns daselbst gegeben sind, hinein, und dadurch bringen wir dann in Gott selbst hinein. In der Schrift wird das Dasein Gottes nirgends bewiesen, sondern als von selbst verstanden vorausgesetzt; nicht als wäre ersteres nicht möglich, aber es ist unnötig. Die Namen, die Gott beigelegt werden, sind verschieden: Gott, Herr, Jehovah, Vater etc. Betreffend menschliche Erklärung, was Gott sei, verweisen wir auf unseren Katechismus: Gott ist ein unendlicher und ewiger Geist — ein Geist ist ein Wesen, das Verstand und Willen hat, ohne einen sichtbaren Körper oder Materie. Betreffend das Wesen und den Charakter Gottes lehrt die Schrift:

1. Daß Gott Geist — geistig sei, mithin dem menschlichen Auge gänzlich unsichtbar. 2. Daß er eine Person sei und Verstand, Wille und sowohl natürliche als moralische Eigenschaften habe. Er ist ein individuelles Sein, besitzt Intelligenz, Plan und Zweck. 3. Daß er dreieinig sei — drei Persönlichkeiten (Wesen) und doch nur ein Gott. Wir verstehen das zwar nicht, ist auch nicht nötig. Vielleicht lernen wir das Geheimniß in dem Jenseits verstehen. Die Bibel lehrt die Thatsache ohne das eigentliche „wie“ zu erklären. 4. Daß er selbstständig — das einzige selbstständige Wesen in dem Universum sei. Er ist unendlich, unbegreiflich, unsterblich, unveränderlich, allmächtig, allwissend, allgegenwärtig. Dazu ist er weise, gerecht, heilig, gut, gnädig, liebevoll etc. — Betreffend der Regierung Gottes sei bemerkt, daß er unumschränkter Herrscher des Weltalls ist, was er erschaffen hat, das erhält er auch nach seinem Willen. Er regiert die Nationen der Erde (2. Kön. 19, 15.); so regiert und versorgt er auch jedes Einzelwesen (Hiob 12, 10.; Matth. 10, 29.). In seiner Regierung hat Gott immer das Wohl seiner Geschöpfe im Augenmerk (Ps. 34, 6–8.). Nie beeinträchtigt er deren freien Willen (Hef. 18, 23.; Matth. 18, 14.). Er bestraft die Sünde (Spr. 14, 32.; Matth. 25, 46.) und belohnt das Gute (Ps. 31, 19.; Joh. 12, 26.); kurz, in allem seinem Thun ist er unendlich weise und gerecht.

II. Der Mensch als von Gott. — Das ganze Universum, wie

schon angedeutet, ist durch ihn und zu ihm geschaffen (1. Mose 1, 1–25.), so auch die Erde als Theil des großen All. Von dieser Erde schuf Gott den Leib des Menschen (1. Mose 2, 7.). Die Seele, der Geist des Menschen, sind ebenfalls von Gott. Man lese mit Bedacht 1. Mose 2, 7. Der Leib ist sterblich, die Seele ist unsterblich. Gott schuf ursprünglich den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn (1. Mose 1, 27.). Bei dieser Schöpfung hatte der Herr den höchsten herrlichsten Zweck im Auge. Darüber siehe 1. Mose 1, 26–28. „Der Mensch ist ein Wesen zweier Welten. Durch seinen Leib ist er an die Erde gebunden, vermöge seines Geistes verkehrt er mit Gott und der Geiswelt. Er ist eine Persönlichkeit in allen seinen Theilen, Kräften und Bethätigungen, fähig zum Leben in der Gemeinschaft Gottes auf Erden und im Himmel.“ (Dosterzee.) Später noch mehr.

## Die Sonntagskullection — wie man dieselbe studirt.

### II.

Nachdem wir die Grundsätze zum richtigen Bibelforschen besprochen haben, erlauben wir uns noch einige Bemerkungen speciell über die allwöchentliche Vorbereitung des Lehrers auf den Unterricht in der Schule.

a. Man fange mit dem Studium des am nächsten Sonntag zu verhandelnden Abschnittes frühe an. Sonntag Abends, spätestens Montag Morgens sollte man die Lektion schon andächtig durchgelesen haben. Das frühe Anfangen hat den großen Vortheil, daß man sich die Woche hindurch in den Abschnitt recht hineinleben und vertiefen kann. Durch solche betende Meditation wird man von einer Klarheit in die andere geführt; die ganze Woche hindurch hat man einen hohen Genuß vom Wort, das süßer ist als Honig und Honigseim, und ist es uns nur eine Freude, die lieben Kleinen am folgenden Sonntag diesen seligen Genuß mitzutheilen. Lehrende, die erst am Schluß der Woche sich ein wenig Zeit erlauben, die Lektion flüchtig durchzusehen, nebenbei vielleicht noch eine Lektionserklärung zu lesen, dürfen nie auf großen Erfolg warten. Die Betrachtung des Wortes Gottes in der Klasse wird dem Lehrer bald zur Last; auch die Kinder nehmen an den bedeutungsleeren Fragen und dem herzlosen Vortrag des Lehrers kein Interesse. Wir wiederholen: fange frühe an und beschäftige dich jeden Tag mehr oder weniger mit der Lektion.

b. Zuerst sollte man sich bemühen mit dem Aeußeren, dem Buchstaben des Wortes bekannt zu werden. Ohne den Buchstaben des Wortes recht zu verstehen, wird man kaum sich in den Geist desselben vertiefen können; ohne die Schale zuerst zu brechen, wird man keinen Kern finden. Ist es ein geschichtlicher Abschnitt, so ist es namentlich nötig, um denselben verstehen zu können, daß man wenigstens einigermaßen mit der Geographie, Chronologie (Zeitrechnung) der Bibel und den eigenthümlichen Gebräuchen der alten Völker vertraut sei. Ohne solche Kenntniß wird uns manche Schriftstelle unklar bleiben. Eine gute Lehrerbibel, wie sie unser Verlagshaus herausgibt, bietet das Nötigste über Geographie und Chronologie. Ferner empfehlen wir: „Die Biblischen Alterthümer“ herausgegeben vom Calver Verlagsverein.

Das Wichtigste ist natürlich, daß man in das Innere, in das Allerheiligste des Wortes hineindringe, daß man den Geist desselben erforsche, den Kern finde. Ein jeder Schrifttheil ist bedeutungsvoll, ein jeder enthält eine, ja sogar viele Gotteswahrheiten, groß und tief und unerschöpflich. In diese

Wahrheitstiefen einzudringen, welches geschieht vermittelt der Leitung des heiligen Geistes, das sei unser Bestreben. Was will der Herr in dieser Lektion uns lehren? Das ist die wichtigste Frage, die wohl beherzigt werden muß. Man betrachte einen jeden Vers genau und suche daraus eine praktische Lehre zu ziehen. Man schreibe sich die praktischen Gedanken auf und suche sie später alle unter einem Hauptgedanken zusammen zu fassen. Natürlich solches Studium fordert Gedanken, Zeit und Gebet; aber welcher Lehrer, wenn er anders im Heil seiner Kinder ein Interesse hat, widmet nicht gerne alle zu erübrigende Zeit und Kräfte diesem segensreichen Studium des Buchs aller Bücher?

d. Eine jede Lektion muß aber den Bedürfnissen der Kinder angepaßt werden, und kommt es dem Lehrer zu, während seiner Vorbereitung oft nach den Bedürfnissen seiner Klasse zu fragen. Die Verhältnisse und Herzensbedürfnisse der verschiedenen Schüler sind gewöhnlich sehr mannigfaltig, und diese verschiedenen Bedürfnisse müssen wohl berücksichtigt werden.

e. Eine jede Lektion sollte, um sie dem kindlichen Gemüth besser einzuprägen, illustriert werden. Der Lehrer sollte die Woche hindurch bienenartig Alles sammeln, was zur Erklärung des Worts beitragen könnte. Die Bibel hat viele und die besten Illustrationen für ihre eignen Wahrheiten, z. B. ein Wunder, ein Gleichniß, ein Ereigniß wird durch ein anderes ähnliches, eine Stelle durch eine Parallestelle erklärt. Und dann wie ist das tägliche Leben, die eigene Erfahrung so voll trefflicher Bilder für die biblischen Wahrheiten. In Zeitschriften und Büchern finden sich viele zweckmäßige Erzählungen und Winke. Man halte sich ein Notizbuch und schreibe alles Zweckmäßige ein, so wird es einem nie an guten Illustrationen fehlen. Daneben versehe man sich mit „Goldkornern“ und „Geschichts-Perlen“ zu haben von Lauer und Jost, Clebeland.

f. Schließlich noch ein Wort über Hilfsmittel. Die meisten Lehrenden werden eher ein Mangel als Ueberfluß an guten Hilfsmitteln zu beklagen haben. Wir meinen hauptsächlich Schriftserklärungen. Gute Erklärungen sind uns, wenn recht gebraucht, so nützlich und gut, wie schlechte, rationalistische, ungläubige Erklärungen heillos sind. Werden erstere aber mißbraucht, so können sie uns höchstens sein, was die Krücken dem Lahmen sind. Von Selbstständigkeit ist da keine Rede mehr. Man bedenke stets, daß es nur menschliche Hilfsmittel sind, ungeachtet sie oft von den frommsten Männern bereitet werden. Weil sie menschlich sind, sind sie auch unvollkommen und können keine absolute Autorität beanspruchen. Werden sie aber dann erst zu Rathe gezogen, nachdem man selbstständig betend und fleißig den Abschnitt durchforscht hat, zum Zwecke der Vergleichung, so können sie uns zum Segen dienen.

G. Heinmiller.

### Der Sonntagsschullehrer.

Warte der Sonntagsschullehrer seines Amtes mit beständiger Frische und reichem Lehrinhalt, vorgetragen in angemessener Heiterkeit und ganz ungezwungen. Ein Sonntagsschüler darf nicht gelangweilt werden. Es wäre dieses ja eine Betrübnis aller, die ihn lieben. Für Jesu Lämmer ist nur das Beste gut genug. Der Gedankenmensch des Schülers muß geweckt, geseffelt und genährt werden. „Denn die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören die Befestigungen; damit wir zerstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkennt-

niß Gottes, und nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi,“ 2. Cor. 10, 4. 5. Dieses kann nicht geschehen durch ein langweiliges Einerlei. Auch kann wirklicher Gedankenstoff und Lehrinhalt der Schrift nicht ersetzt werden durch erkünstelte Mienen der Wichtigkeit und bloßes Frommthun. „Sei nicht allzugerecht und nicht allzuweise, daß du dich nicht verderbest,“ Pr. 7, 17. Der Schüler wird einen solchen Lehrer entdecken und verachten. „Eure Rede sei (daher) allezeit lieblich, und mit Salz gewürzt, daß ihr wiisset, wie ihr einem jeglichen antworten sollt,“ Col. 4, 6.

2. Der Lehrer muß ein festes Ziel im Auge haben. Ein Schiffscapitän, der mit Schiff und Mannschaft ziellos auf dem Weltmeer umher triebe, müßte wohl nicht recht bei Sinnen sein. Des Lehrers Ziel muß sein: meine „Klasse für Jesum.“

„Für Ihn die ganze Klasse,  
Laß keins verloren gehn,  
Laß sie durch deines Blutes Kraft  
Verkärt einst vor dir stehn.“

Und dieses Ziel muß er beständig und fest im Auge haben, mit dieser Sehnsucht durchwohnt sein; damit umgehen, sich niederlegen und aufstehen; dafür arbeiten, beten, bitten, ringen, stehen und anhalten im Oeffentlichen und Verborgenen, als „Meine lieben Kinder, welche ich abermal mit Aengsten gebete, bis daß Christus in euch eine Gestalt gewinne, Gal. 4, 19. „Lasset euch Niemand das Ziel verrücken,“ Col. 2, 18. Er soll weder Menschenfurcht haben, noch Mengengunst suchen. „Vor Menschen sich scheuen bringt zu Fall,“ Spr. 29, 25. „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht,“ Gal. 1, 10. Herr unser Gott, „schaffe uns Beistand in der Noth, denn Menschenhilfe ist kein nütze,“ Psalm 60, 13.

3. Er muß immer auf den Herrn bauen, nie auf eignes Vermögen. „Unsere Hilfe stehet im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat,“ Psalm 124, 8. „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand,“ Spr. 3, 5., denn „wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Narr,“ Spr. 28, 26. „Nicht, daß wir tüchtig sind von uns selber; sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott, welcher auch uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes,“ 2. Cor. 3, 5. 6. Es ist eine der aller klarsten Wahrheiten im ganzen Bibelbuch, und doch für den Menschen so äußerst schwierig zu lernen, daß er aus eigenem Vermögen nichts, gar nichts, zu thun vermag. Jesus sagt: „Ohne mich könnt ihr nichts thun,“ Joh. 15, 5. Auf sonst nichts, als auf Gott allein, haben wir unsere Hoffnung zu setzen. Dann aber kann uns auch Niemand hindern. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Röm. 8, 31. „So spricht der Herr: Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt, und hält Fleisch für seinen Arm, und mit seinem Herzen vom Herrn weicht. Der wird sein wie die Heide in der Wüste, und wird nicht sehen den zukünftigen Trost; sondern wird bleiben in der Dürre, in der Wüste, in einem unfruchtbaren Lande, da Niemand wohnet. Geseget aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt, und der Herr seine Zuversicht ist. Der ist wie ein Baum am Wasser gepflanzt, und am Bach gewurzelt. Denn obgleich eine Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht, sondern seine Blätter bleiben grün; und sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, sondern er bringet ohne Aufhören Früchte,“ Jer. 17, 5-8.

4. Er muß nie verzagen, nie muthlos werden. „Zage



nicht, wenn in der trübsten Nacht der Hoffnung letzter Sterne schwindet." Wenn du, lieber Lehrer, auch oft lange auf die heiß ersehnte Ernte warten mußt, so sei nur gewiß, sie kommt doch endlich. „Frühe säe deinen Samen, und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das gerathen wird, und ob es beides geriethe, so wäre es desto besser.“ Ps. 11, 6. Beseuch die Saat auch oft mit Thränen. Weinen um die Rettung Jerusalems ist göttlich. „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“ Psalm 126, 5. 6. Komm mit Elia unter der Wachholder hervor; gehe deines Weges und

salbe, begeistere durch deinen gottgeweihten Sinn und entschiedene Ausdauer diesen zum Könige und jenen zum Propheten, denn auch du hast vielleicht einen versteckten Dr. Martin Luther in deiner Klasse. „Stärket die müden Hände, und erquicket die strauchelnden Kniee. Saget den verzagten Herzen: Seid getrost, fürchtet euch nicht! Siehe euer Gott, der da vergilt, kommt und wird euch helfen.“ Jes. 35, 3. 4. „Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn; fintemal ihr wißt, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.“ 1. Cor. 15, 58. Daher verzage nicht. Der Allmächtige hilft! „Wer glaubt, der fliehet nicht.“ Jes. 28, 16. C. R. Koch.

## Sonntagsschul-Lektionen.

Viertes Quartal.

### Bileam.

#### 10. Lektion: 4. Mose 24, 10–19.—Sonntag den 4. December 1881.

10. Da ergrimmete Balak im Zorn wider Bileam, und schlug die Hände zusammen, und sprach zu ihm: Ich habe dich gesordert, daß du meinen Feinden fluchen solltest; und siehe, du hast sie nun drei Mal gesegnet.

11. Und nun hebe dich an deinen Ort. Ich gedachte, ich wollte dich ehren; aber der Herr hat dir die Ehre verwehret.

12. Bileam antwortete ihm: Habe ich nicht auch zu deinen Boten gesagt, die du zu mir sandtest, und gesprochen:

13. Wenn mir Balak sein Haus voll Silber und Gold gebe, so könnte ich doch vor des Herrn Wort nicht über, Böses oder Gutes zu thun, nach meinem Herzen; sondern was der Herr reden würde, das würde ich auch reden?

14. Und nun siehe, wenn ich zu meinem Volk ziehe, so komm, so will ich dir rathen, was dies Volk deinem Volk thun wird zur letzten Zeit.

15. Und er hob an seinen Spruch, und sprach: Es sagt Bi-

leam, der Sohn Beors; es sagt der Mann, dem die Augen geöffnet sind;

16. Es sagt der Hörer göttlicher Rede, und der die Erkenntniß hat des Höchsten, der die Offenbarung des Allmächtigen sieht, und dem die Augen geöffnet werden, wenn er niederkniet;

17. Ich werde ihn sehen, aber fest nicht; ich werde ihn schauen, aber nicht von nahem. Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen, und ein Scepter aus Israel aufkommen, und wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter, und zerstören alle Kinder Seths.

18. Edom wird er einnehmen, und Seir wird seinen Feinden unterworfen sein; Israel aber wird Sieg haben.

19. Aus Jakob wird der Herrscher kommen, und umbringen, was übrig ist von den Städten.

#### Haupttext: Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen.—Jes. 1, 8.

**Einführung.**—Um diese Lektion recht zu verstehen, muß man den ganzen Zusammenhang derselben von 4. Mose 22. bis zu unserer Lektion lesen. Israel war gelagert in der Ebene Moabs jenseit des Jordans. Die Moabiter, welche östlich dem todten Meer entlang wohnten, hatten gesehen, wie dasselbe kurz zuvor die Amoriter und Og, den König zu Basan, besiegte und ihr Land eingenommen hatte. Sie fürchteten sich daher vor diesem Volk. Weiter scheint es, erkannte Balak, ihr König, daß die Macht Israels in der Nacht ihres Gottes lag. Da sah er es denn klar ein, daß kein Kriegsheer demselben schaden könne, so lange Gott auf dessen Seite sei. Er sann daher, Israel schaden zu können, ein anderes Mittel aus: In Bethor, einer Stadt in Mesopotamien am Euphrat (5. Mose 23, 4.), wohnte ein Zauberer, der scheint's treffliche Gaben besaß; zu diesem Manne sandte Balak, um ihn zu bewegen, Israel zu fluchen, damit auf diese Weise Gottes Segen von demselben weiche, und er sie nachher bekriegen könne. Wir wollen uns etwas näher mit diesem Manne bekannt machen. Sein Name ist Bileam, d. h. „Volkzerberber.“ Seine Heimath war Bethor in Mesopotamien, die Gegend woher Abraham kam und wo zur damaligen Zeit noch wahre Anbeter Gottes wohnten. Es ist weiter klar, daß er wirklich prophetische Gaben besaß. Die Geschichte in diesen Capiteln sagt, daß er den wahren Gott kannte, daß er ihn fragte und von ihm inspirirt wurde, zu weissagen. Er war berühmte in der ganzen Umgegend, und seine Neben galten für volle Wahrheit. Er wird selbst 2. Petr. 2, 16. ein Prophet genannt. Sodann aber tritt uns auch in Bileam das Bild des habgierigen, irdischgefinnten Menschen entgegen, dem die Ehre bei Menschen lieber ist, denn die Ehre Gottes. Er suchte, wie Simon Magus, die göttlichen Gaben für irdische Zwecke zu verwenden.

Ohne Zweifel kam die Weissagung in unserer Lektion zu ihm durch den Geist Gottes. Allein, es scheint bei ihm war es mehr ein Geschäft, als Herzenssache; er weisagte so, weil er nicht anders konnte; er verhielt dem Volke Israels Heil und Segen, und stand doch auf der Seite ihrer Feinde. Ihm geliebte der Lohn der Ungerechtigkeit.“ 2. Petr. 2, 15. Die Weissagungen Balaks hatten sein Herz mit Gier erfüllt, und wegen irdischen Gewinns gab er Balak einen gottlosen Rath zum Verderben des Volkes Israel. 4. Mose 31, 16.

**Erklärung der Lektion.**—Vers 10. 11. Die vorhergehenden Worte lehren uns, daß Balak durch seine Boten Bileam auffordern ließ, Israel zu fluchen; aber der Herr verbot es ihm mit Balaks Boten zu gehen. Balak sandte sodann noch größere und herrlichere Fürsten zu Bileam mit einem großen Versprechen. Durch dieses Versprechen wurde in Bileam ein Verlangen nachgerufen, mit den Boten zu gehen. Er fragte somit noch einmal Gott, dessen Willen er doch schon so deutlich mußte. Der Herr ließ hierauf dem Propheten seinen Willen, trat ihm aber durch seinen Engel auf dem Wege entgegen. 4. Mose 22, 22–35. Wie Bileam in Moab ankam, nahm ihn Balak auf drei verschiedene Berge, um Israel zu fluchen; allein sein Fluchen wurde jedes Mal in Segen verwandelt. Hierüber ergrimmete nun Balak und befahl ihm heimzugehen. Die Worte Vers 11 wurden wahrscheinlich in spöttischer, satirischer Weise ausgesprochen. Er wollte Bileam damit sagen: Du bist ein rechter Narr, daß du nicht nach meinem Willen gehandelt hast. Denn ich hätte dich hoch geehrt, während dessen du jetzt mit Schanden abziehen mußt.

Bileam entschuldigte sich sodann bei Balak mit den Worten Vers 12. und 13. Hiermit spricht Bileam klar aus, daß die Unvermögenheit, Israel zu fluchen, nicht in seinem Willen

liege, sondern in der Furcht vor Gottes Strafe und in der Thatfache, daß alle seine Weisheit und Kraft von Gott komme, welche von ihm weichen würde, wenn er sie mißbrauche. Sein Wille war also trotz den prophetischen Gaben und der hohen Erleuchtung nicht geheiligt. In den folgenden Versen offenbart er nun Balak noch, was das Volk Israel den Moabitern thun würde.

Vers 15-19. — Bileam schaut in dieser Weissagung in die ferne Zukunft. Zuerst beschreibt er seine Rede als eine Rede und Offenbarung Gottes, hierauf weissagt er von Christo, dem Stern und König aus Jakob. Er war zur damaligen Zeit noch nicht im Lager Israels sichtbar, obgleich er schon geistlich mit Israel zog. 1. Cor. 10, 4. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sich diese Weissagung auch unter den Heiden erhalten bis zur Zeit Christi. Manche Bibelausleger sind der Meinung, daß die Weisen vom Morgenlande (Matth. 2, 2.) aus dem Lande des Bileams kamen, und aus seiner Weissagung etwas Erkenntniß über Christus geschöpft hatten. Dieser König Israels, der Messias wird zerschmettern, alle die, welche Feindschaft üben an Israel, nemlich die Fürsten der Moabiter und alle Kinder Seths, das heißt Kinder des Getümmels, oder wie andere Ausleger es geben, „Kinder des Trümmers.“ Diese Weissagung hat zum ersten auch wohl Bezug auf die Vernichtung der heidnischen Völker durch Israel; hauptsächlich aber deutet sie hin auf den endlichen Sieg des Reiches Gottes über alle Feinde desselben.

**Anwendung.** — 1. Die Geschichte Bileams lehrt uns, wie ein Mensch neben hohen Geistesgaben ein unlauteres, böses Herz besitzen kann. — 2. Ein klarer Verstand, große Erkenntniß und heller Blick in die Zukunft sind herrliche Dinge; aber ein reines gottgeweihtes Herz und ein Wandel in der Liebe Gottes sind weit köstlicher (1. Cor. 13.) — 3. Ein Suchen nach Ehre und Reichthum dieser Welt führt auf Abwege und endet in Unglück und Schande (4. Mose 31, 8.) — 4. Gottes Volk ist trotz dem Wüthen aller Feinde sicher und geborgen. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ — 5. Alle Reiche dieser Welt werden die Reiche unseres Gottes und seines Christus werden. (Vergleiche Vers 17-19. mit Offenb. 12, 10.)

**Anweisung für Lehrer.** — Es ist nothwendig zum richtigen Verständniß der Lektion, daß der Lehrer seine Schüler ermahnt in der vorübergehenden Woche folgende Schriftstellen mit Aufmerksamkeit zu lesen: 4. Mose 2, 2-24.; 2. Petri 2, 15-16.; Offb. 2, 14. und Juda 11. Beim Unterricht stelle derselbe den Schülern dann 1. Das Leben und den Charakter Bileams vor; 2. schildere er ihnen seine Versuchungen und seinen Fall, Vers 10-14.; 3. erkläre er ihnen die herrlichen Worte seiner Weissagung, und daß er trotz dieser Erkenntniß auf Seite der Feinde Israels stand; 4. schildere er ihnen die Verheißungen und die Ewigkeit des Volkes Gottes. Als vergleichende Exempel

nehme er Esau, der seine Erstgeburt verkaufte, und Judas, der seinen Meister verrieth.

**Kleinkinderklasse.** — Um den Kleinen die Lektion interessant und verständlich zu machen, beschreibe man ihnen in kurzen Worten die Geschichte des Bileam und wie der Herr seinen Fluch in Segen verwandelte. Sodann zeige er ihnen auch aus der Geschichte dieses Mannes das Ende des Gottlosen. Hauptsächlich aber belehre er sie über den Stern aus Jakob, der vor 1881 Jahren aufgegangen ist, den die Weisen des Morgenlandes sahen, und der auch jetzt unsere Nacht in Tag verwandelt.

**Illustration.** — Gefahr des Reichthums. — Es wird erzählt, daß Alexander einen seiner Freunde als Zeichen der Hochachtung 100 Talente sandte. Der Bote, der dies Geschenk überbrachte, sagte zu Rhocion (denn so hieß der Freund Alexanders), daß Alexander ihn für den einzigen guten und ehrlichen Mann halte. Hierauf bat dann Rhocion, daß man ihm erlaube diesen Charakter stets zu bewahren, und ihm daher kein solches Geschenk zu bringen, da der Reichthum ihn vom Pfad der Tugend bringen würde. Hätte auch Bileam so gesprochen, so wäre auch er mit dem Volke Gottes zu Ehren gekommen.



**Wandtafelklärung.** — Diese Zeichnung redet so zu sagen für sich selbst und ist leicht zu begreifen. Das getheilte Herz mit „Gott“ und „Mammon“ in demselben zu gleicher Zeit, illustriert uns den Zustand und Charakter des sonderbaren Propheten ganz trefflich. Nehmen wir denn die übrige Charakterzeichnung dem Namen Bileam gegenüber und die Aussage des Heilandes: Niemand kann zweien Herrn dienen hinzu, so bietet das hinlängliche Anknüpfungspunkte für einen kurzen Ueberblick. Man mache es so.

## Die letzten Tage Moses.

### 11. Lektion: 5. Mose 32, 44-52. — Sonntag den 11. December 1881.

44. Und Mose kam, und redete alle Worte dieses Liedes vor den Ohren des Volks, er, und Josua, der Sohn Nun.

45. Da nun Mose solches Alles ausgedeutet hatte zum ganzen Israel,

46. Sprach er zu ihnen: Nehmet zu Herzen alle Worte, die ich euch heute bezeuge, daß ihr euren Kindern befehlet, daß sie halten und thun alle Worte dieses Gesetzes.

47. Denn es ist nicht ein vergeblich Wort an euch, sondern es ist euer Leben; und solch Wort wird euer Leben verlängern auf dem Lande, da ihr hingehet über den Jordan, daß ihr es einnehmet.

48. Und der Herr redete mit Mose desselben Tages, und sprach:

**Haupttext:** Lehre uns bedenken, daß wir sterben

**Einleitung.** — Wir finden in unserer Lektion den Knecht Gottes Mose am Abend seines Lebens. Seine Arbeit war geschafft. Die Kinder Israels waren mit vieler Mühe und Sorgen vor das gelobte Land geführt. Und hier endete sein

49. Gehe auf das Gebirge Abarim, auf den Berg Nebo, der da liegt im Moabiter-Lande, gegen Jericho über; und besiehe das Land Canaan, das ich den Kindern Israel zum Eigenthum geben werde;

50. Und stirb auf dem Berge, wenn du hinaus gekommen bist, und versammle dich zu deinem Volk; gleichwie dein Bruder Aaron starb auf dem Berge Hor, und sich zu seinem Volk versammelte;

51. Darum, daß ihr euch an mir versündigt habt unter den Kindern Israel, bei dem Haderwasser zu Kades in der Wüste Sin, daß ihr mich nicht heiliget unter den Kindern Israel.

52. Denn du sollst das Land gegen die sehen, das ich den Kindern Israel gebe; aber du sollst nicht hineinkommen.

müssen, auf daß wir klug werden. — Psalm 90, 12.

Werk. Ruhig und zufrieden konnte er die ganze zurückgelegte Laufbahn überblicken. Nur eine einzige That warf einen kleinen Schatten auf seinen merkwürdigen Lebenslauf. (Siehe 4. Mose 20, 12.) War nun sein Leben ein ununterbrochener



Kampf gewesen, so war das Ende desselben die Stunde des Triumphes. Hier offenbarte sein Glaube seine allesüberwindende Kraft; hier verbreitete seine Liebe ihre sanftesten Strahlen; hier entfaltete seine Hoffnung ihre gewaltigen Schwingen. Dieses sehen wir in dem merkwürdigen Liede (Cap. 32) und den andern Neben, worin er auf eine erhabene Weise die Güte Jehovahs beschrieb und das Volk Israels zum Gehorsam gegen die Gebote des Herrn ermahnte. Der Tod dieses Gottesmannes fand in der ersten Woche des 12. Monats 1451 v. Christo statt, als er 120 Jahre alt und 40 Jahre der Führer Israels gewesen war.

**Lectionserklärung.** — Vers 44-47. Nachdem Mose alle Worte des Triumphliedes geredet hatte, wobei ihn Josua, sein Diener, der nachherige Führer Israels, unterstützte, ermahnt er die Kinder Israels zur Beherzigung dieser Worte des Gesetzes, worunter wir den Hauptinhalt der fünf Bücher Mose verstehen. Sie sollten dieses Wort nicht nur allein anhören, nicht nur mit dem Verstande fassen, sondern zu Herzen nehmen, d. h. es erwägen und verstehen, daran glauben, es lieben und befolgen. Weiter sollten sie es ihren Kindern einschärfen. Hiermit geht Mose der Sache auf den Grund. Denn das Gedeihen einer Nation hat ihren Hauptgrund in der Erziehung der Kinder nach Gottes Ordnung. Die Hauptbedeutung der großen Lebensfrage beruht darauf, daß man mit der Gottesfurcht am Morgen des Lebens beginnt. Der Grund zur sorgfältigen Beherzigung dieser Worte Gottes ist nach Vers 47 erstens, daß es kein vergeblich Wort ist. Es ist nicht ohne Zweck gegeben worden, sondern man kann den Willen Gottes und sich selbst darin erkennen; es gibt Belehrung, Ermahnung und Warnung für alle Lebensstände. Zweitens war es ihr Leben. Das Herz in Traurigkeit kann darin Trost, Vergewissung und Reinheit erhalten. Es ist, wie Paulus sagt, eine Gotteskraft, Allen, die daran glauben. Christus spricht: „Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben“ (Joh. 6, 63.); „heilige sie in deiner Wahrheit, denn dein Wort ist die Wahrheit“ (Joh. 17, 17.). Drittens hing auch ihr zeitliches Wohl von der Befolgung dieses Wortes ab. Die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. 1. Tim. 4, 8.

Vers 48-52. — An demselben Tage, an welchem er diese Worte redete, erhielt Mose den Auftrag sich zum Sterben zu schicken. Ehe jedoch dieser Befehl Gottes ausgeführt wurde, segnete Moses noch das Volk Israel. (Siehe Cap. 33.) Wie er hierauf feierlich Abschied von seinem Volk genommen hatte, stieg er auf den Berg Nebo, auf die Spitze des Gebirges Pisga, welches nahe dem nördlichen Ufer des todtten Meeres, östlich vom Jordan, lag. Ehrwürdig nahte er sich heldenmüthig der Stätte seines Abscheidens. Keine Furcht des Todes lagerte sich über seine reine Seele; keine Thränen wegen ungerichteter Handlungen brauchten seine klaren Augen mehr zu weinen. Seine Mißtritte waren von seinem Gott, der auch zugleich sein Heiland war, getilgt. Bald sollte er nun diesen Gott, mit dem er hier so innig bekannt geworden war, und dessen Herrlichkeit er so sehnlich zu schauen begehrte, näher kennen lernen. Glücklicher Gottesknecht!

Ehe dieses jedoch geschah, wurde ihm noch ein herrlicher Blick ins verheißene Land seines Volkes gewährt. Von der Spitze des Berges Pisga konnte er fast das ganze südliche Land Canaan überblicken. Welche Freude muß doch dies dem Mose verursacht haben! Die Stätten seiner Thränen, Mühe und dunklen Stunden waren vergessen, wie er sein Volk so nahe dem Ziele seiner Ruhe, so nahe diesem gesegneten Lande sah. Gerne wäre auch er noch in diesem Land gezogen, denn er hat Gott: „Laß mich gehen und sehen das gute Land jenseit des Jordans“ (5. Mose 3, 25.); aber sein Gebet wurde nicht erhört bis ungefähr 1500 Jahren nachher, wo es ihm vergönnet ward in verkürzter Gestalt auf dem Berge der Verkürzung Canaans Boden zu berühren. Es war ihm während seiner irdischen Laufbahn verwehrt, nicht, weil er zu schwach war hinüber zu gehen, denn seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht versallen; es war wegen seiner Sünde, wegen seines Unglaubens beim Haderwasser (4. Mose 20, 12.). In stiller Ergebung fügte er sich somit in den Willen seines Gottes und starb in dessen unmittelbarer Gegenwart, der denn auch die Beerdigung seines Leibes übernahm. 5. Mose 34, 6.

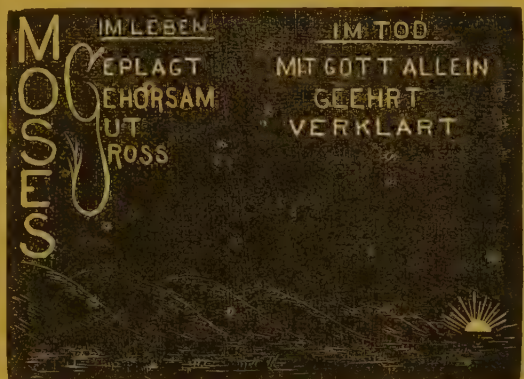
**Lehre.** — 1. Das Gedeihen einer Nation beruht auf dem Gehorsam gegen die Gebote Gottes. — 2. In der rechten christli-

chen Kinderzucht besteht die Hoffnung des zukünftigen Geschlechtes. — 3. Die wahren Knechte oder Kinder Gottes gehen getrosten Muthes dem Tod entgegen. — 4. Gott der Herr gewährt seinen Kindern vielfach einen Blick in das verheißene himmlische Canaan. — 5. Wollen wir eines seligen Todes sterben, so müssen wir ein göttliches Leben führen.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Lehrer suche mit seinen Schülern einen kurzen Ueberblick über das Leben Moses zu machen. Hierauf verhandle er mit ihnen die letzte Ermahnung dieses Gottesmannes. Vers 44-47. Der Hauptgegenstand der Verhandlung sollte jedoch Moses Tod sein. Er starb Angesichts des verheißenen Landes und in der unmittelbaren Gemeinschaft seines Gottes. Hierbei mache er auf den Segen eines solchen Todes aufmerksam. „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben“ u. s. w. Die Ursache seines Todes vor dem gelobten Lande, war eine Folge einer einzigen Sünde, worüber der Lehrer gute Nutzenwendungen machen sollte.

**Kleinkinderklasse.** — Den Hauptgedanken, den der Lehrer den Kleinen einprägen sollte, ist der: Ein frommes Leben hat einen seligen Tod zur Folge. Bei Deutlichmachung dieses Gedankens rede er ein wenig vom frommen Leben dieses Mannes, von seiner Ermahnung zum Frommsein, und wie er dann so selig starb auf dem Berge Nebo, und daß ihn Gott der Herr selbst begrub.

**Illustrationen.** — 1. Der Tod Moses. Josephus erzählt, wie Moses auf den Berg ging zu sterben, folgte ihm ein großer Haufe Volks mit Thränen in den Augen. Wie er nun eine gewisse Höhe erreicht hatte, gab er dem weinenden Volke ein Zeichen, ihm nicht weiter zu folgen. Auf der Spitze des Berges entlieh er dann auch die Letzteften des Volkes. Nur Josua, der Führer Israels und Eliezer, der Hohepriester, blieben noch bei ihm. Wie er nun noch mit diesen beiden redete, erschien plötzlich eine Wolke über Moses, die mit ihm in einem tiefen Thale verschwand. — 2. Das Beste des Lebens. Der deutsche Kaiser Friedrich III. wurde am Ende seines Lebens, wie er 78 Jahre alt war und die Freuden dieser Welt reichlich genossen hatte, gefragt, was das Beste wäre, das einem Menschen in dieser Welt widerfahren könnte. Der kluge Kaiser erwiderte: „Ein seliger Abschied aus diesem Leben.“



**Wandtafelserklärung.** — Moses letzte Tage — seinen Lebensabend — von welchem diese Lection handelt, illustriren wir hier den Lesern durch die untergehende Sonne. Und Moses Lebensabend war in der That (billsich) ein prachtvoller Sonnenuntergang. Denn wie er im Leben geplagt, gehorsam, gut und groß war, so war er im Tode mit Gott allein, geehrt, verkört zc. Es bieten sich da sehr ergiebige Punkte, die man den Schülern im Ueberblick leicht mit Erfolg aus dem Herzen legen kann. Man studire nur die Zeichnung gründlich.

**Eltern sollten es sich zur ganz besonderen Aufgabe machen, ihre Kinder mit zur Kirche zu nehmen, nicht bloß damit sie dort was Gutes hören, sondern damit sie sich die Gewohnheit des Kirchengehens aneignen mögen. Der Werth einer solchen Angewöhnung kann gar nicht überschätzt werden. Erziehe deshalb den Knaben und das Mädchen zum Kirchengehen, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird in späteren Jahren der Mann und das Weib zur Kirche gehen.**

# Revisitationstabelle. — Viertes Viertel.

(Sonntag den 18. December 1851.)

Section.	Thema.	Haupttext.	Lehre.
1.—2. Mose 35, 25—35.	Die frühlichen Geber.	Einen frühlichen Geber hat Gott lieb.—2. Cor. 9, 7.	Am Aufbau des Reiches Gottes sollen sich alle Christen von gansen Herzen betheiligen.
2.—2. Mose 40, 1—16.	Eine Hütte Gottes bei den Menschen.	Da bedeckte eine Wolke die Hütte des Stiftes 2c.—2. Mose 40, 34.	Gott wohnt zu allen Zeiten unter seinem Volk.—Eph. 37, 27.
3.—3. Mose 1, 1—14.	Christus, das göttliche Opfer.	Wenn also ist Christus einmal geopfert, weggenommen vieler Sünden.—Eph. 9, 28.	Christus allein hat ein vollständiges Opfer für die Sünden der Menschheit gebracht. Außer ihm ist keine Rettung.
4.—3. Mose 7, 11—18.	Der Dank opfert, der preiset mich.	Der Dank opfert, der bezahle dem Höchsten deine Gelübde.—Psalm 50, 14.	Ein jeder Christ soll sich mit Freuden dem Herrn zum Lebendigen und heiligen Opfer bringen.
5.—3. Mose 10, 1—11.	Das fremde Feuer.	Darum sollt ihr euch heiligen, daß ihr heilig seid, denn ich tretet euch nicht; Gott läßt sich nicht spotten.	
6.—3. Mose 16, 16—30.	Christus, das große Versöhnungsopfer.	Wir rühmen uns auch Gottes durch unsern Herrn Jesus 2c.—Röm. 5, 11.	Nur durch das Blut des Lammes Gottes können wir von Schuld, Herrschaft und Unreinigkeit der Sünde befreit werden.
7.—3. Mose 23, 33—43.	Das Fest des Herrn.	Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht 2c.—Ps. 103, 2.	Die Christen sollen in Worten und Wandel die Güte ihres Gottes verkünden.
8.—3. Mose 25, 8—17.	Das angenehme Jahr des Herrn.	Wohl dem Volk, das saugen kann.—Psalm 89, 16.	Jeder Mensch feiert ein herrliches Galtjahr, sobald er der Posaune des Evangeliums ertönen hört.
9.—4. Mose 21, 1—9.	In Christo das alleinige Heil.	Und wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat 2c.—Joh. 8, 14, 15.	Der Tod ist der Sünden Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu unserm Herrn.
10.—4. Mose 24, 10—19.	Der Stern aus Jakob.	Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen.—Joh. 1, 8.	Unter dem Scepter des Fürsten aus Israel ist ewige Sicherheit vor dem Fluche der Sünde.
11.—5. Mose 32, 44—52.	Der Getreideabend.	Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen 2c.—Ps. 90, 12.	Für den Frommen ist der Tod ein seliges Hingehen in die ewige Ruhe.
12.—.....	Ueberr. Darstellung.		
13.—Eph. 9, 2—7.	Der ewige Friedefürst.	Wir haben den gefunden, von welchem Moses 2c.—Joh. 1, 45.	Christi Reich dauert von Ewigkeit zu Ewigkeit.

## Gehefragen.

1. Welche Forberung hatte Moses an die Kinder Israels gestellt? Wie wurde dieselbe in der Section Israels erfüllt? Waren die drei Klassen Personen, die sich besonders am Bau der Stifshütte betheiligten? Welche Bestimmung mußten wir beim Geben für Gottes Sache haben?
2. Aus wie viel Theilen bestand die Stifshütte? Wie heißen dieselben? Welche Gerathschaften befanden sich in den verschiedenen Theilen? Wovon war die Stifshütte ein Vorbild? In wie fern ist die christliche Kirche eine Wohnung Gottes?

3. Was war eigentlich die Hauptursache von den Opfern? Wie mußte das Brandopfer beschaffen sein? Wie wurde es gebracht? Was bildet es ab? Was war dessen Segen?
4. In wie viele Arten zerfielen die Dankopfer? Woraus entsprangen gewöhnlich die Dankopfer? Worum bestanden sie? Was war ein Gelübdeopfer? Welche Bedeutung hatten die Opfermahlszeiten?
5. Welche Personen wurden in der 5. Section ausdrücklich genannt? Was war die Ursache hiervon? Welche Lehre gibt uns dieses? Welche Verordnung traf Gott, um ein ähnliches Gericht zu verhüten?

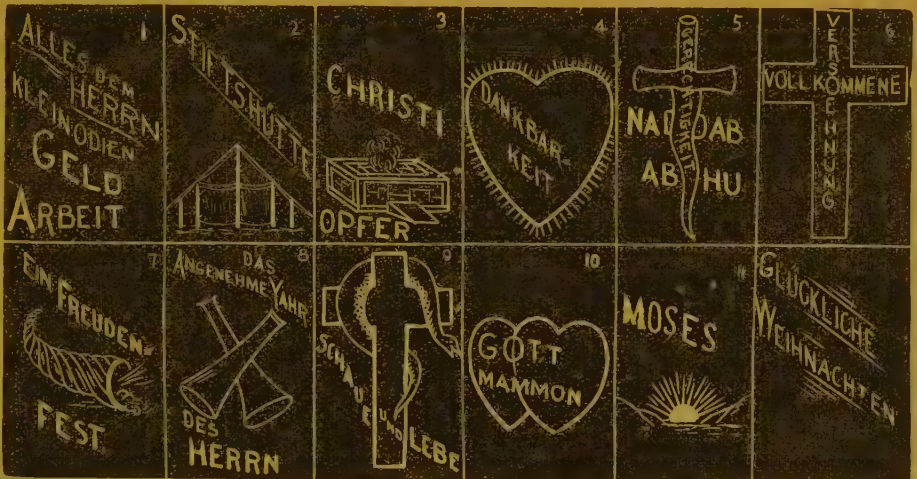
6. In welchem Feste erreichten die Sünder ihre höchste Vollendung? Wie wurde dieses Fest gefeiert? Was hielten uns die beiden Hölle ab? Welche große Lehre lag für die Juden in der Feter dieses Festes?
7. Wie viele große Feste mußten die Juden des Jahres feiern? Wie hießen sie? Zum Anbenden an was wurde das Laubhüttenfest gefeiert? Was waren die Haupt Ceremonien dieses Festes? Wovon deuteten dieselben hin?
8. Welches Gebot hatten die Juden bezüglich des verkaufte Eigenthums? Wie oft wurde das Galtjahr gehalten? Welchen Segen brachte dasselbe den Geknechteten? Den Armen? Wovon ist das Galtjahr ein Vorbild?



D. Wer tritt in dieser Section wider Israel? Mit welchem Erfolg? Wie verhielt sich Israel hierauf gegen Gott und Mose? Was war die Strafe hierfür? Was that hierauf Israel? Wodurch rettete sie Gott vom Verderben? Was bildet uns die eiserne Schlange ab? Wie können wir vom Schaden der Sünde errettet werden?

10. Was that Balak, um Israel zu Schaden? Wer war Bileam? Warum fluchte er Israel nicht? Was sah er aus Jakob aufgehen?

11. Was schärfte Moses den Kindern Israels noch kurz vor seinem Tode ein? Was befohl ihm Gott hierauf? Was



wurde ihm auf dem Berge Nebo gezeigt? Warum durfte Mose nicht ins verheißene Land? Wie können wir eines seligen Todes sterben?

## Christagssection.

### 13. Section: Jes. 9, 2-7.—Sonntag den 25. December 1881.

2. Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheint es helle.

3. Du machst der Heiden viel, damit machst du der Freuden nicht viel. Vor dir aber wird man sich freuen, wie man sich freut in der Ernte; wie man fröhlich ist, wenn man Beute theilt.

4. Denn du hast das Joch ihrer Last, und die Ruthe ihrer Schulter, und den Stecken ihres Treibers zerbrochen, wie zu der Zeit Midians.

5. Denn aller Krieg mit Ungeßüm, und blutiges Kleid wird verbrannt, und mit Feuer verzehret werden.

**Haupttext:** Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben: Jesum, Josephs Sohn, von Nazareth.—Joh. 1, 45.

**Einleitung.** — Die Zeit dieser Weissagung wird im Allgemeinen in das Jahr 714 vor Chr. gesetzt. Der Prophet schaut in derselben in die neutestamentliche Zeit und schildert die Segnungen derselben, welche ihren Ursprung in dem neugeborenen Kinde haben.

**Erläuterung.** — Vers 2-5. Jesaias sieht hier das große Licht, welches in Christo der Menschheit aufgegangen ist. Er beschreibt die Menschheit, daß sie in Finsterniß sitze; durch das Kommen Christi aber sollten Juden und Heiden zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. Hierdurch ist die Macht der Sünde und Menschenjagungen zerbrochen, wie die Herrschaft der Midianiter durch Gideon (Richter 7, 23.). Aller Krieg und alle Feindschaft wird durch Christi Erlösung ausgerottet werden.

Vers 6.—„Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben.“ Hiermit deutet der Prophet auf die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Christus ist im Leibe der Jungfrau Maria Mensch geworden; aber er war der Sohn Gottes von Ewigkeit her. „Welches Herrschaft ist auf seiner Schulter.“ D. h. er wird regieren in seiner eignen Kraft. Es war der Gebrauch zur damaligen Zeit, daß man den Königen und Richtern, bei ihrer Einsetzung in ihr Amt einen Schlüssel auf ihre Schultern legte zum Zeichen ihres Regiments. Christus hat gleichfalls die „Schlüssel Davids“, „die Schlüssel der Hölle und des Todes.“ Ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden (Offb. 1, 18.; 3, 7.; Matth. 28, 18). In dem Folgenden werden nun die Namen dieses Herrschers,

6. Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt Wunderbar, Rath, Kraft, Geld, Ewig-Vater, Friede-fürst;

7. Auf daß seine Herrschaft groß werde, und des Friedens kein Ende, auf dem Stuhl Davids, und seinem Königreich; daß er es zurichte und stärke mit Gericht und Gerechtigkeit von nun bis in Ewigkeit. Solches wird thun der Eifer des Herrn Zebaoth.

unser Erlösers, genannt. Dieselben bezeichnen sein Wesen und seinen Charakter. Er heißt: „Wunderbar.“ Das größte Wunder unter der Menschheit ist sein gottmenschliches Wesen und Leben. Wunderbar ist seine ewige Geburt als Sohn des Allerhöchsten; wunderbar ist seine Empfängniß im Mutterleibe; wunderbar ist sein Charakter, er war der einzige vollkommene Mensch; wunderbar ist auch sein ganzes Werk, sein Werk der Erlösung und der Welteroberung. „Rath.“ Christus ist die Weisheit Gottes, in ihm liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß, auf ihm ruht „der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit.“ Er theilt aber auch Rath mit Allen, die darnach verlangen. Er ist uns gemacht zur Weisheit; er ist ein weiser Führer seiner Kirche und jeder einzelnen Seele, die sich an ihn wendet. „Kraft.“ Der Erlöser der Menschheit ist beides Gott und Mensch. Mensch mußte er sein, um unsere Herzen zu erreichen; Gott hingegen, um seinem Erlösungswerk eine Alles umfassende Gültigkeit zu geben, und alle seine Feinde zu überwinden. „Ewig-Vater.“ Ewig ist er in seinem Dasein. Es ist Alles von ihm, und durch ihn und zu ihm geschaffen. Er spricht selbst: „Ich und der Vater sind Eins.“ Wer mich siehet, der siehet den Vater.“ Er ist aber auch Vater im besondern Sinne, indem wir in ihm zu Kinder Gottes gezeugt werden. Welch ein herrlicher Name! „Friede-fürst.“ Er hat die Feindschaft hinweggethan zwischen uns und Gott; er sendet seinen Frieden in jedes Herz, das an ihn glaubt; er stiftet ein ewiges Friedensreich, in welchem aller Krieg und alle Feindschaft verbannt ist.

Vers 7.—Sein Reich wird sich über die ganze Welt verbreiten.

ten. Denn alle Reiche der Welt werden die Reiche Gottes und seines Christus werden. Diese Weissagung ist schon grobentheils in Erfüllung gegangen und erfüllt sich von Tag zu Tag mehr. Christus wird hier weiter als ein Nachkomme Davids geschildert. Es ist eine Erklärung zu 2. Sam. 7, 11–16. Christus stammt seiner Menschheit nach von David ab und aller geistlicher Same Davids existirt noch fort im Reiche Christi, und es wird dasselbe zugerichtet und gestärkt mit Gericht und Gerechtigkeit, anzeigend, daß die Untertanen im Reiche Christi lauter Gerechte sein werden. Gerechtigkeit ist die Festung des Stuhles Gottes immer und ewiglich. Alles Unrecht wird aus diesem Reiche verbannt werden. Gott wird das in seinem heiligen Eifer, in seiner Liebe zu seinem Sohne und zu seinem Volke thun.

**Lehre.** — 1. Was die Sonne für die Erde ist, das ist Christus für die Menschheit. Er ist die große Centralsonne des geistlichen Reiches, ohne ihn gibt es kein Licht und Leben. — 2. In Christi Reich ist Freude und Friede, nebst Freiheit von allen Banden der Sünde und des Satans. — 3. Christus ist uns hier beschrieben in seiner Menschwerdung und Demuth als Kind, in seiner Würde als König. Das fordert von uns, daß wir ihn lieben als unsern Bruder und ehren als unsern König. — 4. Da Christus Wunderbar heißt, sollen wir dem Worte Gottes glauben, wenn wir sein Wesen nicht vollkommen begreifen können; da er die Weisheit ist, sollen wir seine Lehren befolgen; da er die Kraft und Ewig-Vater ist, sollen wir unter allen Umständen volles Vertrauen in seine Willigkeit und Möglichkeit, uns zu helfen, haben.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Lehrer behandle zuerst mit seinen Schülern die Bedeutung des Christseins. Hierauf be lehre er sie kurz und bündig über die Geburt Christi. Danach sollte er ihnen die Segnungen der Geburt Christi klar zu machen suchen nach Vers 2–5. In der übrigen Zeit schildere er ihnen nach Anweisung der Lektion Christum als Wunderbar 2c.

**Kindertafelklasse.** — Die Hauptsache, welche man in dieser Lektion mit den Kleinen durchnehmen sollte, ist ohne Zweifel die Geburt des Kindes Jesu. Der Lehrer kann hierbei aufmerksam machen, daß dieses Kind von der Maria geboren wurde, daß die Engel des Himmels dieses den Hirten verkündigten u. s. w. Hauptächlich aber sollte man ihnen erklären, daß dieses Kind für uns geboren wurde, und daß dasselbe herrliche Geschenke mit sich brachte.

**Illustrationen.** — 1. Christus unsere Sonne. Wie der Sonnenstrahl, der mit magischem Gefunfel aus Perlen und Rubinen, auf Panzer und Waffen in den königlichen Hallen fällt, und doch auch des Schäfers Hütte beleuchtet und durch das Gitter zu den Gefangenen dringt; wie derselbe ein Licht-

meer über die Höhen der Berge gießt, in spielendem Glanze über die Wellen flammt, und zugleich dem kleinsten Insekt Freude gewährt und den Wurm im Staube belebt; wie er Millionen Meilen weit an Sternen und Welten vorbei strömt, um die schlafenden Frühlingsblüthen ins Leben zu küssen: so sendet auch Christus seine segnenden Gnadenstrahlen in die Nacht der moralischen Finsterniß, um allen Menschen Licht, Leben und Seligkeit zu bringen; er besucht mit seinem Trost ebenso gern die Hütten und Betten der Armen, als die Paläste der Reichen. — 2. Gottes und Menschensohn. — Mit einem feurigen Eisen ist es also bewandt, daß, ehe dasselbe ins Feuer gelegt wird, das Eisen ein anderes ist und ein anderes das Feuer. Wenn aber das Eisen ins Feuer kommt, so wird es feurig, und wird aus Eisen und Feuer ein Ding, also daß nirgends das Eisen ist, da nicht zugleich das Feuer wäre. Also ist der Sohn Gottes eine andere Natur, und das Fleisch ist auch eine andere Natur. Jedoch aber kommen sie beide in der persönlichen Vereinigung also zusammen, daß die Gottheit das Fleisch, gleichwie das Feuer das Eisen, ganz durchgeht, durchbringt, erleuchtet und majestätisch macht."



**Wandtafelklärung.** — Hier lenke man die Aufmerksamkeit der Schüler zunächst auf den Stern. Es ist ein Morgenstern und — ein heller Morgenstern. Daß dieser Stern Jesum vorstellen soll, ist kaum noth zu erwähnen. Von größter Bedeutung ist das von ihm ausstrahlende Licht. Der Stern (Jesum, der Sohn, das Kind) ist Wunderbar, Nath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst. Was diese Eigenschaften besagen, das ist Christus als Erlöser der Menschheit — das will er dir und mir sein. Welch herrlicher Stern in dunkler Nacht!

## Sonntagschul-Lektionen für 1882.

### Erstes Quartal.

#### Januar.

#### Haupttext.

1. Der Anfang des Evangeliums, Mark. 1, 1–13.....Maleachi 3, 1.
8. Jesus in Galiläa, Mark. 1, 14–28.....Jesaja 9, 2.
15. Die Macht zu heilen, Mark. 1, 29–45.....2. Mose 15, 26.
22. Die Macht zu vergeben, Mark. 2, 1–17.....Jesaja 43, 25.
29. Den Pharisäern geantwortet, Mark. 2, 18–28. und 3, 1–5.....2. Mose 20, 8.

#### Februar.

5. Christus und seine Jünger, Mark. 3, 6–19.....Joh. 15, 16.
12. Die Feinde und Freunde Christi, Mark. 3, 20–35.....Matth. 12, 30.
19. Das Gleichniß vom Säemann, Mark. 4, 1–20.....Offb. Joh. 2, 29.
26. Vom Wachstum des Reiches Gottes, Mark. 4, 21–34.....Psaln 72, 16.

#### März.

5. Christus stillt den Sturm, Mark. 4, 35–41.....Psaln 107, 29.
12. Macht über böse Geister, Mark. 5, 1–20.....1. Joh. 3, 8.

19. Macht über Krankheit und Tod, Haupttext. Mark. 5, 21–43.....Mark. 5, 36.
26. Wiederholung.

### Zweites Quartal.

#### April.

2. Die Aussendung der Zwölfe, Mark. 6, 1–13.....Matth. 10, 40.
9. Tod Johannes des Täufers (oder Osterlection 1. Cor. 15, 1–8. Haupttext: Offb. 1, 18.), Mark. 6, 14–29.....Psaln 37, 12.
16. Speisung der fünf Tausend, Mark. 6, 30–44.....Psaln 132, 15.
23. Christus wandelt auf dem Meer, Mark. 6, 45–56.....Jes. 43, 2.
30. Aussätze der Aeltesten, Mark. 7, 1–23.....Mark. 7, 7.

#### Mai.

7. Leidende zu Christo gebracht, Mark. 7, 24–37.....Psaln 145, 9.
14. Der Sauerteig der Pharisäer, Mark. 8, 1–21.....Luk. 12, 1.
21. Blindheit geheilt — Bekenntniß von Christo, Mark. 8, 22–33.....Matth. 16, 16.
28. Die Nachfolge Christi, Mark. 8, 34–38.....Mark. 8, 34.



## Juni.

## Haupttext.

4. Die Verkündigung, Mark. 9, 2-13.....Matth. 3, 17.  
 11. Der besessene Knabe, Mark. 9, 14-32.....Mark. 9, 23.  
 18. Der kindlich Gläubige, Mark. 9, 33-50.....Jes. 57, 15.  
 25. Wiederholung (oder Mäßigkeitslection),  
 Röm. 13, 10-14.....1. Cor. 3, 17.

## Drittes Quartal.

## Juli.

2. Das Familienleben, Mark. 10, 1-16.....Ps. 101, 2.  
 9. Der reiche Jüngling, Mark. 10, 17-31.....Mark. 10, 21.  
 16. Leiden und Dienst, Mark. 10, 32-45.....Mark. 10, 45.  
 23. Der blinde Bartimäus, Mark. 10, 46-52.....Jes. 35, 5.  
 30. Christi Einzug in Jerusalem, Mark. 11, 1-11.....Sach. 9, 9.

## August.

6. Der unfruchtbare Feigenbaum,  
 Mark. 11, 12-23.....Joh. 15, 8.  
 13. Gebet und Vergebung, Mark. 11, 24-33.....Matth. 6, 12.  
 20. Die gottlosen Weingärtner, Mark. 12, 1-12.....Ps. 118, 22.  
 27. Die Pharisäer und Sadducäer zum Schweigen gebracht,  
 Mark. 12, 13-27.....1. Tim. 4, 8.

## September.

3. Liebe zu Gott und dem Nächsten,  
 Mark. 12, 28-44.....5. Mose 6, 5.  
 10. Weissagung von der Zerstörung Jerusalems,  
 Mark. 13, 1-20.....Sprüche 22, 3.

17. Ermahnung zur Wachsamkeit,  
 Mark. 13, 20-37.....1. Thess. 5, 6.  
 24. Wiederholung (oder Mäßigkeitslection),  
 1. Thess. 5, 5-9.....1. Cor. 9, 27.

## Viertes Quartal.

## October.

1. Die Salbung in Bethanien, Mark. 14, 1-11.....Mark. 14, 8.  
 8. Das Osterlamm, Mark. 14, 12-21.....2. Mose 12, 27.  
 15. Das heilige Abendmahl, Mark. 14, 22-31.....1. Cor. 11, 26.  
 22. Christi Leiden in Gethsemane,  
 Mark. 14, 32-42.....Jes. 53, 4.  
 29. Christus verrathen und gefangen,  
 Mark. 14, 43-54.....Mark. 14, 41.

## November.

5. Christus vor dem hohen Rath,  
 Mark. 14, 55-77.....Jes. 53, 7.  
 12. Christus vor Pilatus, Mark. 15, 1-15.....Jes. 53, 3.  
 19. Christus verspottet und gekreuzigt,  
 Mark. 15, 16-26.....Ps. 22, 16.  
 26. Christi Tod am Kreuz, Mark. 15, 27-37.....1. Petr. 2, 24.

## December.

3. Christi Begräbnis, Mark. 15, 38-47.....Mark. 15, 39.  
 10. Christi Auferstehung, Mark. 16, 1-8.....1. Cor. 15, 20.  
 17. Christus nach seiner Auferstehung,  
 Mark. 16, 9-20.....Mark. 16, 15.  
 24. Christtagslection, Micha 5, 1-3.....2. Cor. 9, 15.  
 31. Wiederholung.

## Winterstübchen.

**Humanismus und Christus.** — Wer kennt nicht die Geschichte vom Zaunkönig? Wie die Vögel sich ihren König wählten, — und zwar für den, der am höchsten fliegen würde, diese Würde bestimmten, — da hatte sich der kleinste Vogel in den Federn des Adlers versteckt und wurde somit weit über alle andern Vögel emporgetragen. Als nun der Adler von den andern Vögeln zum König ausgerufen werden sollte, erhob sich der kleine Wicht und flog noch höher und verlangte nun, daß er als König ausgerufen werde. An diese Fabel werden wir oft erinnert, wenn wir lesen, wie die Menschenrechte, die Humanität, das menschenwürdige Dasein als Ziel aller Bestrebungen, als das, was unsere Zeit hervorgebracht haben soll, hingestellt wird, ohne alles dies auf die wahre Quelle desselben, Christum, den für uns gekreuzigten und auferstandenen Heiland, zurückzuführen. In der That, alles Streiten über Humanismus und Anpreisen desselben erscheint uns als das Geschrei und Gezwitz des Zaunkönigs; genährt und gestärkt, getragen und hoch erhoben neunzehn Jahrhunderte hindurch von dem christlichen Adler, verlangt er nun selbstständig und bewundert von allen auf seiner Höhe zu bleiben und als König anerkannt zu werden. — Was war die Idee der Humanität, ehe Christus in die Welt kam, und wo war Humanitarismus vor der christl. Religion? und wo ist er heute unter Heiden zu finden? sage mir das!

**Was einer vor hundert Jahren auf Reisen mitnehmen sollte.** — Ein altes Reisehandbüchlein aus dem Jahre 1780 belehrt uns, was einer mitnehmen soll, so er auf Reisen gehet, damit ihm nichts ermangle, was ihm bedürfe. Da heißt es nach langen Ermahnungen über gutes Verhalten zc. Nimm mit:

An Kleidern und anderer Zugehör. — Zwei Kleider, ein kaffeesfarbenes und ein blaues mit Rock, Kamisol und Hosen; ein paar leberne Hosen; ein paar Schlafhosen; drei paar Strümpfe; zwei paar Handschuhe; zwei Peruken; einen Haarbeutel; zwei Mützen; zwei Hüte; zwei paar Schuhe; ein paar Pantoffeln.

An weisem Gezeuch. — Sechs Unterhemden; vier Oberhemden; sechs Halstücher; sechs Halslein; sechs Schnupftücher; vier paar Armelein; drei paar Handkrausen; zwei paar leinene Strümpfe; zwei paar Fußböden.

An Büchern und allerlei andern Sachen. — Eine Bibel; ein Arndts Christenthum und Paradiesgärt-

lein; ein Reisebuch; zwei Stammbücher; ein Tagebüchlein; ein Buch weißes Papier; Tinten und Federn; einen Kalender; einen Spiegel; eine silberne Sackuhr; eine silberne Schnupftobaksdose; einen silbernen Taschenspiegel; ein paar silberne Schuhschnallen; einen silbernen Beschlag zum Halslein; drei paar silberne Hemdnöpfe; einen goldenen Siegelring; ein paar Messer und Gabel mit Silber eingelegt; eine Schachtel mit Nähzeug darein auch Scherlein und Schreibzeug befindlich; ein Perspektiv; einen Kompaß; einen Wachsstock in einer Büchse mit Feuerzeug; einen silbernen Zahnstieher sammt einer Zahnbürste und auch Ohrenlöselein; einen Degen; ein mit Silber beschlagenes, spanisches Rohr; eine Nachtschraube, auf der Reise die Thüren zu verwahren; eine Kleiderbürste; ein Reiseapotheklein.

**Schulanekdoten.** — 1. Lehrer: Wer war es, Hannchen, der Johannes den Täufer enthaupten ließ?  
 Hannchen: Der Revierförster Herodes.

2. — Lehrer: Die Ueberschrift unsers heutigen Lehrstückes lautet: „Das Ei des Columbus.“ — Weißt du denn schon, Eduard, wer Columbus gewesen ist?

Eduard: O ja! Ein Vogel!

Lehrer: Ein Vogel? Wie kommst du denn darauf? Warum ein Vogel?

Eduard: Nun, weil er ein Ei gelegt hat!

3. — Lehrer: Die Hunde haben lange, die Katzen aber kürzere und mehr abgerundete Nasen. — Was haben also die Katzen für Nasen im Vergleich mit den Hunden, August?

August: Sie haben mehr abgerundete Nasen.

4. — Lehrer: Wo fand Eberhard von Franken den Herzog Heinrich von Sachsen, Clara, als er ihm die Reichskleinodien überbrachte?

Clara: Er fand ihn auf der Vogelwiese!

5. — Lehrer: Haben denn die Thiere auch eine Seele, Dora?  
 Dora: O ja! Die Heringe.

6. — In einer schriftlichen Erzählung ließ ein elfjähriger Schüler einen Offizier unter andern auch sprechen: „Mein Vater starb mir schon als Knabe.“

**Schäferweisheit.** — Herr Sodburn, der Eigentümer des Freiguts Bonah in England, saß einst auf einem Hügel bei seinem Schafhirtin und unterhielt sich mit ihm über Sachen

der Schafzucht. Da bemerkte der Gutsherr, daß die Schafe sich alle friedlich gelagert hatten, und zwar gerade auf der Seite des Hügels, wo es etwas kühl und windig war.

„John,“ sagte er zu dem Hüter seiner Herden, „wenn ich ein Schaf wäre, wollte ich lieber auf der andern Seite des Hügels liegen.“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der gute Schäfer in aller Einfachheit, „wenn Ihr aber ein Schaf wäret, so würdet Ihr eben auch besseren Verstand von der Sache haben.“

**Aus dem Leben Friedrich Wilhelm IV.** — Folgende Scene spielte sich in einer pommerschen Landstadt ab. Gerade als das Bürgermeisterlein eine hochtrabende Anrede zur Begrüßung des Königs begonnen hatte, erhob ein in der Nähe befindlicher Giel, den seine durch die Umstände gerechtfertigte Zurücksetzung und Vernachlässigung kränken mochte, sein unmelodisches Geschrei. „Still, still,“ sagte der König dem unbedirrt fortjagenden Bürgermeister, „Einer nach dem Andern.“

**Neuer Färbestoff.** — „Was machst du denn da, Hannchen?“ — „E, ich färbe das Kleidchen meiner Puppe roth!“ — „Womit färbst du denn?“ — „Mit Schnapps, Papa!“ — „Ja, wer hat dir denn gesagt, daß Schnapps roth färbt?“ — „Ja, die Mama sagte gestern, der Schnapps hätte keine Nase so roth gefärbt!“

**Unverhoffte Hülfe.** — In Wien lebte die Wittve eines armen alten Gelehrten kümmerlich von ihrer Hände Arbeit, da ihr Mann ihr nichts hinterlassen hatte, als eine kleine Bibliothek von geringem Werthe. Sie hielt das Vermächtniß ihres verschiedenen Gatten, dem seine Bücher der größte Schatz gewesen waren, hoch in Ehren, und trotz aller Bedrängnisse vermochte sie sich nicht von demselben zu trennen. Da ward sie krank und arbeitsunfähig, die bitterste Noth klopfte an ihre Thüre, die ganze entbehrliche Habe war bereits zum Pfandleiher gewandert, und es blieb ihr endlich nichts übrig, als die Bibliothek, zu deren Veräußerung sie sich, wenn auch mit schwerem Herzen, zuletzt doch entschließen mußte. Allein sie setzte ihr Vertrauen auf Gott und glaubte fest, daß er ihr helfen werde. Ein Antiquar bot ihr 30, dann 40 Gulden für die Bücher, die Wittve aber hoffte, doch noch etwas mehr zu erzielen, und bat einen Freund ihres Mannes um Rath. Dieser nahm die Bücher in Augenschein, um ihren Werth festzustellen. Plötzlich rief er der armen Frau zu, indem er ihr ein kleines dünnes Heft entgegenhielt: „Behalten Sie die Bibliothek, dieses Büchleichen ist allein über 2000 Gulden werth!“ Es war ein Spartaßtenbuch über eine vor vielen Jahren von dem Verstorbenen eingezahlte Summe, die sich durch die Zinsen bedeutend vergrößert hatte, und von welcher die Wittve nicht das Geringste wußte. Der unverhoffte Fund schützte den Lebensabend der armen alten Frau vor Noth und Mangel; die Bibliothek aber verkaufte sie jetzt um keinen Preis. Der Herr hatte geholfen.

**Jacobi 2, 15. 16.** Ein Bauer, dessen Scheunen voll vom Erntesegen waren, betete täglich, daß doch der Herr den Bedürftigen helfen möge. Aber wenn sich ein Bedürftiger um ein wenig Getreide an ihn wendete, gab er immer die abschlägige Antwort: „Mein Vorrath reicht gerade nur für uns aus.“ Nachdem eines Tages sein Söhnlein ihn wieder beten gehört hatte, sagte es: „Vater, wenn ich nur dein Korn hätte.“ „Warum denn, mein Kind, was wolltest du damit anfangen?“ „Ich würde deine Gebete erhören,“ sagte das Kind. Das war auch praktisches Christenthum. Du aber warte nicht, bis dein Kind dich mahnen muß!

**Fremdwörterwuth.** — Für das Wort Korrespondenzkarte ist der einfachere Ausbruch „Postkarte“ amtlich seit Jahren von der deutschen Postverwaltung eingeführt. Wie aber der Deutsche zum Theil immer noch Fremdwörter zu gebrauchen vorzieht, auch wenn sie ihn mit Götz von Berlichingen zu reden, lauer antommen, geht aus der Thatsache hervor, daß am Schalter des Postamts zu Potsdam laut geführten Notizen in einem Zeitraume von fünf Wochen Postkarten unter nachstehenden Bezeichnungen vom Publikum gefordert worden sind: „Konforrenzkarte, Epparenzkarte, Pommerenzkarte, Goinenzkarte, Spondenzkarte, Sporrespondenzkarte, Rodenzkarte, Rospedenzkarte, Korpulenzkarte, Robedenzkarte, Intelligenzkarte,

Korporenzkarte, Eymissionskarte, Skolperenzkarte, Postanenzkarte, Korrenzkarte, Schaffepodenzkarte, Karte zum Wegschreiben, Karte, die durch die ganze Welt geht, Karte, die immer hin und her geht, Postkarte mit Rückstift, Postkarte mit Rückanweisung.

**Der größte Goldklumpen,** den man je entdeckt hat, ward vor Jahren von zwei Arbeitern in Australien gefunden. Die Männer hießen Deeson und Dates, sie waren wie viele hundert andere in die neueröffneten Goldfelder gezogen und hatten bis dahin so gut wie nichts gefunden. Es ging ihnen spottschlecht: Deeson, der verheirathet war und eine zahlreiche Familie hatte, nagte mit Frau und Kindern am Hungertuche; der unverheirathete Dates war gleichfalls blutarm. In helter Verzweiflung zogen die beiden an einem Nachmittag aus und wandten sich einer Gegend zu, in der noch Niemand nachgegraben hatte. In der Nähe eines alten Baumes fingen sie an zu arbeiten. Nachdem sie eine halbe Stunde emsig geschafft, stieß Deeson plötzlich auf einen harten Gegenstand. „Der dumme Stein!“ rief er aus, „ich hätte eben beinahe meine Spitzhack zerbrochen.“ Eine Minute darauf schrie er: „Dates, komm doch mal her und sieh zu, was dies hier ist!“ Der Genosse eilte herbei — es war ein kolossaler Goldklumpen. Sie wollten ihren Augen nicht trauen und legten den Stein nach mühseliger Arbeit frei; es bedurfte ihrer ganzen Kraft, um ihn zu heben und in Deesons Hütte zu schleppen. Der Klumpen war mehr denn zweimal so schwer, wie eine gleich große Eisenmasse, kein Zweifel mehr, es mußte Gold sein! Die ganze Nacht brachten die Männer damit zu, ihren Schatz von anhängendem Quarz zu befreien, sie hingen ihn über ein großes Feuer und reinigten ihn auf diese Weise; die hungrigen Kinder und die zerklumpte Frau standen im Kreise umher und sahen zu. Als der Morgen graute, verfertigten sie eine rohe Tragbahre, dann zogen die beiden mit Deesons Familie in die Stadt. Todmüde langten sie an und schleppten den Goldklumpen auf die Bank; dort wog man ihn, sein Gewicht betrug 2,268 Unzen, man zahlte ihnen 10,000 Pfund. Aus dem Abfall, den sie abgetrazt und abgelsmolzen hatten, gewannen sie außerdem noch zehn Pfund Gold. Andere Goldstücke wurden in der Nähe des Plazes, wo man diesen Riesenschatz gefunden, nicht mehr entdeckt.

**Lehrer:** Karl, Du kannst also noch nicht begreifen, was Nächstenliebe ist? Ich will sie Dir durch ein Beispiel klar machen. Denke Dir, Du und Dein Nachbar, der Fritz, gingen miteinander spazieren, und ihr kämet auf einen kothigen Weg; Fritz gleitet aus und fällt in eine Pfütze. Was würdest Du da thun?

Karl: Ihn auslachen!

Rebusse.

1. K K O

2. K F R

Charade.

Vom Himmel fällt das E r s t e nieder,  
Es wird versenkt ins tiefe Meer,  
Iart ruht es auf dem duffigen Flieder,  
Ihn Raft ist es des Sturmes Wehr.

Leicht sind die L e t z t e n Z w e i zu finden,  
Niest Du den ersten Vers genau,  
Sie blüh'n und rauschen in den Gründen,  
Ihr dufft'ger Hauch durchwürtzt den Thau.

Am diesem Räthsel ist das Beste,  
Daß es der Lösung Worte bringt,  
Und bei des Kindes erstem Feste  
Ein Jeder froh mein G a n z e s singt.

**Auflösung der Räthsel im Octoberheft.**

Rebusse. — 1. Schleier. 2. Anker. 3. Mandarin. — F. Aßen, A. Reinte.

Räthsel. — Krebs. — Niemand. (Sind die Nüsse zu hart, aber sind die Zähne stumpf? Welches? — S. d. r.)









THE UNITED LIBRARY



3 5560 003 538 404

LIBRARY USE ONLY

DATE DUE			
APR 17 '81			

MY 27 '71

GARRETT THEOLOGICAL SEMINARY  
LIBRARY  
EVANSTON, ILLINOIS



